Z.64

SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Westermanns

Illustrierte Deutsche Monatshefte.

Ein Familienbuch

für das

gesamte geistige Leben der Gegenwart.

Achtundachtzigster Band.

April 1900 bis September 1900.

Braunschweig.

Druck und Verlag von George Westermann.

1900.

Westermanns illustrierte deutsche Monats-Hefte

für das gesamte geistige Leben der Gegenwart.

Vierundvierzigster Jahrgang. Achtundachtzigster Band.

WISSENSCHAFTLICHER CLUB
WIEN

AP30
W4
v. 88

Verzeichnis der Mitarbeiter

am

achtundachtzigsten Bande

der

Illustrierten Deutschen Monatshefte.

Barnay, Ludwig, in Wiesbaden, 32. — Beaulieu-Marconnay, Freiherr von, in Charlottenburg, 135. — Behaghel, Otto, in Gießen, 818. — Bie, Oskar, in Berlin, 199, 576, 735. — Borkowski, Heinrich, in Lyck, 470. — Büsgen, M. in Eisenach, 673. — Diercks, Gustav, in Steglitz, 39. — Dohm, Hedwig, in Berlin, 345. — Düsel, Friedrich, in Berlin-Friedenau, 532. — Ebner-Eschenbach, Marie von, in Wien, 1. — Franke-Schievelbein, Gertrud, in Charlottenburg, 224. — Funck, Heinrich, in Gernsbach, 182. — Garbe, Richard, in Tübingen, 750. — Georgi, M., in Zauckerode, 527. — Hagen, Luise, in Berlin, 124. — Heigel, Karl Theodor, in München, 594. — Heyse, Paul, in München, 661. — Hippel, Hildegard von, in Berlin-Friedenau, 778. — Hollaender, Felix, in Berlin, 504, 804. — Hug, Lina, in Zürich, 374. — Hutter, F., in Weilheim, 188. — Junghans, Sophie, in Gotha, 52, 153, 289, 421. — Kleinschmidt, Arthur, in München, 334. — Knauer, Friedrich, in Wien, 247, 359. — Krause, Arnold, in Steglitz, 686. — Krebs, Carl, in Berlin, 549. — Meyer, Richard, in Braunschweig, 400. — Muncker, Franz, in München, 107. — Pazaurek, Gustav E., in Reichenberg i. B., 10. — Petsch, Robert, in Würzburg, 265. — Pfitzner, Paul, in Leipzig, 382. — Poppe, Hans, in Dresden, 272. — Robran, Paul, in Charlottenburg, 565. — Rosegger, Peter, in Graz, 705. — Rösing, Therese, in Lübeck, 484, 627. — Salten, O., in Freiburg i. B., 477. — Schmidt, Erich, in Berlin, 822. — Schreiber, W. L., in Potsdam, 313. — Schubring, Paul, in Berlin, 646. — Stamper, Georg, in Berlin, 239. — Storck, Karl, in Berlin-Westend, 81. — Tille, Alexander, in Kessenich bei Bonn, 762. — Wiener, Oskar, in Prag, 610. — Wohlfahrt, B., in Mainz, 450.

Inhalt
des achtundachtzigsten Bandes.

In letzter Stunde. Von Marie von Ebner-Eschenbach,* 1.
Die Lieblingspflanzen in den dekorativen Künsten. Eine Skizze von Gustav E. Pazaurek, 10.
Zur Naturgeschichte der Regisseure. Plaudereien aus der Theaterwelt von Ludwig Barnay, 32.
Odessa. Ein Städtebild von Gustav Diercks, 39.
Junge Leiden. Roman von Sophie Junghans, 52, 153, 289, 421.
Das Klavier. Seine Geschichte und sein Bau. Von Karl Storck, 81.
Paul Heyse. Von Franz Muncker, 107.
Der Dilettantismus der vornehmen Frau. Von Luise Hagen, 124.
Die Novelle zum Flottengesetz. Von ***, 135.
Ein neuer Fund über die Persönlichkeit der Frau von Stein. Von Heinrich Funck, 182.
Santa Cruz und Las Palmas, zwei Kronjuwelen des Südens. Von F. Hutter, 188.
Die Wand und ihre künstlerische Behandlung. Von Oskar Bie, 199, 576, 735.
Der Zerstörer. Novelle von Gertrud Franke-Schievelbein, 224.
Robert von Mohl. Von Georg Stamper, 239.
Das Ameisenleben. Von Friedrich Knauer, 247, 359.
Die Volkslitteratur der Japaner. Von R. Petsch, 265.
Margarete Stern. Ein Gedenkblatt von Hans Poppe, 272.
Zu Gutenbergs 500jähriger Geburtstagsfeier. Von W. L. Schreiber, 313.
Rosalie Fürstin Lubomirska. Von Arthur Kleinschmidt, 334.
Ihr Schwanenlied. Von Hedwig Dohm, 345.
Das East-End oder der „Dunkle Erdteil" Londons und der People's Palace. Von Lina Hug, 374.
In der Trümmerwelt Griechenlands. Von P. Pfitzner, 382.
Robert Wilhelm Bunsen. Von Richard Meyer, 400.
Der Mainzer Dom. Von B. Wohlfahrt, 450.
Schiller und Henriette von Arnim. Von Heinrich Borkowski, 470.
Schiller und Katharina Baumann. Von O. Salten, 477.
Im Stillen. Novelle von Therese Rösing, 484, 627.
Aus zwei Jahrhunderten deutscher Schauspielkunst. Von Felix Hollaender, 504, 804.
Der Kampf ums Dasein im Schoße der Erde. Von M. Georgi, 527.
Gustav Freytag und Heinrich von Treitschke. Eine deutsche Männerfreundschaft aus bewegter Zeit. Von Friedrich Düsel, 532.
Zur Dramaturgie von Mozarts „Don Juan". Von Carl Krebs, 549.
Schönheit. Novelle von Paul Robran, 565.
Friedrich Christoph Dahlmann. Von K. Th. Heigel, 594.
Der Fächer. Von Oskar Wiener, 610.
Das italienische Frauenporträt im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert. Von Paul Schubring, 646.
Aus der Werkstatt. Von Paul Heyse, 661.
Licht und Pflanzenleben. Von M. Büsgen, 673.
Friedrich Mistral. Von Arnold Krause, 686.
Onkel Sonnenschein. Ein Tagebuch von Peter Rosegger, 705.
Über den willkürlichen Scheintod indischer Fakirs. Von Richard Garbe, 750.
Goethes Faust in der modernen deutschen Kunst. Von Alexander Tille, 762.
Fatum. Novelle von Hildegard von Hippel, 778.
Sprachliche Versteinerungen. Von Otto Behaghel, 818.
Marie von Ebner-Eschenbach. Von Erich Schmidt, 822.
Litterarische Rundschau: 146, 279, 409, 557, 697, 827.

Namen- und Sachregister
zum achtundachtzigsten Bande.

Ameisenleben, Das. Von Friedrich Knauer, 247, 359.
Aus der Werkstatt. Meine Novellistik. Von Paul Heyse, 661.
Bunsen, Robert Wilhelm. Von Richard Meyer, 400.
Dahlmann, Friedrich Christoph. Von K. Th. Heigel, 594.
Der Zerstörer. Novelle von Gertrud Franke-Schievelbein, 224.
Dilettantismus der vornehmen Frau, Der. Von Luise Hagen, 124.
Dramaturgie, Zur, von Mozarts „Don Juan". Von Carl Krebs, 549.

910827

East-End, Das, oder der „Dunkle Erdteil" Londons und der People's Palace. Von Lina Hug, 374.
Ebner-Eschenbach, Marie von. Von Erich Schmidt, 822.

Fächer, Der. Von Oskar Wiener, 610.
Fatum. Novelle von Hildegard von Hippel, 778.
Flottengesetz, Die Novelle zum. Von ***, 135.
Frauenporträt, Das italienische, im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert. Von Paul Schubring, 646.
Freytag, Gustav, und Heinrich von Treitschke. Eine deutsche Männerfreundschaft aus bewegter Zeit. Von Friedrich Düsel, 532.

Goethes Faust in der modernen deutschen Kunst. Von Alexander Tille, 762.
Griechenlands, In der Trümmerwelt. Von Paul Pfitzner, 382.
Gutenbergs 500jähriger Geburtstagsfeier, Zu. Von W. L. Schreiber, 313.

Heyse, Paul. Von Franz' Muncker, 107.

Ihr Schwanenlied. Von Hedwig Dohm, 345.
Im Stillen. Novelle von Therese Rösing, 484, 627.
In letzter Stunde. Von Marie von Ebner-Eschenbach, 1.
Japaner, Die Volkslitteratur der. Von Robert Petsch, 265.
Junge Leiden. Roman von Sophie Junghans, 52, 153, 289, 421.

Kampf ums Dasein, Der, im Schoße der Erde. Von M. Georgi, 527.
Klavier, Das. Seine Geschichte und sein Bau. Von Karl Storck, 81.

Licht und Pflanzenleben. Von M. Büsgen, 673.
Lieblingspflanzen, Die, in den dekorativen Künsten. Eine Skizze von Gustav E. Pazaurek, 10.
Lubomirska, Fürstin Rosalie. Von Arthur Kleinschmidt, 334.

Mainzer Dom, Der. Von B. Wohlfahrt, 450.
Mistral, Friedrich. Von Arnold Krause, 686.
Mohl, Robert von. Von Georg Stamper, 239.

Onkel Sonnenschein. Ein Tagebuch von Peter Rosegger, 705.
Odessa. Ein Städtebild. Von Gustav Diercks, 39.

Regisseure, Zur Naturgeschichte der. Plaudereien aus der Theaterwelt von Ludwig Barnay, 32.

Santa Cruz und La Palmas, zwei Kronjuwelen des Südens. Von F. Hutter, 188.
Schauspielkunst, Aus zwei Jahrhunderten deutscher. Von Felix Hollaender, 504, 804.
Scheintod, Über den willkürlichen, indischer Fakirs. Von Richard Garbe, 750.
Schiller und Henriette von Arnim. Von Heinrich Borkowski, 470.
Schiller und Katharina Baumann. Von O. Salten, 477.
Schönheit. Novelle von Paul Robran, 565.
Stein, Ein neuer Fund über die Persönlichkeit der Frau von. Von Heinrich Funck, 182.
Stern, Margarete, Ein Gedenkblatt von Hans Poppe, 272.

Versteinerungen, Sprachliche. Von Otto Behaghel, 818.

Wand, Die, und ihre künstlerische Behandlung. Von Oskar Bie, 199, 576, 735.

Litterarische Rundschau:
Achelis, Thomas: Die Grundzüge der Lyrik Goethes, 833.
Andresen, G.: Deutsche Volksetymologie, 418.
Arcoleo, Giorgio: Palermo, 704.
Arnold, F.: Die Vertreibung der Salzburger Protestanten und ihre Aufnahme bei den Glaubensgenossen, 560.
Behaghel, Otto: Gesprochenes Deutsch oder geschriebenes Deutsch, 415.
Biedermann, Karl: Zeit- und Lebensfragen aus dem Gebiete der Moral, 152.
Biedermann, Woldemar Frhr. von: Goethe-Forschungen, 828.
Biese, Alfred: Goethes Bedeutung für die Gegenwart, 830.
Biese, Alfred: Pädagogik und Poesie, 701.
Bleibtreu, Carl: Wörth, 283.
Bode, Wilhelm: Meine Religion; mein politischer Glaube, zwei vertrauliche Reden von J. W. von Goethe, 830.
Boyens Denkwürdigkeiten und Erinnerungen 1771 bis 1813, 560.
Brink, Bernhard ten: Geschichte der englischen Litteratur, 284.
Bulthaupt, Heinrich: Dramaturgie des Schauspiels, 285.
Bunsen, Marie von: Georg von Bunsen, 838.
Chamberlain, Houston Stewart: Grundlagen des 19. Jahrhunderts, 283.
Clemen, Paul: Ruskin, 563.
Dauthendey, Max: Reliquien, 410.
Dem neuen Jahrhundert: Musenalmanach der Berliner Studenten, 414.
Deutsche Kunst und Dekoration, 564.
Deutschlands regierende Fürsten, 561.
Diem, Ulrich: Das Wesen der Anschauung, 839.
Duden, Konrad: Orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache, 418.
Dunger, Hermann: Wider die Engländerei in der deutschen Sprache, 417.
Düntzer, H.: Erläuterungen zu Goethes Faust II, 833.
Düntzer, H.: Mein Beruf als Ausleger, 833.
Eisler, Rudolf: Wörterbuch der philosophischen Begriffe und Ausdrücke, 563.
Engelmann, R.: Pompeji, 150.
Evans, E. P.: Beiträge zur Amerikanischen Litteratur- und Kulturgeschichte, 286.
Falke, Gustav: Der Mann im Nebel. Roman, 149.
Falke, Gustav: Mit dem Leben, 412.
Fechner, Gustav Theodor: Das Büchlein vom Leben nach dem Tode, 838.
Fischer, Andreas: Goethe und Napoleon, 830.
Fischer, Kuno: Goethe und Heidelberg, 829.
Fischer, Kuno: Goethes Iphigenie, 829.
Fischer, Th. A.: Leben und Werke Alfred Lord Tennysons, 286.
Fontane, Theodor: Aus England und Schottland, 557.
François, Curt von: Deutsch-Südwestafrika, 837.
Franke, Karl: Jakob und Wilhelm Grimm, 417.
Freundesgaben für Carl August Hugo Burkhardt zum 70. Geburtstage, dargebracht von Freunden und Verehrern, 828.
Friedjung, Heinrich: Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland, 1859 bis 1866, 283.
Fuchs, Reinhold: Herzenskämpfe, 414.
Furrer, Konrad: Katholicismus und Protestantismus, 152.
Gaederz, Karl Theodor: Bei Goethe zu Gaste, 827.
Geiger, Ludwig: Dichter und Frauen, 702.
Geist, Hermann: Wie führt Goethe sein titanisches Faustproblem, das Bild seines eigenen Lebenskampfes, vollkommen einheitlich durch? 832.
Georgy, Ernst: Jugendstürme, 834.

Blümer, Claire von: Es giebt ein Glück, 834.
Goethe-Jahrbuch Bd. XXI, 827.
Griebsch, Max: Pädagogische Monatshefte, 840.
Gystrow, Ernst: Der Katholicismus und die moderne Dichtung, 703.
Haffter, E.: Briefe aus dem hohen Norden, 836.
Hagen, B.: Unter den Papuas, 837.
Harnack, Otto: Essays und Studien zur Litteraturgeschichte, 833.
Hauptmann, Karl: Aus meinem Tagebuche, 834.
Herrnhof, Guido von: Bismarck-Gedenkbuch, 561.
Hesse-Wartegg, Ernst von: Siam, das Reich des weißen Elefanten, 559.
Heyne, Moriz: Das deutsche Wohnungswesen, 179.
Hindermann, Adele: Bühnenvölkchen, 835.
Hirth, Georg: Er — pathologisch? 831.
Hirth, Georg: Der schöne Mensch, 151.
Hoffmannsthal, Hugo von: Blätter für die Kunst, 409.
Hoffs, Friedrich van: Bunte Schmetterlinge, 413.
Hollaender, Felix: Erlösung, 148.
Holm, Kurt: Meine Welt, 414.
Horn, Paul: Deutsche Soldatensprache, 418.
Horneffer, Ernst: Vorträge über Nietzsche, 839.
Huch, Rudolf: Mehr Goethe, 831.
Industrie, Handel und Flotte. Volkswirtschaftlicher Atlas herausgegeben vom Deutschen Flottenverein, 419.
Israel, Joseph: Spanien, 564.
Italien, Durch ganz, 558.
Jacobowski, Ludwig: Aus deutscher Seele, 414.
Kahle, B.: Ein Sommer auf Island, 287.
Kaisenberg, Moritz von: König Jerome Napoleon und sein Garde du Corps, 281.
Kauffmann, Friedrich: Goethe, 830.
Kaufmann, Georg: Politische Geschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert, 559.
Kemsies, Ferd.: Zeitschrift für pädagogische Psychologie und Pathologie, 840.
Keppler, Paul Wilhelm von: Wanderfahrten und Wallfahrten im Orient, 558.
Kleinpaul, Rudolf: Internationales Hundenamenbuch, 419.
Kleinpaul, Rudolf: Modernes Hexenwesen, 839.
Koch, Alex.: Zeitschrift für Innendekoration, 151.
Koch, Julius: Im Frühglanz, 413.
Koeppel, Emil: Tennyson, 286.
Kollbach, Karl: Rheinisches Wanderbuch, 836.
Konversations-Lexikon der Frau, 562.
Kopp, Arthur: Deutsches Volks- und Studentenlied in vorklassischer Zeit, 418.
Koser, Reinhold: Friedrich der Große, 280.
Köster, Albert: Festrede zur 500jährigen Geburtsfeier Johannes Gutenbergs, 838.
Kreutzer, Johannes: Otto von Bismarck. Sein Leben und sein Werk, 561.
„Kunst", Zeitschrift, herausgeg. von Bruckmann, 151.
Kunstgeschichte in Bildern, 150.
Landau, Markus: Geschichte der italienischen Litteratur im achtzehnten Jahrhundert, 704.
Laßwitz, Kurd: Wirklichkeiten, 838.
Lenbachmappe, 150.
Lendenfeld, Robert von: Die Hochgebirge der Erde, 557.
Lenz, Leo: Heiliges Lachen, 414.
Lenz, Max: Die großen Mächte, 838.
Levi, Hermann: Goethes Gesammelte Erzählungen und Märchen, 833.
Lewald, Fanny: Gefühltes und Gedachtes, 702.
Lichtwark, Alfred: Seele und Kunstwerk, 150.
Liebe, Georg: Der Soldat in der deutschen Vergangenheit, 280.
Liliencron, Detlev von: Mit dem linken Ellenbogen, 148.
Lindau, Paul: An der Westküste Klein-Asiens, 558.
Lindner, Gustav: Aus dem Naturgarten der Kindersprache, 419.
Maaß, Th.: Der Urzustand der Menschheit, 839.
Madeleine, Marie: Auf Kypros, 413.
Masson, Friedrich: Napoleon I. und die Frauen, 282.
Matthaei, Adalbert: Deutsche Baukunst im Mittelalter, 179.
Medwill, Lord Thomas: Gespräche mit Lord Byron, 285.
Meisner, Heinrich: Ernst Moritz Arndt, 282.
Mentzel, Elisabeth: Der Frankfurter Goethe, 829.
Mentzel, Elisabeth: Das Puppenspiel vom Erzzauberer Doktor Johann Faust, 832.
Meyer, Elard Hugo: Deutsche Volkskunde, 279.
Meyer, Richard M.: Deutsche Litteraturgeschichte des 19. Jahrhunderts, 701.
Meyers Hand-Atlas, 287.
Mollwo, Ludwig: Hans Karl von Winterfeldt, 281.
Moltkes Schriften, Volksausgabe, 284.
Mosens Ausgewählte Werke, herausgegeben von Max Zschommler, 286.
Müller, Elise: Frisch von der Schmiede, 413.
Müller, Sophus: Nordisches Altertum, 279.
Neubürger, E.: Friedrich Maximilian Klinger, 829.
Orlow, R. M.: Der Deutsche in Paris 1900, 837.
Ostwald, Hans: Vagabonden, 561.
Pagel, Franz: Die Jugendfürsorge, 420.
Paris und Nordfrankreich, 836.
Pauli, Gustav: Venedig, 150.
Paulus, Eduard: Der Alte vom Hohen-Neuffen, 412.
Peters, Hermann: Der Arzt und die Heilkunst in der deutschen Vergangenheit, 280.
Petersen, E.: Vom alten Rom, 150.
Pfeil, Graf: Studien und Beobachtungen aus der Südsee, 288.
Pietsch, Paul: Deutscher Sprache Ehrenkranz, 416.
Piper, Otto: In'n Middelkraug, 835.
Poschinger, Heinrich von: Fürst Bismarck und die Diplomaten, 560.
Preuschen, Hermione von: Vom Mondberg, 413.
Reibnitz, Kurt Frhr. von: Torso, 834.
Reuter, Gabriele: Frau Bürgelin und ihre Söhne, 146.
Rheinlande, Die, von Mainz bis Koblenz und die Thäler der Lahn und der Nahe, 558.
Riat, George: Paris, 704.
Richter, Helene: Percy Bysshe Shelley, 286.
Richter, Kurt: Ferdinand Freiligrath als Übersetzer, 703.
Rodenberg, Julius: Erinnerungen aus der Jugendzeit, 702.
Roland, Emil: Gefühlsklippen, 834.
Rossetti, Dante Gabriel: Das Haus des Lebens, 411.
Schaukal, Richard: Tage und Träume, 411.
Schiff, Jakob: Gedichte, 414.
Schirrmacher, Käthe: Voltaire 703.
Schmidt, K. E.: Paris, 836.
Schröder, Edward: Goethe und die Professoren, 830.
Schuster-Woldan: Rafael, 151.
Seidel, Heinrich: Erzählende Schriften. — Reinhard Flemmings Abenteuer zu Wasser und zu Lande, 835.
Siebs, Theodor: Grundzüge der Bühnenaussprache, 419.
Singer, H. W.: Künstlerlexikon, 152.
Sohnrey, Heinrich: Rosmarin und Häckerling, 835.

Sommerlad, Theo: Die wirtschaftliche Thätigkeit der Kirche in Deutschland, 559.
Spitteler, Karl: Olympischer Frühling, 411.
Steinhausen, Georg: Der Kaufmann in der deutschen Vergangenheit, 280.
Steinmann, E.: Rom in der Renaissance, 150.
Sudermann, Hermann: Drei Reden, 703.
Suphan, Bernhard: Allerlei Zierliches von der alten Excellenz, 828.
Tolstoj, Leo: Auferstehung, 697.
Traeger, Eugen: Die Rettung der Halligen und die Zukunft der schleswig-holsteinischen Nordseewatten, 836.
Trojan, Joh.: Der Sängerkrieg zu Trarbach, 415.
Türck, Hermann: Der geniale Mensch, 832.
Verlaine, Paul: Gedichte, übersetzt von Otto Hauser, 411.
Vilmar, Otto: Zum Verständnis Goethes, 830.
Vischer, Fr. Theod.: Das Schöne und die Kunst. — Shakespeare-Vorträge, 285.
Waldeyer, W.: Die Bildnisse Friedrichs des Großen und seine äußere Erscheinung, 560.
Weger, Herm.: Die Schulmeister in Berlin, 835.
Werckmeister, Karl: Das neunzehnte Jahrhundert in Bildnissen, 149, 563.
Wiegler, Paul: Baudelaire und Verlaine, 411.
Wolkenhauer, W.: Illustriertes kleines Handbuch der Geographie, 287.
Zöllner, Friedrich: Einrichtung und Verfassung der Fruchtbringenden Gesellschaft, 418.

UNIV. OF
CALIFORNIA

Paul Heyse.
(Nach einer Photographie aus dem Kunstverlag von Franz Hanfstaengl in München.
Aufnahme vom Jahre 1884.)

In letzter Stunde.

Von

Marie von Ebner-Eschenbach.

(Nachdruck ist untersagt.)

Heiraten — ein junges Mädchen ... Konrad, du hättest den Mut?“ sprach Matisen und starrte den Freund voll Besorgnis an. Auf seinem faltenreichen, verwitterten Gesichte malte sich eine so kindliche Verwunderung, daß Konrad Staufen lachen mußte. „Ich habe den Mut,“ sagte er, „und ich glaube, ich darf ihn haben.“

Es war eine alte Geschichte, daß zwischen den beiden die größte Übereinstimmung herrschte. Sobald Konrad Staufen eine Meinung abgab, wußte man: es ist die Meinung zweier Universitätsprofessoren, seine eigene und die Stephan Matisens. Heute verwandelte dieser Gefügige sich in den verkörperten Widerspruch. Eine peinigende Angst hatte ihn ergriffen und besiegte die ihm angeborene Schüchternheit. Und wenn er aus seiner durch ausbündige Rücksichten scharf umhegten Bahn brach, konnte er Dinge sagen, die ein Schonungsloser nicht leicht über die Lippen bringt.

„Du hast grundlegende Werke geschrieben, du bist ein großer Gelehrter, ein Bahnbrecher in deinem Fache,“ sprach er, „und das macht dich zum Gegenstand der Hochschätzung der ganzen gebildeten Welt, aber nie und nimmer zum wünschenswerten Freier in den Augen eines jungen Mädchens. Das junge Mädchen lacht über den Fünfziger, der sich aus einem väterlichen Freund plötzlich in einen Liebhaber verwandelt.“

„Irrtum! Ein Liebhaber bin ich nicht und will ich nicht werden.“

„Was denn also? Gatte, gleich Gatte? Statt wie bisher Wohlthäter, Beschützer, Vormund, auf einmal Gatte ... O, daß du die Frauen so gar nicht kennst! Die Pflanzen so gut und die Frauen so schlecht!“

„Sollten wir einander viel vorzuwerfen haben in dem Punkte?“ fragte Staufen.

Um Matisens großen Mund zuckte es kummervoll und schmerzlich. „Nun — i ch habe einmal ein Verhältnis gehabt. Befand mich, als es angesponnen wurde — oder sich vielmehr von selbst anspann ... man wohnt doch irgendwo, es ist doch ein Wesen da, das einem die Wäsche besorgt und das Frühstück bereitet ... Dieses Wesen ist leider meist ein weibliches ... von selbst anspann,“ wiederholte er. „Befand mich damals auch schon in vorgerückten Jahren, obwohl nicht in so weit vorgerückten, wie du dich jetzt befindest. Auf das Ende, das

die Sache genommen hat, zurückzukommen, vermeide ich sonst. Nun aber möchte ich es dir ins Gedächtnis rufen — zur Warnung, als abschreckendes Beispiel ...“

Konrad Staufen legte begütigend die Hand auf den Arm seines aufgeregten Freundes, der vor ihm stand, klein und hager und zu ihm herabpredigte, indes er gelassen auf dem Lehnsessel an seinem Schreibtisch sitzen blieb: „Sei ruhig, Stephan; Erfahrungen, wie du in deinem ‚Verhältnis‘ gemacht hast, werde ich in meiner Ehe nicht machen.“

„Die Qualität der Frau ist eine andere. Gewiß. Von einer plumpen Untreue spreche ich nicht. Ich spreche von dem unausbleiblichen Gefühl: Ich bin alt, und sie ist jung. Zwischen uns klafft ein Riß, den nichts überbrückt — da sitzt es! da sitzt das Unheil ... Kommt dieses Bewußtsein über dich — und es kommt! — so sicher wie der Tod — wird es dich elend machen.“ Er schwieg einen Augenblick, schien intensiv nachzudenken, strich plötzlich mit den zehn Fingern durch seine spärlichen und steifen Haare, die ein mißfarbiges Blond konserviert hatten, und rief: „Was ich alles kommen sehe ... Ihr Götter Griechenlands! Was ich alles kommen sehe! Bezwing dich, sag ich dir ..., wenn du noch so verliebt bist — denn das wirst du trotz deines Leugnens wahrscheinlich doch sein — bezwing dich. Heirate nicht, thu's nicht!“

„Weil ich nicht verliebt bin,“ fiel der Professor ihm ins Wort, „thu ich's. Ich thäte es nicht, wenn ich verliebt wäre. Den Launen, den Eifersüchteleien eines verliebten Alten würde ich meine Mathilde nicht aussetzen. Ich bin kein Verliebter, ich bin ein innig Liebender und innig Wiedergeliebter ... Weißt du noch, wie sie einst als Kind, hier an dieser selben Stelle, zu mir trat, ihre Ärmchen um mich schlang und mit so voller Überzeugung, aus der Tiefe ihres kleinen Herzens heraus, sagte: ‚Ich hab dich gut lieb.‘ Es ist heute wie damals; wir haben einander gut lieb mit braver, dauerhafter Liebe, die uns beide glücklich machen wird, verlaß dich darauf.“

Stephan Matisen stieß einen tiefen Seufzer aus: „Wie soll ich mich auf etwas verlassen, das mir erst bewiesen werden müßte? ... Alter Mann, junge Frau — es bleibt ein Unding ... Die Schiefheit schon von Anfang an: Weil du nicht verliebt bist, heiratest du. Wer aber steht dir gut dafür, daß du dich nicht in deine junge schöne Frau verlieben wirst? Dann steckst du bis über den Kopf in der Gefahr, der du entrinnen wolltest. Die junge, schöne Frau schätzt und bewundert dich über alles und schöpft daraus eine unbedingte Sicherheit, läßt sich unbefangen huldigen, am unbefangensten von deinen Schülern, unter denen es verflucht nette Leute giebt. Die schwärmen alle für die Frau Professorin, und trotz der Begeisterung für den verehrten Lehrer — die Hand auszustrecken nach dessen höchstem Gut, seiner Gattin, wagt doch jeder dieser Frechlinge ... Und einmal erweckt einer von ihnen ein lebhafteres Interesse bei der Altersgenossin ... Und dann — nun, mein armer Konrad ... Sie wird dich gewiß auch dann noch gut lieb haben, den anderen aber sündhaft lieb, und das wird dem miserablen Burschen gerade recht sein. So kommt es! ... Das ist es, was ich kommen sehe, und ich sage dir ...“

„Sage nichts mehr, prophezeie nicht,“ sprach Staufen. „Du bist bei mir mit prophezeien nicht glücklich. Erinnere dich, was alles du vorhergesagt hast, als ich mich entschloß, die Verlassenschaft des armen Kollegen, der sich in aller Stille aus dem Leben geschlichen hatte, sein verwaistes Kind, anzunehmen. Da konntest du nicht genug warnen: ‚Thu es nicht! es wäre keineswegs, wie du dir einbildest, eine edle Handlung, es wäre gewissenlos. Gewissenlos gegen dich selbst, denn es stört deine Kreise, gewissenlos gegen das Kind, denn du hast keine Ahnung von der Behandlung und Pflege, die es braucht, und von dem Unterricht, der ihm zu teil werden soll. Diese unerläßlichen Kenntnisse jedoch lassen sich nur erwerben durch das Studium der weiblichen Hygiene und durch das Absolvieren eines Lehrerinnen- und Erzieherinnenkurses.‘“

Matisen stutzte: „Habe ich das gesagt?“

„Etwas dergleichen doch, und jedenfalls sahst du und sahen die Götter Griechenlands, die du anriefst, schweres Unheil hereinbrechen, wenn ich deine Bedingungen zu erfüllen unterließe. Wo ist das Unheil geblieben, Matisen? Weißt du etwas, das du anders wünschtest an ihr, die mein Kind war und bald mein Weib sein wird? Ist ihre Erziehung mißraten?“

„Die ist geraten. Dank der Mithilfe und dem Einfluß deiner vortrefflichen Schwester.“

„Dank der Mithilfe und dem Einfluß meiner vortrefflichen Schwester,“ bestätigte Staufen, „auf die ich von Anfang an gerechnet hatte.“

Die Männer schwiegen. Konrad war aufgestanden, und Matisen sah jetzt zu dem viel größeren Freund empor und gab sich einmal wieder Rechenschaft von seiner Liebe für diesen Unvergleichlichen. Staufen hatte alles, was ihm fehlte: Wohlstand, Schönheit, Ruhm, und weil Staufen diese schätzenswerten Güter besaß, fühlte Matisen sich mit versehen. Er lebte in dem Freunde und ahnte nicht, bis zu welchem Grade der Selbstentäußerung er es mit der Zeit gebracht hatte. Auch die ganze Macht seiner Zuneigung kam ihm nur, aber regelmäßig und bald nach den seltenen Fällen zum Bewußtsein, in denen er sich zu einer verletzenden Äußerung gegen den Vielverehrten hatte hinreißen lassen und bittere Reue ihn überfiel.

Eben jetzt wand er sich in ihren Krallen. Daß er den Professor an seine vorgerückten Jahre gemahnt hatte, war grausam gewesen und wie jede Grausamkeit — thöricht. Wenn jemand ein Recht hatte, sich im Alter noch für jung zu halten, dann war es Konrad Staufen. Was hatte denn das Alter ihm gethan? Seine feinen, reichen Haare gebleicht, sonst nichts. Es hatte seine Gesundheit, seine Arbeitskraft, die erquickende Heiterkeit und Gleichmäßigkeit seiner Laune unberührt gelassen, es hatte seine hohe und schlanke Gestalt nicht gebeugt, ihr nichts genommen von der männlichen Anmut ihrer Bewegungen. Gegeben aber hatte es ihm. Es hatte seinen schönen Zügen den Abglanz des reinsten, ein langes Leben hindurch bewahrten Seelenadels verliehen, ihnen die edlen Spuren rastloser geistiger Thätigkeit eingeprägt.

Matisen betrachtete ihn mit inniger, wenn auch charaktervoll beherrschter Rührung und dachte: Wenn du das Ungewöhnliche wagst, du Ungewöhnlicher, vielleicht geschieht es ungestraft.

* * *

Die Ehe des Professors wurde eine wundervolle. Die etwas scheue Ehrfurcht, die Mathilde für ihren Vormund empfunden hatte, verwandelte sich dem Gatten gegenüber in eine zärtliche anbetende Liebe, die Staufen nicht wie etwas, das ihm gebührte, hinnahm, sondern wie ein köstliches Gnadengeschenk, wofür er zu danken hatte alle Stunden seines Lebens.

Eine schwere Trübung ihres Glückes erfuhren die beiden durch den Tod des Söhnchens, das Mathilde ihrem Manne geboren und das drei Jahre lang den Stolz des Hauses ausgemacht hatte. Mit entsetzlicher Raschheit wurde das blühende Kind hinweggerafft. Seine Eltern hatten es verloren, bevor sie noch den Gedanken an eine drohende Gefahr zu fassen vermochten. Es war der größte Schmerz, den Staufen je erfahren hatte, und maßlos heftig wurde er von ihm ergriffen und völlig niedergerungen. Und in dieser Leidenszeit erwies die Frau sich als die Stärkere. Den Mann, zu dem sie wie zu einem Unüberwindlichen emporgeschaut hatte, in hilflose Trauer versunken zu sehen, erweckte in ihr ein heroisches Mitgefühl, das ihr eigenes Leid tief zurückdrängte in ihre Seele und es sorgsam verborgen hielt. Ihr war, als sei sie verantwortlich für den dunklen Schatten, der in sein bis jetzt immer sonniges Leben gefallen war. Als hätte sie ihm etwas abzubitten, er ihr etwas zu verzeihen, umgab sie ihn mit einer noch zärtlicheren Sorgsamkeit als bisher, mit allen Aufmerksamkeiten einer Zuneigung, die sich nie aufdrängt und immer da ist, nichts erbittet, als geben zu dürfen, und so demütig darbringt, als ob annehmen Großmut wäre.

Nichts von allem, was sie für ihn that, ging verloren, nicht das kleinste, stillste Zeichen ihrer grenzenlosen Hingebung. Zu seiner Liebe für seine junge Lebensgefährtin kam eine große Dankbarkeit und erhöhte und verklärte ihm ihren Wert. Als die Wunde, die ihnen geschlagen worden war, allmählich vernarbte, fanden die Gatten sich noch inniger verbunden als vor dem Tode ihres Kindes.

Zum siebentenmal jährte sich ihr Hochzeitstag; da erschien Matisen als Gratulant mit einem Blumenstrauß. Jetzt sei der Zeitpunkt gekommen, sagte er, in dem ein Glückwunsch zur Vermählungsfeier wohl angebracht und nicht nur ins Blaue gesprochen sei. Er klagte sich auch eines Irrtums an, den er vor sieben Jahren begangen hätte

und von dem sein Freund wisse, die Frau Professor aber nie — wenn sie noch so sehr darauf brenne — etwas erfahren solle.

Die Frau Professor brannte aber gar nicht darauf: „Habt eure Geheimnisse,“ erklärte sie. „Wir thun am besten, uns mit der Portion Vertrauen zu begnügen, die unsere Männer uns schenken wollen. Erpressungen in dem Punkte fallen immer schlecht aus. Siehe Delila, Kriemhilde und gewiß viele andere vorher, nachher und dazwischen, von denen eure Gelehrsamkeit erzählen könnte.“

„Du hast leicht reden,“ meinte der Professor, „du, die ihren Mann durch und durch schaut. Aber nicht besser als er dich,“ setzte er hinzu und glitt sanft mit seiner Rechten über ihren blonden Scheitel: „Matisen, wenn einer der Götter Griechenlands in diesem Haupte einen Gedanken entdeckt, den ich nicht kenne, will ich dem Olympier einen Altar errichten.“

Mathilde sah ihm liebreich in die Augen: „Das ist aber auch eine Kunst für einen Mann wie du, meine armen Gedanken zu kennen.“

Seelenvergnügt ging Matisen heim. Das Verhältnis dieser zwei Menschen zueinander entsprach ganz und gar seinem Ideal der Ehe. Es war so schön, zu sehen, wie Mathilde sich im Glanz ihres Gatten sonnte. Wie helle Freudigkeit sie durchströmte, wenn man sie in Gesellschaft vorstellte: „Frau Professor Staufen,“ und wenn beim Klang dieses Namens die Steifsten geschmeidig und die Hochfahrendsten liebenswürdig wurden. Und wenn im Vorübergehen die Studenten sie grüßten bis zur Erde, fiel es ihr nicht ein, daß die Huldigung nicht bloß der Frau des angebeteten Lehrers, sondern auch ihr persönlich, ihrer Jugend und Schönheit gelten könne.

Ja, sie hatte ihn „gut“ lieb, und am Ende ist diese Liebe auch wirklich die mächtigste, wie sie die schönste ist.

Wieder verfloß ein Jahr.

An der Universität lehrte seit kurzem als Docent ein ehemaliger Schüler und besonderer Liebling Staufens, Doktor Johannes Philippi. Aus einer niedrigen Lebenssphäre war er heraufgestiegen und hatte den Kampf ums Dasein und um die Macht des Wissens mit Feuer und Kraft und eiserner Ausdauer geführt. Jetzt ging er mit vollen Segeln. Eine erste Veröffentlichung hatte große Erwartungen erweckt, die zweite sie zum Teil schon erfüllt. Es wurde als ausgemachte Sache angesehen, daß der junge Docent bestimmt war, Staufens Nachfolger zu werden. Der Glanz, der diese noch so kurze Laufbahn umgab, erweckte Mißgunst und Erbitterung in so mancher kleinen Seele. Feinde und Neider wuchsen ihm aus dem Boden, und er hielt ihren oft gar schnöden Angriffen mit wonniger Streitbarkeit und unerschütterlicher Siegeszuversicht stand.

Vom ersten Tage hatte ihn Staufen zu Gast geladen für jede freie Abendstunde, die er erübrigen könne, und: „mein Vaterhaus“ — er hatte nie ein anderes gekannt — nannte Johannes sehr bald das Haus des Professors. Freudestrahlend kam er, wenn er über neu ausgebrochene Zwistigkeiten zwischen ihm und seinen Gegnern zu berichten hatte, und rief mit ehrlicher Begeisterung: „Gesegnet meine Feinde! Sie zu lieben, kostet mich keine Selbstüberwindung, ist mir Vergnügen und Wonne.“

„Deshalb thust du auch alles, um sie dir zu erhalten,“ sagte der Professor.

„Mit Bewußtsein nicht. Ich weiß selbst nicht, wie es kommt, aber ich habe sie und nenne sie freudig mein. Wie viel verdanke ich ihnen. Es lebe ihr Haß! Sein Scharfsinn entdeckt jede Lücke in meinem Wissen, bringt jede meiner Schwächen und Untugenden ans Licht, und nun offenbaren sie sich auch mir, und ich erkläre ihnen einen frischen fröhlichen Krieg, einen Ausrottungskrieg! Ist das nicht herrlich?“

Da seine Feder- und Wortgefechte fast immer mit einer Niederlage seiner Widersacher endeten, war es ihm leicht, ein großmütiger Sieger zu sein. Aber für seine Großmut wußte man ihm keinen Dank, fühlte nur die Beschämung, sie erfahren zu müssen. So hatte er wenig Freunde, besonders unter den Kollegen und auch unter seinen Hörern nur einen kleinen Anhang, der freilich aus der Blüte der akademischen Jugend bestand. Seine eigene Fähigkeit, zu bewundern und zu verehren, übte er in allerreichstem Maße an Konrad Staufen aus. Für den begeisterte er sich, den liebte er mit der Liebe eines guten und dankbaren Sohnes.

„Ist es nicht,“ sagte der Professor einmal zu Matisen, „als ob mein kleiner Junge mir

in seiner frühen Kindheit nur weggenommen worden wäre, um mir plötzlich als Mann — und wahrhaftig als ein ganzer! — zurückgegeben zu werden?"

Mathilde hatte anfangs allerlei an Philippi auszusetzen. Sie fand ihn gar zu geradeaus, sein Äußeres „ein urgermanisches Knochengerüst mit einer Zigeunerhaut überzogen", gar zu disharmonisch. Sie lachte über seine breiten Schultern, von denen eine immer Mittel fand, beim Eintreten entweder rechts oder links an den Thürpfosten anzurempeln. Einmal entschuldigte sie sich im Namen des Thürpfostens, und der reckenhafte Philippi, der dem Überfall einer Hünenschar kaltblütig Trotz geboten hätte, geriet in Bestürzung, und die Schlagfertigkeit, mit der er sonst jeden unerwarteten Angriff abwehrte, versagte völlig.

Von Stunde an unterließ er es nie, scharf zu zielen, bevor er ins Zimmer trat, um jeden Kontakt mit den hölzernen Feinden zur Rechten und zur Linken zu vermeiden.

Mathilde machte ihm kein Hehl daraus, daß sie geglaubt hätte, so riesige Hände wie die seinen kämen nur in den Fabeln, bei Waldmenschen und Ogern vor. Nachdem er aber eines Abends eine ungemein zarte Pflanze in ihre Bestandteile zerlegt hatte, um ihren Bau, ihre Eigentümlichkeiten und intimsten Eigenschaften zu erklären, versprach die Frau Professor, ihn nie mehr mit der räumlichen Ausdehnung seiner Hände zu necken, so viel Geschicklichkeit, wie in ihnen stecke, lasse sich auf ein kleines Gebiet nicht beschränken.

Sehr mißfallen hatte ihr, als sie ihn kennen lernte, auch seine Breitspurigkeit, sein nachlässiges und ungeschicktes Sichgehenlassen. Sie verlor nie ein Wort darüber, er aber fühlte, er erriet das Unbehagen, das er ihr verursachte, und bemühte sich, die Umgangsformen der Menschen anzunehmen, mit denen sie verkehrte. Es wurde ihm freilich unglaublich schwer, aber schon die Bemühung war dankenswert, und völlig erfolglos blieb sie nicht. Viele bemerkten das, und es schmeichelte der Frau Professor, daß man ihr die günstige Veränderung zuschrieb, die mit Philippi vorging. Es hieß: Ja — der Einfluß einer feinen schönen Frau auf solch einen Bärenhäuter, der ganz gewiß zum erstenmal einem Wesen ihrer Art begegnet!

Sie nahm arglos Glückwünsche zu ihren Erziehungsresultaten entgegen; ihr fiel nicht auf, daß sich in Bekanntenkreisen das Gespräch, wenn sie erschien, sehr bald auf Philippi lenkte oder, wenn eben von ihm die Rede gewesen war, plötzlich abbrach.

Einmal verteidigte sie ihn eifrig gegen einen Ankläger. Der Wortwechsel zwischen diesem und ihr war ziemlich lebhaft geworden. Die Herrin des Hauses, die eine Weile schweigend zugehört hatte, wünschte ein Ende zu machen und wendete sich in täppischer Gutmütigkeit an Mathilde: „Sie haben gewiß recht, liebe Freundin! Sie kennen Doktor Philippi besser als wir alle. Bei uns läßt er sich kaum sehen, bei Ihnen verkehrt er, wie man behauptet, täglich."

Tiefe Stille folgte diesen Worten. Die Hausfrau wurde über und über rot und senkte, wie plötzlich zum Bewußtsein einer begangenen Ungeschicklichkeit gekommen, ganz bestürzt die Augen. Ein anwesendes Ehepaar, bekannt durch seine gegenseitige Liebe und seine Bosheit gegen andere, wechselte über den Tisch einen verständnisvollen, vor Schadenfreude glänzenden Blick.

Mathilde hatte einen unangenehmen Eindruck empfangen, von dem sie sich aber keine Rechenschaft gab, der sie wie im Fluge berührte und den sie bald vergaß.

* *
*

Professor Matisen befand sich seit einiger Zeit in einem beklagenswerten Zustand. Ungewöhnlich oft kam er daher im Sonnenbrand oder noch vor einbrechender Nacht aus seiner fernen Vorstadt, trat in das Zimmer des Freundes, sah durch die Brille ängstlich mit irrenden Augen umher, als ob er sich erst zurecht finden müsse, und fragte regelmäßig statt anderer Begrüßung: „Wie geht's deiner Frau? Wo ist deine Frau?"

Dann wartete er eine Weile, und wenn sie kam und in ihrer gewohnten lieben und freundlichen Weise mit ihm sprach, wich die quälende Unruhe von ihm. Er war bald wieder der Alte und konnte wahre Schätze tiefen Wissens und verborgener Weisheit auskramen und war stolz, wenn Mathilde ausrief: „Sie sind ein reicher Born, Matisen, wie schad, daß Sie so selten sprudeln!"

Ließ sie sich nicht sehen, beharrte Matisen in seiner träumerischen Zerstreutheit, wollte etwas sagen, fand den rechten Ausdruck nicht und unterbrach sich mitten im Satze. Eine Weile blieb er dann noch stumm auf seinem gewohnten Platz, dem Diwan zwischen den zwei mächtigen Bücherschränken, Staufens Schreibtisch gegenüber, in Gedanken versunken. Endlich zog er die Uhr, erschrak — und empfahl sich.

Dem Professor wurde bang um ihn, und als er eines Tages wieder so gar verloren dasaß, den Blick unverwandt auf die Thür des kleinen Salons Frau Mathildens gerichtet, erhob sich Staufen, ging auf den Freund zu, legte ihm die Hände auf die Schultern und sprach sanft und traurig: „Sag es heraus, Matisen, ich sehe deinen Kampf. Alter Freund — müssen wir unseren Verkehr einschränken oder vielleicht gar — abbrechen, Stephan?“

Matisen verstand ihn nicht. „Wieso? Warum ...?“

„Nun — ich meine nur ... Wenn dieser Verkehr — er bringt dich öfter in die Nähe einer jungen, hübschen Frau, als möglicherweise gut ist für deinen Herzensfrieden ...“

Jetzt hatte Matisen begriffen und war sehr betroffen, aber doch noch mehr geschmeichelt. „Du meinst, daß ich in deine Frau verliebt bin? Ihr Götter — ich! ... nein, nein, meine das nicht. Ich verliebe mich nicht mehr, mit dieser menschlichen Thorheit habe ich abgeschlossen.“

Bald darauf traf er Staufen eines Abends allein zu Hause und stellte die gewohnte Frage: „Wo ist deine Frau?“

„Im Theater, in der Loge meiner Schwester.“

„Wer hat sie hingeführt?“

„Philippi.“

„Philippi — Johannes Philippi ... Das also — das,“ und jetzt kam es heraus in überstürzter Rede. „Das gehört sich nicht ... Es fällt auf. Die Leute finden, daß es auffällt, und ich finde es auch. Er ist jung und sie ist jung — und es fällt auf.“

„Was fällt auf? was findet man? — Ich verstehe kein Wort,“ sagte Staufen.

Matisen machte eine abwehrende Bewegung, als ob er nicht unterbrochen werden wollte. „Er ist täglich bei euch, man sieht euch nur noch in seiner Gesellschaft. Es heißt, daß er euch auf die Ferienreise begleiten wird, man fragt: Wie kommt dieser Fremde zu der Auszeichnung? Hat der Herr Professor eine so große Vorliebe für ihn oder ist die Vorliebe mehr auf Seite der Frau Professorin?“

Bei diesen Worten zuckte Staufen leicht zusammen. „O, Matisen,“ sprach er, „wie bedaure ich dich! Wie bald wirst du es blutig bereuen, dich zum Sprachrohr einer so niederen Denkweise gemacht zu haben.“

Matisen war betroffen und blieb eine Weile sprachlos, bevor er sich zu der Erwiderung ermannte: „Du hast davon erfahren müssen, ich habe es dir nicht ersparen können. Lang genug verfolgen sie mich mit Andeutungen, daß es meine Pflicht sei, dich aufmerksam zu machen ...“ Er stockte, und Staufen fragte gelassen: „Worauf?“

„Auf das Gerede, das am Ende doch dem guten Ruf deiner Frau schaden könnte.“

„Ihrem guten Ruf? Und das meinst auch du?“

„Verzeih, Konrad, verzeih! Die Frage ist die eines Kindes. Götter Griechenlands! um was handelt es sich denn als um den Ruf deiner Frau?“

„Keine Sorge um den!“ rief der Professor voll schöner Zuversicht. „Es ist eine große Sache, der Ruf eines edlen Menschen. Das Geschwätz einzelner Thoren und Verleumder hat nicht die Macht, seinen reinen Schimmer zu trüben.“

Nun aber schrie Matisen auf: „Ihr Götter! Ihr Götter! ... Ja, das bist du! Das ist deine stupende Unerfahrenheit. Das ist die Folge des vom Leben abgewendeten Lebens, das du führst, und auch des Glückes, das du immer gehabt hast.“

„Den Göttern sei Dank!“ flocht Staufen lächelnd ein.

„Dafür nicht! Durchaus nicht immer Dank. Das Glück ist blind und macht blind. Du ahnst nichts von dem Unheil, das die Gemeinheit dem Höchsten und Heiligsten zufügen kann. Du hast keinen Begriff ...“

Staufen fiel ihm ins Wort: „Da irrst du sehr. Was ich selbst nicht erfuhr, sah ich andere erfahren, oft so heiß mitfühlend, daß es wie eigenes Erlebnis war. Der Meinung aber bin ich geblieben. Keine Kon-

zession dem Gewürm, das sich an Makellose heranschleicht, um sie zu begeifern ... Nein, nein, sprich jetzt nicht ... Höre! Wenn ich mich dazu herbeiließe, was wäre damit erreicht? — Daß es hieße: Früher trieben sie es offen, jetzt treiben sie's geheim ... Sprich nicht!" kam er wieder dem Einwand zuvor, den Matisen machen wollte. „Um den Preis soll ich einem Menschen, den ich liebe wie einen Sohn, der mich ehrt wie einen Vater, die Thür weisen? Welchen Grund dafür gebe ich meiner Frau an? Soll ich Ausflüchte machen? Wie lange reicht das, und wie unwürdig ihrer und meiner scheint es mir ... Soll ich ihr sagen: Du wirst beschuldigt ... Unmöglich, Matisen!" brach er aus, und wider seinen Willen verriet sich im Ton seiner Stimme die tiefe Erregung, die ihn erfaßt hatte. „Unmöglich! ... Ich raube ihr ihre goldige Unbefangenheit nicht. Ich zerre sie nicht zum Abgrund menschlicher Niedertracht und sage ihr: Blicke da hinein!"

Matisen staunte ihn an. So gesteigerte Ausdrücke zu gebrauchen, war sonst nicht des Freundes Sache.

„Wachen wir über sie," sagte Staufen nach einer Weile ruhiger. „Verhüten wir, daß ein Hauch des giftigen Atems sie berühre. Die Ferienzeit ist nahe. Es handelt sich nur noch um Tage. Dann reisen wir und — wer weiß? Vielleicht stürzt sich die Verleumdung inzwischen auf andere Opfer, und wir finden bei unserer Rückkehr die läppischen Gerüchte verstummt."

„Wenn Philippi euch begleitet, dann nicht. Soll er euch wirklich begleiten? Bleibt es dabei?"

„Es ist längst ausgemacht und bleibt dabei," erwiderte Staufen.

* * *

Seit Jahren verließ Stephan Matisen, ein geschworener Feind des Reisens, die Stadt nicht mehr. Die Botschaften der fernen Freunde trafen ihn in seiner kahlen Junggesellenstube und — das mußte er zugeben — erfüllten sie mit köstlichen Landschaftsbildern, Duft und Sonnenschein und strömten die Geister eines erhöhten Lebens aus. Tag für Tag, vom Rhein und vom Bodensee, von jedem schönen Aussichtspunkt der Schweiz, den sie besucht, nach jeder kühnen Bergtour, die sie unternommen hatten, ließen die Wanderer dem einsam Zurückgebliebenen Briefe und Karten zufliegen. In Prosa und in Versen wurde er angeredet und angesungen, und eine Heiterkeit, ein kindlicher Frohsinn herrschten in dieser Litteratur, die ihm die Seele erhellten und nach und nach seine Skrupel verscheuchten. Am Ende behielt Staufen wieder recht. Die braven Männer und die liebliche Frau konnten vielleicht nichts Klügeres thun als ihren edlen und beglückenden Bund bestehen lassen, wie er bestand, nicht klein beigeben, nicht zurückweichen vor der Niedertracht, die ihn verunglimpft — sie verachten. Es ist ja wahr: Wenn wir vermögen, uns so hoch zu erheben, daß die Verleumdung nicht bis zu uns hinaufreicht, hat sie ihr Gift umsonst ausgespritzt.

Die Sendschreiben, die Matisen erhielt, atmeten eine noch höhere Wonne, nachdem die Reisenden italienischen Boden betreten hatten. Einem langen Brief Mathildens, einem Hymnus auf Florenz, hatte Staufen die Worte hinzugefügt: „Schade, daß du ihre Begeisterung nicht sehen kannst. Es ist ein schöner Anblick. Es verjüngt mich und versetzt unseren Johannes, den Porphyrmenschen, in ein weichmütiges Entzücken, das ihm gar drollig steht."

Eine Weile noch ging es in dem frohlockenden Tone fort, dann stellte eine kleine Reaktion sich ein. Mathilde hatte einen Fieberanfall gehabt. Sie behauptete zwar, wiederhergestellt zu sein, und wünschte die Reise fortzusetzen. Staufen fand es aber geraten, mit ihr heimzukehren. Philippi blieb zurück und gedachte den Rest der Ferienzeit zum Besuch einiger Städte Oberitaliens zu benutzen.

Auf dem Bahnhofe wurde das Ehepaar von Matisen erwartet. Er erschrak über das Aussehen der Frau Professor, war sehr gerührt und sehr widerwärtig und erging sich in Ausfällen gegen die moderne Reisewut.

Mathilde gab ihm gute Worte; sie versicherte ihn, daß sie sich jetzt schon wohler fühle, und versprach ihm, in drei Tagen ganz gesund zu sein.

Es war das einzige Versprechen ihres Lebens, das sie gegeben hatte und nicht einhielt.

Statt einer Besserung trat bald eine beängstigende Verschlimmerung ein. Fast jede

Stunde, die verging, bedeutete einen Fortschritt des unerbittlichen Leidens. Hoffnung auf Hoffnung, an die man sich noch geklammert hatte, schwand. Der furchtbare Morgen brach an, dem für die Kranke kein Abend mehr folgen sollte. — Gestern noch hatte sie nach ihrem geistlichen Ratgeber verlangt, und als der alte Mann aus dem Sterbezimmer getreten, war er auf Staufen zugegangen, Thränen in den Augen, und hatte zu ihm gesagt: „Eine engelreine Seele geht hinüber. Sie verlieren viel."

Und die beiden Männer, der Gläubige und der Freidenker, so verschieden in ihren Anschauungen, Überzeugungen, in ihrem Bildungsgrade, hatten einander die Hände gedrückt in einem brüderlich einigenden Gefühl.

Seit vierundzwanzig Stunden lag die Kranke in Bewußtlosigkeit. Staufen hatte die Wärterinnen fortgeschickt und auch Matisen, der sich in die Studierstube zurückzog, um den Freund dort zu erwarten, wenn er kommen werde vom Totenbette seiner Frau ...

Ein Wort des Trostes hatte er gefunden, und Staufen hatte zustimmend dazu genickt: „Du besaßest doch einmal, was so köstlich ist."

Wohl! er hatte es besessen und war sich seines Reichtums immer bewußt gewesen. — Ein Dankgefühl vermochte ihm noch jetzt in seinem unnennbaren Schmerze die Seele zu durchlichten. Nun blieb er allein, wollte allein die letzten Atemzüge seines Weibes bewachen, allein Zeuge der letzten Regungen dieses Lebens sein, das so völlig in dem seinen aufgegangen war. Er wollte auch vor aller Augen die Ausbrüche seines Schmerzes verbergen. Er schämte sich, daß er, sonst nicht gewöhnt, Rechenschaft zu fordern von den Mächten, die Glück oder Unglück über uns verhängen, die thörichte Frage nicht unterdrücken konnte: Warum? ... Warum wurde sie mir geschenkt, da sie mir doch genommen werden soll? Mir geschenkt, klein und hilflos, als ein Kind, das ich hegte, pflegte und erzog ohne Ahnung, daß es für mich geschah? Warum mußte das holde Wunder sich vollziehen und sie sich mir zuneigen und mein werden und mir angehören mit jedem Pulsschlag, jedem Gedanken, um nun zu scheiden ohne Gruß und Wort, fremder als fremd?

Sie atmete beklommen, ihre Hände glitten unruhig über die Decke. Er wischte ihr den Schweiß von der Stirn und sprach leise und beschwörend ihren geliebten Namen. Vergeblich, sie hörte ihn nicht. Noch war sie da, lebte noch, und es gab für ihn keine Brücke mehr zu ihrem Verständnis. Noch war sie da, die Seine — und nicht mehr sein, und er, der sie durch das Leben geführt hatte, konnte ihr mit all seiner Liebe nicht die geringste Labe bieten auf ihrem letzten Weg.

Die Thür ins Nebenzimmer stand offen. Langsame, ungleiche Schritte, wie die eines Wankenden, wurden hörbar. Staufen erhob sich, wendete sich. Johannes Philippi erschien auf der Schwelle — verstört, die Züge schmerzdurchwühlt.

„Jetzt — in diesem Augenblick erfahre ich es," stammelte er. Der starke Mensch zitterte. Völlig verloren und fassungslos ging er an dem Professor vorbei zum Sterbelager hin. Ein furchtbares Stöhnen entrang sich ihm, und er fiel auf den Sessel am Bette nieder. Staufen war ans Fußende getreten und sah die Schultern seines Jüngers zucken und beben, er schluchzte, schluchzte! beugte sich und berührte zagend eine der feinen, suchenden Hände auf der Decke. Ungewollt, unbewußt schmiegte sie sich in seine große Rechte. Mathilde öffnete die Augen nicht, aber ihre Lippen flüsterten: „Johannes — Lieber."

Und er, überwältigt, vergaß alles, was nicht er war und was nicht sie war, und aus seiner Brust brach es hervor unbezwinglich, unwiderstehlich: „Vielgeliebte!"

Es kam ihm nicht zum Bewußtsein, daß ein unartikulierter Laut des Entsetzens dicht neben ihm ausgestoßen wurde, daß das Bett plötzlich wie unter einem heftigen Anprall schütterte. Ein tiefes Schweigen, eine lastende Stille — dann sprach die Kranke mit einer armen Stimme, aus der der Klang schon weggestorben war: „Ich habe mich gesehnt und mir war bang."

„Wovor, Mathilde? ... Wovor, teuerste Frau?"

„Vor den Träumen — ich träume — und träumen ist so schwer."

„Nicht träumen also, wach sein."

Sie seufzte tief auf: „Ich geh ins andere Leben, wo es schön ist, Johannes ..." und in der Versicherung verbarg sich ein Zweifel, der innigst nach Erlösung rang.

„Wo es schön ist," wiederholte Johannes dumpf.

„Und wo mein Kind auf mich wartet, mein vorangegangenes ... und wohin mir folgen wird, der mich am meisten geliebt hat ..." Ihre Rede wurde kaum vernehmbar, schwach und hastig flossen die Laute ineinander, dann kamen verständliche Worte: „Er glaubt nicht daran, er hat es mir nie gesagt, aber das errät man ... Glauben Sie daran? ... O, Johannes!" setzte sie mit ergreifendem Flehen hinzu: „Ich bitte Sie: Glauben Sie daran!"

„Ich glaube daran ..."

„Sie glauben daran ... und wie wird es sein in dem anderen Leben? ... das sagen Sie mir ... Wie, glauben Sie, wird es sein? ... Sagen Sie mir, sagen Sie mir, Johannes ..."

Nun raffte er alle Seelenstärke zusammen und redete zu der Sterbenden, wie es ihr wohl that. Wie zu einem scheuen Kinde redete er zu ihr, ermutigend und verheißend: „Himmlisch wird es sein. Es wird das Böse nicht geben und nicht das Häßliche ..."

„Nicht das Häßliche," sagte sie ihm nach.

„Aus allen Augen wird Güte leuchten und ein stiller, seliger Frieden."

„Seliger Frieden." Der Schatten eines Lächelns glitt um ihren Mund, es war, als ob ein verdüsternder Schleier ihr vom Angesicht gezogen würde. „Wie gut ist der Frieden! ... Sprechen Sie, Johannes."

„Von der Welt voll Schönheit und Frieden," sagte er, mühsam nach Worten suchend. „Wir Armen haben keinen Ausdruck, ihre Herrlichkeit zu schildern. Wir können diese Welt nicht beschreiben und nicht den Duft und Schimmer ihrer Thäler und die Farbenpracht ihrer Gärten und ..."

„Nicht beschreiben."

„Nur mit Entzücken fühlen: Du bist schön. Mir schwillt das Herz bei deinem Anblick. Ich trinke das Licht, das über dir leuchtet, die ätherreine Luft, die dich durchweht ..."

„Ja, ja. Erzählen Sie, Johannes."

„Von dem Wunderlande. — An seinem schimmernden Horizont gleiten in sanften Linien die Berge wie hinschmelzende Melodien. Hehre Pinien wiegen ihre lebendigen Kuppeln wohlig und leise. In holder Majestät breitet sich der gesegnete Boden, wellen ewig grünende Hügel. Und Türme — steingewordene Künstlerträume — ragen und dunkle Burgen und weiße Paläste, von Unsterblichen für Unsterbliche gebaut."

„Fiesole," sprach sie mit einer müden Freudigkeit, die ihn außer Fassung brachte.

„Fiesole — wissen Sie noch? Welke Blätter raschelten zu unseren Füßen, und drüben lag San Miniato im Frühlingssonnenschein ..."

„Ja —" Es war wie gehaucht und ihr Ton nur ein Lispeln. „Der Himmel glühte ... da legte Ihnen die Sonne einen roten Kuß auf die Stirn ... da habe ich Ihre Gedanken gesehen ..."

„Auch gesehen," brach er aus, „daß Sie der Inbegriff aller meiner Gedanken waren? ... Ja, Mathilde? Auch das gesehen? geahnt?"

Sie öffnete die Augen. Ihr Blick war erloschen, aber er antwortete ihm noch. Ohne Todeskampf ging sie hinüber.

Er schrie auf. Er wollte sich über die Leiche stürzen. Da schlug ein Zuruf an sein Ohr, der ihn erschütterte in allen Pfeilern seiner Kraft. Eben war ihm gewesen, als könne es für ihn nichts Furchtbares mehr geben — nun überkam es ihn: das Furchtbarste erlebst du jetzt. Er trat zurück, er stand vor dem, der fragen durfte: „Welches Recht hast du auf diesen Schmerz?"

Johannes stürzte auf seine Knie, er rang die Hände: „Herr Professor," keuchte er, „da bin ich ... treten Sie auf mich!"

Staufen war bleich und starr. Ein greisenhafter Zug furchte sein Angesicht, aber auf diesem Angesicht leuchtete etwas über alles menschliche Leiden, über alle menschliche Leidenschaft Erhabenes: „Steh auf," sprach er zu dem Jünger zu seinen Füßen, ohne den Blick von der Lieblichen zu wenden, die so sanft entschlafen war. „Steh auf! Ich beneide dich, du hast der Vielgeliebten das Sterben süß gemacht."

Johannes stöhnte. Er schleppte sich näher und umfing seines Meisters Knie. Und zitternd legte Staufens kalte Hand sich auf seinen Scheitel.

Straßburger Fayenceteller; achtzehntes Jahrhundert.

Die Lieblingspflanzen in den dekorativen Künsten.

Eine Skizze

von

Gustav E. Pazaurek.

(Nachdruck ist untersagt.)

Die unerschöpfliche Natur bietet ihre überreichen Gaben nicht nur dem pedantisch-gelehrten Botaniker, der ihr bereits ein Drittel aller auf unserem Erdball vorkommenden Gewächse abgerungen zu haben glaubt und in der Pflanzenmorphologie, -anatomie, -physiologie, -pathologie oder in der deskriptiven Phytographie großartige wissenschaftliche Resultate aufweisen kann, sondern auch — und vielleicht nicht ganz in letzter Linie — dem naiv-empfänglichen Gemüte. Auch die Kunst, nicht nur die Wissenschaft, auch die Poesie, nicht nur die Prosa macht ihre obendrein älteren Anrechte an die gütige Mutter Natur geltend. Und liebevoll und aufopfernd, wie dies eine wahre Mutter thut, sorgt die grenzenlos freigebige Natur seit jeher für die Künstler, schon seit den altersgrauen Vorzeiten, in denen die verschiedenen primitiven Zierbestrebungen noch gar nicht einmal den Namen einer Kunstfertigkeit verdienen. Je weiter die Kunst fortschreitet, um so inniger wird die bewußte Anlehnung an die Natur.

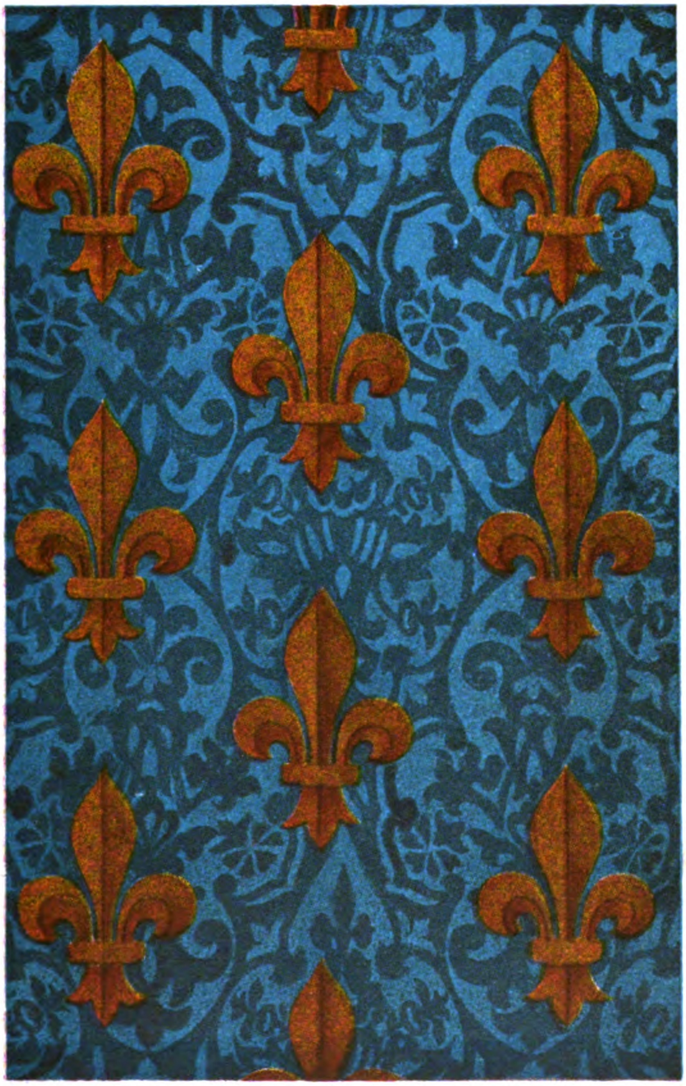
Von den drei Naturreichen hat die Pflanzenwelt den dekorativen Künsten weitaus die meisten Motive zugeführt. Vom mächtigen Palmenbaum bis zum einfachsten Grashalm ist da alles an seinem Platze verwertbar, und wenn wir — was vorläufig nicht zu befürchten ist — mit diesem Riesenmotivenschatze noch immer kein Auskommen fänden, könnte man schließlich auch noch nach dem Vorschlage eines Professors die zahllosen mikroskopischen Pflanzenwesen vergrößern und ihre mitunter reizvollen Bildungen dem Anregungsmateriale einverleiben.*

* Vergl. Wilhelm Bölsches Aufsatz „Die Wunderwelt der Radiolarien. Ein Blick in die Tiefsee". Februar- und Märzheft 1900.

Und doch sind von den mehr als hunderttausend bisher erforschten Pflanzenarten verhältnismäßig nur äußerst wenige in den Dekorationsbereich einbezogen, die allerwenigsten künstlerisch vollkommen verarbeitet worden. Trotz der nicht bloß unserer Zeit eigentümlichen Sucht, stets etwas Neues zu bieten, werden so überaus wenige Pflanzenarten künstlerisch neu eingeführt, und man sieht an allen Ecken und Enden vielfach dieselben guten alten Bekannten immer wieder, die schon Homer oder die alten Inder zu ihren Lieblingen zählten. Woher kommt das?

Die zunächst in die Augen springenden Eigenschaften, wie Größe, Form oder Farbe einer Blume können gewiß nicht die alleinige Ursache der Wahl sein, obwohl sie unter naiven Verhältnissen ohne Zweifel eine sehr große Rolle spielen. Von diesen Gesichtspunkten aus müßten ja die Orchideen in den dekorativen Künsten die erste Stelle einnehmen, was jedoch erfahrungsgemäß nicht zutrifft. Auch der Duft der Blumen kann nicht ausschlaggebend sein, sonst müßten Maiglöckchen oder Jasmin einen höheren Rang behaupten als etwa die Distel oder Tulpe, was wieder nicht der Fall ist; und die Völker Ostasiens, die in der künstlerischen Schätzung der Pflanzen vielfach erst unsere Lehrmeister geworden sind, haben bekanntlich geradezu eine Abneigung vor allzu stark duftenden Gewächsen. Auch mit dem Nützlichkeitsprincip läßt sich in der Kunst nichts anfangen. So wertvoll auch Spargel oder Kartoffel, Kaffee oder Tabak, Arnika oder Tausendguldenkraut, Flachs oder selbst die schöne Baumwolle sind, so geringfügig ist die Verwertung derselben und ihrer Kolleginnen im Kunstbereiche; die stolze Schwertlilie, die sich nur auf ihr Exterieur und ihre adelige Abkunft etwas einbilden kann, hat hier eine größere Geltung als die schwerbeladenen Proletarier des Pflanzenreiches, die Obstbäume mit ihren verkrüppelten Gliedmaßen.

Wir müssen uns noch nach weiteren Gründen umsehen. Vielleicht ist die Beständigkeit von Einfluß, da beispielsweise der haltbare Lorbeer ungleich häufigere Anwendung



Seidenstoff mit stilisierten Lilien. (Nach Dupont d'Auberville.)

findet als das viel schönere, aber allzu rasch verwelkende Farnkraut? Dagegen sprechen jedoch wieder die Rosen, der Mohn u. s. w., die seit Jahrhunderten, ja seit Jahrtausenden ausgesprochene Lieblingsblumen sind. Vielleicht entscheidet die Häufigkeit oder Seltenheit des Vorkommens? Gewiß, auch diese, denn offenbar nur die Rarheit hat die imposanten Orchideen so weit zurückgedrängt oder das reizvolle Edelweiß nicht recht aufkommen lassen, da dieses meist nur an schwer zugänglichen Stellen und noch dazu in Gegenden gedeiht, die in der Kunstentwickelung nicht an der Spitze zu marschieren pflegen. Andererseits müßten aber die häufigsten Wiesenblumen und Fruchtähren bei ausschließlicher Geltung der genannten Regel alle Gartengewächse in der dekorativen Kunst geradezu erdrücken, was jedoch abermals den Thatsachen nicht entspricht. Also auch allzu gewöhnlich sollen die Pflanzen nicht sein, offenbar weil sie für repräsentative Aufgaben zu schlicht wären. Ja, in der Kunst, und zwar nicht nur in der des roi soleil, bei welcher die alles erdrückende Pracht das ganze Um und Auf bildet, sondern auch in der bürgerlichen Kunst steckt ein gut Teil von Repräsentationsgelüsten, vielleicht mehr, als es sein sollte.

Auch Sympathie und Antipathie ist bei der Wahl der Blumen für dekorative Zwecke mit entscheidend. Giftige oder unangenehm riechende Pflanzen finden wenig Berücksichtigung, obwohl es auch in diesem Punkte Ausnahmen giebt. Auch der bloße Name mag die Verwendbarkeit mancher Pflanzen eingeschränkt oder behoben haben; Schafgarbe, Kaktus, Löwenmaul oder Taubnessel mögen als Beispiele genannt sein. Erst die neueste Zeit wird in diesem Punkte toleranter. Auch „Männertreu“ oder „Rühr-mich-nicht-an“ sind viel zu diskrete Themen, als daß sie sich — wenn man nicht billige Wortwitze wie Saphir machen will — zu häufiger Erörterung eignen könnten. Dagegen verdankt das Vergißmeinnicht seine allerdings nicht alte oder maßgebende Stellung gewiß nur seinem Namen. Daß man mit Stiefmütterchen und gar mit Klappermohn oder Klatschrosen besonders vorsichtig sein muß, liegt auf der Hand. Bei einigen Blüten, die unverdienterweise eine versteckte Verbalinjurie enthalten, hilft man sich mit einem zweiten, schöner klingenden Namen und nennt beispielsweise die gemeine Wucherblume Chrysanthemum, verwandelt die anzügliche Gänseblume in ein schmeichelhaftes Tausendschön.

Alle die bisher genannten Elemente sind zur künstlerischen Wertbestimmung von Wichtigkeit, aber selbst in ihrer Gesamtheit noch nicht allein ausschlaggebend. Sonst hätte sich der Künstler ja leicht helfen können; er wäre, statt die Kinder der Flora mühsam zu stilisieren, einen Schritt weiter gegangen und hätte überhaupt nur Phantasieblumen geschaffen, die leicht mit allen nur irgendwie gewünschten Eigenschaften und Vorzügen auszustatten wären. In Wirklichkeit geschah dies aber verhältnismäßig nur selten, und gewisse Erzeugnisse unseres Kattundruckes oder etwa die nicht immer leicht definierbaren Pflanzengebilde auf gewissen Delft- oder Rouen-Fayencen sind denn doch nur Ausnahmen. Das hat seinen guten Grund: das Publikum will das, was es kauft, begreifen und verstehen, und der Dekorationskünstler muß damit rechnen, dem allgemeinen Verständnis wenigstens bis zu einem gewissen Grade entgegenzukommen und möglichst viele Ideenassociationen zu schaffen. Alle Anknüpfungspunkte mit dem Volksbewußtsein müssen beachtet und ausgenützt werden, möglichst viele Beziehungen sind mit zu verflechten. Und damit sind wir zu dem für die Wahl der Blumen zu künstlerischen Aufgaben gewiß nichts weniger als unwesentlichen Punkte gekommen, nämlich zu deren Bedeutung, sei es im mythologischen oder religiösen Sinne, sei es vom symbolischen oder kulturgeschichtlichen Standpunkt. Der Lotos ist dem Osiris und der Isis geweiht, die Myrte der Venus; die Palme ist ein beliebtes Attribut der christlichen Heiligen. Die Lilie ist ein Sinnbild der Reinheit und Unschuld, der Mohn — dieselbe Blume, die den Wappenschild aller Klatschbasen schmückt — hat merkwürdigerweise auch die entgegengesetzte Bedeutung und symbolisiert infolge der in ihm enthaltenen Säfte den Schlaf, den Tod, das ewige Schweigen.

Diese Beispiele, die ein jeder mühelos beliebig vervielfachen kann, mögen genügen. Nicht nur diese oder jene Religion, auch der Aberglaube kommt in Betracht; man

Japanisches Blumenarrangement mit Fusiyama-Landschaft.
(Nach Audsley und Bowes.)

möge sich nur an den vierblättrigen Klee erinnern.

Daß namentlich dort, wo anderweitige kulturgeschichtliche Anknüpfungen fehlen, die Farbe der Blüte für deren Bedeutung in Betracht kommt, ist ja auch bekannt. Wie sagt doch Heine?

> Was bedeuten gelbe Rosen?
> Liebe, die mit Ärger kämpft.

Das Verhältnis zwischen Blumen und Farben ist ja wechselseitig, und die Modefarbe folgt der Modeblume immer unmittelbar nach. Findige Blumenhändler und Festtafelarrangeure korrigieren in dieser Beziehung nicht selten die ihnen nicht genügend abwechselungsreich erscheinende Natur, konstruieren sich mit Indigokarmin sonst nicht existierende blaue Tulpen oder verwandeln eine weiße Rose mit Pikrinsäure und Anilinorange in eine Theerose; für den Künstler kommen jedoch derartige Spielereien nicht in Betracht.

Aber es giebt leider so überaus wenig Grundfarben mit symbolischer Bedeutung und

gar zu viele, sogar sehr schöne Pflanzen, die doch — gestützt auf diese oder jene bekannte oder weniger geläufige Eigenschaft — auch irgend etwas ausdrücken wollen, und zwar mehr als nur im allgemeinen Glaube, Liebe, Hoffnung, Unschuld, Trauer oder Neid. O, wenn dem Volksbewußtsein nur eine vernünftige, erschöpfende und einheitliche Blumensprache gegenwärtig wäre; aber zu un-

Japanische Satsuma-Vase.
(Aus dem Nordböhmischen Gewerbemuseum.)

serem größten Bedauern sind wir wenigstens bei uns noch nicht so weit, und ein Damenkongreß, der diese Frage zur Zufriedenheit erledigen könnte, ist leider zu diesem Behuf noch nie und nirgends zusammengetreten.

Wie ersprießlich dies wäre, dafür nur einige Beispiele: Da giebt es so ein gedrucktes Büchlein, die „Neueste und vollständigste Blumensprache" eines Verlages in Reutlingen.* Ein Romeo schmachtet — nehmen wir an — nach einem Kusse seiner Angebeteten; er sieht in dem genannten Büchlein nach und wählt als zarte Anspielung die Erdbeerblüte, denn diese bedeutet — so steht es hier (Seite 8) schwarz auf weiß — „Einen Kuß in Ehren kann niemand wehren." Seine Allerliebste sieht die Erdbeerblüte und schlägt sofort ihren Ratgeber auf; sie hat aber — was das Pech will — ein in Wien verlegtes Büchlein** und findet darin (Seite 14) als Bedeutung der Erdbeerblüte: „Ich warte lieber, bis du reich bist." Natürlich bekommt die Liebschaft einen Riß. — Ein anderer überreicht unter dem ausdrücklichen Hinweis auf die Blumensprache eine Distel, die nach dem erstgenannten Büchlein (Seite 7) ausdrückt: „Du hast mich tief verwundet." Die zweite Quelle ist jedoch (Seite 12) so boshaft, die Distel sagen zu lassen: „Du bist a rechtes Gansl." Auch das dürfte kaum die beabsichtigte Wirkung haben. — Es giebt noch andere derartig wertvolle Litteraturerzeugnisse, die mit den Traumbüchern auf derselben Stufe stehen, so z. B. eine „Blumensprache der Liebe und Freundschaft" aus Oberhausen.*** Da steht (Seite 6) bei der Butterblume: „Ohne dich bin ich unglücklich." Sagen wir, ein Glückspilz greift gerade dies heraus, und seine Dulcinea liest in dem obengenannten Wiener Büchlein (Seite 11) die ungemein geistvolle Auslegung: „Sie kleiden sich stets wie eine angestrichene Thür" — Tableau!

Daß die Kunst mit derartigen müßigen Spielereien nichts zu thun haben kann, versteht sich von selbst. Aber auch ohne solche bei den Haaren herbeigezogene Machwerke giebt es noch in genügender Anzahl Blumen, die sehr beredt sind, und deren konventionelle Sprache all-

* Reutlingen, Druck und Verlag von Enßlin und Laiblin; Stereotyp-Ausgabe. 64 Seiten.

** Blumensprache der Liebe und Freundschaft. Wien VII, C. Daberkow. 4. Auflage. 43 Seiten.

*** Verlag von Ad. Spaarmann in Oberhausen (Rheinland). 30 Seiten.

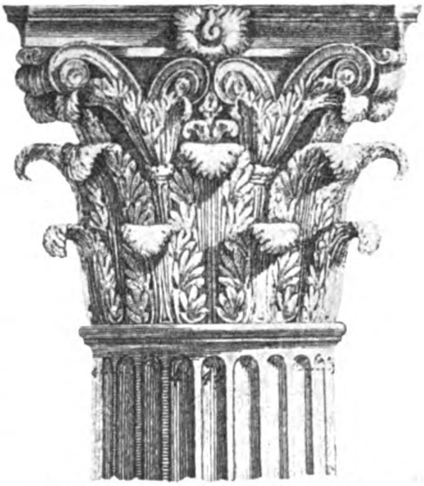
gemeines Verständnis findet, z. B. die heraldischen Blumen. Obenan stehen die beiden Hauptblüten der mittelalterlichen Ritterzeit,

Japanisches Inro (Medizinbüchse) mit Chrysanthemum in Goldlackarbeit.
(Aus dem Nordböhmischen Gewerbemuseum.)

nämlich die Lilie und die Rose. Die Lilie ist die Wappenblume der großen Kunststadt Florenz; aber ungleich wichtiger wird sie im Schilde des französischen Königshauses: seit der Mitte des zwölften Jahrhunderts ist sie das heraldische Zeichen der „allerchristlichsten" Bourbons, als welches sie in der Kunstentwickelung eine nicht unwesentliche Rolle spielt. Daß sich das Symbol der Sittenreinheit beispielsweise im Siegel eines Ludwig XV. ein wenig komisch ausnimmt, das nur nebenbei. — Die heraldische Rose ist nicht weniger verbreitet; man erinnere sich nur an den Kampf der weißen und roten Rose im englischen Königshause: die Blume der Liebe wird hier zum Kampfsignal und Feldgeschrei, unter ihrem Zeichen wüten über dreißig Jahre lang Meuchelmord und Verbrechen jeder Art.

Aber selbst ohne heraldische Grundlage können einzelne Pflanzen durch die Willenskundgebung mächtiger Persönlichkeiten oder ganzer Parteien Programmblumen werden. Die Napoleoniden haben sich, offenbar unter dem Eindrucke der Lessingschen Worte „Man spricht selten von der Tugend, die man hat, aber desto öfter von der, die uns fehlt," das bescheidene Veilchen zur Lieblingsblume erkoren, und thatsächlich war das Veilchen besonders in den sechziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts allgemein die Modeblume, violett die Modefarbe; ja, noch nach dem Tage von Sedan hielt diese Vorliebe an, und das Wort „Veilchenfresser" als Titel eines Moserschen Schwankes erscheint 1876. — In unseren Tagen sind in Deutschland und auch in Österreich die Kornblume, die rote und auch die weiße Nelke ausgesprochene politische Programmblumen. Doch so viel man sich in Wort und Schrift auch dafür oder dagegen erhitzt, die Geltung dieser Blumengruppe in den dekorativen Künsten ist eine sehr geringe. Eine übermäßige politische Agitation ist eben nicht — verblümt. Dort, wo Papierblumen dieselben Dienste erweisen, verblaßt der poetische Schimmer von selbst; es fehlt die Thauperle echter Empfindung.

Für die Wahl der Pflanzen zu dekorativen Aufgaben ausschlaggebend ist auch der jeweilige Zweck. Andere Gewächse werden sich zur Flächenfüllung, andere zur Umrahmung empfehlen; um das Stützen der Tektonik auszudrücken, wird man andere Pflanzengebilde aussuchen, als wenn es sich um ein



Akanthuskapitell vom Pantheon in Rom.
(Nach Piranesi.)

Verkleiden oder ein Umwinden handelt. Zweige von Nadelbäumen, die in gemalten Festons vorzüglich verwertbar sind, wird

Ägyptisches Kapitell vom Isistempel zu Philoe.
(Nach Raguenet.)

man beim täglichen Hausrat nicht aus Eisen oder Glas bilden, allzu dünne Filigranranken in Holzschnitzerei wird man bei Gebrauchsmöbeln vermeiden, Henkel und Griffe wird man vernünftigerweise nicht aus Dornen flechten. So selbstverständlich derlei Dinge erscheinen mögen, so wird doch tagtäglich gegen die einfachsten Gebote der Zweckmäßigkeit gesündigt, weshalb es nicht überflüssig erscheinen mag, dies Thema wenigstens gestreift zu haben.

Aus all den erwähnten Gesichtspunkten heraus haben sich nun thatsächlich gewisse Blumen zur künstlerischen Verwertung als besonders geeignet erwiesen, sie sind Lieblingspflanzen der dekorativen Künste geworden. Aber bei den gewaltigen Differenzen im Kulturleben verschiedener Zeiten und Völker liegt es auf der Hand, daß die Lieblingsblumen örtlich und zeitlich abwechseln; trotz vieler konservativer Züge in ganzen Stilepochen ist eine Abwechselung ja ohnedies direkt geboten, wenn die Kunst nicht zu einer langweiligen Wiederholung hinabsinken soll.

Das ziemlich abgeschlossene Gebiet der ostasiatischen Völker soll hier an erster Stelle angeführt sein: die in der Kunst verwertete Flora der Chinesen und namentlich die der Japaner.

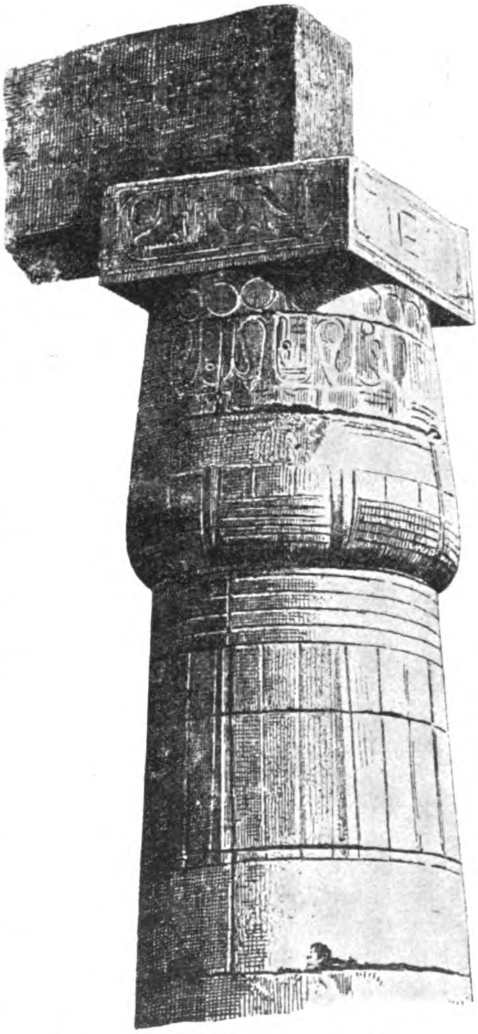
Die genannten beiden Reiche sind ja infolge ihrer klimatischen Verhältnisse mit allen Gaben der Natur besonders reich bedacht; aber dazu tritt noch ein ganz außergewöhnliches Empfinden für Naturschönheit und Blumenreiz. Selbst zu Zeiten unserer größten Blumenschwärmerei kommen wir der schlichten und innigen Blumenpoesie, die dem Japaner in Fleisch und Blut liegt, nicht gleich. Was unserem Gemüte die Musik bedeutet, das sind ihnen die Blumen, aber nicht die gehäufte Pracht unserer Bouquets — diese kämen ihnen wie ein Barbarenspektakel ohne Harmonie vor —, sondern die sinnige Anwendung der einzelnen Pflanzen, deren Kenntnis geradezu eine der zehn Tugenden der Japaner bildet. Hier redet man wirklich „durch die Blume“, wenn man den Göttern Chrysanthemum oder Päonie zu Füßen legt oder wenn man den Gast mit einem schlichten Blütenzweig oder einer einfachen Feldblume willkommen heißt. Giftpflanzen und Feldfrüchte kommen nicht in Betracht. Die Lilie scheint ihnen wertlos, ebenso die Rose, die sie nur als Nutzpflanze betrachten, und überhaupt alle Blumen, die zu stark duften oder Dornen tragen; große violette Blüten bedeuten Trauer. Trotzdem herrscht nichts weniger als ein Mangel an Motiven, da auch die unscheinbarste Pflanze künstlerische Verwertung findet.

Durch die verdienstvollen Bemühungen verschiedener Forscher, in erster Reihe Brinckmanns, sind wir über dieses Kapitel gut orientiert: im Frühjahr ist es zunächst die

Martin Schongauer: Madonna im Rosenhag.
(Museum zu Colmar.)

blühende Kirsche oder Mumepflaume, die im Verein mit der Nachtigall die ersten Lenzesgrüße sendet. Der blumenreiche Sommer zeigt uns die von Schmetterlingen umgaukelte Päonie (häufig mit einem prächtigen Pfau oder Fasan), Begonien, die von Libellen umschwärmt werden, die Trauerweide, die sich über den Bach neigt, oder Farnkraut und Schachtelhalm. Daß zur Vervollständigung des Bildes im Hintergrunde nicht selten der populäre, schneebedeckte Berg Fusiyama erscheint oder etwa die volle Mondscheibe sichtbar wird und dergleichen, sei — als nicht hierher gehörig — nur gestreift. In dem besonders farbenprächtigen Herbst prangt dann die große rosenrote Malve neben dem blühenden Hagistrauch, die kleine Aster neben der lichtblauen Kikyo-Glockenblume; durch das zarte Susukigras schlüpft die Wachtel, die roten Blätter des Ahorns werden vom Wasser des Gebirgsbaches weitergetrieben. Der Winter endlich wird durch den beschneiten Kiefernzweig veranschaulicht oder durch Bambusrohr, in welchem Sperlinge ihr Unwesen treiben. Beziehungen auf ein glückliches Alter, Anspielungen auf Zufriedenheit und Segen sind überall eingestreut; auch die sechzehnstrahlige Kikublüte (Chrysanthemum) im Kaiserwappen bedeutet ein langes Leben.

Daß die Ostasiaten nicht in unserem Sinne galant sind, geht auch aus ihrer Blumensprache hervor, da ihnen nicht nur die unreife Knospe, sondern auch die hinwelkende Blume weiblich erscheinen, während sie die Blüte in ihrer prächtigsten Entfaltung als männlich reklamieren; auch die kühleren blauen und weißen Blumenfarben gelten ihnen als weiblich, während das kräftige Rot und Gelb als männlich angesehen wird. Von solchen Anschauungen wären unsere Damen wohl nicht gerade übermäßig entzückt. — Um all die unzähligen Beziehungen ganz zu verstehen, müßte man Japaner sein und alle die Regeln kennen, die beispielsweise der Hofbotaniker Enschin in einer ganzen Grammatik zusammengefaßt hat. Unser Kulturleben ist ein wesentlich anderes, und wir haben daher keinen Grund, fernliegende Anspielungen herüberzunehmen. Aber die großartige Beobachtungsgabe, die innige Liebe auch für das bescheidenste Naturgebilde — mag es auch in einem Strohgeflecht oder Gefäß aus Bambusrohr von uns kaum beachtet werden —, das ganze poetische Empfinden, das ja nahezu die Religion der Japaner ausmacht, bleibt bewundernswert. In dieser Beziehung wurde bereits im achtzehnten Jahrhundert Ostasien unser Erzieher, hier möge aber auch unsere vielfach so nüchtern-geschäftsmäßige Zeit nachzuempfinden versuchen. Wem das Chrysanthemum nur als Rohprodukt für Kaffeesurrogate interessant erscheint, wen die Narcisse etwa nur darum nicht überflüssig dünkt, weil ihre Zwiebeln auch als Brechmittel dienen, oder wer die Myrte nur unter dem schauder-



Ägyptisches Kapitell vom Palast zu Theben.
(Nach Raguenet.)

haft realistischen Gesichtswinkel betrachtet, daß die Pflanze zum — Gerben benutzt werden kann, der dürfte wohl noch kaum die vollständige poetische Reife besitzen, der möge von den feinfühligen Japanern lernen.

Die Lieblingspflanzen Ostasiens in unseren, ihnen zum größten Teile fremden Kulturboden versetzen zu wollen, wäre verfehlt. Das Abendland hat naturgemäß andere Lieblingsblumen, was durch die teilweise heterogene Vegetation, hauptsächlich jedoch durch die völlig verschiedenen kulturellen Anschauungen bedingt ist. Unsere Kultur ist hauptsächlich auf der der Römer aufgebaut, diese wieder auf der griechischen, und die Kultur der Hellenen endlich auf der der Ägypter und asiatischen Völker. — Jahrtausende sind vorübergezogen, und auch die Lieblingsblumen ganzer Völkerepochen haben keine unbegrenzte Lebensdauer; auch sie welken dahin, um anderen Kindern der Flora Raum zu geben. So ist z. B. die erste bedeutende Blume der gesamten Kunstentwickelung, der Lotos, für uns so gut wie abgestorben. Einst ein Symbol der Fruchtbarkeit und des ewigen Lebens, fristet er heute nur noch ein recht bescheidenes Dasein an den Ufern des Ganges und Nils. — Was man unter Lotos zu verstehen hat, darüber sind die Gelehrten nicht ganz einig, da fünf bis sechs verschiedene Pflanzengattungen des Altertums diesen Namen trugen. Bei Homer werden die Pferde damit gefüttert; es ist demnach offenbar der Lotusklee darunter verstanden worden. Am bekanntesten, künstlerisch ausschließlich verwertet ist der Lotos als Wasserrose, und die Kapitelle der altägyptischen Kunst zeigen ihn stilisiert, bald als Knospe geschlossen, bald kelchartig aufgeblüht, in der ganzen Pracht der vielfachen Farbenreflexe.

Schon die Griechen haben die religiös-symbolischen Beziehungen dieser Pflanze, sowie der Papyrusstaude aufgegeben und andere Blumen gewählt, die mit ihrem Kultus zusammenhingen. Aus dem Iran stammend kommt das Symbol der heiligen Zendflamme, die Cypresse, später den Toten geweiht, noch heute der prächtige Schmuck aller Türkenfriedhöfe. — Die der Aphrodite geheiligte Myrte verliert die auf die Herrlichkeit des gelobten Landes Bezug nehmende Deutung des Alten Testamentes und wird die stereotype Begleiterin aller Hochzeiten. — Der Mohn ist der Demeter geweiht, denn mit dieser Blume linderte die Göttin den Schmerz um die geraubte Tochter; der Mohn gilt bereits als Attribut des Schlafes, des Todes. — Die Narcisse entsproß dem Blute des schönen Narkissos, der die Liebe der Nymphe Echo nicht erwiderte und aus diesem Grunde von Nemesis damit bestraft wurde, sich in nie gestillter Sehnsucht in sein eigenes Bild zu verlieben.

Aber mit all diesen Blumen befaßt sich doch viel mehr die Poesie als die bildende Kunst; diese hat im klassischen Altertum zwei ganz ausgesprochene Lieblinge, nämlich die Palme und den Akanthus. Also Blattbildungen erhalten — ähnlich wie später in der gotischen Zeit — den Vorzug vor den Blüten. Beim Akanthus möge man nicht an die allerdings ähnliche gemeine Distel denken und bei den Palmen, die Linné die Fürsten des ganzen Pflanzenreiches nennt, nicht an Sago, Palmbutter und Kokosnüsse. Die Palme hat noch einen höheren, idealen Wert: sie ist das Zeichen des Triumphes, sie wird dem Sieger in den olympischen Spielen verehrt, sie bildet den Gewandsaum der römischen Imperatoren. Die dekorative Kunst des Altertums hat das Palmettenmotiv in unzähligen Variationen ausgebildet. — Noch wichtiger ist aber der Akanthus, ohne den man sich die Kunststile der Antike und alle auf diese aufgebauten konservativen Stilepochen gar nicht recht denken könnte. Der Lappenüberfall der fiederspaltigen Akanthusblätter ist aber auch so überaus dekorativ und giebt so viele dankbare Licht- und Schattenwirkungen, daß dieses Motiv nur schwer zu ersetzen ist. Die prächtigen Akanthuskelche, aus denen die korinthischen und Kompositasäulen herauswachsen, ferner die auf dieselbe Weise verkleideten Konsolen oder Gesimsstücke gehören denn auch zu den besten architektonischen Zierformen aller Zeiten.

Im Mittelalter tritt an die Stelle des weichen, klassischen Akanthusblattes oft sein unansehnlicher, stachliger, ebenfalls in Südeuropa heimischer Namensvetter, vielfach — zumal im deutschen Norden — nicht bekannt, daher in mißverstandener Umbildung, bis er schließlich, in der Gotik, den geläufigen hei-

mischen Pflanzenformen fast vollständig den Platz räumt. Petersilie, Kresse, Erdbeere, Sauerampfer, Wegerich und Hunderte ähnlicher Gewächse unserer Wiesen und Felder treten an die Stelle und geben dem Dekorationskünstler des Mittelalters eine geradezu unabsehbare Fülle jungfräulicher Motive.

Die wesentliche Bereicherung des botanischen Formenschatzes zur Zeit der Gotik hängt damit zusammen, daß oppositionelle Stilrichtungen — wie dies auch beim Rokoko der Fall ist — sich auf der Suche nach originellen Formen viel inniger an die Natur anlehnen als die konservativen Stilepochen, wie die romanische Periode, die Renaissance oder das Empire. Die besondere Naturfreude hatte damals aber noch einen anderen Grund, nämlich die überaus geringe Behaglichkeit der mittelalterlichen nordischen Wohnungen mit ihren, selbst unter den vornehmsten Verhältnissen mehr als mangelhaften Heizungs- und Beleuchtungsvorrichtungen. Daher erklärt sich die Sehnsucht nach dem heiteren, wärmenden Frühling, daher der Drang nach der freien Natur, daher die Schätzung eines noch so bescheidenen Gärtchens, unter dessen Blumen man — soweit es die Jahreszeit zuläßt — die freien Stunden am besten genießen kann. Dankbar werden die Grüße der warmen Monate entgegengenommen, und überall, wo Lust und Freude ein Fest veranstalten, dürfen die Blumen nicht fehlen. Bei jedem feierlichen Ein- und Umzug ist das Blumenstreuen im allergrößten Umfange unerläßlich; Rosen, Lilien, Lavendel, geschnittene Binsen ꝛc. liegen in dicker Schicht auf dem Boden, ohne Rücksicht darauf, daß den — nach dem Bericht höfischer Epiker — nicht selten darunter befindlichen kostbaren Teppichen durch zertretene frische Blüten die zarte Farbenharmonie ihrer kostbaren Muster verdorben wurde.

Auch Bombardements mit Blumen kommen vor, namentlich bei einem Gesellschaftsspiel der feinen Kreise, das ungefähr die Rolle des heutigen Konfetti- oder Koriandoliwerfens einnahm: bei der Erstürmung einer Minneburg. Aus mehreren geschnitzten Elfenbein-Spiegelkapseln, sowie aus einer genauen, dem trevisanischen Spiel vom Jahre 1214 gewidmeten chronikalischen Aufzeichnung gewinnen wir ein vorzügliches Bild derartiger „Schlachten", bei denen Rosen und Obst, große Körbe voll Maiblumen oder Zeitlose hinüber- und herüberflogen; ganze Gärten mußten hierbei ausgeplündert werden wie bei einem Blumenkorso unserer Tage. Aber dieses Wüsten mit den lieblichen Gaben der Schöpfung ist nur an festliche Momente geknüpft; im Alltagsleben erfreut man sich an einzelnen Blüten, die sich das Mädchen zum Zeichen ihrer Jungfräulichkeit als Blumenkranz in die Haare flicht oder als besondere Gunstbezeigung von ihrem Auserwählten entgegennimmt.

Die dekorativen Künste des Mittelalters haben aus der Fülle neuer Pflanzenformen den entsprechenden Nutzen gezogen und mit großem Formgefühl neuartige Stilisierungen geschaffen; einige wenige Pflanzen mit symbolischen Beziehungen stehen aber im Vordergrunde. Zunächst der aus dem Orient und Afrika stammende und dem Abendlande hauptsächlich durch die Kreuzzüge vermittelte Granatapfel, das Sinnbild der Fruchtbarkeit. Die prächtigen, aufspringenden Früchte, denen der purpurne Samen entquillt, gaben ein äußerst dankbares Farben- und Formenspiel, dessen sich namentlich die Webekunst des Mittelalters bemächtigte, um die wunderbaren Goldbrokate der damaligen Prachtgewänder zu schaffen, obgleich gar manche „Granatapfelmuster" bei näherer Prüfung einen anderen Namen bekommen müßten.

Daneben kommt der Weinstock in Betracht, allerdings in einem anderen Sinne als im heidnischen Altertume. Dort waren Weinlaub und Epheu, letzterer auch aus dem Grunde, weil man aus dessen Holz Becher zum Weinfiltrieren schnitzte, dem Bacchus heilig und rankten sich um den Thyrsosstab der Mänaden, auf dem eine Tannenzapfenbekrönung zu verstehen gab, daß man bereits den Terpentin als Mittel, den Wein haltbarer zu machen, kannte. In der christlichen Zeit bekommt der Weinstock eine andere Deutung und steht in Beziehung zu zahllosen Bibelstellen und Parabeln beider Testamente.

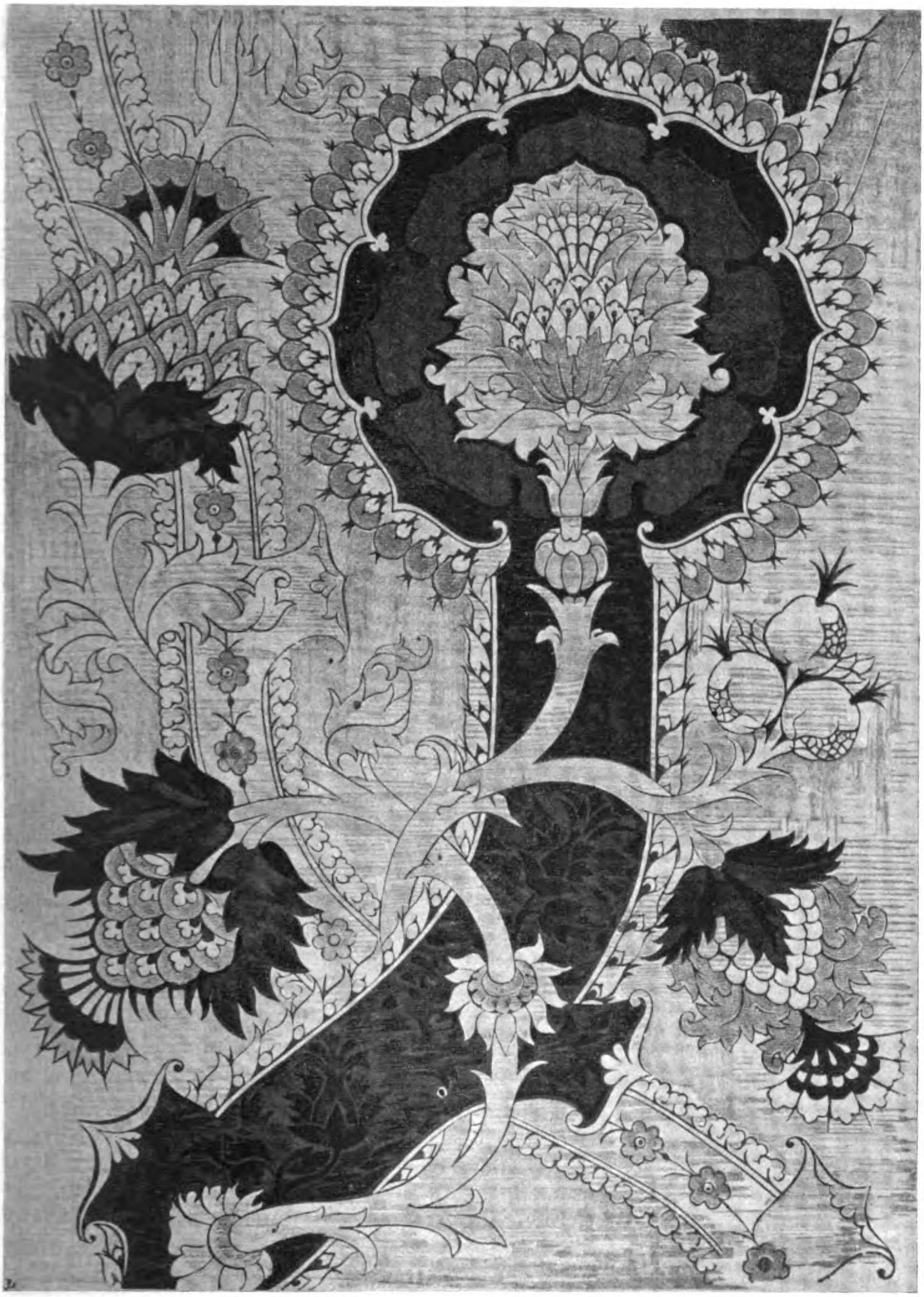
Ferner ist die Lilie zu nennen, die zwar als Unschuldsymbol bereits den alten Persern und Indern bekannt war, aber doch erst im Mittelalter für die dekorativen Künste gewonnen wird: in der Steinskulptur, in

der Textilindustrie, in Holzschnitzereien und in der Metalltreibetechnik finden wir die stilisierte Lilie immer wieder, besonders seitdem der französische Königshof, nach dessen Sitten und Gebräuchen bereits das staufische Rittertum andächtig hinüberschielte, sie zur Wappenblume erkoren.

Die erste Stelle in der mittelalterlichen Kunstsymbolik nimmt jedoch die Rose ein, der daher eine nähere Erörterung gewidmet sein mag. Nicht als ob unsere heutige Blumenkönigin erst in der romanischen oder gotischen Zeit bekannt oder geschätzt worden wäre! Ihre Spur läßt sich bis in die indogermanische Kulturheimat zurückverfolgen; aber selbst noch im klassischen Hellas steht die Rose, die auf den Bildwerken des alten Ägypten vollständig fehlt, der Poesie viel näher als der bildenden Kunst. Die schönsten Sagen des griechischen Altertums knüpfen sich an die Entstehung der Rose: die weiße Rose soll bei der Geburt der Aphrodite dem von der Schönheitsgöttin abfallenden Meeresschaum entsprossen sein, die rote dem Blute der Liebesgöttin, die dem verwundeten Adonis zu Hilfe eilte und ihren Fuß mit einem Rosendorn ritzte. Aber nicht nur Venus und Amor mit den verwandten Grazien und Musen, auch Dionysos oder Bacchus erhob Ansprüche auf diese herrliche Blume, und ein fröhliches Symposion ohne Rosenkränze war undenkbar. Liebesfreude und Lebensgenuß — und duftende Rosen waren unzertrennliche Begriffe; was schön ist, bekam das schmückende Beiwort „rosig“; die rosenfingerige Eos bezeichnete den Anbruch des Tages. Aber da Schönheit und Vergänglichkeit so innig verwandt sind, bildete die Rose auch bereits den Schmuck der Gräber.

Mittelalterliche Elfenbein-Spiegelkapsel: Erstürmung einer Minneburg.

Die alten Römer, die ihren bekanntlich ziemlich mangelhaften Kunstsinn gewöhnlich durch eine protzenhafte Häufung aller annektierten Kunstformen wettzumachen suchten, haben auch kein Verständnis für die Poesie der Blumen; die einzelne Rose, und mochte diese auch zur Winterszeit aus dem warmen Ägypten herbeigeschafft und teuer bezahlt worden sein, spielt bei ihnen keine Rolle. Ganze Wagenladungen, ganze Berge von Rosen wurden bei den festlichen Orgien verschwendet, und Kaiser Nero hat in einer einzigen Nacht für Rosen allein ein Vermögen von vier Millionen Sesterzen hinausgeworfen. Daß in diesem betäubenden Rausche von einem feineren Kunstgenusse nicht mehr die Rede sein kann, liegt auf der Hand, und man mag die Frage aufwerfen, ob die herrlichsten Blumen — die seit dem zwölften Jahrhundert von Päpsten als goldene Tugendprämie verliehen wurden und die auch heutzutage in gewissen Gegenden von Frankreich bei einer volkstümlichen Fête de la Rosière noch als Tugendpreis gegeben werden — wirklich nur zu dem Zwecke von der Natur hervorgebracht wurden, um die Kissen und Pfühle taumelnder Schlemmer und Hetären zu füllen. In der Katakombenzeit kommt die einzelne Rose wieder einigermaßen zu Ehren und erhält verschiedene mystische Beziehungen, welche die frühchristlichen Künstler — wenn man von solchen überhaupt



Spätgotisches Granatapfelmuster aus Oberitalien.
(Nach der „Gewerbehalle".)

sprechen kann — auszunützen nicht unterlassen.

Aber erst als mit der fortschreitenden Legendendichtung und mit der Anpassung alter mythologischer Elemente der Marienkultus im späteren Mittelalter großen Umfang annahm, wurde die Rose ein geradezu unentbehrliches Dekorationsmotiv. Dem altgermanischen Rosengarten der Dichtung, in welchem die von Siegfried geführten Burgunder durch Dietrich und seine Amelungen überwunden werden, steht auf den Gemälden des fünfzehnten

Jahrhunderts die liebliche Madonna im Rosenhag gegenüber; aus den alten Rosarien werden, nachdem der heilige Dominikus im Jahre 1203 den buddhistischen Rosenkranz in seinen Orden eingeführt, Marienverherrlichungen und Rosenkranzfeste. Sagen weben sich beispielsweise um den berühmten Rosenstock des Hildesheimer Domes. Herren und Ritter führen die Rose im Wappen und prägen Münzen* mit dem Bilde der Rose, z. B. die danach benannten Rosenobel. Alte Bauhütten wählen das gleiche Symbol, das dann später auf die Freimaurer übergeht und auch von der verwandten Rosenkreuzergesellschaft übernommen wird. Die Webekunst verquickt das Rosenblatt mit dem bereits genannten Granatapfelmotiv und schafft hierdurch neue, prächtige Muster; die kostbarste altvenetianische Reliefspitze ist geradezu die point de rose. — Solche Daten ließen sich leicht fortsetzen, doch mögen diese Andeutungen genügen.

Eines mag uns beim ersten Blick befremden: das, was wir in mittelalterlichen Darstellungen als stilisierte Rose finden, deckt sich so wenig mit unserer modernen Vorstellung von der Königin der Blumen; es kommt uns gar so armselig vor. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß wir es bei uns diesseits der Alpen um jene Zeit fast ausschließlich mit einfachen, nicht mit gefüllten Rosen zu thun haben. Die Dichter des höfischen Lebens sprachen auch ausdrücklich von dem „gelben Kern“ der Staubgefäße, der doch nur bei ungefüllten Rosen sichtbar ist. Allerdings gab es schon in altersgrauer Zeit aus Syrien oder Persien stammende volle Rosen, die jedoch mehr für Italien in Betracht kommen, wie die berühmte, jährlich zweimal blühende Rose von Paestum. In den Kreuzzügen kam die mit dieser identische Damascener Rose durch Robert de Brie nach Frankreich, dann die Centifolie aus ihrer türkischen Heimat nach Campanien. Aber erst in späteren Jahrhunderten machte die Rosenkultur** größere Fortschritte. Die schöne Moosrose, sowie das erst 1735 entdeckte weiße Dijonröschen mögen nur nebenbei genannt werden; ungleich wichtiger sind einige gefüllte Rosen, die im sechzehnten Jahrhundert mit den Türkenkriegen über Wien zu uns kamen, so die gelben oder die Moschusrosen. Der eigentliche Aufschwung der Rosenzucht erfolgte erst vor hundert Jahren oder, genau gesagt, seit dem Jahre 1789, als die chinesische Edelrose über Ostindien zu uns ihren Eingang fand. Durch zahllose Kreuzungen der schönsten Arten der Alten und Neuen Welt gelangte erst das neunzehnte Jahrhundert zu so herrlichen Bildungen, wie sie die früheren Zeiten kaum geahnt hatten. In Verbindung mit der Moschusrose ergab die Chinarose die Noisetterosen, die erst 1817 aus Nordamerika nach Paris kamen; die schönste unter den rund hundert Arten dieser Unterabteilung ist vielleicht die noch sehr junge Maréchal-Niel-Rose, benannt nach dem Helden von Sebastopol und Solferino. Mit der altberühmten Damascener Rose vereinigt schuf die Chinarose zunächst die herrliche Theerose, die wir seit 1810 in Europa besitzen, dann die in ungefähr dreihundert Arten und in allen Farben vorkommende Bourbonrose, die der Insel Bourbon den Namen verdankt, ferner die ebenfalls um die Wende des Jahrhunderts erstandene Monatsrose und schließlich, seit 1812 — um nur das Allerwichtigste zu erwähnen — die remontierenden Rosen in beiläufig fünfhundert Arten, zu denen namentlich die dunkelrote Gloire de Margotin und die schwarzrote Prince Camille de Rohan zählt. Zwischengruppen, wie die La France, müssen hier übergangen werden, doch scheint es nicht unwesentlich zu erfahren, daß die Büschelrosen aus China und Japan im Jahre 1804 nach Europa kamen, die Banksrosen 1807 aus derselben Heimat oder die Prärierose im Jahre 1830; denn auf solche Art gewinnt man auch nicht zu unterschätzende Fingerzeige für die Datierung bemalter älterer Porzellangegenstände und ist auch imstande, manche geschickte Fälschung aufzudecken.

Eine Beziehung, die die gefüllte Rose schon bei den Römern hatte, nämlich die der Verschwiegenheit, ist uns heute kaum mehr

* Schon die Insel Rhodos hatte auf ihren Münzen im Altertum eine Rose.

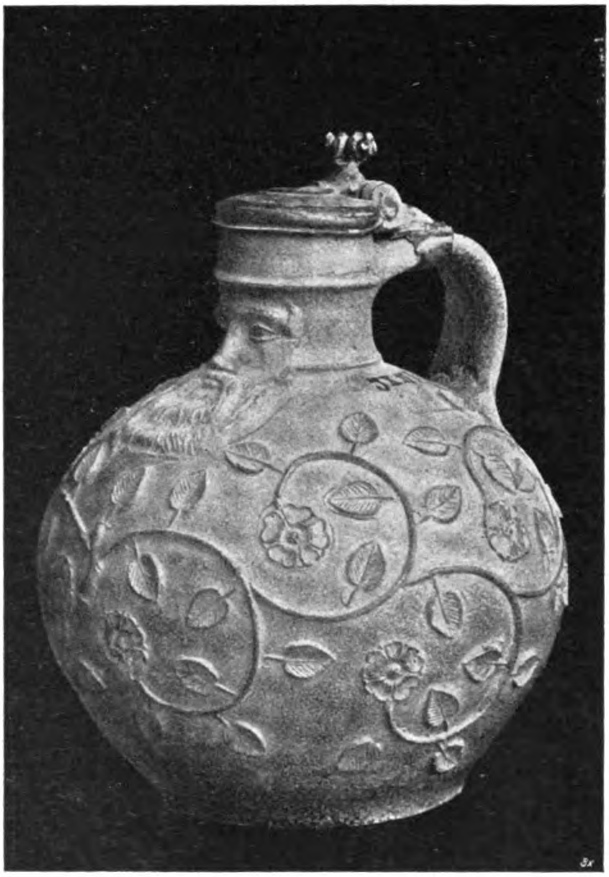
** Die mehr als sechstausend verschiedenen Sorten der kultivierten Rosen, die mit ihren stets wechselnden Zwischenformen zu den am leichtesten variierenden Pflanzen zählen, sind schwer zu gliedern; daher erklärt sich die wechselnde Anordnung in den einschlägigen Werken.

geläufig.* Da die zahlreichen Blütenblätter keinen Blick in das Innere der Blume gestatten, wird uns diese symbolische Deutung verständlich. Auf diese Weise wird auch der Ausdruck „sub rosa“ für „heimlich“ erklärt, eine Beziehung, die sich die Bremer in einer noch einfacheren Art zurechtlegen könnten. Im Bremer Ratskeller liegt nämlich neben den zwölf Aposteln in einem besonderen Gelaß noch ein berühmtes Stückfaß, die „Rose“, erfreulicherweise zu der Species der gefüllten Rosen gehörend, und an der Wand sieht man ein altes Rosenwappen. Hier unter dieser Rose sollen die Allongeperücken der Bremer Senatoren ganz besonders gern gesessen sein, wenn es sehr diskrete Verhandlungen zu beraten galt, nach dem Grundsatz in vino veritas mag aber nicht alles Geheimnis geblieben sein, und daher konnte der Ausdruck „sub rosa“ seine frühere Bedeutung verloren haben.

Doch wir haben uns, den Spuren der Rose folgend, verleiten lassen, einige Jahrhunderte zu überspringen und müssen jetzt wieder ein wenig zurückgreifen, um die anderen Lieblingsblumen seit dem sechzehnten Jahrhundert kennen zu lernen. Mit der Renaissance treten alle römischen Motive, vor allem das Akanthusblatt, wieder in den Vordergrund. Daneben hält aber auch der durch die Gotik geweckte Sinn für die heimische Flora an. Daß der Pinienzapfen als Bekrönungsstück in allen Techniken so häufig anzutreffen ist, aber auch in anderer Verwendung immer wieder vorkommt, hat offenbar zunächst darin seinen Grund, daß Augsburg, die damals wichtigste Stadt des deutschen Kunstgewerbefleißes, dieses Symbol im Wappen führt. Im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts werden die Motive immer mannigfaltiger, zumal allmählich noch ganz neue Pflanzenerscheinungen aus Amerika hinzukommen. Die erste Ananas kommt 1514 an den Hof Ferdinands des Katholischen nach Spanien; schon dieses Datum lehrt uns — was auch eine genauere Betrachtung ergiebt —, daß die sogenannten Ananaspokale der spätgotischen Goldschmiedekunst, von denen gar manche noch ins fünfzehnte Jahrhundert zurückgehen, richtiger Traubenpokale zu nennen wären. — Um dieselbe Zeit findet die später besonders in der Keramik benutzte Artischocke in Frankreich Eingang. — Im sechzehnten Jahrhundert beschert uns Amerika auch die Sonnenblume, die bald großes Aufsehen erregt, namentlich wegen ihres sonderbaren Heliotropismus, d. h. wegen ihrer Eigenschaft, die Blüte stets der Sonne zuzuwenden; sie wird bald ein beliebtes Attribut der von der Sonne der Hofgunst abhän-

Gotisch-französische Holzschnitzerei: Stilisierte Lilie.
(Nach Raguenet.)

* Papst Adrian VI. ließ aus diesem Grunde Rosen an den Beichtstühlen anbringen.



Niederrheinischer Steinzeugkrug mit Rosenstilisierung.
(Aus dem Nordböhmischen Gewerbemuseum.)

gigen, lehenspflichtigen Ritterschaft. — Auch die Nelke, von welcher immer neue prächtige Spielarten zum Vorschein kommen, wird seit der Renaissance ein ausgesprochener Günstling.

Im Jahre 1597 wird diesseits der Alpen der erste botanische Garten gegründet und zwar zu Paris,* wie gestrenge Gelehrte behaupten, zu dem „trivialen Zwecke“, den Stickerinnen der Hofgewänder neue Motive zuzuführen. Ja, ist es denn wirklich ein Verbrechen, schöne Pflanzen nicht zu klassifizieren oder zu registrieren, sondern sie künstlerisch zu verwerten?

Die Barockzeit ist nur eine bombastische Fortsetzung der Renaissance, und daher finden wir naturgemäß nur eine Weiterbildung derselben Formen, allerdings verbunden mit einer gehäuften Überladung. Aber auch das siebzehnte Jahrhundert hat seine Favoritblume, die alle anderen in den Schatten stellt und in manchen Gegenden ein geradezu schwindelhaftes Ansehen erlangt: die Tulpe. Aus der Türkei kam diese Pflanze durch einen Gesandten Ferdinands I. zu uns, zuerst nach Augsburg, wo sie Konrad Gesner 1560 wissenschaftlich analysierte; 1629 giebt es schon hundertvierzig Spielarten. Was die Holländer namentlich in den Jahren 1636 und 1637 mit diesem Artikel sportmäßig trieben, grenzt schon ans Unglaubliche. Die Glückspiele und Wetten, ob eine neue Varietät farbig, geflammt oder gestreift sein werde, griffen so um sich, daß die Generalstaaten mit besonderen Gesetzen dagegen einschreiten mußten. Der Preis von zwei- bis fünftausend Gulden für eine Tulpenzwiebel („Viceroy“, „Admiral Liefkens“, „Bellaart“ u. s. w.) war — nach der authentischen „Lijste van eenige Tulpaen“ — kein ungewöhnlicher, besonders wenn ihr Gewicht beträchtlich war. Ja, durch den Börsenterminhandel wurde der Preis für eine einzige Zwiebel bis auf dreizehntausend Gulden emporgeschnellt! Ein Tulpenhändler konnte, nach verbürgten Quellen, z. B. achtundsechzigtausend Gulden in vier Monaten gewinnen, und der Umsatz in diesem Genre betrug in einer einzigen Stadt zehn Millionen Gulden. Und diese Übertreibungen sind durchaus nicht auf Haarlem allein beschränkt. — Natürlich bemächtigte sich das Kunstgewerbe alsbald der neuen Modeblume und brachte sie überall an, wo es nur möglich war.

Auch die erst seit 1596 bei uns gezogene Hyacinthe, die ja unter allen Pflanzen in der Farbenskala einzig dasteht, da sie nicht

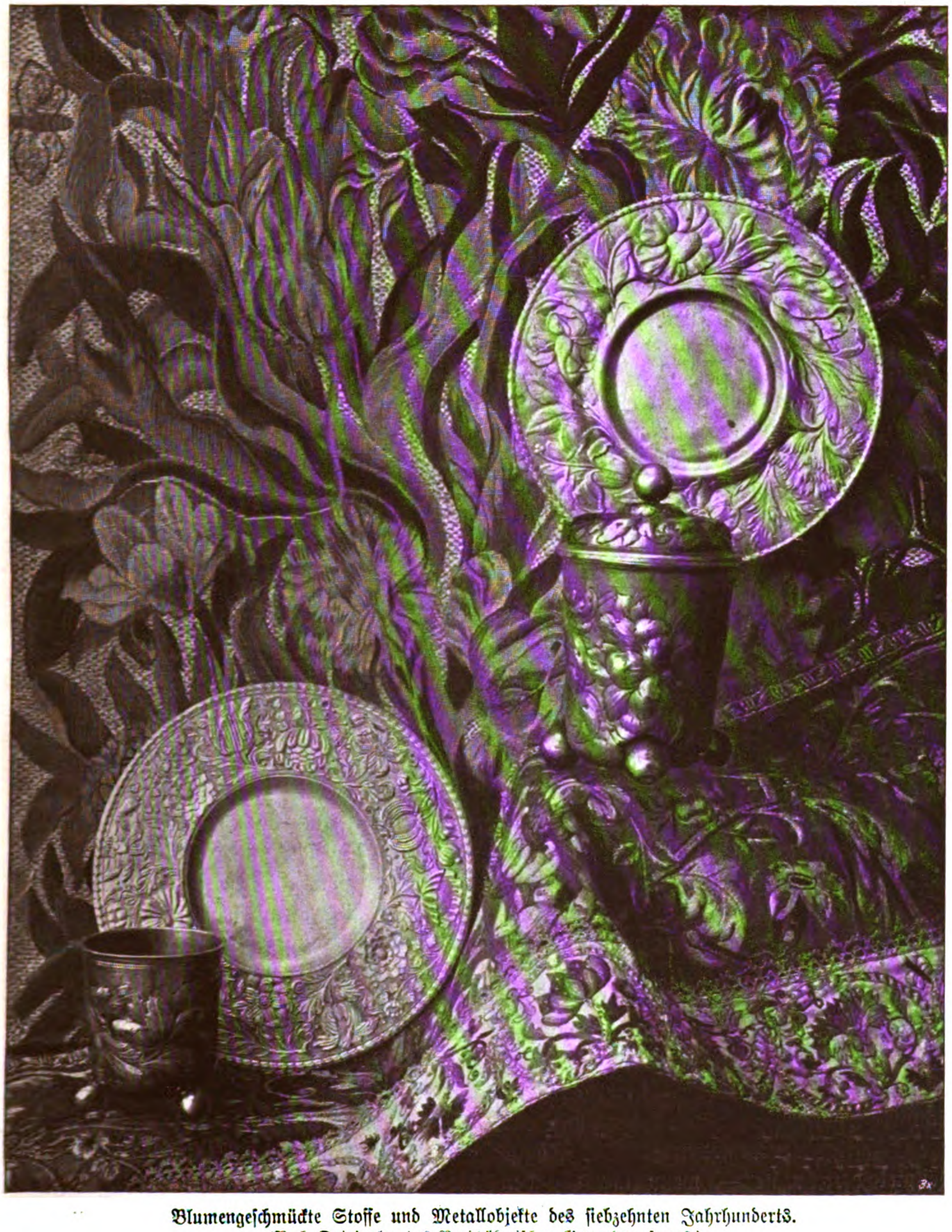
* Der nachmalige Jardin des plantes, seit 1626 wissenschaftlichen Zwecken dienstbar. Der weniger bedeutende Vorgänger zu Montpellier kann hier füglich ganz übergangen werden.

Moderne Rosenstilisierungen.

(Aus Gerlach-Seders „Pflanze".)

nur rot, gelblich und weiß, sondern auch blau blüht, versuchte der Tulpe nachzueifern, wenngleich vorläufig mit geringerem Erfolge; erst ungefähr ein Jahrhundert später wurde sie von der Mode emporgehoben, so daß z. B. sechzehnhundert Gulden für ein einziges Exemplar (Bleu Passe non plus ultra) erreicht wurden. — Die ebenfalls um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts aus Persien nach Wien eingeführte Kaiserkrone erfreut sich auch vielfacher dekorativer Verwertung.

Daß bei einer so allgemein verbreiteten Blumenliebhaberei auch die Stillebenmalerei — ebenfalls von Holland aus — zur Modesache wurde, ist begreiflich; die köstlichen Blumenstücke von Seghers, de Heem, Rachel Ruysch, Mignon oder van Huysum zählen zu den besten Gemälden ihrer Art. Die kompliziertesten Blumennamen, die die weit



Blumengeschmückte Stoffe und Metallobjekte des siebzehnten Jahrhunderts.
(Nach Originalen des Nordböhmischen Gewerbemuseums.)

verzweigten litterarischen Gesellschaften und deren Mitglieder im siebzehnten Jahrhundert trugen, mögen als ein kulturgeschichtliches Merkmal jener Tage wenigstens beiläufig erwähnt sein.

Lange Zeit gefiel man sich darin — und in manchen älteren Kreisen hat man das Vorurteil auch heute noch nicht ganz überwunden —, die Rokokoperiode als personifizierte Unnatur hinzustellen. Wie ungerecht dieser Vorwurf ist, zeigt schon ein flüchtiger Blick auf die in jenen Tagen gebräuchlichen Blumendarstellungen. Allerdings räumt von nun an mehr als je zuvor die Stilisierung der Pflanzen den naturalistischen Nachbildungen den Platz, wodurch leider nur zu viele neueingeführte brauchbare Blumenmotive nicht dauernd gewonnen worden sind, aber an ausgiebiger Gewinnung neuer botanischer Elemente hat es nicht gefehlt. Man denke nur beispielsweise an die Lyoner Seidenstoffe der Louis XV.-Zeit oder an die damaligen Fayencen von Marseille und Straßburg. Und noch ein bisher unbeachtetes Moment mag hier verzeichnet werden: nachweisbar sind in unserer Blütenflora die Farben weiß und gelb vorherrschend, während rot, blau und violett dagegen weit zurücktreten; dasselbe Farbenverhältnis tritt auch im Rokoko und Louis XVI.-Geschmack auf.

Alle möglichen Blatt- und Blütenformen finden Anwendung, nur das Akanthusblatt erscheint schon langweilig; an dessen Stelle setzt der Oppositionsstil schilfartige, geschwungene Bildungen, die sich dem Muschel- und Grottenwerk gut einfügen.

Mit den im Rokokozeitalter beliebten Chinoiserien kommt die ganze Flora Ostasiens in Mode, das japanische Chrysanthemum wie die Päonie, die Blumenkönigin der Chinesen. Die Mume- und Kirschblüten werden in großer Zahl aneinander gereiht, und die Meißener Manufaktur schafft wirksame Stücke mit diesem sogenannten Schneeballdekor. Manche japanischen und chinesischen Motive — namentlich, wenn sie uns zunächst nur die Blaumalerei des Porzellans ohne weitere Farbengebung vermitteln — werden eben nicht recht verstanden und erfahren mitunter eine gewaltige Verballhornung. Das schönste Beispiel hierfür ist — wenn wir von den Phantasieblumen der damaligen Textilindustrie absehen — das vielverbreitete „Zwiebelmuster“, in welchem man die Anlehnung an die körnerreiche Frucht der chinesischen Wasserrose Nelumbo nur mit Mühe und Not wiedererkennt.

Auf die Rokokozeit folgt der Klassizismus, das Empire, also wieder ein konservativer Stil, und natürlich hält abermals das Akanthusblatt seinen Einzug; aber es ist alt und mager geworden und sieht nun recht schlapp und spitzig aus. Lorbeer, Cypressen, Myrten und dergleichen kehren wieder. Aber die ausschließliche Herrschaft dieser Richtung dauert nicht lange. Ein Schwanken zwischen den heterogensten Kunstformen beginnt, der oppositionelle Stil der Zukunft wirft tastend seine Schatten voraus, und alle pensionierten, konservativen Epochen machen krampfhafte Versuche, den Vorzügen ihres Stiles zum Durchbruche zu verhelfen.

In solchen Übergangszeiten, zu denen der größte Teil des neunzehnten Jahrhunderts gehört und die wir vorläufig noch lange nicht überwunden haben, wird die Anlehnung an den unermeßlichen Motivenschatz der Natur selbstverständlich am stärksten, aber es überschreitet auch oft der Blumennaturalismus — wie man dies um die Mitte des Jahrhunderts am deutlichsten zu sehen Gelegenheit hatte — die Grenzen des Erlaubten. Zahllose neue Pflanzenarten sind der Kunst und dem Kunstgewerbe zugeführt worden, so die Winden und Strohblümchen, Jasmin und Vergißmeinnicht, Erika, Levkoje oder auch der Klee, der zwar schon seit 1570 durch Wallonen in der Rheinpfalz angepflanzt und namentlich im achtzehnten Jahrhundert durch Schubart in ganz Deutschland verbreitet wurde, aber erst jetzt, namentlich wenn es sich um den — zunächst nach englischem Volksglauben — „glückbringenden“ vierblätterigen Klee handelt, gern zur Dekoration herangezogen wird. — Die aus Mexiko und Chile stammenden Fuchsien, die aus derselben Heimat herkommenden Georginen, die um 1800 nach Deutschland eingeführt werden und einerseits dem Petersburger Akademiker Georgi, andererseits — nach der englischen Anschauung — dem König Georg III. von England ihren Namen und die Beliebtheit, zumal in den dreißiger Jahren, verdanken, die Astern, die ein Jesuiten-

Altmeißener Zwiebelmuster- und Schneeball-Porzellane.
(Aus dem Nordböhmischen Gewerbemuseum.)

pater vor der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts aus China nach Frankreich brachte, Oleander, Pelargonien, Magnolien, Geranium und hundert ähnliche Blüten werden gleichzeitig oder abwechselnd Lieblinge des Publikums. Eine Zeit lang herrschen die Ficusstöcke und die Azaleen vor, dann kommen wieder Flieder oder Weinlaub vorübergehend in Mode, oder Fruchtobst und Wiesenblumen — aber fast alles nur naturalistisch wiedergegeben, nicht stilisiert, daher leider nur ein vorübergehender Gewinn. — Zu den wichtigsten Blumen, die die romantische Zeit in die Dekoration erst eigentlich eingeführt hat, zählen die Kamelien, Orchideen und Veilchen.

Die Kamelien wurden im siebzehnten Jahrhundert von einem mährischen Apotheker auf

Walter Crane: Löwenzahn.
(Aus „A Floral Fantasy“.)

den Philippinen entdeckt, kamen aber erst 1739 durch den Jesuitenpater Camellius aus Japan zu uns, wo ihnen bald liebevolle Pflege und mehrere Publikationen gewidmet wurden. Kurz vor der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts erreichten sie den Gipfel ihrer Beliebtheit, und erst seit Dumas der Jüngere 1852 in seiner „Kameliendame“, der ein Jahr darauf Verdis Oper „Traviata“ nachfolgte, den Kamelien einen gewissen Beigeschmack gab, nahm die Beliebtheit dieser schönen Blüten wieder etwas ab.

Auch die Orchideen finden erst um dieselbe Zeit die ihnen gebührende Aufmerksamkeit und

Walter Crane: Rittersporn.
(Aus „A Floral Fantasy".)

künstlerische Verwertung, obwohl einige der fünftausend Arten schon längst, namentlich die ihrer duftenden Schoten wegen geschätzte Vanille schon seit 1605, bekannt waren. Die kostspieligen botanischen Prachtwerke mit handkolorierten Kupfern, wie sie in den dreißiger und vierziger Jahren im Vertrauen auf die große Blumenfreundlichkeit unserer Großeltern herausgegeben wurden, stehen einzig da und erleichtern dem Künstler ganz wesentlich seine Aufgabe.

Das anspruchslose Veilchen gewinnt auch

erst in diesen Jahren allgemeines Interesse, allerdings war schon dem Altertume dieses Blümchen, dessen lieblicher Duft sonderbarerweise von keinem Dichter und von keinem Forscher hervorgehoben wird, gar wohl bekannt; hatte sich doch die Tochter des Atlas in dieser Gestalt den Blicken des Sonnengottes entzogen. Auch im Mittelalter war das Veilchen vielfach verbreitet; die Klostergeistlichen, die eigentlichen Apotheker jener Zeit, hegten es mit vielen heilkräftigen Kräutern in ihren Klostergärten und bereiteten daraus manch wohlriechendes Wässerlein oder kosmetisches Mittelchen. Aber die dekorativen Künste gingen so ziemlich achtlos an dieser Blüte vorüber, zumal ja das Violett, als Trauerfarbe der christlichen Kirche, eine allgemeinere Verwendung ausschloß. Erst im neunzehnten Jahrhundert kam das Veilchen aus den bereits erwähnten politischen Gründen in Mode, zugleich, ebenfalls von Frankreich aus, die besser repräsentierende, aber geruchlose Abart, nämlich das Stiefmütterchen. Den Franzosen ist diese Blume, wie schon der Name Pensée sagt, eine Gedenkblume, und dieser Beziehung mehr noch als ihren violetten und gelben Samtblättern verdankt diese Blüte ihre größere Verbreitung, ganz ähnlich unserem Vergißmeinnicht. Eine andere blaue Blüte unseres Jahrhunderts, nämlich die vielbesungene blaue Wunderblume der Romantik, die dem glücklichen Finder unermeßliche Schätze erschließt, hat ein viel zu wenig greifbares Dasein, als daß sich die dekorativen Künste mit ihr näher hätten befassen können.

Aber die Periode der Romantik ist längst vorüber, auch die sich anschließende Rekapitulationszeit aller historischen Stilarten gehört schon fast ganz der Vergangenheit an, und das zur Neige gehende Jahrhundert besinnt sich noch im letzten Augenblick seiner Aufgabe, einen selbständigen Formenausdruck für die neuen ästhetischen Anschauungen zu finden. Bei Licht besehen, gehören schon die Anläufe in der vormärzlichen Zeit hierher, denn die bereits erörterte Hinzuziehung neuer Pflanzenmotive hat mit der letzten abgeschlossenen Stilart, dem Empire, durchaus nichts zu thun. Aber durch das historische Intermezzo der siebziger und achtziger Jahre — welches übrigens, nebenbei bemerkt, vom Standpunkte der Geschmackserziehung notwendig und sehr heilsam war — wurde der fortlaufende Entwickelungsfaden abgerissen, und das fin de siècle setzt wieder ganz selbständig ein. Da der Stil, dem wir nun entgegengehen, zweifellos ein oppositioneller sein wird, müssen wir zunächst vom vorherrschenden Akanthus — vielleicht auf lange Zeit — Abschied nehmen. Aber nicht alles Rüstzeug der früheren Zeiten verschwindet sofort in der Versenkung; vielmehr behält jede Zeit noch verschiedene Dekorationselemente ihrer Vorgängerin nach beliebiger Wahl bei, und so sehen wir z. B. den uns schon aus dem Altertume bekannten Mohn wieder als Lieblingsblume emporsprießen, allerdings nicht allein die Blüte, sondern auch die ebenso entzückenden Blätter, die Fruchtkapseln und die sich auf langen Stengeln wiegenden Knospen. Langgestielte Blumen, die sich der neuen freien Linienführung besonders gut anschmiegen, werden jetzt überhaupt sehr bevorzugt, nicht nur die stolze Iris oder das entlegene Cyclamen, sondern auch die unscheinbaren heimatlichen Blumen von Feldrain und Waldweg: das Schneeglöckchen, die Anemone, der Himmelschlüssel, der Krokus u. s. w. Ganz ausgesprochene Lieblingspflanzen der jüngsten Gegenwart sind die bisher fast gänzlich unbeachteten Kastanien und der Löwenzahn.*

Seit der von Owen Jones vor vier Jahrzehnten ausgesprochenen Mahnung hat die liebevolle Beobachtung der Natur die größten Fortschritte gemacht: den imposanten wissenschaftlichen Werken der Botanik sind vornehme, künstlerisch redigierte Pflanzenpublikationen gefolgt, von Seder-Gerlachs „Die Pflanze“ angefangen bis zu Meurer oder Grasset. Walter Crane hat dem Pflanzenleben die entzückendsten Gedanken abgelauscht; primäre dekorative Talente, wie Christiansen oder Eckmann, bereichern das Gebiet der Blumenstilisierung fast mit jedem Tage, immer neue und neue Motive aus der Botanik werden den dekorativen Künsten zugeführt.

Zwar schütteln noch alte, verknöcherte Konservative die Köpfe und befürchten von der

* Dem Löwenzahn widmet bereits das Werk von Seder-Gerlach „Die Pflanze“ nicht weniger als fünf Tafeln.

neuen Richtung, die ja allerdings noch sehr viel Unabgeklärtes und Wunderliches zeitigt, ein schweres Unheil; sie sind wie Papst Urban in der Tannhäusersage, der dem dürren Stab in seiner Hand jede Möglichkeit, aufs neue frisch zu grünen, absprach. Und der dürre Stab grünte und blühte doch! Hoffentlich werden auch die vielfachen Bestrebungen unserer Tage, den künstlerischen Formenschatz entscheidend zu bereichern und mit der Zeit einen guten, neuen Stil zu schaffen, gedeihen und blühen!

Walter Crane: Windröschen.
(Aus „Flora's Feast".)

Zur Naturgeschichte der Regisseure.

Plaudereien aus der Theaterwelt

von

Ludwig Barnay.

(Nachdruck ist untersagt.)

Es dürfte im Theaterleben kaum irgend eine Zeit gegeben haben, in welcher sich das Publikum so angelegentlich mit den Regisseuren beschäftigt hätte wie die gegenwärtige. Nun ist ja zweifellos richtig, daß der Regisseur eine große und schwere Aufgabe zu erfüllen hat, daß die Wichtigkeit seines Amtes eine sehr bedeutende ist, aber er hat zurückzutreten hinter dem geschaffenen Regiewerke: sein Platz ist hinter den Coulissen, seine Arbeit ist lediglich eine vorbereitende, intime, dem betrachtenden Auge der Zuschauer verborgene. Haben die Proben stattgefunden und rollt der Vorhang auf, um die Vorstellung beginnen zu lassen, dann ist seine Thätigkeit eigentlich beendigt, und es bleibt ihm nur noch die Überwachung des Auszuführenden, die Sorge, daß nichts versäumt noch vergessen werde: eine Thätigkeit, welche sich nur in den Zwischenakten und hinter den Coulissen still und verborgen offenbaren soll. Ja, hinter den Coulissen! dort ist sein Platz, denn er hat es nur mit den Künstlern und dem Kunstwerk, nicht aber mit dem Publikum zu thun. Hat er Gutes und Wertvolles ersonnen und ausgeführt, so soll das dem Dichter und den Künstlern zu gute kommen und nicht seiner Person; er muß für sich auf jede Anerkennung, auf jeden äußeren Erfolg verzichten, er muß ganz selbstlos sein können und seinen Wahlspruch in den Worten Othellos finden: „Die Sache will's, die Sache will's."

Seit einigen Jahren ist es nun aber Mode geworden, die Regisseure vor den Vorhang zu rufen, und mit dieser Gepflogenheit wird ein ziemlich starker Mißbrauch getrieben. Wer wird wohl nach einem guten Diner seine Köchin vor die Gäste rufen, damit sie das Lob für die gute Zubereitung der Speisen persönlich entgegennehmen könne; soll sich etwa der Maler hinter seinem Bilde aufstellen, um bei jeder lobenden Äußerung hervorzutreten und für den Beifall, der dem Bilde wird, mit einer Verbeugung dankend zu quittieren? Soll vielleicht auch der gute Souffleur, der eine viel schwerere Aufgabe zu erfüllen hat, als gemeinhin angenommen wird, demnächst aus seinem Kasten kriechen, um, die rechte Hand auf dem klopfenden Herzen, den Beifall des Publikums entgegenzunehmen? Sind wir doch schon dahingekommen, daß Kapellmeister, Dekorationsmeister, Kostümschneider, Beleuchter, ja selbst die Lieferanten der Bühne auf dem Theaterzettel besonders namhaft gemacht und daß sie vor den Vorhang applaudiert werden, um Hand in Hand in langer Kette mit dem Dichter, dem Direktor und zuweilen auch mit den Bühnenkünstlern eine Art von Ringelreihen aufzuführen, indem sie an der Rampe wie eine Wandeldekoration vorbeidefilieren.

Insbesondere sind die „gastierenden Kapellmeister" jetzt an der Tagesordnung, und das Publikum hat sich leider schon daran gewöhnt, den dirigierenden Kapellmeister aufmerksamer zu beobachten als das musikalische Kunstwerk. (Unter „gastierenden Kapellmeistern" sind hier in erster Linie die Pultokraten des Konzertsaales gemeint.) Hat der Kapellmeister einen schönen und interessanten Kopf, ist er schlank, tanzt und wiegt er sich graziös beim Dirigieren, hat

Jan van Huysum: Blumen.
(Großherzogl. Gemäldegalerie zu Schwerin.)

er schöne Hände und sprechende Bewegungen, dann ist er ein gefeierter Mann, dem zulieb. die Leute ins Konzert laufen, um ihn mit Beifall zu überschütten. Auch der Kapellmeister sollte wie der Regisseur hinter den Coulissen bleiben! Ich sollte meinen, daß er seine eigentliche Thätigkeit in den Proben entfalten müßte, nicht aber bei der Aufführung. Er müßte sein Orchester so gut vorbereitet und so sorgfältig eingeübt haben, daß es keiner persönlichen Nachhilfe mehr bedürfte, wenn die Komposition vor den Zuhörern produziert wird. Ich denke, daß ein Kapellmeister häßlich, verwachsen, klein und dick, kahl und unbeholfen sein kann und daß er trotzdem sein Orchester zu einer musterhaften künstlerischen Aufführung herangeübt haben könnte. Man spricht viel vom unsichtbaren Orchester; es wäre aber sehr wünschenswert, daß mit dem unsichtbaren Kapellmeister der Anfang gemacht würde, damit die Zuhörer nicht fortwährend abgelenkt würden von der Wertschätzung des Kunstwerkes, damit sie in ihrer Aufmerksamkeit und Sammlung nicht gestört würden durch den Mann, der da ganz vorn, an der augenfälligsten Stelle doch nur seine Person in Scene setzen will. Ein wirklich gutes Orchester, welches längere Zeit zusammenwirkt, welches Zeit und Kraft und Können in ausreichenden Proben aufgewendet hat, um unter tüchtiger und feinfühliger Leitung ein musikalisches Kunstwerk zu studieren, wird — da es obendrein die Noten mit allen Vorzeichnungen vor Augen hat — ohne Zweifel sein Forte bringen, ohne daß der Kapellmeister die Arme in die Luft zu werfen braucht; es wird piano spielen, auch wenn der Kapellmeister sich nicht wie ein Igel zusammenrollt, und wird kreszendieren und dekreszendieren ohne die Schwimmübungen und Turnerkunststücke des Dirigenten. Ich glaube bestimmt, daß ein gutes Orchester beispielsweise die bekannte Staccatofigur in der Meistersinger-Ouverture durchaus korrekt spielen wird, auch wenn der Dirigent nicht mit seinem Taktstocke wie auf einem Morseschen Apparate in der Luft herumtippelt.

Da will ich mir den Walzerdirigenten allenfalls noch gefallen lassen, der mit der Kehrseite seines Oberkörpers die Bewegungen der Wiege auf einem Segelschiffe nachahmt und den Kopf bald nach rechts und bald nach links auf seine Achseln neigt — sicherlich, damit das dumme Orchester nicht in Versuchung gerate, den Walzer im Viervierteltakte zu exekutieren. Man stelle sich nur einmal vor, daß der leitende Regisseur einer Schauspielvorstellung sich an der Rampe postieren wollte, um den Schauspielern durch alle möglichen Gliederverrenkungen dirigierende Zeichen zu geben: wann sie sprechen, wann sie schweigen, wann sie leise oder laut, schnell oder langsam, gefühlvoll oder zornig werden sollen, und das Lächerliche und Störende einer solchen Unternehmung wird jedem sofort in die Augen springen.

Doch dies nur nebenbei. Ich will mich hier vielmehr mit den verschiedenen Arten von Regisseuren befassen und sie in ihren besonderen Neigungen und Veranlagungen zu betrachten versuchen; man wird es gar nicht für möglich halten, wie viele Arten von Regisseuren es im Reiche der Coulissen giebt.

Da ist zunächst der „Buchhalter“. Er ist ein Adept Heinrich Laubes, den er nachahmt, ohne ihn verstanden zu haben, sein Schlachtruf lautet: „Das Wort, das Wort!“ und wehe dem Schauspieler, welcher auf Kosten einer Silbe tiefere Empfindung zeigen oder fortreißende Wirkung erzielen wollte. Den Spitznamen „Buchhalter“ führt er, weil er in den Proben stets mit dem Buche in der Hand dasitzt, jedes Wort, jede Silbe sorgfältig kontrolliert und — da er die Nase fortwährend im Buche hat — nicht sieht, was auf der lebendigen Scene geschieht oder verfehlt wird. Wenn nur der Text wörtlich gesprochen wird, dann glaubt er das Höchste in der Regiekunst geleistet zu haben.

Dicht neben dem „Buchhalter“ steht der „Wegweiser“. In sorgfältiger Aufzeichnung hat er in seinem Regiebuche festgestellt, woher jeder Schauspieler kommen und wohin er abgehen soll, und seine dramaturgischen Bemerkungen beschränken sich auf die Sätze: „Sie kommen von links und gehen rechts ab“ — „Bei diesem Worte stehen Sie rechts und wenden sich bei der Rede des X. nach links“ — „Fräulein B. kommt aus dem Hintergrunde rechts, beschreibt einen Bogen und steht dann Mitte links“ u. s. w. Von dem „Wegweiser“ lernen die Schauspieler auf den Proben ganz genau und zweifellos,

wohin sie gehen sollen, aber ganz und gar nicht, wohin sie gelangen können.

Ein anderes Bild! Welcher Schauspieler kennt ihn nicht, den Mann auf dem Regiestuhle mit langem ergrautem Barte, dem goldgestickten Sammetkäppchen auf den spärlichen, aber sehr langen Haaren? Er ist in seiner Jugend durch einige höhere Schulklassen geklommen, und als er später unter die Komödianten ging, da studierte er fleißig alle bekannten dramaturgischen Werke von Rötscher bis Eduard Devrient, da las er alle Kommentatoren, die ihm irgend erreichbar waren. Sein Kopf ist von Lesefrüchten vollgepfropft, und er benutzt jede Gelegenheit, um sein dramaturgisches Wissen an den Mann oder an die Frau zu bringen. Praktisch ist er gar nichts wert; dort wo der Schauspieler in den Proben die regulierende, ebnende Hand des Regisseurs, sein thatkräftiges Eingreifen und Ordnen nötig hätte, dort wo er geführt, aufgeklärt und unterstützt werden will, hält der „Schulmeister“ lange kunstwissenschaftliche Abhandlungen, und da die hervorragenden Kräfte der Bühne für seine unfruchtbaren Belehrungen meist nur ein leichtes Achselzucken haben, so erwählt er sich unter den Darstellern der kleinen Rollen, unter den Anfängern einige junge Leute, welche entweder verehrungsvoll zu ihm aufblicken oder „den Alten nicht böse machen wollen“. Diese hören ihm geduldig und anscheinend andachtsvoll zu. Die Proben werden dadurch ungebührlich in die Länge gezogen, ohne irgend etwas Brauchbares zu fördern, und mir ist der Fall bekannt, daß bei einem Gastspiele Dawisons in einer süddeutschen Stadt die Probe zu „Richard III.“ von einem solchen „Schulmeister“ durch dergleichen dramaturgische Vorträge so sehr in die Länge gezogen wurde, daß für den letzten Akt keine Zeit mehr übrig blieb und gerade dieser äußerst schwierige Teil dem Publikum ohne jede Probe vorgespielt werden mußte.

Den sonderbaren Namen „das Panoptikum“ pflegen die Schauspieler einem Regisseur beizulegen, der seine ungeteilte Aufmerksamkeit darauf verwendet, daß der Schauspieler der darzustellenden Persönlichkeit, insbesondere in historischen Stücken, durch Bart, Perücke und Schminke möglichst porträtähnlich gemacht werde, und wenn es sich auch nur um den Oberpostmeister Don Raimond von Taxis in Schillers „Don Carlos“ handeln sollte! Form, Farbe und Länge des Bartes des Herzogs Alba ist diesem Regisseur interessanter und wichtiger als die Darstellung der Rolle. Mitterwurzer wäre für ihn kein Shylock gewesen, weil er sich keine krumme Nase zu dieser Rolle anklebte. In Mainz — eine Bahnstunde von Frankfurt! — spielte einmal, ich glaube sogar bei einem Gastspiele Friedrich Haases, „der Herr Direktor“ die Rolle des alten Goethe im „Königslieutenant“ mit seinem natürlichen Vollbarte! Unser „Panoptikum“ würde diese Thatsache sicher nicht überlebt haben.

Eine andere Specialität pflegt der „Baumeister“. Das erhöhte Podium und die übereinander gebauten Felsenwege sind sein Element: er kann sich kein wirksames Bühnenbild denken, bei welchem er nicht die verwegensten und oft unmöglichsten Erhöhungen auf der Bühne zusammenbauen läßt, und selbst wenn die Handlung in einem einfachen bürgerlichen Zimmer spielt, wird er erst dann ganz glücklich sein, wenn es ihm gelingt, zum wenigsten an irgend einem Fenster oder an einer Balkonthür einen „Tritt“ anbringen zu lassen. Hat der Autor aber gar die Möglichkeit gegeben, daß Treppen nach einem oberen Stockwerk führen oder daß die Darsteller aus einem tiefer liegenden Plateau auf die Bühne heraufsteigen können, dann ist für ihn der Gipfel der vollendeten Regiethätigkeit erreicht. Unter der Führung des „Baumeisters“ kann wohl die Darstellung stillos sein, aber niemand wird das der Dekoration nachsagen können.

Eine weitverbreitete Gattung von Regisseuren ist ferner die „Kopiermaschine“. Dieser Regisseur ist fleißig auf Reisen; er verschwindet ganz plötzlich vom Regiestuhle und wird dann durch den Hilfsregisseur für einige Zeit ersetzt. Es heißt, er sei auf einer „Geschäftsreise“. Man kann aber sicher sein, daß er entweder in Paris oder in London, in Wien oder Berlin eingetroffen ist. Dort sieht er sich die neuen Stücke aufmerksam an, macht sich sorgfältige Notizen, bespricht sich eingehend mit dem dortigen Regisseur oder mit dem Autor und ahmt nun zu Hause alles sklavisch nach, was er dort gesehen hat, gleichviel, ob es auf die heimische

Bühne paßt oder nicht, gleichviel, ob ihm zu Hause ganz andere Dekorationen und ganz andere schauspielerische Talente zur Verfügung stehen. Höchst ergötzlich wirkt es auf die Schauspieler, wenn die „Kopiermaschine“ auf der Probe plötzlich ausruft: „Halt, da habe ich eine gute Idee!“ und dann eine Regieanordnung zu Tage fördert, welche ihre Geburtsstätte in einer der von ihm soeben besuchten Hauptstädte nicht verleugnen kann.

Fast täglich kann man in den Theaterkritiken folgenden Schlußsatz lesen: „Die Vorstellung ging in flottem Tempo und glattem Zusammenspiel von statten.“ Der Regisseur solcher „flotten“ Vorstellungen ist zumeist ein Mann, der den Beinamen „Orientexpreß“ führt. „Schnell sprechen, einander die Reden gleichsam aus dem Munde nehmen — nur keine Pausen!“ — das ist das A und O seiner Regieführung. Bei gewissen Stellen läßt er alle Darsteller zu gleicher Zeit sprechen, so daß der Zuhörer nur noch ein Zuschauer ist, denn er versteht kein einziges der Worte mehr, welche da oben auf der Bühne durcheinander geschrien werden. Die Monologe aber werden heruntergepeitscht, wie gedankenleere Zettel, welche dem Schauspieler aus dem Munde hängen. Wird eine Vorstellung, welche drei Stunden in Anspruch nehmen müßte, in etwa zwei Stunden absolviert, dann glaubt der „Orientexpreß“ dem Kunstideale dramatischer Darstellung möglichst nahe gekommen zu sein, er hat ja dann den höchsten „Rekord“ erreicht und blickt stolzbefriedigt auf den „pausenlosen“ Abend, ohne zu bedenken, wie sehr dieser zugleich ein gedankenloser und stimmungsarmer war.

Zahlreich sind ferner die beiden Gattungen der „Schlangenmensch“ und der „Sturmbock“. Der erstere erstirbt in Nachgiebigkeit gegen seinen „Chef“, er findet jede seiner Maßnahmen außerordentlich richtig und geistvoll und wohlwollend, wagt nichts selbständig anzuordnen und windet sich mit erstaunlicher Geschicklichkeit durch alle Fährnisse. Hat er ein Stück in vielen arbeitsvollen Proben eingeübt, so wird er das Geschaffene vor einem mißbilligenden Kopfschütteln des „Chefs“ ohne weiteres verwerfen und unterthänigst das ausführen, was sein Direktor anzuordnen für gut findet. In einsamen Stunden aber und seinen Vertrautesten gegenüber hat er nur einen tiefen Seufzer, ein sarkastisches Lächeln, ein bedeutungsvolles Achselzucken, wenn von seinem Chef die Rede ist.

Sein Gegenbild ist der „Sturmbock“: ein Nergler, ein Revolutionär, ein Unzufriedener! Brummend und mißvergnügt betritt er das Theater, scheltend und ärgerlich hält er die Probe ab, und mit einem Aufatmen der Erlösung verläßt er das Theater, welches er in der Regel den „Musenstall“ nennt. Es giebt keine Maßnahme der Direktion, welche nicht von ihm getadelt und bemängelt wird: „Der Herr Direktor hat diese Rolle in seiner Weisheit so besetzt — ich hätte sie der Dame niemals gegeben — wie man nur solches Schundzeug von Stück annehmen kann — Kinderkomödie mit süßer Rahmsauce — ausgeben mag er natürlich nichts, sondern immer nur Geld scharren — hetzen will ich nicht, aber das würde ich mir nicht gefallen lassen — zum Dienstag soll das Stück herauskommen? ich denke nicht daran; füglich ist man doch auch ein Mensch und kein Ackergaul — jawohl! Genossenschaft! Was haben die Mitglieder davon? Einen Quark! Beiträge zahlen und sich von jedem Hundsfott schuhriegeln lassen! — aber unsere Rechte! unsere Rechte! wo bleiben die? Zum Teufel! wir sind doch auch Menschen! Diese Blutsauger, diese Agenten liefern uns ans Messer, und die Schufte von Direktoren nähren sich von unserem Fett. — Verfluchtes Handwerk! da möchte man lieber Steine klopfen! — Aber leider muß ich kuschen — denn ich bin ja ein sogenannter „Vorstand“ — wäre ich ein freier Künstler wie Sie ... na! ich will nichts gesagt haben!“ Der „Sturmbock“ ist meist leberleidend, raucht leidenschaftlich und klagt über mangelhafte Verdauung. Die Schauspieler aber fühlen sich zu ihm hingezogen und sagen von ihm, er sei ein „ehrlicher Kerl“...

Wissen Sie, was der „Quantianer“ ist? — Nein? — So hören Sie: Vor vielen Jahren soll ein kleiner Theaterdirektor Namens Quandt gelebt haben, welcher bei Erkrankungen, fehlenden Darstellern, mißglückten Scenen, kurz bei allen Hindernissen, welche sich dem guten Fortgange einer Theatervorstellung entgegenstellten, ein für allemal das Trostwort hatte: „Nur ruhig, Kinder, um zehn Uhr wird's doch aus.“

Diesen Mann hat sich der Quantianer als Schutzpatron erkoren; nichts bringt ihn außer Fassung, kein Hindernis schreckt ihn ab, „um zehn Uhr ist es ja doch aus“, und er hat kein Verständnis für das Unglücksgefühl, welches den Darsteller nach einer mißlungenen Scene, nach einem mißglückten Akte ergreift; „das ist ja ganz egal, Kinder! um zehn ist's ja doch aus und — morgen wieder lustik sein!“

Der Zwillingsbruder des „Quantianers“ ist der „Entoutcas“, ein Regisseur, der alles möglich macht. Für ihn giebt es keine Hindernisse: die Vorstellung findet an dem Tage statt, an welchem sie von der Direktion festgesetzt ist; für erkrankte Darsteller findet er stets einen Ersatz, passend oder nicht, selbst am Tage der Aufführung. Kann er nicht zehn Proben für ein schwieriges Stück bekommen, so muß es eben auch mit zwei Proben und im Notfalle mit gar keiner gehen, aber „gemacht wird alles!“ und der Direktor nennt einen solchen Regisseur „eine Perle“.

Anders verhält es sich gewöhnlich mit dem „Logomachos“, dem Regisseur der Betonungen. Ihm ist der ganze äußere Apparat gleichgültig, und alle Fehler der Vorstellung wälzt er mit Vorliebe auf „das technische Personal“ ab. Lauernd sitzt er auf seinem Regiestuhle, ob wohl Mortimer, im zweiten Akte von „Maria Stuart“, betonen wird „die Frauenkrone hast du nie besessen“ oder „die Frauenkrone hast du nie besessen,“ da wacht er plötzlich auf und bringt mit einem überlegenen und sarkastischen Lächeln seine Auffassung über die Betonung des betreffenden Satzes zur Geltung. Die Schauspieler können sich in ihren Rollen völlig vergreifen, sie können übereinander purzeln, der Mond kann mit seinem blaugrünen Lichte in einen Sommertag hineinscheinen — das ist ihm alles Nebensache, wenn nur richtig betont wird! Sein drittes Wort ist „der logische Accent“. Uber Wallensteins „Nacht muß es sein, wo Friedlands Sterne strahlen“ entspinnen sich ebensoviele Betonungsstreitigkeiten, als Darsteller des Wallenstein auf der Bühne auftreten: Nacht muß es sein, wo Friedlands Sterne strahlen. — Nacht muß es sein, wo Friedlands Sterne strahlen. — Nacht muß es sein, wo Friedlands Sterne strahlen. — Nacht muß es sein, wo Friedlands Sterne strahlen. — Nacht muß es sein, wo Friedlands Sterne strahlen. — Nacht muß es sein, wo Friedlands Sterne strahlen — und wenn Maria Stuart den Satz „denn ich bin euer König“ genau so betont, wie sich es der „Logomachos“ gedacht hat, dann mag sie im übrigen wie ein Fischweib tragieren — sie ist in seinen Augen eine große Künstlerin!

Im allgemeinen wird ein Regisseur, welcher lediglich mit dem Strafcodex das Theater regiert, welcher sich die Autorität durch drakonisches Verfahren erzwingt, anstatt sie durch künstlerische Thaten zu erwerben, der „Unteroffizier“ genannt. Jedes kleinste Vergehen oder Versehen, jeden geringsten Irrtum ahndet er durch das Diktieren von Strafen, das heißt von Gageabzügen, welche die kleinen Leute beim Theater wirtschaftlich und die ersten Darsteller moralisch empfindlich treffen. Seine unantastbaren Götterbilder sind „der Dienst“, „die Disciplin“ und „die Autorität“, und wehe dem Sterblichen, der dieser heiligen Trias nahe zu treten wagte! Ein leidenschaftlicher Anhänger der Abschreckungstheorie, kennt er die hundertneunundsechzig Paragraphen der Theaterhausgesetze auswendig und sorgt dafür, daß der positiven Strafe an Geld auch noch die empfindlichere, die moralische, durch eine Art von Prangerstehen hinzugefügt werde, indem die Strafverfügungen am sogenannten „schwarzen Brett“ neben den sonstigen Publikationen der Theaterleitung öffentlich ausgehängt werden. Man muß sagen „öffentlich“, denn dieser Pranger steht zumeist dort, wo ihn alle sehen können, also auch das dienende Personal, die Privatbediensteten der Künstler, Arbeiter, Laufburschen, Boten und alle Personen, welche irgend ein Geschäft zum Theaterleiter führt. Die so schwer errungene sociale Stellung der dramatischen Künstler oder, wie der Volksmund sie nennt, der Theaterleute wird wahrlich nicht gefördert, wenn man veröffentlicht sieht, daß König Philipp wegen „unqualifizierbaren Benehmens“ mit fünf Mark, Iphigenie wegen Schwätzens mit drei Mark, Marquis Posa wegen unpassender Scherze mit zwei Mark, Graf Isolani wegen Zuspätkommens mit fünfzig Pfennig und Wallenstein wegen Mangel an Ehrerbietung gegen seinen Vorgesetzten mit zehn Mark bestraft wurde.

Daß das lustige Völkchen der Bühne oft auch vor dem Heiligen und seinen ehrwürdigsten Vertretern nicht zurückschrickt, zeigt der Beiname „Papst“, den ein Regisseur führt, welcher eigensinnig und rechthaberisch an seinen einmal getroffenen Anordnungen festhält, auch wenn sie sich als fehlerhaft und falsch erwiesen haben. Der Grundsatz dieses Regisseurs ist der jenes Kassierers eines großen Bankhauses, dem man einige tausend Thaler zurückbrachte, welche er irrtümlicherweise zu viel bezahlt hatte; der Kassierer verweigert die Annahme des Geldes mit dem Bemerken: „Ein Kassierer kann sich niemals irren.“ — Was der „Papst-Regisseur“ einmal in seinem Regiebuche notiert, was er den Darstellern über Auffassung und Darstellung gesagt hat, wird von ihm hartnäckig festgehalten und als zweifellos richtig energisch verteidigt, weil er's einmal so angegeben hat. Bezeichnend für diese Gattung von Regisseuren ist folgendes Erlebnis: Dr. Hugo Müller, sonst ein vortrefflicher Regisseur voll Bildung, Geschmack, Geist und Phantasie, inscenierte im Jahre 1864 in Riga Brachvogels „Narciß“. Die Marquise von Pompadour sagt im letzten Akte zu Choiseul folgende Worte: „Ihr müßt mich morden, Choiseul! Morden mit kaltem Blute — ein wehrloses Weib. So kommt doch und wagt's! Doch wenn mein Blut an Eurem Stahle klebt, ist Maria Leszinska so beschimpft, daß sie nicht mehr Königin sein kann — das hattet Ihr vergessen bei der Rechnung.“ Die Darstellerin der Pompadour, ein Fräulein von Plittersdorf, welches sich nicht des besonderen Wohlwollens des Regisseurs erfreute, beginnt in der Probe diesen Satz „Ihr müßt mich morden, Choiseul ...“ Weiter kommt sie nicht. Der Regisseur korrigiert: „Geehrtes Fräulein! es heißt: nicht morden.“ Ganz verdutzt entgegnet die Schauspielerin: „Verzeihung! in meiner Rolle steht mich morden.“ — „In Ihrer Rolle? Ja, mein Fräulein, dann hätten Sie eben die Güte haben sollen, auch das Buch zu Rate zu ziehen.“ — „Das habe ich aber gethan, und auch im Buche steht mich morden!“ — „In der That?“ sagt Dr. Müller mit einem höhnischen Lächeln, „die Pompadour wird doch wohl nicht von Choiseul verlangen, daß er sie wirklich morden solle! Nun, wir werden ja das sogleich feststellen können: Souffleur! was steht in dem Buche gedruckt?“ — Zitternd vor dem Gewaltigen stammelt der Souffleur: „Verzeihen Sie, Herr Doktor, aber — es steht hier allerdings — gedruckt — mich morden.“ — Hugo Müller reißt dem Souffleur das Buch aus den Händen, starrt einen Augenblick hinein und giebt es ihm endlich mit den klassischen Worten zurück: „Na ja! der bekannte Druckfehler!“ — Die Autorität des Regisseurs war gerettet, die Künstler auf der Scene bewunderten die außerordentliche Belesenheit des Herrn Dr. Müller, und das arme Fräulein von Plittersdorf? — Nun, ihr blieb nichts übrig als in der Vorstellung und in allen Wiederholungen des Stückes vor versammeltem Publikum auszurufen: „Ihr müßt nicht morden, Choiseul!“ trotzdem sie von dem Unsinn, den sie zu sprechen gezwungen wurde, fest überzeugt war.

Nun kommt aber das Schoßkind unserer Modernen: der „Stimmungsregisseur“. Halbe Beleuchtung, die Lampen füglich so weit herabgestimmt, daß man die Schauspieler nur noch erraten, aber nicht sehen kann — Pausen an allen möglichen Stellen — dargestellte Gedankenstriche des Autors — ein so leise geführtes Gespräch, daß kaum die Hälfte der Worte verstanden wird — das sind seine gangbarsten Hilfsmittel, und hat er es erreicht, daß das Publikum von der dargestellten Scene nichts gesehen und nur die Hälfte verstanden hat, dann ruft er triumphierend: „Seht ihr? Stimmung! Stimmung! — das ist alles!“

Sein Vetter ist der „Verist“, meist eine Karikatur des „Wahrheitsregisseurs“. Bestaubte Stiefel, geflickte Beinkleider, zerbrochene Stühle, eine befleckte Tischdecke, ein piepender Kanarienvogel, ein rauschender Wasserfall, ein zerrissenes Hemd, eine rote Nase — das ist ein wichtiger Teil seiner Attribute. Spielt eine Scene im tiefen Winter, dann läßt er hinter einem möglichst sichtbaren Fenster Papierschnitzel oder Wattestückchen regnen, um den Schneefall täuschend nachzuahmen; spielt's im Hochsommer, dann zappeln papierne Schmetterlinge an einem dünnen Doppeldraht über die aus Kunstblumen hergestellten und vom elektrischen Sonnenlicht grell beleuchteten Zweige und Büsche.

Die Wirklichkeit kann ihm nicht sorgsam genug imitiert werden, und mitleidig betrachtet er den Darsteller des Wilhelm Tell, der, im Hochsommer und bei offenbar starker innerer Erregung und Hast, den weiten Weg bis zur hohlen Gasse gelaufen ist und weder dickbestaubte Stiefel hat, noch seinem wohlgemeinten Rate folgen will, sein Gesicht für diesen Auftritt mit einer Lage Vaseline zu überziehen, damit man sogleich merke, wie sehr er schwitzt. — „Denken Sie sich doch nur, lieber Herr B.,“ ruft er aus, „welchen Eindruck des Echten und Wahren es auf die Zuschauer hervorbringen würde, wenn Sie — nach den Worten des Monologs:

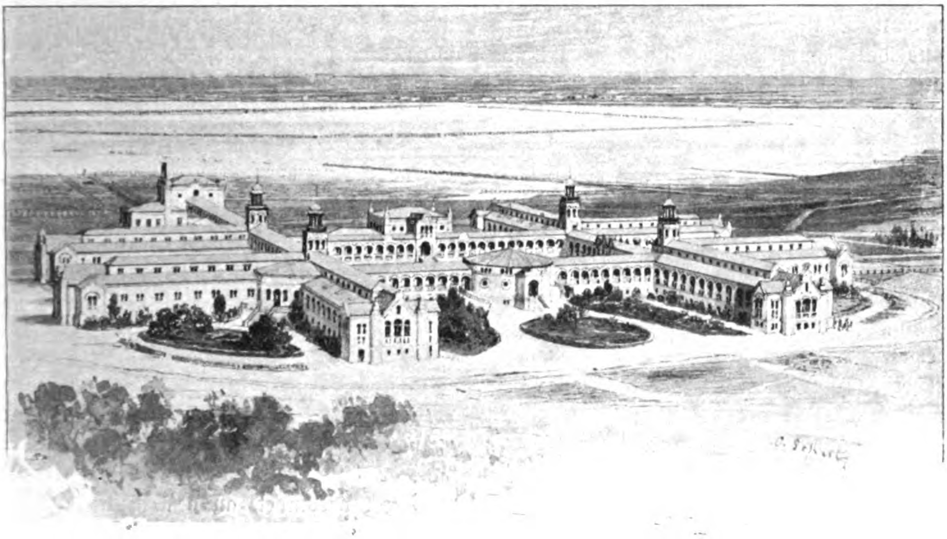
> Mach deine Rechnung mit dem Himmel, Vogt,
> Fort mußt du, deine Uhr ist abgelaufen —

sich den Schweiß von Stirn und Nacken trocknen würden!“ Aber der böse Darsteller des Tell bleibt leider halsstarrig — wo soll da die „Wahrheit“ herkommen!

Der „Massenverwalter“ ist zumeist auch der Effekt- und Aktschluß-Regisseur und verdient in der Regel den Namen „der Regisseur der Invektiven“. Er ist meist ein Mann von herkulischem Körperbau, hat eine mächtige, weitschallende Stimme, welche er im Kommandoton zu gebrauchen gewohnt ist, und betrachtet die Darsteller nur als notwendiges Füllsel für die Evolutionen des Chores und des Statistenheeres, „Massen rechts, Massen links, der Sprecher in der Mitten.“ Er hat die Meininger gesehen und glaubt nun ein ebenso vollendeter Regisseur zu sein wie der weitberühmte kunstsinnige Herzog, wenn er die „Gruppen“ malerisch plaziert und sie bei jeder passenden Gelegenheit durcheinanderlaufen läßt, wenn Massen von links und rechts, von hinten und unten herbeiströmen, ohne einander umzurennen, wenn sie wie wahnsinnige Heringe herumzappeln und sich doch auf der vollgepfropften Bühne ordnungsgemäß aufstellen. Man hört fortwährend seine Stentorstimme schallen: „Leben! — Bewegung! — Anteilnehmen! — Die Schwerter hoch! — Die Fahnen schwenken! — Vorwärts! vorwärts! — Luft lassen! Luft lassen! — Stehen Sie wieder wie eine Herde Schafe, wenn's donnert? — Himmelsakerment! — Wo wollen Sie denn da hin? — Zum Donnerwetter, wo bleibt denn das Glockengeläute?! und der Kanonenschuß?!“ So lauten seine dramaturgischen Aufmunterungen, und er steigert seine Künste ins Ungemessene, wenn es gilt, einen verblüffenden Effekt kurz vor dem Fallen des Vorhangs zu erzielen — eine Schlacht, gewechselte Schüsse, zwölf Mann zu Pferde, ein brennendes Schloß, eine Brücke, welche über einem lebendigen Wasserfall zusammenstürzt und dann eine ordentliche Anzahl schreiender, herumkrabbelnder Statisten ... Bravo! Bravo! Der Regisseur wird stürmisch hervorgerufen — mein Dichter, was willst du noch mehr?

Ich könnte noch eine stattliche Anzahl besonderer Abarten unter den Regisseuren aufführen, unter denen der „Schneider“, der „Dekorateur“ und der „Scheinwerfer“ als die „drei Grazien des Äußerlichen“ in einer Gruppe zu vereinigen wären, dann der „Phonograph“, welcher in seinem Hirn eine Anzahl von Nuancen berühmter Schauspieler der Gegenwart und Vergangenheit aufgespeichert hat und diese allen Darstellern an passenden und unpassenden Stellen aufzwingen will. Da ist ferner der „Rötelmann“, dessen Aufmerksamkeit sich darauf konzentriert, möglichst viele Worte, Zeilen, Sätze, Personen und Scenen über den Rotstift springen zu lassen; der „Klingelbeutel“, eine — allerdings seltene — Gattung von Regisseuren, ein Mann, welcher für Galanterien ebenso empfänglich ist wie für gemünztes Gold und der der Ansicht huldigt, daß der Satz „Kleine Geschenke erhalten die Freundschaft“ nicht ganz richtig sei, da die großen Geschenke dieses Ziel viel besser erreichen — aber, ich denke, es sind mittlerweile genügend viele Musterexemplare vorgeführt.

Und welcher von den allen ist nun der wirklich gute, der rechte Regisseur? — Der, welcher von jeder der vorgeführten Gattungen etwas und von keiner zu viel hat. Man möge daraus erkennen, wie außerordentlich schwer es ist, dieses verantwortungsvolle und wichtige Amt ganz und voll zu erfüllen; denn der Regisseur ist in Wahrheit in noch höherem Grade als der darstellende Künstler das Medium, welches das Ganze des Dichterwerkes in sich aufnehmen und seine künstlerische Wiedergeburt vollziehen soll.



Der Andriewsky=Liman.

Odessa.

Ein Städtebild
von
Gustav Diercks.

(Nachdruck ist untersagt.)

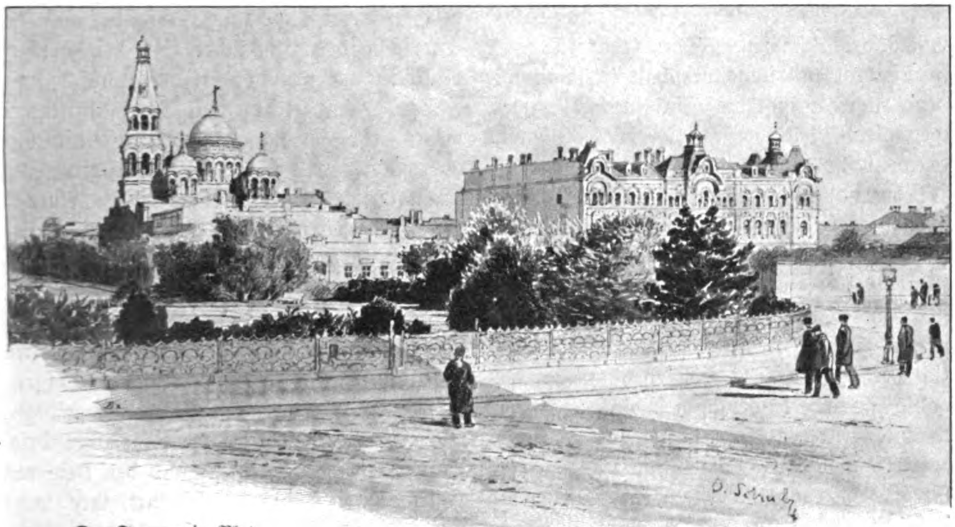
Odessa gehört zu den jüngsten Großstädten des russischen Reiches. Es hat, verglichen mit den übrigen Handelsplätzen am Schwarzen Meere und vollends mit den großen Handelsemporien der Alten Welt, fast gar keine Geschichte, denn es ist kaum ein Jahrhundert verflossen, seit es von Katharina II. durch Reskript vom 27. Mai 1794 gegründet wurde. Die Wahl dieses Ortes für die Anlage eines Hafens hat sich aber als äußerst vorteilhaft erwiesen. Die kleine Handelsstadt hat sich mit einer an nordamerikanische Verhältnisse erinnernden Geschwindigkeit entwickelt, hat alle übrigen Hafenplätze der nördlichen Küste des Schwarzen Meeres rasch an Bedeutung überflügelt und sich zur Handelsmetropole Südrußlands emporgeschwungen. Auch in der äußeren Erscheinung und Anlage bieten sich, wenn man von der Bevölkerung und von dem Typus der Architektur absieht, manche Vergleichungspunkte mit amerikanischen Städten, denn der Bebauungsplan war von vornherein übersichtlich, auf ein großes Wachstum berechnet, hygienisch vernünftig und in jeder Beziehung praktisch. Die günstige Lage, das schöne Klima, die Anlage guter Verkehrsstraßen dorthin trugen das ihrige dazu bei, der Stadt zu der Bedeutung zu verhelfen, die sie heute hat, sie mit ihren 405000 Einwohnern zur viertgrößten des russischen Reiches und zur mächtigsten Hafenstadt, zum Stapelplatz für die Waren des Orients und Occidents zu machen, die dort gegeneinander ausgetauscht werden.

Den Stützpunkt für diesen Ort bot ein kleines türkisches Dorf Hadschibey, und bei der geschützten Lage der Bucht ist anzunehmen, daß auch früher und wohl bis in das früheste Altertum dort kleine Niederlassungen bestanden haben, wenngleich es irrig ist, das alte griechische Odessos dorthin zu verlegen. Dieses stand vielmehr an der Stelle des heutigen bulgarischen Hafenplatzes Varna

und war lange Zeit hindurch der Vorort und das Haupt der pontischen Pentapolis, des Bundes von fünf an der heutigen bulgarischen und rumänischen Küste gelegenen kleinen Hafenstädten.

Fehlt Odessa der Reiz einer langen geschichtlich bedeutenden Vergangenheit und alter Baudenkmäler oder sonstiger Zeugen einer früheren Kultur, so ist der Boden, auf dem es steht, in ethnographischer Beziehung doch ungemein interessant, denn die riesigen Völkerströme, welche in vorgeschichtlicher Zeit, wie in der der großen Völkerwanderungen der ersten fünf Jahrhunderte n. Chr. und später noch aus den fernen Ländern des inneren und des östlichen Asiens nach Europa zogen, um dieses zu bevölkern, haben sich fast durchweg an den nordöstlichen und nördlichen Küsten des Schwarzen Meeres entlang bewegt und mehr oder minder lange in den Gegenden des heutigen Odessa gerastet. Die ältesten vorhandenen Nachrichten über die Bevölkerungsverhältnisse des ausgedehnten sarmatischen Tieflandes geben Kunde von einem steten Wechsel und Hin- und Herfluten der Bewohnerschaft, und die zahlreichen vorgeschichtlichen Funde, die in jüngster Zeit in den uralten Grabdenkmälern, den Kurganen, der südrussischen Steppenländer gemacht worden sind, lassen erkennen, daß das älteste Handelsvolk der Alten Welt: die Phönizier, mit den Eingeborenen und Ansiedlern am Dnjepr und Dnjestr wie an der Wolga in regstem Handelsverkehr standen zu einer Zeit, in der die Griechen nach dem Zeugnis Homers noch sehr dunkle Vorstellungen von der Gestaltung des Pontus und den nördlich davon gelegenen Ländern hatten. Die Phönizier bemühten sich freilich dort an der Meerenge, die das griechische mit dem Schwarzen Meer verbindet, an dem heutigen Bosporus, in eben derselben Weise wie im äußersten Westen, an den Säulen des Herkules, durch Schauergeschichten aller Art oder durch Gewalt die Griechen vom Vordringen abzuhalten, um den Handel jener fernen Länder zu monopolisieren. Darauf ist es auch zurückzuführen, das der Pontus in frühester Zeit von den Griechen den Bei-

Die Puschkin-Straße.


Der Turemnaja-Platz.

namen des Ungastlichen, des axeinos, erhielt und erst sehr viel später, als die Macht der Phönizier gebrochen war, den des gastfreundlichen euxeinos annahm.

Die Urbevölkerung der südlichen Gouvernements Rußlands, die Kymmerier und Hyperboräer Homers, war offenbar eine der des übrigen mittleren und westlichen Europa sehr nahe verwandte mongoloidische, welche dann später den arischen, indogermanischen Einwanderern weichen mußte und in den Stämmen der Lappländer, der Samojeden und anderer Völker, die den äußersten Norden Rußlands und Sibiriens innehaben, ihre letzten Nachkommen aufweist. Sie also wurde im Laufe der Jahrtausende verdrängt von den zahlreichen finnischen, mongolischen, tatarischen Stämmen, die dann dort erschienen und die später ihrerseits ebenfalls den arischen Einwanderern, den Kelten, den Italo-Graekern, den Germanen und Slaven Platz machen mußten. Aus allen diesen ethnischen Elementen entstand wohl die thrakisch-sarmatische Mischbevölkerung, die, in viele einzelne Stämme gegliedert, in frühester historischer Zeit die Ländergebiete von der Donau bis zur Wolga innehatte. Als wandernde Nomadenstämme vermochten sie dort keine höhere Kultur zu schaffen, und die ausgedehnten Salzsteppen des südöstlichen Teils des sarmatischen Tieflandes, die riesigen Grassteppen des südlichen und südwestlichen Teils waren allerdings auch nicht geeignet zu dauernder Ansiedelung. Der Steppencharakter des Bodens hat ja überhaupt auf die Bevölkerung jener ausgedehnten Gebiete einen gestaltenden Einfluß ausgeübt und ihr viel von dem Wesen der Nomaden und Hirtenvölker erhalten; auch heute lebt in den ungeheuren Steppenländern Südsibiriens und Südrußlands eine sehr starke nomadisierende Bevölkerung; große Ortschaften, bedeutende Städte sind nur in verschwindender Zahl vorhanden. Vergleichen wir die Nachrichten der alten Geographen und Historiker und die der mittelalterlichen über die Skythen, Sarmaten, Hunnen, Avaren, Bulgaren und wie sie alle hießen mit den Bildern, die uns das Leben der südrussischen Steppenbewohner und der Kosaken heute bietet, so überrascht die Übereinstimmung zwischen diesen und jenen.

Die innerhalb des russischen Volkes, das, soweit man überhaupt heutzutage in der Kulturwelt von reiner Rasse sprechen kann, im wesentlichen slavisch ist, bemerkbare Spaltung in Kleinrussen, Großrussen und Weißrussen ist auf die Einflüsse zurückzuführen, die die Mischung aller auf russischem Boden erschienener oder über ihn gewanderter Völker ausgeübt hat. Das Hinterland Odessas gehört in den Bereich der Kleinrussen, und diese bilden denn auch den Grundstock der Bevölkerung, die sich jedoch hauptsächlich aus Einwanderern aus allen Teilen des großen Reiches zusammensetzt, wozu außerdem

noch ungefähr 100000 Juden und 15000 Ausländer kommen. Der Charakter der großstädtischen Einwohnerschaft ist somit wie der aller Großstädte ein internationaler, wenngleich selbstverständlich das slavische Element ihr den typischen Stempel giebt.

Nähert man sich Odessa von der Seeseite, so hat man nicht die Empfindung, vor den Hafen einer großen Stadt zu kommen. Die Küste ist überaus eintönig, wenig interessant und sehr schwach besiedelt, außerdem erhebt sie sich ziemlich steil, etwa dreißig bis vierzig Meter, und diese Höhe genügt, um das völlig flache Steppenland dahinter zu verdecken. Erst wenige Kilometer vor der Stadt bemerkt man etwas Vegetation und mehrere Ortschaften, zunächst die deutsche Kolonie Lustdorf, dann Groß-, Mittel- und Klein-Fontain, lauter Villenvororte, in denen die reichen Kaufleute Odessas während der Sommermonate wohnen und deren Datschen (Landhäuser) und Parks mit orientalischem Luxus ausgestattet sind. Dann passieren wir die Seebäder von Lansheron, in deren Nähe im Jahre 1898 ein Bergrutsch stattgefunden hat, dessen verheerende Wirkungen im Sommer 1899 noch deutlich wahrnehmbar waren, und nun erscheinen Häuserreihen überragt von zahlreichen Kirchenkuppeln und lassen eine größere Stadt vermuten, deren sechs Kilometer lange Seefront sich jedoch dem Blicke erst in voller Ausdehnung darbietet, wenn das Schiff an dem Wellenbrecher vorbei in den außerordentlich geräumigen Quarantänehafen eingelaufen ist. Hier herrscht stets ein ungemein reges Treiben, denn in ihm müssen alle ausländischen Schiffe vor Anker gehen, und an seiner Südseite liegen die großen Zollhäuser und Schuppen, sowie die anderthalb Kilometer lange, in einen Leuchtturm endende Mole, auf deren Schienengeleisen beständig Züge hin und her fahren, um die mittels großer Kräne ausgeladenen Waren aufzunehmen oder andere an Bord der Schiffe zur Verladung zu überführen.

Die Flaggen aller schiffahrttreibenden Völker sind hier zu sehen, es überwiegen allerdings die griechische, die türkische und die italienische; in jüngster Zeit erscheint auch, namentlich seit der Entfaltung der regen Thätigkeit der Hamburger Levante-Linie, die deutsche dort so häufig, daß dadurch die Eifersucht der Engländer wie der übrigen Nationen mehr und mehr erregt wird.

Der Bootverkehr im Quarantänehafen weicht sehr ab von dem der orientalischen, überhaupt aller Häfen des Mittelmeeres. Drängt sich in letzteren bei der Ankunft eines Schiffes meist eine ganze Flottille von Booten um den Dampfer, der nach Erledigung der Formalitäten dann von den Insassen der kleinen Fahrzeuge geradezu erstürmt wird, so daß man seine Reiseeffekten gegen den Andrang von Kommissionären und Gepäckträgern mit Mühe verteidigen muß; bieten in den Häfen von Alexandria, Malta, Neapel, Smyrna und den kleineren Hafenplätzen Händler aller Art ihre meist sehr geringwertigen fremdländischen Nachahmungen einheimischer Industrieerzeugnisse und die Früchte des Landes mit größter Zudringlichkeit an, so berührt die strenge Handhabung der Hafenpolizei Odessas, die das alles verwehrt, den Reisenden angenehm. Dafür sind aber auch die Paßrevisionen und sonstigen Formalitäten um so zeitraubender und lästiger, und es ist nichts Seltenes, daß drei Stunden von dem Eintritt in den Hafen bis zum Landen vergehen. Da nun der Gesundheitszustand der Mannschaften und der Reisenden erst sorgfältig geprüft, dann müssen die Schiffspapiere genau untersucht und schließlich die Pässe auf das peinlichste revidiert werden, wobei oft genug das „Schwarze Buch“ zu Rate gezogen wird, das die Namen aller politisch irgendwie Verdächtigen enthält. Mancher Reisende hat sich einem eingehenden Examen über seine persönlichen Verhältnisse, über die Zwecke, über die Ziele und die Dauer seiner Reise zu unterwerfen, was bei der Unkenntnis der Landessprache sehr zeitraubend und wenig angenehm ist. Aber was hilft's, den Landesverordnungen muß man sich fügen, und wer dieses umständliche Paßprüfungsverfahren mit Humor über sich ergehen läßt, der kann dabei wenigstens viel Erheiterndes erleben.

Erst wenn alles in pünktlicher Ordnung befunden ist, wird die Erlaubnis zum Landen gegeben, und nun zeigt sich der Unterschied der Südrussen und der Italiener und Orientalen sehr deutlich; es macht sich eine Schwerfälligkeit, Langsamkeit und Ungeschick-

lichkeit bemerkbar, die sehr wesentlich absticht von der Gelenkigkeit, Lebhaftigkeit und Beweglichkeit letzterer. Nur sobald es an das Bezahlen der Dienstleistungen geht, verstehen die russischen Gepäckträger es nicht weniger gut als die levantinischen und italienischen, den Reisenden auszubeuten, und sie entfalten dann auch eine große Zungengeläufigkeit, so daß man oft genug genötigt ist, die Hilfe der Polizei- und Zollbeamten in Anspruch zu nehmen. Wehe dem, der da des Russischen nicht mächtig ist oder keinen einheimischen Geschäftsfreund oder Kommissionär zur Seite hat, denn auch bei der sehr gründlichen Gepäckrevision kann man sonst in die größten Schwierigkeiten geraten. Mehr als nach Cigarren und neuen Kleidungsstücken, Stickereien, Spitzen, Waffen wird hier nach Büchern gefahndet, und das harmloseste Reisebuch verursacht häufig lange Auseinandersetzungen, wie viel mehr wissenschaftliche fremdsprachliche Werke! Selbst über französische, deutsche und englische Romane wird das Urteil der höheren Zollbeamten eingeholt. So hat man denn reichlich Zeit, interessante Studien in den Räumen des Zollhauses anzustellen, und man kann sich außerdem überzeugen, daß die Rubelscheine keineswegs, wie im Auslande allgemein angenommen wird, die Untersuchung der Pässe und Effekten abzukürzen oder zu erleichtern im stande sind, sondern daß der Versuch ihrer Anwendung zu diesem Zweck gelegentlich sehr große Unannehmlichkeiten nach sich ziehen kann.

Ist endlich allen Formen genügt, ist man dem Paßbureau und dem Zollhause entronnen, so taucht für den, der mit großem Gepäck reist, eine neue Schwierigkeit auf, die der Überführung desselben nach dem Hotel. Vergebens sucht man nach einem größeren Wagen. Meist sind nur die für ganz Rußland charakteristischen Iswoschtschiks vorhanden, Troschken, die so gebrechlich aussehen, daß man sich ihnen kaum anvertrauen möchte, und die völlig unzureichend für den Transport größeren Gepäcks erscheinen. Diese Wagen haben sehr kleine Räder und sind daher so niedrig, daß ihre Trittbretter sich nur wenige Centimeter über dem Erdboden befinden. Zwei Personen haben auf dem Sitz kaum Platz, und sie müssen bei der raschen Gangart der Pferde auf schlechtem Pflaster einander um die Taillen fassen und sich an den ganz niedrigen Seitenpolstern festhalten, um nicht bei einer plötzlichen Wendung hinausgeschleudert zu werden. Der Kutscher ist in einen langen kaftanartigen, um die Hüften sehr dick wattierten und gefältelten, bis auf die Füße reichenden dunklen Rock gehüllt, der durch einen mehr oder minder kostbaren bunten gestickten Stoff- oder Ledergürtel zusammengehalten wird. Den Kopf bedeckt der schmalkrempige schwarzlackierte, von der Krempe nach oben hin breit ausgeschweifte Hut. Das Pferd geht in einer an der vorderen Räderachse befestigten Gabel, die mit dem für die russische Bespannungsweise charakteristischen hohen Krummholz verbunden ist. Das Riemenzeug ist bei diesen Troschken ziemlich einfach, im übrigen wird aber gerade bei ihm von den Reichen ein großer Luxus entfaltet. Allgemein liebt man es, ihm auch Behänge mit buntfarbigen Quasten, Schellen und anderweitigem Zierat beizufügen. Die Pferde der Iswoschtschiks wie überhaupt der meisten Fuhrwerke gehören der südrussischen Rasse an, die sich offenbar in den verflossenen drei Jahrtausenden so gut wie gar nicht verändert hat, denn sie zeigt noch alle Eigentümlichkeiten, die uns schon die alten Schriftsteller von ihr berichten. Sie sind — in den rauhen Steppen des sarmatischen Tieflandes erwachsen — an schroffe Temperaturwechsel und die Unbilden des Winters gewöhnt, sehr ausdauernd, gesund und kräftig, aber klein und unansehnlich. Man läßt ihnen meist ihre Mähnen und Schweife in ihrer vollen Länge.

Eine gerade nur für eine Person wirklich bequeme Droschke wird nun mit dem oft recht umfangreichen Gepäck des Reisenden belastet, der selbst Hand anlegen muß, um zu verhindern, daß auf der Fahrt zum Hotel nicht das eine oder das andere Stück herunterfällt, was bei dem steilen Anstieg der zur Stadt hinaufführenden Straßen seine volle Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt.

An den Quarantänehafen schließen sich der Neue Hafen, der sogenannte Kohlenhafen, an dessen Ufer die städtischen Badeanstalten gelegen sind, und der durch Molen sehr geschützte Prattische Hafen, die alle ausschließlich den russischen Schiffen eröffnet sind, welche

Die städtische Bibliothek.

den Verkehr an den Küsten und mit dem Auslande vermitteln. Es herrscht hier ein nicht minder reges und interessantes Leben, denn alle Völker Rußlands und Asiens sind vertreten, und man hat reiche Gelegenheit, nicht nur Typen, sondern auch Trachten aller Art zu studieren.

Der gesamte Hafenverkehr ist jetzt schon sehr beträchtlich, und namentlich der Quarantänehafen ist kaum mehr im stande, die Masse der großen fremden Dampfer zu fassen, die oft tagelang warten müssen, ehe sie eine zur Löschung ihrer Waren bequeme Anlegestelle an der langen Mole finden. Über sechstausend Schiffe laufen schon jetzt jährlich in Odessa ein und aus, und doch ist der Verkehr dort noch in stetem Wachsen begriffen, und die Stadt geht sicher noch einer glänzenderen Zukunft entgegen.

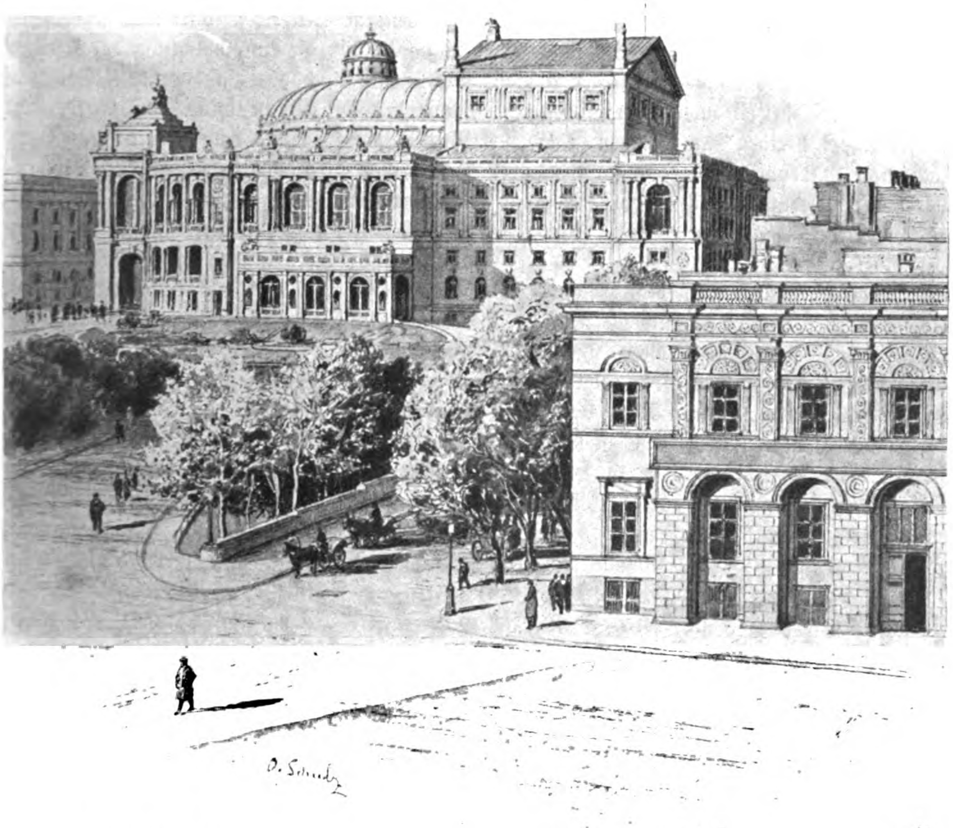
Einige Werst nordöstlich von den großen Hafenanlagen befinden sich die Limans von Odessa. Sie bilden eine charakteristische Erscheinung der südrussischen Küste des Schwarzen Meeres. Es sind langgestreckte Meeresbuchten, die an den Mündungen kleiner Küstenflüsse entstanden sind; viele von ihnen sind jedoch im Laufe der Zeit versandet und von dem Meer durch mehr oder minder breite Streifen Landes, die sogenannten Peressyps, getrennt und somit zu einer Art Lagunen geworden, deren Niveau häufig mehrere Meter unter dem des Meeres liegt und die einen wesentlich höheren Salzgehalt als letzteres aufweisen. Aus diesem Grunde dienen sie vielfach, so auch bei Odessa, zur Anlage von ausgedehnten Wasserheil- und Badeanstalten, wovon die beigegebene Abbildung des Andriewsky-Liman eine Vorstellung giebt. Es kommt in ihnen jedoch nicht nur das Wasser, sondern vor allem auch der Schlamm der Limans zur Verwendung, der sich für rheumatische und Hautleiden als außerordentlich heilsam erwiesen hat. Die Badeanstalten des Kujalnik-, des Chadschibeisky-, des Andriewsky-, des Klein-Liebenthal-Liman, die sämtlich unter der Leitung sehr tüchtiger Ärzte stehen und auf das beste nach den heute für derartige Institute geltenden modernen hygienischen Vorschriften eingerichtet sind, erfreuen sich daher im Sommer eines sehr bedeutenden Zuspruchs, und zahlreiche Landhäuser bieten denen Unterkunft, welche zu längerem Kurgebrauche dorthin gehen.

Überhaupt ist im Stadtbereich Odessas ausgezeichnet für die Erhaltung eines guten Gesundheitszustandes der Bevölkerung gesorgt. Neben dem großen, zweitausend Betten enthaltenden städtischen Krankenhaus bestehen noch mehrere andere und zahlreiche vortreffliche, hygienischen Zwecken dienende Institute. Auch ein Pesthaus und die auf

dem Boden der alten Befestigungswerke im Osten errichteten Quarantäneanstalten sollen nach dem Urteil Sachverständiger sehr zweckmäßig und den heutigen wissenschaftlichen Grundsätzen gemäß eingerichtet sein. Diese Sorge für das leibliche Wohl der großen Bevölkerung ist bei dem riesigen Fremdenverkehr auch sehr notwendig, denn man weiß ja, wie groß im allgemeinen im ganzen Orient, das südliche Rußland eingeschlossen, die Unsauberkeit ist und in welchem Maße die Länder und Völker des Südens und Ostens von ansteckenden Krankheiten schrecklichster Art heimgesucht werden. Auch mit Badeanstalten ist die Stadt sehr reichlich bei der Kompliziertheit und der dadurch bedingten langen Dauer des bei dem warmen Bade angewandten Verfahrens für längeren Aufenthalt der Besucher eingerichtet sind.

Seit 1874 ist die Stadt auch durch eine englische Gesellschaft mit gutem Wasser versorgt, das aus dem etwa dreißig Werst entfernten Dnjestr dorthin geleitet wird.

Das Klima der Stadt weicht zu ihrem Vorteil sehr wesentlich von dem der Steppen in ihrer Nachbarschaft ab. Es weist zwar auch Gegensätze auf, aber das Meer wirkt doch in hohem Grade ausgleichend. Frühjahr und Herbst sind im allgemeinen



Der Theaterplatz.

versorgt, ganz abgesehen von den Seebädern bei Lansheron und im Kohlenhafen. Manche sind mit einem an die alten römischen Bäder erinnernden Luxus ausgestattet, da sie

sehr schön; im Sommer allerdings herrscht eine recht hohe Temperatur vor.

Das Gesamtbild, das die Stadt darbietet, ist ein recht freundliches, wenngleich etwas

eintöniges, da die Straßen sich unter rechtem Winkel schneiden und Odessa einen schachbrettartigen Charakter verleihen. Die Eintönigkeit wird aber gemildert dadurch, daß die durchschnittlich sehr breiten Straßen fast durchweg am Rande der breiten, aus Granitplatten hergestellten Bürgersteige mit Bäumen versehen sind. Viele große, parkartig angelegte Plätze bieten ebenfalls einen sehr freundlichen Anblick dar, gewähren der Bevölkerung die Möglichkeit, sich viel im Freien aufzuhalten, und tragen wesentlich dazu bei, die Stadt mit guter Luft zu versorgen.

Die Häuser sind aus einem an Ort und Stelle gewonnenen Kalkstein erbaut, gewöhnlich nicht sehr hoch, aber äußerst geräumig. Dieser Umstand, verbunden mit dem der breiten Anlage der Stadt, ist die Ursache, daß Odessa eine sehr bedeutende Ausdehnung besitzt. Die Billigkeit der Fahrpreise für Droschken und die Schnelligkeit der kleinen Steppenpferde helfen aber über die weiten Entfernungen hinweg. Im übrigen ist Odessa noch nicht so reichlich, wie es wünschenswert wäre, mit elektrischen und Pferdebahnen versehen. Bessere Fuhrwerke sind sehr kostspielig.

Alte, geschichtlich denkwürdige Gebäude hat Odessa natürlich nicht aufzuweisen; auch an eigentlichen Sehenswürdigkeiten und interessanten Bauten ist es arm. Hübsch ist die Duma, das Stadthaus, mit ihrer gegen den großen Boulevard gerichteten Säulenhalle, vor der sich auf dem Platze, auf den die Puschkin-Straße mündet, das dem Andenken dieses großen russischen Dichters geweihte Denkmal erhebt. An die Duma stößt das Museum mit der Bibliothek. Sie liegen an einem großen Platze, an dessen Seiten sich das englische Klubhaus, eine große Badeanstalt, mehrere der ersten Hotels befinden und das auf der nördlichen Schmalseite von dem Prachtbau des Stadttheaters abgeschlossen wird. Es ist an der Stelle des 1873 abgebrannten 1885 erbaut, 1887 eröffnet worden und gehört zu den größten — denn es faßt über zweitausend Zuschauer — und schönsten Schauspielhäusern Rußlands. Es weist an seiner Außenseite mehrere gute Skulpturen und im Inneren ein ausgezeichnetes Deckengemälde, sowie einen schönen Vorhang neben reicher harmonischer Ausstattung auf. Auch die Leistungen sollen im allgemeinen sehr gut sein.

Die zahlreichen russischen Kirchen sind gewissermaßen die einzigen Bauwerke, die dem Stadtbilde einen eigenartigen Stempel aufdrücken. Unter ihnen ist die in der Preobrashenskaja am Ssbornaja-Platz gelegene Kathedrale die größte und schönste. In ihr befindet sich das Grabdenkmal des um die wirtschaftliche Entwickelung und Erschließung der Krim und des Gouvernements Cherson, sowie die Entfaltung Odessas sehr verdienten Fürsten Woronzow, dessen Statue den vor der Kathedrale gelegenen, mit Parkanlagen versehenen großen Platz ziert. Das Innere dieser Kirche ist wie das aller bedeutenderen russischen Gotteshäuser in überaus glänzender und reicher Weise ausgestattet. Der byzantinische Stil ist ja durchweg im Süden Rußlands für die Ausschmückung der Kirchen auch heute noch der maßgebende. Die verschwenderische Verwendung von Gold, von Bilderschmuck, von echten und imitierten Edelsteinen giebt dem farbenreichen Kircheninneren etwas zu Prunkhaftes, das dem wahren Wesen des Christentums durchaus nicht entspricht. Außer der Kathedrale besitzt Odessa noch zwanzig andere orthodoxe Kirchen, unter denen sich manche, wie die Novobasarnaja-, die Troitzkajakirche, durch ein schönes Äußere auszeichnen. Im Inneren aber weichen sie wenig voneinander ab und besitzen keine hervorragenden Denkmäler oder andere Sehenswürdigkeiten. Katholische und deutsche protestantische Kirchen dienen dem Kultus der andersgläubigen Ausländer.

Von sonstigen beachtenswerten Bauwerken wären der Justizpalast, die am Boulevard und den vornehmsten Straßen gelegenen Regierungsgebäude, die Paläste der obersten politischen, militärischen, geistlichen Behörden zu nennen, und zu ihnen gesellt sich in allerjüngster Zeit das neue Börsengebäude, das mit einem außerordentlichen Aufwand an Geldmitteln aus den besten Materialien hergestellt worden ist und im Herbst vorigen Jahres der Öffentlichkeit übergeben werden sollte. Bisher war die Börse zu Gast in der Duma, dem Rathause.

Auf den im Mittelpunkt der Stadt gelegenen öffentlichen Plätzen herrscht stets ein reges Treiben, sie dienen den Erwachsenen

zur Erholung, den Kindern zum Spielen und Herumtummeln. Auf einigen wird zu gewissen Tageszeiten Markt abgehalten, so auf dem Novobazarplatz, wo man dann Gelegenheit hat, die Erzeugnisse des Landes kennen zu lernen. Wer sich für die schönen kleinrussischen weißen und farbigen Stickereien interessiert, findet solche bei den Bauern, die auf dem Alexandrowsky-Prospekt ihren Stand haben. Auf diese Stickereien wird im Volke sehr großer Wert gelegt, und selbst Arbeiter und Handwerker tragen ziemlich allgemein Hemden, die mit buntfarbigen gestickten Einsätzen, Kragen und Manschetten versehen sind, wenn sie im übrigen auch die einheimische nationale Tracht längst gegen die allgemeine europäische vertauscht haben.

Das Stadttheater.

Die eigentlichen Glanzpunkte der Stadt bilden der schöne Nikolai-Boulevard und der Alexanderpark mit dem Neuen Boulevard.

Der Nikolai-Boulevard erstreckt sich oberhalb der Häfen an der dort etwa dreißig Meter hohen Küste hin und bietet einen prachtvollen Blick auf die großen Hafenanlagen und auf das dahinter sich ausdehnende Schwarze Meer. Vier Baumreihen stellen hier breite Promenaden her, die von gärtnerischen Anlagen begrenzt und unterbrochen sind. Daneben zieht sich die Straße hin, deren Mitte das Kaiserliche Palais, ein früheres mit größtem Luxus ausgestattetes Hotel und jetzt die Residenz des Generalgouverneurs, einnimmt. Es schließen sich daran zahlreiche andere Prachtbauten. Im Süden endet der Boulevard am Puschkin-Platz und ist durch die Duma abgeschlossen, während dies im Norden durch den Woronzowschen Palast geschieht. An der Stelle, an der, ungefähr in der Mitte des Boulevards, die Katharinenstraße auf ihn mündet, erhebt sich das Denkmal des Herzogs von Richelieu, der von 1803 bis 1814 Generalgouverneur von Odessa war und außerordentlich viel für die Entwickelung der Stadt gethan hat. Der Sockel weist einige Reliefs auf, die den Handel, den Wohlstand und die Gerechtigkeit versinnbildlichen. Außerdem befindet sich an ihm eine Kanonenkugel, die von der Beschießung Odessas durch die englische Flotte im Jahre 1854 herrühren soll. Von diesem Denkmal aus führt in zehn Absätzen eine zweihundert Stufen zählende und zwölf Meter breite Granittreppe zu der Hafenstraße hinunter; sie ist vom Meere aus weithin sichtbar und führt ebenfalls den Namen des Herzogs von Richelieu. Eine zweite solche Treppe, diese allerdings an Breite und Schönheit mit jener nicht vergleichbar, stellt die Verbindung zwischen der Nadjeshdinskaja und dem Hafen her.

Der Boulevard bildet den Sammelplatz der ganzen vornehmen Welt Odessas, und an schönen Sommerabenden ist die Menschen-

masse, die sich namentlich um das in der Mitte gelegene Restaurant und den Musikkiosk bewegt, so groß, daß es oft schwer

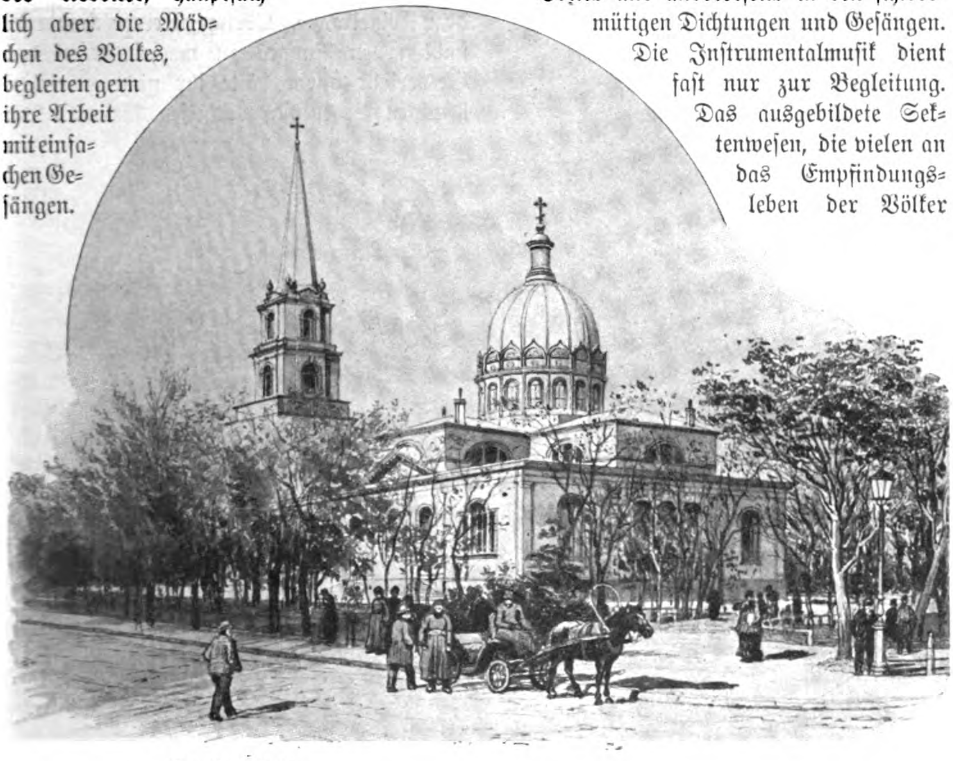
Der Ssbornaja-Platz
mit dem Denkmal des Fürsten Woronzow.

wird, sich seinen Weg zu bahnen. Es herrscht dort ein ungemein reges Leben und Treiben, man hört alle Sprachen des Orients, alle Dialekte Rußlands; Tscherkessen, Tataren, Armenier, Perser, Türken, Levantiner zeichnen sich selbst in der gleichmachenden allgemeinen Tracht des westlichen Europas durch ihre interessanten und oft sehr schönen Gesichtszüge von den Slaven ab, und der Ausländer dürfte an keinem anderen Orte Südrußlands Gelegenheit haben, die Völker der Länder, die das Schwarze Meer umgeben, in ihren äußeren Erscheinungen und mit ihren unterscheidenden Merkmalen so gründlich kennen zu lernen wie auf dieser Promenade.

Nächst ihr ist der neu angelegte ausgedehnte Alexanderpark der Sammelpunkt eines großen Teils der Odessaer Bevölkerung. Hauptsächlich an Sonn- und Feiertagen herrscht hier ein ungemein reges Leben. Mehrere gute Restaurants, in denen an schönen Sommertagen auch Konzerte stattfinden, bieten den besseren Gesellschaftsklassen einen angenehmen Aufenthalt, während die Parkanlagen mehr den mittleren und niederen Ständen zur Erholung dienen. Die dem Meere zunächst gelegenen Partien sind zu einem breiten Boulevard ausgestaltet, der ebenso wie der Nikolai-Boulevard einen weiten Blick auf das Schwarze Meer darbietet, das seinen Namen mit Unrecht zu tragen scheint, da es im allgemeinen keineswegs einen düsteren Eindruck macht. Eine ungewöhnlich dunkle Färbung zeigt es eigentlich nur an der Mündung des Bosporus, selbst bei hellem und gutem Wetter. Daher mag es vielleicht auch den Beinamen des Schwarzen erhalten haben. Im übrigen bietet es bei sonnigem, freundlichem Himmel dieselben schönen Färbungen wie andere Meere des Südens, es ist glatter und ruhiger bei Windstille als das Mittelmeer. Um so gefährlicher freilich zeigt es sich, wie die meisten Binnenmeere, bei Wind und vollends bei den winterlichen Stürmen, die zahlreiche Opfer an Schiffen und Menschenleben fordern.

Unterhalb des neuen Boulevards liegen die Seebäder von Lansheron, ein beliebtes Ziel für Spaziergänge und Spazierfahrten. Die dort befindlichen Restaurants gewähren die Möglichkeit, die Seeluft unmittelbar zu genießen, und der Strand ladet zu weiten Fußwanderungen am Ufer des Meeres ein.

An besseren Vergnügungslokalen ist Odessa nicht gerade reich. Das beliebteste, größte und besuchteste ist der Deribassowgarten. Es befindet sich dort eine Mineralwasserfabrik, eine Kumysanstalt und eine Sommerbühne, auf der Variétévorstellungen zu sehen sind. Dort hat man vor allem aber auch Gelegenheit, neben vielem, was man auf den Specialitätentheatern aller europäischen Großstädte sehen und hören kann, die russischen Nationaltänze und die russische Nationalmusik kennen zu lernen. Die Slaven sind ja im allgemeinen ein sangesfrohes Volk, und die Masse von Nationalliedern ist außerordentlich groß. Der Bauer und der Arbeiter, hauptsächlich aber die Mädchen des Volkes, begleiten gern ihre Arbeit mit einfachen Gesängen.



Die Kathedrale.

Der ausgeprägt schwermütige Charakter der russischen Musik bildet ihren hervorragendsten Reiz, aber allerdings giebt er ihr auch etwas Eintöniges, da die musikalischen Formen und Rhythmen sich innerhalb ziemlich beschränkter Grenzen bewegen. Das Tiefernste, Traurige und Gedrückte, was der Musik anhaftet, schwindet auch kaum, wenn der Inhalt selbst heiter ist, und es spiegelt sich in der russischen Musik ziemlich deutlich der Nationalcharakter des eigentlichen Volkes. Man lernt diese innige Verbindung zwischen dem Charakter des Volkes und dem der Musik allerdings erst kennen, wenn man die Großstadt verläßt und in die ärmlichen Hütten der Bauern, in die Zelte und Schuppen der Steppenbewohner eintritt; wenn man sieht, unter wie schweren traurigen Verhältnissen die niedrigsten Klassen der Bevölkerung leben. Da wird es begreiflich, daß das innere menschliche Empfinden, das auch sie beseelt und zwar in großer Stärke, sich kundgiebt einerseits in der ausgeprägt mystischen religiösen Neigung des Volkes und andererseits in den schwermütigen Dichtungen und Gesängen. Die Instrumentalmusik dient fast nur zur Begleitung. Das ausgebildete Sektenwesen, die vielen an das Empfindungsleben der Völker Mittel- und Westeuropas während des frühen Mittelalters erinnernden Verirrungen des religiösen Lebens im russischen Volke haben ja auch ihren Ursprung in der inneren

seelischen Unbefriedigung der äußerlich gedrückten, in tiefster Armut lebenden, vielfach nur mühsam vegetierenden niedrigsten Bevölkerungsklassen. Die düsteren Kulturbilder des heutigen Rußland treten sofort vor unser geistiges Auge, wenn ein echt nationales Lied erklingt. Seine einfachen Melodien spiegeln in Tonbildern das Ringen des russischen Volkes um die Existenz und nach glücklicheren Verhältnissen. Die rascheren Tempi, die heitereren Töne sind der Ausdruck der Hoffnungen, die auch den Ärmsten und Unglücklichsten gelegentlich beseelen, aber sie sterben gewöhnlich wieder dahin in den schwermütigen oder kurz abbrechenden Schlußaccorden.

Einen Einblick in das Leben des südrussischen Volkes kann man von Odessa aus mit größter Leichtigkeit gewinnen.

Die Richelieu-Treppe.

Was die Stadt geworden ist, das verdankt sie nur der Thatkraft ihrer Begründer, ihrer Leiter und der zahlreichen Ansiedler, die aus allen Teilen des russischen Reiches und des Auslandes in dem Jahrhundert ihres Lebens dorthin gekommen sind, um Handel, Industrie und Schiffahrt zu treiben.

Die Parks, die Promenaden, die Gärten, die öffentlichen Anlagen — sie sind dem wenig fruchtbaren Boden mühsam durch menschliche Energie, Wissenschaft und Kunst abgerungen worden. Verläßt man aber Odessa von dem schönen Centralbahnhof aus, der eine der architektonischen Zierden der Stadt bildet, und hat man die Villenvororte und Vorstädte passiert, so tritt man sofort in die riesige Steppe ein, die sich nach Norden und Osten hin Hunderte von Werst ausdehnt und sich auch im Westen und Südwesten durch ganz Bessarabien bis in die Donaugebiete und bis an die Karpathen erstreckt. Die Herstellung von modernen Verkehrswegen, von Eisenbahnen durch diese breite Zone, die in der Hauptsache nur der Viehzucht dienen kann, hat erst wesentlich dazu beigetragen, Odessa zu einer Handelsstadt ersten Ranges zu machen, denn der Seeverkehr allein hätte ihr nicht zu ihrer heutigen Bedeutung verhelfen können. Die Steppe um Odessa gehört zwar nicht zu den vegetationslosen Einöden, die bei ihrem starken Salzgehalt nur einer kümmerlichen Vegetation Nahrung gewähren können, sie gehört

Der Justizpalast.

nicht zu den Salzwüsten der kaspischen Gebiete, sondern zu den Grassteppen des mittleren und westlichen Teils des sarmatischen Tieflandes, sie ist darum aber nicht einsamer und schauerlicher als jene, namentlich im Winter, wenn ihre unabsehbaren nur leichte Wellenformen aufweisenden Ebenen mit einer tiefen Schneedecke verhüllt und von eisigen Stürmen glatt gefegt werden. Aber auch im Sommer, wenn sie von wucherndem Gestrüpp und den verschiedensten Grasarten bedeckt ist, erscheint sie trostlos. Stundenlang fährt man, ohne größere Niederlassungen von Menschen zu bemerken. Viehherden und die ärmlichen Hütten der Hirten und ihrer Familien bilden die einzige Unterbrechung der weiten Graswüsten.

Auch sie haben freilich ihre landschaftlichen Reize, und man kann bei Sonnenaufgang und namentlich bei Sonnenuntergang Farben von einer Glut und Pracht erblicken, wie sie sich sonst nur dem Wüstenreisenden in Afrika häufiger darbieten. Die elementare Macht der Stürme, die in diesen unermeßlichen Ebenen Südrußlands so gern ihr Spiel treiben, bietet nicht weniger interessante Naturerscheinungen dar. Das Leben in diesen Einöden aber muß für die armen Bewohner außerordentlich schwer sein, und da begreift man es, daß sich diese Wirkung der eigenartigen Bodenverhältnisse, der elementaren Naturkräfte und der Witterungsverhältnisse auch in ihrer Gemütsstimmung bemerkbar macht.

So bietet denn Odessa und seine Umgebung eine Fülle anziehender Beobachtungsgegenstände, und ungern scheidet man aus dieser Stadt, die dank ihrer regsamen und fleißigen Bevölkerung binnen verhältnismäßig kurzer Zeit einen sehr großen Aufschwung genommen hat und deren Bewohner außerdem auch in echt russischer Weise Gastfreundschaft üben.

Junge Leiden.

Roman
von
Sophie Junghans.

(Nachdruck ist untersagt.)

I.

Einmal, nur einmal noch ... hörst du? hörst du mich? nur einmal!" Es war kein lautes Rufen, nur ein heißes Murmeln und Flüstern, ganz in der Nähe des erstarrenden Antlitzes auf dem weißen Kissen. Und wirklich öffneten sich die eingesunkenen Augen jetzt langsam, und die anderen, jungen flehenden suchten ihnen zu begegnen, aber vergebens. In leidenschaftlicher Spannung, mit halbgeöffneten Lippen und dem Zucken des Weinens um den Mund, beobachtete das Mädchen, am Bette kniend, den geheimnisvollen Blick im Auge der Sterbenden, das sich aber jetzt schloß. Und rasch verwandelten sich nun die Züge und nahmen den Ausdruck an, der, wo er sich zeigt, unverkennbar ist. Was hatte sie eben noch gesehen? Niemand würde es je auf Erden erfahren, denn sie war irdischer Mitteilung für immer entrückt.

Es war, nach kurzer Krankheit, ein sanftes Ende gewesen, und die Frau, die jetzt so still dalag, hatte die Schwelle des Greisenalters überschritten gehabt, so daß dieser Ausgang nichts Furchtbares, nichts zerreißend Tragisches hatte. Und doch schien das junge Geschöpf am Bette, als es jetzt begriff, was in aller Stille da eben vor sich gegangen war, vor Schmerz wie versteinert. Sie war nicht allein mit der Toten. An der anderen Seite des Lagers stand ein junger Mann, der in gehaltenem Ernst und nicht ohne Gefühl dieser letzten Scene eines Lebensdramas beigewohnt hatte. Er beugte sich jetzt über das Bett, überzeugte sich, daß der Tod eingetreten war, und drückte einen Kuß auf die schon erkaltete Stirn. Dann seufzte er tief, zog das schneeweiße Taschentuch hervor und hielt es eine Weile über die Augen, die feucht geworden waren. War doch die Verstorbene seine Mutter gewesen.

Als er sich nun aber zu dem jungen Mädchen wendete, geschah es in einer gewissen Verlegenheit, neben dem aufrichtigen Wehgefühl des Verlustes. Er wollte sie wegführen, sie konnte doch nicht hier bleiben. Da er aber zu ihr sprach, halblaut und schonend, hörte sie ihn gar nicht. Kein absichtliches Überhören etwa: nein, die gutgemeinten Worte drangen wirklich nicht an ihr Ohr, so versunken war sie in sich und

ihren Jammer. Nun berührte er ihre Schulter; auch das fühlte sie offenbar nicht: sie war auch physisch wie erstarrt.

Ein ganz leichter Seufzer der Ungeduld entfuhr ihm. So war sie nun! immer jedem Dinge ganz hingegeben, mit Ausschluß alles anderen, intensiv fühlend, ihre leidenschaftliche Auffassung aber auch ins kleinste hineintragend. Wie wollte sie durch die Welt kommen!

Endlich war es ihm gelungen, sie aufzurütteln: „Komm, Magdalene,“ sie hatte sich in seinem Arm erhoben und ein paar Schritte gemacht, noch immer wie eine Schlafwandelnde. „Komm, die Mutter hat Ruhe — gönnen wir sie ihr.“

Dies Wort mußte sie getroffen haben; es war, als wenn sie jetzt erst zu sich käme. Ja, kurz, aber doch recht schwer war der Kampf gewesen vor der letzten Ermattung und Stille; der Entschlafenen war die Ruhe zu gönnen. Mit den dunklen Augen voll Thränen sah das Mädchen ihn, der gesprochen hatte, an und nickte langsam. Jetzt war an kein Widerstreben gegen seine Aufforderung mehr zu denken: noch einen Blick, in dem die Sehnsucht brannte und zugleich ein leises Grauen, nach dem Lager hin — grauenvoll war die plötzliche Kälte von dort und das unerbittliche Schweigen — und dann folgte Magdalene gehorsam dem Sohne des Hauses aus dem Gemache.

Das Begräbnis war vorüber, und jetzt erst fing man an, im Hause der verstorbenen Geheimrätin den nun so gänzlich veränderten Verhältnissen ins Gesicht zu blicken. Das heißt, offiziell that man das: den Sohn, den jungen Doktor Edenkoven, hatte wahrscheinlich nichts verhindert, in der Stille der Gemächer seines Vaters drüben, die er jetzt bewohnte, über das Problem des ferneren Schicksals dieses Haushaltes nachzudenken; und ebensowenig würde es wohl die Lutz, das alte Faktotum der Verstorbenen, unterlassen haben, in der Küchenregion zu ihrer jungen Nichte, dem Hausmädchen, sich vorsichtig über diese Dinge zu äußern, ins Taschentuch dabei schnüffelnd und mit verweinten Augen, denn die Geheimrätin oder das von ihr, was man gewohnheitsmäßig noch immer so nannte, befand sich ja noch über der Erde! Nur Magdalene Wienandt war die Tage her ohne einen Gedanken an die Zukunft, wie in einem schweren bangen Traum befangen gewesen.

Also der Abend des Begräbnistages. Moritz Edenkoven saß, wie meist in diesen Tagen, in dem großen Arbeitszimmer des Vaters, das ganz so geblieben war wie zu Lebzeiten des Geheimen Justizrates. Daneben war das Schlafgemach und noch ein paar Stuben: der Alte hatte schon jahrelang hier völlig getrennt von seiner Frau gelebt, welche die andere Seite des weitläuftigen Stockwerks inne gehabt hatte; die beiden hatten sich jahraus, jahrein nicht gesehen. Und das war kein Ergebnis flammender Feindschaft und eines jähen Bruchs, sondern das Resultat des verknöcherten Egoismus auf der einen und eines sehr bequemen und dabei vielleicht ebenso selbstsüchtigen Temperaments auf der anderen Seite gewesen.

Doktor Moritz saß natürlich über Papieren, die das Vermögen betrafen; es gab da unendlich viel durchzusehen, denn der Besitzstand war sehr beträchtlich. Vater und Mutter hatten jeder sein eigenes gehabt: in den kleineren Teil, die Erbschaft vom Vater, war er, als das einzige Kind dieser seltsamen Gatten, schon vor drei Monaten eingerückt, denn so lange war der Alte tot. Moritz hob die Augen zu dem Ölbild des Vaters, das über dem großen braunen Sofa hing: ein sehr gutes Porträt eines Vierzigers etwa — es war vor mehr als zwanzig Jahren gemalt. Ein hagerer, gut modellierter Kopf, glattrasiertes eigensinniges Kinn, die Augen tiefliegend, der Oberkopf sehr groß, ein durch und durch gescheites Gesicht: Doktor Moritz glich ihm, nebenbei bemerkt, sehr wenig: bei ihm war alles proportionierter, glätter, hübscher. Das Gegenstück zu dem Bildnis, das Porträt der Mutter, existierte auch und hing drüben in ihren Räumen; als die Teilung des vorher gemeinsamen Hausstandes vor sich gegangen war und man das getrennte Wohnen begonnen hatte, hatten sich die beiden Gatten, höflich wie sie immer miteinander verkehrten — nur nie mehr persönlich — die wechselseitigen Porträts zugeschickt, und jeder mochte nun die Gesellschaft des eigenen Konterfeis genießen.

Daß das ebenfalls vorzüglich gemalte Bild der Geheimrätin, einer damals noch sehr

hübschen Frau mit schönen dunkelbraunen Scheiteln und Grübchenwangen, die grillige Einsamkeit ihres Mannes teile, wäre schon aus einem Grunde nicht angegangen: der alte Edenkoven hatte in seinen letzten Jahren keine Frauen sehen können! Die Unlust am Weibe hatte sich bei ihm zur Manie ausgebildet, mit der nicht nur sein Arzt zu rechnen hatte. Seit er sich von den Geschäften zurückgezogen hatte, konnte er sich ja einige Verrücktheit erlauben. Er verließ selten seine Klause, und in dieser betrat niemals ein weiblicher Fuß die Schwelle. Die Idiosynkrasie ging so weit, daß ein Frauenkleid, das im Gang hing, ihn wie der Gorgonenschild zur Flucht trieb. Seinen Haushalt besorgte ein Diener, der auch alle sonst weiblichen Verrichtungen auf sich nehmen mußte.

Kopfschüttelnd überdachte Moritz Edenkoven das alles, während er das Bild des Vaters betrachtete. Ihm war die in der ganzen Stadt bekannte, oft scherzhaft und nicht glimpflich besprochene Seltsamkeit des Alten natürlich peinlich gewesen, schon der Mutter wegen. Denn die Welt hätte wunder denken können, was für schlimme Erfahrungen den Weiberhaß des Alten gezeitigt haben mußten. Und Moritz war überzeugt, daß sie sich darin sehr getäuscht hätte. Es war eine krankhafte Geistesabnormität bei dem älteren Edenkoven im Spiel gewesen, an der die Person seiner Frau keine Schuld trug. Das allmähliche Auseinanderwachsen freilich, das zuerst zur Trennung von Tisch und Bett führte, hatte sie mit veranlaßt durch grenzenlose Liebe zur Bequemlichkeit. Der geistig regsame, aber stets selbstsüchtig grillenhafte Mann war ihr einfach lästig gewesen. Sie war auf eigene Hand wohlhabend, warum sollte sie sich das Leben nicht auf ihre Weise einrichten? Moritz, damals schon erwachsen, brauchte noch nicht einmal sehr unter diesen Verhältnissen zu leiden: er wohnte während seiner Anwesenheit in der Vaterstadt bei dem einen Teil des Elternpaares und erhielt förmlich Einladungen zu Tisch oder zum Kaffee, je nachdem, über den langen Korridor hinüber zum anderen.

Einmal noch dachte Doktor Moritz Edenkoven das alles durch; zu sehr luden Ort und Stunde dazu ein; später würde er sich wohl kaum noch viel mit diesen Erinnerungen befassen. Da ließ ihn ein leises Klopfen den Kopf in die Höhe heben, und auf seinen Hereinruf öffnete sich wie von zaghafter Hand die Thür, und Magdalene erschien in ihrem Rahmen. „Darf ich?“ fragte sie schüchtern.

„Aber natürlich …“ Er war aufgesprungen und geleitete sie zu einem Sessel, in den sie sich niedersinken ließ. Von hier sah sie mit ihren verweinten Augen, in denen aber doch schon wieder ein Jugendschimmer glänzte, scheu zutraulich zu ihm auf. „Verzeih — ich war so allein —“

„Entschuldige du mich,“ sagte er höflich, „daß ich dich so dir selber zu überlassen gezwungen gewesen bin. Ich finde hier ganze Berge von Papieren, die ich durchprüfen muß.“ Er deutete mit dem Kopf nach dem großen Schreibtisch des Vaters.

„Das kann ich mir denken,“ sagte sie harmlos, seinem Blicke folgend. Und dann wanderten ihre Augen, wie zur Neugier erwacht, über dies große Zimmer mit einigen guten Bildern und den dunklen alten Möbeln; sie hatte es noch nicht oft und niemals vor des alten Edenkoven Tod betreten.

Und wie lange mochte überhaupt etwas so Junges wie sie hier in diesen Räumen nicht gewesen sein! Magdalene war erst sechzehn Jahre alt, und wenn man sie vielleicht, ihres hohen Wuchses halber, im ersten Augenblick für älter hielt, so blieb doch die Jugendlichkeit ihres Wesens nicht lange verborgen. Verstohlen betrachtete sie Moritz Edenkoven; — er hätte es offener thun können, sie würde in ihrer verzweifelten Harmlosigkeit, die ihn manchmal irritierte, ihn dann aber auch wieder rühren konnte, kein Arg daraus gehabt haben. Sie sah, wie er wohl merkte, den Bruder, einen viel älteren, sehr respektierten Bruder, und weiter nichts in ihm. Zum Teufel auch, sie waren doch aber keine Geschwister!

Wie gesagt, er studierte sie jetzt, und zwar als Kenner, während sie mit neugierigen Augen dies ihr so wenig vertraute Interieur musterte. Schlank gestreckte Glieder, ein hübscher Fuß in dem doch offenbar bequemen Hausschuh, achtlos vorgeschoben, vermöge ihrer Länge eine ganz eigene weidenartig

geschmeidige Biegung des Oberkörpers nach vorn, wie sie so da saß, eine Biegung, durch die dann der Hinterkopf mit dem dunklen schweren Haarknoten wie herabgezogen schien und die Linie von Kehle und emporgerichtetem Kinn klar hervortrat. Er mußte sich sagen, daß das alles einen Reiz hatte, schon an sich. Und dazu noch das schöne sanfte Haar, die dunklen Augen, die weichen jungen Wangen.

Trotz des Ortes und der Stunde fielen ihm hier ein paar frivole Verse Heines ein:

> Die weißen, unschuldsvollen Glieder,
> Sie sind so rührend anzusehn,
> Doch reizend sind geniale Augen,
> Die unsre Zärtlichkeit verstehn.

Es handelt sich da bekanntlich um Mutter und Tochter, von denen die eine die Unschuld und die andere die Genialität hat. Als ob beides nicht zusammengehen könnte! Gerade bei diesem jungen Geschöpf hier wäre das denkbar gewesen. Denn daß sie Geist besaß, davon war ihm beim Zusammentreffen mit ihr, drüben bei der Mutter, manchmal eine staunende Ahnung aufgegangen.

Weiße Glieder — das paßte nun auch nicht recht auf sie. Bei ihr war der Fleischton nicht das Weiß, das sich so frappant von tiefschwarzem Haar absetzt und dem orientalischen Typus angehört; ihr Teint war rein und klar, aber eher dunkel als hell, so daß sich das Rot der Wangen nur um wenige Töne von der Farbe von Stirn, Hals und Händen unterschied.

Jetzt zog er sich einen Stuhl in ihre Nähe. „Verzeih mir nur, du hast das Alleinsein gerade heute sehr empfinden müssen," sagte er mitleidig. Das war schon zu viel. „Ach —" sie kam nicht weiter: die Thränen schossen ihr in die Augen und tropften auch gleich nieder, ein wahrer Regen. Ihr Schmerz war echt, unbezwingbar ... er hatte es längst merken müssen. Und die Verstorbene war nur eine weitläufige Verwandte von ihr gewesen, von ihr allerdings Pflegemutter und in der Abkürzung Mutter genannt worden. Und wirklich hatte sie seit vier Jahren wie das Kind vom Hause hier gelebt.

Ihm lag natürlich im Sinne, was nun aus ihr werden sollte. Ob ihre Gedanken sich in dieser Sorge begegneten? Bei den meisten anderen wäre das der Fall gewesen, bei ihr wahrscheinlich nicht: sie fühlte jetzt noch nichts als den Verlust derer, die sie aus dem Überschwang ihres heißen Herzens wie eine Mutter geliebt hatte.

Und die Geheimrätin? hatte sich lieben lassen. Das war so bequem gewesen und in der Fülle dieses wohlhabenden Hausstandes die eine Esserin mehr gar nicht zu merken. Und was Magdalene an Kleidern, an Unterrichtsstunden brauchte, das bezahlte Frau Edenkoven auch ganz gern; hatte sie doch dafür etwas blühend Junges im Hause und ein liebevoll ergebenes Wesen, das sich völlig zu ihrer Dienerin gemacht hätte, wenn dafür nicht andere Leute dagewesen wären.

So aber war Magdalene wirklich nicht anders wie ein Töchterchen gehalten worden, hatte Freundinnen, Verkehr, Theater, Tanz, da dann die Mütter anderer Mädchen sie mit „bemutterten", denn das wäre für die Geheimrätin Edenkoven allerdings eine undenkbare Leistung gewesen.

Jetzt beugte sich Moritz zu ihr und ergriff tröstend ihre Hand. „Ich weiß, du hast sehr an meiner Mutter gehangen," sagte er.

„An deiner Mutter? Ach ja —" In den letzten Worten hatte ein neuer Schmerzenston gezittert. Er hatte eine Mutter verloren, sie nicht; von diesem Schmerzensheiligtume würden die Welt und auch er sie nun ausschließen wollen und sich noch dazu wundern, wenn sie sich herandrängte. So weit war sie jetzt, bei dem dumpfen Umhertappen gleichsam in den so ganz veränderten Verhältnissen, weiter aber noch immer nicht.

Sie kamen jetzt auf die letzte Krankheit zu sprechen, und Moritz ließ sich von Magdalene noch einmal den Anfang, die ersten besorgniserregenden Symptome beschreiben. Das heißt, der Arzt hatte sie so gefunden, Magdalene nicht, sie war natürlich ahnungslos gewesen bis fast zuletzt. Vor vier Tagen war Moritz erst, telegraphisch herbeigerufen, von Berlin, wo er seit einigen Monaten als Privatdocent lebte, eingetroffen; er hatte die Mutter nicht mehr bei vollem Bewußtsein gefunden.

Sie saßen immer noch nahe beisammen, und Doktor Edenkoven hatte einmal wieder nach Magdalenes schlanker, loser Hand gegriffen und sie mitleidig gedrückt bei einer

Stelle ihres Berichtes, wo sie erneuten Thränen nicht wehren konnte; da ging plötzlich die Thür, und verdrießlich fuhr er in die Höhe und gab auch gleich seinem Stuhle einen Ruck von Magdalene fort. Herein kam die alte Mine, und ärgerlich war Moritz Edenkoven hauptsächlich auf sich selber, daß er sich von dieser Person in einer Situation, die sie etwa mißverstehen konnte, hatte finden lassen. Magdalene selber hatte nur ein wenig den Kopf nach der Thür gewandt und dann arglos ihr Taschentuch herausgezogen, um von neuem ihre Augen zu trocknen. Für sie gab es außer ihrem Kummer jetzt nichts auf der Welt, am allerwenigsten aber Gedanken, wie sie der vielerfahrene junge Mann bei dieser Störung hegen mochte.

Die Lutz, von der Familie Mine genannt, hatte kein angenehmes Gesicht und war als grob und mürrisch unter ihren Bekannten wenig beliebt, von der seligen Geheimrätin jedoch, der sie sich im Laufe der Jahre unentbehrlich gemacht hatte, war sie sehr geschätzt worden. Sie mußte ja ein Juwel von Treue sein, um sich außerdem so viel Unausstehlichkeit erlauben zu können. Sehr zugethan war die Lutz aber in der That dem jungen Herrn, und nachdem sie jetzt einen kalten Blick auf die Gruppe als solche und den einen Teil derselben geworfen, wurde ihre Miene freundlicher bei den Worten: „Darf ich denn jetzt anrichten, Herr Doktor? Sie müssen doch einmal wieder ordentlich essen" — gefastet hatte er übrigens in den verwichenen paar Tagen nicht — „es ist längst sieben Uhr. Ich möchte den Salat nicht zu früh anmachen, sonst fällt er zusammen."

„Ja, wir kommen, Mine." Doktor Edenkoven war aufgestanden, trat aber jetzt noch einmal zu Magdalenes Stuhl, legte ihr vor den Augen der Lutz, die noch nicht aus dem Zimmer war, die Hand auf die Schulter und sagte milde und brüderlich: „Faß dich, Magdalene," so daß sie mit nassen Augen etwas verwundert zu ihm aufschaute. Das war auf die Mine berechnet gewesen, trotzdem sagte diese gleich darauf in der Küche, während sie die jungen Hähnchen anrichtete, verbissen zu ihrer jungen Nichte:

„Richtig schon Hand in Hand da drinnen! Wie kam sie denn hinüber? sie hat doch auf der Seite gar nichts zu suchen! Ist sie schon lange drüben? Hast du die Thür gehen hören?"

„Jawohl, Tante, vor ein paar Minuten erst," sagte das junge Hausmädchen, sich ein wenig ereifernd. „Und ist das etwa ein Wunder, wenn es dem Fräulein Magdalenchen, dem armen Ding, in den leeren Stuben hier, wo heut erst noch der Sarg gestanden hat, abends endlich angst wird?"

„Ja, angst sollte ihr freilich werden, wenn sie daran dächte, daß sie nun jetzt auf die Straße gesetzt werden kann oder sich wahrscheinlich nächstens so etwas wie einen besseren Dienst suchen muß, als Stütze oder wie sie's nennen. So was schwant der verdrehten Prinzeß aber natürlich nicht ... sie rührt nach wie vor keinen Finger, sie sitzt und heult, als gäbe es nichts anderes, zum mindesten wie eine Tochter vom Haus, die sich jetzt mit dem jungen Herrn in die dreimalhunderttausend Thaler teilte!"

„Nun, vielleicht thut sie das auch noch," sagte Lina halblaut vor sich hin, und es war, als ob sie dazu vielsagend lächelte. Gleich darauf aber fuhr sie zusammen: mit drei großen Schritten war die Lutz neben ihr und hielt ihr jetzt die Faust vor: „Wenn du dich unterstehst, Lina, und noch einmal auf so etwas anspielst, dann sollst du mich kennen lernen! Die und Frau Doktor Edenkoven, ha, ha! Ihr könnt es vielleicht passen, ja, das glaube ich, aber der Moritz soll einmal eine andere Partie machen! Ich muß jetzt mit dem Essen hinein, aber wir sprechen uns noch ... Laß mich etwa merken, daß du die Magdalene auf solche Gedanken bringst, dann erlebst du was ..." Und damit raffte sie das Servierbrett auf, so daß die Schüsseln darauf zusammenklirrten, und schob sich mit rotem Gesicht an der Nichte, die ihr die Thüren öffnen mußte, vorüber ins Zimmer.

Die Lina, ein sauberes, nettes Mädchen, auch noch nicht zwanzigjährig, sah ihr mit aufgeworfenem Mäulchen nach. Die Tante hatte sie hier in das reiche Haus gebracht, angelernt und hielt sie gewaltig unter dem Daumen, um so mehr, da sie es auf ihre Weise gut mit der jungen Verwandten meinte. Die Lina aber hatte eine starke Ader der Selbständigkeit, besonders auch im Denken und Meinen, und über Magdalene

geriet sie mit der Tante oft in Widerspruch. Die Lutz haßte das junge Mädchen; warum, wäre schwer zu sagen; vielleicht zunächst einmal, weil Magdalene damals plötzlich ins Haus gekommen war, ohne daß man sie, die Mine, vorher um Rat gefragt hätte.

Daß sie jetzt bei Tische bediente, anstatt Lina, war auch eine stille Tücke von ihr. Sie wollte die jungen Leute beobachten. Mit Magdalene hatte sie es da nun freilich leicht, die blieb ahnungslos und sprach und blickte, wenn die Lutz im Zimmer war, um kein Haar breit anders, als sie sonst gethan hätte: sie hatte ja doch nichts zu verhehlen.

Anders Moritz. Merkwürdig, daß er sich so gut in das versetzen konnte, was andere und besonders recht gewöhnliche Leute in einem gegebenen Moment denken und empfinden würden. Er rechnete immer mit seinem Publikum, und wenn dasselbe auch nur aus dem Zahlkellner oder der Magd seiner Wäscherin bestand. Die Lutz störte ihn gewaltig. Er merkte ihr das Aufpassen wohl an, ärgerte sich darüber und dann erst recht über sich, daß es ihm etwas ausmachte. Magdalene kam dabei zu kurz; er sprach wenig und förmlich mit ihr, und erst ganz spät fiel es ihm auf, daß sie fast nichts aß und er die Hähnchen so ziemlich allein verzehrt hatte. „Aber Magdalene, willst du denn von der Luft leben!" rief er jetzt ungeduldig und ärgerlich. „Hier, bitte, du kannst doch unmöglich fertig sein."

„Doch, ich danke, ich habe genug," sagte sie mit erstickter Stimme; sie hatte an ihren paar Bissen gewürgt; beim Essen war ihr die Kehle noch immer wie zugeschnürt. Verwundert, wenn nicht bewundernd über so viel selbstlose Aufrichtigkeit des Kummers sah er sie einmal wieder an und meinte dann, wirklich gutmütig: „Aber wenigstens noch etwas Obst, das erfrischt; Mine, das Kompott für das gnädige Fräulein —"

„Das gnädige Fräulein —" formten Mines Lippen ganz deutlich, voll Empörung; diese Anrede und Bezeichnung junger Damen war hier zu Lande noch nicht lange üblich und der Alten in diesem Falle etwas ganz Neues. Sie schob die Glasschüssel mit dem Kompott so grob vor Magdalene hin, daß Doktor Edenkoven plötzlich sagte:

„Wir brauchen Sie mit Servieren nicht mehr zu bemühen, Mine; sobald etwas fehlt, werde ich klingeln."

Also hinausgeschickt wurde sie! Sie war wütend, aber keineswegs auf den Moritz — sie nannte ihn bei sich immer so, hatte sie ihn doch heranwachsen sehen —, der ihr das angethan hatte, sondern auf Magdalene, in deren Gegenwart er so mit ihr umsprang! Während sie hinausfuhr, hatte Magdalene aber doch leicht verwundert ihr nachgesehen; Moritz benutzte die Gelegenheit, einen längeren Blick auf das Profil des kurzen, weichen Gesichtchens zu werfen; wie eigenartig das Mädchen doch in der letzten Zeit, seit seinem vorigen Besuch hier, erblüht war! Moritz las in Berlin ein Kolleg über Kunstgeschichte; er war vertraut mit fast allen Denkmälern der klassischen und der mittleren Zeit. An welches erinnerte sie ihn doch gleich? An den wundervollen Mädchenkopf von Lille? Nein, nein, das Profil war es nicht: hier war Stirn und Nase viel kürzer. Und jetzt fiel ihm ein, wonach er gesucht hatte: die Erinnerung an eine Münze des Cinquecento mit einem Reliefporträt der — Lucrezia Borgia! Die vielberufene Dame hatte auf jener Abbildung gerade dies weiche, kurze Profil — eine wunderliche Ähnlichkeit. Übrigens war sie erwiesenermaßen zartblond gewesen, und Magdalene war dunkel, ehrlich dunkel. Jetzt traf er auf ihre Augen, die ihn mit einem getrübten, fragenden Blick ansahen. Wie zur Antwort hielt er ihr freundlich die Krystallschale mit den eingemachten Erdbeeren hin. Das war eine herrliche Leckerei, ein wahres Ambrosia für einen jugendlichen Gaumen. Magdalene nahm auch wirklich davon. „Die Mutter hat sie einmachen lassen, weil ich sie so gern aß. Deine Mutter," fügte sie noch mit zitterndem Nachdruck korrigierend hinzu. Sie kam also darauf, den Unterschied zu machen … dies war eines der ersten Symptome, und es berührte ihn eigentümlich. —

Am folgenden Tage erhielt Magdalene den Besuch einer Freundin; es war der erste. Die junge Dame hatte schon im Korridor einen aufmerksamen Blick auf des Doktors Hut und Überzieher geworfen, und als die beiden Mädchen nun im Wohnzimmer der Geheimrätin nebeneinander in dem gro-

ßen weichen Sofa saßen, war es auch anfangs, als horchte sie nach den anderen Zimmern hin, und bei jedem Geräusch draußen sah sie unwillkürlich nach den Thüren. Aber die beiden blieben ungestört, vielleicht ungestörter, als es einer von ihnen lieb war.

Magdalene war das nicht: sie war, wie gewöhnlich, arglos und in sich befangen. „Wie gut von dir, daß du kommst, Alma," sagte sie weich und streichelte der anderen über den kleinen schwarzen Handschuh. „Du denkst an mich ... du bist die einzige bis jetzt ..." Und nun fiel sie dem anderen jungen Ding sogar um den Hals und legte einen Augenblick ihre Wange gegen den Spitzenschleier Almas.

Diese erwiderte die Liebkosung. Sie war kleiner als die schlanke Magdalene, zierlich und elegant. „Ist Grete Walter noch nicht dagewesen? Dann kommt sie heute oder morgen," sagte sie dann aber gleich zur Sache. „Ja, es ist hart für dich, Magdalene, ist dir auch wohl recht überraschend' gekommen?" wieder mit dem schnellen, aufmerksamen Blick.

„Überraschend?" wiederholte Magdalene schmerzlich; das Wort hatte etwas Befremdliches für sie. „Ich kann mich noch immer gar nicht finden; ich bin wie betäubt. Die Mutter war so gesund, noch kurz vorher! Das heißt, sie mußte sich schonen wegen des Asthmas, aber ich weiß, daß sie daran schon seit Jahren, schon vor meiner Zeit, gelitten hat. Wir hielten das nie für gefährlich, und sie war so ganz wie sonst ... noch" — Magdalene schauderte — „noch vor kaum mehr als einer Woche."

Die Mutter — und dann vor meiner Zeit, wie paßte das nun wieder zusammen? dachte Fräulein Alma, die in unbewußter Weltlichkeit ihre liebe Freundin jetzt schon mit weit kritischeren Augen ansah als vor acht Tagen. Der aufrichtige tiefe Kummer Magdalenes mußte sich diesem Blicke da wohl offenbaren, aber es ging dem Fräulein Alma wahrhaftig ein wenig wie der alten Mine: sie war geneigt, diese sehnsüchtig zärtliche Trauer, die offenbare Auffassung dieses Todesfalles als eines Herzensverlustes, beinahe schon — etwas anmaßend von Magdalene zu finden! Und sie wäre keine Mädchenfreundin gewesen, wenn sie nicht im Laufe des Gespräches dies dem verwaisten kleinen Niemand hier neben sich auf dem Sofa beizubringen gewußt hätte.

Klein im Sinne ihrer Bedeutung in der Welt — sonst war ja Magdalene von einer schlanken Länge, die unter ihren Verhältnissen wirklich schon beinahe unpassend war. Ein so großes Mädchen fällt doch natürlich überall eher auf als ein anderes! Und noch dazu, da Magdalene, was ihre Garderobe betraf, durch die Freigebigkeit der Pflegemutter bisher den besten unter ihnen gleichgehalten worden war.

Nun, das würde sich jetzt schon ändern. Merkwürdig vielleicht, daß in dem großen Bekanntenkreise der Geheimrätin, in dem Magdalenes jetzige Lage natürlich erörtert wurde, nicht eine Seele auf den Gedanken kam, es könne Frau Edenkoven in ihrem Testament die Pflegetochter nun auch der bisherigen Verwöhnung entsprechend bedacht haben! Sie hatte das in der That nicht gethan, so ganz und gar nicht, daß sogar der Sohn, der Doktor Edenkoven, der ein beglaubigtes Duplikat des Testamentes an sich adressiert vorgefunden hatte, sich nun schon seit einigen Tagen über diese gedankenlose Härte der im Leben bequem gutmütigen Frau wirklich beinahe wunderte! Ja, die guten Bekannten aus derselben Lebenssphäre hatten in diesem Falle, wie in so vielen ähnlichen, wahrhaftig ganz richtig taxiert. Etwas freilich wußten sie nicht, wollten es vielmehr durchaus nicht wissen, etwas, was Moritz aber ganz deutlich bei Lebzeiten der Mutter herausgefühlt hatte: daß sie nämlich es als die bequemste Lösung betrachtet hätte, wenn das Mädchen von ihm zu seiner Gattin gemacht worden wäre! Dann war sie versorgt, und Moritz Edenkoven hatte eine Frau, eine schöne junge Frau noch dazu, die ihn lebenslänglich anbetete! Magdalene war übrigens aus ganz ebenso guter Familie wie die Edenkovens selber; von den rasch hintereinander gestorbenen Eltern, die sie gar nicht gekannt hatte, war der Vater aus der Verwandtschaft — nicht der Geheimrätin, sondern ihres Mannes gewesen ... gerade das war einmal zwischen Mutter und Sohn erörtert worden, und da hatte er merken können, wo sie hinaus wollte. Sie waren dann aber wieder davon abge-

kommen; die Geheimrätin hatte natürlich an nichts weniger als ihren nahe bevorstehenden Tod gedacht. So lange sie lebte, war Magdalene ja gut aufgehoben.

Das, worauf Alma längst gewartet hatte, war endlich geschehen: der Name des jungen Edenkoven war im Gespräche der beiden gefallen. Magdalene nannte ihn in aller Unbefangenheit einfach den Moritz, wenn sie von ihm sprach; Alma machte ein besonderes Gesicht zu dieser Ausdrucksweise und sagte dann um so förmlicher: „Der Herr Doktor hat sich wohl längeren Urlaub genommen?"

„Längeren Urlaub?" Magdalene sah sie fragend an. „Nun, ich meine Universitätsferien sind doch jetzt keine; er kann doch von Berlin, wenn er Kolleg liest, nicht gehen, wie er will."

„Nein, allerdings nicht," sagte Magdalene, als falle ihr da jetzt erst etwas auf.

„Bist du komisch, Magdalene," meinte Alma darauf, „ich glaube, du machst dir das alles gar nicht klar. Doktor Edenkoven muß natürlich hier etwas Zeit haben; er will doch jedenfalls alles ordnen, ehe er wieder abreist."

„Alles ordnen, ja," sagte Magdalene, die langsam blaß und kalt geworden war.

„Er würde gewiß gern erst die Wohnung vermieten," fuhr Alma fort, nicht einmal ganz ohne zielbewußte Grausamkeit jetzt. „Das wird aber nicht so leicht sein ... Eine Riesenwohnung, und gewiß sehr teuer. Es war so merkwürdig, daß Frau Edenkoven sie nach dem Tode des schrulligen Geheimrats behielt" — Alma schwatzte nach, was sie zu Hause hörte — „eine einzelne Dame! Nicht wahr, sie hat drüben an den Zimmern ihres Mannes gar nichts ändern lassen?"

„Nein," hauchte Magdalene nur eben; ihr war plötzlich zum Sterben elend geworden. Eine Ahnung davon mochte der anderen aufgehen, aber sie hatte von daheim die Idee mitgebracht, daß es nur nützen könne — wem denn wohl? — wenn dem gedankenlosen jungen Mädchen hier seine Lage endlich klar würde. „Die Auflösung eines solchen alten Haushaltes ist immer eine Riesenarbeit, sagt die Mama — na, ich würde das alte Zeugs rasch genug los sein —" Und Alma wiegte sich wie verächtlich ein wenig auf dem gewaltigen Kanapee mit seinen sehr guten Sprungfedern und Polstern zwar, aber seiner lächerlich veralteten Form. „Die Familienbilder freilich, die behält man. Du, sag einmal" — hier kam ihr ein Gedanke, dem sie ohne weiteres Worte lieh — „was fängt er denn mit der brummigen Mine an — dem Inventarstück? Ach, ich kann mir's denken: die Frau Geheimrätin hielt furchtbar viel auf sie, und sie wird ihr eine Rente ausgesetzt haben —"

Jetzt endlich hatte Magdalene Worte. Und wenn sie zuweilen sehr langsam zu begreifen schien, so war es nur, weil bei ihr das Verständnis für platte Gemeinheit unausgebildet war; was sie davon aber faßte, dem ging sie dann auch auf ihre Art zu Leibe. „Ihr macht euch darüber Gedanken, was Doktor Edenkoven mit dem Hausrat der Mutter und mit der Mine beginnen wird," sagte sie. „Und was man mit mir anfängt, das ist gewiß auch schon bei euch verhandelt worden, nicht wahr? Es wird Auktion gehalten, die Wohnung wird geräumt, Moritz Edenkoven geht nach Berlin zurück und ich — auf die Straße? Oder was habt ihr fertig gemacht?"

„Aber Magdalene!" rief die andere empfindlich. „Wie kannst du mir so die Worte im Munde verdrehen! Ich habe doch von dir gar nicht gesprochen!"

Allerdings nicht, das war es ja eben. Magdalene, mit einer Enthaltsamkeit, die über ihre Jahre ging, brach das Gespräch bei dieser Wendung ab. Alma hatte ihr zwar die Augen geöffnet — zufällig gerade sie —, aber Alma wäre nun die letzte gewesen, der sie ihre jetzige innere Verfassung gezeigt hätte. „Wir wollen über diese Dinge nicht weiter reden, bitte," sagte sie anscheinend ruhig. „Sage mir lieber, wie es Fräulein Sürin geht. Ich hatte gerade vor, sie selber zu besuchen und mich zu erkundigen, als die — als meine Pflegemutter krank wurde."

Fräulein Sürin war die Gesanglehrerin der beiden Mädchen und aller ihrer Freundinnen, und zwar eine tüchtigere, als man bei ihrer allgemeinen und fast übergroßen Beliebtheit hätte annehmen sollen. „O, die Sürin hat den Unterricht wieder aufgenommen," gab Alma Bescheid. „Sie sieht aber furchtbar aus; hat im Äußeren sehr abgenommen. Es ist ein starker Influenzaanfall

gewesen, weißt du. Wenn sie sich nur wieder ganz erholt. Die Mama meint, sie würde sich nicht wundern, wenn die Stimme wegbliebe. Und etwas Stimme muß sie doch als Lehrerin haben."

„Die Arme," sagte Magdalene, wieder mit einem leichten inneren Schauder; ihr Unglück hatte sie empfänglicher für die Schicksale anderer gemacht. Alma erhob sich übrigens jetzt, sagte, sie müsse gehen, und Magdalene stand neben ihr und hatte dagegen kein höflich aufforderndes Wort; die Freundschaft von ein paar heiteren Jahren war eben dort auf dem Sofa in die Brüche gegangen. Alma fühlte das ungefähr auch, aber die Veränderung traf sie nicht unvorbereitet, sie war sogar mit einer Formel dafür hergekommen; es konnte ja zwischen Magdalene und den übrigen des Kreises nicht so bleiben, wie es gewesen war, jetzt, unter den gänzlich veränderten Verhältnissen! Und eine gewisse dreiste Nichtachtung Magdalenes und ihrer Stimmung war es auch, daß sie jetzt auffällig zögerte. Sie hatte eben im Aufstehen mit einem Griffe geschickt alle sechs Knöpfe ihres linken Handschuhes aufgerissen, um noch etwas zu thun zu haben. Während sie langsam und umständlich wieder zuknöpfte, horchte sie unausgesetzt; sie hatte sich doch nicht geirrt, als sie vorhin einen Männertritt auf dem Gange zu hören glaubte? Was hätte sie nicht darum gegeben, jetzt den stattlichen interessanten Doktor Edenkoven mit aller Bequemlichkeit aus der Nähe zu sehen und vor allem sich auch von ihm, der bisher über sie als über einen Backfisch hinweggeschaut hatte, endlich bemerken zu lassen! Aber umsonst alles Zögern, er erschien nicht. „Doktor Edenkoven geht wohl wenig aus," warf sie jetzt hin, „wegen der Trauer?" Ist Doktor Edenkoven zu Hause? konnte sie doch nicht geradezu fragen. Und was hätte ihr auch das geholfen?

Magdalene, mit ihrem plötzlich und schmerzlich erschlossenen Verständnis, durchschaute diese kleinen Manöver und verachtete sie. „Ich weiß nicht, ob Moritz zu Hause ist," sagte sie kalt. „Du hast ihn gern sehen wollen, nicht wahr? Bist vielleicht hauptsächlich deshalb gekommen. Das thut mir leid, aber ich kann ihn dir doch nicht gut herbeirufen."

„Aber Magdalene!" rief Alma, ganz ebenso wie schon einmal im Verlauf dieses denkwürdigen Besuches, vorwurfsvoll und tief beleidigt. Geärgert aber war sie diesmal wirklich und nun merkwürdig rasch hinaus. Auf dem Korridor ließ sie noch einmal geräuschvoll den Regenschirm fallen, nach dem sie sich dann selber bücken mußte, weil Magdalene es thatsächlich vergaß. Von den Dienstboten ließ sich keine blicken, während doch sonst die eine von ihnen für den abgehenden Besuch die Vorthür öffnete. Bei einem Besuche, der nur Magdalene galt, hatte die Lutz das nicht für nötig erachtet.

II.

Magdalene hatte in der Nacht wenig geschlafen, was bei ihrer Jugend etwas heißen will, und saß am anderen Morgen dem Doktor Edenkoven beim Frühstück blaß, müde und doch aufgeregt aussehend gegenüber. Er blickte sie prüfend an und machte zum erstenmal die Bemerkung, daß dies ihr leidenschaftliches Grämen sie wirklich zu entstellen anfange — sie war heute kaum noch hübsch ... eine Art Unmut über diese Art, sich einem Kummer hinzugeben, ergriff ihn. Nach und nach glaubte er noch ein anderes zu bemerken: sie war gar nicht so weich in sich versunken heute; sie hatte etwas Starres, Sonderbares ihm gegenüber, was sich mehr fühlen als beschreiben ließ. In ihm stieg etwas auf, eine Empfindung, die sich nun sogar gegen seine verstorbene Mutter richtete. Was hatte sie ihm aufgebürdet mit dieser Hinterlassenschaft — neben der der Hunderttausende freilich — diesem ganz unalltäglichen, schwierigen, wahrscheinlich leidenschaftlichen und noch so blutjungen Geschöpfe — wie grenzenlos groß war ihre bequeme Gleichgültigkeit gewesen, da sie anscheinend niemals einen Gedanken den Schwierigkeiten geschenkt hatte, die da nach ihrem Tode entstehen konnten! Sie hatte eben wahrscheinlich die Idee des Todes immer weit von sich geschoben, wie es manche Menschen machen — bei diesem Ergebnis war er ja schon einmal angelangt. Aber nun waren die Schwierigkeiten da, er saß mitten darin, und eine Art Ärger befiel ihn jetzt, als einen Mann, der bisher im be-

quemen, wenn auch nicht unmäßigen Lebensgenuß und auch sonst, im Fortrücken in seinem ihm sympathischen Beruf, niemals Hinderungen gekannt hatte.

Gesetzt den Fall, er hätte das Mädchen wirklich heiraten wollen — ausgeschlossen brauchte das nicht gerade zu sein, wenn sie sich in so pikanter Weise weiter entwickelte — so mußte doch noch Jahr und Tag vergehen, ehe sie dafür reif und der Beginn eines Brautstandes überhaupt für ihn angezeigt war! Und wohin so lange mit ihr? Er hatte sich dafür allerdings auch schon ungefähr einen Plan geformt und gedacht, bei erster Gelegenheit, vielleicht heute, mit ihr zu reden. Das schien ihm aber mit einem Mal gar nicht leicht, wenigstens nicht angenehm, diesen verschlossenen und zugleich unnatürlich gespannten Mienen gegenüber.

Zuletzt aber, da er deutlich sah, daß sie aus irgend einem Grunde noch erschütterter und innerlich gequälter war als bisher, gewann eine gewisse Gutmütigkeit, wohl das Erbteil von seiner Mutter, in Doktor Edenkoven die Oberhand. Und zugleich sprach ein anderes mit, worin er ihr auch glich: die Neigung, eine Schwierigkeit noch eine Weile vor sich her zu schieben, anstatt ihr entgegenzutreten und sie zu überwinden. „Du siehst wirklich elend aus, Magdalene," sagte er ernstlich und brüderlich über den Frühstückstisch hinüber zu ihr. „Kein Wunder — ich glaube, du bist jetzt vierzehn Tage lang nicht an die Luft gekommen. Ist es dir recht, so machen wir einen Spaziergang vor Tisch, einen ordentlichen, tüchtigen Marsch im Freien. Das Wetter ist heute trocken und schön; komm, mach dich fertig, mir ist es auch lieber so, als mich wieder drüben an den Schreibtisch zu setzen, man wird ganz dumm und taub im Kopfe von dem ewigen Stubenhocken."

Magdalene hatte noch kein Wort gesagt, ihn nur immer auf eine rätselhafte Weise gespannt angesehen, und zuletzt begannen ihre dunklen Augen zu schimmern. Er konnte freilich nicht wissen, was er ihr anthat mit diesem Anerbieten, sich so mit ihr vor den Leuten sehen zu lassen, als ob sie wirklich nahe Verwandte wären! So faßte Magdalene die Sache auf, und die paar Worte von ihm da eben genügten schon beinahe, um den Krampf hilfloser Verzweiflung zu lösen, in dem sie sich seit gestern befand. Sie hatte schreckliche Stunden durchlebt, seit ihre Freundin Alma ihr die Augen über ihre eigentliche Stellung hier im Hause geöffnet hatte. Zu jäh war der Übergang gewesen von dem Gefühl kindlicher Lebenssicherheit — das noch bei aller Trauer um die „Mutter" fortbestanden hatte — zu dem Bewußtsein, von nun ab „an den öden Strand des Lebens" einsam ausgesetzt zu sein. Auch die harmlose Vertraulichkeit, mit der sie dem Sohne dieses Hauses bisher immer begegnet war, hatte schwer erschüttert, nein, untergraben werden müssen durch jene Offenbarung. Und eine Wohlthat, deren Größe er auch nicht entfernt ahnen konnte, war in solcher Stimmung diese Aufforderung von ihm. Sie schwankte sogar, ob sie annehmen dürfe, aber nicht lange. „Wenn du mich mitnehmen willst, gern," sagte sie mit einer lieblichen Scheu in Ton und Miene, und so verwandelt war mit einem Mal das ganze Mädchen, daß ihm das auch zu denken gab und ihn sogar in ein leichtes Unbehagen versetzte. Doch, dachte er dann wieder, wenn zwei Menschen, die bisher wie Geschwister zusammengestanden haben, nach einem solchen Trauerfall einen soliden Spaziergang miteinander machen, so kann dabei eigentlich niemand was finden; jedenfalls verpflichtet es zu nichts. „Also du machst dich zurecht," er nickte ihr freundlich zu. „Wie lange wird denn das dauern, kann ich indessen noch eine Cigarre rauchen?"

Jetzt lächelte sie sogar ein wenig, zum erstenmal wieder seit der Geheimrätin Tode! „Ich weiß nicht, wie lange du dazu brauchst," sagte sie; „ich kann in fünf Minuten fertig sein."

„So rasch? Na, dann lassen wir's natürlich," und er steckte die Cigarre wieder in das Lederetui zurück. Wäre er allein gegangen, so hätte er sie ja draußen zu Ende rauchen können, aber so, neben einer Dame, selbst einer Pflegeschwester, das war ausgeschlossen; Moritz that sich etwas darauf zu gute, die etwas brüsken und nachlässigen Manieren unserer guten Deutschen gegen die Damen ihrer Familie bei sich nicht aufkommen zu lassen.

Er hatte in der That nicht lange zu warten, dann erschien Magdalene wieder, und

wieder erstaunte er. Er hatte sie jedenfalls lange nicht in Straßentoilette gesehen, und diesen Hut kannte er nicht an ihr. Hochstehende schwarze Federn und breites, schwarzes Sammetband, unter dem das weiche runde Gesichtchen mit den dunklen Augen ganz entzückend hervorschaute! Das Ganze sehr elegant, gewiß auch teuer, und das schlanke, junge Ding sah unverkennbar nach der besten Gesellschaft darin aus. Trauer freilich, was die Damen so nennen, war es nicht, wenn auch schwarz: „Sammet ist keine Trauer,“ kann man die Modistinnen in dem Jargon ihres Geschäftes sagen hören; da werden stumpfe Töne verlangt, und vor allem darf der lange Crêpeschleier nicht fehlen. Magdalene hatte aber vor wirklichem Herzenskummer an diese Äußerlichkeiten bisher nicht gedacht. Lina, das andere junge weibliche Wesen im Hause, das sie hätte aufmerksam machen können, war selber unerfahren, und die alte Mine in ihrer Verbissenheit hatte absichtlich geschwiegen. Doktor Moritz, der in weiblichen Toiletteangelegenheiten ganz gut Bescheid wußte, hatte jetzt das Herz nicht, gegen den reizenden Hut etwas einzuwenden, und so gingen sie denn.

„Wie wär's, wenn wir hinaus nach der Albertina spazierten?“ meinte Moritz, als sie auf der Straße angelangt waren.

„Ich bin's zufrieden,“ sagte Magdalene mit aufleuchtenden Augen. „Wohin du willst.“ Die Albertina war ein reizendes fürstliches Lustschloß, selten mehr bewohnt, aber mit wohlgepflegtem Park und durch eine herrliche Allee in einer halben Stunde zu erreichen. Vorher aber mußte man durch die Hauptstraßen der Stadt; sie waren belebt genug, und Moritz wenigstens bemerkte, wie mancher Blick ihm und seiner Begleiterin folgte: ein so hübsches Paar, wie sie beide ausmachten, erregt immer Aufmerksamkeit. Besonders aber von den sehr jungen Damen mit der Musikmappe oder gar noch den Büchern und Heften im Arm, die in dieser Vormittagsstunde zahlreich unterwegs waren, wurde man sehr scharf aufs Korn genommen. Und wenn eine dicht vorüber kam und, allemal nach leichtem Stutzen, grüßte, so erwiderte Magdalene den impertinenten Blick nicht mit ihrer alten Unbefangenheit; sie verstand wohl, was sie alle meinten mit ihrem Erstaunen! Doktor Moritz Edenkoven, immer viel zu aufmerksam auf den Eindruck, den er machte, um dies alles nicht auch zu bemerken, sah darin eine Art Sport. Mochte ihr öffentliches Zusammenerscheinen immerhin besprochen werden — das brauchte ihn nicht zu kümmern, daraus erwuchs ihm noch keine Verbindlichkeit. Und nun gerade war er besonders aufmerksam und liebenswürdig gegen Magdalene, da er sich wohl denken konnte, daß ihn die anderen dem armen Ding nicht gönnten. Übrigens hatte man es leicht, angenehm angeregt zu sein in den Schuhen, in denen er steckte. Jung, gesund, unabhängig und reich, an einem erquicklichen Vorfrühlingsmorgen mit einem lieben, schlanken jungen Geschöpf neben sich — da, gleich für den Blick bereit das merkwürdig sprechende und anmutende kurze Profil unter dem Sammethut, die klargezeichnete kleine Nase, das runde Kinn — und, sobald man wollte, ein paar Augen auf sich gerichtet, in denen ganz wundervolle Lebensmöglichkeiten verheißungsvoll schlummerten — Moritz war der Mann, dergleichen auch einmal bewußt zu genießen — er reflektierte überhaupt ganz gern über sein behagliches Dasein — und es überkam ihn schließlich wie eine leicht beschämende Verwunderung, als ihm der Anlaß zu der jetzigen kleinen Komplikation, der Tod seiner Mutter, erst förmlich wieder einfallen mußte. Aber mit dem Gedanken daran und an den frischen Grabhügel fand er sich denn auch ab: die Verstorbene selber würde wahrlich nichts anderes als eine gemäßigte Wehmut bei ihrem Andenken von ihm verlangt haben.

Jetzt schritten sie schon frisch zu durch die lange, noch lichte Platanenallee. Der Boden war rein und elastisch, nicht mehr winterfeucht, aber auch noch nicht sommerhart und staubig; der Himmel von einem lichten dunstigen Blau, das ungehindert durch die noch unbelaubten Bäume blickte. Die Blattknospen der Platanen waren am Aufbrechen, das Gesträuch schon wie von einem grünen Flor überhaucht; der Rasen und die gelockerte Erde der Bosketts an den Seiten roch frisch; etwas eigentümlich Heiteres und Belebendes lag in dieser Frühlingsluft. Und nun gar, als sie in den Park der Albertina kamen! Der war schon in Toilette; die Rasen kurz und rein, und ganze Beete schimmerten in

den brennenden Farben der Frühlingsflora, dem Auge eine wahre Überraschung, denn in der Stadt war vom Lenz außer dem Straßenschmutz noch nicht viel zu merken. Die hübschen altmodischen, aber vornehmen, weiß gestrichenen Bänke waren wohl eben hinausgesetzt worden; sie sahen glänzend frisch gewaschen aus, und warm brütete die Sonne über dem reinlichen Kies um die steinernen Bassins, in denen das Wasser nun auch angelassen war. Aus den Gesteingruppen in ihrer Mitte trieben die Schilfgewächse freilich eben erst die scharfen Schwertspitzen ihrer lichtgrünen Blätter, aber die trippelnde Bachstelze wußte doch, daß nun ihre Zeit gekommen, daß das sommerliche Jahr im Anrücken war.

Moritz und Magdalene waren an den Rand des Bassins getreten und beobachteten beide unwillkürlich das zierliche Vögelchen drüben auf dem Gestein im Wasser, als das einzige sichtbar Lebendige hier außer ihnen. Plötzlich that Magdalene einen kleinen Ausruf.

„Nun?" fragte er verwundert.

„Ach, es sind ihrer zwei, Moritz!" rief sie lebhaft. „Siehst du? Nein, hier rechts, auf dem flachen Stein sitzt das andere. Wie doch so ein Tier, ohne sich zu verstecken, einem manchmal ganz unsichtbar bleibt!"

„Das macht die Schutzfarbe," erklärte er; er hatte kürzlich darüber gelesen. „Grau, schwarz, lebhaft weiß, ganz das Gesprenkelte des Gesteins an den Ufern, mit schwarzem Moos oder tiefen Schatten, dazwischen das Aufblinken des Wassers, das sind die aufgesetzten Lichter. ... Wahrhaftig, ein Pärchen ... ha, ha," er lachte: „da fällt mir die Mine ein, die die Ehre hatte, mein Kindermädchen zu sein, als wir beide, ich und sie, noch jung waren, ich sogar sehr. Sie führte mich damals sehr gewissenhaft ins Freie spazieren, und da konnte sie ganz außer sich geraten, wenn sie im Frühjahr eine einzelne Bachstelze zuerst gewahrte. ‚Wieder nichts,' sagte sie dann jedesmal vorwurfsvoll, und als ich ein größerer Junge war, kam ich auch dahinter, was das bedeutete." Magdalene hatte ihn ruhig fragend angesehen. „Daß sie in dem Jahre wieder keinen Mann bekomme, nämlich," fuhr er fort. „Sieht man im Frühjahr als erstes gleich ein Pärchen dieser Geschöpfe, so macht man in jenem Jahre noch Hochzeit, an das Orakel glaubte sie steif und fest."

„Ach, wirklich?" meinte Magdalene naiv. „Und es ist ihr keinmal geglückt?"

„Ich weiß es wirklich nicht; nachher war sie über solche Wünsche hinaus und liebte nur noch ihr Sparkassenbuch. Und meine Mutter hat sie dann in der Antipathie gegen das Heiraten bestärkt, aus einer Art Egoismus eigentlich; sie wollte die zuverlässige Person nicht missen."

Egoismus! Das Wort, wenn auch nur ganz leichthin und kaum wie ein Vorwurf auf die Verstorbene angewendet, machte doch einen tiefen Eindruck auf Magdalene. Aufgerüttelt aus ihrem kindlichen Hindämmern, wie sie jetzt war, war sie wohl solchen Eindrücken besonders zugänglich. Die „Mutter" wäre also des Egoismus in irgend einem Falle wirklich fähig gewesen? Das Wort schlug ein wie ein Blitz und machte Epoche bei ihr ... auch wieder das Aufbrechen einer neuen, herben Erkenntnis!

Moritz sah sie von der Seite an. Sie beide hatten doch nun auch als erstes in diesem Jahre ein Bachstelzen*pärchen* gesehen ... er wartete förmlich, aber kein befangenes Sichbewußtwerden der Thatsache war auf ihrem Gesicht zu lesen; es hatte vielmehr einen ganz anderen, ihm noch unerklärlichen Ausdruck angenommen. Kein Gedanke daran aber — so viel merkte er — daß sie das volkstümliche Orakel auf ihn oder sich oder — sie beide zusammen angewendet hätte!

Sie gingen nun weiter durch die Anlagen, deren Stille eben durch schwachen Hufschlag aus der Reitallee drüben unterbrochen wurde. Ein paar Offiziere trabten vorüber. Magdalene blickte kaum hin, anders Moritz, der auch sah, wie sie beide von dort bemerkt wurden und wie der eine der Herren sogar seinen Klemmer zurechtrückte und scharf hinübervisierte. Die Scheiben der vieläugigen Gewächshäuser blitzten in der Sonne, so daß man das Rot der Geranien dahinter, und was alles von Blüten sich noch gegen das Glas drängte, kaum erkennen konnte, nur ein undeutliches, lockendes Farbenspiel. In einer geschützten Ecke, die ein Vorsprung des Gebäudes bildete, stand eine der weißen

Bänke, warm in der Sonne. „Ich glaube, wir können ein paar Minuten sitzen,“ sagte Moritz. „Ist es dir recht?“

„Gewiß.“ Sie ließ sich nieder und er neben ihr. Sitzend, mit der Biegung ihres schlanken Oberkörpers und den gestreckten Gliedern, war sie gerade reizend. Moritz, dessen Auge durch seine Studien künstlerisch erschlossen war, hätte dann immer den Stift zur Hand haben mögen, um die Figur mit ein paar Strichen festzuhalten. Sie aber dachte an weit anderes als an den Eindruck, den das Malerische ihrer Gestalt machte. Ihr Herz begann zu klopfen, es war ihr, als ob Moritz Edenkoven sie nicht umsonst zu diesem Spaziergang aufgefordert habe; er wollte wohl über ihr nunmehriges Schicksal mit ihr reden. Übrigens faßte sie jetzt eben einen ihrer raschen Entschlüsse: wenn er es nicht that, würde sie beginnen; diese Ungewißheit war kaum noch erträglich.

Und wirklich, kaum wußten sie beide nachher, wie es gekommen und auf welcher Seite das erste Wort gefallen war: sie sprachen nach wenigen Minuten von dem, was nun werden würde. Und ehe sie beide wußten, wie es geschah, hatte Magdalene, die Finger im Schoße aneinander pressend und gerade vor sich hinblickend, halblaut gesagt: „Ich bin dir wohl jetzt recht im Wege, Moritz?“

„Unsinn, wie kommst du darauf!“ rief er da heftig.

Und sie: „Verzeih, wenn ich anfangs, gleich nach dem Tode der Mutter, an diese Dinge noch gar nicht dachte —“

„Das war wohl sehr natürlich!“ unterbrach er.

„Nein, ich glaube nicht; ich fürchte, ich begreife langsamer als andere. Aber jetzt, seit — seit — seit kurzem erst ist es mir wie Schuppen von den Augen gefallen: ich gehöre ja doch gar nicht zu euch ins Haus — du wirst auch wohl den Haushalt auflösen, die Wohnung aufgeben wollen.“

Zu deutlich hörte man hier die fremde Stimme durch. „Das hat dir jemand in den Kopf gesetzt!“ rief er. „Doch nicht gar —“ Er dachte an die Lutz, aber eines solchen unverschämten Übergriffes war sie doch eigentlich nicht für fähig zu halten; dagegen fiel ihm Fräulein Alma Sander ein, von deren Besuch er natürlich erfahren hatte. „Du kamst mir heute morgen gleich so sonderbar vor, Magdalene; irgend jemand hat sich in taktloser Weise dir gegenüber geäußert ... wohl die gute Freundin gestern, wie? Ja, ich sehe schon, ich habe recht,“ er lachte kurz; „ich weiß, daß solche Freundschaftsdienste unter den Damen üblich sind.“

„Ich begreife aber nicht, daß ich selber nicht früher an dies alles dachte,“ fing Magdalene wieder an.

„Ich sehr wohl,“ fiel er ein und legte seine Hand auf die ihre. „Deine war und ist eine echte Herzenstrauer um die Mutter — eine völlig selbstlose ... Daß diese dich zunächst ganz ausfüllte, hat wenigstens mich nicht gewundert.“

Magdalene machte eine Bewegung, durch die er genötigt wurde, seine Hand wieder wegzunehmen. „Übrigens, was kann ich auch thun,“ sagte sie leise, da wieder anhebend, wo sie abgesetzt hatte. „Nur höchstens dir sagen, daß ich mich in alles füge, daß mir alles recht ist, was du beschließest, und das versteht sich ja von selbst.“

Ganz eigentümlich sprach ihn eine gewisse grandiose Denkart aus diesen doch so aufrichtig demütigen Worten an. Zeigte dies junge Ding nicht eine Würde wie eine der Thronanwartschaft beraubte Prinzessin! Ihr so geradezu auf die Sache Losgehen imponierte ihm! Und auch, daß sie augenscheinlich von Erbansprüchen, hergeleitet aus ihrer Verwöhnung durch die Verstorbene, sich nichts träumen ließ. Er konnte sich sehr wohl denken, wie manche andere an ihrer Stelle sich benommen hätte, mit versteckten Erwartungen auf die Testamentseröffnung nicht nur, sondern mit ganz anderen noch, deren Gegenstand er dann gewesen wäre. Und dagegen diese holde, vornehme Unschuld!

„Wie verständig du bist, Magdalene,“ sagte er daher jetzt bewundernd. Das Wort paßte nicht recht, aber es war schließlich so gut wie ein anderes, denn er durfte ja doch nicht zum hundertsten Teil ausdrücken, wie sie ihm jetzt vorkam. Und dann, sie verstohlen anblickend: „Ich merke jetzt erst, wieviel Dank ich der Mutter schulde, daß sie mir an dir ein so liebes Schwesterchen erzogen hat.“

Wieder eine andere Wirkung als er, immer noch mit dem zu gewöhnlichen Maßstab,

vielleicht erwartet hatte: in strahlender Dankbarkeit hefteten sich die dunklen Augen auf ihn. Sie war also ganz zufrieden damit, sich als eine Schwester von ihm betrachtet zu wissen!

Er mußte nun aber endlich auf das nächste und damit allerdings auf ganz gewöhnliche Thatsächlichkeiten kommen. Daß sie mit ihren sechzehn Jahren allein in der Wohnung von acht großen Zimmern mit zwei Dienstboten ferner haushielt, war allerdings undenkbar — das wollte er nicht leugnen. Und diesen ganzen umfangreichen — den Zusatz „und kostspieligen" unterdrückte er — status quo nur etwa aufrecht zu erhalten, um für sich hier in den Universitätsferien die altvertraute Heimat bereit zu haben — auch das schien unthunlich, aus manchen Gründen. Schmerzlich vermissen würde er die Heimat allerdings, aber — es ging eben nicht. In den Ferien reist man auch wohl. Und vor allem, sie konnte nicht selbständig und allein leben. Was blieb also? Nur eine Pension für sie.

Magdalene saß ganz still, als er so weit gekommen war und nun eine Pause machte. Ihr innerliches Aufatmen verbarg sie, und zwar auch aus Großmut. Es hätte ihn ja verletzen können, zu merken, daß sie gefürchtet habe, er werde sie als Stellensuchende und Dienende unter fremde Leute stoßen. Er konnte diesem Gedankengange natürlich nicht folgen. „Wärest du das zufrieden, liebe Magdalene?" fragte er zuletzt weich.

Wieder einer ihrer großen, warmen dunklen Blicke, auf die er nun schon warten lernte. Wie sollte ich nicht! sagten ihre Augen. Dann aber fragte sie etwas zögernd: „Eine Pension, in der ich auch noch lernen, Stunden nehmen dürfte?"

Er wurde nicht recht klug daraus, ob sie dies wünsche oder nicht. „Selbstverständlich, sobald du willst," erwiderte er aber doch ohne Zögern.

Sie schien nachzudenken; dann kam etwas Unerwartetes. Und er merkte ihren nächsten Worten wieder den Heroismus an, mit dem sie sich vorgenommen hatte, heute über ihre eigentliche Lage ins klare zu kommen, und wäre die Wahrheit auch noch so niederdrückend für sie. „Eine solche Pension kostet aber Geld, viel Geld, glaube ich. Und ich besitze doch nichts. Oder hat die Mutter daran gedacht, etwas für mich auszusetzen, davon ich nun weiter lernen könnte?"

Das hatte sie nicht, aber Moritz Edenkoven hätte sich jetzt lieber die Zunge abgebissen, als daß er das eingestanden hätte. Er mußte nun zu lügen anfangen, und da dies eine weitblickende Geschichte war, die Jahr und Tag hindurch aufrecht zu erhalten sein würde, so ging er bedächtig zu Werke. „Gewiß hat sie dich bedacht," sagte er mit einer Selbstverständlichkeit, die auch eine Erfahrene getäuscht hätte. „Es ist ein Kapital für dich bestimmt, ein kleines Kapital nur, allerdings" — er fühlte, daß diese Einschränkung die Sache glaublicher machen würde; auch lenkte vielleicht hier eine unbewußte Vorsicht seine Zunge und warnte ihn, sich nicht zu tief in Verpflichtungen einzulassen — „dessen Zinsen aber hinreichen, um deinen Aufenthalt in der besten Pension über und über zu bestreiten ..."

Moritz hielt inne, sie nickte langsam, wehmütig zufrieden. „Die gute Mutter — und du bist wie sie, Moritz, auch gut —" Er machte eine heftig abwehrende Handbewegung, sehr aufrichtig gemeint in diesem Augenblick; und dann begann er ihr auseinanderzusetzen, daß es mit dem allen keine unmittelbare Eile habe. Der Wohnungskontrakt lief noch monatelang, die Dienstboten konnte man auch nicht ohne weiteres wegschicken; er selber mußte zwar jetzt fort, würde aber in etwa vierzehn Tagen noch einmal auf eine Woche von Berlin kommen, kurz, das Bisherige sollte gewissermaßen langsam ausklingen, das Künftige sich ohne Zwang ergeben. „Man hört sich dann um, wo etwa du, Magdalene, recht gut aufgehoben wärest, noch einige Studien betriebest, aber auch für Leib und Seele die deinem Alter gemäße Erholung nicht entbehrtest." Eine gewisse Belebung ihrer Züge bei seinen Worten ließ ihn hier hinzufügen: „Hast du etwa schon bestimmte Wünsche in dieser Beziehung?"

„Ach, daß ich ferner Singstunden nehmen dürfte," brachte sie da heraus.

Er lächelte erleichtert; also weiter war es nichts, was ihr besonders am Herzen lag. „Aber selbstverständlich — die machen dir also Freude?"

„Ach, das ist nicht das richtige Wort; mir ist, als müßte ich ersticken, wenn ich nicht

singen lernen dürfte. Und ich habe noch viel zu lernen. Die Tonbildung wäre aber schon recht gut, sagt Fräulein Sürin; sie ist eine so gewissenhafte Lehrerin ... Kennst du sie? Wir verehren sie alle so sehr.“ So plauderte sie kindlich weiter, jetzt erst aufgeschlossenen Herzens wie noch keinmal.

„So? Dann werde ich mir die mal kaufen — pardon, ich wollte sagen, ich werde sie sprechen, und sie kann mich vielleicht in Bezug auf dich beraten helfen.“

„Ach, wenn sie das thäte! Und es wird dir gehen wie jedermann: sowie man sie sieht und hört, hat man Vertrauen zu ihr.“

Hier lächelte der elegante Privatdocent vieldeutig. Diese Sürin hätte er hiernach malen können. Ein älteres Mädchen, ehemals vielleicht schön gewesen, immer noch stattlich, klug und gerieben, die den Eltern zu schmeicheln verstand und der Unerfahrenheit jugendlicher Schülerinnen und — Schüler als ein Ideal erschien! Man kannte das. Es war ihm übrigens eine Art angenehm prickelnder Aussicht, die Gesanglehrerin bei der Gelegenheit persönlich kennen zu lernen; war doch der Verkehr mit Frauen, die an der äußersten Grenze der Jugend standen, wenn sie sie nicht schon zögernd überschritten hatten, eigentlich eine Specialität von Moritz Edenkoven. Jene Jahre haben, für die verheiratete Frau allerdings fast noch mehr als für die andere, oft etwas von nur leise schlummernder, leicht geweckter Leidenschaft. Da will das Weib, selbst das beste, ruhigste, vernünftigste, noch einmal lieben, einmal noch, ehe es für immer zu spät ist. Und sie ist kaum schuldig zu sprechen für Regungen, die vielleicht mit bisher ungekannter Heftigkeit sie durchschüttern, und die physisch sowohl wie social tief begründet sein mögen!

Solche nun, auf dieser kritischen Altersgrenze, aus ihrer vermeintlichen Ruhe und Sicherheit aufzustören, die brave Ehefrau sowohl wie die nüchterne alte Jungfer, das hatte eine ganz eigene Pikanterie für Moritz Edenkoven: es war der eine Pol des Genusses; der Reiz einer unbewußten, eben erwachten frühen Jugend, wie bei Magdalene, war dagegen der andere.

Dieser köstliche Vorfrühlingstag heute, gebadet in Frische, mit dem kindisch blauen, merkwürdig hoch scheinenden Himmel und den kühl weißen Wölkchen, mit den neugierig hervorbrechenden messerscharfen grünen Schilfspitzen, dem herben Duft des Bodens, dem Hauch des Mooses, den Kontrasten von farbloser Feuchte in der Stadt und den unerwarteten Blumenbeeten, bunt wie riesige Ostereier, hier draußen; mit seiner noch menschenleeren Natur und ihren noch lichten, zart verästelten Bäumen sogar, die dem Platze hier etwas Unberührtes, Keusches verlieh, dieser morgenjunge Tag, das war Magdalene!

Nun giebt es aber auch Herbsttage, ganz, ganz anders, wo die Luft den süßlichen, satten Geruch feuchter gelber Blätter auf ihren von der Sommerhitze müden Schwingen trägt, wo die letzten Gartenblumen in tiefen, sehnsüchtig leuchtenden Farben aus den glatten, künstlich erfrischten Rasenflächen glühen, wo das wilde Weinlaub brennend rot und der Wald phantastisch bunt aussieht und alles die Devise an der Stirn zu tragen scheint: nur auf kurze Zeit noch, nur auf kurze Zeit noch — nächstens fällt der Reif, nächstens fällt der Reif! Und dann raschelt, was sich jetzt in weichen Massen oder wie mit pressenden Armen um seinen Stamm schmiegt, dürr und kalt am Boden ... und diejenige, die dies letzte und um so heißere Aufglühen der Lebenswärme verkörperte, die — nun, die kannte Moritz Edenkoven auch — nannte er sich doch ihren Freund und sie sich seine Freundin! Sie, der üppige, auf den Raub noch genießen wollende Herbst, war aber jetzt weit, sie gehörte zu seinem Leben in Berlin, einem Leben für sich, und jetzt — war er hier, im Frühling!

III.

Fräulein Sürin hatte ihre Tage mit Stunden — Einzelstunden, Chorstunden, Begleitstunden und so weiter — voll besetzt und mußte sich die Zeit, wo sie Besuche empfing, aus ihren kurzen Mittagspausen herausschneiden. Doktor Edenkoven war einmal dagewesen und hatte es schlecht getroffen. Fräulein Sürin war eilig gewesen, da eine Person, die sie zu einem Gange abholen wollte, in dem halbgeöffneten Nebenzimmer auf sie wartete. Anfangs hatte sie die Besprechung im Interesse ihrer begabten Schü-

lerin aber doch gleich abmachen wollen; diesen Entschluß hatte sie geändert, nachdem Doktor Edenkoben etwa drei Minuten ihr gegenüber gesessen hatte. Sie war in Straßentoilette gewesen und, etwa wie er angenommen hatte, eine stattliche, aufrechte Erscheinung. Moritz Edenkoben hatte ihr, nach seiner Art, so ernstlich, angelegentlich durch den getüpfelten Schleier hindurch ins Gesicht und in die Augen gesehen: das Fräulein fühlte etwas sich regen, was sie lange, lange nicht mehr gekannt hatte, etwas fast wie eine angenehme Verlegenheit. Eine jede Dame von über sechsunddreißig Jahren wird es wissen, wie selten noch in ihrem Leben ein wirklich voller Blick sie trifft und auf ihr verweilt — wenn ihr Beruf sie nicht etwa als Ziel von Operngläsern auf die Bühne stellt — Fräulein Sürin fand mit einem Mal, daß die Angelegenheit Magdalenes recht ernstlich erwogen werden sollte; das sei Pflicht gegen das junge, so eigentümlich gestellte Mädchen. Hätte der Herr Doktor vielleicht Zeit, noch einmal — morgen oder übermorgen — es sei allerdings wohl viel verlangt: sie lächelte und zeigte dabei ihre schönen, gesunden, eigenen Zähne; noch keine Lücke als die neben dem oberen Augenzahn, nach hinten zu, das untrügliche Zeichen schwindender weiblicher Jugend, aber bei vielen gar nicht einmal unkleidsam. Moritz begriff mit einem Mal, warum die Sürin noch gefiel. Er verbeugte sich mit seiner ganzen liebenswürdigen Verbindlichkeit. „Drei Treppen ... waren es wirklich so viel? Aber bitte, mein gnädiges Fräulein, erwähnen Sie das doch nicht ... ich habe nun doch Ihre Bekanntschaft gemacht ... das dürfen Sie immerhin als noch eine ganze Menge Treppen mehr wert taxieren. Bestimmen Sie mir nur eine Zeit ... morgen, zwischen fünf und sechs? Schön, ich werde nicht ermangeln."

Martha Sürin hatte sich nicht nur eine Stunde für den Besuch des eleganten jungen Privatdocenten frei gehalten, sie hatte sich sogar vorher, schon früh am Nachmittag, umgezogen und das Kleid gewählt, von dem sie wußte, daß es ihr am besten stand. Sie machte überhaupt immer sorgfältig Toilette und kleidete sich in einem gediegenen Geschmack, der ihre Erscheinung fast regelmäßig zu ihrem Vorteil vor der ihrer Schülerinnen abstechen ließ: das war wohl überlegt und, wie sie meinte, nötig zu der Position, die sie sich hier in der Stadt hatte schaffen wollen und geschaffen hatte.

Daß das geradezu Vornehme, was die Gesanglehrerin für ihre Erscheinung anstrebte, an Moritz Edenkoben nicht verloren war, sondern ein besonders feines Verständnis fand, verriet ihr sein erster, langsam und bewundernd über sie hingleitender Blick. Das schwarze, schwere Kleid von einem ganz kostbaren neuen Gewebe, mit einer raffiniert vorteilhaften Taillenverzierung dicker Tressen, gab ihrem großen regelmäßigen Wuchs einen Reiz, der ihr in gewöhnlicher Kleidung sicherlich gefehlt hätte. Doktor Moritz, als Kenner klassischer und anderer Draperien, merkte das sehr wohl, aber es schadete ihr bei ihm nichts, ganz im Gegenteil: gerade diese kleine Berechnung bei einer nicht ganz jungen Frau traf seinen Geschmack ganz ebenso wie der völlig unbewußte Reiz der Jugend, die ohne Hilfe der Kunst am schönsten ist. „In einem gewissen Alter *sollen* die Frauen auf die Männer wirken wollen" — das war sein Axiom. „Wir fühlen ihnen diesen Entschluß auch gleich ab, und damit ist etwas gegeben wie das verstohlene Zeichen einer geheimen Verbindung: man versteht sich eben und kann miteinander allerlei erleben, was — nun, was für mich zu den feineren Genüssen des Daseins gehört."

Unter diese feineren Genüsse gehörte es vielleicht schon, zu beobachten, welche Wirkung des Doktor Moritz ehrerbietiger und etwas langer Handkuß auf diese stattliche, sonst so selbstbewußte Dame hatte. Sie fühlte sich erröten, ärgerte sich darüber, und das machte sie fast verwirrt. Sie ärgerte sich, weil sie wohl wußte, daß sie nicht mehr in dem Alter war, wo das Rotwerden vorteilhaft ist. Die Gesichtshaut hat in den Jahren, in denen sie war, nicht jene durchsichtige Zartheit mehr, die mit dem darin aufsteigenden Blut an ein Rosenblatt gemahnt. Erhöht sich die Farbe, so sieht man vielmehr ganz einfach so wie nach dem Nachmittagsschläfchen oder nach einer besonders guten Mahlzeit aus, weiter nichts.

Mit ihrer Ruhe und Gewandtheit kam sie natürlich rasch über die kleine Erregung hinweg und war nun ganz bei der Sache. Sie

hatte sich in ihr elegantes Polstersofa bequem zurückgesetzt; Doktor Moritz Edenkoven lehnte vor ihr in einem niedrigen Sessel — in wie vielen Salonsesseln hatte er wohl schon und vor wie vielen mehr oder minder interessanten Frauen gesessen! In seiner ganzen Art, sich niederzulassen und von einem solchen Sitze aus die Unterhaltung zu beginnen, verriet er nun auch schon unwillkürlich, wie sehr er der Sache gewohnt sei.

Und doch berührte es ganz eigentümlich angenehm, wenn er, sich höflich vorbeugend, die Augen durch den Kneifer so angelegentlich auf sein Gegenüber richtend, noch einmal betonte, wie sehr es ihn freue, bei dieser Gelegenheit u. s. w. „Ich habe immer schon gewünscht, Sie kennen zu lernen, Fräulein Sürin ... wahrhaftig ...“ Das klang ganz treuherzig, und sie lachte.

„Und ich könnte Ihnen beinahe dasselbe von mir verraten,“ sagte sie, anscheinend ganz unbefangen.

Er rückte ein wenig auf seinem Stuhle vor. „Sie von mir ... so haben Sie von meiner Existenz gewußt?“

„Nun, selbstverständlicherweise. Man hört doch dies und jenes. Und wenn man, wie ich, von Berufs wegen so unendlich viele Beziehungen hat ...“

Sie brach ab. Kleine Pause, während welcher er, wie sie merkte, das Profil ihrer Figur betrachtete. Sie schwieg, weil sie wußte, daß das nächste Wort von ihr insofern wichtig sein würde, als die Art, wie er es aufnahm, ihr den Schlüssel zu manchem und den Fingerzeig für ihr ferneres Verhalten geben mußte. Und nun sprach sie es aus. „Und vor allem Ihre — das heißt — ich meine: den Schützling Ihrer Frau Mutter, die gute Magdalene ...“

„Ah, mein Pflegeschwesterchen,“ sagte er, unbefangen, wenn auch mit einer gewissen gedämpften Klangfarbe, die hierher gehörte, weil ja eben die doch verstorbene Geheimrätin erwähnt worden war. Und nun glaubte Fräulein Sürin auch zu wissen, woran sie sei.

„Hat Magdalene von mir gesprochen?“ fragte er noch.

„Nun, hier und da. In ihrer — wie soll ich sagen? ihrer noch recht kindlichen Weise.“

„Ja, sie ist in manchen Beziehungen das reine Kind,“ meinte er nachdenklich. „War es wenigstens bis jetzt, obwohl sie sich äußerlich überraschend entwickelt hat.“

„Ja, sie ist reizend, nicht wahr?“ sagte Fräulein Sürin frank und liebenswürdig. „Für meinen Geschmack wenigstens. Überhaupt ein interessantes Geschöpf ...“

Er sah sie halb lächelnd an. „Ich irrte mich also nicht, mein gnädiges Fräulein, als ich für diesen eigentümlichen Charakter gerade bei Ihnen Verständnis erwartete. Magdalene scheint mir von der Art, mit der die Gewöhnlichkeit nichts anzufangen weiß.“

Das war ein hübsches Kompliment, und die Sürin quittierte darüber mit den Worten: „Sie sind ein scharfer, ein gefährlich scharfer Beobachter, Herr Doktor.“

Er verneigte sich leicht im Sitzen. „Sie scheinen mir zuzustimmen, das ist für mich von Wert. Denn ich hatte die Kleine — und das ist sie ja nun auch durchaus nicht mehr — seit längeren Monaten nicht gesehen, und in diesen gerade hat sich die überraschende Veränderung vollzogen. Und jetzt komme ich zu Ihnen, in der immerhin exceptionellen Lage, in der ich mich dem Pflegetöchterchen meiner Mutter gegenüber befinde. Es handelt sich um die Bestimmung über ihre nächste Zukunft. Unverheirateter Mann, der ich bin, kann ich ihr natürlich die bisherige Heimat leider nicht erhalten. Mein Plan wäre, sie in eine Pension zu thun, in der sie ihres jungen Lebens froh werden kann. Sie aber verlangt mit einer Art Leidenschaft vor allem musikalische Ausbildung, Ausbildung ihrer Stimme. Und nun“ — er lächelte wieder und beugte sich vor — „nun möchte ich von Ihnen hören, ob sie nicht diese Passion für die Musik etwa nur mit der Passion für ihre Lehrerin — die mir allerdings sehr begreiflich erscheint — verwechselt?“

Fräulein Sürin blickte bei diesem letzteren starken Farbenauftrag etwas mißtrauisch rasch zu ihrem Besucher hinüber: machte er sich etwa gar über sie lustig? Aber er sah harmlos verbindlich aus; sie beschloß, auf ihrer Hut zu sein, antwortete aber jetzt zur Sache und mit angenehmer Beherrschung dessen, was in ihr Metier schlug:

„Ich glaube, da thun Sie ihr unrecht. Magdalene schwärmt ein bißchen stark für ihre Stunden bei mir, eben weil sie Talent

hat. Und eine Stimme, Herr Doktor — nun, ich will vorsichtig sein; bei Ihnen muß man sich, wie ich merke, sehr in acht nehmen, Enthusiasmus zu verraten. Und Magdalene fängt ja kaum an; ich habe mich bei ihr absichtlich bisher auf das allererste Abc beschränkt, sie mit gutem Vorbedacht besonders lange dabei verweilen lassen, zunächst nur auf die Tonbildung mein Augenmerk gerichtet ... eine andere, talentlosere als sie wäre dabei längst ungeduldig und müde geworden. Sie aber ist immer gleich frisch, voll Eifer und gewissenhaft; die langweiligsten Übungen langweilen sie nicht, weil sie schon fühlt, was ich dabei bezwecke: die Ausgeglichenheit aller Lagen dieser umfangreichen Prachtstimme. Ja, Herr Doktor, nun ist es heraus; meiner Überzeugung nach hat oder verspricht Fräulein Wienandt einen Alt von nicht gewöhnlicher Schönheit der Klangfarbe und ebensolcher Kraft ... einen Alt, sage ich, denn das ist doch der Charakter der Stimme, die übrigens auch in der Höhe noch sehr schöne Töne hat. Ich für meine Person würde sie also zur Altistin ausbilden; man kann aber gar nicht wissen, was geschehen würde, wenn sie etwa ein Konservatorium besuchte ... die Stimme ist noch im Werden; vielleicht würde ein anderer Lehrer aus der Höhenlage mehr machen ... das ist eben Ansichtssache —"

Doktor Edenkoven hatte mit höflichster Aufmerksamkeit zugehört. Die Sürin war jetzt ganz Gesanglehrerin und war in einen aufrichtigeren Anteil an der Sache geraten, als sie vielleicht selber beabsichtigt hatte — denn eigentlich hatte sie in betreff dieses von ihm doch wohl abhängigen jungen Mädchens ihrem Besucher ein wenig nach dem Munde reden wollen. Vermißte Doktor Moritz Edenkoven auch das letztere nicht gerade, so fand er doch, daß das Fräulein da eben nun anfing, langweilig zu werden, ein bißchen altjüngferlich nannte er das bei sich; er meinte aber nur, daß sie ein paar Minuten lang aufgehört hatte, sich seiner Gegenwart vorherrschend bewußt zu sein, und das konnte er eigentlich nicht vertragen. Und so ließ er denn ihre Eröffnung über Magdalenes Stimme, über die Thatsache, die doch so folgenreich für das mittellose Mädchen sein konnte, einstweilen beiseite liegen, sah dem stattlichen Fräulein von siebenunddreißig Jahren voll in die Augen und sagte, ein wenig lächelnd: „Ich verstehe Magdalene jetzt. Vertrauen zu erwecken und zu überzeugen verstehen Sie wirklich in einer seltenen Weise, Fräulein Sürin." Und er hatte es erreicht: es trat wieder etwas wie leichte Verwirrung, ein Zug, der einem ganz anderen weiblichen Lebensalter angehört, in das Gesicht der Sürin. Und fast befangen murmelte sie, es sei doch nur zu natürlich, daß man sich für eine Schülerin wie Fräulein Wienandt besonders interessiere.

„Ja, sie ist ein eigenes Wesen," sagte er darauf. „Und demnach auch musikalisch hochbegabt? Merkwürdig. Ihr Urteil bürgt mir dafür natürlich vollkommen, und es ist mir eine Beruhigung, Magdalene, solange sie noch hier in Dietersburg verweilt, unter Ihrer vorzüglichen Leitung zu wissen ..." Er sprach von jetzt an zur Sache, da man ja nun einstweilen genug miteinander kokettiert hatte. Später vielleicht mehr davon, heute nicht. Doktor Moritz Edenkoven pflegte mit der Verabreichung seiner Dosen an Damen in dem Alter von Fräulein Sürin vorsichtig zu sein: er hatte gerade mit solchen schon zu vielerlei Erfahrungen gemacht.

Es wurde also nun, in bestem Einvernehmen zwar, aber ziemlich trocken, darüber verhandelt, welche Musikschule für Magdalene zu empfehlen sein möchte, wenn wirklich das Schwergewicht von nun ab auf die Ausbildung ihrer Stimme gelegt werden sollte. Und daß dies sich verlohne, davon schien die Sürin wenigstens ehrlich durchdrungen zu sein. Sie selber könne das Mädchen ja noch eine ganze Weile fördern, gewiß ... „und darauf können Sie sich verlassen, bei mir wird an ihrer Stimme wenigstens nichts verdorben!" — aber für später sei doch eine andere musikalische Atmosphäre gewissermaßen, als Dietersburg sie besitze, für den Zögling wünschenswert.

Es wurden die Konservatorien von Stuttgart, Frankfurt, Leipzig, Dresden erörtert. Fräulein Sürin war über sie alle mehr oder weniger orientiert — und Doktor Edenkoven fand zuletzt, daß Dresden in diesem besonderen Falle wahrscheinlich der geeignetste Ort sein werde. „Es hat mit der Entscheidung aber immerhin noch ein paar Monate Zeit,"

sagte er aufstehend. „Einstweilen bleibt Magdalene mit ihrer Musik wohl aufgehoben in Ihren liebenswürdigen Händen, mein gnädiges Fräulein. Sie soll nach wie vor ihre Stunden fortsetzen, kann sogar deren mehr nehmen, wenn Sie meinen. An Fleiß wird sie es, wie ich sie nun kenne, nicht fehlen lassen.“ Etwas im Gesicht von Martha Sürin, die sprechen zu wollen schien, veranlaßte ihn, in leicht vertraulichem Ton fortzufahren: „Selbstverständlich bin ich Magdalene gegenüber in die Stelle meiner Mutter getreten, ich meine, was die Kosten ihrer Ausbildung betrifft. Die Verhältnisse sind ja natürlich noch nicht endgültig geregelt, in so kurzer Zeit, aber das macht hierin keinen Unterschied.“

Soll heißen, daß ich meine Stunden nach wie vor bezahlt bekomme, dachte die Sürin, und das war insofern zu beachten, als die Stunden ziemlich teuer waren. „O, darum war es mir eben nicht!“ wehrte sie aber doch jetzt ab und konnte das in aller Aufrichtigkeit thun, denn so musikalisch war sie in der That, daß sie, obwohl sie sehr zu rechnen pflegte, die Ausbildung dieser Stimme vielleicht sogar umsonst unternommen hätte. „Ich meine nur — Sie sagen, Magdalene solle fortfahren ... wird sie darin nicht einstweilen behindert sein — zu meinem Bedauern muß ich sagen — durch — durch die Trauer?“

„Ja so, die Trauer ...“ Der Doktor Moritz, obwohl er immer ein recht guter Sohn gewesen war, betraf sich wahrhaftig jetzt einmal wieder darauf, daß er den ernsten Fall, der doch auch diesen Besuch veranlaßte, fast vergessen hatte. „Musikstunden sind in dieser Hinsicht nicht wie andere,“ fuhr Fräulein Sürin, da er nicht gleich antwortete, fort. „Man kann nicht üben, ohne gehört zu werden ... und selbst bei eigener ernster Auffassung der Sache, die doch Arbeit und nicht Belustigung ist, hat man vielleicht auf die Vorurteile der Hausgenossen, der Nachbarschaft Rücksicht zu nehmen.“

Er verbeugte sich. „Ich verstehe Sie vollkommen; man muß die Schwachen schonen. Übrigens ist hier auch mit dem lebhaften und tiefen Empfinden unserer guten Magdalene selbst zu rechnen. Sie betrauert meine Mutter so leidenschaftlich, wie es eine leibliche Tochter nicht mehr könnte ...“

Wirklich? fragten die Augen von Fräulein Sürin etwas verwundert.

„Mit einer tiefen, ganz selbstlosen Herzenstrauer,“ fuhr Edenkoven leicht nachdrücklich fort, „die es ihr schwer werden läßt, sich wieder in das Leben zu gewöhnen. Immerhin aber fordert dieses sein Recht, und nun gar bei solcher Jugend. Und ich weiß, daß ich Magdalene glücklich machen werde — soweit sie dies jetzt zu sein vermag — wenn ich ihr die Fortdauer der Gesangstunden ankündige. Die faßt sie mit heiligem Ernst auf. Ich werde ihr anheimgeben, damit wieder zu beginnen, sobald sie sich nur irgend dazu im stande fühlt.“

Der Zweck des Besuches, an den die Sürin noch oft denken sollte, war damit erledigt. „Adieu, Herr Doktor; es freut mich, Sie bei dieser Gelegenheit kennen gelernt zu haben,“ sagte sie, ihm beim Abschied die Hand hinreichend. Es war in guter Absicht geschehen, dieses unbefangen freimütige Sichgeben noch zu guter Letzt — denn Martha Sürin hatte auch ihre Erfahrungen, die sie diesem eleganten, nur allzu liebenswürdigen Privatdocenten gegenüber auf den allein sicheren Weg wiesen!

Und er? Er fühlte die leichte Defensive, die in dieser unbefangenen Haltung lag, sofort, und das reizte ihn nun wieder. „Sie sagen das so abschließend, mein gnädiges Fräulein,“ bemerkte er, indem er ihre Hand — eine schöne, kräftig-schlanke Hand mit spitz verlaufenden Fingern — langsam an seine Lippen hob, auf dem Wege dahin sogar einmal nur eben merklich stockte, um sie zu betrachten und dann sein weiches Bärtchen länger, als nötig war, darauf drückte. „Ich hoffe, ich habe nicht zum letztenmal den Vorzug gehabt, mich mit Ihnen zu unterhalten. Glauben Sie mir, es war mir ein Genuß.“ Damit tauchte Doktor Moritz Edenkoven noch einmal den Blick in die Augen des Fräuleins, die hier, nahe der Thür, im Halblicht, mit einem Mal tiefer und leuchtender schienen als vorher, und empfahl sich.

IV.

„Mit sechzehnhundert Mark Pension jährlich mußt du es dem jungen Mädchen aber wirklich recht bequem machen können, liebe

Mutter. Mag sie auch eine anspruchsvolle verwöhnte Prinzeß sein — und jenem brüderlichen Beschützer nach zu schließen, ist sie das; der war ja von überwältigender Eleganz — so meine ich doch, du müßtest dich jetzt ganz gut einrichten können, ohne Schaden zu haben, wie schon so manchmal mit den Pensionären. Ich könnte es, ich bin freilich aber auch ein Praktikus; meine Anlage dazu hat sich hier draußen glänzend ausgebildet. Du glaubst gar nicht, was für diebisch feine Auskunftsmittel wir ersinnen, um unsere Umgebung und Lebensweise ein bißchen wenigstens nach europäischen und civilisierten Bedürfnissen zu gestalten. Unsere sämtlichen schwarzen Boys bewundern mich aber auch als eine Art Hexenmeister, und ihr unbegrenztes Zutrauen zu mir nimmt manchmal einen etwas lästigen Charakter an ... Und nun, Herzensmutter, habe ich dir etwas Gutes, etwas sehr Gutes sogar, mitzuteilen. Die letzte Post aus Hamburg hat uns allerlei Neues gebracht. Willing soll auf unsere Faktorei in der Nähe der Küste gehen, als Administrator — ein glänzender Posten, beiläufig gesagt, aber er hat ihn sich auch verdient —, und unumschränkter Gebieter hier auf den neuen Plantagen und unserem Hause in Hamburg verantwortlich wird — der gehorsamst Endesunterzeichnete, dein Sohn Fritz! Gehalt, Tantiemen — alles erhöht, um wieviel, das schreibe ich dir nächstens, die Sache ist noch nicht völlig geregelt. Etwas weniger als Willing vor mir werde ich wohl kriegen; sie können mich billiger haben, und es ist ihnen nicht zu verdenken. Ich werde mich auch hüten, mich zu beklagen; ein nobler Zuschnitt ist es doch, den alles bei uns hat, bei der Firma Wustermann meine ich ... ich bin ja auch bedeutend jünger als Willing; eigentlich fabelhaft jung für den verantwortlichen Posten, wie mir allenthalben angedeutet wird ... Fünfzig Pfund Sterling der letzten Rate habe ich übrigens auf deinen Namen anweisen lassen, liebes Mütterchen; verbrauch es oder leg es für mich an, wie du willst. Und schreib mir nicht immer gar so sorgenvolle Briefe ... es wird schon alles gut gehen, es geht sogar famos, wie du mir zugeben wirst. Scilicet improbæ crescunt divitiæ! eine Stelle, die ich noch aus dem Horaz, aus der Unterprima, weiß; merkwürdig übrigens, wie mir gerade die Horazverse hier in der wild-ausländischen Einsamkeit so oft durch den Kopf summen; ich hätte nicht gedacht, daß so viel davon hängen geblieben wäre. Na, unredlich erworben sind meine Reichtümer hier nicht, und Reichtümer sind es eben auch noch nicht ... ‚nehmen Sie eine gläserne Kugel; es braucht übrigens keine Kugel zu sein und sie braucht auch nicht von Glas zu sein‘, fällt mir dabei ein: das berühmte Diktum von Doktor Stoß, unserem Physiker. Da — Unterbrechung ... eben wird mir gemeldet, unser goanesischer Koch sei verschwunden, ermordet, heimlich weggeschleppt von den Suahelis — das ist das mindeste, was die übrigen Boys wild durcheinanderschreiend mir zu verstehen geben. Ich glaube einstweilen, daß er sich in irgend einen sicheren Winkel verkrochen hat, um einen ungeheuren Rausch auszuschlafen, wie schon mehrfach geschehen ist ...“

Und so weiter. „Der liebe Kerl,“ sagte Frau Riedinger vor sich hin, während sie den Brief ihres Ältesten aus Deutsch-Ostafrika zu Ende las. Sie war eine noch hübsche Dame mit angenehmen klaren Zügen, schönen Augen und braunen Scheiteln. All das Schicksal, was seit dem Tode ihres Mannes und infolge der wenig günstigen Verhältnisse, in denen er sie zurückgelassen, über sie hingezogen war, hatte kaum Spuren auf dieses Antlitz gegraben. Sie hatte freilich bei allem Unglück auch immer noch Glück gehabt; liebenswürdig unselbständig und ein klein wenig apathisch, wie sie immer gewesen war, hatte sie stets, ohne viel Zuthun von ihrer Seite, die Hilfsbereitschaft anderer mobil gemacht. Das Geschäft des Herrn Riedinger, er war Buchhändler gewesen, war nach seinem Tode in einer Weise aufgelöst, die man gerade noch Liquidation nennen konnte. Thätige Freunde legten sich ins Mittel und retteten für Frau Riedinger so viel, daß sie eine große Wohnung nehmen und auf Pensionäre sich einrichten konnte, an denen es denn auch, dank fernerer Bemühungen aus dem großen Bekanntenkreise, von Anfang an nicht fehlte.

Daß der älteste Sohn seine Gymnasiallaufbahn vor der Vollendung abbrechen und auf das Studium verzichten mußte, weil kein

Geld dafür da war, wäre einer in dieser Hinsicht akuter empfindenden Mutter vielleicht das schmerzlichste von allem gewesen; allzu lebhaft fühlte Frau Riedinger das aber zu ihrem Glücke nicht. Fritz wurde Kaufmann und fand sich hinein — wie schwer anfangs, das ahnte seine Mutter gar nicht — sein Vormund, ein Freund des verstorbenen Vaters, brachte ihn gut unter.

Waren das wirklich erst sechs Jahre her? Ja, denn sechs Jahre alt war Ottchen, der nachgeborene Jüngste. Eben kam er hereingesprungen und auf die Mutter zu, die ihn in den Arm nahm und leidenschaftlicher küßte, als man ihr wohl zugetraut hätte. Dieser Kleinste war aber auch ihr Liebling und veranlaßte bei ihr dann und wann Ausbrüche von Zärtlichkeit, wie sie sonst gar nicht in ihrer Natur lagen.

Er sperrte sich ein klein wenig gegen die Liebkosung, denn er war nun auch schon Schuljunge: „Ach, Mama, drück mich nicht so!" rief er etwas ungnädig. „Was hast du denn da? Ist was gekommen?"

„Ja, ein Brief von deinem Bruder Fritz."

„Ein Brief? Weiter nichts? Er sollte mir ja eine Schildkröte schicken ... er fängt doch immer welche. Weißt du das wieder nicht mehr? Du hast es mir doch selbst aus seinem Brief vorgelesen. Ach, du hast ihm gar nichts davon geschrieben!" rief Ottchen im höchsten Grade vorwurfsvoll und empört und spreizte sich jetzt zwischen den Knien seiner Mutter, die ihn zu besänftigen suchte, wild und böse wie ein Hirschkäfer. Sie gab ihm gute Worte; in den nächsten Brief nach Ostafrika aber ließ sie sogar etwas wie einen leisen Vorwurf darüber einfließen, daß Fritz dem kleinen Bruder noch gar nicht einmal irgend eine Freude mit einem kleinen Geschenk aus jener Zone gemacht habe.

Diesen Ältesten nahm sie überhaupt doch wohl etwas zu selbstverständlich hin mit dem, was er ihr war und leistete. Er hatte ihr zu wenig Sorgen gemacht, da lag es! Er war stets heiter und anspruchslos gewesen, so daß sie, was er alles ohne jedes Aufhebens zum Opfer brachte, wohl kaum genügend schätzte.

Und jetzt war er nur Kaufmann — sie stammte aus einer altangesehenen Juristenfamilie und kannte nichts Höheres als dies Beamtentum. Ottchen, das versprach sie sich, sollte aber auch wieder studieren und einbringen, was durch den guten Fritz etwa an Kaste verloren gegangen war.

In der Dresdener Neustadt, die die vielen alten Häuser hat, bewohnte Frau Riedinger ein solches oder vielmehr die eine über dem Erdgeschoß befindliche weitläufige Etage desselben. Das Gebäude zog sich mit einem gestreckten Flügel weit in den Garten hinein, daher ein unendlich langer Korridor mit einem Knie, sehr viel Platz und einige Zimmer, die, sogar noch durch eine Hintertreppe von den Hauptwohnräumen getrennt, so weit von diesen abgelegen waren, daß vorn kaum noch ein Ton aus ihnen hörbar war.

Auf diesen Umstand war die zuletzt zugezogene Pensionärin, Magdalene Wienandt, besonders aufmerksam gemacht und denn auch ganz entzückt davon gewesen. „Da kann ich üben, ohne daß es Sie stört!" hatte sie gerufen; „ohne daß mich der Gedanke stört, von Ihnen gehört zu werden," meinte sie wohl hauptsächlich; und nach ihrer intensiven Art hatte sie, da solchergestalt der Hauptpunkt getroffen war, auf das übrige wenig acht gehabt und die Ausstattung der beiden Stuben, die sie erhielt, kaum eines längeren Blickes gewürdigt. Das war ja alles sehr hübsch, reizend; Raum, um das Pianino, das sie besonders mieten würde, aufzustellen, war auch da; was brauchte sie mehr? Eine sorgende Mutter, die sie etwa hierher gebracht hätte, geht bei solchen Besichtigungen freilich ganz anders zu Werke. Sie wird es nie unterlassen, die Bettdecke aufzuheben und die Matratzen des Lagers prüfend zu befühlen, ob Pferdehaare oder nur Seegras darin sei, und sich zu überzeugen, ob die Federn des Bettrahmens auch noch nachgeben oder, durch ein langes leistungsvolles Dasein gebrochen und geknickt, bösartige Lakunen bilden. Sie wird den Ofen kritisch betrachten, die Ofenthür öffnen, um über die Art und vermutliche Wirksamkeit der Feuerung ein Urteil zu gewinnen. Zum Fenster wird sie auch hinausschauen; denn erstens will sie wissen, ob es ordentlich schließt, und ferner ist die nächste Nachbarschaft der Gesundheit wegen und auch sonst wichtig. Liegt das Zimmer voll nach Süden? Dann ist es am Ende im Sommer sehr heiß hier! Kommt gar keine Sonne herein? Ach, das

ist schade: nein, da bedaure ich ... Nordzimmer gelten doch mit Recht für gesundheitsschädlich, und ich habe mir sagen lassen, daß die Winter in X. recht kalt sind!

So hätte es sein können, so war es aber durchaus nicht, zum Glück für Frau Riedinger vielleicht. Magdalene hatte sich ja von früh auf ohne sorgende Mutter behelfen müssen. Sie war sogar ganz allein hier angekommen, nachdem Doktor Edenkoven vorher persönlich diese Pension für sie ausgesucht hatte, und nun war sie schon ein paar Monate da. Ihre beiden Zimmer, ein größeres, in dem das Klavier stand, und ein sehr enges Schlafkabinett, gingen auf den alten großen Garten, und das söhnte sie schon mit manchen Mängeln aus. Auf dem abscheulich harten dünnen Bett aber schlief sie den gesunden Schlaf der Jugend; der mächtige alte Obstbaum vor dem Fenster, der eigentlich viel zu nahe am Hause stand und gar zu feuchten Schatten schuf, war jetzt im heißen Sommer sehr angenehm. Sie war hier für sich allein, sobald sie wollte. Frau Riedinger pflegte ihren Pensionären überhaupt nicht viel in den Weg zu legen und die Dinge ein wenig gehen zu lassen, wie sie mochten. Das ist aber, wenn zufällig gute Elemente vorhanden sind, besser als zu viel Einmischung, und so verbrachte Magdalene, lernend, übend und dazwischen die weichen, süßen Träume ihrer sechzehn Jahre spinnend, in diesen beiden etwas vernachlässigten Zimmern im ganzen eine glückliche Zeit.

Sie saß am Klavier und spielte chromatische Tonleitern, als die Thür sich ein wenig öffnete und ein merkwürdiger Knabenkopf mit ausgeprägten Zügen sich hereinschob. „Kommen Sie doch nur,“ rief Magdalene, ohne sich zu unterbrechen, nach einem flüchtigen Blicke über die Schulter.

„Ich habe geklopft, aberr Sie haben es nicht gehört,“ sagte es von der Thür her und kam vollends herein. Die zu dem Jungenkopf gehörige Person als die eines Frauenzimmers zu erkennen, war für den, dem es zum erstenmal widerfuhr, meist eine Überraschung. Ein schmächtiges Dämchen mit einem, wie angedeutet, sehr energischen Kopfe; Alter schwer bestimmbar, eben jenes männlichen Habitus wegen, den ein Herrenkragen mit Krawatte noch verstärkte. Für einen Mann wäre das Gesicht jugendlich gewesen; warum aber hier die Thatsache verschweigen, daß die Dame volle zehn Jahre mehr zählte als Magdalene?

Sie war eine Rrussin, das verrieten die Sprechorgane, sowie sie zu reden anfing. „Lassen Sie sich nicht stören,“ sagte sie zu Magdalene, und diese nickte nur und übte weiter. „Darrf ich rrauchen?“

„Gewiß.“ Fräulein Kervo machte es sich auf der platten Chaiselongue bequem, indem sie sich auf den Rücken legte und sich ein Kissen in den Nacken ballte. Die Cigarette hatte sie vorher angezündet, und nun rauchte sie schweigend, was sie wohl oder übel mußte, da Magdalene eifrig weiterübte, eine Stelle, die ihr nicht recht gelang, vier-, fünf-, sechsmal wiederholte und also wirklich die Anwesenheit der anderen nicht zu beachten oder vergessen zu haben schien.

Endlich aber gab es doch eine Pause vom Klavier her, und nun bemerkte Fräulein Kervo: „Sie wissen doch, weshalb ich Sie gern in Ihrem Zimmer besuche?“

„Der Chaiselongue wegen. Das haben Sie mir ja gesagt.“

„Ja, hauptsächlich der Chaiselongue wegen. Sie sind ein vernünftiges Mädchen; bei Ihnen kann man die Wahrheit sagen und sich offen zu dem Eigennutz bekennen, der nun einmal die Triebfeder fast aller menschlichen Handlungen ist.“

Magdalene hatte schon wieder leise ein paar Takte der linken Hand ihrer Übung angeschlagen und nickte nur. Die Russin fuhr fort: „Übrigens, wenn ich Sie wirklich einmal störe, müssen Sie es mir ebenso offen sagen; ich gehe dann sofort.“

„Ja, ja, aber bitte, reden Sie jetzt nicht,“ sagte Magdalene leicht ungeduldig. „Ich wollte dies vor dem Abendbrot gern durchüben.“

Die Kervo schwieg; sie war, sonderbar zu sagen, verblüfft wie selten. Denn sie hatte in Wahrheit etwas leicht Übergreifendes und eine gewisse slavische Unbekümmertheit um die Rechte anderer — die Rechte ihrer Freunde auf deren eigenes bezahltes Zimmer zum Beispiel und das Sofa darin, auf Regenmäntel und Galoschen und Schirme, die sie sich gekauft hatten, von Büchern schon gar nicht zu reden. Das benutzte sie alles

frei mit, nach dem offen bekannten Grundsatz, daß der Eigennutz des einzelnen die Rechte aller gegen alle schon genügend schützen werde; sie stehe mit ihrer Habe ihren Freunden ja auch zu Diensten. Das mochte zutreffen, nur daß sie fast nichts besaß, was man von ihr hätte borgen mögen.

Fräulein Kervo studierte die Kunst in Dresden, das heißt, gegenwärtig zeichnete und malte sie. Sie trieb sich dabei schon jahrelang in Pensionen herum, kannte alles und durfte sich der meist weicheren deutschen Jugend, mit welcher sie sich auf diese Weise zusammengeworfen fand, allerdings fast stets sehr überlegen glauben und demgemäß verfahren. In diesem Falle war sie auch mit Magdalene gewesen; da begann dies junge Ding sie zu ihrer Verwunderung hier und da beim Worte zu nehmen und sich ihrer wirklich entschieden zu erwehren, etwas, was sie von den dummen, unselbständigen deutschen Mädchen zu allerletzt erwartet hätte.

Es war aber auch nur ihre Zeit für die Musik, die Magdalene solchergestalt rücksichtslos verteidigte; mit ihren Handschuhen, Tüchern und Schirmen nahm sie es weniger genau, besonders da sie an der Kervo eine gewisse Anständigkeit, ja Größe der Gesinnung mit der Zeit auch kennen lernte; diese konnte, wenn sie Geld hatte, wirklich einmal geben in einem Stile, der der haushälterisch und ordentlich gewöhnten Deutschen dann wieder großartig vorkam.

Daß man sie zur Ruhe verwiesen hatte bei ihrem Besuche, der ihrem Eingeständnis nach der Chaiselongue galt, das hatte die Kervo doch betroffen gemacht. Nein, diese Kleine! Die lernte ihr wahrhaftig schon etwas ab! Sie rauchte nun auch eigensinnig schweigend noch eine ganze Menge Cigaretten; das Zimmer war zuletzt so erfüllt von dem Dunste des verkohlten Papiers, daß Magdalene hüstelte. Sie endete eben jetzt mit ein paar klaren Läufen und klappte dann den Deckel des Instrumentes zu. „So ... nun können wir reden,“ sagte sie, sich auf dem Klavierstuhl ins Zimmer herumdrehend.

„Ist es Ihnen jetzt noch ums Reden? Ich bewundere Sie,“ sagte die Kervo, ließ die Beine vom Sofa heruntergleiten und richtete sich zu einer sitzenden Haltung auf. „Fallen Sie nicht bald vor Hunger von ihrem Stuhl herab? Merken Sie gar nicht, wie lange man uns wieder aufs Abendbrot warten läßt?“

Magdalene zog ihre kleine Uhr hervor. „Wahrhaftig schon ein Viertel nach acht,“ sagte sie verwundert.

Die Kervo räkelte sich wieder auf dem Sofa zurück und meinte philosophisch: „Die Unordnung hier im Hause ist etwas, was mich wahrhaftig fast belustigt. Die bestimmten Stunden für die Mahlzeiten sind eine Mythe. Sie wird allemal den Neuen vorerzählt, und die glauben anfangs auch ganz gutmütig daran, weil sich ihretwegen immer zuerst eine Weile Mühe gegeben und besser und regelmäßiger gekocht wird. Ich kenne das nun.“

„Und doch bleiben Sie hier,“ sagte Magdalene ein wenig lächelnd.

Die Kervo zuckte die Achseln. „Anderswo ist's auch nicht besser oder fehlt wo anders. Ich kenne alle Pensionen in Dresden und hab mich resigniert. Wie sagt euer Goethe: ‚Ich habe verzweifeln gelernt.‘“

„So? sagt er das?“ meinte Magdalene unschuldig verwundert.

„Ich glaube ja. Und der Zuschnitt hier im Hause hat wenigstens etwas Angenehmes, Weites ... wir haben Platz; wir brauchen uns nicht in einer engen, schäbig eleganten, vollgepfropften Wohnung mit einem Vorplatz voll Küchengerüche umeinander herumzudrehen, wie ich das auch schon erlebt habe. Sind wir etwas unordentlich und unpraktisch hier, so sind wir dafür von anständiger Familie ... wir haben nicht die scheußlichen Photographien von Onkeln und Tanten, in ovalen Rahmen, an den Wänden und keine Sofas mit Häkelzeug, sondern Ölporträts von Großmüttern in Puder und reizende Miniaturen temps du directoire — sehen Sie, das gefiel mir gleich hier bei der Riedinger, deshalb kam ich her ...“

„Ich weiß nicht, wie es in anderen Pensionen sein würde,“ sagte Magdalene. „Aber ich bin sehr froh, hier diese beiden abgelegenen Zimmer für mich zu haben, des Übens wegen ... ich war meinem Bruder so dankbar, daß er dies für mich ausgesucht hatte.“

„Ihrem Bruder?“ machte die Kervo und versetzte, sich seitwärts auf die Hände stützend,

ihren Oberkörper in eine wippende Bewegung. „Tiens, war das Ihr Bruder?“

„Mein Pflegebruder,“ sagte Magdalene ein wenig verwirrt. „Sie haben ihn gesehen?“

„Und ob ich habe! Das war ein großer Tag für die Pension, als dieser wunderbar imponierende Herr hier speiste! Doktor — Doktor —“

„Edenkoven.“

„Edenkoven ... also nicht Ihr Name. Nein, Sie sagten ja, Pflegebruder. Es gab Fisch und Geflügel vor dem Braten. Ich mußte lachen ... Fritz Riedinger, der älteste Sohn, der jetzt fort ist, sagte ihm auch: ‚Glauben Sie nicht, Herr Doktor, daß bei meiner Mutter täglich so gegessen wird; zu dieser Vorspiegelung falscher Thatsachen kann ich nicht die Hand bieten.‘ Er ist serr witzig, dieser Fritz Riedinger.“

Magdalene achtete nicht auf die letzten Worte. „Horchen Sie, eben kommt Ottchen gesprungen ... der will uns zu Tische rufen,“ sagte sie.

„Nun, es ist wirklich an der Zeit,“ bemerkte die Kervo gelassen.

Ottchen steckte nur den Kopf durch die Thür und rief: „Zum Abendbrot kommen!“ dann polterte er davon.

„Gewiß war Grete bis jetzt fort, die hält ihre Mutter einigermaßen in Ordnung,“ sagte Fräulein Kervo, während sie ihren Arm durch den Magdalenes schob, zu dem langen Marsche in den vorderen Teil der Wohnung und ins Eßzimmer. „Sagen Sie, Sie korrespondieren wohl recht eifrig mit diesem vorzüglichen Pflegebruder?“

„Ja. Wir schreiben uns ziemlich regelmäßig.“

„Das habe ich mir gedacht. Er ist einer von den Männern, denen der geistige Verkehr mit Frauen Bedürfnis ist. Sie will er zunächst einmal bilden ... ich kenne das ...“ Sie lachte über Magdalenes erstauntes Gesicht. „Was wollen Sie, Kleine ... ich habe Erfahrung. Und wenn man eine ganze Stunde lang neben einem sitzt ... Er hatte für einen Deutschen ziemlich vorgeschrittene Ansichten über das Weib, wie ich mich erinnere. Sie können von ihm lernen. Viel mehr fin de siècle als der junge Riedinger, aber viel mehr ...“

So lang war der Korridor, daß die Kervo mit all diesem noch gerade fertig wurde, ehe sie an die Thür zum Eßzimmer kamen. Magdalene machte ihren Arm noch vor der Thür etwas rücksichtslos von der anderen frei; sie fühlte sich plötzlich unbehaglich und freudlos. Mit diesem Ausdruck trat sie ein. Drinnen hatte jemand auf diesen Eintritt gewartet, um ihr nach den Augen zu sehen; zunächst nicht der lange junge Herr, der Chemiker aus Tharandt, der früher hier auch in Pension gewesen und jetzt alle Augenblicke zum Besuch da war. Auch er blickte angelegentlich genug nach Magdalenes dunklem Kopfe; wer aber ängstlich den Ausdruck von ihren Mienen zu lesen suchte, das war das hochaufgeschossene Kind mit hängendem Zopf, Grete Riedinger mit anderen Worten, die sich jetzt einbildete, Fräulein Wienandt sei höchst ungehalten über die allerdings unerhörte Verzögerung der Mahlzeit, und sich darüber ganz unglücklich fühlte. Sie warf einen Vorwurfsblick auf ihre Mutter, Frau Riedinger aber merkte davon nichts. Mit bequemer Freundlichkeit und oberflächlich mütterlich forderte sie zum Sitzen auf; der gedeckte Tisch war lang, und das etwas niedrige, aber sonst geräumige und freundliche Zimmer sah voll aus, behaglich auch, jetzt in der weichen Abendbeleuchtung, die sich auf den alten vergoldeten Bilderrahmen spiegelte, und mit dem Grün der großen Bäume draußen vor den weit offenen Fenstern.

Gerade als Magdalene sich setzen wollte, fuhr ihr jemand liebkosend über die Hand, so daß sie ein wenig zusammenschrak. Es war aber nur Grete Riedinger, die hinter sie geschlüpft war und ihr jetzt hastig zuflüsterte: „Bitte, seien Sie nicht böse, daß es so spät geworden ist ...“

„Mach dir keine Sorge, Gretel; ich hab geübt und gar nichts davon gemerkt,“ raunte Magdalene freundlich zurück, und Grete verschwand an ihren Platz. Magdalene bewunderte und liebte dies Kind mit seinem starken Gefühl der Verantwortlichkeit. Sie konnte sich allenfalls denken, was vorgegangen war. Gretel nahm noch Stunden und besorgte außerdem alle Kommissionen für das Haus; welchen großen Teil ihres jungen Lebens mußte sie nicht auf den Straßenbahnen versitzen, bei den weiten Wegen nach Dresden-A. und in die entfernten Straßenausläufer der ausgedehnten Stadt! Es gab

Tage in der Woche, an denen sie nicht um sieben Uhr, der eigentlichen, man könnte sagen platonischen Stunde des Abendessens, zurück sein konnte. Magdalene hatte einmal an einem solchen Tage, bei der halboffenen Küchenthür vorüberkommend, zufällig gehört, wie das Kind es dem leider auch ziemlich kindischen Dienstmädchen einschärfte, daß pünktlich gegessen werde, worauf das Mädchen erwidert hatte: „Wenn aber nun Frau Riedinger eine halbe Stunde vorher noch ausgeht, weil Ottchen so quält? da kann ich doch nichts machen, Fräulein Grete?"

Eigentümlich, daß Grete Riedinger auf die scharfzüngige Russin weniger Rücksicht nahm als auf Magdalene Wienandt, die harmlose, gar nicht aufpasserische, sondern in sich und ihren Musikstudien befangene Neue. Aber es war so. Die Kervo wußte für sich selber zu sorgen; die war, wie man das wohl ausdrückt, mit allen Hunden gehetzt. Für Magdalene wurde eine ziemlich hohe Pension gezahlt, und daß sie trotzdem ganz zufrieden alles im Hause hinnahm, wie es nun einmal war, und gewiß nie ausklügelte, ob sie etwa mehr beanspruchen könne, das eben erregte den Gerechtigkeitssinn des Kindes.

Bei Tisch ging es ganz munter zu. Frau Riedinger, der außer ihrer Würde als Frau vom Hause auch ihre anderthalb Jahrzehnte mehr als die ältesten der übrigen das Alterspräsidium verliehen hätten, war heiter und bequem bei der Mahlzeit. Der junge Chemiker von Tharandt fühlte sich offenbar wie zu Hause und erzählte Witze, abgesehen davon, daß er Magdalene so sehr den Hof machte, wie es ihm die Kervo nur irgend gestattete. Denn daß ein Mann sie gar nicht beachtet hätte, das ließ diese keinem hingehen. Dabei war sie nicht kokett in dem früher üblichen Sinne; aber auf ihre resolute Art forderte und erhielt sie, wo sie war, von den Herren der Gesellschaft Aufmerksamkeit.

„Mutter, du mußt den Mr. Hastings fragen, ob er noch kalten Braten will," mahnte Grete am Ellbogen der Mutter mit halber Stimme. Mr. Hastings, auch ein Pensionär, war ein höchstens sechzehnjähriger junger Gentleman in eleganten, ausländischen Kleidern, der es sich nie nehmen ließ, dies zwanglose Abendbrot, weil es in der Zeit ungefähr mit dem englischen Dinner zusammenfiel, als die Hauptmahlzeit des Tages zu betrachten, was er dadurch an den Tag legte, daß er zu dieser erst im Gehrock und mit Lackschuhen über den feinen, quergeringelten Strümpfen erschien. Trotz abstehender Ohren und unbedeutender Züge sah er nicht gerade häßlich, vielmehr sehr anständig aus mit dem klaren rosigen Teint und in seiner stets frischen und wunderbar gebügelten Wäsche.

„Noch etwas Braten gefällig, Mr. Hastings?" hatte ihn eben Frau Riedinger freundlich gefragt, unwillkürlich lauter sprechend als sonst, um seinem noch recht mangelhaften Verständnis des Deutschen nachzuhelfen; die einladende Handbewegung nach der Kalbskeule hin that das übrige. Er fuhr dankend mit dem langen Hals aus dem hohen gestärkten Kragen heraus, ein wenig wie eine Schildkröte aus ihrer Schale, und reichte seinen Teller hinüber. Magdalene nahm ihm denselben ab, um ihn weiter zu geben, und wieder machte er die Schildkrötenbewegung, um ihr, die er im stillen verehrte, zu danken. Magdalene war immer gütig gegen den hier vereinzelten jungen Menschen und lachte nicht mit, wenn der Chemiker billige Witze über seine ausländischen Sonderbarkeiten machte.

„Ich habe noch einen Gang zu thun; kommen Sie mit?" sagte die Kervo nach Tisch zu Magdalene. Es war neun Uhr vorüber, aber der lange Sommertag zögerte noch draußen mit seiner Helle. Magdalene warf einen raschen Blick über die Gruppen im Zimmer: da war der Chemiker, der, wie sie mit Unbehagen zu begreifen anfing, es ganz besonders auf sie abgesehen hatte mit Liebenswürdigkeiten; er machte keine Anstalt zum Fortgehen, und das gab den Ausschlag. Sie sagte zu und stahl sich förmlich hinaus und auf ihre Stube, um dort ihr Hütchen aufzusetzen. Die Kervo kam ihr, wie sie erwartet hatte, nach, und nun schlug Magdalene sogar vor, gleich hier die Hintertreppe hinabzugehen. „Ah, Sie fürchten, Herr Schmedtke könnte sich uns anschließen," meinte die Kervo. „Das wäre allerdings sehr lästig gewesen."

„Wo wollen Sie eigentlich hin?" fragte Magdalene, während sie vom Hofe aus durch das Thor anstatt durch die Hausthür auf die dämmernde Straße traten.

„Nun, ein wenig Luft schöpfen." Dabei aber hatte sie doch offenbar ihr ganz bestimmtes Ziel und lenkte ihre und damit Magdalenes Schritte nach dem großen Platze, den die zwei prächtigen neuen Brunnen mit ihren stiebenden Wasserschleiern und ihrer plastischen Gestaltenfülle zieren. Auf den Bänken des weiten Umkreises saßen in dieser Abendstunde mancherlei Figuren umher, Lungerer und Mädchen aus dem Arbeiterstande, auch wohl noch ein ehrbarer kleiner Spießbürger, der sich an dem Wasserspiel erfreute: ein Publikum aber durchgängig, zwischen das die Gestalten der beiden Mädchen wenig paßten.

Magdalenes schlanke Jugendlichkeit mit den tiefen, satten Farben, dem dunklen Haar und den träumerisch suchenden Augen fiel leicht auf, durch die schwarze Kleidung erst recht; und die kleine unscheinbare Kervo lenkte, wenn durch nichts anderes, so durch ihren Knabenkopf die Blicke auf sich. Dergleichen machte aber auf beide keinen Eindruck. Magdalene merkte gar nichts davon, und die Russin verachtete grundsätzlich die öffentliche Meinung, und konsequentermaßen auch dann noch, als sich diese durch lächelnde Blicke Vorübergehender auf ihr Kostüm oder Witzworte ihr begegnender Arbeiter äußerte.

Sie standen nahe an einem der Bassins, und Magdalene ließ die Augen mit Genuß über die in dem Abenddämmer wunderbar lebendigen Riesenleiber halbmenschlicher Sturm- und Wassergötter schweifen. Die Kervo schien sie auch zu betrachten, in Wirklichkeit aber war sie dazu viel zu kurzsichtig; sie schaute sich dazwischen von Zeit zu Zeit um, das half ihr aber wegen eben dieser Eigenschaft ihrer Augen auch nicht viel. Indessen hatten sie doch wohl zu viel gewagt, als sie sich jetzt an diesen am Tage so anziehenden Platz begaben. Anziehend war er in den Abendstunden offenbar für eine zweideutige Gesellschaft, von der aus längst höhnische Rufe hinter den beiden Mädchen laut geworden waren, ohne daß sie darauf geachtet hätten. Jetzt löften sich von der Gruppe, die eine der Bänke besetzte, ein paar junge Kerls und kamen hinter die Mädchen zu stehen, um Reden von sich zu geben, die nun nicht mehr überhört werden konnten. Entsetzt fuhr Magdalene herum und wie aus einem Traum auf; sie blickte in widerlich lachende junge Gesichter, die zwar augenscheinlich sogenannten Proletariern angehörten, auf denen aber ganz andere, viel raffiniertere Laster und Leidenschaften, als sie dem Arbeiterstande eigen sein sollten, zu lesen waren. „Kommen Sie hier fort," raunte sie außer sich der Kervo zu und begriff nicht, daß diese zu zögern schien, als Magdalene ihr die Hand auf den Arm legte, um sie hinwegzudrängen.

Da, ein neuer Schrecken! Jetzt kam gar ein junger, klein gewachsener Mensch dicht auf sie zu, auch ein blasses, fast zartes Gesicht wie jene beiden anderen, von denen er für Magdalene in ihrer Empörung und Angst sich in nichts zu unterscheiden schien. Noch ein Augenblick des Entsetzens, das dann in kaltes Staunen überging: dieser letzte Ankömmling, der Kleine, hatte die Kervo angeredet, aber mit einer kultivierten Stimme allerdings, in weichen slavischen Lauten, und sie antwortete ihm ebenso, und dann zog sie Magdalene mit sich fort, von dem Bassin weg und aus dem Bereiche des wiehernden Gelächters der jungen Arbeiter, und der kleine Russe blieb neben ihnen.

„Erlauben Sie, daß ich Ihnen einen guten Freund vorstelle," sagte die Kervo, sobald sie auf dem Straßentrottoir waren und unbeobachtet unter anderen Passanten weitergehen konnten. „Es ist Julian Alexandroff — Herr Alexandroff, Fräulein Wienandt; jetzt dürfen Sie aber nicht mehr russisch sprechen, Alexandroff — Fräulein Wienandt versteht nicht ..."

„Ich werde nicht so unhöflich sein," sagte der junge Mann mit seiner weichen, angenehmen Stimme und sah über Fräulein Kervo hinweg angelegentlich nach Magdalene hinüber in dem Bestreben, einen Blick in ihre Augen zu thun. Das gelang ihm aber nicht; Magdalene hatte sich bei der Vorstellung nur leicht und förmlich verbeugt und schaute geradeaus ... ihr mißfiel dieses Zusammentreffen, das sie für kein zufälliges erkennen mußte. „Es ist schon ziemlich spät, glaube ich," sagte sie aus diesem inneren Protest heraus; „ich möchte nach Hause gehen."

Die Kervo aber blieb ungerührt. „Gewiß, wir gehen," bemerkte sie ruhig. „Alexandroff begleitet uns. Erzählen Sie uns,

Alexandroff, was für einen Philosophen lesen Sie jetzt?"

„Ich habe mich heute mit dem Proudhonschen Werke ‚Qu'est-ce que la propriété?' beschäftigt," sagte er geläufig. „Und ich habe seine Art der Untersuchung ziemlich veraltet gefunden. Diese Leute von vor sechzig Jahren galten damals als revolutionär, das ist fast komisch. Heutzutage räsonniert man weit schärfer und schonungsloser."

Magdalene hörte unwillkürlich hin auf diese einschmeichelnde Stimme, die sehr häufig mit dem Inhalt der gesprochenen Worte in eigentümlichem Gegensatze stand. Er merkte sofort, daß sie wider ihren Willen aufmerksam geworden war, und nutzte das aus. „Man umgab damals alles mit eleganten Worten," fuhr er fort. „Das thun wir nicht mehr. Wir wollen niemandem schmeicheln; wir wollen verletzen, die satte, behagliche, der Selbstbelügung hingegebene mittlere Schicht zunächst; sie sollen die Augen verdrehen in heuchlerischem Entsetzen, weil wir ihnen eine völlig nackte Gestalt vor die Augen bringen; sie heißt die Wahrheit, oder vielmehr es ist die Wahrheit, wenn sie auch ihnen weit anders heißt ..."

„Da hören Sie ihn!" sagte die Kervo in ihrer kühlen Art. „Er muß die Empfindung der anderen chokieren, damit fängt er allemal an ..."

Er ließ sich nicht irre machen. „Ja, damit fangen wir an," sagte er ruhig, in seiner konzentrierten Weise, die den seltsamen, zart und knabenhaft aussehenden jungen Menschen doch als Mann erkennen ließ, und bei der er die ganze Kraft seines Wesens immer auf den einen Punkt, um den es sich handelte, zu sammeln schien. „Und damit ich es Ihnen verrate: wir sondern dadurch gleich die Spreu von unserem Weizen, erkennen, wer unheilbar gewöhnlich denkt und wer dagegen für eine größere, weitere, fruchtbare Auffassung nicht verloren ist. Unser Anfang ist, wie Sie sagen: wir verletzen die landläufige billige Empfindung. Wie aber enden wir? sagen Sie das dem jungen Fräulein auch: mit einer wundervollen, durch kein Gold aufzuwiegenden Befreiung!"

„Erklären Sie uns das genauer," sagte die Kervo, während unter ihren gesenkten Lidern hervor der Blick von einem zum anderen der an ihren beiden Seiten gehenden Menschen glitt. Sie empfand ein sonderbares Vergnügen daran, diese beiden hier aufeinander zu hetzen, nicht im feindlichen Sinn natürlich.

„Ich meine so," sprach er weiter, seinerseits auch mit einem raschen Streifblick nach dem ernsten, geneigten Antlitz des jüngeren Mädchens hin. „Wer den Mut hat, uns zu folgen, der wird finden, daß nach jeder Wegstrecke eine Fessel mehr von ihm abfällt. Er merkt nun erst, wie er von Jugend auf geknebelt gewesen ist, eingeschnürt von anererbten oder ihm aufgezwungenen Begriffen bis zur völligen Unmöglichkeit eigentlicher, geistiger Bewegung. Ich will Ihnen ein Beispiel geben." Er richtete an der Kervo vorüber die sanften braunen Augen auf Magdalene. „Sie haben gelernt: die Eltern soll man ehren. Wir sagen Ihnen dagegen: den Eltern schulden Sie nur so viel Rücksicht, wie diese, wenn sie Ihnen ganz fremd wären, als Menschen verdienen würden, nicht mehr. Es giebt daher Fälle, wo der Spruch vielleicht lauten würde: diese deine Eltern sollst du verachten! Du wirst sie, wenn sie in Not von dir abhängen sollten, natürlich nicht verhungern lassen, denn das würdest du mit niemandem thun, solange es nicht der Selbsterhaltungstrieb dir gebieterisch auferlegte — auch ein solcher Fall kann eintreten" — fügte die weiche Stimme zum Überfluß noch hinzu — „aber über die gemeinste Pflicht der Menschlichkeit hinaus schuldest du denen nichts, die zufällig der Anlaß wurden, daß du in die Welt tratest, und die dann ein paar Jahre lang in gedankenlosem Walten dem rein tierischen Instinkt, dem Hegen des hilflosen Geschöpfes, Genüge geleistet haben — selbst dies oft wie mangelhaft! Das Verhältnis ist vielmehr umgekehrt wie das gewöhnlich angenommene; sie schulden dir: sie sind bedürftig, deiner Verzeihung nämlich dafür, daß sie dich in eine schonungslose Welt, den Schauplatz wütender Kämpfe, und meist ohne jegliche Ausrüstung für Kampf und Gegenwehr, versetzt haben!"

Er schwieg ruhig, wie er völlig ruhig gesprochen hatte; die Worte waren ihm schön und gleichmäßig, wohl modelliert, von den Lippen gefallen.

Magdalene that einen tiefen Atemzug. „Das ist fürchterlich," sagte sie leise.

„Es ist — die Befreiung," entgegnete Alexandroff.

Magdalene schüttelte den Kopf. „Ich fühle, daß es falsch ist," sagte sie, „wenn ich Sie auch nicht am richtigen Punkte zu widerlegen vermag. Klügere Leute könnten es gewiß."

„Sagen Sie es gerade heraus, daß diese Lehren Sie beängstigen und machen, daß Sie sich unglücklich fühlen," sagte der Russe, diesmal mit etwas wie leiser Angelegentlichkeit.

Sie nickte, die Lippen bewegend, nur vor sich hin.

„Das ist ein gutes Zeichen für mich. Es ist der Beginn der Wirkung im erwünschten Sinne. Wer sie dagegen in beschränkter Besserwisserei oder in so einem Tugendstolz ablehnt, während sie ihn aber eigentlich weder warm noch kalt machen, der ist von vornherein für uns verloren."

„Was meinen Sie, wenn Sie sagen: ‚Für uns'?" hob Magdalene nach kurzer Pause an.

„Ja, das ist sehr gut!" lobte die Kervo. „Für wen, in wessen Namen reden Sie?"

Er lächelte überlegen. „Der Name thut nichts zur Sache. Er würde, sollte er die Partei wirklich decken, mehr chokieren als alles andere, denn die Bezeichnung dessen, was dem gewöhnlichen Menschen als die wildeste Anarchie auf allen Gebieten erschiene, würde für unser Ziel noch kaum hinreichen." Er schwieg, vor sich hinlächelnd, und begann dann wieder, mit sanfterer Stimme als je: „Les déracineurs — das wäre es etwa. Sie verstehen Französisch, natürlich, gnädiges Fräulein?"

„Déraciner heißt entwurzeln," sagte Magdalene, ebenfalls vor sich hin.

„Ja. Es genügt nicht, die Bäume zu fällen, die veralteten Einrichtungen hinwegzuräumen, gesetzlich oder gewaltsam. Der Boden ist durchsetzt mit ihren Wurzelstöcken, die müssen fort und dann in das durch und durch aufgewühlte Erdreich, dessen unterstes zu oberst gekehrt und in Berührung mit Luft und Sonne gebracht worden ist, die neuen Keime — *unsere* Begriffe von Wahrheit und Recht — gesenkt werden. Ein Beispiel davon habe ich Ihnen vorhin gegeben. Jenes Gesetz einer tausendjährigen unvollkommenen Sittenlehre ist ein solcher Wurzelstock, der erst einmal aus den Gemütern heraus muß."

„Eener mit zwee — das is doch nischt; und wir zwee haben niemand — da wird gedeelt!" So ungefähr lautete die Parole, mit der ein paar auf dem Trottoir herangekommene junge Arbeiter sich hier rüpelhaft zwischen die drei schoben, wobei einer sogar einen dreisten Griff nach Magdalene that. Sie schnellte voran und brachte sich aus dem Bereiche der unverschämten Burschen, die lachend weitergingen und Schlimmeres als diesen schlechten Scherz nicht beabsichtigt hatten. Die Kervo und Alexandroff fanden sich wieder zu ihr, als wäre nichts geschehen; sie hatten beide eine seltsame Gleichgültigkeit gegen solche häßliche Berührungen mit der Wirklichkeit; einen Stoicismus, der sie auf eine Art Am-Pranger-stehen, das ihnen irgend einmal zugemutet werden konnte, eigentlich immer gefaßt machte.

Ganz anders Magdalene: wurde sie aus ihrer träumerischen Insichversunkenheit roh geweckt, wie eben und vorhin am Bassin schon einmal, dann litt sie eine scharfe Pein der Beschämung. Jetzt sah sie sich aufgeschreckt um; es war ihr, als hätten anständig aussehende Vorübergehende von der anderen Seite der Straße mit sonderbarem Lächeln nach ihnen dreien geblickt. Dem mutter- und hüterlosen jungen Mädchen kam es zum Bewußtsein, daß sie mit dieser abendlichen Promenade wenn auch gewiß nichts Schlechtes, so doch etwas Auffälliges that. Impulsiv blieb sie stehen und sagte zur Kervo: „Ich hätte nicht mit Ihnen fortgehen sollen. Es war zu spät. Entschuldigen Sie mich, ich gehe nach Hause."

„Aber ich komme doch mit!" rief die Kervo, nicht im mindesten empfindlich. „Gehen wir dort an der Kirche vorüber, das ist der kürzeste Weg."

Das leuchtete allerdings ein, aber Magdalene war noch nicht zufrieden, und sie konnte, wenn es ihr darauf ankam, etwas eigentümlich Durchgreifendes in ihren Auskunftsmitteln haben. Sie merkte wohl, daß Alexandroff gar nicht daran dachte, sich eher als am Riedingerschen Hause zu verabschieden, was nunmehr ja auch wohl das natürlichste war. So wendete sie sich denn zu ihm:

„Verzeihen Sie, Herr Alexandroff, wenn ich ganz aufrichtig bin," sagte sie.

„O, bitte —" machte er mit freundlicher Neugier.

Auch sie lächelte ein ernstes Lächeln. „Ich habe noch gar nicht den Mut, mich über so mancherlei hinwegzusetzen, wie Sie alle, die klugen Leute, thun, auch wenn sie noch nicht einmal déracineurs sind. Ich möchte nicht, daß wir mit Ihnen zusammen nach Hause kämen; Frau Riedinger könnte das ganz anders verstehen, als es war. Lassen Sie beide mich allein gehen, wenn Sie noch miteinander reden wollen, oder bleiben Sie, bitte, hier zurück, und Fräulein Kervo und ich kommen dann, wie wir gegangen sind."

Der junge Russe war etwas frappiert von dieser Art, die Sache zu behandeln, aber sie mißfiel ihm nicht. Das hieß wahrhaftig, sich in seiner Unfreiheit und Abhängigkeit von dummen Vorurteilen noch ziemlich souverän benehmen! Er verbeugte sich. „Wie Sie befehlen; ich kehre um. So sind die Deutschen. Bei wilden Tänzen in heißen Sälen, denen die Mütter, an den Wänden gereiht, mit absichtlich verschlossenen Augen beiwohnen, da finden und treffen, da empfinden und fühlen sich die Geschlechter gegenseitig, und niemand ahnt — nein, jedermann ahnt, aber niemand will es wissen, wie weit das alles eigentlich geht. Ein solcher ernster Gang wie der unserige aber, unter dem offenen Himmel, im Schutz der Öffentlichkeit einer anständigen Straße, ein Gang, bei dem ein intelligentes Gespräch die Hauptsache bildet, der gilt für unpassend! Ist das nicht sonderbar?"

„Vielleicht haben Sie recht; dies alles ist mir aber so neu! Gute Nacht! Kommen Sie mit, Fräulein Kervo?"

Die ältere Freundin des Herrn Alexandroff war vielleicht unschlüssig gewesen, ihr Landsmann aber entschied für sie oder vielmehr über sie hinweg, indem er, den Hut ein wenig lüftend, ihr zum Abschied die Hand reichte. Sie lächelte ihm etwas spöttisch zu: „Also fortgeschickt" — und dann noch ein paar weiche gleitende Worte auf russisch, und nun ging er wirklich. Nur noch eine kurze Straße trennte sie von dem Hause, in dem die Pension Riedinger sich befand, und dieses lag quer vor dem anderen Ende eben jener Straße. Da traf es sich nun so, daß Grete Riedinger, die das Sichwegstehlen von Fräulein Wienandt nach Tisch schmerzlich empfunden hatte und seitdem oft verstohlen aus dem Fenster schaute, mit ihren guten Augen den Abschied des Herrn Alexandroff von den Damen gerade noch sah: das heißt, sie sah, wie ein kleiner Herr sich von ihnen verabschiedete. Das gab ihr einen Stich ins Herz; sie hatte das unklare Gefühl, als ob die Kervo, die sie nicht leiden konnte, diese Neue gewissermaßen verführe. Als aber Schmedtke, der junge Chemiker aus Tharandt, hinter sie trat und gerade angelegentlich der Richtung ihrer Blicke folgen wollte, zog sie nicht eben höflich rasch die Gardine zu. Leider half es ihr nichts. „Ach, lassen Sie doch das Verdunkelungssystem, Grete," sagte er, rückte den Kneifer zurecht und griff in den Vorhang. „Sie haben nach den Damen ausgeschaut. Ihre Russin kenne ich; die hat gewiß ein Rendezvous mit irgend einem nihilistischen Landsmann gehabt und die Kleine mitgeschleppt ... Das sind sie ... jetzt sind sie freilich allein ... aber dort, nach der Kirche zu, geht ja der Alexandroff. Das Gewächs kenne ich von hinten! So, so — wir sind ihr hier nicht gut genug! Na, das ist freilich stärkerer Pfeffer als unsereiner ..."

„Hören Sie auf mit Ihren dummen Reden!" rief Grete bitterböse und doch innerlich unsicher. „Magdalene ist ganz zufällig mit Fräulein Kervo gegangen; sie hatte viel geübt und wollte noch einmal an die Luft."

„So? Und da sind sie zufällig dem kleinen Alexandroff begegnet. Ja, solche Zufälle kennt man. Ich finde ja offenbar wenig Gnade vor den Augen der jungen Dame. Sagen Sie ihr lieber gelegentlich, wenn die russischen Herrschaften ihr einmal freundschaftlich zuredeten, irgendwo eine Dynamitbombe legen zu helfen, so sollte sie ihre Finger doch davon lassen, das wäre nichts für Kinder."

(Fortsetzung folgt.)

Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte

Zu Storck: Das Klavier.

K. Netscher: Gesang mit Klavierbegleitung.

(Dresdener Galerie.)

Adolph Menzel: Am Spinett.

Das Klavier.

Seine Geschichte und sein Bau.

Von

Karl Storck.

(Nachdruck ist untersagt.)

Ob es heute in irgend einer Großstadt noch Häuser giebt, in denen kein Klavier steht?! — Wir finden im fürstlichen Palast den kostbaren Flügel mit kunstvoller Schnitzerei und reicher Bemalung, in der armseligen Mietkaserne das billige Klavier „auf Abzahlung“. Es steht im Prunksalon des feinsten Hotels, im hell erleuchteten Konzertsaal, im rauchigen Tingeltangel und in der dumpfen Animierkneipe. Wir finden es als Heiligtum des gewaltigsten Tonschöpfers, der in ihm seine kühnsten Träume zu kräftigem Leben erblühen sieht, es ist das geduldige „Hackbrett“ für die stundenlangen Übungen der Konservatoristin, es verträgt das Pauken der Studentenkneipe, das Klimpern der höheren Tochter, das sanfte Darüberstreichen des stimmungsuchenden Poeten, die schwielige Hand des Arbeiters, der nach des Tages Mühen „nach dem Gehör“ ein Lied zusammensucht, den tintenkleckſigen Finger des Schuljungen, der ingrimmigen Herzens die verwünschten Tonleitern hinauf- und hinuntertippt. Das Klavier ist das Universalinstrument im weitesten Sinne des Wortes, das Instrument aller, aber auch das Instrument für alles. Für Leid und Freud; für die Titanenwelt Beethovens, die

Lustigkeit eines Strauß, die Erhabenheit Bachs, die göttliche Laune Mozarts, für den Tiefsinn Schumanns, die Sonnigkeit Haydns, die Harmonienseligkeit Schuberts, wie für die Schmerzenswollust Chopins, für die Wunderwelt Wagners, die glänzende Großartigkeit Liszts, wie für die Schlichtheit des Volksliedes, ja die Gemeinheit des Gassenhauers.

Kann es etwas Herrlicheres geben, als vor sich die ganze unendliche Welt der Töne zu haben und nun hineinzugreifen mit seinen zehn Fingern, herauszuholen mit den eigenen Händen, was einem beliebt! Als sei es eine elastische Masse, so paßt es sich an, jetzt riesenhaft mit der Gewalt des Donners, jetzt leise säuselnd wie südlicher Lenzwind, nun eines himmelstürmenden Prometheus Stimme, nun das Lallen des Kindes.

Gewiß, — der Ton der Geige ist singender, das Cello träumerischer, das Waldhorn poetischer, die Posaune gewaltiger, — aber im Klavier habe ich alles das vereint, die ganze Ausdruckswelt aller Instrumente, und der Phantasie fällt es nicht schwer, die einzelnen Farben ergänzend zu schauen.

Um so seltsamer ist es, daß weitaus die meisten Klavierspieler, vom Virtuosen bis zum Schüler, von ihrem Instrumente nichts wissen, ihm durchaus fremd gegenüberstehen. Sie haben eine nur sehr unvollkommene Vorstellung vom Bau, der Einrichtung des heutigen Instruments, geschweige denn von der Entwickelung, die es durchgemacht hat, um die jetzige, wohl denkbar vollkommenste Ausgestaltung zu erfahren. Das kommt daher, daß wir dem Klavier, das doch dem Musiker alles ist, fremd gegenüberstehen, nicht mit dem einzelnen Instrumente verwachsen. Der Virtuose spielt nicht sein Klavier, wie etwa der Geiger seine Violine; das einzelne Klavier hat keine Individualität. Wir treten ihm als etwas Fertigem entgegen. Wir brauchen nicht erst zu stimmen, wie der Streicher, nicht durch unseren Hauch erst gewissermaßen Fühlung zu bekommen, wie der Bläser; wir halten das Instrument nicht im Arm, es kann nicht mit uns eins werden; — man klappt den Deckel auf, spielt, klappt zu, — alles fertig. Zu dankbaren Liebkosungen eignet sich der mächtige Kasten nicht, höchstens daß die gnädige Frau ihn als Aufhängegelegenheit für eine kostbare Decke — wenn möglich Handarbeit — benutzt. Kurz, das Instrument der musikalischen Intimität wird mit seinem Spieler nie intim.

Wenn ich nun aber auf den folgenden Seiten in den Hauptzügen die Entwickelung des Klaviers von seinen Anfängen bis heute und dann den Bau des heutigen Flügels und Pianinos darzustellen beabsichtige, so bewegt mich dazu nicht etwa bloß ein aufwallendes Dankbarkeitsgefühl für unser Hausinstrument, sondern einmal das geschichtliche Interesse, das der Stoff bietet, sodann die Überzeugung, daß nur aus der Kenntnis des jeweiligen Standes des Instrumentes die dafür bestimmten Tonschöpfungen richtig beurteilt und gespielt werden können.*

Den heute so scharf umgrenzten Begriff „Klavier“ muß der Geschichtsforscher, der bis auf dreihundert Jahre zurückgeht, bedeutend erweitern, wie aus des gelehrten Martin Agricola (1486 bis 1556) Reimsprüchlein von der Unterscheidung der Instrumente hervorgeht:

Des andern Geschlechts sind ungelogen
Alle Instrument mit Seyten bezogen.
Auch sind etliche mit Clavirn gemacht,
Durch welche yhre Melodey wird vorbracht,
Als sind Clavichorden, Clavicymbal,
Symphonei, Schlüsselfidel, Virginal,
Claviciterium, Leirn, mein ich auch
Und alle, die yhn gleich sind ym gebrauch.

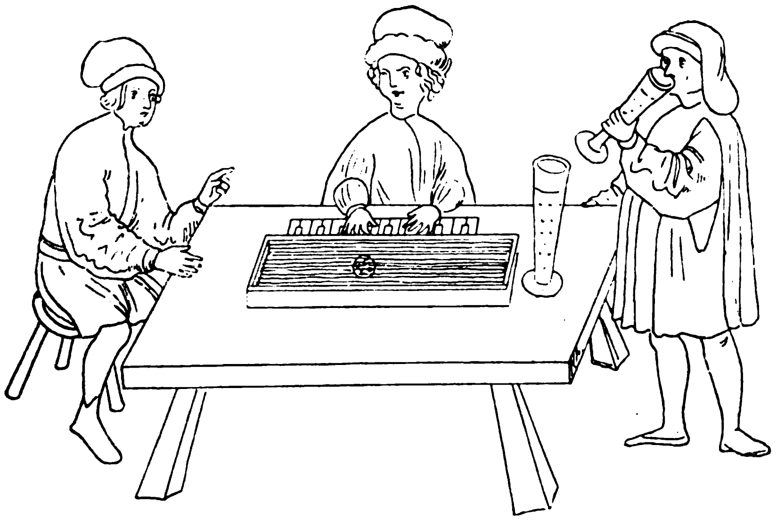
„Mit Clavirn gemacht!“ — das ganze Instrument hat den Namen desjenigen seiner Teile erhalten, der es charakteristisch von den Instrumenten derselben Gattung

* Die für die Geschichte des Klaviers ergiebigen älteren Schriften sind im Texte ausdrücklich genannt. Von neueren Werken wurden benutzt: „Geschichte des Klaviers.“ Von Dr. Oskar Paul. Leipzig 1868; der Anhang zur „Geschichte des Klavierspiels“ von C. F. Weitzmann 1879 und der inhaltreiche Aufsatz von Karl Krebs: „Die besaiteten Klavierinstrumente bis zum Anfang des siebzehnten Jahrhunderts“ in der Vierteljahrsschrift für Musik-Wissenschaft 1892.

Die Abbildungen auf Seite 84, 85, 88, 90 bis 92, 94, 96, 97 sind nach photographischen Aufnahmen, die der Verfasser mit gütiger Erlaubnis des Herrn Prof. Dr. Oskar Fleischer von den Originalen im königl. Museum für Musikinstrumente zu Berlin machte, gezeichnet worden.

Die Abbildungen Seite 100 bis 106 und die des als Kunstblätter beigegebenen Rokokoflügels sind von der Firma Karl Bechstein zu Berlin gütigst zur Verfügung gestellt. Sie sind geistiges Eigentum der Firma und dürfen ebensowenig wie die vom Verfasser angefertigten Aufnahmen nachgedruckt werden. D. V.

unterscheidet: des clavarium's, des Klaviers, — nach der heutigen Bezeichnungsweise — der Klaviatur. Denn das Klavier gehört zunächst zur großen Gruppe der Saiteninstrumente; unter diesen nicht zu den „gestrichenen", sondern, wie Laute und Harfe, zu den geschlagenen. Aus dieser Abteilung aber hebt es sich ab durch die Klaviatur, die es von der Orgel übernommen hat. Nun haben wir auch die Erklärung des Wortes claviarium, das die Gesamtheit der claves bezeichnet, jener „Schlüssel" in Gestalt von Hebeln (Tasten), welche beim Niederdrücken das sonst verschlossene Ventil in der Windlade der Orgel öffnen, durch das die Luft in diejenige Pfeife dringen kann, deren Ton der betreffende Clavis* anzugeben hat. Für unser Instrument paßt der Name clavis eigentlich nicht, er ist auch durch Taste verdrängt worden, wohl aber hat sich der Name Klavier dauernd erhalten.



Klavichord um 1440.
(Aus dem Weimarer Wunderbuch.)

Fassen wir die sämtlichen Merkmale, welche dieser Instrumentengruppe gemeinsam sind, zusammen, so erhalten wir für den Begriff Klavier folgende Bestimmung: „Es ist der gemeinsame Name für alle die verschiedenen Arten von Tonwerkzeugen, in deren wagerecht liegendem oder aufrecht stehendem Körper dreieckiger, viereckiger oder noch anders gewählter Form Saiten dergestalt über einen Resonanzboden gespannt sind, daß sie durch Wirbel, um welche das eine ihrer Enden geschlungen ist, gestimmt und durch eine Reihe von Hebeln, Tasten oder Claves genannt, in Schwingung gesetzt werden können." (Weitzmann a. a. O., S. 220.) Die Art, wie diese Schwingung erreicht wird, ist nun das, was die verschiedenen Arten der Klaviere am wesentlichsten voneinander scheidet. Gemeinsam ist, daß der Schwingungserreger am hinteren Ende der Taste angebracht ist. Es kann nun eine einfache „Tangente" aus Holz oder mit einer Metallzunge sein, die die Saite berührt und in Schwingung setzt: Klavichord, oder an der Spitze des Stäbchens ist ein Federkiel angebracht, der die Saite reißt: Klavicymbel, oder endlich ein Hämmerchen, das die Saite schlägt: Hammerklavier.

Heutzutage ist nur noch dieses im Gebrauch, das aber nur auf eine Vergangenheit von etwa einunddreiviertel Jahrhunderten zurückschauen kann; vorher gingen Klavichord und Klavicymbel nebeneinander her; sie behaupteten sich beide noch in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts. Zurück aber reichen diese Tasten-Saiteninstrumente auch in der bescheidensten Form nicht übers frühere Mittelalter.

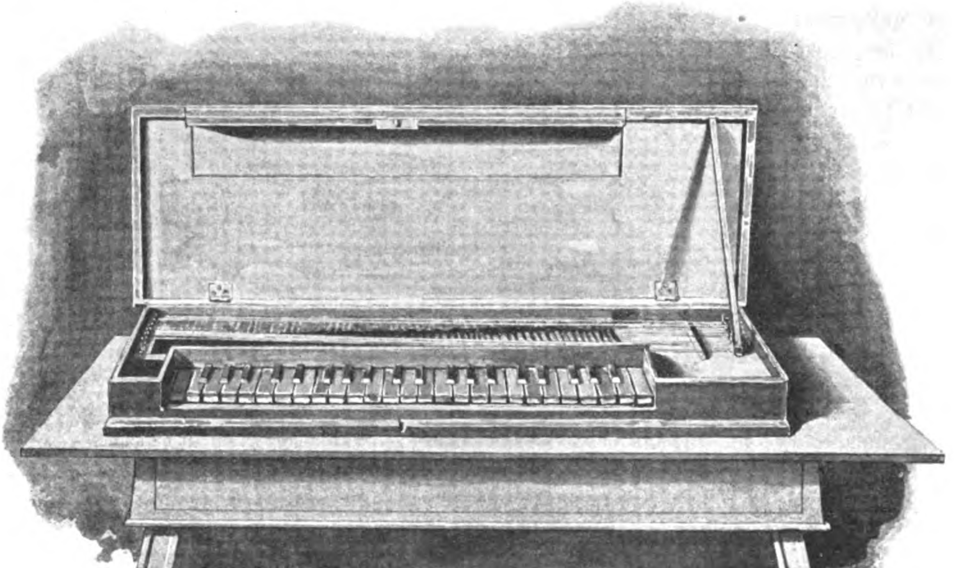
Um so älter, aber auch kümmerlicher und dürftiger, ist dafür das Instrument, das wir nach dem übereinstimmenden Berichte älterer Schriftsteller als dasjenige zu betrachten haben, das zur Erfindung des Klaviers den Anlaß gegeben hat, das Monochord. Es diente ursprünglich überhaupt nur dem theoretischen Zwecke, die Verhältnisse der einzelnen Töne durch die Saitenlänge derselben

* Clavis, ein grammatisches Femininum, wird in dieser technischen Bedeutung nur als Maskulinum gebraucht.

zu bestimmen, wozu man sich eines verschiebbaren Steges bediente.

Die Entwickelung dieses einfachsten aller Saiteninstrumente zu den uns bekannten ältesten „Klavieren“ ist nun ziemlich leicht zu erkennen, wenn wir auch weder über die Zeit, noch die Reihenfolge, in der sie vorgegangen, etwas Bestimmtes wissen. Schon im zweiten Jahrhundert n. Chr. erwähnt Aristides Quintilian das Helikon, das vier gleichgestimmte Saiten aufwies, um so die Tonintervalle im Zusammenklang veranschaulichen zu können, während beim Monochord nur ein Nacheinander möglich war. Das ständige Rücken des Steges wich den bequemeren festgelegten Stegen, auf die die Saite gedrückt werden mußte (wie etwa bei der Zither). Das letztere wurde ersetzt durch das Heben der Stege, wozu man die von der Orgel übernommenen claves benutzte, wie sie die alte „Bauernleier“ schon im achten und neunten Jahrhundert aufweist. Hatten diese Tasten anfangs nur zum Heben der Stege und damit zum Trennen der Saite gedient, die zum Tönen aber erst noch besonders angerissen werden mußte, so versah eine wenig spätere Zeit das Ende der Tasten mit Metallzungen oder Kielen, die die Saite nicht nur teilten, sondern gleichzeitig zum Schwingen brachten. Und so konnte schon der um die Theorie wie die Praxis gleich verdiente Benediktiner Guido von Arezzo (995 bis 1050) sich des Monochords beim Gesangunterricht bedienen und seine Schüler ermahnen, „fleißig die Hand im Gebrauche desselben zu üben.“

Der Name „Monochord“ d. i. „Einsaiter“ wurde gewohnheitsmäßig beibehalten, trotzdem das steigende Bedürfnis immer mehr Saiten und Tasten angebracht hatte. Jedenfalls wirkt des gelehrten Sebastian Virdung andere Erklärung in der „Musica getutscht“ (1511) recht künstlich, die die Bezeichnung Monochord folgendermaßen rechtfertigen will: „Daran liegt nichts, daß der Saiten viele sind, aber daran liegt alles, es seien nun viel oder wenig Saiten auf dem Instrument, so schau, daß sie allesamt ein unisonum haben oder eine gleiche Stimmung, keine höher noch niederer denn die andere.“ Es errang denn auch der Name „Klavichord“ bald allgemeine Geltung (s. die Abbild. S. 83, 84 u. 85).



Gebundenes Klavichord aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts.
(Hat bei 45 Tasten nur 27 Saiten.)

Wohl aber erfahren wir aus dieser Stelle, daß auch bei größerer Zahl der Saiten alle auf den einen, gleichen Ton gestimmt

waren. Das Instrument Guidos hatte nach Virdungs Zeichnung die Ganztöne vom großen G bis zweigestrichenen c̄, also zwanzig weiße Tasten, wozu noch zwei schwarze, die beiden b der höheren Oktaven kommen. „Nachher aber," berichtet Virdung weiter, „sind andere gekommen und haben das noch subtiler gemacht, haben auch den Boëtium gelesen und das Monochord nach dem chromatischen Geschlecht eingeteilt." Zu seiner Zeit hatte das Instrument meistens achtunddreißig Tasten und umfaßte die chromatische Halbtonleiter vom großen F bis zum zweigestrichenen ḡ, also ungefähr den Umfang der menschlichen Stimme. Über die häufigste Verteilung der Tasten und Saiten berichtet unser Gewährsmann: „Gemeinlich macht man jetzt drei Saiten auf ein Chor, damit, wenn einmal eine Saite springt, man nicht mit Spielen aufhören müsse. Jeder Chor hat gewöhnlich drei Tasten, die an denselben anschlagen, so daß nur diejenigen beiden Tasten (Töne) nicht zusammen angeschlagen werden können, welche dissonieren würden. (Natürlich nicht nach der heutigen Dissonanzenseligkeit!) Man macht auch etliche leere

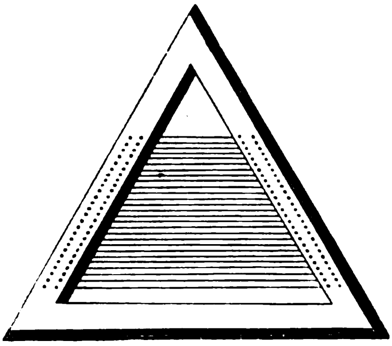
Gebundenes Klavichord
mit Füßen von H. A. Haß in Hamburg, 1778.
(38 Doppelsaiten auf 54 Tasten.
Umfang C bis f'''. Die Tasten sind mit Schildpatt belegt.)

Chöre, an die gar keine Taste anschlägt — der Resonanz wegen. Messing lautet von Natur grob, Stahl aber ‚cleyn' (d. i. fein), deshalb bezieht man die unteren Chöre mit messingenen, die oberen mit stählernen Saiten."

Bei diesem gleichmäßigen Einstimmen aller Saiten auf einen Ton kam von der den obersten Tönen zugeteilten Saite natürlich nur ein sehr geringer Bruchteil, höchstens ein Viertel, zum Gebrauch. Um den Rest vom Mitklingen abzuhalten, wurde er mit einem Tüchlein umwickelt, das so gut dämpfte, daß auch bei den „läufflin" die Saiten nicht nachhallten. Die geringe Anzahl der Saiten beschränkte natürlich in hohem Maße die Möglichkeit des Zusammenklingens der Töne. Aber das schien reichlich aufgewogen durch die Leichtigkeit, die Stimmung stets rein zu erhalten, indem dazu außer der Gleichstimmung der Saiten nur die richtige Anbringung der „Bünde", d. i. Stege, durch den Tischler vorausgesetzt war. Ja, durch den Tischler! Man höre Virdung: „Das Clavicordium und andere instrument, wie man dye machen soll, das wil ich nit beschreiben, dann das trifft mer dye architectur oder das hantwerch der schreyner an, dann dye musicam."

Mit der Weiterentwickelung der Harmonie, die immer weniger Töne propter dissonan-

tiam entbehren mochte, wuchs auch die Zahl der Saiten, aber es dauerte sehr lange, bis man jedem Ton eine eigene Saite zuwies und so den großen Fortschritt zum bund-



Psalterium.

freien Klavier machte. Früher schon hatte man die Gleichstimmigkeit der Saiten aufgegeben und nach oben zu kürzere und dünnere genommen, die gleich auf ihren Ton eingestimmt waren. Auch einen Resonanzboden brachte man zur Verstärkung des Tones an.

In dieser Hauptgestalt erhielt sich das Klavichord, das in Deutschland besonders beliebt war und hier kurzweg „Klavier“ genannt wurde, bis in unser Jahrhundert hinein. Sein dumpfer, aber milder Ton war sehr beliebt; ein nur hier möglicher Klangreiz war die „Bebung“, die durch das Wiegen des Fingers auf der Taste hervorgerufen wurde.

Die äußere Gestalt des Klavichords war die eines länglichen, viereckigen Kastens, der zumeist auf ein anderes Möbel gestellt wurde, woraus sich vielleicht auch der älteste Name Eschiquier (Schachbrett) erklärt. Später erhielt es eigene Füße. Die im Verhältnis zu den heutigen sehr kleinen Instrumente sind oft äußerst liebevoll ausgeziert und mit großer Sorgfalt geschmückt. Man hat eben fast zu jeder Zeit das Klavier für das möglichst vollkommene unter den Instrumenten gehalten, und schon im Jahre 1536 rühmte ihnen der Straßburger Ottomar Luscinius nach, daß sie „den vollen Wohlklang der Harmonien“ so wunderbar aus den Saiten lösen, „daß man nichts weiter wünschen könne, was sich jenen Instrumenten noch hinzufügen ließe.“

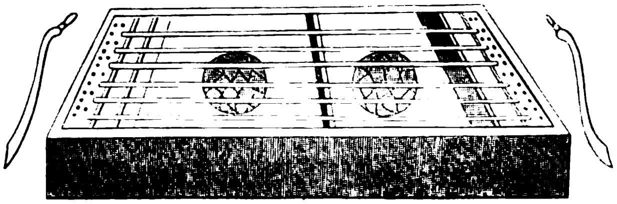
* * *

Die wesentlichste Verbesserung, die Bundfreiheit, hat das Klavichord von einem anderen Instrumente übernommen, das sich gleichzeitig entwickelt hatte, dem Klavicymbel.

„Clavicymbalum oder Gravecymbalum ist ein lenglicht Instrument, wird von etlichen Flügel, weil es also formirt ist, von etlichen, sed male, ein Schweinskopf genennet, weil so spitzig wie ein wilder Schweinskopf fornen an zugehet. Es ist von starkem, hellem, fast lieblichem Resonnantz und Laut, mehr als die andern, wegen der doppelten, dreifachen, ja auch vierfältigen Saiten.“ Also berichtet Michael Prätorius im ersten Bande seines für die Geschichte der Instrumente außerordentlich wichtigen Syntagma musicum (1614).

Der treffliche Virdung, dessen Angaben fast immer zuverlässig sind, leitet das Klavicymbel vom Psalterium (s. nebenstehende Abbild.) ab, einem meist dreieckigen, harfenähnlichen Instrumente, das an einem Bande um den Hals getragen oder auch auf ein Möbel gestellt wurde. Seine nach oben zu stets kürzer werdenden Saiten wurden vom Spieler mit dem Finger, mit einem Stifte oder mit Federkielen, die in Ringen befestigt waren, gerissen.

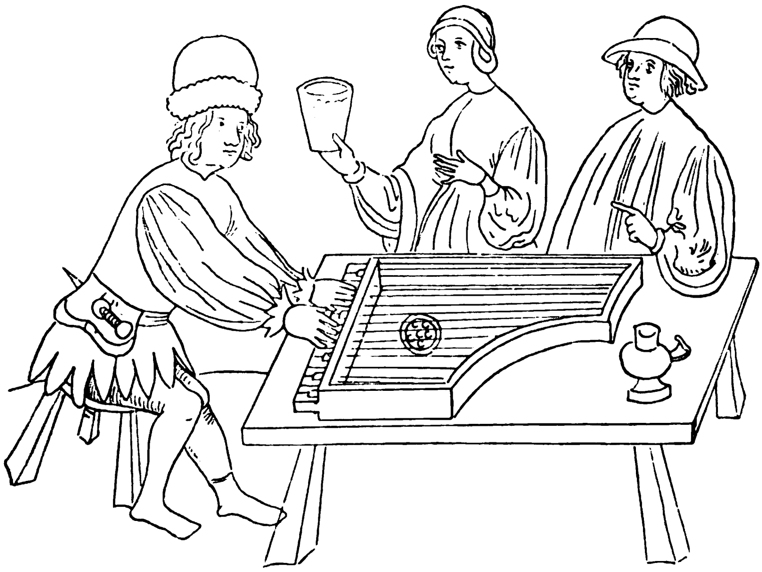
Der Name Klavicymbel weist aber deutlich auf das Cymbal oder Hackbrett (s. nachstehende Abbild.) als unmittelbaren Vorgänger zurück. Ein altes Saiteninstrument von wahrscheinlich deutscher Abstammung, das wir noch heute als charakteristisches Merkmal



Cymbal.

des Zigeunerorchesters finden. Die über einen platten, trapezförmigen Schallkasten gezogenen Saiten werden mit zwei Hämmerchen geschlagen und geben einen rauschenden, aber verschwommenen Ton.

Auf dieses oder auch auf die beiden eben geschilderten Instrumente wurde nun auch die Klaviatur übertragen. Wann das geschah, ist jetzt nicht mehr auszumachen. Aus dem wichtigsten Unterschiede zwischen Klavichord und Klavicymbel geht aber hervor, daß das letztere das spätere ist. Das bezeugt auch der gelehrte Philologe J. C. Scaliger (1484 bis 1556), der erzählt, daß man den Plektren des Klavichords spitzige Rabenfedern eingefügt habe, um so durch das Reißen der Metallsaiten bestimmtere, schärfere und stärkere Töne hervorzurufen. Man darf sich aber dadurch nun nicht verleiten lassen, das Klavicymbel nur als eine andere Entwickelungsstufe des Klavichords anzusehn, denn von diesem trennen es zwei grundlegende Unterschiede, die zugleich große Vorzüge sind, deshalb auch später vom Klavichord übernommen wurden: 1) die „Bundfreiheit“, die darin besteht, daß auf jede Taste, jeden Ton auch eine besondere Saite — später zur Verstärkung ein Saitenchor — kommt; 2) wurden die Saiten nach oben hin kürzer und dünner genommen und dann gleich auf ihren Ton eingestimmt (s. vorstehende Abbild.).



Das Spinett in seinen Anfängen um 1440.
(Aus dem Weimarer Wunderbuch.)

Dieser letztere Umstand wirkte auch bedeutsam auf die äußere Gestalt des Instrumentes ein, die eine recht mannigfaltige war. Die kleineren zeigen wohl noch oft die viereckige Form, bei den größeren aber schloß sich diese dem Saitenbezug an und erhielt die dreieckige Gestalt des Flügels. Hier fand die Kunsttischlerei frühzeitig ein ergiebiges Feld zur Bethätigung. Malerei und Marquetterie wurden zu Hilfe genommen, um aus den Instrumenten glänzende und kostspielige Möbelstücke zu gestalten (s. die Abbild. S. 88 u. 89). Aufrechtgestellt, wobei die Saiten zuweilen von keinem Kasten verdeckt waren und man leicht an eine Zither oder Harfe erinnert werden konnte, hießen die Flügel Klavicytherium und Harpichord (s. Abbild. S. 90). Ihr Ton erinnerte übrigens an die Harfe, da vielfach Darmsaiten verwendet wurden. Von den anderen Bezeichnungen nennen wir noch Kielflügel und Steertstück; in Italien hieß man sie Clavioder, mit Rücksicht auf den Tonumfang nach der Tiefe, Gravicembalo, in Frankreich clavecin. Die kleineren Formen nannte man Spinett (frz. espinette) (s. die Abbild. S. 91, 92 u. 93). Scaliger leitet den Namen von den spitzigen Kielen her, doch wird eher der venetianische Schriftsteller Bianchini recht haben, der ihn auf einen Klavierbauer Joh. Spinetus (1503) bezog. Prätorius schildert das „Spinetta als ein klein viereckigt Instrument, das um eine Oktav oder Quint höher gestimmt ist, als der rechte Thon, und die man über oder in die großen Instrumente zu setzen pflegt. Die große viereckete sowol als die kleine werden in Italia Spinetto, in England Virginal, in Frankreich Espinette genennet.“ Der besonders in England gebräuchliche Name Virginal kann sich, da ihn Virdung schon 1511 kennt, nicht auf die „jungfräuliche Königin“ Elisa-

beth beziehen, sondern ist jedenfalls von dem hohen Klang hergeleitet (s. Abbild. S. 94).

Unter diese beiden Gattungen des Klavichords und Klavicymbels fallen die zahlreichen und mannigfachen Arten von Instrumenten, die „mit Clavirn gemacht sind“. Sie hatten beide große Mängel. Beim Klavicymbel riß der Federkiel die Saiten immer in gleicher Weise an, stets wurde nur ein Staccato, ein Abreißen der Töne und Accorde gehört, jegliche Unterscheidung des Stärkegrades war unmöglich. Das Klavichord hatte diese Mängel nicht und bot die Möglichkeit eines farbigen, ausdrucksvollen Spieles. Doch war sein Ton so schwach, daß es nur im kleinen Raum und für „intime“ Musik verwertbar war.

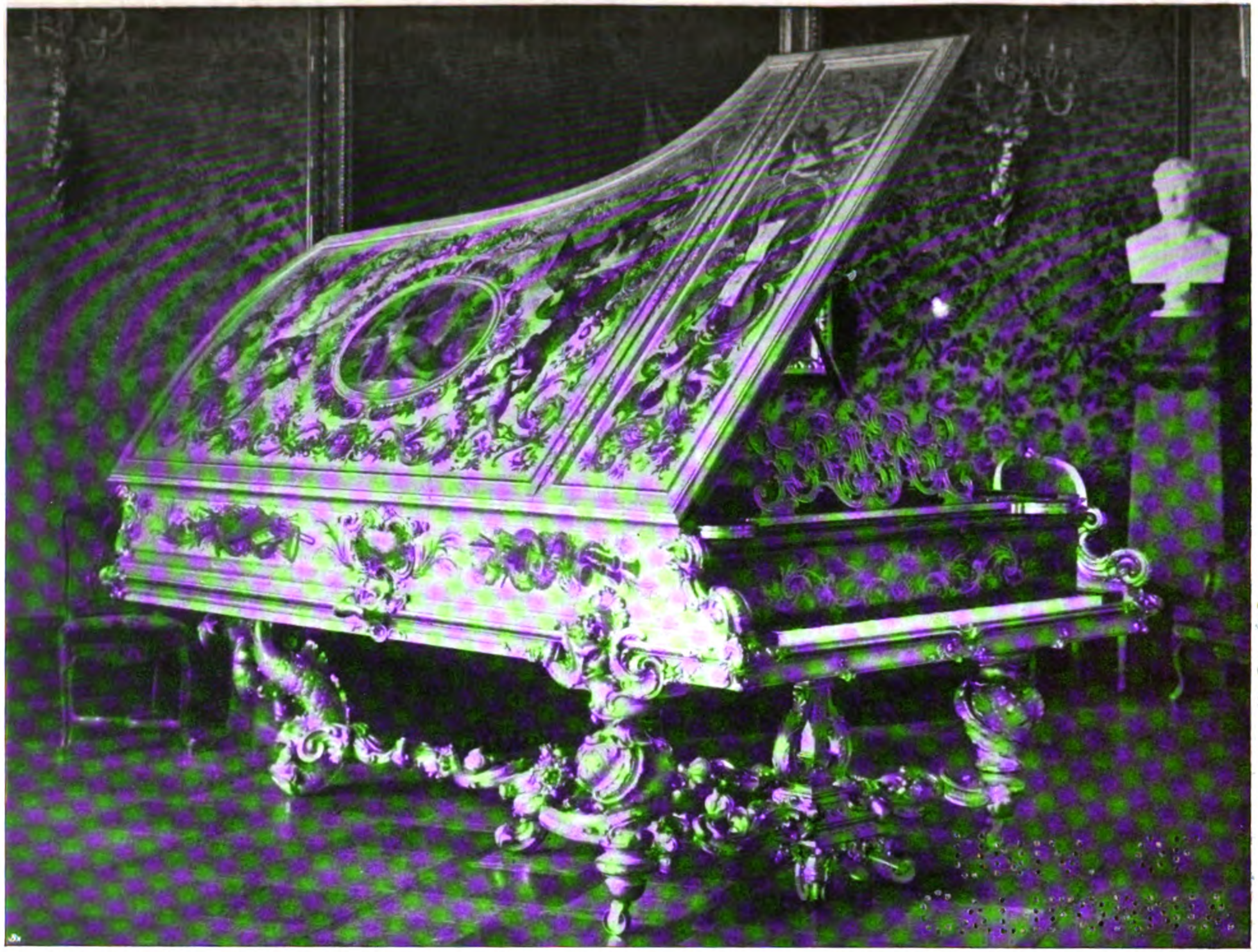
Klavicymbel von Viti de Trasuntinis, 1562.

In diesen Hauptgestalten waren die Instrumente schon im Beginn des 16. Jahrhunderts vorhanden. Das fortgesetzte Bemühen der Instrumentenbauer der nächsten Jahrhunderte richtet sich nun darauf, den erwähnten Übelständen abzuhelfen, die Ausdrucksfähigkeit des Klavichords mit der Tonfülle des Klavicymbels zu verbinden. Fortwährend wird von neuen „Verbesserungen“ berichtet; es wurde auch thatsächlich ein bewundernswerter Scharfsinn entwickelt, viel Eigenartiges und auch manches Schöne geschaffen. Dem wesentlichen Übel ist aber innerhalb des bisherigen Rahmens nicht abgeholfen worden. Dazu mußte erst ein neues Princip der Tongebung gefunden werden. Es war erst wieder der Rückschritt vom Klavicymbel zum Hackbrett nötig, bevor das Hammerklavier erfunden wurde, mit welchem erst die eigentliche Glanzzeit des Klaviers anhebt.

Bevor wir uns jedoch dieser Entwickelungsstufe des Klavierbaues zuwenden, wollen wir noch die geschichtlich und technisch merkwürdigsten Verbesserungen der alten Instrumente in Kürze betrachten.

* * *

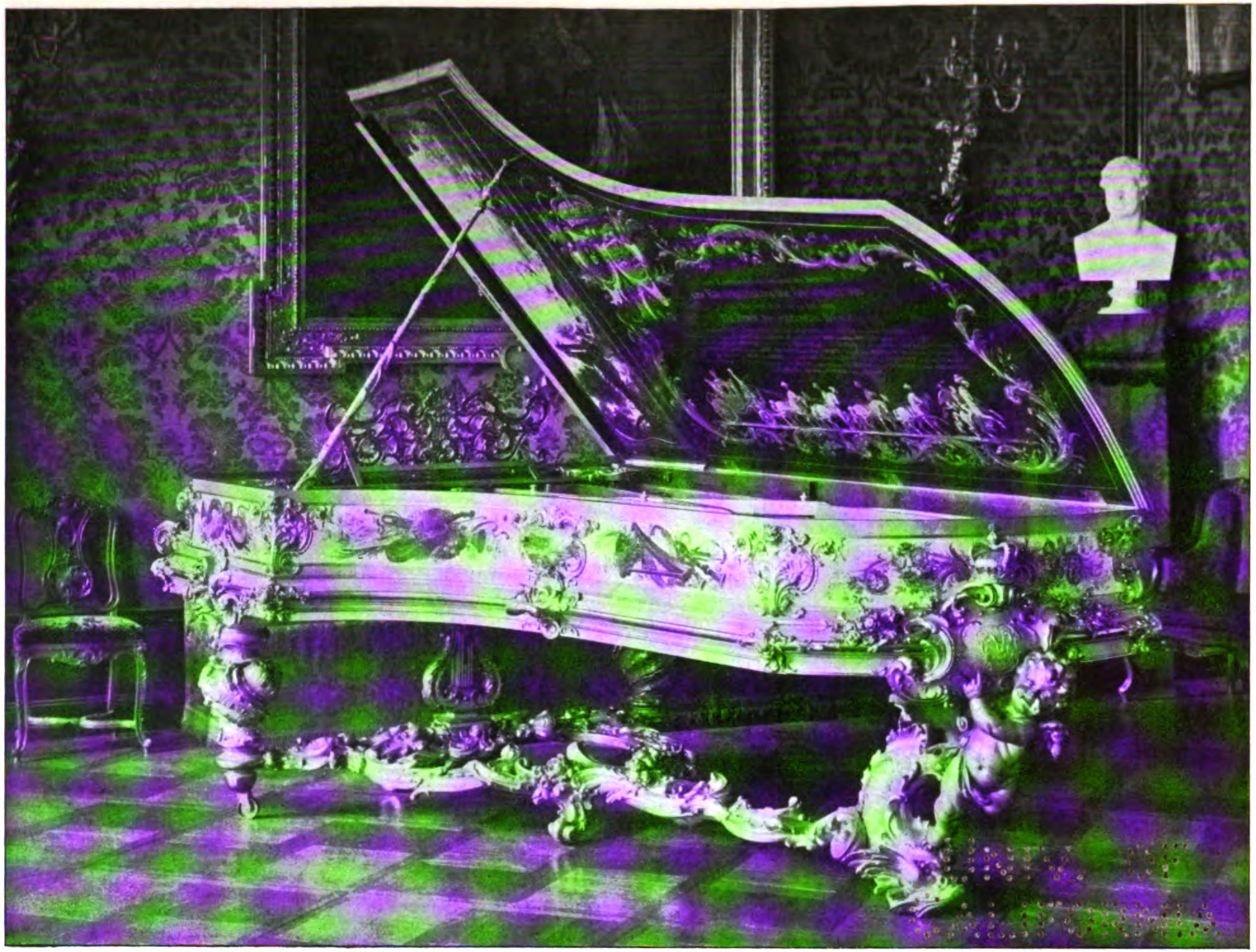
Eine Verbesserung des Tones erhoffte man zunächst vom Material, einmal der Saiten,



Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte. Zu Storck: Das Klavier.

Bechsteinscher Rokokoflügel mit Malerei von Max Koch. Vorderansicht.
(Im Besitz der Kaiserin Friedrich.)

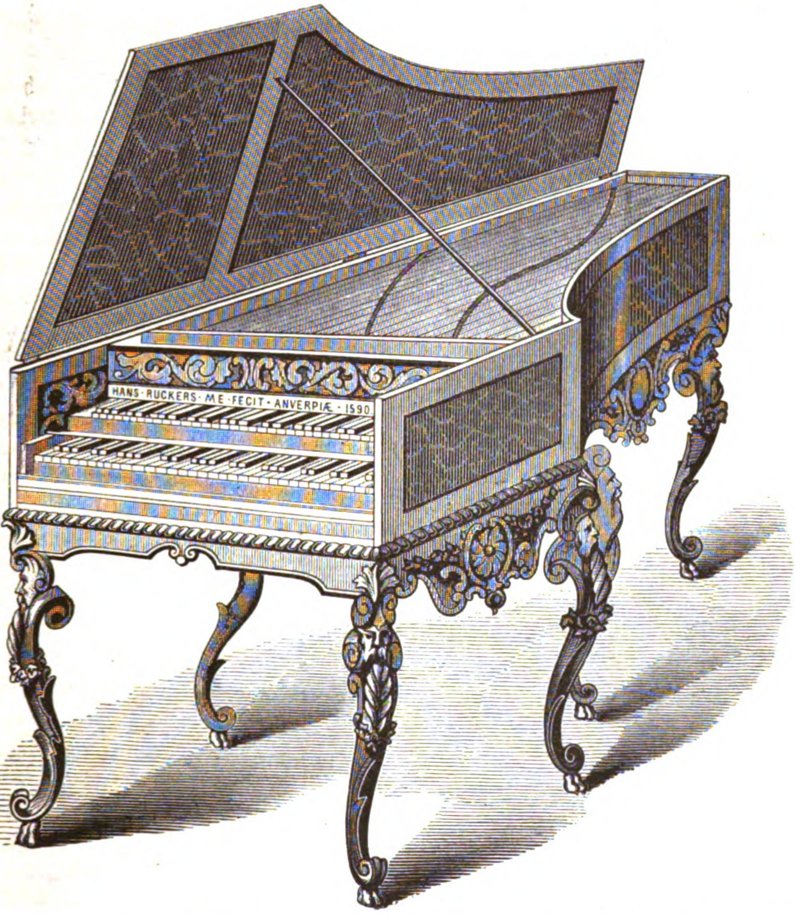
UNIV. OF
CALIFORNIA



Bechsteinscher Rokokoflügel mit Malerei von Max Koch. Rückansicht.
(Im Besitz der Kaiserin Friedrich.)

UNIV. OF
CALIFORNIA

die man aus Messing, Stahl, aber auch aus Tierdärmen herstellte, sodann der Tangente, durch die man jene in Schwung setzte; hier versuchte man es mit Metall, Holz, Fischbein und Leder. Einfacher war die Verstärkung des Tones zu erreichen durch mehrfachen, oft auch mixturartigen Bezug der Saiten; schon Prätorius erzählt von einem bild. S. 95). Auch das 1445 von Bernardino für die Orgel erfundene Pedal sah schon Virdung 1511 aufs Klavier übertragen, wo es ebenfalls durch Hinzufügung von tieferen Oktaven den Baßtönen eine größere Kraft verschaffte. Endlich versah man die Instrumente auch mit Zügen, Veränderungen und Registern, die zur Dämpfung oder



Kielflügel von Hans Ruckers zu Antwerpen, 1590, im Museum des Konservatoriums zu Paris.

Klavicymbel, das vier Saiten für jeden Ton hatte, v denen zwei auf diesen Ton, eine in seine Quint, die vierte in seine Oktav eingestimmt waren; „hat gar wol lieblich und prächtig in einander geklungen.“ Von der Orgel übernahm man immer wieder allerlei Eigenheiten herüber, so die doppelten Klaviere, bei denen das obere eine Oktav höher gestimmt war als das untere; beide konnten allein, aber auch, zur Verstärkung des Tones, verkoppelt gespielt werden (s. Abbild. S. 95) —

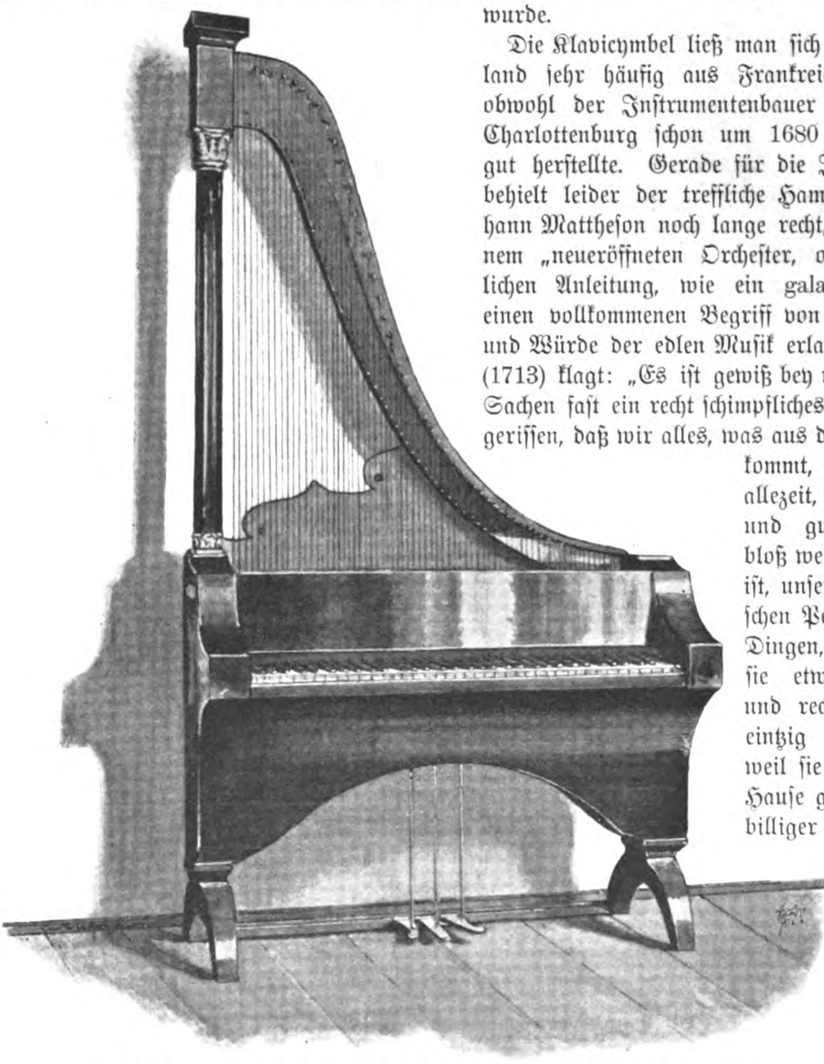
Verstärkung des Tones dienten oder auch das Klavier mit einem Orgelwerk, sogar mit Glocken, Pauken und Metallbecken in Verbindung setzten.

In Deutschland wurden die Klavichorde ganz besonders gepflegt, während Frankreich seine Vorliebe für die Kielflügel noch zu einer Zeit beibehielt, als das Hammerklavier schon eine hohe Stufe erreicht hatte. Ob das Verdienst, für die ersteren die Bundfreiheit eingeführt zu haben, thatsächlich dem

Crailsheimer Organisten Daniel Tobias Faber zukommt, scheint zweifelhaft, da man annehmen möchte, dieser Vorteil sei schon vor 1725 wahrgenommen worden.

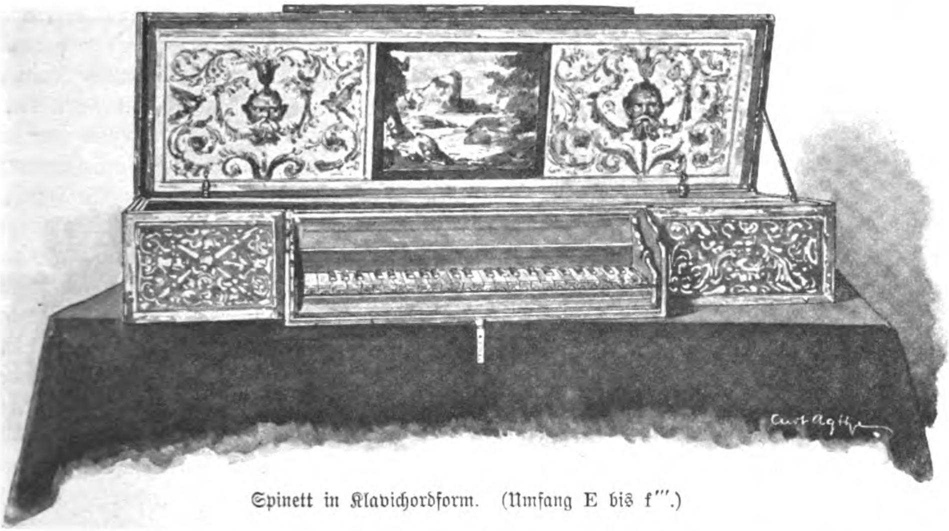
Das zeitraubende und durch die Brüchigkeit der Federn kostspielige Bekielen der Flügel ersetzte der Anspacher Wiclef 1740 durch das Anbringen von Metallstiften. Hierher gehört auch der 1768 zuerst erprobte, später oft nachgeahmte Versuch des Niederländers Paskal Taskin zu Paris (1723 bis 1795), der neben den Federkielen auch noch Stückchen aus Ochsenleder anbrachte, die durch einen „Zug“ an die Stelle der ersteren zu schieben waren. Der Gegensatz des verschiedenen Anreißens scheint sehr groß gewesen zu sein. Jedenfalls rühmte man dem „Clavecin à buffles“ nach, daß es die Saiten „nicht mehr kneife, sondern liebkose“ (s. Abbild. S. 96). Von dauerndem Verdienst war dagegen des Braunschweiger Organisten K. Lemme That, der 1780 den bisher sehr gekrümmten Tastenhebeln eine gerade Gestalt gab, wodurch der Anschlag sehr erleichtert wurde.

Die Klavicymbel ließ man sich in Deutschland sehr häufig aus Frankreich kommen, obwohl der Instrumentenbauer Mietcke in Charlottenburg schon um 1680 sie ebensogut herstellte. Gerade für die Instrumente behielt leider der treffliche Hamburger Johann Mattheson noch lange recht, der in seinem „neueröffneten Orchester, oder gründlichen Anleitung, wie ein galant homme einen vollkommenen Begriff von der Hoheit und Würde der edlen Musik erlangen möge“ (1713) klagt: „Es ist gewiß bey uns in allen Sachen fast ein recht schimpfliches Wesen eingerissen, daß wir alles, was aus der Frembde kommt, nicht darum allezeit, weil es schön und gut, sondern bloß weil es frembd ist, unsern einheimischen Personen und Dingen, nicht weil sie etwan schlecht und recht, sondern eintzig und allein, weil sie bey uns zu Hause gehören, unbilliger Weise vorzuziehen Gefallen tragen: Creaturen, die bißweilen keinen Schuß wehrt, und sich bloß durch Intriguen oder Ränke einschleichen (wenn es nur Ausländer sind), hoch und in



Harfenklavier (Claviharpe) vom Erfinder Joh. Christ. Dietz in Paris, 1815.
(Ähnlich dem um 1511 bekannten Clavicytherium.)

Ehren halten; hergegen, was in unserm eigenen Lande, in unserer Stadt, in unserem Hause sich mannichmahl befindet, ob es gleich, wenns beim Lichte besehen wird, vor andern excelliret, verachten und hindansetzen."



Spinett in Klavichordform. (Umfang E bis f'''.)

An einer anderen Stelle erläutert Mattheson die verschiedene Verwendbarkeit der beiden Klavierarten. Das Klavichmbel sei seiner université wegen ein accompagnierendes, fast unentbehrliches Fundament zu Kirchen-, Theatral- und Kammermusik — der Kapellmeister dirigierte nicht, sondern spielte am Klavier mit als Maestro al cembalo —, dagegen würden „Hand- und Galanterie-Sachen", als da sind Ouverturen, Sonaten, Toccaten, Suiten u. s. w. am besten und reinlichsten auf einem Clavicordio herausgebracht, auf denen man die Singart viel deutlicher, mit Aushalten und Adoucieren ausdrücken könne als auf den allezeit gleich stark nachklingenden Flügeln und Epinetten.

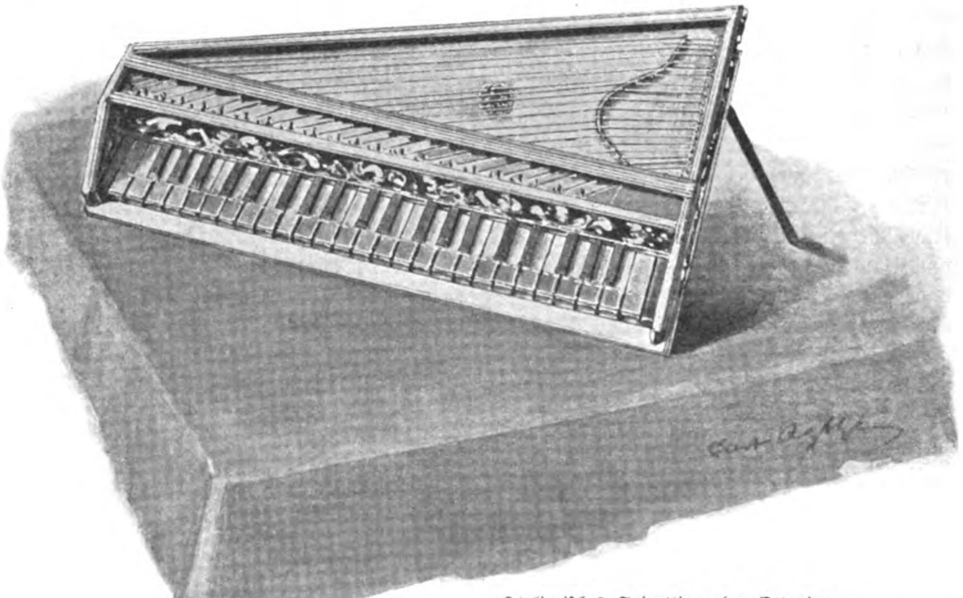
Zeitweilig verlor man auch das eigentliche Ziel aus den Augen und verwendete unsägliche Mühe auf Register und Züge, wodurch man allerlei „Veränderungen" hervorrief, die ja sehr sinnreich konstruiert waren, aber zuletzt doch nur der Spielerei (s. die Abbild. S. 97 u. 98) und einem erschrecklichen Lärmmachen dienten. Man lese einen Bericht aus dem „Litterarischen Anzeiger" vom Jahre 1798 über ein von dem Prager Universitätsprofessor Vinzenz von Blaha vorgeführtes Instrument. Danach sah es äußerlich verhältnismäßig harmlos aus, indem es die gewöhnliche Gestalt eines Flügels hatte. Aber darunter, hinter einem grünen Vorhang verborgen, war der ganze schreckliche Apparat zur türkischen Musik, den ein unschuldiges Pedal in Bewegung setzte. Herr von Blaha ließ nun nicht nur den ganzen Spektakel los, sondern zur Abwechselung ertönten Trommeln und Pfeifen allein; dann aber sang er dazu oder ließ wenigstens mittels eines Röhrleins im Munde „ein wahres Fagott" dazu ertönen. Mit einem einzigen Fußtritt veranlaßte dieser schreckliche Mensch einen Blasebalg, zwei Reihen von Orgelpfeifen mit belebendem Wind zu versehen. Eine schnarrende Sackpfeife und klappernde Kastagnetten fehlten nicht. Doch das alles war noch nichts. Herr von Blaha beginnt lieblich zu singen, eine süße, beschreibende Arie vom — Gewitter. Und plötzlich dringt heulender Sturmwind ein, ein Hagelregen pladdert nieder, der Donner rollt und kracht — dann alles still. — Der Herr Professor versichert, daß das alles „höchst erquicklich" wirke.

Schade, daß trotz aller Liebesmüh der Ton immer nur pincé, spitzig, gezupft, gekniffen war. Die Bemühungen, Töne von längerer Dauer zu erzielen, hören denn auch seit dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts nicht mehr auf. Mit der großartigen Ausbildung der Streichinstrumente mußte der Mangel um so schärfer fühlbar werden. An-

dererseits glaubte man hier das Hilfsmittel gefunden zu haben.

Eine allerdings sehr primitive Lösung besaß man schon seit Jahrhunderten in der Drehleier (Bettler- oder Bauernleier), bei der ein durch eine Kurbel in Umlauf gesetztes, mit Harz bestrichenes Rad die Saiten, die zum Teil durch eine Klaviatur verkürzt werden konnten, zum Tönen brachte.

Eine Drehleier in sehr großem Maßstabe stellte der Nürnberger Johann Heiden um 1600 in seinem „Geigenwerk“ her, bei dem die angeschlagenen Tasten die Saiten gegen kleine, mit Harz bestrichene Rädchen drückten. Diese wurden durch ein Pedal in Drehung erhalten und entlockten den Saiten einen der Geige ähnlichen Ton. Einige Jahre später ersetzte Georg Gleichmann in Ilmenau die Metallsaiten durch solche aus Tierdärmen und schuf so die Klaviergambe. Auf demselben Wege schritt weiter Joh. Hohlfeld in Berlin, der 1754 einen Bogenflügel vorführte, bei dem unter dem Saitenbezug ein mit Pferdehaaren bezogener Bogen durch ein Pedal bewegt wurde, so daß er die Darmsaiten strich. Während hier die Taste die Saite auf den Bogen drückte, hob sie bei dem von Meyer zu Knonow 1794 hergestellten Flügel die jeder einzelnen Saite zugeteilten Bogen gegen die in Ruhe verharrenden Saiten.



Italienisches Spinettino oder Ottavino.
(Die Stimmung ist eine Oktave höher als beim Spinett. Man stellte diese kleinen Instrumente gern auf einen großen Kielflügel und bediente sich ihrer dann wie eines oberen oder piano Manuales.)

Von dem Vielen, was in dieser Hinsicht noch geschaffen wurde, hat sich auf die Dauer nichts als brauchbar bewährt, die Bemühungen wurden denn auch bald wieder eingestellt.

Dagegen müssen wir noch eines Instrumentes gedenken, das zwar mit dem Tode seines Erfinders selber dem Kunstleben erstarb, aber doch einen so großen Eindruck hervorgerufen hat, daß wir ihm die Hauptanregung zum heutigen Hammerklavier zu danken haben: Hebenstreits Pantaleon.

Pantaleon Hebenstreit wurde 1669 zu Eisleben geboren und war Klavierlehrer in Leipzig. Schulden halber mußte er von hier fliehen und fand Aufnahme bei einem Freunde in der Nähe von Merseburg. Hier hörte er in der Dorfschenke oft das Hackbrett spielen. Auch in der einfachen Gestalt gewährte dieses mit Holzklöppeln geschlagene Instrument im Gegensatz zu seinem so hoch entwickelten Abkommen, dem Klavicymbel, die Möglichkeit der wechselvollen Tonstärke. Hebenstreit kam auf den Gedanken, dieses verachtete Instrument zu vervollkommnen.

Oktav-Spinett (wie Abbild. S. 90) aus dem achtzehnten Jahrhundert.
(Sammlung de Wit in Leipzig.)

Er nahm statt der klirrenden Metallsaiten solche aus Därmen, überzog die harten Hämmer mit weichem Leder und erlangte eine solche Fertigkeit auf seinem Instrumente, daß er sich 1705 auf Konzertreisen begab und an sehr vielen Fürstenhöfen mit größtem Erfolge auftrat; Ludwig XIV. überhäufte ihn mit Gunstbezeigungen und gab dem Instrument den Taufnamen seines Meisters: Pantaleon oder Pantalon. Der unruhige Geist trieb Hebenstreit von einem Ort zum anderen, überall gewann er Ruhm, Gold und Fürstengunst; 1750 starb er als Kammermusikus in Dresden. Der bedeutsame Musikhistoriker Joh. Nikolaus Forkel berichtet begeistert über den Eindruck, den Hebenstreit am sächsischen Hofe machte: „Sobald Herr Hebenstreit anfing und nur ein kleines Vorspiel hören ließ, erstaunte der ganze Hof über diese so neue und treffliche Musik, und selbst die eifersüchtigen Welschen mußten gestehen, daß sie noch nichts Größeres und Vollständigeres auf einem einzigen Instrumente gehört hätten. Herr Hebenstreit wußte einer vollen Musik mit seinem Instrumente einen solchen Nachdruck zu geben, als wenn sie noch mit zwanzig anderen Instrumenten besetzt wäre."

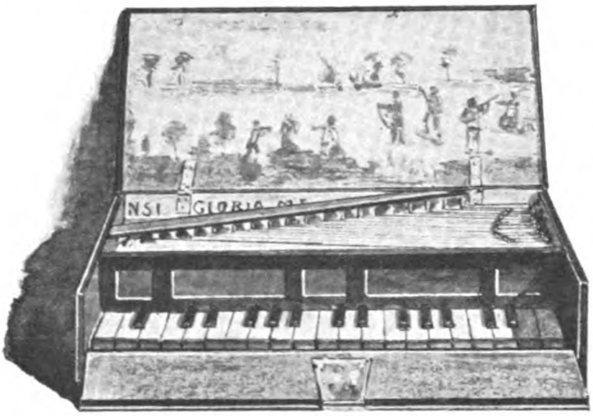
Zu dieser Zeit war das Pantaleon viermal so groß wie ein gewöhnliches Hackbrett und von länglich viereckiger Gestalt. Es hatte zwei Resonanzböden und war auf der einen Seite mit Stahl- und Messing-, auf der anderen mit Darmsaiten bezogen, und die beiden Holzklöppel in den Händen des Spielers wurden bald mit ihrer weicheren, bald mit der die Saiten härter angreifenden Seite benutzt.

Hebenstreits „Pantaleon" schwand mit seines Erfinders Tode aus dem Musikleben, nicht nur der teuren Unterhaltungskosten und schwierigen Spielart wegen, sondern weil das Hammerklavier da war, seine Erbschaft anzutreten.

* * *

Bald nach 1705, wo Hebenstreits aufsehenerregende Thätigkeit begann, tauchten an verschiedenen Stellen Erfindungen auf, welche den Hammerschlag bei den Klavieren einführten. Es steht jetzt wohl ziemlich fest, daß der Florentiner Instrumentenmacher Bartolommeo Cristofori der erste Erfinder war. Der Name, den er seinem 1711 fertig gestellten Instrumente gab, Gravecembalo col piano e forte, sagt, worin der große Vorzug desselben bestand. Es lag eben beim Spieler, durch die Kraft des Anschlags die Stärke des Tones zu bestimmen. Über das Instrument berichtet der Marchese Scipione Maffei di Verona. Aus seiner Darstellung, wie aus den noch vorhandenen wenig späteren Exemplaren geht hervor, daß

hier schon alles Wesentliche unserer heutigen Hammermechanik vorhanden war. Wir sehen statt der bisherigen, die Saite mit dem Federkiele anreißenden Springer eine Reihe von Hämmerchen, welche von unten gegen



Virginal von 1619.
(Die Tonfähigkeit ist für die Kleinheit des Instruments erstaunlich.)

die Saiten schlagen. Die Köpfe der Hämmer sind würfelförmige, vom Stiel durchbohrte, kleine Holz- oder Kartonklötzchen, die oben mit Hirschleder bedeckt sind. Die Hämmer befinden sich in einem über den Tastenhebeln liegenden, von diesen unabhängigen Holzgestelle; der leicht bewegliche Hammer wird von einem Stößer gegen die Saiten getrieben. Dieser Stößer ist an einer Feder von Messingdraht befestigt und läßt durch diese, an Stelle des heutigen Auslösers, den Hammer in seine frühere Stellung zurückfallen. Aufgefangen wird er von zwei sich kreuzenden Seidenfäden. Auch ein Dämpfer aus Tuch ist vorhanden, der die Saite erst frei ertönen läßt, wenn die Taste niedergedrückt ist (s. Abbild. S. 99).

Unvollkommener als diese Mechanik ist die, welche, unabhängig von Cristofori, Marius 1716 in Paris und G. G. Schröter mit der Versicherung, die Erfindung 1717 gemacht zu haben, 1763 in Nordhausen veröffentlichte. Das größte Verdienst an dem endgültigen Siege des Hammerklaviers gebührt dem berühmten sächsischen Orgelbauer Gottfried Silbermann (1683 bis 1753), der nach abenteuerreichen Jugendjahrten in Freiberg als rastloser, das einmal erkannte Ziel unermüdlich verfolgender, gewissenhafter Künstler arbeitete. „Alles mußte bei ihm echt und gut sein; für den Schein arbeitete er nie, und mangelhafte Arbeiten, selbst schon fertige Pianoforte, zerschlug er mit der Holzaxt," rühmt von ihm sein Biograph Ludwig Mooser. So gelang es ihm zuletzt, auch Joh. Seb. Bachs weitgehende Ansprüche zu befriedigen. Silbermanns Mechanik glich im großen und ganzen der Cristoforis. Später erhielt sie die Bezeichnung „englische Mechanik", weil sie in England, wohin sie der Deutsche Johann Zumpe 1766 verpflanzt hat, ihre völlige Ausbildung erfuhr. Hier errang das Hammerklavier gleich den allgemeinen Beifall, und die englischen Fabriken, allen voran Broadwood, gewannen bald Weltruf (s. Abbild. S. 99).

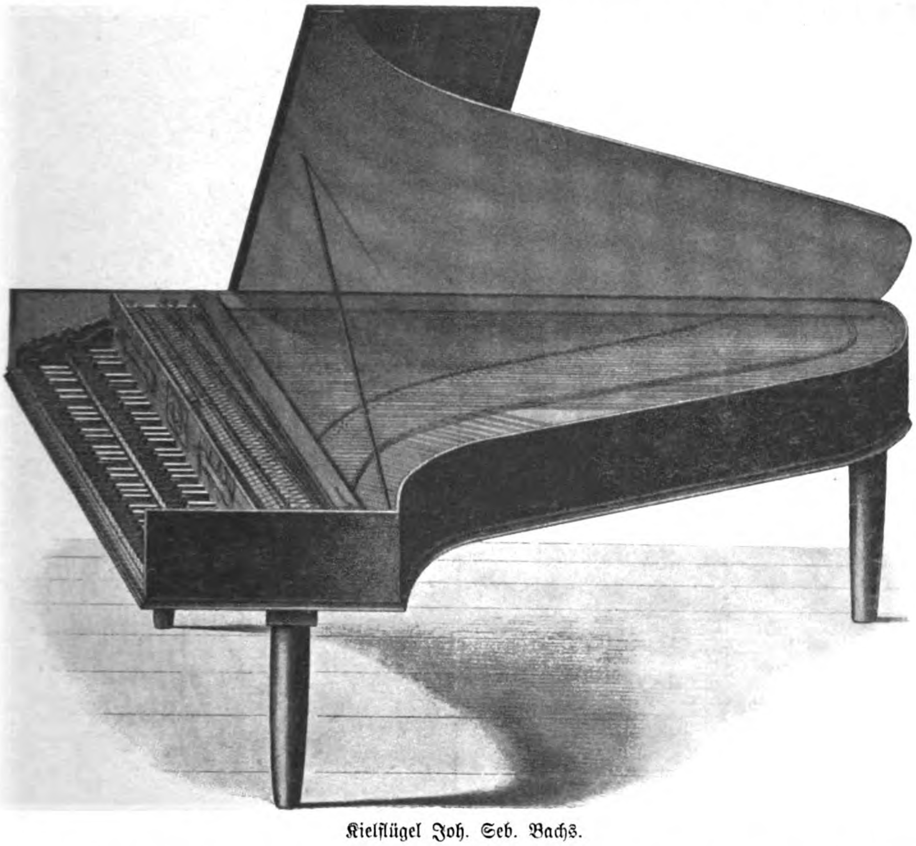
In Deutschland dagegen hatten die Hammerklaviere einen viel schwereren Kampf zu bestehen, bevor sie sich einbürgerten. Das Klavichord war hier noch lange das beliebteste Instrument. Auch der feinsinnige Chr. Fr. Daniel Schubart zieht in seiner auf Hohenasperg verfaßten „Ästhetik der Tonkunst" dieses „einsame, melancholische, unaussprechlich süße" Instrument allen anderen vor.

Dagegen war Mozart ein ausgesprochener Liebhaber des Hammerklaviers, das er auf seinen Kunstreisen fast ausschließlich benutzte. Wir haben vom Einundzwanzigjährigen einen Brief, in dem er die Instrumente von Johann Andreas Stein (1728 bis 1792) ganz begeistert lobt.

Dieser Stein, der sich in Silbermanns Fabrik ausgebildet hatte und nachher in Augsburg ein blühendes Geschäft betrieb, ist der Erfinder der sogenannten „deutschen" oder „Wiener" Mechanik, bei der die Hämmer nicht unabhängig von den Tasten auf einer besonderen Leiste, sondern *auf den Tasten selbst* angebracht waren (s. Abbild. S. 99). Das Geschäft erhielt eine wesentliche Förderung, als Andreas Streicher, den wir als Freund Schillers in seiner schwersten Zeit schätzen, Steins Tochter Nanette heiratete und nach Wien übersiedelte, wo die Fabrik noch heute blüht. Nanette aber nennt jeder Verehrer Beethovens mit besonderer

Liebe, war sie es doch, die dem Unzugänglichen treue Freundin und unermüdliche Fürsorgerin war. Andreas Streicher selbst erfand einen Mechanismus, bei dem die Hämmer von oben auf die Saiten schlugen, eine Verbesserung, die später Pape in Paris anwendete.

Wir haben schon erfahren, daß es ein Deutscher war, der die Erfindung des Hammerklaviers nach England überbrachte. Auch der Begründer des französischen Pianofortebaus trägt einen deutschen Namen. Sebastian Erhard, später schrieb er sich Erard, kam 1768 aus Straßburg nach Paris, wohin ihm dann auch sein Bruder Johann Baptist folgte. Beide waren treffliche Instrumentenbauer, Sebastian überdies unerschöpflich in allerlei Erfindungen, deren bedeutsamste die ohne die Taste vorher ganz loszulassen. — Auch die beiden anderen berühmten französischen Klavierfabriken Pleyel und Pape wurden von Deutschen begründet, wie denn überhaupt unserem Volke der größte Anteil an der Ausbildung des volkstümlichsten aller Instrumente gebührt. Ist doch auch die weltberühmte amerikanische Firma Steinway die Schöpfung des Braunschweigers Steinweg. Und auch die wichtige Erfindung der Kreuzung der Saiten, die heute von fast allen Klavierbauern der geraden Führung vorgezogen wird, weil hierdurch die Saiten länger genommen werden können, das Verhältnis ihrer Länge zur geforderten Höhe, die Mensur, eine natürlichere ist, verdanken wir einem Deutschen, sei es nun, daß dem Instrumentenbauer Lichtenthal in Peters-



Kielflügel Joh. Seb. Bachs.

aus dem Jahre 1823 ist, der Hammermechanismus à double échappement, der meistens als „Repetitionsmechanik“ bezeichnet wird, weil er es ermöglicht, den Hammer ein zweites Mal gegen die Saiten zu treiben, burg oder Henri Pape in Paris das Verdienst der Erfindung zukommt. Von letzterem besitzt das Berliner Museum ein kreuzsaitiges Instrument schon aus dem Jahre 1836.

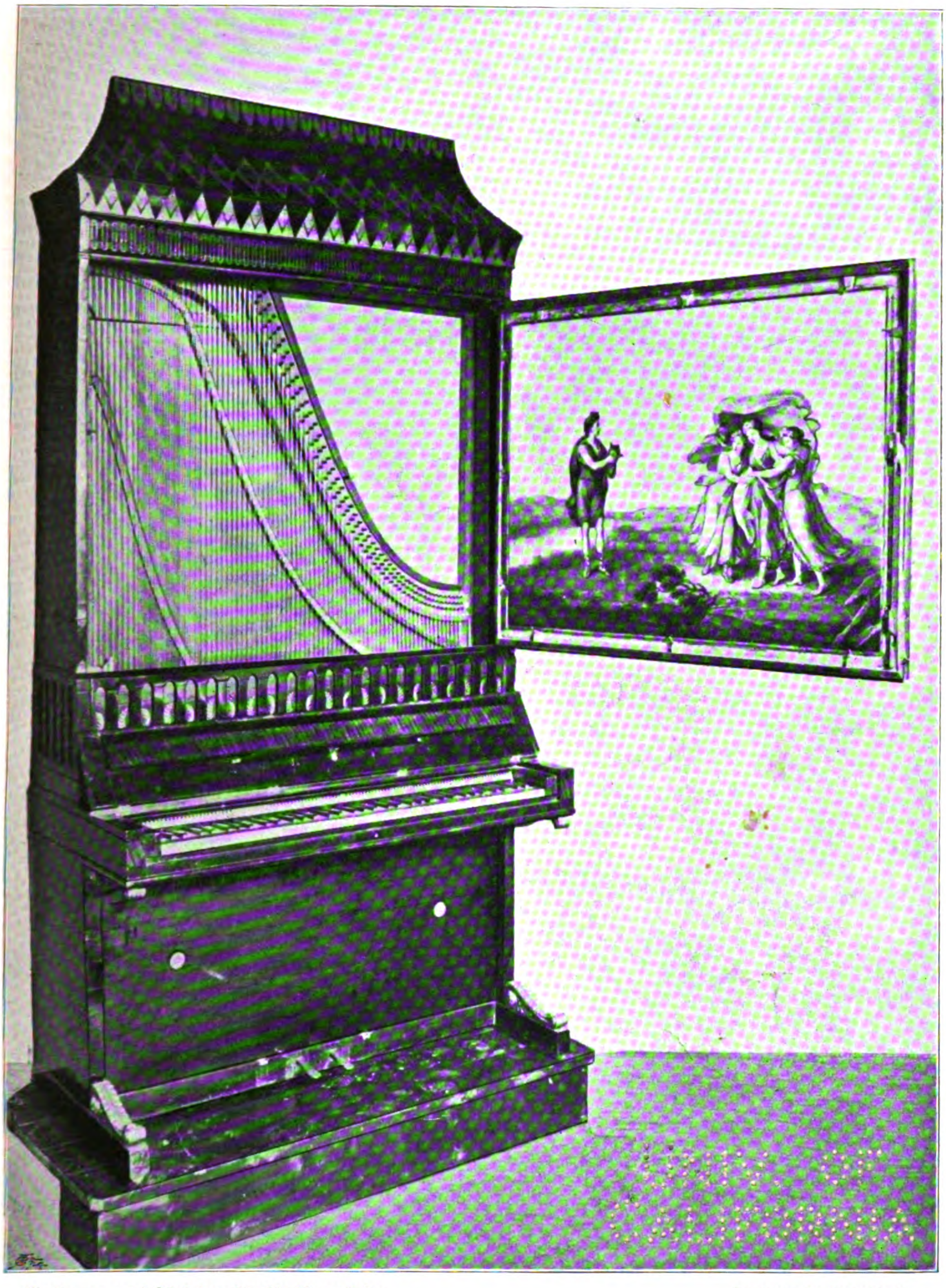
In der äußeren Form ist die frühere Mannigfaltigkeit aufgegeben worden. Wir haben jetzt eigentlich nur noch den Flügel, der auch in kleinerer Gestalt als Stutzflügel gebaut wird, und das Pianino, das sich aus dem älteren aufrecht stehenden Flügel, dem sehr verschiedene Formen gegeben wurden, entwickelt hat und 1739 von dem Priester Domenico del Mela in Gogliano erfunden sein soll. Das tafelförmige Pianoforte hat, wenigstens in Deutschland, nur noch wenige Liebhaber.

Es ist natürlich unmöglich, hier alle bedeutenderen Klavierbauer aufzuzählen, noch auch alle die kleineren Verbesserungen aufzuführen, mit denen die angespannte Thätigkeit aller Klavierfabriken das meist begehrte Instrument leistungsfähiger machen zu können glaubt. Die Ansprüche, welche das gewaltige Spiel des Klaviertitanen Liszt an die Stärke und Ausdauer des Materials stellte, mußten befriedigt werden und sind befriedigt worden.

* * *

Auch der Klavierbau hat die Entwickelung vom Kleingewerbe zur Großindustrie mitgemacht. Gegenüber dem riesigen Betriebe der heutigen Klavierfabriken erscheinen selbst die blühendsten früheren Werkstätten nur klein. Der Verbrauch an Instrumenten ist ja auch, der allgemeinen Verbreitung der Musikpflege entsprechend, gegen früher ein ganz ungeheurer. Auch hier ist ein sehr heißer Kampf um die Vorherrschaft auf dem Weltmarkt entbrannt. Doch wenn auch diese Konkurrenz vielfach zur Losung „billig und schlecht" geführt hat, so hat sie doch auch die Instrumentenbauer zu den denkbar größten Anstrengungen angespornt, so daß heute auf dem Gebiete des Klavierbaues thatsäch-

Hammerflügel von Pascal Taskin in Paris, 1787, überliefert als Instrument Marie Antoinettes.

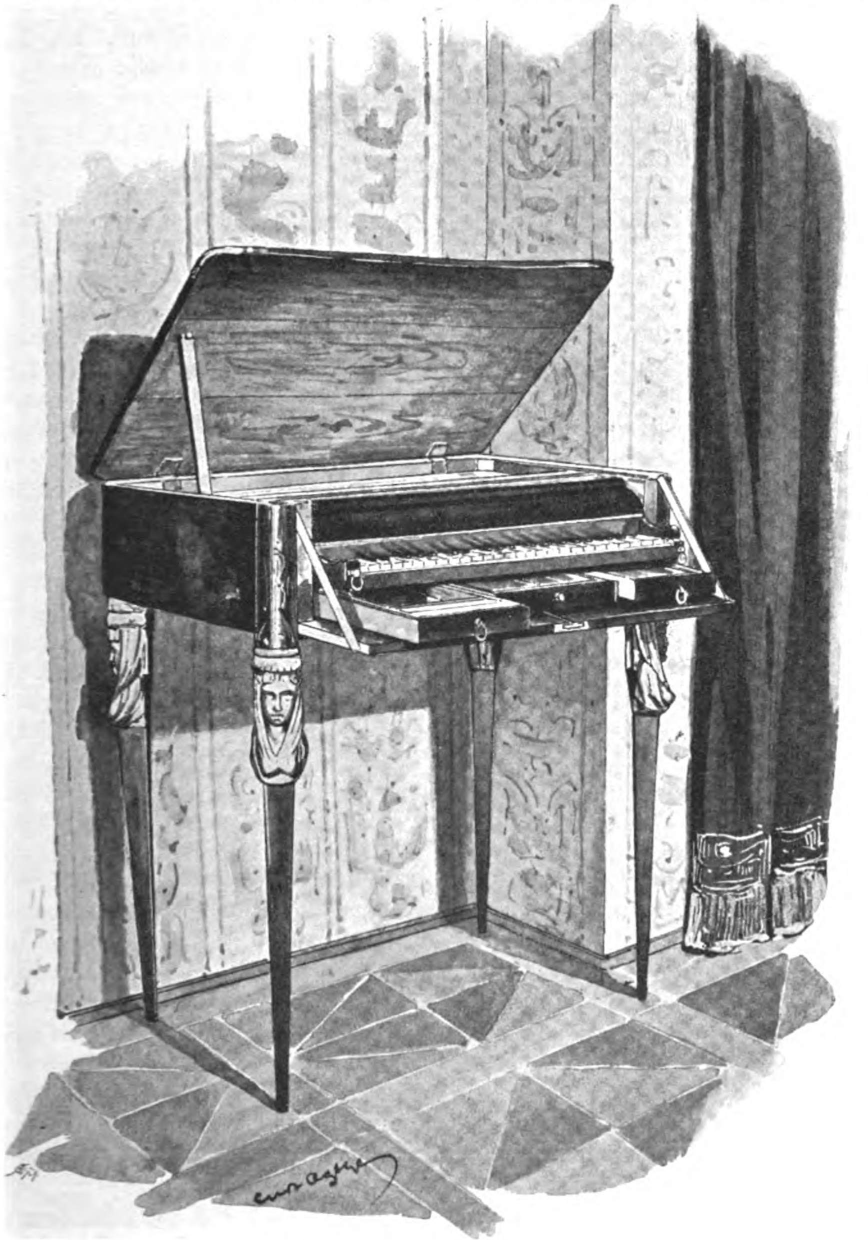


Aufrechtes Hammerklavier aus dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts.
(Sammlung de Wit, Leipzig.)

lich etwas ganz Außerordentliches geleistet wird.

Während, wie wir oben gesehen haben, es Deutsche waren, welche im Ausland den Hammerklavierbau zur höchsten Blüte brachten, war Deutschland selber durch seine lang anhaltende Vorliebe für das Klavichord, mehr noch durch die zerfahrenen politischen und schlechten finanziellen Verhältnisse immer mehr ins Hintertreffen geraten. Heute dagegen beherrscht das deutsche Klavier neben dem amerikanischen den Weltmarkt.

Der dem deutschen Namen auf diesem Gebiete zu solchen Ehren verholfen hat, ist



Nähtischklavier von Joseph Klein in Wien.
(Kleiner Nähtisch mit Schubfächern, Garnwickler u. s. w. Das Klavierchen [F bis f'''] wird wie ein Schubfach herausgezogen. Das Ganze ist mehr Spielzeug, der Klang kindlich.)

Karl Bechstein zu Berlin. Sein Leben bietet selbst das fesselnde und der Großartigkeit nicht entbehrende Schauspiel, wie ein hochbegabter, nimmermüder, stets nach dem Höchsten strebender, von modernem Wetteifergeiste beseelter, dabei aber die goldenen Regeln des alten deutschen Handwerks nie vergessender Mann sich innerhalb eines Menschenalters aus den kleinsten Anfängen zum riesenhaften Großbetrieb entwickeln kann.

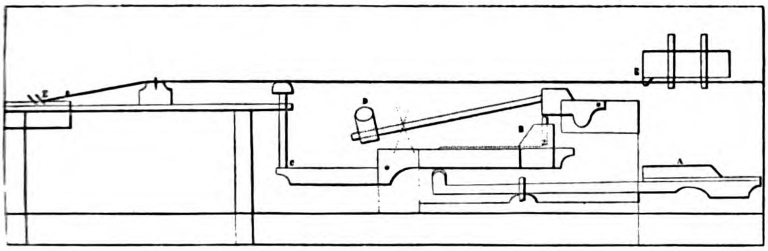
Marie Cosway mit der Orphika, einem Tragklavier, das zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts vielfach beliebt war.

Karl Bechstein ist am 1. Juni 1826 in Gotha geboren. Neigung und musikalische Begabung trieben ihn zum Klavierbau, den er in Erfurt und Dresden erlernte. Zweiundzwanzig Jahre alt, kam er nach Berlin, wo er in die Fabrik von G. Perau eintrat. Da damals alle Instrumente von besonderem Rufe aus Paris kamen, ging er dorthin. Mit offnen Augen und thätigen Händen arbeitete er in den Fabriken des geschickten Pape, des trefflichen Kriegelstein und ging dann nach London, um auch den englischen Klavierbau kennen zu lernen. Nun erst, 1854, kehrte er nach Berlin zurück. Mit reicher Erfahrung ausgerüstet, voll der kräftigsten Vorsätze, seiner unverwüstlichen Gesundheit und eines unermüdlichen Fleißes sich bewußt, hatte er den Wagemut, eine eigene Fabrik zu eröffnen.

Ja, es gehörte fast eine Tollkühnheit zu diesem Schritte. Seine Mittel waren so bescheidene, daß außer ihm nur noch ein einfacher Tischler in der kleinen Werkstatt in der Behrenstraße thätig war, die das Glück einer jungen Ehe durchsonnte. Was es bei der heutigen, ausgetüftelten Bauart des Klaviers bedeuten will, den ganzen eigentlichen Instrumentenbau allein zu bewältigen, kann nur der voll bewerten, der die peinliche Arbeitsteilung in einer Fabrik gesehen hat. Nun, Bechstein hat diese Arbeit allein geleistet. Es hat allerdings fast dreiviertel Jahre zur Vollendung der beiden ersten Instrumente bedurft, denn was dem großen Gottfried Silbermann nachgerühmt wird: „Alles mußte bei ihm echt und gut sein — für den *Schein* arbeitete er nie," hat auch für Karl Bechstein seine Gültigkeit von der ersten Stunde seines Schaffens an bis auf den heutigen Tag.

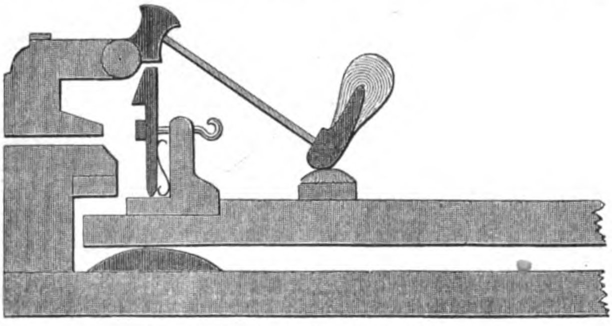
Dafür hat der junge Meister aber die Genugthuung gehabt, daß die Aufmerksamkeit der Kunstwelt bereits durch seine ersten Schöpfungen erregt wurde. Bülow war der erste, welcher den Ruhm des neuen Klavierbauers verkündete, Dreyschock folgte nach, und bald schloß sich den beiden auch Franz Liszt an. Für Bechstein war das nur ein Anfeuerungsmittel, nun eigentliche „Konzertflügel" von ganz besonderer Größe zu bauen. Auf dem ersten derselben hat Bülow 1856 die vielumstrittene H-Moll-Sonate von Liszt gespielt.

Der Ruf der neuen Fabrik verbreitete sich so rasch, daß schon 1860 größere Räume



Hammer-Mechanik von Cristofori, 1711.
(A ist die Taste; sie schlägt gegen einen zweiten Hebel, auf dem bei B die federnde Stoßzunge, bei C der Dämpfer angebracht ist. D ist der Hammer; mit dem Kopfe auf Seidenfäden ruhend, ist er an einer besonderen Leiste angebracht, von der aus ihn die Stoßzunge gegen die Saite E bis E schlägt; dann fällt er sofort in seine frühere Lage zurück.)

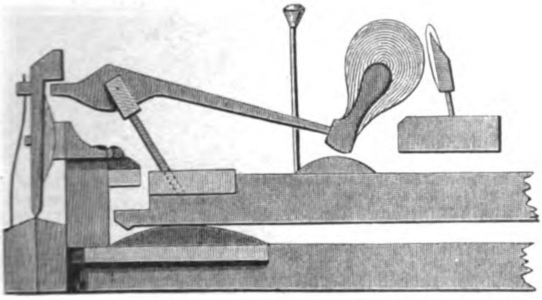
nötig wurden. Bechstein siedelte nach der Johannisstraße über, wo sich, allerdings stark vergrößert, noch heute die eine Fabrik befindet. Nun ging es mit Riesenschritten vorwärts. 1862 schon wurde auf der Londoner Ausstellung Bechsteins Fabrikat als das beste deutsche bezeichnet und mit den hervorragendsten ausländischen auf eine Stufe gestellt. Auch die neue Fabrik reichte bald nicht mehr aus. Im Osten des mächtig gewachsenen Berlin wurde 1880 ein riesiges Grundstück erworben, auf dem jetzt vier gewaltige Gebäude errichtet sind, in denen die eigentliche fabrikmäßige Herstellung erfolgt, während in dem Gebäude im Herzen der Stadt die letzte Ausarbeitung vorgenommen wird. Außerdem befinden sich hier noch die Reparaturwerkstatt — „Klinik“ nennt sie der Humor der Arbeiter — und die großen Magazine. Und so bedecken heute, nach fünfundvierzig Jahren des Bestehens, Bechsteins Fabriken ein Areal von mehr als sechs Morgen, beinahe achthundert Arbeiter — sämtlich ausgebildete Tischler — finden in ihnen lohnende Beschäftigung. Der Name der Fabrik hat heute den besten Klang in der ganzen Welt; über die Hälfte sämtlicher Instrumente geht nach England und seinen Kolonien. Schon seit dem Jahre 1879 hat Bechstein deshalb in London ein eigenes großes Geschäft, während an allen wichtigen Plätzen Vertretungen unterhalten werden. Der jährliche Verkauf an Flügeln beträgt jetzt fünfzehnhundert, an Pianinos zweitausendfünfhundert Stück. Was das bedeutet, mögen einige für amtliche Zwecke ermittelte Zahlen aus dem Materialverbrauch der Firma veranschaulichen:



Die „englische“ Mechanik, bereits von Cristofori angewendet, von Silbermann, Streicher, Broadwood u. a. verbessert.

Hölzer	450 000 M.
Schmiede-, Guß-, Walzeisen, Eisenbleche, Eisendrähte, Stifte, Schrauben	170 000 „
Stahlsaiten	30 000 „
Kupfer-, Messingdraht, Scharniere, Pedale, Leuchter . .	95 000 „
Leim	38 000 „
Lacke, Spiritus, Polituren . .	37 000 „
Tuche	12 000 „
Filze	5 000 „
Verpackungsmaterial, Kisten .	35 000 „
Klaviaturen, Mechaniken u. s. w.	525 000 „

An Arbeiterlöhnen aber zahlt die Firma jährlich mehr als eine Million Mark aus.

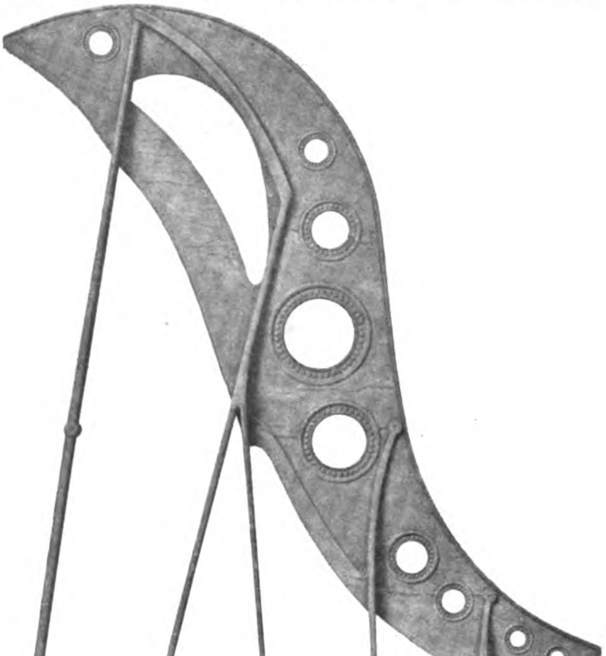


Deutsche oder Wiener Mechanik, erfunden von Johann Andreas Stein.

Noch heute liegt die Gesamtleitung des riesigen Geschäfts in den Händen seines Begründers, dem drei Söhne mit jungen Kräften beistehen. Aber mit Ehrenbezeigungen überhäuft und im Besitze eines fürstlichen Einkommens ist Bechstein der persönlich bescheidene Mensch von ehedem geblieben. Nur daß er heute seinen künstlerischen Neigungen folgen kann. Er nennt eine treffliche Gemäldegalerie sein eigen, und sein Haus ist ein Sammelpunkt der künstlerischen Welt. Leider verbietet uns der Raum, näher auf die Beziehungen einzugehen, die den Namen Bechsteins mit den berühmtesten der Musikentwickelung des letzten halben Jahrhunderts in unlösbarer Gemeinschaft zeigen. Vor allem dem unvergeßlichen Bülow war er weit mehr, als bloßer „Beflügler“. Der Briefwechsel dieser beiden Männer ist eine Fundgrube für den Geschichtschreiber der neueren Musik; hoffentlich wird er der Öffentlichkeit nicht mehr allzu lange vorenthalten.

Jetzt aber wollen wir uns zu einer allerdings auch nur kurzen Betrachtung von Bechsteins „Werk“ wenden. Der Rundgang durch die Fabriken ist eine kleine Reise, zu der man eines guten Führers bedarf; ich danke auch an dieser Stelle gern dem Techniker des Hauses, Herrn Bernh. Grothues, der mich all die Treppen auf und ab, durch die zahllosen mächtigen Säle und kleineren Werkstätten belehrend und erläuternd geleitete. Es würde einen stattlichen Band füllen, wollte ich alles beschreiben, was ich gesehen, die zahllosen, oft nur für diesen einen Zweck erbauten Maschinen, die eng umschriebene, aber peinlichste Sorgfalt erheischende Arbeit der einzelnen Gruppen. Es ist nur eine andeutende Skizze, die ich geben kann.

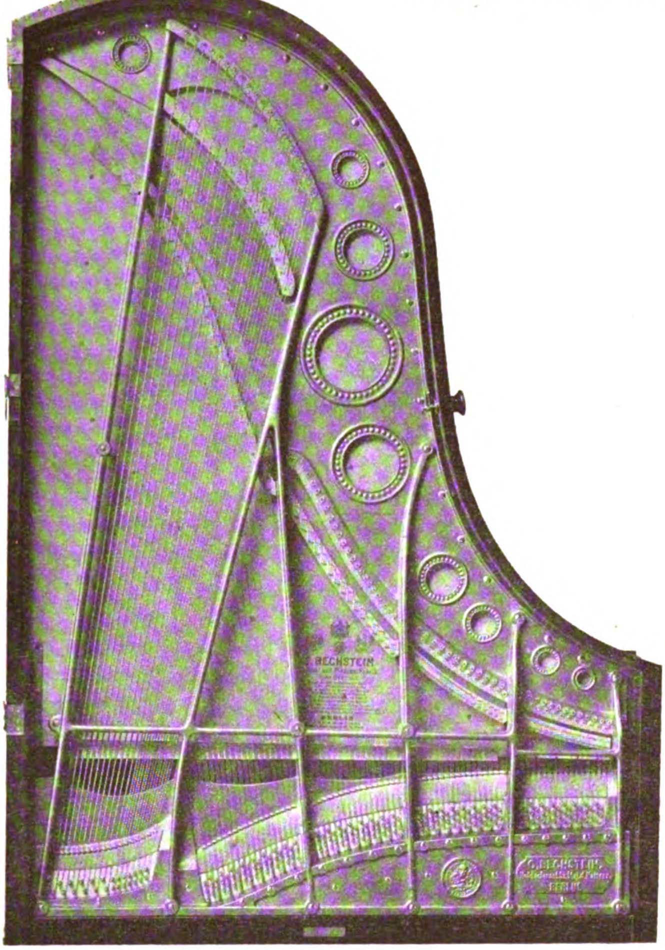
Betreten wir einen der drei großen Höfe des Fabrikgebäudes, so sehen wir unter Schutzdächern, in mächtigen Massen aufgestapelt, die schon geschnittenen Hölzer: Kiefern, Tannen, Eichen, Rotbuchen, Ahorn neben dem meist aus Amerika stammenden Nußbaum, Polisander, Mahagoni und Jacarandapappel. Nur kerngesunde Stämme sind verwertbar; aber auch diese haben noch einen langwierigen Prozeß durchzumachen. Vier bis fünf Jahre trocknen sie zunächst an der Luft, dann gelangen sie in die mit Dampf erhitzten Trockenräume, wo sie wieder Wochen und Monate lagern. Jetzt kommen sie vor Vollendung des Instruments überhaupt nicht mehr aus den erwärmten Räumen heraus. Erst gilt es nun die trockenen Bretter für ihren näheren Zweck zurechtzuschneiden. Wir begeben uns ins geräumige Maschinenhaus, dessen zahlreiche, verschiedenartige, dem einzelnen Bedürfnis genau angepaßte Maschinen von einer sechzig Pferdekräfte starken Dampfmaschine getrieben werden. Allerlei Hobel, von den kleinsten bis zur gewaltigen,



Unbespannter Eisenrahmen eines Flügels.

hundertsiebzig Centimeter breit arbeitenden Hobelmaschine, die den breitesten Resonanzboden auf einmal glättet, Band-, Kreis-, Frett- und Fourniersägen; es saust und singt und braust und rollt wie eine Orgel; die Späne und Hölzer fliegen umher, soweit sie nicht von mächtigen Exhaustoren erfaßt und durch weitbauchige Kanäle in die Öfen geführt werden. Ein buntes, wildbewegtes Bild, ruhig nur der Mensch zwischen all dem rennenden Räderwerk, der gespannt darauf achtet, daß auch nicht eine Linie zu viel bleibe oder falle. — Andere Holzteile bekommen die Drechsler, die Holzschneider in die Hand für die kunstvoll gearbeiteten Notenpulte, die prächtig gedrehten Füße u. s. w.

Wir gehen in andere Hallen, in die Eisenwerkstätten. Keine so langwierige, aber darum nicht weniger peinliche und sorgfältige Vorbereitung erfordern die Eisenrahmen (s. die Abbild. S. 100 u. 102). Bei den ganz außerordentlichen Anforderungen, welche an die Spannkraft und Widerstandsfähigkeit der Instrumente, zumal durch Liszts und seiner Schule titanisches Spiel gestellt wurden, kam man immer wieder auf einen schon 1825 von dem Amerikaner Alpheus Babcock angestellten Versuch zurück, Eisen an jenen Teilen zu verwerten, die diesem Drucke am meisten stand zu halten haben. Allmählich gelangte man — Steinway gebührt dabei ein Hauptverdienst — zum heutigen Eisenrahmen, der in die Instrumente eingelassen wird und, ohne den Ton in schädlicher Weise zu beeinflussen, dem Ganzen Festigkeit und Stetigkeit giebt. Diese Eisenrahmen werden von drei Gießereien im Rohzustande geliefert und werden nun in der Schmiede bearbeitet. Die zahllosen Löcher werden vorgebohrt, die Anhängestifte hineingeschlagen, die Schalllöcher

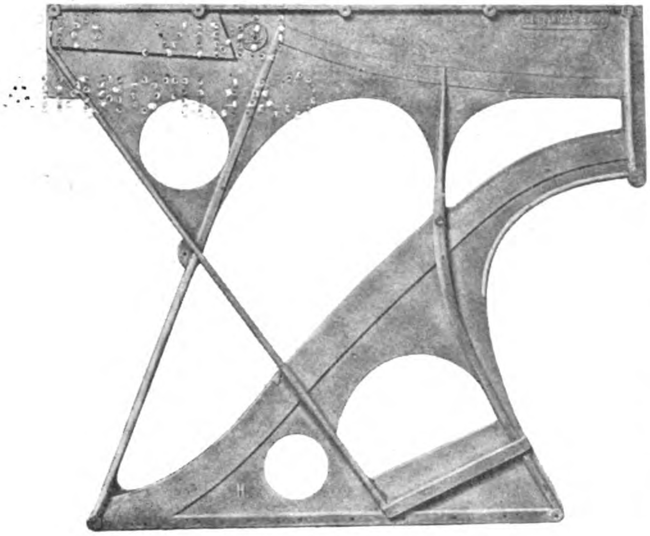


Flügelkasten nach der Bespannung.

ausgearbeitet. Dann kommen sie in die Lackiererei, werden gespachtelt, geschliffen, wiederholt lackiert, immer wieder in auf 65 Grad erhitzten Öfen getrocknet, endlich bronziert.

Einen ebenso interessanten Anblick gewährt die Schlosserei, wo alle übrigen Eisenteile hergerichtet werden. Die Pedale, die Beschläge, Schlüssel, Leuchter und Rollen — ein Schmieden und Stanzen um uns herum; von nebenher ein surrendes Geräusch — die für die tieferen Töne bestimmten Gußstahlsaiten werden mit Kupferdraht umsponnen.

Schon so manche Maschine haben wir in Betrieb, so manche fleißige Hand in Thätigkeit gesehen, und doch ist das alles erst vor-

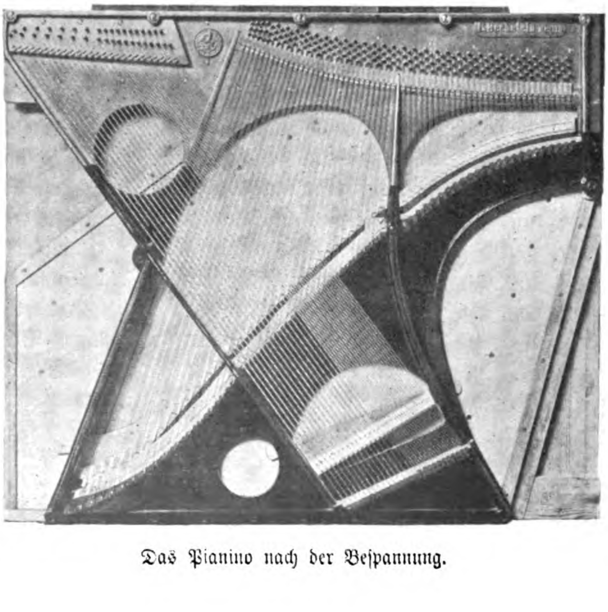


Unbespannter Eisenrahmen eines Pianinos.

bereitende Arbeit. Zahlreiche elektrische Aufzüge befördern die zurechtgemachten Hölzer und Eisenrahmen auf die über das ganze Gebäude sich hinziehenden, endlosen Bodenräume, wo sie wieder monatelang der Trockenluft ausgesetzt sind, um dann den verschiedenen Arbeitern ausgeliefert zu werden. Wir aber ziehen treppauf, treppab durch vier Stockwerke in vier Gebäuden und wollen wenigstens einige der Entwickelungsstufen zeichnen, welche das künftige Instrument durchzumachen hat, bis es, je nach seinem Schicksal, von einem Künstler gespielt oder von einem Pfuscher mißhandelt wird.

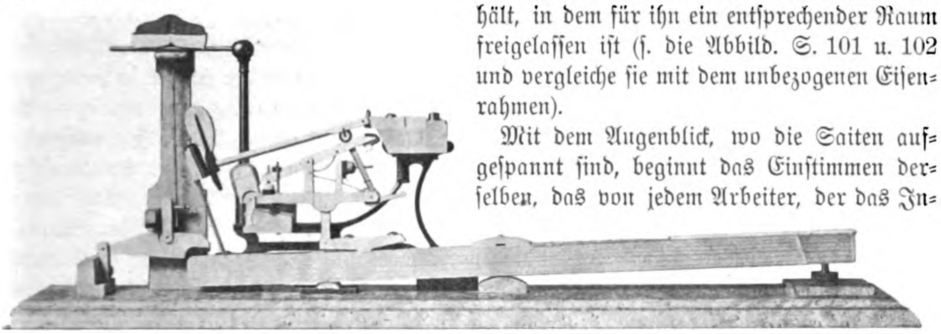
Von ganz besonderer Wichtigkeit ist die Verleimung der Hölzer. Die Erfahrung hat gelehrt, daß nicht die massiven Hölzer die widerstandskräftigsten und tonfähigsten sind, sondern daß eine aufeinandergeleimte Schicht verschiedenartiger Holzdicken, die überdies in den Fasern andersartig geschnitten sind, diese Eigenschaften in viel höherem Maße aufweist. Es werden deshalb z. B. die Flügelwände aus zwölf bis zwanzig Holzschichten gepreßt. Natürlich ist bei dieser Verleimung die größte Sorgfalt der Arbeit und das beste Material Voraussetzung. Die jährliche Ausgabe von achtunddreißigtausend Mark für Leim mag eine Vorstellung von dem Massenverbrauch ergeben. Die geleimten Hölzer wandern immer wieder in besonders erhitzte Holzkästen.

Im Bau der Flügel und Pianinos ist als grundlegender Unterschied zu beachten, daß beim Flügel erst der Kasten fertig gestellt wird, in den dann der Kern hineingebaut wird. Beim Pianino dagegen wird erst der eigentliche Instrumentalkörper auf einer besonderen „Raste“ aus Balken errichtet und dann die Holzbekleidung darum geleimt. Während also beim Flügel der Holzkasten, der ihn umschließt, einen wesentlichen Teil des eigentlichen Instrumentalkörpers bildet, ist der Holzkasten des Pianinos nur eine schmückende und schützende Hülle für das darin befindliche, auf dem festen Balkengefüge der Raste erbaute Instrument. Gleichwohl ist es natürlich ein Unsinn, wenn im Interesse einer „stilvollen“ Zimmereinrichtung zu einem vom Möbelhändler gestellten Kasten der Instrumentalkörper bestellt wird. Denn die Güte des Instrumentes beruht wesentlich auf der



Das Pianino nach der Bespannung.

möglichst peinlichen Ab- und Anpassung aller Stücke, auf dem Einhalten gewisser Stärkeverhältnisse auch bei seinen scheinbar unwesentlichsten Teilen.



Hammermechanik der Bechsteinschen Flügel.

Was im folgenden vom Flügel gesagt wird, hat im großen und ganzen auch für das Pianino Gültigkeit, nur daß statt Kasten — Raste zu lesen ist.

In den fertigen Flügelkasten (beim Pianino: auf die Raste) wird der Resonanzboden aufgeleimt und zwar so, daß er vermöge der Holzrippen, die auf seine Unterseite geleimt sind, hohl aufliegt. Der Resonanzboden, der möglichst gespannt sein muß, besteht aus bestem Herzegowiner Fichtenholz. Er ist gewissermaßen die Seele des Instruments und verlangt die peinlichste Ausführung. Auf dem Resonanzboden ist ein schmaler „Steg“ mit Stiften angebracht, wodurch die Saiten die Mensur bekommen.

Hammermechanik des Bechsteinschen Pianinos.

Es wird nun darüber der Eisenrahmen festgeschraubt, der den Resonanzboden nirgends behindert, überdies durch Schalllöcher dem Ton freien Durchgang läßt. Der Eisenrahmen hat den ganzen Druck der Saiten auszuhalten, denn diese hängen an dem einen, feststehenden Ende an den in ihn eingeschlagenen Stiften. Das vordere Ende, woran die Saite zum Stimmen angezogen wird, befindet sich am Wirbel im Stimmstock, der, selber am Kasten festgeleimt, doch seine Hauptwiderstandskraft durch den Eisenrahmen erhält, in dem für ihn ein entsprechender Raum freigelassen ist (s. die Abbild. S. 101 u. 102 und vergleiche sie mit dem unbezogenen Eisenrahmen).

Mit dem Augenblick, wo die Saiten aufgespannt sind, beginnt das Einstimmen derselben, das von jedem Arbeiter, der das Instrument auf seinem weiteren Wege in die Hand bekommt, immer von neuem vorgenommen wird. Es geht bei diesem Erproben der Saiten durchaus nicht sanft zu, und wer gesehen hat, wie mit den Fäusten darauf herumgetrommelt wird, begreift es, daß es auch den gewaltigsten Meistern des Handgelenks nicht mehr gelingen will, einen solchen Bezug entzweizu- — sagen wir — spielen.

Das Instrument ist nun so weit fertig, daß es der Abputzer und Polierer in die Hände bekommen kann. Die Thätigkeit des Abputzers erklärt sich aus dem Worte; allzu leicht wird jedoch die Arbeit des Polierers eingeschätzt. Das ist eine gar langwierige Arbeit, bis vom ersten Anstreichen mit Paraffin das Instrument mindestens seine zehn Mal durchpoliert ist, bis es endlich spiegelblank dasteht. Vier Wochen nimmt das für gewöhnlich in Anspruch, bei Ausnahme-Instrumenten aber auch drei und mehr Monate.

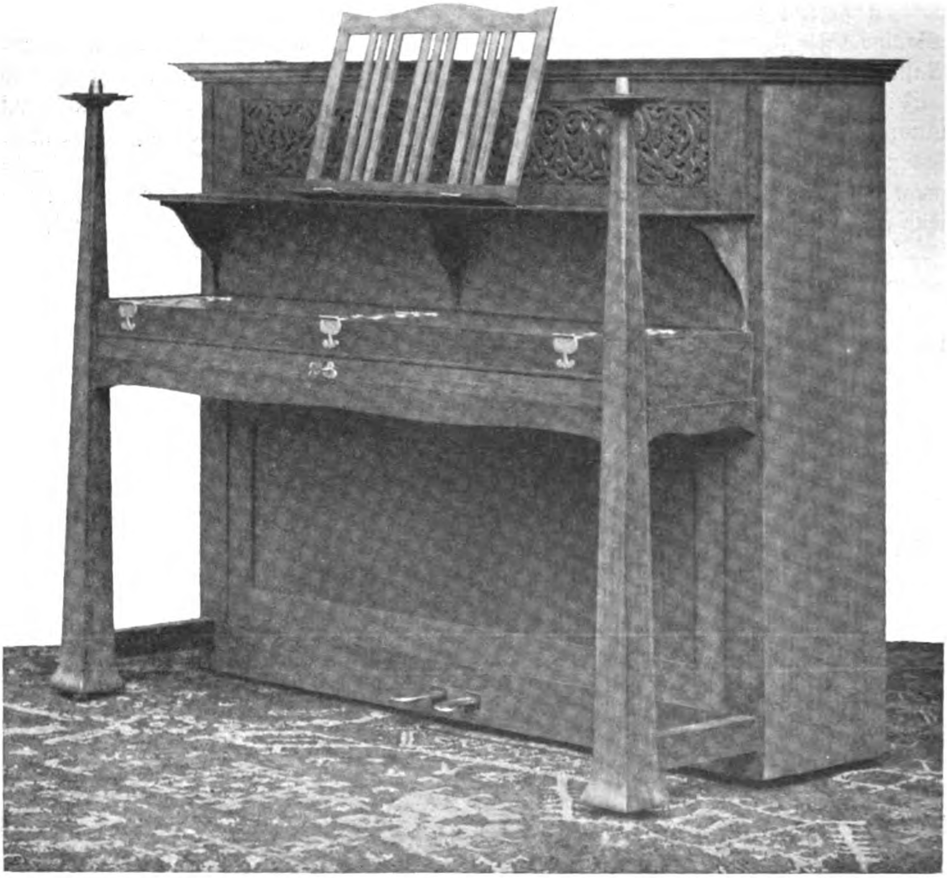
Soweit geschieht die Arbeit draußen in der vorstädtischen Fabrik. Dann kommen die Instrumente auf eigens dafür hergerichteten Wagen in die Fabrik in der Johannisstraße.

Hier bekommt sie zunächst der „Zusammensetzer“ in die Hand, der die Klaviaturen

und die Hammermechanik einsetzt (s. die Abbildungen S. 103). Diese Teile werden fast durchweg fertig bezogen. Die Klaviaturen bestehen aus Elfenbein, nur bei den für tropische Klimate bestimmten Instrumenten wird Celluloid verwertet, weil hier alle Teile nicht nur geleimt, sondern überdies festgeschraubt werden müssen. Die Hammerköpfe liefert ein früherer Arbeiter, dem Bechstein, der seinen Arbeitern stets mehr als nur Brotherr gewesen ist, die Mittel zur Errichtung einer eigenen Fabrik gegeben hat. In der Ausgabenliste steht dieser Posten mit achtundsechzigtausend Mark verzeichnet.

Für das Pianino ist nun der Augenblick gekommen, wo es sein äußeres, schmuckes Gewand erhält.

genauen Durchsicht unterwirft, die Hammerköpfe „abzieht", die Stiele putzt, die Tasten genau gleichstellt, alles eben nochmals säubert. Das schon so oft gestimmte Instrument unterzieht der „Reinstimmer" einer letzten genauen Prüfung. Dann endlich folgt die „letzte Weihe", die einmal in einer nochmaligen Durcharbeitung des Äußeren — Anbringen von Tuchen, kleinen Gummischeiben bei den Deckeln u. s. w. — und dem gar mühsamen Intonieren beruht. Das letztere ist ein „Gleichmachen" aller Töne. Mancher Hammer ist noch zu hart, er wird durchstochen; diese Taste schlägt schwerer an als die daneben, jener Ton erscheint zu stark — allem wird abgeholfen, der geduldige Gleichmacher giebt das Instrument nicht

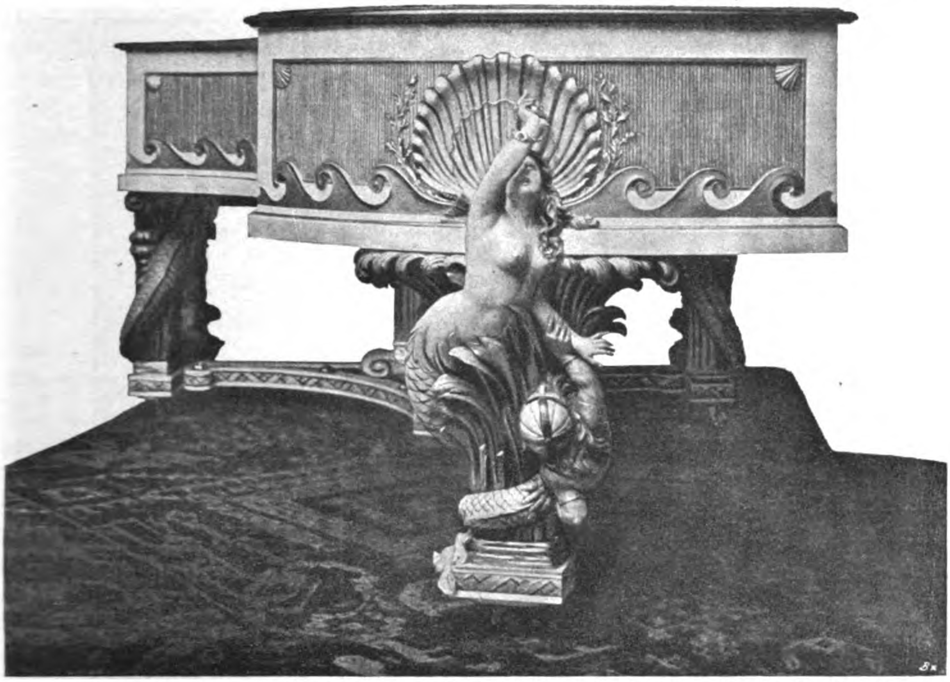


Bechsteins „englisches" Pianino.

Nochmals bekommt jetzt der „Fertigpolierer" das Instrument in die Hand, dem der „Ausarbeiter" folgt, der wieder alles einer

eher aus der Hand, bevor wirklich alles gleich ist. Und nun, endlich, fertig in die Kiste!

Diesen langen Weg hat jedes Instrument durchzumachen. Die Arbeit wird aber noch weit größer und vor allem auch kostspieliger,



Rückstütze des auf der Berliner Gewerbeausstellung preisgekrönten Bechsteinschen „Rheingoldflügels“. Nach dem Entwurf von Max Koch.

wenn ein besonderes Gewicht auf glänzende Ausstattung gelegt wird oder die Instrumente für tropische Gegenden bestimmt sind. Hier genügt auch der beste Leim nicht mehr. Wo es angeht, wird deshalb massives Holz, meist Mahagoni, genommen, alles überdies aufs beste verschraubt. — Während in Deutschland die schwarzen Flügel und Pianinos bevorzugt sind, deren Fournier aus durchgebeiztem Birnbaum besteht — Ebenholz ist zu teuer und zu rissig — bevorzugt der englische Geschmack Mahagoni und Polisander. Während der Flügel mit seinen prächtig geschwungenen Linien nur schwer als Möbelstück zu mißbrauchen war, hat das Pianino unter der Stillosigkeit unserer Zeit arg leiden müssen. Es wäre sehr zu wünschen, daß das von Bechstein in den Handel gebrachte „englische“ Pianino mit seinen einfachen Linien und den über die Klaviatur hinausgeführten, als Lichtträger dienenden Füßen auch in unseren Wohnräumen heimisch würde (s. Abbild. S. 104).

Was aber an Prachtklavieren geleistet werden kann, mögen der in seiner Rokokoverzierung fast überreiche Flügel der Kaiserin Friedrich (s. die beigegebenen Kunstblätter), der auf der Berliner Gewerbeausstellung preisgekrönte „Rheingoldflügel“ von Max Koch (s. vorstehende Abbild.) und ein Empire-Pianino (s. Abbild. S. 106) veranschaulichen.

* *
*

Schon 1695 hat G. A. Bontempi in seiner „Historia musica“ die Meinung ausgesprochen, die Klaviere hätten „den letzten Grad ihrer Vollkommenheit erreicht“. Heute, zweihundert Jahre später, können wir wohl mit größerem Rechte sagen, daß der Gipfel der Ausdrucksfähigkeit des Hammerklaviers in seiner heutigen Gestalt endgültig erreicht sei. Ein Fortschritt wird aber darum nicht ausbleiben. Die Janko-Klaviatur, welche die chromatische Skala dreimal terrassenförmig wiederholt, weist auf einen solchen hin. Vielfach hat sich auch ein Zurücksehnen nach den rauschenden Klängen des Klavicymbels, der stillen Ausdrucksfähigkeit des Klavichords gezeigt.

Stillstand wäre Rückschritt, und so wollen wir auch an den Fortschritt im Klavierbau glauben. Die Richtung, in der die Entlischer Kunst beitragen möge. Ein Orchester können sich nur Städte leisten, aber ein Klavier findet auch im entlegensten Gebirgsdörf-

Bechsteins „Empire“-Pianino.

wickelung vor sich gehen wird, kann uns da gleichgültig bleiben, wenn nur der eine Wunsch in Erfüllung geht, daß das Klavier immer mehr zur Verbreitung echter musikachen einen Platz, wo es, richtig verwertet, auch im Herzen der Ärmsten ein Bild erstehen lassen kann der ewigen Schönheit hehrer Kunst.

Paul Heyse.

Von

Franz Muncker.

(Nachdruck ist untersagt.)

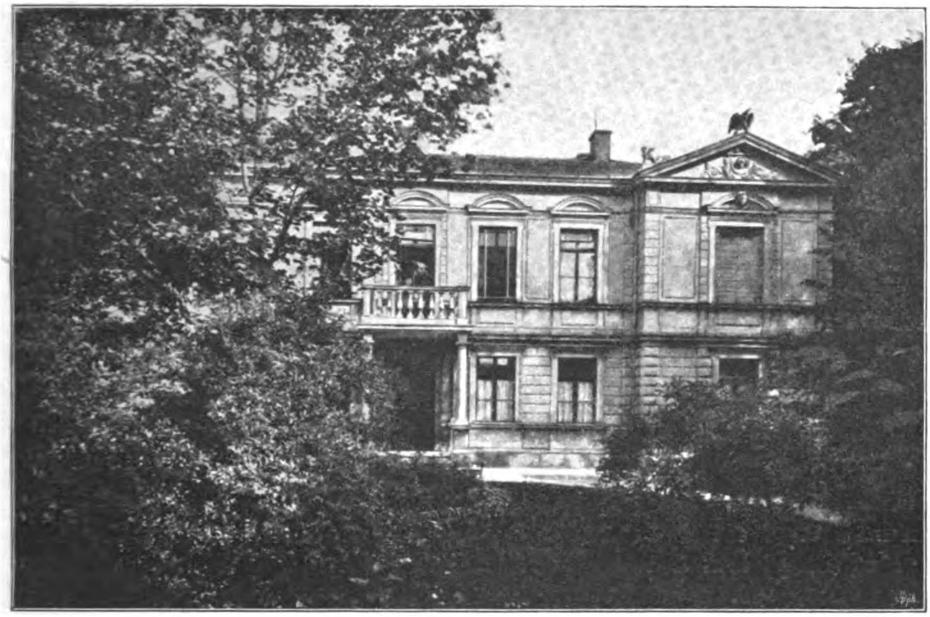
Am 15. März feierte Paul Heyse seinen siebzigsten Geburtstag. Von nah und fern haben zahlreiche Freunde ihre Glückwünsche ihm in den italienischen Frühling nach Gardone hinübergerufen und in festlich-dankbarer Stimmung sich des reichen Gewinnes gefreut, den ihnen das Leben und Wirken des verehrten und geliebten Dichters gebracht hat. Aber nicht nur dieser engeren Gemeinde, dem ganzen deutschen Volke, soweit es regen Sinn für Kunst und dichterisches Schaffen hat, sollte Heyses Geburtstag als ein Festtag gelten. Denn wer unter unseren lebenden Dichtern hat ein Recht darauf, daß wir alle fröhlich seinen Ehrentag mitfeiern, wenn nicht er? Dankbar seines Wirkens zu gedenken, ziemt allen Freunden unserer Litteratur, auch solchen, die ihm menschlich nie näher getreten sind, oder die sich keineswegs in allem und jedem zu seinen künstlerischen oder sonstigen sittlich-geistigen Anschauungen bekennen und durchaus nicht alles, was er in schier unübersehbarer Fülle und Mannigfaltigkeit seinen Lesern dargeboten hat, kritiklos als gleichmäßig vollkommen hinzunehmen gewillt sind.

Freilich der ganze Zauber von Heyses Wesen erschließt sich erst im persönlichen Verkehr mit ihm. Schon seine äußere Erscheinung überrascht und fesselt den Betrachter immer wieder aufs neue. Nichts verrät in ihr den Siebzigjährigen. Noch immer liegt ein Glanz von Jugend und jugendlicher Schönheit auf dem vollen, von Falten nur wenig durchfurchten, von dichten braunen Haaren umrahmten Gesicht, in welchem selbst die schwere Krankheit des letzten Sommers so gut wie keine Spuren hinterlassen hat, und bei aller gesunden Fülle zeugt die mittelgroße Gestalt von ungeschwächter Kraft, die flinken, leichten Bewegungen des Körpers, frei von jeder Hastigkeit, stets unbewußt durch ein schönes Maß geregelt, deuten auf eine Elasticität der Glieder, wie sie nur wenigen Menschen in höheren Jahren noch eignet. Nur die Stimme ist mitunter etwas verschleiert und mahnt dadurch an allerlei störende, wenn auch an sich nicht bedenkliche Halsleiden, von denen Heyse in den letzten Wintern heimgesucht war. Aber das hindert ihn nur selten im Sprechen, und hat er erst einmal begonnen, über irgend eine Frage zu reden, die ihn geistig anzieht und beschäftigt, so überwindet er auch bald jene leise Heiserkeit, und bei seinem lebhaften, anscheinend mühelosen Plaudern wird dem, der ihn hört, kaum der Gedanke kommen, daß Hals und Stimme der Schonung bedürften.

Es gewährt einen eigenen Reiz, seinen Worten zu lauschen. Denn Heyse spricht nie wie ein Redner, der nur sich vernehmen lassen will; er plaudert immer mit einem anderen, dem seine Worte eine Antwort entlocken sollen. Und er versteht es auch recht gut, auf solche Antworten zu hören, auf sie bald freundlich einzugehen, bald in scharfem Gegensatze zu erwidern. Aber wenn er auch einmal leidenschaftlich seine Ansicht verfechten mag, gegen den freundschaftlichen Feind, der sie bekämpft, kehrt sich diese Leidenschaft doch nur äußerst selten mit persönlicher Heftigkeit,

und niemals, auch nicht wo es sich um Angelegenheiten handelt, die ihm die heiligsten sind und sein innerstes Wesen berühren, läßt er sich zu einem äußerlichen rednerischen Pathos hinreißen. Ein dichterisches Bild stiehlt sich wohl zuweilen in seine Sätze ein; eine rhetorische Wendung nehmen sie nie. Gewöhnlich bleibt er auch im Wortgefechte dem Plaudertone treu; liebenswürdig-humoristisch wehrt er sich gegen die Meinungen der anderen, und wo er keine Möglichkeit sieht, den Gegner zu seiner Ansicht zu bekehren, springt er wohl mit einem harmlosen Scherz — höchst selten mit einer unmutigen Bemerkung — auf einen anderen Gegenstand des Gesprächs über. Ja, auch wenn er sich etwa im Kreis von Freunden zu einem längeren Trinkspruch oder zu einer sonstigen Ansprache erhebt, will er nur plaudern, mit Geist und Laune und mit jener ganzen, heiteren Liebenswürdigkeit plaudern, die den geselligen Verkehr in seinem Hause so ungezwungen, gemütlich erwärmend und zugleich anregend, für das Herz wie für den Kopf befriedigend macht. Den Mittelpunkt dieser Geselligkeit bildet naturgemäß der Herr des Hauses; den Anschein aber, daß dies der Fall ist und daß es gar nicht anders sein kann, vermeidet niemand sorgsamer als gerade Heyse selbst. Mit seiner Gattin, die gleich ihm die Kunst versteht, das Leben, das sie umgiebt, schön und edel und liebenswert zu gestalten, wetteifert er, jeden seiner Gäste zu seinem Rechte kommen zu lassen, aus jedem herauszulocken, was er eben am besten weiß und am liebsten zeigt, auch die etwaigen Vorzüge zu nutzen, durch die jeder am ersten die Zwecke der allgemeinen Geselligkeit fördern kann. Seine Gäste sollen sich wohl fühlen in seinem Hause, darauf zielt all sein Bemühen ab, und erst wenn ihm dies gelungen, wird es ihm selbst sichtlich behaglich unter ihnen. Vortrefflich weiß er zu diesem Behufe die Unterhaltung bald hierher, bald dorthin zu lenken, auf das, was vielleicht das Treiben des Tages allgemein Anziehendes oder Aufregendes bringt, oder auf menschlich-künstlerische Fragen, die den einen oder anderen im Kreis der Freunde reizen können, seine Ansichten mit ihm auszutauschen. Und da vor allem kommt ihm die innige Teilnahme zu statten, die ihm alle Angelegenheiten des menschlichen Geistes und der menschlichen Gesellschaft abgewinnen.

Obwohl er während seines ganzen Lebens niemals unmittelbar handelnd in die politischen oder socialen Bewegungen der Völker eingegriffen hat, verfolgte er doch die Entwickelung in Staat und Gesellschaft von je mit offenem Auge und klarem Sinn, und wie er einst als Jüngling und gereifter Mann sich warm für die Freiheit und Größe seines deutschen Volkes begeisterte, so lehnt er sich noch an der Schwelle des Greisenalters mit leidenschaftlichem Eifer gegen veraltete Vorurteile auf, nach denen Mädchen und Frauen von dem Genuß einer höheren, wissenschaftlich gründlichen Bildung ausgeschlossen sein sollten. Nicht minder lebhaft bestreitet er die mannigfachen fest eingenisteten Vorurteile und Irrtümer, einseitigen Anschauungen und schiefen Gewohnheiten, die wir auf sittlichem und religiösem Gebiet aus längst überlebten Zeiten überkommen haben. Selbst von einer streng sittlichen Auffassung des Lebens geleitet, nichts weniger als ein Verächter und Verleugner eines wahrhaft religiösen Gefühls, aber ein entschiedener Feind jeglichen Pfaffentums und jeglicher Heuchelei, die sich hinter falschen oder engsinnig beschränkten Sittenregeln verschanzt, verlangt er von dem Menschen, der sich über das Gemeine erheben und den Edlen beigezählt werden will, vor allem, daß er wahrhaft gegen sich und gegen die Welt sei, und daß er sich selbst treu bleibe. Er verdammt keine menschliche Schwäche, der eine vornehme Natur unterliegt, von Leidenschaft überwältigt oder von Versuchung umgarnt; aber er fordert, daß der Edle sich aus einer solchen Schwäche wieder emporringe, daß er sein besseres Selbst nicht dauernd in ihr verliere. Er bemißt die Tugend und den sittlichen Wert eines Menschen nicht danach, wie er den Wortlaut des bürgerlichen Sittengesetzes äußerlich erfüllt, noch weniger nach der Genauigkeit, womit er dem nachkommt, was die große Menge unter Sitte und Anstand versteht; aber er ist weit entfernt, den Menschen auch von den Pflichten eines höheren, von Ewigkeit her dem Herzen eingegrabenen sittlichen Bewußtseins zu entbinden und ihm gemäß den gefährlichen Forderungen einiger revolutionärer Geister der jüng-



Paul Heyses Wohnhaus in München.

sten Zeit ein maß- und rücksichtslos freies Ausleben seiner Persönlichkeit zu gestatten. Wissenschaftlichen Arbeiten, die derartigen Fragen des sittlichen Lebens gewidmet sind oder sich sonst auf dem Gebiete der Philosophie bewegen, lenkte Heyse stets gern seine gespannte Aufmerksamkeit zu; aber überhaupt, was im Kreise der Wissenschaften Hervorragendes geleistet wurde oder wird, ist seiner Teilnahme gewiß. Namentlich zieht ihn, den Künstler, jede ästhetische oder geschichtliche Betrachtung einer Kunstgattung oder einer künstlerischen Erscheinung an. Und hier steht er mit gleicher Liebe allen drei Schwesterkünsten gegenüber.

Zwischen der Malerei und der Poesie schwankte er in seiner Jugend geraume Zeit, ungewiß, welche von beiden er sich zum Lebensberufe wählen solle. Und auch, als er sich längst für die Dichtkunst entschieden hatte, blieb das Zeichnen ihm eine Lieblingsbeschäftigung in Mußestunden, die er bis heute gern und regelmäßig und nicht selten mit auffallendem Geschick übt. Fast noch wichtiger aber als diese eigenen Versuche wurde für ihn der stete, innige Verkehr mit bildenden Künstlern und der wiederholte Aufenthalt im italienischen Heimatlande der Kunst, der sein Verständnis für Malerei wie für Plastik und Architektur ungemein schärfte und seine Kenntnisse in den Werken aller Gattungen der bildenden Kunst außerordentlich bereicherte. Eine ähnliche Einsicht in die musikalische Technik hat er niemals gewonnen; aber immer zog ihn eine warme Liebe zur Musik. Und zwar findet der Gesang eines einfachen Volksliedes an ihm denselben empfänglichen Zuhörer wie etwa der Vortrag einer kunstreichen, neckisch tändelnden Koloraturarie; er lauscht dem Einzelspiel eines virtuos ausgebildeten Meisters auf seinem Instrumente, welches auch immer dies sei, ebenso eifrig und oft mit dem gleichen Genusse wie den gemeinsamen Klängen eines Streichquartetts oder des ganzen Orchesters, das ihm eine Ouverture oder Symphonie größten Stiles vorführt. Der häufige Besuch guter Konzerte ist ihm fast noch mehr ein künstlerisches Bedürfnis als der des Theaters, und als er in den letzten Wintern zur Schonung seiner Gesundheit sich von beidem fernhalten mußte, entbehrte er jenes, wie er selbst zugab, schwerer als dieses. Denn die Werke der dichterischen Litteratur mit Einschluß des Dramas pflegt er doch in weitaus überwiegender Mehrzahl aus der Lektüre kennen zu lernen und in der Lektüre zu genießen. Auf diesem Gebiete seines eigenen künstlerischen Berufes ist naturgemäß auch seine Erfahrung und sein Wissen am

reichsten. Von dem, was in alter und neuer Zeit bei fernen oder nahen Völkern dichterisch Bedeutsames geschaffen worden ist, dürfte ihm wenig fremd geblieben sein; das meiste hat er nicht nur gelesen — wenn irgend möglich, in der Ursprache —, sondern in sorgfältigem Studium sich nicht ohne Mühe zu eigen gemacht, vieles aus dem ursprünglichen Wortlaute selbst in gutes Deutsch meisterhaft übertragen. In den Werken einzelner deutscher sowie fremder Dichter ist er gleich dem besten Litterarhistoriker von Fach zu Hause. Aber auch wo er zu einem künstlerischen Genius wie Goethe in vollster, ehrlichster Bewunderung aufblickt, giebt er sich dem Eindruck seiner übermächtigen Geisteskraft nicht kritiklos hin.

Es ist im höchsten Grade anregend und lohnend, Heyse über die Aufgaben und die Entwickelung der verschiedenen Künste sprechen, über hervorragende Erscheinungen in diesen Künsten urteilen zu hören. Aber der jüngere Zuhörer wird sich vielleicht nirgends so sehr wie gerade bei einem derartigen Gespräche zum Widerspruch herausgefordert fühlen. Zu einem Widerspruch, den er doch nur selten laut erheben wird, weil er gar bald erkennen muß, daß hier in den allermeisten Fällen seine Worte erfolglos verhallen. Es ist bekannt, wie ablehnend Heyse den neuesten Bewegungen in der Malerei und Plastik gegenübersteht, wie schroff er über die meisten Werke Zolas, Ibsens, Tolstojs, Gerhart Hauptmanns und ihrer Genossen denkt, wie hart er die Musik Richard Wagners, Liszts und ihrer Schüler verurteilt. Die litterarisch-künstlerische Entwickelung in Deutschland während der letzten Jahrzehnte, das Suchen jüngerer, revolutionär gearteter Geister nach neuen Zielen oder doch neuen Wegen zu den alten Zielen, ein Suchen, das notwendigerweise oft in Irrnisse führen mußte, aber selbst im Irrtum eine achtunggebietende Größe und Kraft verraten konnte, hat mit ganz wenigen Ausnahmen nur Ärger, Haß und Spott bei Heyse gefunden; aber auch gegen den herrlichsten Sieg, den die deutsche Kunst im neunzehnten Jahrhundert in den musikalischen Dramen Richard Wagners errungen hat, verschloß er sich in bitterem Groll. Wer sich nicht der gleichen Voreingenommenheit schuldig machen will, wird das aufrichtig bedauern, und zwar um so inniger, je höher er Heyses eigene Bedeutung schätzt; aber er wird sich zugleich bemühen, diese verhängnisvolle Einseitigkeit eines großen Künstlers geschichtlich zu begreifen, sie aus seinem ganzen Bildungsgange zu erklären, aus unzerstörbaren Jugendeindrücken, die er einst in Italien von romanischer Kunst und Musik empfing, aus den Gesinnungen, die ihm selbstbefangene Freunde noch in Berlin oder in den ersten Münchener Jahren gegen jede kühne Neuerung auf künstlerischem Gebiet unvermerkt einflößten, aus eigenen, vornehmlich auf formale Schönheit gerichteten Studien des Dichters, zum Teil auch aus unverantwortlichen persönlichen Angriffen, mit denen einzelne Vorkämpfer der neuen Bestrebungen ihn ohne ernsten Grund mit frevlem Mutwillen reizten. Und wie schmerzlich man auch Heyses Feindschaft gegen alle wirklich moderne Kunst beklagen mag, Achtung verdient doch auch hier der furchtlose Mut, mit dem er seine Überzeugung unbekümmert um das Drohen zahlloser Gegner immer wieder ausspricht, jene stolze Mannhaftigkeit, die Heyse auch schon bei anderen Gelegenheiten zu wiederholten Malen ehrenvoll bewährt hat. Über alle Maßen thöricht aber wäre es, wollte man durch jenen Kampf des Dichters gegen die neueste Entwickelung der Kunst sich die Freude an seinen eigenen Werken verkümmern, das Urteil über seine eigene künstlerische Bedeutung trüben lassen.

In unermüdlicher Schaffenslust, die heute ihn noch ebenso lebhaft beseelt wie in seinen emsigsten Jünglings- und Mannesjahren, ist Heyse seit mehr als einem halben Jahrhundert auf den verschiedensten Gebieten der Dichtung thätig, und auf keinem dieser Gebiete hat er sich mit einem einzigen Versuche begnügt. Nicht nur die Mannigfaltigkeit, auch die Anzahl seiner Werke ist ungewöhnlich groß. Seine Lieder und sonstigen lyrischen Gesänge, Balladen und Sprüche füllen mehrere Bände, seine erzählenden Gedichte in ernsten oder heiteren Versen betragen mehr als ein Dutzend, seine Novellen in Prosa, abgesehen von einigen umfangreichen Romanen, haben das erste Hundert schon um ein Beträchtliches überstiegen, und seine Dramen sind längst bei der Höhe eines

halben Hunderts angelangt. Dazu kommt neben einigen nicht zu unterschätzenden wissenschaftlichen Arbeiten und dem Anfang einer Selbstbiographie noch eine stattliche Schar dichterischer Übersetzungen aus verschiedenen, besonders südromanischen Sprachen.

Daß in einer solchen, kaum übersehbaren Menge von Werken nicht alles gleichmäßig den Stempel höchster Vollkommenheit tragen kann, versteht sich von selbst und bedarf keiner Entschuldigung; kein Dichter der Welt hat ausnahmslos lauter Meisterstücke geliefert. Wir pflegen im allgemeinen den schon dankbar zu rühmen, der auf jedem Gebiet, auf dem er sich versuchte, einmal ein Höchstes geleistet hat, und schätzen einen Künstler, der sich immer wieder neue Ziele steckt, sich an neue, bedeutsame Probleme macht, in neuen Arten und Formen versucht, auch wenn er schließlich nicht alle Rätsel zu lösen und alle Hindernisse zu überwinden vermag, die er auf seinem Wege antrifft, um seines kühnen Strebens willen höher, als wenn er immer nur bei denselben oder ähnlich gearteten Aufgaben stehen geblieben wäre, bei denen ihm das vollständige Gelingen von vornherein gewiß war. Dieses doppelte Lob aber kann niemand, dem es um ein gerechtes Urteil zu thun ist, Paul Heyse vorenthalten. Er hat nicht nur in der erzählenden Poesie und in der Lyrik, sondern auch im Drama mehr als einmal Meisterwerke geschaffen, die sich ebenbürtig neben das Beste in unserer Litteratur stellen dürfen, und er hat auch in den meisten seiner übrigen Dichtungen, wo ihm kein voller künstlerischer Erfolg beschieden war, etwas nach Form oder Inhalt Neues versucht und so wiederholt den Kreis der modernen poetischen Stoffwelt gewinnreich erweitert, der künftigen Entwickelung der deutschen Litteratur glücklich vorgearbeitet. Gar manches allgemein sittliche oder sociale Problem, dessen künstlerische Verwertung von der großen Menge als eine eigenste Errungenschaft unserer jüngsten litterarischen Schule angesehen wird, ist geraume Zeit vorher schon von ihm in unsere Dichtung eingeführt worden, und auch in der Art, wie er solche Probleme zu lösen versuchte — nicht selten in einem verblüffenden Gegensatz zu dem, was der Leser heimlich wünscht oder als das vermeintlich Natürlichste erwartet —, ist er oft genug späteren Schriftstellern ein Vorbild geworden.

Wie wenig übrigens Heyse selbst geneigt ist, alle seine dichterischen Arbeiten gleichmäßig gegen jeden Tadel in Schutz zu nehmen, beweist unter anderem die Strenge, mit der er zahlreiche ältere Versuche von den Sammlungen seiner Werke ausschloß, und in jüngster Zeit erst wieder die unnachsichtige Prüfung, die er in seinen „Jugenderinnerungen“ seinem und seiner Genossen ganzen dichterischen Streben und Schaffen in früheren Jahrzehnten angedeihen läßt. Bei oberflächlichem Lesen dieser Selbstbiographie könnte man fast sogar meinen, er habe mehr dem vortrefflichen Rat und der Zucht älterer Freunde und der äußeren Gunst des Geschickes als dem eigenen, ihm angeborenen Können seine ersten litterarischen Erfolge zu verdanken gehabt.

Als den Lehrer, von dem er den reichsten und besten Unterricht in allen poetischen Fragen empfing, bezeichnet Heyse selbst Emanuel Geibel, mit dem er, ein sechzehnjähriger Gymnasiast, im Herbst 1846 durch einen halben Zufall persönlich bekannt wurde. Er hatte damals schon ein Trauerspiel und allerlei Lyrisches gedichtet, was den Einfluß der Romantiker, namentlich Uhlands, Eichendorffs und Heines, deutlich verriet. Die künstlerische Anlage scheint er von seinem Vater überkommen zu haben, der nach dem vollgültigen Zeugnis des Sohnes selbst „eine feine poetische Ader“ hatte. Karl Wilhelm Ludwig Heyse (1797 bis 1855), seit 1829 Professor an der Berliner Hochschule, der Sohn eines namhaften Sprachforschers und selbst ein verdienstvoller Gelehrter auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft, besonders der deutschen Philologie, sah mit unverhohlener Zufriedenheit den lebhaften Eifer, mit dem es schon den Knaben Paul zur Dichtkunst drängte, und begleitete seine ersten Versuche mit strenger, aber zugleich aufmunternder Kritik. Andersartig, doch nicht geringer war die Anregung, die der angehende Poet von gleichgestimmten Schulgenossen empfing. Unter ihnen war Bernhard Endrulat der künstlerisch begabteste, durch formale Leichtigkeit ausgezeichnet, von schwungvollem freiheitlichem Pathos beseelt, bei allem dichterischen Wetteifer übrigens in

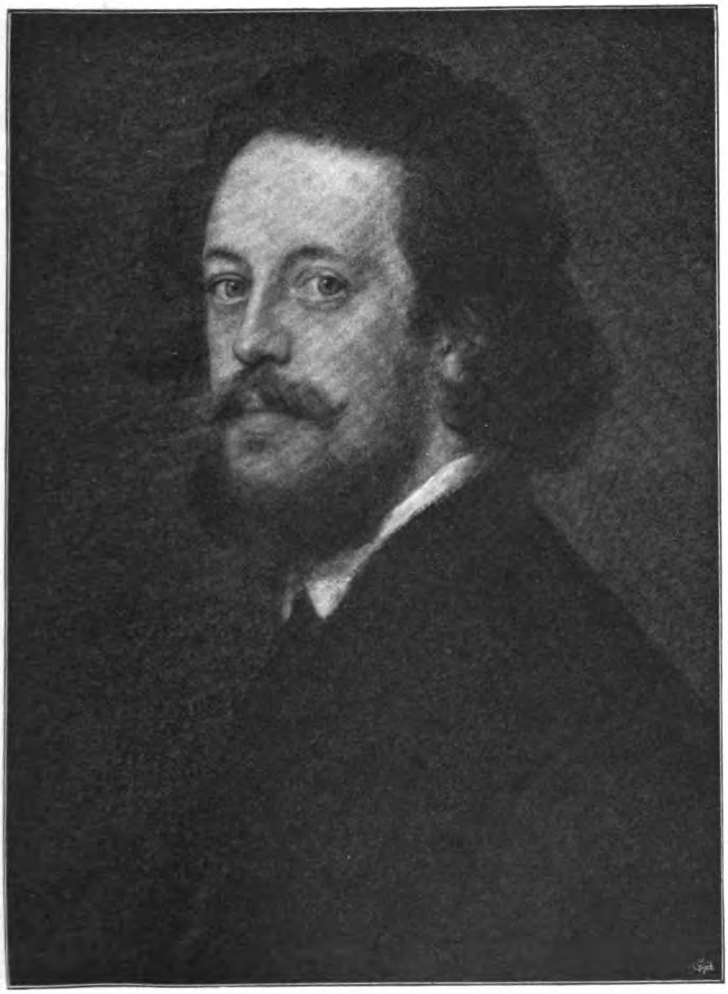
neidloser Freundschaft mit dem um anderthalb Jahre jüngeren Heyse verbunden. Vorläufig aber sah dieser bewundernd zu der Sprach- und Versgewandtheit des älteren Gefährten empor, bis ihm die verschiedene Behandlung, die Geibel seinen Gedichten und denen des Freundes angedeihen ließ, allmählich auch für die Schranken von Endrulats Streben und Können das Auge öffnete.

Aber welche neue, ungeahnt tiefe Einsicht in das Wesen und die Aufgaben der Kunst gewann er selbst nun durch den Unterricht des damals schon trefflich bewährten Meisters! Geibel erschloß ihm erst das Verständnis für alles, was die innere Form betraf; im freundschaftlichen Verkehr mit ihm lernte der Jüngling besonders „die letzten Geheimnisse des lyrischen Metiers“ kennen. Philologische Studien an der Berliner Universität (seit dem Frühling 1847), ein Jahr lang auch in Bonn, erweiterten seine Kenntnisse in alten und neuen Litteraturen. Die angelegentliche Beschäftigung mit den Werken Goethes und Shakespeares verschärfte zugleich seine eigene Kritik. So wollten die lyrischen und epischen Versuche, mit denen er sich in dieser Zeit zuerst an die Öffentlichkeit wagte, trotz des äußeren Beifalls, den sie gewannen, seinem immer klarer sich läuternden Kunstgeschmacke bald nicht mehr genügen.

Teils gesellschaftliche Anregungen, teils der innere dichterische Drang hatten ihm diese litterarischen Erstlinge entlockt. Geibel hatte ihn bei dem Kunsthistoriker Franz Kugler eingeführt, der als vortragender Rat im Kultusministerium eine einflußreiche Stellung im öffentlichen Leben bekleidete. Mit feinem künstlerischen Sinn begabt, auch als Lyriker, Novellist und Dramatiker fleißig und bis zu einem gewissen Grad erfolgreich thätig, ein Kenner und Vorkämpfer alles Schönen im Leben wie in der Kunst und Litteratur, kam er dem Schützling Geibels mit einer fast väterlichen Liebe entgegen. Die ungezwungen-heitere, aber geistig und künstlerisch geadelte Geselligkeit, die er mit seiner schönen Frau Clara, der Tochter Eduards Hitzigs, pflegte, zog hervorragende Männer der Berliner Beamtenwelt, angesehene Gelehrte, Dichter und bildende Künstler in sein gastliches, den Freunden stets offenes und für alle Zeiten unvergeßliches Haus. Hier schloß Heyse den Freundschaftsbund fürs Leben mit Jakob Burckhardt, hier traf er mit Eichendorff, Fontane, Roquette und zahlreichen anderen, großen und kleinen Genossen seines poetischen Strebens zusammen. Kugler veranlaßte zudem die Aufnahme seines jungen Freundes in den „Tunnel über der Spree“, jenen von Saphir im Jahre 1827 gegründeten Berliner Dichterverein, der zwar zuerst litterarisch nicht viel bedeutet hatte, nun sich aber schon seit geraumer Zeit durch ernstes Wollen und tüchtige Leistungen hervorthat. Zwar befanden sich noch immer unter den Mitgliedern neben echten Talenten, wie Christian Friedrich Scherenberg, Fontane, Bernhard von Lepel, auch zahlreiche Dilettanten, so daß Geibel, der sich nur selten unter ihnen blicken ließ, boshaft über diese „Kleindichterbewahranstalt“ spottete. Solchen Mitgliedern gegenüber mußte natürlich auch Heyse seine künstlerische Überlegenheit fühlen, und wenn sie allzu laut das große Wort führten, so verteidigte er gegen sie seine selbständigen Anschauungen hin und wieder mit jener „goldenen Rücksichtslosigkeit“, mit der man im „Tunnel“ sich zu gegenseitigem Nutz und Frommen überhaupt zu behandeln pflegte. Gleichwohl hat er es selbst dankbar anerkannt, wie sehr er durch den Verkehr mit den Vereinsgenossen und durch ihr Urteil gefördert worden sei, auch da, wo er diesem für seine Person nicht beistimmen konnte. In dem thörichten Lob oder verständnislosen Tadel, dem er hier gelegentlich begegnete, lernte er, noch bevor er mit gedruckten Werken an die Öffentlichkeit trat, das „Urteil des gröberen gesunden Menschenverstandes“ kennen und mehr und mehr verachten. Obgleich er als Jüngster in dem litterarischen Verein während der wenigen Jahre, die er ihm angehörte, keinen bestimmenden Einfluß erlangte, gewann er doch auch hier treue Freunde, die ihm stets teuer blieben, unter ihnen Adolph Menzel. Für mehr als eine Dichtung aber, die er im „Tunnel“ vortrug, errang er bei den künstlerischen Wettkämpfen unter den Vereinsgenossen den Ehrenpreis.

Zunächst hatte er in diesen Studentenjahren einige Zeitgedichte im Geschmack der herkömmlichen politischen Tendenzlyrik ent-

worfen und zusammen mit ähnlichen Versuchen von Freunden 1848 in einem dünnen Heftchen drucken lassen, das jedoch in der Flut gleichartiger Erscheinungen unbeachtet unterging. Gleich ihnen künstlerisch noch recht unreif, allzu sehr von alten Mustern abhängig schien ihm das erste größere Werk, das er 1849 unter dem Titel „Der Jungbrunnen“ herausgab. Es waren mehrere Märchen, die er für die eben den Kinderschuhen entwachsenden Kinder Kuglers verfaßt hatte, Erfindungen einer sonnig-heiteren, harmlos spielenden Phantasie, den Märchen Brentanos und den Geschichten Eichendorffs glücklich nachgebildet, mit allerhand volkstümlich-einfachen, kunstlosen, ja kindlich-naiven Liedern durchwoben, aber auch mit manchen witzigen Anspielungen auf persönliche Beziehungen ausgestattet. Daran reihten sich bald einige im „Tunnel“ sehr beifällig aufgenommene Novellen in Prosa und in Versen, auch sie noch durch romantische Muster, namentlich durch Byron, bestimmt; doch ließen sie schon die große selbständige Begabung des jungen Dichters in mehr als einem Zuge ahnen. In ihnen waltete nun aber vielfach eine grausam-düstere Auffassung des Lebens: Menschen, die durch Bande der Natur oder des Herzens am innigsten miteinander verknüpft sein sollten, Eltern und Kinder, Geschwister oder Liebende, waren in tragischen Gegensatz zueinander gestellt, von wilder,



Franz von Lenbach: Paul Heyse. (Mai 1867.)
(Nach einer Photographie aus der Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. in München.)

todbringender Leidenschaft verblendet. Mehr Aufsehen, aber auch mehr Anstoß als diese epischen und halbepischen Versuche erregte das 1850 gedruckte Trauerspiel „Francesca von Rimini“, ein Werk voll kühner Kraft und Leidenschaft und kecker Sinnlichkeit, dazu von einer erstaunlichen Sprach- und Formengewandtheit zeugend, zugleich ein Beweis von der unwiderstehlichen Gewalt, mit der Shakespeare sich des angehenden Dramatikers bemächtigt hatte: Satz für Satz und Zeile für Zeile die künstlichen Wortspiele und die mit verschwenderischer Freigebigkeit überall verstreuten Gleichnisse, der ganze Bilderreichtum der sinnlich-anschaulichen Rede, die Mischung von heißem, aller ruhigen Überlegung spottendem Empfinden und nüchternem, ja spitzfindig grübelndem Verstande, der wohlberechnete Wechsel von Vers und Prosa, ja selbst mehreres im Aufbau der Handlung und in der Zeichnung der Charaktere erinnerte an die Werke des großen Briten, den möglichst getreu nachzuahmen Heyse jetzt für einen rühmlichen Gewinn seiner Poesie hielt, und den er doch nicht nachahmen konnte, ohne von der ihm selbst verliehenen eigenartigen Dichterkraft mancherlei zu verraten.

Bevor er diese seine künstlerische Eigenart klar und sicher herausbilden konnte, galt es zunächst, in seinem äußeren Leben zu einem gewissen Ziele zu gelangen. Seine Universitätsstudien, die sich in den letzten Jahren vornehmlich der romanischen Philologie zugewendet hatten, fanden im Mai 1852 durch seine Doktorpromotion in Berlin ihren formalen Abschluß. Als eine erste dichterische Frucht der wissenschaftlichen Arbeit gab er gleichzeitig zusammen mit Geibel ein „Spanisches Liederbuch“ heraus. Im Herbst darauf ging er mit einem Stipendium vom preußischen Unterrichtsministerium nach Italien, um in den Bibliotheken daselbst nach unbekannten altfranzösischen und provenzalischen Handschriften zu suchen. Vom Norden bis zum Süden durchzog er das herrliche Land, das auch für ihn längst das Land seiner dichterischen Sehnsucht gewesen war; mit guter wissenschaftlicher Ausbeute, aber auch künstlerisch geläutert und gereift kehrte er nach Jahresfrist in die Heimat zurück. Der strenge Zwang gelehrter Arbeit sollte jetzt wieder die goldene Freiheit der Reisetage ablösen. Um sich an der Berliner Hochschule als Docent niederlassen zu können, begann Heyse, was er in Italien an noch ungedruckten mittelalterlichen Werken gefunden hatte, wissenschaftlich zu bearbeiten. Da wurde ihm durch eine unvermutete Gunst des Glücks die Möglichkeit gewährt, frei von anderer Berufsthätigkeit einzig und allein seinen dichterischen Aufgaben zu leben. Auf die Empfehlung Geibels, der seit zwei Jahren in München weilte, berief ihn im März 1854 König Maximilian II. gleichfalls an seinen Hof nach München: ein Jahresgehalt von tausend Gulden war ihm bewilligt, wenn er in der bayerischen Hauptstadt als Dichter leben und an den wissenschaftlicher Belehrung und künstlerischer Anregung gewidmeten Symposien des Königs teilnehmen wollte.

Bereits im Mai siedelte Heyse nach München über. Wenige Tage vorher hatte er mit Kuglers Tochter Margarete, mit der er schon seit einigen Jahren verlobt war, Hochzeit gemacht. Glückliche Jahre folgten, verklärt durch den Zauber der jungen Häuslichkeit, durch den herzlichen Verkehr mit alten und neuen Freunden, unter denen Geibel noch lange den ersten Platz einnahm, und durch die unwandelbare Huld des königlichen Gönners. Nicht wenige von den Dichtern und Gelehrten, die Maximilian II. um dieselbe Zeit nach München berufen hatte, hießen das junge Paar freudig willkommen und blieben ihm in treuer Anhänglichkeit innig zugethan. Aber auch Künstler und Forscher, die aus München selbst stammten oder doch schon lange hier wohnten und sich ganz in die Weise der Einheimischen eingelebt hatten, zogen Heyse gern in ihre zwanglos-gemütliche Geselligkeit, und nach und nach schlossen sich zahlreiche jüngere Genossen, Dichter und Maler vornehmlich, in herzlicher Verehrung und warmer Freundschaft an ihn an. Zuerst zwar hatte man in gewissen altbayerischen Kreisen den norddeutschen Ankömmling scheel angesehen; doch bald siegte über alle Mißgunst Heyses persönliche Liebenswürdigkeit und Herzensgüte, mit der er sich den Altmünchnern näherte und überhaupt auf ein freundliches Zusammenleben der „Berufenen“ mit den einheimischen Künstlern bedacht war. Und zu den Freunden, die ihren dauernden Wohnsitz

neben Heyse in München hatten, kamen zahllose Gäste, die nur vorübergehend auf wenige Tage oder Wochen hier einkehrten. So ergaben sich stets neue Bekanntschaften mit bedeutenden Persönlichkeiten der deutschen Litteratur, des deutschen Kunst- und Theaterlebens. Waren die Beziehungen Heyses zu vielen unter ihnen auch ohne Bestand, mit einzelnen, z. B. mit Hermann Kurz, blieb er doch von einer solchen scheinbar flüchtigen Begegnung her für immer verbunden.

Wohlthuend berührte ihn aber vor allem die frische Unmittelbarkeit und naive Sinnlichkeit der Lebensauffassung und des Lebensgenusses im süddeutschen Volk, die ihn mitunter fast an Italien gemahnte. So wurde München ihm in kurzem eine zweite Heimat, und mit ihr wurde ihm die ganze oberbayerische Gebirgswelt von Jahr zu Jahr vertrauter und lieber. An den verschiedensten Orten der bayerischen Alpen und des ihnen vorgelagerten Hügellandes von Partenkirchen und Starnberg an bis nach Berchtesgaden hin verbrachte er regelmäßig mit seiner Familie die heißen Monate. Nur in ganz vereinzelten Ausnahmefällen ließ er sich durch besondere Rücksichten bestimmen, wieder einmal einige Sommerwochen in Norddeutschland mit seinen dortigen Verwandten zu verleben. Aber an eine dauernde Rückkehr dahin mochte er nicht mehr denken, und auch zur Übersiedelung in die vom hellsten Ruhmesglanz deutscher Kunst umstrahlte Thüringer Residenz konnten ihn wiederholte, überaus ehrenvolle Einladungen des Großherzogs von Sachsen-Weimar nicht verlocken. Selbst nach dem Tode Maximilians, nach dem Scheiden Geibels und anderer Genossen jener königlichen Tafelrunde wollte er von München nicht mehr lassen. Wiederholt zwar weilte er auf längeren Reisen monatelang in der Ferne, besonders oft im Süden, in Italien, das ihm stets ein gelobtes Land blieb; auch führten ihn kleinere Ausflüge, zum Teil geschäftlicher Art, durch Aufführungen seiner Dramen auf fremden Bühnen oder sonst durch litterarische Beziehungen veranlaßt, mehrfach in die größeren Städte Österreichs, Süd- und Norddeutschlands: aber gern kehrte er immer wieder in sein behagliches Haus an der Luisenstraße mit dem freundlichen Garten zurück.

Auch bitterstes Leid blieb ihm in der neuen Heimat nicht erspart: nach schwerem Siechtum raffte ein früher Tod im Herbst 1862 seine Gattin hinweg. Aber nach fünf Jahren herber Trauer fand er an der Seite einer jugendlich schönen, vornehm gesinnten, Geistes- und Herzensbildung anmutig vereinigenden Tochter Münchens, Anna Schubart, ein neues, nicht minder reiches, dauernderes Glück, das nur durch den Verlust mehrerer Kinder im zartesten Alter schmerzlich getrübt wurde. In Prosa und namentlich in Versen hat es Heyse wiederholt ausgesprochen, was für ihn diese neue Liebe bedeutete: eine neue Jugend voll Schönheit, Freude, Mut und Poesie, nachdem er sich unter den Schlägen seines harten Schicksals früh alt und seine Dichtung fast verstummt gewähnt hatte. Und wenn nun auch beim Scheiden seiner kleinen Lieblinge die ergreifendsten Trauertöne seinem Herzen entströmten, im tiefsten Weh tröstete ihn doch der Gedanke, welch ein Reichtum ihm nach allem Raub des Todes noch immer blieb.

Schon während des ersten italienischen Aufenthalts und ebenso in den nächsten Münchener Jahren, in denen der erneute Verkehr mit Geibel seine Kunstanschauungen immer mehr läuterte, seine Forderungen an sich selbst immer strenger gestaltete, vollzog sich ein bedeutender Umschwung in Heyses dichterischem Schaffen. Nun erst bildete sich der vielversprechende Anfänger, der bisher allzu sehr von fremden Mustern abhängig gewesen war, zum selbständigen Künstler aus, der in eigenartiger, wenn auch durch das Studium älterer Meister oft mitbestimmter Form einen neuen, aus dem eigenen Geistes- und Empfindungsleben geschöpften, menschlich ergreifenden oder künstlerisch anregenden Inhalt darzubieten hatte. Über die Romantiker zurück wandte er sich nun dem Kunstideale zu, das ihm die Poesie Goethes geoffenbart hatte und zwar die Poesie des männlich gereiften Goethe, der selbst wieder begeistert der Formenschönheit des klassischen Altertums nachstrebte. Nicht minder aber lernte er an den Werken romanischer, besonders italienischer Meister. Von den neueren unter ihnen führte er viele durch sorgfältig gefeilte, Ton und Sinn ihrer Dichtungen mit wundervoller Kunst wieder-

gebende Übersetzungen in die deutsche Litteratur ein und schilderte sie in kleinen litterargeschichtlichen Aufsätzen oder öffentlichen Vorträgen, zu denen er gelegentlich in München aufgefordert wurde; bei den altitalienischen Epikern und Novellisten hingegen, ja selbst bei manchem schlichten Chronikenschreiber in ihrem Gefolge fand er unschätzbare Muster der Erzählungskunst, deren eifriges, immer erneutes Studium seinen Geschichten in Prosa und in Versen vortrefflich zu statten kam. Und wie er an diesen Schätzen vergangener Zeiten sich erfreute und bereicherte, so hielt er auch in jenen ersten Münchener Jahren offenen Auges fleißig Umschau nach allem, was die Gegenwart dichterisch Bedeutsames in Deutschland und in den Nachbarländern brachte. So kam ihm damals von der neuesten französischen Litteratur ebenso wie von seinen dichtenden Genossen in der Heimat noch manche fruchtbare Anregung.

Zu der spielenden Leichtigkeit im Gebrauch der verschiedensten äußeren Formen, die er sich in der Schule der Romantiker frühzeitig erworben hatte, trat nun die sorgsamste Reinheit dieser Formen. Tadellos, wie sie in der antiken und in der romanischen Poesie erschienen, wie sie sich in den edelsten, mit althellenischer Kunst wetteifernden Schöpfungen Goethes und in den glücklichsten Versuchen Platens und Geibels darstellten, gelangen jetzt auch ihm Sprache und Vers, und selbst seiner Prosa wußte er durch die klare Anschaulichkeit und warme Sinnlichkeit des Ausdrucks wie durch den rhythmischen Fluß und musikalischen Wohlklang der Sätze einen unvergleichlichen Reiz zu verleihen. Aber so wenig wie Goethe und Geibel begnügte sich Heyse mit der äußeren Sicherheit und Zierlichkeit der Formen; noch weit mehr bedeutete ihm die innere Form, die, wie der dem Dichter vorliegende Stoff unendlich veränderlich, eine harmonische Durchbildung und künstlerische Darstellung dieses Stoffes allein ermöglicht. Bald durfte er sich seiner Meisterschaft auch hierin gewiß sein. Und nun überkam ihn bisweilen auch eine kecke Zuversicht, daß er jede formale Schwierigkeit zu überwinden vermöge, und in diesem Gefühl unternahm er es wohl auch gelegentlich, durch seine Virtuosität der Formgebung einen Stoff dichterisch zu beleben, der seinem Herzen unmittelbar keine wärmere Teilnahme abnötigte und nur seinen Kunstverstand reizte. Dann brachte er freilich nur etwas zustande, was eher einem künstlichen Experimente glich als einer mit innerer Notwendigkeit erfolgten Geburt seines dichterischen Wesens. Durch äußerlichen Adel und Anmut, durch Witz, Geist und Phantasie zeichneten sich zwar auch diese Versuche aus; aber ein leichter akademisch-klassicistischer Zug oder auch ein starker Zusatz von Reflexion, der sich nicht selten in einem Übermaß von Scherz und satirischen Einfällen entlud, ließ es nicht zur vollen künstlerischen Befriedigung kommen.

Wie hoch aber auch Heyse die Bedeutung der Form schätzen mochte, den wirklichen Wert einer Dichtung wollte er doch „zunächst nach der Fülle und Wahrheit des realen Lebensgehaltes messen, der sich darin offenbarte“. Seine poetische Lebensaufgabe erfaßte er stets als ein Schriftsteller, welcher der unmittelbaren Gegenwart angehört. Zwar erniedrigte er niemals, wie die Männer des jungen Deutschlands oder die Tendenzdichter, die bei seinem Auftreten den Büchermarkt beherrschten, die Poesie zur Dienerin der Politik; er wollte durch seine Werke nicht bestimmend auf das öffentliche Tagesleben einwirken. Auch einzig und allein nach den socialen Nöten und geistigen Beklemmungen der Zeit auszuspähen und sie hernach als getreuer Abpinseler der Wirklichkeit seinen Lesern vor Augen zu stellen, war nicht nach seinem Geschmack. Wohl aber ging in künstlerischer Umbildung gar manches von den Bestrebungen, Fragen und Sorgen, Kämpfen und Leiden der Zeit in seine Dichtung über. Er selbst dachte und empfand durchaus modern: so sind denn auch die Menschen, die er schildert, meistens modern, selbst die, die er äußerlich in eine alte Zeit zurückversetzt; modern sind die Empfindungen, die sie bestürmen, die Wünsche, die sie beseelen, die Konflikte, die ihr Inneres zerspalten; modern sind fast ausnahmslos die Probleme, die Heyse zu lösen unternimmt.

Man hat oft schon die sogenannte Problemdichtung als sein eigenstes Gebiet bezeichnet. Kein Nebenbuhler erreicht ihn in der Kunst, einen absonderlichen Charakter, der nur unter gewissen ungewöhnlichen Verhältnissen sich

Landhaus zu Gardone am Gardasee, gegenwärtiger Wohnsitz Paul Heyses.

bilden konnte, lebenswahr und überzeugend darzustellen und die Schicksale, die äußeren und inneren Kämpfe folgerichtig zu entwickeln, in die ein solcher Mensch seiner Anlage nach geraten muß, wenn er mit anderen Menschen zusammentrifft, die entweder streng nach der gemeinen Schablone ausgefallen sind oder sich vielleicht auch ein wenig, nur in anderer Richtung als er, von der Art der Alltagsleute entfernen. Da lenkt der Dichter, der sonst nur in einer Welt körperlicher und geistiger Schönheit heimisch zu sein scheint, seinen Blick zaglos auch auf widrige und widerwärtige Ausnahmen im Leben und Handeln der Menschen, auf krankhafte Zustände, die äußerst selten, vielleicht in Jahrhunderten kaum einmal, vorkommen. Aber gerade in ihnen tauchen tiefsinnige Rätsel auf, deren Lösung nur dem feinsten Kenner und rücksichtslos kühnen Darsteller des Seelenlebens gelingen kann. Und indem er von dem Verborgenen einen Schleier um den anderen wegzieht, erscheint uns, was anfangs häßlich oder ungeheuerlich war und uns unwillkürlich abstieß, in einem milderen Lichte; ja, es wird uns nicht selten vertraut und lieb. Wir lernen es verstehen, und so dünkt es uns am Ende wenigstens in diesem oder jenem Zuge, von der oder jener Seite betrachtet, fast schön.

Immer ist es Heyses vornehmste Sorge, den Charakter, das innere Wesen des Menschen zu ergründen, die geheimen Rätsel und Widersprüche des Herzens aufzudecken. „Herzensirrung zu beachten", dazu ist er nicht minder als der größte Meister unserer gesamten neueren Litteratur berufen. Und gleich diesem besitzt er vor allem einen untrüglich scharfen und tief eindringenden Blick für die Abgründe des weiblichen Herzens. Aber auch davon, daß er das Denken, Empfinden und Wollen kraftvoll gearteter Männer richtig zu erkennen und künstlerisch darzustellen vermag, weist sein Dichten in epischer wie in dramatischer Form mannigfache, wenn schon vielleicht nicht ebenso zahlreiche Proben auf.

Aus dem Herzen, aus dem Charakter, ja oft nur aus einem Zuge, aus einer Eigenschaft desselben leitet er alle Schicksale her, die den Menschen treffen. Glücklich weiß er zwar am geeigneten Orte den äußeren Zufall zu verwerten, um der Handlung seiner Erzählungen oder Dramen einen bedeutsamen Antrieb zu geben oder auch die übereilig fortschreitende Entwickelung plötzlich zu hemmen. Aber die Handlung selbst ist niemals nur ein Werk des blinden Ungefährs; sie erfolgt mit einer Art von Naturnotwendigkeit aus tieferen seelischen Ursachen. Der

Zufall, der in sie eingreift, fördert nur rascher und leichter zu Tage, was längst vorbereitet, ja oft bis zur letzten Katastrophe vorbereitet in den Charakteren lag. Nur so wird es möglich, daß ein Augenblick über ein ganzes Leben entscheidet — ein im Grunde dramatisches Motiv, das aber Heyse noch häufiger und mit noch größerem Erfolg in seinen Novellen und Romanen braucht. Wie durch einen Zauber bestrickt, bleiben seine Menschen für alle Zeit unter dem Bann der Sekunde, die ihnen zuerst das Geheimnis ihres innersten Wesens blitzartig erhellte, mit wunderbarer Gewalt an den Nebenmenschen gefesselt, welchen ihnen diese Sekunde als den zeigte, der ihnen das Rätsel ihres Herzens lösen werde. Sie verschmähen jede Rücksicht auf das Urteil der Welt, auf die Gesetze des Herkommens oder der Sitte; ja sie mißachten sogar ernste, heilige Pflichten, die sie selbst als solche erkennen: nur das Verlangen beseelt sie, das innere Glück zu finden, das sie in dem einen, verhängnisvollen Augenblick zuerst ahnen lernten, mag auch äußeres Elend, ja Schmach und Untergang unweigerlich damit verbunden sein. Nur selten zwar schürzt Heyse den Knoten ganz so tragisch; aber auch wo er eine Geschichte harmloser entwickelt und zu einem heiteren Ende führt, zeigt er gern jene dem nüchternen Beobachter unbegreifliche Macht einer — übrigens gar nicht immer bloß sinnlichen — Leidenschaft, die aus geheimnisvollen Tiefen plötzlich auftaucht, um von nun an die ganze Seele eines Menschen auszufüllen und all sein Denken und Wollen zu beherrschen.

Die Handlung wird dabei naturgemäß mehr in das Gemütsleben der beteiligten Personen verlegt; was äußerlich geschieht, ist meist nur begleitender Art und dient hauptsächlich dazu, die inneren Vorgänge zu versinnlichen. Es kann daher auch gelegentlich unbedeutender ausfallen und braucht aus dem Kreis der Alltäglichkeit nicht herauszutreten. Starke äußerliche Effekte sind bei solcher Anlage des Ganzen nicht nötig, wenn sie auch der Dichter im einzelnen keineswegs durchaus verschmäht. Desto kräftiger und sicherer arbeitet er die innere Wirkung heraus, und dies gelingt ihm meistens um so besser, je weniger Personen er in die Handlung verwickelt, je einfacher und scheinbar kunstloser er diese überhaupt aufbaut. Die höchste Sorgfalt verwendet er — vollkommen richtig bei dieser psychologisch tiefen Auffassung seiner Aufgabe — auf die Exposition, und in der Kunst, mit der er hier fast immer alles bis ins kleinste mustergültig ausgestaltet, reiht er sich den größten Meistern unter seinen dichterischen Vorgängern würdig an. Anfechtbarer ist öfters die Art, wie er den ausgezeichnet geschürzten Knoten zu lösen versucht. Hier ist manches zu künstlich ausgeklügelt; der tüftelnde Verstand gewinnt bisweilen die Oberhand über die warme, natürliche Empfindung. Nicht immer werden alle Motive der Handlung folgerichtig ausgenutzt, alle Konflikte in ihrer ganzen Tiefe ausgeschöpft und demgemäß auch nicht immer der mächtig erschütternde oder rührende Eindruck erzielt, den die ursprüngliche Tragik des Stoffes sonst machen müßte. Aber auch in solchen Fällen bietet fast immer der reiche geistige Gehalt der Dichtung einen gewissen Ersatz für die Einbuße an künstlerischer Befriedigung, und auch wo wir in der Art, wie Heyse ein seelisches Problem löst, die natürliche Einfachheit und den vollen Strom der Leidenschaft vermissen, bleibt seine Auffassung und Darstellung mit verschwindend wenigen Ausnahmen immer sinnreich und im höchsten Grade anziehend.

Seine eigentümliche Begabung, auch seine Neigung zur Problemdichtung wies ihn vor allem auf die Novelle hin. Hier hat er sich denn auch mit der größten Freiheit und mit unvergleichlicher Sicherheit in den mannigfaltigsten Stoffen, Arten und Formen versucht und die schwierigsten Aufgaben mit spielender Leichtigkeit tadellos ausgeführt. Zuerst pflegte er mit Vorliebe die Erzählung in Versen; später wandte er sich fast ausschließlich der Prosanovelle zu.

Jene brachte er hier und da auf den breiten Umfang des Epos und verlieh dann auch der ganzen Darstellung nicht ungern die sachliche Anschaulichkeit, die behagliche Fülle und den vornehm-reichen Schmuck, ja bisweilen selbst den würdevoll getragenen Ton des regelrechten Epos. Am meisten näherte er sich dieser Dichtungsgattung in der schönen, das edelste und reinste Christentum verherrlichenden Legende „Thekla“, wo sich sogar

der epische Vers des alten Homer, der bei aller Schlichtheit mit vieler Kunst behandelte Hexameter, wie selbstverständlich einstellte. Wie hier, so trat Heyse überhaupt in den ernster angelegten Erzählungen in Versen den Gesetzen des Epos gemäß als Dichter hinter seinem Stoffe meistens ganz zurück. Dagegen waltet in den scherzhaften Versnovellen auch dann, wenn sie ihrem Umfange nach gleichfalls Anspruch auf den Namen des Epos hätten, ja dann erst recht mit toller Ausgelassenheit, ein absichtlich übertriebenes persönliches Element. Ein wahres Feuerwerk von Witz, Laune, Satire, Ironie, ja einer fast Heineschen Selbstironie steigt in den nach dem Muster Ariosts, Wielands und Uhlands gebildeten, von verblüffender Vers- und Reimgewandtheit zeugenden Stanzen der „Braut von Cypern“, der „Hochzeitsreise an den Walchensee“, des Romanbruchstücks „Schlechte Gesellschaft“ und der Erzählung „Das Feenkind“ prasselnd und blendend auf. Echter, aus den Tiefen des Gemüts hervorquellender Humor findet nur selten Raum in diesen Dichtungen; wohl aber unterbricht in den späteren und künstlerisch reiferen unter ihnen, so namentlich im „Feenkind“, ein milder Ernst, gepaart mit warmer Herzensempfindung, am rechten Orte wirksam die munter dahinplaudernde Lustigkeit. Heiterer, unverkünstelter Humor lacht uns jedoch aus den „Idyllen von Sorrent“ entgegen, die nach dem deutlichen Vorbilde der „Römischen Elegien“, nur tändelnder, mehr bloß zum neckischen Spiel, glückliche, durch eine anmutige Liebe verschönte und doch von treuer Sehnsucht nach der Heimat erfüllte Wochen aus Heyses erster Reise nach Italien besingen. Nicht so harmlos klingt der gleichfalls aus Scherz und Ernst gemischte Ton in den formvollendeten Terzinen des Reisetagebuches „Der Salamander“ mit seiner lyrisch-epischen Beichte von einer seltsamen, sinnlos-gefährlichen Liebesleidenschaft, aus der schließlich nur die Flucht den Berückten rettet.

Während der Dichter in diesen Geschichten in Versen, nur in der zuletzt genannten nicht, auch äußere Umstände von nebensächlicher Bedeutung gern etwas redselig beschreibt, befleißigt er sich in seinen Prosanovellen der größten Sparsamkeit. Die Person des Erzählers verschwindet wieder in der Regel vollständig hinter der Erzählung. Damit fallen die launigen, satirisch-ironischen Abschweifungen vom Thema, zu denen ihn die scherzhaften Reime so oft verleiteten, in der Hauptsache ebenfalls weg. Aber auch von der natürlichen Umgebung, in der sich seine Geschichte abspielt, von etwaigen Reizen der Landschaft, von den Besonderheiten des Ortes und der Zeit und der äußeren Verhältnisse überhaupt malt Heyse hier nur so viel aus, als unbedingt für das Verständnis und für die stimmungsvolle Belebung der Handlung nötig ist; dies freilich führt er sorgfältig bis in die kleinsten Einzelheiten aus. So geht er bei aller epischen Ruhe und Genauigkeit doch immer schnurstracks auf sein Ziel los. Die gewissenhafte Begründung aller wichtigen Vorgänge einer Geschichte, die er gelegentlich mit ausdrücklichen Worten von dem modernen Novellisten gefordert hat, macht er sich selbst durchaus zum Gesetz, und namentlich wo die darzustellenden Ereignisse, wie in seinen besten Erzählungen, vorwiegend seelischer Art sind, begnügt er sich keineswegs, nur die Umrisse mit etwas Licht und Schatten vor den Leser hinzuzeichnen. Er fühlt sich vielmehr verpflichtet, ihm „das ganze Farbenspiel“ vors Auge zu zaubern, „die leisesten Halbtöne und allen Reiz des Helldunkels“, und trotz der Objektivität seiner Darstellung ihn doch etwas von dem Gemütsanteil ahnen zu lassen, den er selbst an den Personen seiner Geschichte nimmt. Doch vergißt er über dem Wie nicht das Was, über der psychologischen Einkleidung und stilistischen Ausschmückung niemals die Wichtigkeit einer richtigen Wahl des Stoffes. Bevor er sich zur Novellendichtung entschließt, will er auch den reichhaltigsten Stoff mit Erfolg darauf geprüft sehen, ob er „ein Specifisches habe, das diese Geschichte von tausend anderen unterscheidet“. Und aus allerhand Quellen weiß er Geschichten zu schöpfen, die ihm ein solches einzigartiges Problem darbieten. Der oberflächliche Betrachter erblickt in ihnen vielleicht oft nur herkömmliche Liebesnovellen, die dasselbe oder doch ein verwandtes Grundmotiv stets wiederholen; allein wer genauer zusieht, erkennt leicht den außerordentlichen Reichtum, mit dem die geschäftige Phantasie des Dichters

den äußerlich gleichen Vorwurf immer wieder anders zu gestalten weiß, und ist erstaunt über den Scharfblick des erfahrenen Seelenkenners, dem sich auch in der scheinbar nüchternsten Alltäglichkeit eigenartig merkwürdige Lebensrätsel entschleiern.

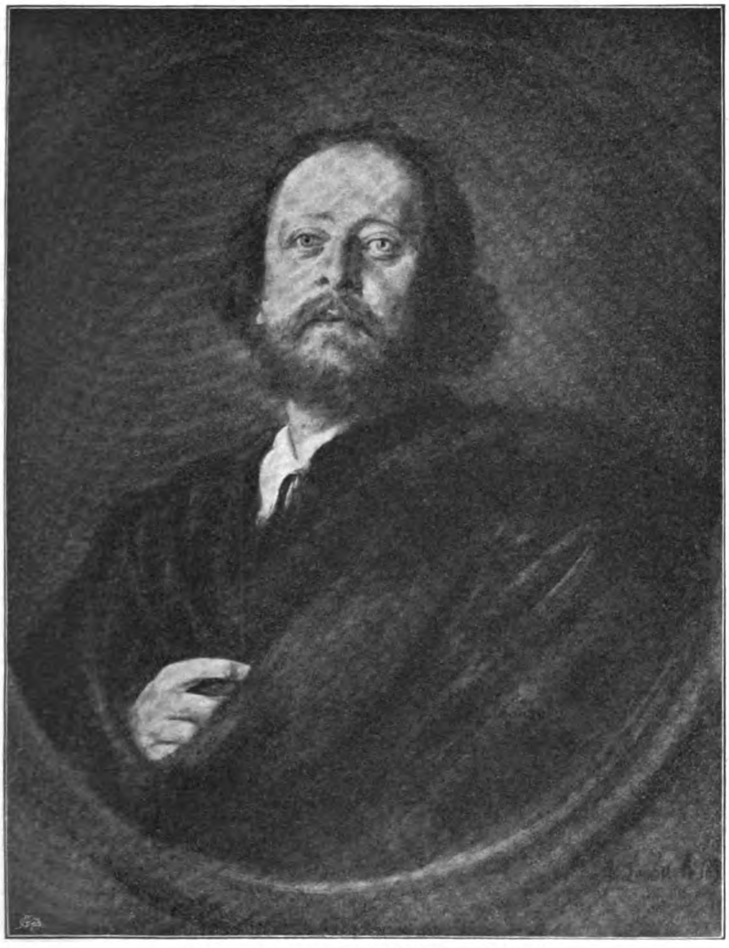
Mit besonderer Vorliebe suchte Heyse stets seine Stoffe in dem Heimatland der Novelle, in Italien, und was er auf diesem seit Boccaccios Tagen überreichen Boden fand, war großenteils derart, daß er seine allerbeste Kunst daran bewähren konnte. Erzählungen wie „Annina“,* „Die Stickerin von Treviso“, „Gute Kameraden“ und „Donna Lionarda“, so verschiedenartig sie in ihrem Inhalt und in der ganzen Darstellungsweise sind und so weit sie auch nach ihrer Entstehung auseinander gerückt werden müssen, gehören doch in gleicher Weise zu den vollkommensten Schöpfungen der gesamten deutschen Novellistik. Und wie viele andere Geschichten Heyses, die ebenfalls in italienischen Landen oder auch in den Tiroler und südfranzösischen Grenzbezirken spielen, wären den vier genannten als ebenbürtig beizugesellen! Öfters entnahm der Dichter den Stoff solcher Erzählungen einer alten Chronik. Dann wußte er aber auch den einfachen, naiven Ton der mittelalterlichen Chronisten meisterhaft zu treffen, und mit unvergleichlicher Kunst bildete er ihren Stil nach, die umständlich gebauten Sätze mit den vielen erklärenden oder anschaulich beschreibenden Nebengliedern und die ganze Vortragsweise, die scheinbar bloß auf einen genauen Bericht über die äußeren, thatsächlichen Vorgänge abzielt, hingegen Empfindungen und seelische Regungen nur kurz, nichtsdestoweniger aber sehr wirkungsvoll andeutet. Daß sich übrigens diese seine Kunst, eine alte, schmucklos erzählte Geschichte dichterisch wiederzubeleben, mit demselben Glück auch an Stoffen aus einer deutschen Chronik versuchen durfte, dafür bietet unter anderen die Novelle „Siechentrost“ einen vollgültigen Beweis. Nicht minder glänzend aber offenbart sich seine novellistische Meisterschaft in vielen Fällen, wo er sich der unmittelbaren Gegenwart oder der jüngsten Vergangenheit zuwendet, besonders bei halb oder ganz erdichteten Abenteuern, die er als eigene Erlebnisse vorträgt oder mit der Erinnerung an Freunde, die ihm einst nahe standen, verknüpft. Über alle anderen Erzählungen dieser Art ragt die Geschichte vom letzten Centauren hervor, unter sämtlichen Lügenmärchen unserer Litteratur wohl dasjenige, das mit der reifsten und reinsten Kunst ausgeführt ist, aus einer wundersam-übermütigen und dabei durchweg innerlich wahr und natürlich schaffenden Phantasie geboren, in jeder Hinsicht vom ersten bis zum letzten Wort vollendet.

Auf dieser künstlerischen Höhe konnte sich Heyse freilich nicht in allen seinen Novellen halten. Die eine oder andere Geschichte, in der er etwa einen allzu gewagten seelischen Vorgang unserem Empfinden näher zu bringen sich bemüht oder sich in das mystische Halbdunkel eines unheimlichen Gespenster- und Spukwesens verliert oder auch zu sehr seiner Verstimmung über modernes Kunsttreiben nachgiebt, entläßt uns ohne die rechte Befriedigung; wir fühlen uns nicht immer zum Glauben an die innere Wahrheit seiner Darstellung genötigt, wo er das Gefühlsleben einfacher Naturkinder, Dorfbewohner oder Alpendirnen, kunstreich zergliedert; auch dem in einigen seiner jüngsten Novellen unternommenen Versuch, uralte Fabeln wie die vom Ring des Gyges oder von der Witwe zu Ephesos in unsere modernen Lebensverhältnisse einzuführen und diesen entsprechend neu zu gestalten, werden die meisten Leser mehr oder weniger skeptisch gegenüberstehen. Kein Zweifel kann aber darüber walten, daß ein solcher Versuch, auch wenn er nicht vollständig geglückt sein sollte, an und für sich anziehend ist, und ebenso wenig wird man es im Ernst bestreiten können, daß Heyse überhaupt fast überall, wo er das Höchste nicht erreicht, durch seine erstaunliche Beherrschung der äußeren Form und durch einen blendenden Reichtum an Geist und Phantasie über jenen Mangel hinwegzutäuschen bestrebt ist.

Das gilt vor allem von seinen groß angelegten Romanen, deren äußere Handlung der heutige Leser vielleicht etwas zu abenteuerlich finden mag, besonders in der Art,

* Dies war der erste novellistische Beitrag, mit dem Heyse im Jahre 1860 in unseren „Monatsheften“ erschien; seitdem ist eine lange Reihe seiner besten und berühmtesten Schöpfungen in unserer Zeitschrift veröffentlicht worden. Anmerkung der Redaktion.

wie die Lebensschicksale der verschiedenen Personen untereinander verknüpft sind. Auch an der psychologischen Wahrheit einzelner einseitig grell gezeichneter Charaktere mag man Anstoß nehmen und hier und da selbst gewisse Seelenzustände sorgfältiger begründet wünschen. Wie dann aber solche Seelenzustände ausgemalt, wie namentlich seelische Kämpfe Schritt für Schritt in ihrer ganzen Entwickelung getreu nach der Natur mit höchster Dichterkraft und vollendeter Erzählungskunst geschildert sind, das fordert zur freudigsten Bewunderung heraus. Mit den sittlichen, wissenschaftlichen und künstlerisch-litterarischen Ansichten, die der Verfasser in seinen Romanen vertritt, mag sich ja der eine oder andere nicht völlig einverstanden erklären, obwohl selbst da, wo man ihm nicht beistimmen kann, sein Adel der Gesinnung, die Reinheit und Redlichkeit seiner Absichten unleugbar ist; aber die sinnlich-dichterische Einkleidung dieser Anschauungen in eine reiche, verwickelte Handlung mit einer bunter Menge von Personen, von denen weitaus die Mehrzahl scharf und lebensvoll ausgestaltet und unserer regsten Teilnahme sicher ist, verdient wenigstens in den bestgelungenen Romanen Heyses — und dahin gehören vor allem seine beiden umfangreichsten Werke „Kinder der Welt“ und „Im Paradiese“ — volle Anerkennung. Unmittelbar aus den geistigen Bewegungen der Gegenwart heraus sind alle Romane Heyses erwachsen, ebenso wie ihre bedeutendsten Vorgänger in unserer Litteratur während der letzten Jahrzehnte; aber wenn sie an und



Franz von Lenbach: Paul Heyse. (1896.)
(Nach einer Photographie aus dem Kunstverlag von Franz Hanfstaengl in München.)

für sich auch nicht zu den künstlerisch vollkommensten Schöpfungen ihres Verfassers gehören, wie weit überragen sie doch durch ihre dichterischen Vorzüge das meiste in der Schar jener Vorgänger, selbst die vielgerühmten Werke eines Gutzkow oder Freytag!

Die Gunst des Publikums, die den Erzählungen Heyses überreich beschert war, vermochte er nur für die wenigsten seiner Dramen zu erringen. Und doch zog es ihn zu allen Zeiten seines Lebens leidenschaftlich zu dieser Dichtungsart, und oft rang er mit seiner ganzen künstlerischen Kraft auch auf diesem Feld um den Preis. Stoffe aus der alten wie aus der neueren Geschichte, dann und wann auch aus der Welt der Sage und vor allem aus dem sittlichen und gesellschaftlichen Leben der Gegenwart hat er in Prosa, in gereimten und in reimlosen Versen dramatisch behandelt. Bald wählte er die vollere Form eines mehraktigen Schauspiels, in welcher sich die Handlung vom ersten Antrieb bis zum Ziele vor unseren Augen abrollen kann, die Charaktere der in sie verflochtenen Personen in wechselnden Situationen und Konflikten sich vollständig ausleben können; bald wieder drängte er, augenscheinlich durch Goethes „Geschwister“ zur Nacheiferung verlockt, alles dramatische Geschehen in einen einzigen Aufzug zusammen, wo nur für wenige Personen und für eine verhältnismäßig einfache Handlung Raum war, so daß er sogleich mit der Katastrophe einsetzen mußte. In mehreren Stücken ist es ihm vornehmlich um starke Bühnenwirkung zu thun, die unter Umständen auch durch einen kleinen Verstoß gegen die äußere Wahrscheinlichkeit, ja bisweilen sogar gegen die innere Wahrheit der Charaktere erkauft wird. Andere seiner Dramen hingegen, und zwar vielfach die geistig bedeutenderen, versprechen von vornherein keinen großen Erfolg auf der Bühne, können aber dafür durch den Reichtum ihres sittlichen oder philosophischen Gehaltes und ihrer rein dichterischen Schönheit höher gebildete Leser um so inniger fesseln. An Geist, Phantasie, Adel und Reiz der Form fehlt es in keinem Drama Heyses; eine gesellschaftlich anmutige oder vornehme Sprache, rhythmisch schöne, leicht und sicher gefügte Verse oder Reime stellen sich stets am rechten Ort ein. Aber oft vermißt man die unmittelbar derbe Sinnlichkeit, die einfache Lebenswahrheit, die überzeugende Kraft einer auch in den kleinsten Zügen individuellen Charakteristik und die unerbittliche Folgerichtigkeit in der tragischen Ausnutzung wichtiger Motive. Immerhin begegnen uns auch hier mehrere herrliche Schöpfungen, die man stets zu den Zierden unserer Dichtung zählen wird. In ihre Reihe gehört vornehmlich das Meisterstück eines geschichtlichen Schauspiels im realistischen Ton, das Heyse 1864 in seinem „Hans Lange“ schuf, ohne Zweifel das Trefflichste, was er je für die Bühne geschrieben hat, in seiner einheitlichen, frisch pulsierenden Handlung, kräftigen Charakteristik, kernigen Sprache und überhaupt in seiner echten, gesunden, humorvollen Neubelebung einer längst vergangenen Zeit dem Besten in unserer dramatischen Litteratur ebenbürtig. Neben einigen späteren Versdramen und tragischen Einaktern heben sich besonders noch zwei Werke aus der reiferen Jugendzeit des Dichters zur vollen künstlerischen Höhe empor, das preisgekrönte Trauerspiel „Die Sabinerinnen“ von 1858 mit seinem streng geschlossenen Aufbau und seiner herben, aber gerade darum kraftvoll wirkenden Darstellung des tragischen Kampfes im Herzen der sabinischen Königstöchter zwischen Vater und Gatten, zwischen spröder Jungfräulichkeit und der Naturgewalt der Liebe und die trotz des antiken Stoffes einem durch und durch modernen Empfinden entsprungene Tragödie „Hadrian“ von 1864, die tiefsinnig und tieftragisch große, ewige Gegensätze des Weltlebens und der menschlichen Natur aufdeckt und auf die ernste Frage nach dem inneren Wesen der Dinge, nach dem Geheimnis von Leben und Tod, von Geist und Unsterblichkeit eine Antwort sucht.

Gleich diesen und anderen an edelstem Gehalt reichen Dramen ist Heyses Lyrik keine Gabe für die große Menge. Desto herzlicher mögen auserlesene Freunde sich an ihr erquicken. Denn in ihr ist das Beste und Unvergänglichste niedergelegt, was der Dichter aus dem köstlichen Schatze seines Geistes und Herzens heraufholen konnte. Seine Gedichte, die heiter scherzenden, von froher Lebenshoffnung anmutig beflügelten Lieder aus der Jugendzeit wie die schwermütigen, nur vom Glück der Erinnerung zehrenden,

mitunter an aller Zukunft, an Gott und Welt verzweifelnden Klagegesänge aus späteren Tagen, die umfangreichen, ernster Betrachtung des Lebens, der Kunst und ihrer Meister gewidmeten Gedankendichtungen wie die kurzen, epigrammatisch zugespitzten Sprüche, geben uns am unmittelbarsten ein künstlerisch geformtes Abbild seines innersten Wesens, dem nichts Menschliches in Freud und Leid fremd geblieben ist, das sich aber vor dem Niedrig-Gemeinen stets zu wahren gewußt hat. Vornehmes Menschentum, sittlichen Adel, der ungetrübt in den widrigsten Verhältnissen erhalten bleibt, offenbaren die Hauptgestalten seiner Balladen; Hoheit und Reinheit der Gesinnung, in den Schleier der Schönheit gehüllt, leuchtet uns aus seiner gesamten Lyrik entgegen. Aber auch die wachsende Selbständigkeit seines Geistes können wir in ihr bequem verfolgen, das allmähliche Reifen seiner Kunst. Zuerst stimmte sie noch vielfach romantische Weisen an, die sie namentlich den am Volkslied geschulten Sängern, Eichendorff, Heine und ihren Genossen, abgelauscht hatte; mehr und mehr aber fand sie ihren eigenen Ton, der freilich an die Lyrik Goethes und anderer Meister aus älterer und neuester Zeit im allgemeinen hin und wieder erinnert, dabei jedoch immer seine besondere, von allen anderen ihn unterscheidende Klangfarbe und seinen eigentümlichen Klangreiz bewahrt. Zunächst in den Liedern Heyses läßt sich dieser Fortschritt bemerken. Vor allem aber werden sie mit den Jahren schwerer an geistigem Gehalt, ohne deshalb von der Wärme der Empfindung etwas einzubüßen. So stehen z. B. die Liebeslieder des Vierzigjährigen, der sein neues Lebensglück feiert, in ihrer Gesamtheit künstlerisch höher als die an sich herzlich-liebenswürdigen Lieder, in denen nahezu zwei Jahrzehnte vorher der Jüngling das Sehnen und das erfüllte Hoffen seiner Liebe zu Margarete ausgesprochen hatte.

Aber die Liederdichtung ist überhaupt nicht das Eigenartigste und Bedeutendste, was uns der Lyriker Heyse zu bieten hat, wenn sie auch Stücke von so ergreifender Innigkeit enthält wie die im Schmerz um Margaretes Verlust niedergeschriebenen Verse „Nachtgesicht". Viel zahlreicher und für ihren Verfasser charakteristischer sind jene lyrischen Gedichte, in denen sich sinnliche Anschauung, Empfindung und Betrachtung miteinander verbinden, an denen Phantasie, Herz und Geist gleichen Anteil haben. Es sind teils Reisebilder, Verse, die nicht selten durch den Anblick eines Werkes der bildenden Kunst angeregt sind, teils Gesänge, die der Bewunderung oder freundschaftlichen Verehrung für Meister unserer Litteratur Ausdruck verleihen, Gelegenheitsgedichte zu festlichen Zeitereignissen, teils ernste Selbstgespräche des Verfassers, lyrische Tagebuchblätter, Briefe und Stimmungsergüsse. Dem an sinniger Betrachtung reichen Gehalte dieser Dichtungen entspricht auch die strengere, gewählte, kunstvolle Versform; daß sie immer in makelloser Schönheit erglänzt, mag sie nun antiken oder romanischen oder auch deutschen Mustern nachgebildet sein, versteht sich bei dem einstigen Schüler Platens und Geibels ohne weiteres. Die Lebensanschauung wird freilich in den späteren Gedichten im allgemeinen herber, düsterer; aber trotz allem, was Heyse von den Bitternissen des Daseins schmecken mußte, glaubt er noch immer an Herzensadel und Seelengüte und preist die Vereinigung eines heiteren Sinnes mit einer ernsten Seele als den besten Gewinn des Menschen. Vom Dienste der Schönheit aber, dem er sich in seinem herrlichsten Gedicht, in „Künstlers Weihnachtslied", einst zugeschworen, hat keine Verstimmung des Alters und keine Verkennung seines Strebens und Schaffens in der Welt ihn abzuwenden vermocht; „die Botschaft ihrer welterlösenden, holden Gewalt auszubreiten unter den Menschen, ob auch Begier und Tücke und stumpfer Knechtssinn lästern und höhnen", fühlt er sich heute noch ebenso berufen wie vor einem halben Jahrhundert.

Möge es ihm noch viele Jahre vergönnt sein, in rüstiger Kraft den Preis seiner Göttin der „armutseligen, verworrenen Welt" zu verkünden, geliebt und verehrt von allen im deutschen Volke, die jemals seine Dichtung gerührt oder erheitert, ins Zauberreich der Kunst entzückt oder zu ernstem Denken und edlem Thun begeistert hat!

Der Dilettantismus der vornehmen Frau.

Von

Luise Hagen.

(Nachdruck ist untersagt.)

Das Wort Dilettantismus wechselt inhaltlich mit den Zeitstimmungen; seine Bedeutung für den Fortschritt des geistigen Lebens ist in verschiedenen Zeitabschnitten ungleich. Durchweg gilt es der Gegenwart als der Inbegriff alles Oberflächlichen, von keinerlei Sachkenntnis Getrübten, das die ernstesten und wichtigsten Dinge als Spielerei und Zeitvertreib betrachtet. Insbesondere wird der Dilettantismus der Frau gering bewertet, und alledem, was man gegenwärtig für verbesserte Mädchenerziehung ausgiebt, haftet die Neigung an, für dilettantische Spielerei zu erklären, was in den Eingangstagen des neunzehnten Jahrhunderts als unerläßlicher Bestandteil der Erziehung der vornehmen Frau galt. Schon eine ganz flüchtige Bekanntschaft mit den Forderungen der neuzeitlichen, kampfesmutigen Frau reicht aus, um die Überzeugung zu gewinnen, daß mit dem überlieferten Dilettantismus, ohne den das Frauenideal der vornapoleonischen Zeit nicht vollständig ist, durchweg gebrochen worden ist. Und wenn Romane wie Marie von Bunsens „Gegen den Strom“ und Theodor Fontanes „Irrungen, Wirrungen“ als Kennzeichen herrschender Strömungen gelten dürfen, so hat auch die gesellschaftlich hochstehende Frau begonnen, den Anspruch auf Vornehmheit aufzugeben. Aus der Dilettantin ist die Virtuosin, aus der vornehmen Frau ist die elegante Dame geworden.

Die schlimmste Unart der Dilettantin besteht darin, daß sie die Anstrengung scheut und daß sie sich nur allzu leicht Genüge thut. Sobald ihr aber die Unzulänglichkeit ihrer Leistung fühlbar wird, greift sie zu größeren und schwierigeren Aufgaben, statt eines Ludwig Richter in Federzeichnung kopiert sie einen Metsu, einen Netscher und dergleichen mehr in Öl und meint so ihrem Ziele näher gekommen zu sein. Immer aber bleibt der Dilettantin eine gewisse Unbefangenheit und Eigenart; ihre Kopien sind in günstigen Fällen das, was sie selbst aus Ludwig Richter, aus Metsu und Netscher herauszulesen verstand. Die Virtuosin dagegen hat durchweg einen besseren Maßstab für das eigene Leistungsvermögen. Sie scheut nicht die Anstrengung. Ihre Klippe ist die irrige Meinung, Kraft lasse sich durch Anstrengung ersetzen. Diese ihre Anstrengung leitet ihr Lehrer. So kommt es, daß sie — günstige Fälle echter Meisterschaft abgerechnet — nicht Beethoven spielt, sondern die verflachte Ausgabe der Beethovenauffassung ihres Lehrers. Überall aber stehen sich Virtuosentum und Dilettantismus schroff einander gegenüber, und immer zieht anscheinend der Dilettantismus den kürzeren.

Vor kurzem aber ist ihm in Alfred Lichtwark ein Verteidiger erwachsen, der in seinen „Wegen und Zielen des Dilettantismus“* ganz besonders der Bedeutung des weiblichen Dilettantismus Rechnung trägt und Vorschläge macht, in welcher Weise er als Kraftzufuhr dem deutschen Kunstleben nutzbar werden kann. Wenn die Bestrebungen dieses hochgeschätzten Hamburger Vor-

* München, Verlag für Kunst und Wissen, 1894.

kämpfers einstweilen über einen kleinen Kreis noch nicht hinauszuragen scheinen, wenn die vielversprechende Saat ein Erntefeld mancher Enttäuschungen zeitigte, so ist doch der Versuch keineswegs mißlungen. Beachtenswert aber bleibt die Thatsache, daß die verhältnismäßig geringsten Erfolge auf dem Gebiete der Nadelkünste erzielt wurden, die doch von jeher mit gutem Recht als das ureigenste Gebiet weiblichen Kunstschaffens gegolten haben. Auch das, was man auf den jüngsten Kunst- und kunstgewerblichen Ausstellungen an Nadelarbeiten sah, läßt, mit ganz vereinzelten Ausnahmen, vor der Hand noch wenig Fortschritt erhoffen; vieles ist sogar nur allzusehr geeignet, alle Vorurteile gegen Frauenarbeit zu rechtfertigen, die jemals formuliert worden sind.

Der Unfähigkeit der modernen Frau, den Werken der Nadelkunst einen seelischen Inhalt zu geben, sie zu zwingen, ihre eigenste „Sprache der toten Dinge“ zu reden, stehen schier unerschöpfliche Schätze unserer Museen gegenüber, die Wunderherrliches davon erzählen, wie schon in entlegenen, fast kulturlosen Ländern vor Jahrhunderten und Jahrtausenden Spinnerinnen, Weberinnen und Stickerinnen es verstanden haben, in das Werk ihrer Hände allerlei beredte Zeugnisse dessen hineinzuwirken, was an Streben nach Vollkommenheit in ihnen lebte und um Ausdruck rang. Kaum eine Zeit giebt es, wo das bloße Gewebe ausreicht, um den Schönheitsdurst zu ersticken. In die ältesten grobfädigen ägyptischen Gewebe sind bereits Zierstiche, Saumleisten und Fransen eingefügt. Niemals läßt sich die Menschheit daran genügen, nur schlechthin bekleidet zu sein. Hundert Spuren weisen darauf hin, daß das Verlangen nach Schmuck größer ist als das Bedürfnis nach Schutz. Aus dem Jahre 2850 v. Chr. sind ägyptische Gewebe erhalten, die während des Webens mit farbigen Fäden in geometrischen Mustern bestickt wurden und den Ausgangspunkt der Borten- und Gobelintechnik bildeten.* Damals stand die Weberei des sonnigen Nillandes noch völlig im Zeichen des Hausfleißes; Frauen waren am Webstuhl und mit der Spindel thätig, und Neith, die zu Saïs verehrte Göttin, galt als Erfinderin und Beschützerin dieser häuslichen Kunst. Etwa sechzehnhundert Jahre später haben sich aber auch Männer um das Panier der Erhabenen geschart: Weberzünfte bestehen; die Gattinnen der Weber sind nicht selten Sängerinnen der Osiris, und Herodot findet im fünften Jahrhundert v. Chr., daß die ägyptischen Männer daheim bleiben und weben, während die Frauen die Marktgeschäfte erledigen. Ägypten ist das Land des Byssus geworden, das Land der gewebten Luft, wie die bilderreiche Sprache des Morgenlandes die duftigen Schleierwolken nennt, mit denen sich Rebekka umgeben hatte, als ihr Isaak auf dem Felde begegnete. Mehr als haarfein verstand man schon damals und wohl tausend Jahre früher den Faden zu spinnen — so fein, daß die Nummerierung des feinsten Maschinenfadens von heute kaum ausreicht, um die Fadenstärke zu bezeichnen. Daneben aber bestehen derbe Gewebe weiter zu Recht; Virtuosentum und Dilettantismus halten sich einander die Wage; die Technik wird vervollkommnet, die Möglichkeit, verschiedene Schönheitwerte zu gestalten, wird unendlich vervielfacht, allein die Unwägbarkeiten bleiben sich gleich. Eine vornehme Zurückhaltung, ein Verzicht auf jegliches Blendwerk, ein sicheres Gefühl für schöne Raumgliederung macht sich in jenen ältesten Kreuzstichmustern aus Frauenhand geltend, das auf dem Gebiete der geometrischen Musterführung nur in den Kreuzstich- und Leinenarbeiten der Renaissance, in finnischen und arabischen Mustern seinesgleichen findet. In den Tagen der römischen Kaiser kennt die Musterführung einen derartigen vornehmen Verzicht nicht mehr. Unendlich viel wird mit bloßer Virtuosität auf den Effekt hin gearbeitet. Der Massengeschmack beherrscht den Markt, und niemand ist imstande, zu sagen, wohin die Textilkunst gekommen wäre, wenn nicht die Flut der Völkerwanderung die Herrlichkeit der alten Kulturwelt hinweggeschwemmt hätte.

In den Tagen, wo die germanischen Stämme ihre Arbeit als Kulturträger übernehmen, wird die Textilkunst zunächst wieder Sache des Hausfleißes. Auf hohen Burgen schnurrt in den Kemenaten die Spindel; geschäftig fliegt das Webeschiffchen hin und her, Blei-

* Vergl. A. Braulik, „Altägyptische Gewebe“. Stuttgart, Bergsträßer, 1900.

chen und Waschen, Zuschneiden und Nähen hält tausend Frauenhände geschäftig. Da ist nicht Raum und Zeit für Müßiggang irgendwelcher Art; nur die arge Teufelin Gerlind pflegt der Ruhe, während sie Gudrun und Hildburg barfuß in den Schnee hinaustreibt, damit sie am Strande das schwarz gewordene Linnen weiß waschen. Selbst in Gerlindens Haushalt ist kein übergroßer Vorrat davon zu finden, denn Gudrun weiß eine fühlbare Rache für die „wölfische“, indem sie die kostbaren Wäschestücke hinaustreiben läßt in die Flut, an dem Tage, wo ihre Befreier nahen. Ein klein wenig leid ist's ihr trotz alledem um das Gewebe, das sie der vergeltenden Gerechtigkeit opfert. Wär's anders, so ginge sie ihres Rechtes verlustig, eine echte vornehme Frau zu heißen. Sind doch für die Königstöchter jener Tage, für Edelfrauen und Edelfräulein in der Sage wie in der Wirklichkeit Leinwand und Wollengewebe, Seide, Sammet und kostbare Wirkerei das bindende Glied zwischen Frau, Fräulein und Magd, zwischen der Herrin, dem webenden Weibe, und der spinnenden Gesindin, der Weggenossin des Hauses.

Unendlich viel schneller als im Altertum vollzieht sich im Mittelalter der Übergang vom Hausfleiß zur Industrie. Schon am Ausgang des dreizehnten Jahrhunderts finden in Speyer Lohnregelungen für industrielle Spinner und Spinnerinnen statt. Die Anforderungen an die Leistungsfähigkeit der Frau steigern sich von allen Seiten. Sie ist nicht mehr imstande, alle Gewebe, die im Hause verbraucht werden, daheim anfertigen zu lassen. Früh schon sind aus dem Morgenlande kostbare sassanidische Seidengewebe eingeführt worden, prächtige Sammete kommen aus Sicilien und erzählen Wunderdinge von dem, was sich aus einer so einfachen Sache, wie einem Gewebefaden, machen läßt. Da wird dann der Ehrgeiz rege und die Prachtliebe. Weil die Mittel nicht überall zureichen zum Ankauf fremdländischer Herrlichkeiten, nimmt man zur Stickerei seine Zuflucht, die auch den einfachsten Fries zu verherrlichen vermag. Die Schmiedekunst hat sich inzwischen in Damaskus so weit vervollkommnet, daß die Nähnadeln nicht mehr das Gewebe zerreißen; im alten Ägypten waren plumpe Nadeln hauptsächlich daran schuld, daß die Stickereien in das Gewebe hineingewirkt werden mußten. Freilich, eine saubere Naht im Sinne der heutigen Handarbeitslehrerin gab es auch bei den deutschen Burgfrauen noch nicht. In der Stoffsammlung des Berliner Kunstgewerbemuseums findet sich mehr als eine Stickerei von wundervoller Zeichnung, deren Grundstoff mit Stichen zusammengenäht ist, die heute kaum für Sacktuch ausreichend erachtet würden. Nichts ist für den Standpunkt der modernen Frau unterhaltender als die Unbefangenheit, mit der damals völlig ungleichartige Techniken zur Fertigstellung eines beliebigen Entwurfes verwendet werden. Besonders drollig nahmen sich derartige Freiheiten bei Bildstickereien aus. Es kam in solchen Fällen der Stickerin vorwiegend darauf an, den bildlichen Inhalt festzulegen. Möglicherweise gehörte sie zu jener Klasse von Frauen, die öfter, als durchaus nötig, fünf gerade sein lassen. Vielleicht war sie keine ganz vornehme Frau, denn nur diese weiß immer genau, wann fünf gerade sein darf und wann nicht. Oft genug stehen die wohlerhaltenen Museumsschätze weiblicher Nadelkunst unter dem bösen Stern solcher Unsicherheit. Eigenwille und kindischer Trotz treten an die Stelle jener strengen Selbstzucht, die alles künstlerischen Schaffens Grundlage bildet. Wenn sich einmal die hartnäckige Ablehnung der Beschäftigung mit dem geschichtlich Gewordenen gelegt haben wird, von welcher augenblicklich die Geschmacksrichtung der modernen Welt beherrscht ist, wird man vielleicht Muße finden, diese Böcke von den Schafen zu sondern. Wahrscheinlich wird sich ergeben, daß sie die Minderzahl bilden, während Verstöße nach der entgegengesetzten Seite der glatten und pedantischen Ordnung hin häufiger anzutreffen sein dürften. Denn im Ästhetischen sind wir Frauen der Mehrzahl nach geneigt, schematische Anordnung schon für Schönheit zu halten, das Hauptgewicht auf phantasievolle Form und übersichtliche Anordnung zu legen. Zudem hat jede echte Frau eine angeborene Abneigung gegen Staub und — wenn sie sehr, sehr ehrlich ist — gegen verschossene Farben. Eine Dame, die eine ausgeblichene Stickerei, einen verwaschenen bedruckten Stoff bewundern kann, hat entweder

eine vorzügliche künstlerische Erziehung genossen oder sie spielt Komödie, plappert nach, was sie irgendwo gehört oder gelesen hat. Je mehr man diese Gewohnheit des Nachsprechens, des voreiligen Urteilens und Haschens nach Geistreicheleien in den Kreisen der gebildeten Frauen fallen läßt, desto mehr Freude wird man an dem Betrachten nadelkünstlerischer Erzeugnisse finden.

Eine lange Geschichte von Kampf und Sieg ist es, die uns diese Arbeiten erzählen. Kampf gegen die Sprödigkeit des Stoffes, Sieg über die Unzulänglichkeiten des Werkzeuges. Seelischer Art sind die Waffen, mit deren Hilfe der Zwiespalt ausgeglichen wird. Überall setzt bewußter Wille ein, zügelt und lenkt den Aufwand an Mühe und Ausdauer und schafft unbewußt beredte Stimmungen, die hunderterlei Wunderdinge erzählen von dem Innenleben der Menschen in längst entschwundener Zeit. Je mehr sich der eindrucksfähige Beschauer dem Zauber dieses Erbteils unserer Vorfahren hingiebt, desto deutlicher erklingt ihm die Sprache dieser toten Dinge. Sie erwecken so etwas wie Sehnsucht nach dem „geistesdurchleuchteten Mittelalter“, von der man neuerdings bisweilen die jüngsten Jungdeutschen reden hört. Dabei überrascht es am meisten, daß der Sinn für Farbe und Form in gleichem Maße rege ist. Am Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts kann man in der Stickkunst eine bewußte Spaltung zwischen malerischen und zeichnerischen Arbeiten feststellen — zeichnerisch in dem Sinne, daß das Hauptgewicht auf das Linienspiel des ornamentalen Entwurfes fällt, ohne daß deshalb die „Nadelmalerei“ aufhörte, der Farbe das nötige Gewicht beizulegen.

Die Zahl der Arbeiten im malerischen Stil überwiegt in der älteren Zeit. Meßgewänder, Banner, Altarbekleidungen und Wandbehänge haben durchweg einen bildmäßigen Inhalt. Doch mag es sein, daß das kostbarere Material zu sorglicherer Behandlung Anlaß gab, daß Alben und sonstige weiße Priestergewänder nebst den weißleinenen Altartüchern, die der altkirchliche Brauch fordert, zu oft mit säubernder Lauge in Berührung kamen, um eine Fahrt durch lange Jahrhunderte hindurch zu überdauern. Bisweilen wünscht man zu wissen, wie diese Dinge beschaffen gewesen sein mögen während des langen Zeitraums künstlerischer Entwickelung, den wir unter dem Namen „Gotik“ zusammenzufassen gewöhnt sind. Das dürftige Quellenmaterial aber läßt bestimmte Vermutungen nicht zu. Dafür berichten denn die farbigen Arbeiten um so mehr. Malerisch im engeren Sinne des Wortes sind sie noch nicht. Der schlichte Kindersinn haftet an der Einfachheit der Zeichnung. Bewundernd entdeckt man da und dort, mit welcher Treue die Natur beobachtet ist, mit welcher Kraft sie herausgerissen wurde. Erstaunlich ist überall die Freiheit in der Behandlung der Gesichter. Immer werden mit den einfachsten Mitteln nachdrückliche Wirkungen erzielt. Mit überraschender Treffsicherheit ist auf die Stellung Rücksicht genommen, von wo die Arbeit aus der Ferne gesehen werden soll. Selbst da, wo die Unbeholfenheit der Zeichnung fast das Zerrbild streift, bleibt noch eine Hoheit der Empfindung, eine Erhabenheit der Lebensanschauung, eine Achtung vor der Herrschaft des Seelischen, die wohl ein Lächeln hervorlockt, niemals aber einen Zweifel an der hohen Bestimmung der Kulturbestrebungen, eine Geringschätzung der Menschenwürde rege werden läßt.

Die Unmittelbarkeit des seelischen Ausdrucks beginnt in dem Augenblick in der Nadelkunst zurückzutreten, wo die technischen Hilfsmittel sich vervollkommnen. Es scheint, als hafte allem menschlichen Fortschritt zur Arbeitserleichterung der Fluch an, daß da, wo die Hand weniger Schwierigkeiten überwinden muß, auch Herz und Seele nicht so fest mit dem Arbeitserzeugnis verwachsen. Vereinfachte Herstellungsweisen bedingen immer ein Anwachsen dilettantischer Erzeugnisse. Zunächst ist freilich das Erbe, das die Renaissance von der Gotik übernimmt, noch viel zu reich, als daß sich die Gefahr irgendwie fühlbar machte. Nur vollzieht sich jetzt auch auf diesem Gebiete weiblichen Kunstschaffens jenes Bewußtwerden, jene Entfremdung vom rein Intuitiven, die vom Erwachen des humanistischen Geisteslebens unzertrennbar ist. In erster Linie äußert sich dies Bewußtwerden in strengerer Durchführung der Technik.

Mit der Entstehungsgeschichte der Spitze fällt dann die Teilung in malerische und

zeichnerische Nadelkünste, mit ihr auch das entschiedenere Hervortreten des weiblichen Ordnungssinnes zusammen. Die polizeiliche Organisation im übertragenen Sinne tritt von jetzt ab bewußt in Thätigkeit. Das Gesetz der vielen Ursachen beherrscht hier, wie überall, den Gang der Dinge. Um geradlinige Räume im Leinen zu gewinnen, zog man einzelne Gewebefäden aus. So entstand der punto tirato, die älteste Form der Nadelspitze. Schnell folgen aufeinander der quadratisch ausgeschnittene punto tagliato, das freibewegliche Reticellanetz, das Sechseck des point d'Argenton und das Achteck des tüllfeinen point d'Alençon. Klöppelspitze und Nadelspitze treten miteinander in Wettbewerb; ständig vervielfältigt sich die Zahl der Muster. Ihre Zahl, nicht ihr künstlerischer Wert, genau wie damals, als im alten Ägypten der Hausfleiß zur Industrie wurde. Eine Zeit lang sucht der mittelalterliche dilettantische Hausfleiß noch stand zu halten; die Modellbücher leisten ihm Vorschub.

Durchweg wird in den Einleitungen zu diesen Vorlagewerken davon gesprochen, welchen großen Schaden der Müßiggang der Frauen im Gefolge hat; mehrfach stößt man auf die Versicherung, die Herausgabe erfolge zu Gottes Ehren, um allerlei Unheil in der Welt zu verhindern. Durchweg sind es Männer, die so schreiben, allein auch Elisabeta Pompone, die sich schon früher ihnen beigesellt, begründet in gleicher Weise ihr Vorgehen. Tief im Gefühl ihrer Zeit wurzelnd, ist sie fest davon überzeugt, daß man schwarz auf weiß nichts in die Welt hinaussenden darf, was nicht dem seelischen Wohl der Menschheit dienlich ist. Anfangs kommen auch Modellbücher vor, die gleichzeitig den Frauen bei ihren Spitzen und den Steinmetzen beim Schmuck der Bauten dienten. Man kannte weder eine strenge Teilung der Muster nach Art der verschiedenen Techniken, noch eine scharfe Unterscheidung zwischen Männer- und Frauenarbeit. Diese Unklarheit verschuldet zum Teil den stilistischen Niedergang, der im Barock und Rokoko ganz besonders in der Textilkunst nicht wegzuleugnen ist. Im Renaissanceornament überwiegt der Charakter des Marmors, im Barock formt man im Geiste des Stuck, im Rokoko ist Porzellan die „Seele des Materials“. Da die Stickerei und die Spitze sich immer dem herrschenden Charakter der Ornamentik anpassen, kann es nicht ausbleiben, daß sich auf diesem Wege etwas von der Natur der Lüge in die Textilkunst einschleicht. Jederzeit aber bleiben echte Künstler und Künstlerinnen, die an derartigen theoretischen Klippen siegessicher vorübersegeln. Es ist nicht annähernd alles das unkünstlerisch, was nicht in den engen Rahmen des korrekten Stiltheoretikers hineinpaßt. Wenn dessen ungeachtet die weiblichen Nadelkünste tiefer und tiefer sinken, so liegt es zum allergrößten Teil daran, daß die Industrie sich auch des „Tapisseriegeschäftes“ als eines bequemen Erwerbzweiges bemächtigt hat. Der Kaufmann, wie tüchtig er auch sein mag, wird immer die künstlerischen Gesichtspunkte den geschäftlichen opfern. Das dilettantische Kunstvermögen der Frau hat sich nicht stark genug erwiesen, um der Hochflut der geschäftlichen Moden einen Damm entgegenzusetzen, und je strenger die moderne Arbeitsweise die Arbeitsteilung durchführt, desto weniger Hoffnung ist vorhanden, daß es nochmals der Frau gelingen werde, der gesamten Textilkunst das krönende Siegel ihres Geistes aufzudrücken.

* *
*

Den Ausgangspunkt der Arbeitsteilung im modernen Kulturleben bildet die bevorzugte Stellung, die der Humanismus den wissenschaftlich geschulten Männern erobert. Indem er eine Aristokratie des Geistes schafft, durchbricht er langsam aber sicher, was vom heidnischen Kastengeist etwa noch im deutschen Volksleben vorhanden war. Damit fällt ein Teil des Podiums, auf dem sich die vornehme Frau der Geburtsaristokratie über die Masse des Volkes erhob. Bis dahin hatte ihre Vornehmheit auf dem Begriff gefußt, daß es einer vornehmen Frau unwürdig sei, einem Manne zu gehören, der nicht wenigstens bedingter Herr über Land und Leute sei. Immer wieder hält Gudrun ihrer Feindin Gerlind vor, daß Hardtmut ein minder edler König sei als Herwig ihr Verlobter. Das Gudrunlied ist besonders in dem Sinne das Hohelied der Frauentreue, wie Treue darin besteht, zu warten,

bis der Rechte kommt. Diese Treue ist in erster Linie Treue gegen das, was als persönlichste Daseinsbestimmung empfunden wird — wortloses Bekenntnis und lebendiges Zeugnis dafür, daß das echte Lebensglück der Liebe von tausend unaussprechlich feinen Vorbedingungen abhängt, die nur im Empfinden der Frau Wirklichkeit und Leben erhalten. Daß die bewußte oder unbewußte Erkenntnis dieser Thatsache vielleicht nur einmal in hundert Fällen zur Geltung kommt, daß sie tausendmal auf das härteste verletzt wird, ändert wenig an der Lage der Dinge. Auf den Anfangsstufen der Kulturentwickelung genügt es, daß irgendwo in verständlicher Form der Menge gesagt werde: Nicht alle für alle, sondern eine für einen. Wo in den Wirrsalen des Lebens der Nornenfaden zwischen der einen und dem einen zerschnitten wurde, öffnete das Kloster seine Pforten. Und wenn hier wieder klaffende Gegensätze hervortreten zwischen der Erhabenheit des Gedankens und der Unzulänglichkeit der That des Lebens, so bleibt doch das Kloster an sich die Ergänzung des Gedankens, daß zu jedem männlichen oder weiblichen Menschen nur einmal in der Welt eine bessere Hälfte zu finden ist und daß er, falls diese Hälfte abhanden kommt, besser thut, ein für allemal Hälfte zu bleiben.

Als Humanismus und Renaissance neben den Herrn über Land und Leute den Gelehrten und den Künstler als Geisteshelden gestellt hatten, begann auch die vornehme Frau nach dem Besitz der Geistesaristokratie zu streben. Die Geburtsaristokratie hatte dabei natürlich einen Vorsprung, doch regt sich's von jetzt ab an allen Ecken und Enden. Innerlich vornehme Frauen sind ja zu allen Zeiten in allen Schichten der Völker zu finden. Sie bilden einen Kulturfaktor, der glücklicherweise nicht umzubringen ist. Nach ihnen gestaltet sich unbewußt das Sittengesetz, das jeweils nach Zeitstimmung und Volkscharakter wechselt und für alle diejenigen bindend erachtet wird, die nicht gewillt oder nicht befähigt sind, den Maßstab ihres Handelns im eigensten Gewissen und Taktgefühl festzulegen. Die Quelle alles echten Taktgefühls liegt in einem „feinen, zarten“ Gewissen, darum sind Gewissen und Taktgefühl unverkennbare Merkzeichen der vornehmen Frau. Bei den Nachahmerinnen der vornehmen Frau führt der Mangel an Taktgefühl in Kunst und Wissenschaft leicht zur Veräußerlichung. In der Beschäftigung mit beiden ist die Natur der Frau auf das analytische Verfahren, auf die Beobachtung von außen nach innen gestimmt. Die Frau arbeitet da, wo es darauf ankommt, eine Wahrheitsformel festzulegen, voraussetzungsloser als der Mann. Sie hat ein feineres Empfinden für Einzelheiten. Eben deshalb bleibt sie leicht in Einzelheiten stecken, und da, wo es ihr wirklich gelingt, in Dürers Sinne „die Natur herauszureißen“, wird sie leicht akrobatisch, wo der Mann athletisch auftreten würde. In einer so gesunden Zeit, wie Dürers Tage es waren, konnte der große Zug der Kulturströmung einen Zusatz vom Akrobatischen vertragen. Man wußte damals, daß auch das Akrobatische irgendwo in der menschlichen Natur seinen guten Grund hat, daß es deshalb auch nie völlig entbehrlich wird. So hat denn auch Dürer, wie er in seinem Tagebuch erzählt, ein Blatt angekauft, das „Meister Jakobs“ Tochter illuminiert hatte. Meister Jakob ist nämlich Jacopo di Barbari, den Dürer von Nürnberg her kannte und auf seiner niederländischen Reise wieder antraf. Ein Künstler ersten Ranges ist er nicht gewesen, und auch seine Tochter hat keinen Anspruch auf unvergänglichen Ruhm erworben. Dürer aber war männlich und unbefangen genug, um die Vorzüge ihrer Arbeit rückhaltlos anzuerkennen.

Das Vorurteil gegen Frauenarbeit wurde in gelehrten Kreisen früher rege als in künstlerischen. Frau Argula von Grumbach, geborene von Stauffen, war die erste, die in diesem Sinne öffentlichen Spott zu dulden hatte. „Im Bayerlande,“ so berichtet Cordus, ihr Biograph,* „lebten zur Zeit des fünfzehnten Jahrhunderts drei ritterliche Hansen: Herr Hans von Stauffen, Herr Hans von Degenberg und Herr Hans von Eichberg. Die waren alle drei stattlich von Ansehen, tapfer und um das Land wohlverdient. Aber der Mächtigste unter ihnen war Herr Hans von Stauffen, denn er war des bayerischen Herzogs Kanzler. Sein Sohn

* „Ehrendenkmale treuer Zeugen“ (Zwickau, J. Herrmann, 1878).

Bernhardin war gottesfürchtig und ehrenfest und Kriegshauptmann im Dienste seines Herzogs. Er heiratete Katharina von Föring. Dem Töchterlein, welches ihnen geboren wurde, gaben sie bei der Taufe den Namen Argula. Die Eltern waren durch Krieg und Raub um ihr großes Vermögen gebracht worden. Sie dachten aber, Gottesfurcht sei der Kinder bestes Erbgut. Also hielten sie dieselben in frommer Zucht. Und der Vater schenkte seiner Tochter schon in ihrem zwölften Jahr eine Bibel, die noch damals seltener war denn Gold und Edelgestein, und ermahnte sie, fleißig darin zu lesen, wie er denn selbst auch that, und fand dadurch kräftigen Trost und männlich Mut in der Zeit der Trübsal. Aber die Bettelmönche verdroß das Forschen in der Schrift und hielten das Mägdlein davon ab und belehrten sie, das sei ein verführerisch Buch und tauge sonderlich nicht für Kinder. Argula gehorchte den Mönchen mit kindlicher Arglosigkeit und that auf ihr Wort die Bibel aus den Augen beiseite, in den Winkel.

„Als sie kaum zur Jungfrau erwachsen war, verlor sie binnen fünf Tagen Vater und Mutter. Ihr Oheim, des Vaters Bruder, nahm die verarmten Waisen zu sich. Aber die Argula mochte ihr Herzeleid nicht stillen und weinte unablässig ihren lieben Eltern nach. Da sie einst der Bayernherzog Wilhelm, welcher ihr Obervormund war, in ihren Thränen sah, redete er tröstlich mit dem Mägdelein und sprach, sie solle doch nicht so weinen, er wolle nicht bloß ihr Landesfürst, sondern auch ihr Vater sein. So wurde nun Argula Hoffräulein im Schlosse zu München. Und der Herzog sorgte für ihre Ausbildung. Um diese Zeit hielt sich im herzoglichen Hause auch ein fränkischer Edelmann auf, ein Freiherr von Grumbach; der gewann die arme Jungfrau lieb. Denn sie war reich an Geist und schön von Gestalt. Er warb um ihre Hand, und sie ward ums Jahr 1516 seine Gattin."

Ihre beiseite gelegte Bibel hat sie im Jahre 1517, infolge der Wittenberger Ereignisse, aus dem Winkel hervorgeholt. Dann, als im Jahre 1523 die Hochschule zu Ingolstadt Arsatius Seehofer, Meister der freien Künste, auf Antrag des Dr. Johannes Eck in strenge Haft gebracht hatte, schrieb Frau von Grumbach einen offenen Sendbrief an die Universität Ingolstadt. Das Schreiben ist ein Meisterwerk frauenhaften Stils, von verblüffender Unmittelbarkeit, immer auf den springenden Punkt gerichtet und von so starkem intuitivem Wahrheitsgefühl getragen, daß es die Beachtung derer verdient, die es mit dem Studium der speciell weiblichen Arbeitsweise ernst nehmen. Auf Grund ihres Kindesrechtes in der christlichen Kirche hat sie geschrieben: „Ich kann kein Latein, aber ihr könnt Deutsch, in dieser Zung geboren und erzogen. Ich habe euch nicht arabische Dinge geschrieben, sondern das Wort Gottes ..." u. s. w.

Dr. Johannes Eck, der Kanzler der Universität Ingolstadt, besaß weder Humor noch Männlichkeit genug, um eine so aufrichtige Sprache vertragen zu können. Statt aller Antwort sandte er Frau von Grumbach Rocken und Spindel, „daß sie dabei in der Spinnstube mit ihresgleichen Wäscherinnen plaudern möchte, solange sie wolle." Der Herr Kanzler hatte die große dumpfe Masse aller derer als Lacher auf seiner Seite, die nicht den Mut haben, echte Männer oder echte Frauen zu sein und deshalb auch niemals ehrliche Menschen werden. Frau von Grumbach mußte viel Hohn und Spott hinnehmen, erfuhr auch, daß man ihr nach dem Leben stelle, und blieb nur verschont, weil sie rechtzeitig den Schutz des Stadtrates zu Ingolstadt in Anspruch nahm. Bezeichnend ist in ihrem Schreiben der Satz: „Ich halte auch dafür, so ich die Gnade hätte, um Christi willen den Tod zu erleiden, daß gar viel Herzen erweckt würden; ja, wenn ich allein stürbe, würden tausend Weiber wider sie schreiben." Und als ein gewisser Johannes aus Landshut ein Spottgedicht auf sie veröffentlicht hatte, das mit der Strophe begann: „Frau Argel, arg ist euer Nam!" antwortete sie, seine Hoffart sei so groß, daß er nicht verdiene, von Gelehrten widerlegt zu werden; Gott fände Frauen gut genug dazu. Sie hat noch mancherlei Verfolgung gelitten, ist früh Witwe geworden und stets mit Reformatoren, auch mit Luther, im Briefwechsel geblieben. Nie hat sie in irgendwelcher Form Mißachtung ihrer Geschlechtsgenossinnen an den Tag gelegt, niemals verkannt, daß in Sachen der Wissenschaft und

Kunst dem Manne die größere Kraft eigen ist. Aber ihr gesunder Frauensinn läßt sie in der Festigkeit ihrer Überzeugung mit sicherem Verstand erfassen, daß es Gelegenheiten giebt, wo die Frauen nicht schweigen dürfen.

Dr. Eck und jener Johannes aus Landshut verkannten, wie noch heute manche ihresgleichen, den Zug der Zeit in Hinsicht auf die weibliche Handarbeit. Es war bequem genug, Frau von Grumbach zuzurufen: „Willstu aber mit Ehren bestehn, so stell ab dein Mut und Gutdünkel und spinn dafür an deiner Kunkel oder strick Hauben und wirk Borten.“ Die Bortenwirkerei war damals längst eine organisierte Industrie, und im volkswirtschaftlichen Sinne war es eine arge Verschwendung, einer Dame mit Frau von Grumbachs Erziehung diese mechanische Thätigkeit als Lebensinhalt zuzuweisen. Als nützliche häusliche Gelegenheitsbeschäftigung wird sie sie niemals verschmäht haben. Oft genug, wenn sie ihr Arbeitszeug zur Hand nahm, mag sie lächelnd ihrer Gegner gedacht haben. Als ob jeder Mann jeder Frau bedingungslos überlegen wäre! Als ob eine echte Frauennatur sich jemals gegen männliche Führung auflehnte, ausgenommen, wo ihr Frauenempfinden durch Mangel an Kraft und Männlichkeit verletzt wird! Nur daß auch die echteste Frau bei aller natürlichen Veranlagung zur Vielseitigkeit nicht überall zu gleicher Zeit thätig sein kann. Daher ist es denn auch gekommen, daß die vornehme Frau allmählich mehr und mehr den gestaltenden Einfluß auf die Textilkunst aus der Hand gleiten läßt. Die Wissenschaft und die hohe Kunst nehmen vorwiegend ihr Interesse in Anspruch. Die Künstler hören auf Handwerker zu sein, entfernen sich von den Minderwertigkeiten des Alltagslebens, liefern keine Entwürfe für kunstgewerbliche Gegenstände mehr, wie es noch der große Michelangelo gethan hatte, der großen Vittoria Colonna zu Ehren.

An Vittorias Namen aber knüpft sich eine besondere Seite der Bedeutung des Dilettantismus für das Kunstleben. Mit welcher Meisterschaft weiß sie nicht den schweigsamen Meister zum Reden über das zu bringen, was er über die Kunst denkt!* Fast mädchenhaft bescheiden klingen die Bemerkungen der reifen vornehmen Frau, wenn sie mit echter Frauenlist durch erheuchelten Zweifel die Bahn vorzeichnet, die jetzt das Gespräch nehmen soll. Und wie versteht sie, alles das zu sein, was er in seiner „Pietà“, in seinem „Nacht und Morgen“ und an hundert anderen Stellen über das Wesen der echten Frau gesagt hat! Nur allzugut weiß sie zu leben, was er gelehrt, so gut, daß etwas wie eine Klage über sie ihm entfährt: „Damit auch künftig deine Schönheit auf Erden weile, aber im Besitze einer Frau, die gnädiger sei und weniger strenge, als du bist, glaube ich, daß die Natur deine Reize zurückverlangt und ihnen befiehlt, allmählich dich zu verlassen. Und sie nimmt sie. — Mit deinem himmlischen Antlitz schmückt sie im Himmel eine liebliche Gestalt, und der Gott der Liebe bemüht sich mit Sorgfalt, ein mitleidsvolles Herz in sie zu senken. Und all meine Seufzer nimmt er auch, und meine Thränen sammelt er und giebt sie dem, der jene lieben wird, wie ich dich liebe. Und glücklicher als ich, rührt er vielleicht mit meinen Qualen ihr Herz, und sie gewährt ihm die Gunst, die mir versagt blieb.“

Da ist von einem der männlichsten unter den Männern jenes unverrückbar höchste Gesetz der Frauennatur anerkannt: das unweigerliche Anrecht auf das Wörtlein „Nein“. Vittoria Colonna ist übrigens als gehorsame Tochter ihrer Mutterkirche aus dem Leben geschieden. Die Überzeugungen, für die Frau von Grumbach litt und stritt, sind auch ihr nicht fremd geblieben. Mit gleicher Unmittelbarkeit haben sie auf Vittoria nicht gewirkt. Ein wenig mag das romanische Temperament mitgesprochen haben; vor allem wohl, was sich an edlen Regungen vorbereitend für das Princip der Gegenreformation krystallisierte. Der Satz: „Die Frau gehört an den Spinnrocken“ wurde übrigens durchaus nicht einseitig von den Vertretern der älteren Bekenntnisform verfochten. Mehr als genug davon fand sich auch auf seiten der Kirche der Reformation, und es mehrte sich in dem Grade, wie gelehrte Taschenspielereien, ehrgeizige Spitzfindigkeiten und kleinliche Zänkereien dazu beitrugen, den wahrhaft männlichen Sinn zu zersetzen. Allein die Theorien der Herren Gelehrten

* Vergl. Herman Grimm, „Leben Michelangelos“ (Berlin, W. Hertz, zuerst 1860).

vermögen nicht zu hindern, daß sich die Zahl der wissenschaftlich und künstlerisch geschulten Frauen mehrt. Zudem muß eingeräumt werden, daß die echten deutschen Männer jederzeit bereit gewesen sind, unumwundene Anerkennung zu zollen, wo von Frauen Brauchbares geleistet wird. Am Ausgang des siebzehnten Jahrhunderts erscheint sogar schon eine Art Schriftstellerinnenlexikon, und der „alte Jöcher“ führt in seinem Gelehrtenlexikon ebenfalls eine stattliche Reihe weiblicher Namen auf. Starke Männer fürchten nie den Wettbewerb der Frau. Sie sehen weit und klar genug, um zu begreifen, daß nicht Größe und Gewalt allein das Gute darstellen, daß Wahrheit vielmehr auch in tausend Stimmungstönen enthalten ist, daß diese Stimmungstöne der vorbereitenden Hand bedürfen, damit sie fertig da liegen, wenn das Genie daherschreitet, um ihre Harmonien zu einer großen Komposition, zu einem Gedanken zusammenzufassen, der Gemeingut der Menschheit wird.

* *
*

Das Genie des Michelangelo ist bis zu einem gewissen Grade der Kunst, bedingungslos dem Kunstgewerbe und dem Dilettantismus der vornehmen Frau verhängnisvoll geworden. Sein überwältigendes Wollen hat, wie Professor Schmarsow in seinem Werke „Barock und Rokoko“ ausführt, die Baukunst mit ihrem Raumgefühl gezwungen, sich das Körpergefühl der Bildhauerkunst anzueignen. Es gehörte ein so eigenwilliger Diktator dazu, wie der Buonarotti es war, um die Gesetze, die er den Dingen gab, durchzuführen. Nur einer, der in so endlosen Leiden eines langen Menschenlebens mit dem widerspenstigen Stoff gerungen, der nie einen Augenblick der Befriedigung im Fertigsein gekannt hatte, der sich gewöhnt hatte, unausgesetzt die Dinge der wirklichen Welt in Dinge der Gedankenwelt zu verwandeln, konnte eine solche Aufgabe unternehmen und nichts daran verderben. Hinter ihm her schreiten die behaglichen Nachbeter, die immer nur halb verstehen, in seiner Seele zu lesen und mit der anderen Hälfte ihres Wesens dem Ehrgeiz und dem Augenblickserfolg dienen. Leute dieser Art sind immer viel zu „vornehm“, um sich mit dekorativen Aufgaben zu befassen, die nur dem alltäglichen Schmuck des Familienlebens dienen. Dazu kommt dann noch, daß die steigende Verehrung des Gelehrtenstandes dem Handwerkerstande seine besten Kräfte entzieht; wo immer man einen begabten Knaben findet, widmet man ihn, wenn es irgend angeht, der gelehrten Laufbahn. So wird mehr und mehr Boden geschaffen für den Industrialismus, und die vornehme Frau, die sich inzwischen zur Dame entwickelt hat, ist nicht imstande, ein Gegengewicht in die Wagschale zu werfen, weil sie die Ideale der Geistesaristokratie zu den ihrigen gemacht hat.

Noch andere Ursachen kommen hinzu und wieder andere. Während in der Baukunst das Raumgefühl dem Körpergefühl weicht oder doch gezwungen wird, sich mit ihm zu verschmelzen, erwacht in der Malerei, der Kunst der drei Dimensionen, das Weltgefühl. Im Helldunkel des Correggio, der das Licht im Bilde als selbständiges, im Bilde enthaltenes auffaßt, ist der erste Schritt hierzu gethan. Nun ist aber, nach Gottfried Semper, die Geschichte der Stickerei mit der Geschichte der Malerei aufs engste verwachsen — so lange wenigstens, wie man nur den großen Zug der Dinge ins Auge faßt. Für das chiaroscuro der Hochrenaissance und des Barock hat aber die Stickerei keinen selbständigen künstlerischen Ausdruck. Nur die Goldtöne der Gobelintechnik sind imstande, dem hohen Fluge der Malerei nach dieser Richtung zu folgen. Eben diese Gobelintechnik aber bedingt vor allen anderen industriellen Betrieb, teils wegen des Raumes, den sie beansprucht, teils weil ein so hohes Maß des Könnens erforderlich ist, daß zu vollkommener Ausführung ein ganzes Menschenleben erforderlich ist. Die Anforderungen an vollkommene Ausführung steigern sich aber beständig. Sie sind die seelische Triebfeder der Industrie und werden sich immer wieder geltend machen. An ihnen scheitert zuletzt das beständige Unterbieten und das Hervorbringen von Schleuderware, das sich im Grunde mit Dilettantismus deckt. Aber eben dieser Dilettantismus hat an der wahrhaft vornehmen Frau sein Gegengift gefunden. Denn die wahrhaft vornehme Frau von heute giebt einem Gold-

arbeiter oder sonstigen berufenen Unternehmer einen von ihr selbst erfundenen Gedanken an, wonach er ihre Gürtelschnalle gestalten soll. Der Unternehmer giebt, wenn er und seine Kundin ihre geistigen Aufgaben in der Welt recht verstehen, einem jungen Künstler den Auftrag, aus dem Gedanken der Frau einen Entwurf zu gestalten. Oder umgekehrt: die vornehme Frau giebt dem Künstler den Gedanken, des Künstlers Entwurf dem Unternehmer — natürlich nur, wenn sie mit Glücksgütern gesegnet ist. Anderenfalls wählt sie vom Minderwertigen das Unauffälligste, das Erträglichste. Die „Dame" hingegen fordert vom Verkäufer das „Neueste". Das Moderne ist ihr wichtiger als das Individuelle. Sie kennt nicht die Verpflichtung, ihrer Kleidung und ihrem Schmuck das Siegel ihres eigenen Geistes aufzudrücken. Denn die Dame, die gesittete Frau, nimmt alle Rechte der vornehmen Frau in Anspruch und unterzieht sich nur dem kleinsten Teil ihrer Pflichten. Die Dame ist für die vornehme Frau, was dem Genie die Epigonen sind. Sie kennt keinen innersten Zwang ihres eigenen Gewissens, sich selbst mit den Rätseln des Lebens, mit den Gesetzen seelischer und sittlicher Werdebedingungen, mit den großen Wahrheitserscheinungen der Kunst auseinanderzusetzen; ihr Gewissen begnügt sich, wenn es im Massengewissen untertauchen kann.

Deshalb sind auch Frau von Grumbach und Vittoria Colonna weniger Damen als vornehme Frauen. Frau von Grumbach hat den Mut, um einer großen Sache willen den Vorurteilen des Massengewissens zu trotzen; Vittoria Colonna hat den Mut, dem Freunde ihrer reifsten Jahre vorübergehenden Schmerz aufzuerlegen, um ihm eine große Enttäuschung zu sparen.

Der Geburtstag der Dame war — prägnant gesprochen — der Tag, wo man den Auferstehenden und Auferstandenen auf Michelangelos „Jüngstem Gericht" Kleider anzog. Luther hatte einmal gesagt, wenn man die Wahrheit zeichnen oder malen wolle, könne sie nur als gewandloser Frauenkörper dargestellt werden. Eine solche Darstellung erschien ihm selbstverständlich, sogar notwendig, denn als eifriger Gegner der Bilderstürmer war er sich völlig klar darüber, daß die Kunst da, wo sie Priesterin der Wahrheit ist, die Form als Kleid des Gedankens braucht. Weil sich unter den Verdammten des Jüngsten Gerichtes in der sixtinischen Kapelle einige unliebsame Porträtähnlichkeiten fanden, mußte das Kleid auch bei der Auferstehung, beim Unsichtbaren und Ewigen in Permanenz erklärt werden. Die vornehmen Frauen aller Bekenntnisse werden sich zweifellos auf Luthers Seite stellen; die Damen mit dem Massengewissen fürchten immer, irgendwo ihre innere Schwäche zu verraten; sie eignen sich gern eine Äußerlichkeit mehr an, fügen sich willig dem Satan, der als Engel des Lichtes auftritt, schaffen höhere Stelzen und Schuhabsätze an, so oft ein Paar niedergetreten ist, statt sich einen sicheren anmutigen Gang anzueignen. Deshalb fürchten sie auch immer, sich etwas zu vergeben, wenn sie die innere Vornehmheit von Frauen aus Gesellschaftsschichten anerkennen sollen, die der ihrigen fern stehen. Der wahrhaft vornehmen Frau ist ein derartiges Empfinden fremd; gar manche kennt irgendwo eine verschwiegene Tochter des Volkes, der sie mehr vom Leid und Weh ihres Sonderlebens anvertrauen kann als ihren standesgemäßen Bekannten.

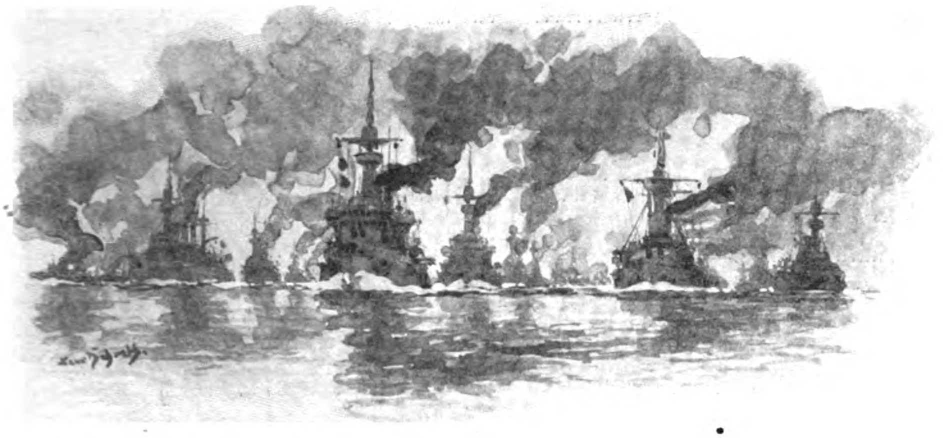
* *
*

Frau Ellen Key, die so sehr viel Erhabenes, so mancherlei Verständiges und Kluges gesagt hat, das ihr die Frauen aller Kulturländer nicht genug danken können, ist der Ansicht, wahrhaft Großes könne die Frau nur als Philanthropin und als reproduzierende Künstlerin leisten. Die Erfahrungsgeschichte giebt ihr darin recht, und vermutlich wird sich auch die Neugestaltung der Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau vorwiegend in diesem Sinne vollziehen. Doch ist nicht alles Kluge und Verständige bedingungslos weise. Man darf zum wenigsten fragen, ob denn Großes zu leisten Daseinszweck der Frau sei, ob nicht gerade ihr Größtes immer das Tüchtige sei, das aus der Treue im kleinen hervorgeht. In der Ausbildung für die reproduzierende Kunst scheitert das Erdenglück von tausend Mädchen, bevor ein Stern, vielleicht nur zweiten Ranges, gewonnen wird, und im Wohltätigkeitswesen giebt es nur wenig

Plätze, die von vermögenslosen Frauen ausgefüllt werden können. In den Diakonissenmutterhäusern weiß man zudem am besten, wie wenig Frauen sich zu Berufsphilanthropinnen eignen. Freilich kommen da Erziehungsfragen in Betracht, und bei der Ausbildung für die reproduzierende Kunst richtet der hergebrachte Irrtum viel Schaden an, daß nur die männliche Arbeitsweise zulässig sei, daß für die Frau nicht die Verpflichtung bestehe, in der Kunst ihre eigensten Ausdrucksmittel zu erobern.

Das Größte macht das Große, das Große nicht das Kleine entbehrlich. George Elliots „Adam Bede“ wird in der Weltlitteratur nicht überflüssig, weil Goethes Faust vorhanden ist, und was Luise von François in der „Letzten Reckenburgerin“ über die Natur der Frau gesagt hat, wird nicht entbehrlich, weil Wolfram von Eschenbach und Luther mehr von den Frauen verstanden als die meisten Männer der Gegenwart, Frau Laura Marholm nicht zu vergessen. Es hat auch noch kein Kunsthistoriker über Frau Vigée-Lebrun den Stab gebrochen, und wenn man Rosalba Carriera der „Schwäche“ beschuldigt, so liegt das zum Teil daran, daß ihr mehr Damen saßen als vornehme Frauen. Die moderne Kunstkritik, die nicht ohne besonders spitze Federn und ausgesucht sauren Gallapfelsaft über Frauenarbeit berichtet, hat doch vor den Namen Dora Hitz, Bertha Wegmann und Linda Kögel Halt gemacht.

Männer- und Frauenarbeit schematisch teilen wollen, heißt die Natur der Kulturentwickelung verkennen. Wer eine schematische Umgrenzung der weiblichen Arbeitsrechte anstrebt, treibt Raubbau, der im Grunde der verderblichste Dilettantismus ist. Man schätzt vorübergehend breite Werte höher als die bleibenden, erhabenen; man legt Stauwerke an, die zuletzt zur Versandung des Flußbettes führen. Gewiß bleibt es immer ein gesunder Grundsatz, daß man in erster Linie den zweifellos vorhandenen Mangel an Mütterlichkeit im modernen Kulturleben dadurch ausgleichen soll, daß man alle überschüssige Frauenkraft in den Dienst der Wohlthätigkeit, der höher entwickelten Mütterlichkeit stellt. Frauenberuf ist aber in erster Linie Gehilfenschaft des Mannes; Mutterschaft und Mütterlichkeit sind einheitlich mit dieser Aufgabe verwachsene Mittel zum Zweck, aus denen jene Vielseitigkeit hervorgeht, die das unterscheidende Merkmal der Kulturaufgaben der Frau bildet. Dieser Vielseitigkeit droht das herrschende Virtuosentum in der modernen Mädchenerziehung gefährlich zu werden; auch der vom Wohlthätigkeitswesen unzertrennliche Anstaltszwang drängt zur Einseitigkeit und ist nicht ohne Gefahr für die weibliche Eigenart. Gerade wegen dieser Gefahr ist es dringend zu wünschen, daß Lichtwarks „Einschätzung des Dilettantismus“ uns Frauen als Leitstern in das neue Jahrhundert hineinbegleite. Industrie und Volkswohlfahrt heischen, daß das Stimmungs- und Empfindungsleben der wohlerzogenen Frau seinen Kraftüberschuß an sie abgebe. Mehr noch braucht die Frau den Dilettantismus der Neuzeit um ihrer selbst willen. Sie, deren Bedeutung in der Lebenskunst, nicht im Kunstleben die höchste Blüte erreicht, bedarf eines ununterbrochenen Zusammenhanges mit dem Kunstleben, um ihre Erdenaufgabe zu erfüllen: ein Sendbote des Friedens zu sein, der endlos bemüht ist, die Disharmonien des wirklichen Lebens in die Wohlklänge des Seelen- und Gedankenlebens aufzulösen.



Die Novelle zum Flottengesetz.

Von

⚓ ⚓ ⚓

(Nachdruck ist untersagt.)

Das Flottengesetz vom 10. April 1898 hatte nach jahrelangem Stillstand und Rückschritt in unserer kriegerischen Rüstung zur See die gesetzliche Basis geschaffen, um eine deutsche Flotte, wie sie von den Gründern des Reiches bereits unmittelbar nach dem deutsch-französischen Kriege durch das 1873er Bauprogramm als unumgänglich nötig anerkannt war, in numerischer und technischer Hinsicht wieder auf eine solche Höhe zu bringen, daß sie den bei ihrer derzeitigen Schöpfung ihr zugewiesenen principiellen Aufgaben einigermaßen nachkommen könne.

Die durch das 1898er Flottengesetz geforderten und auf einen Zeitraum von sechs Jahren verteilten Geldmittel brachten eine immerhin nur geringfügige Steigerung des jährlichen Marinebudgets mit sich, weil man sich in weiser Selbstbeschränkung mit einer zahlenmäßig kaum ins Gewicht fallenden Vergrößerung des Gesamt-Schiffsbestandes begnügt und in erster Linie nur darauf Wert gelegt hatte, daß die **wenigen Linienschiffe unserer kleinen Schlachtflotte möglichst moderne, technisch vollendete und in Rücksicht auf ihre taktische Ausnutzung möglichst homogene Kampfeinheiten** darstellten.

Jahrelange Versuche hatten zur Festlegung bestimmter, als praktisch erkannter Formen und Verbände geführt: der Division, bestehend aus 4 Schiffen — dem Geschwader, bestehend aus zwei Divisionen — der Schlachtflotte, bestehend aus einem Doppelgeschwader unter Führung eines Flottenflaggschiffes: in Summa also 17 Linienschiffe, zu denen für jedes der beiden Geschwader organisationsmäßig noch je ein weiteres Linienschiff als Materialreserve trat — so daß also die deutsche Schlachtflotte nach dem 1898er Gesetz aus 19 Linienschiffen sich zusammensetzt.

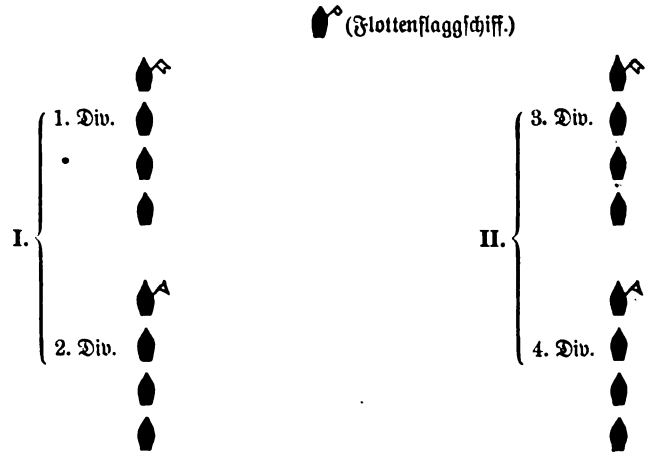
Die Zahl der Kreuzer war durch das neue Gesetz gegenüber dem 1873er Bauplan sogar noch etwas gesunken und sollte 42 betragen, darunter 12 große und 30 kleine Kreuzer.

Zeigte so das 1898er Gesetz gegenüber früheren Programmen in zahlenmäßiger Hinsicht kaum eine nennenswerte Verstärkung unserer Flotte, so fällt doch eine andere Bestimmung jenes Gesetzes erheblich ins Gewicht: nämlich die durch gesetzliche Festlegung der Altersgrenzen aller Schiffsklassen und die Hand in Hand damit gehende terminmäßige Einstellung vollwertiger Ersatzbauten bedingte **Garantie des Sollbestandes.** Die grundsätzliche Festlegung einer gewissen

Organisation der

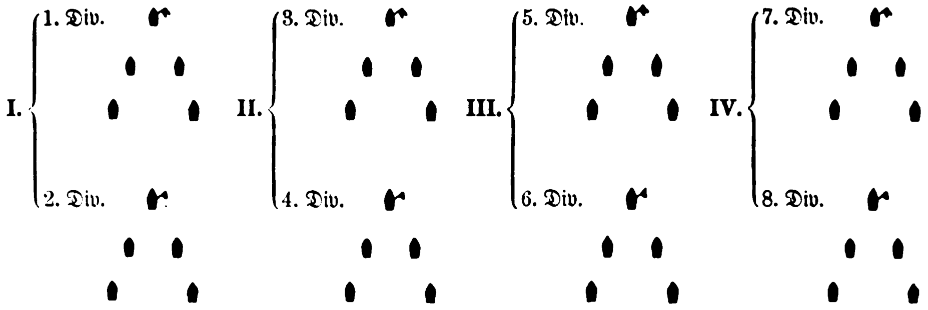
Aktive Schlachtflotte.

1. Linienschiffe (Geschwader).



2. Kreuzer (Aufklärungsgruppen).

3. Torpedobootsflottillen.

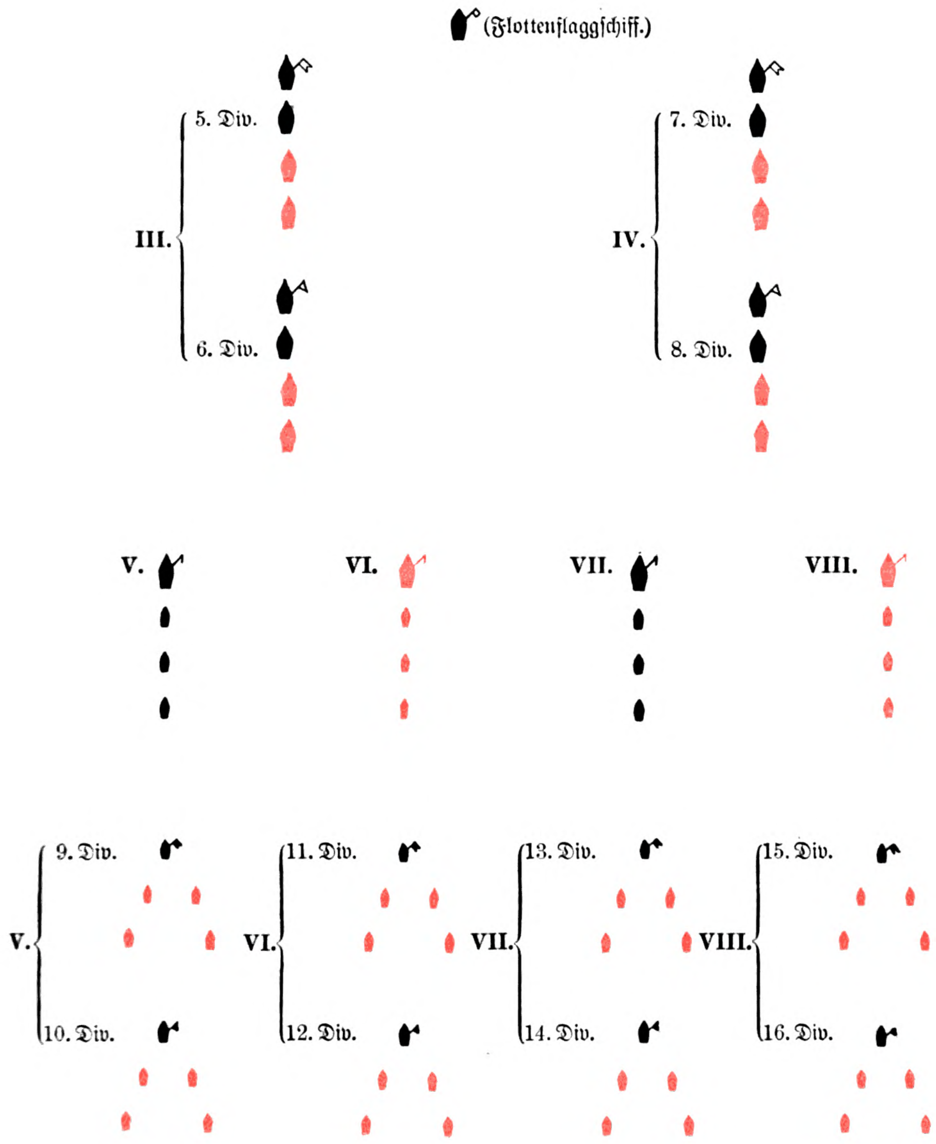


Zeichenerklärung:

Flaggschiff der Flotte.
„ eines Geschwaders.
„ einer Division.
Führerschiff einer Aufklärungsgruppe.
Flottillenfahrzeug.
Divisionsfahrzeug.

Heimischen Schlachtflotte.

Reserve-Schlachtflotte.



---

in Dienst / außer Dienst } befindliches Schiff bezw. Torpedoboot.

Bemerkung: Die Materialreserve ist nicht eingetragen, weil dadurch die Übersichtlichkeit der Darstellung beeinträchtigt würde.

Mindeststärke bot die einzige Möglichkeit, um für die Zukunft zu verhüten, daß die deutsche Flotte nach Durchführung ihrer Reorganisation wiederum wie im abgelaufenen Vierteljahrhundert einen ähnlichen Niedergang erlebte, der sie von der damals bereits erreichten dritten Stelle unter den Seemächten heute auf die sechste hat zurücksinken lassen.

Einsichtigen Kennern unserer maritimen Verhältnisse konnte es freilich nicht verborgen bleiben, daß die geplante und vom Parlament bewilligte Durchführung des 1898er Gesetzes von vornherein an einer bedenklichen Inkonsequenz krankte, insofern, als unter den nach Ablauf des Sexenats zahlenmäßig vorhandenen Linienschiffen und Kreuzern ein großer Teil die gesetzliche Altersgrenze thatsächlich bereits erreicht oder sogar schon um Jahre überschritten hatte. Es würde mithin eine gefährliche Selbsttäuschung bedeuten, wenn man voraussetzte, daß unsere Flotte im Jahre 1904 thatsächlich die vom Gesetz gewollte und anerkanntermaßen schon äußerst unzulänglich bemessene Kriegsstärke repräsentiere. Denn man darf nicht vergessen, daß das eine Viertel veralterter Schiffe durch ihren erheblichen Minderwert an Bewaffnung, Panzerschutz und Schnelligkeit für die mit ihnen operierenden 75 Prozent moderner Schiffe ein ganz erhebliches Hindernis in strategischer und taktischer Hinsicht bedeutet.

Zu diesen in erster Linie militärischen Erwägungen, welche alle Sachverständigen mit begründeter Sorge erfüllen mußten, gesellten sich aber in den letzten zwei Jahren noch andere äußerst wichtige Momente, deren ernsthaftester Beachtung sich niemand entziehen konnte, der die politischen Tagesereignisse und den Entwickelungsgang unserer nationalen Lebensfragen offenen Auges verfolgte.

Der jähe Zusammenbruch der einstigen Groß- und Kolonialmacht Spanien, das elementare mächtige Emporwachsen der beiden jungen Weltmächte Japan und Nordamerika, die beginnende Aufteilung der altererbten überseeischen Besitzungen der kleineren europäischen Seemächte — demgegenüber andererseits der zielbewußte kräftig geförderte Flottenausbau der großen Seestaaten — alle diese Thatsachen lehrten mit beredter Beweiskraft, daß die Bedeutung der Nation im zwanzigsten Jahrhundert nicht mehr durch eine europäische Großmachtsstellung, sondern lediglich noch durch ihren Rang unter den Weltmächten gewahrt werde. Weltmächte aber bedürfen als solcher in allererster Linie der Seegeltung — Seegeltung aber erwächst einzig und allein aus dem Besitz vollwertiger Seemacht, gewährleistet durch eine starke Kriegsflotte.

Für Deutschland aber handelt es sich heute nicht mehr um die Frage, ob es aus seiner europäischen Vormachtstellung zu Lande sich auch zu einer Weltmacht zur See auswachsen will — die handelspolitische Entwickelung des deutschen Staatenbundes hat das junge Kaiserreich schon im dritten Jahrzehnt seines Bestehens zur zweitgrößten Handelsmacht der Erde gemacht — heute handelt es sich für Deutschland nur noch um den Entschluß, ob es gewillt ist, seine in ungeahnt glänzender Entwickelung friedlich errungene Stellung als zweite Handelsmacht in ihrem Fortbestande und ihrer Weiterentwickelung zu schützen durch eine entsprechend starke kriegerische Rüstung und Machtentfaltung zur See.

Das Wachstum unserer Bevölkerung beträgt jetzt schon mehr als vier Fünftel Millionen im Jahr, übertrifft die Vermehrung aller anderen europäischen Großmächte und übersteigt in seinem Überschuß an Geburten über Sterbefälle sogar heute bereits den jährlichen Gesamtzuwachs an Geburten in Frankreich. Noch rapider aber, fast doppelt so schnell, steigt der deutsche Außenhandel. 70 Prozent des deutschen Außenhandels aber gehören heute dem Seehandel, dessen Wert zur Zeit bereits 7 Milliarden Mark im Jahre beträgt und für sich allein in den letzten fünf Jahren eine Steigerung von 2100 Millionen erfuhr. Dieser Zuwachs bedeutet eine Steigerung unseres Seehandels um volle 36 Prozent, während der Landhandel inzwischen um nur 16 Prozent wuchs.

Vorstehender Thatsache entsprechend war naturgemäß auch der Aufschwung der deutschen Reederei ein schneller und glänzender: ihre Transportleistungsfähigkeit steigerte sich in der genannten Zeitspanne um 45 Prozent! Die Werterhöhung unserer Handelsflotte selbst betrug allein in den letzten drei Jahren 66 Prozent — ihre Neubeschaffung

würde heute eine Ausgabe von mindestens 800 Millionen Mark erfordern. Unsere im überseeischen Ausland thätigen deutschen Kapitalien aber repräsentieren an und für sich allein schon einen Gesamtwert von 8 Milliarden Mark, übertreffen also noch den oben erwähnten Wert des deutschen Seehandels um etwa eine Milliarde und sind wie jener in weiterer machtvoller Vergrößerung begriffen.

So lehren die Ergebnisse unserer volkswirtschaftlichen Entwickelung mit noch viel deutlicherer Sprache als jene politisch-militärischen Vergleiche, wie außerordentlich in der neuen Zeit nach beiden Seiten die Bedeutung der Seegewalt für Deutschland in ganz überwiegender, noch vor wenigen Jahren ungeahnter Weise in den Vordergrund tritt. Die einzig mögliche und richtige Folgerung aus diesen Schlüssen zu ziehen, konnte den verantwortlichen Leitern unserer Regierung nicht schwer fallen: als Ergebnis ihrer Thätigkeit liegt die Novelle zum 1898er Flottengesetz vor uns.

Zum Vergleiche geben wir im folgenden sowohl das 1898er Gesetz, wie die neue Novelle zu demselben im Wortlaut wieder:

A. Gesetz, betreffend die deutsche Flotte, vom 10. April 1898.

I. Schiffsbestand.

§ 1.

1. Der Schiffsbestand der deutschen Flotte wird, abgesehen von Torpedofahrzeugen, Schulschiffen, Specialschiffen und Kanonenbooten, festgesetzt auf:

a) verwendungsbereit:
- 1 Flottenflaggschiff,
- 2 Geschwader zu je 8 Linienschiffen,
- 2 Divisionen zu je 4 Küstenpanzerschiffen,
- 6 große Kreuzer, 16 kleine Kreuzer } als Aufklärungsschiffe der heimischen Schlachtflotte,
- 3 große Kreuzer, 10 kleine Kreuzer } für den Auslandsdienst;

b) als Material-Reserve:
- 2 Linienschiffe,
- 3 große Kreuzer,
- 4 kleine Kreuzer.

2. Von den am 1. April 1898 vorhandenen und im Bau befindlichen Schiffen kommen auf diesen Sollbestand in Anrechnung:
- als Linienschiffe 12,
- als Küstenpanzerschiffe 8,
- als große Kreuzer 10,
- als kleine Kreuzer . . . . . 23.

3. Die Bereitstellung der Mittel für die zur Erreichung des Sollbestandes (Ziffer 1) erforderlichen Neubauten unterliegt der jährlichen Festsetzung durch den Reichshaushalts-Etat mit der Maßgabe, daß die Fertigstellung des gesetzlichen Schiffsbestandes, soweit die im § 7 dafür angegebenen Mittel ausreichen, bis zum Ablaufe des Rechnungsjahres 1903 durchgeführt werden kann.

§ 2.

Die Bereitstellung der Mittel für die erforderlichen Ersatzbauten unterliegt der jährlichen Festsetzung durch den Reichshalts-Etat mit der Maßgabe, daß in der Regel

Linienschiffe und Küstenpanzerschiffe nach 25 Jahren,
große Kreuzer nach 20 Jahren,
kleine Kreuzer nach 15 Jahren

ersetzt werden können.

Die Fristen laufen vom Jahre der Bewilligung der ersten Rate des zu ersetzenden Schiffes bis zur Bewilligung der ersten Rate des Ersatzschiffes.

Zu einer Verlängerung der Ersatzfrist bedarf es im Einzelfalle der Zustimmung des Bundesrats, zu einer Verkürzung derjenigen des Reichstags. Etwaige Bewilligungen von Ersatzbauten vor Ablauf der gesetzlichen Lebensdauer — höhere Gewalt, wie Untergang eines Schiffes, ausgeschlossen — sind innerhalb einer mit dem Reichstage zu vereinbarenden Frist durch Zurückstellung anderer Ersatzbauten auszugleichen.

II. Indiensthaltungen.

§ 3.

Die Bereitstellung der Mittel für die Indiensthaltungen der heimischen Schlachtflotte unterliegt der jährlichen Festsetzung durch den Reichshaushalts-Etat mit der Maßgabe, daß im Dienst gehalten werden können:

a) zur Bildung von aktiven Formationen:
- 9 Linienschiffe,
- 2 große Kreuzer,
- 6 kleine Kreuzer;

b) als Stammschiffe von Reserveformationen:
   4 Linienschiffe,
   4 Küstenpanzerschiffe,
   2 große Kreuzer,
   5 kleine Kreuzer;
c) zur Aktivierung einer Reserveformation auf die Dauer von zwei Monaten:
   2 Linienschiffe oder Küstenpanzerschiffe.

III. Personalbestand.

§ 4.

An Deckoffizieren, Unteroffizieren und Gemeinen der Matrosendivisionen, Werftdivisionen und Torpedoabteilungen sollen vorhanden sein:

1. eineinhalbfache Besatzungen für die im Auslande befindlichen Schiffe;
2. volle Besatzungen für
   die zu aktiven Formationen der heimischen Schlachtflotte gehörigen Schiffe,
   die Hälfte der Torpedofahrzeuge,
   die Schulschiffe,
   die Specialschiffe;
3. Besatzungsstämme (Maschinen-Personal zwei Drittel, übriges Personal die Hälfte der vollen Besatzungen) für
   die zu Reserveformationen der heimischen Schlachtflotte gehörigen Schiffe,
   die zweite Hälfte der Torpedofahrzeuge;
4. der erforderliche Landbedarf;
5. ein Zuschlag von fünf Prozent vom Gesamtbedarf.

§ 5.

Die nach Maßgabe dieser Grundsätze erforderlichen Etatsstärken der Matrosendivisionen, Werftdivisionen und Torpedoabteilungen unterliegen der jährlichen Festsetzung durch den Reichshaushalts-Etat.

IV. Sonstige Ausgaben.

§ 6.

Alle fortdauernden und einmaligen Ausgaben des Marine-Etats, hinsichtlich deren in diesem Gesetze keine Bestimmungen getroffen sind, unterliegen der jährlichen Festsetzung durch den Reichshaushalts-Etat nach Maßgabe des Bedarfs.

V. Kosten.

§ 7.

Während der nächsten sechs Rechnungsjahre (1898 bis 1903) ist der Reichstag nicht verpflichtet, für sämtliche einmalige Ausgaben des Marine-Etats mehr als 408900000 Mark, und zwar für Schiffsbauten und Armierungen mehr als 356700000 Mark und für die sonstigen einmaligen Ausgaben mehr als 52200000 Mark, sowie für die fortdauernden Ausgaben des Marine-Etats mehr als die durchschnittliche Steigerung von 4900000 Mark jährlich bereit zu stellen.

Soweit sich in Gemäßheit dieser Bestimmung das Gesetz bis zum Ablauf des Rechnungsjahres 1903 nicht durchführen läßt, wird die Ausführung bis über das Jahr 1903 hinaus verschoben.

§ 8.

Soweit die Summe der fortdauernden und einmaligen Ausgaben der Marineverwaltung in einem Etatsjahre den Betrag von 117525494 Mark übersteigt und die dem Reiche zufließenden eigenen Einnahmen zur Deckung des Mehrbedarfs nicht ausreichen, darf der Mehrbetrag nicht durch Erhöhung oder Vermehrung der indirekten, den Massenverbrauch belastenden Reichssteuern gedeckt werden.

B. Entwurf einer Novelle zum Gesetze, betreffend die deutsche Flotte, vom 10. April 1898.

I. Schiffsbestand.

§ 1.

1. Der in dem Gesetze, betreffend die deutsche Flotte, vom 10. April 1898 festgesetzte Schiffsbestand wird vermehrt um:

a) verwendungsbereit:
   1 Flottenflaggschiff,
   2 Geschwader zu je 8 Linienschiffen,
   2 große Kreuzer } als Aufklärungsschiffe der
   8 kleine Kreuzer } heimischen Schlachtflotte,
   5 große Kreuzer } für den Auslandsdienst:
   5 kleine Kreuzer }

b) als Materialreserve:
2 Linienschiffe,
1 großen Kreuzer } für den Auslandsdienst;
3 kleine Kreuzer }
vermindert um:
2 Divisionen zu je 4 Küstenpanzerschiffen.

2. Auf diese Vermehrung kommen die 8 Küstenpanzerschiffe bis zu ihrem Ersatz als Linienschiffe in Anrechnung.

II. Indiensthaltungen.

§ 2.

Infolge dieser Vermehrung gelten bezüglich der Indiensthaltungen der heimischen Schlachtflotte folgende Grundsätze:

1. Das erste und zweite Geschwader bilden die aktive Schlachtflotte, das dritte und vierte Geschwader die Reserve-Schlachtflotte.
2. Von der aktiven Schlachtflotte sollen sämtliche, von der Reserve-Schlachtflotte soll die Hälfte der Linienschiffe und Kreuzer dauernd im Dienst gehalten werden.
3. Zu Manövern sollen einzelne außer Dienst befindliche Schiffe der Reserve-Schlachtflotte vorübergehend in Dienst gestellt werden.

III. Bereitstellung der Mittel.

§ 3.

Die Bereitstellung der infolge dieses Gesetzes erforderlichen Mittel unterliegt der jährlichen Festsetzung durch den Reichshaushalts-Etat.

* * *

Um den Fortschritt zu würdigen, welcher sich aus einer vergleichenden Betrachtung beider Gesetze ergiebt, muß man sich zunächst klar werden, was Deutschland beim Ausbruch eines Krieges jetzt im Jahre 1900 an Schlachtschiffen in Dienst stellen kann.

Unsere Linienschiffs-Flotte würde 11 Schiffe enthalten, nämlich 4 „Sachsen“-Klasse, 4 „Brandenburg“-Klasse, 2 „Kaiser“-Klasse und „Oldenburg“. **Vollwertig** sind aber von diesen ganzen 11 Panzerschiffen in Wirklichkeit nur 6: die Schiffe der „Brandenburg“- und „Kaiser“-Klasse. Die „Sachsen“-Klasse hat mit 2 Schiffen in diesem, mit den beiden anderen im nächsten Jahre ihre Dienstaltersgrenze erreicht und kann trotz des in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrzehnts vorgenommenen Umbaues nur noch ähnlich veralteten Schiffsklassen fremder Marinen als ebenbürtig gelten. „Oldenburg“ stellt das bei weitem minderwertige Glied unserer Schlachtflotte dar, hat nur die halbe Größe unserer modernen Hochseepanzer und gehört als letzter Repräsentant dem Kasemattttypus an.

Eine gewisse Unterstützung bilden für Schlachten im Bereich unserer heimischen Meere zwar noch die kleinen Küstenpanzer der „Siegfried“-Klasse, von denen übrigens infolge des Umbaues von „Hagen“ zur Zeit nur 7 aktionsfähig sind.

Im Ausbau beziehungsweise auf Stapel befinden sich 8 weitere Linienschiffe, welche größtenteils einem verbesserten und noch etwas vergrößerten Typ der „Kaiser“-Klasse angehören. Zwei von ihnen, „Kaiser Wilhelm der Große“ und „Kaiser Karl der Große“ dürften 1901 fertig und in Dienst gestellt werden, so daß dadurch die erste Division unserer modernsten und kampfkräftigsten Schlachtschiffe des 1898er Gesetzes verwendungsbereit wäre. Eine zweite Division dieser Schiffe (A, C, D u. E) wird voraussichtlich zwei Jahre später in Dienst gestellt werden können.

Zu diesem Zeitpunkt — 1903 — würde Deutschland also allerfrühestens in der Lage sein, eine Schlachtflotte mobil zu machen, welche die taktisch vorgesehene Zusammensetzung wenigstens der Zahl nach besäße — **vollwertige Kampfeinheiten** aber besäße dann nur ihr erstes Geschwader, bestehend aus den zwei „Kaiser“-Divisionen.

Zu vorstehend genannten Schiffen hätten alsdann nach dem 1898er Gesetz noch die Linienschiffe F und G hinzuzutreten (Flottenflaggschiff beziehungsweise Materialreserve).

Zur Durchführung des Sexenats im Rahmen der vorgesehenen Geldmittel fehlt aber heute bereits ein Betrag von 35 Millionen Mark, bedingt durch die steigende Verteuerung der Kosten der Schiffe; außerdem ist der Etat durch den Umbau der „Sachsen“-Klasse um 4, durch die Vermehrung der Artilleriemunition um 6 Millionen Mark überschritten.

Kosten der Schiffe (in Mill. Mark)	Flottengesetz 1898	Etat 1900	Neueste Anschläge
Linienschiffe	19,96	22,36	Die Kosten werden sich wahrscheinlich durchgehends um weitere 15 bis 18% erhöhen; diesem Umstande trägt die Novelle schon Rücksicht.
Große Kreuzer	15,—	17,30	
Kleine Kreuzer	4,62	5,21	
Kanonenboote	1,57	1,82	
Torpedobootsdivision	5,9	5,9	

Was den gesetzlich vorgeschriebenen Stand an großen Kreuzern anlangt, so sieht es mit dieser Schiffsklasse noch ungünstiger aus als mit den Linienschiffen. Wir verfügen zur Zeit überhaupt über keinen einzigen verwendungsbereiten modernen Panzerkreuzer. Als erstes Fahrzeug dieser Gattung wird in diesem Frühjahr voraussichtlich der „Fürst Bismarck“ seine Probefahrten aufnehmen. Außer ihm befinden sich die Panzerkreuzer A in Ausrüstung, B in Bauvorbereitung, welche indes aus Ersparnisrücksichten bereits wieder 1800 Tons kleiner sind als „Fürst Bismarck“ und in ihrer Hauptarmierung statt vier nur noch zwei schwere panzerbrechende Turmgeschütze von 24 cm-Kaliber aufweisen.

Die übrigen neun großen Kreuzer setzen sich zusammen aus den fünf Schiffen der „Hertha“-Klasse, welche bekanntlich leider ohne Gürtelpanzer nur als geschützte Kreuzer konstruiert sind, ferner der ebenfalls nur durch Panzerdeck geschützten „Kaiserin Augusta“ und endlich den drei ehrwürdig-historischen Reliquien unserer Flotte aus den Jahren 1866—72: „König Wilhelm“, „Kaiser“ und „Deutschland“, von denen die beiden letztgenannten auf den Schlußblättern ihres uralten Schiffsjournals noch die erinnerungsreichen Tage von Kiautschau und dem Geschwaderkommando des Prinz-Admirals im fernen Osten verzeichnen durften.

Die nachfolgende Zusammenstellung zeigt im einzelnen, wieviel Fahrzeuge die verschiedenen Länder innerhalb jeder Schiffsklasse in den letzten beiden Jahren in Bau gegeben oder bewilligt haben.

In Bau gegeben, oder bewilligt		England	Frankreich	Rußland	Verein. Staaten	Japan	Deutschland	Italien
1898								
Linienschiffe	Zahl	4	1	3	3	1	2	—
	Tonnage	60500	12728	37880	37500	15200	22162	—
Panzerkreuzer	Zahl	5	3	—	4	3	1	2
	Tonnage	60000	30000	—	12800	29212	8800	14800
Gesch. Kreuzer	Zahl	1	—	2	2	—	2	—
	Tonnage	2200	—	9500	7538	—	5290	—
Ungesch. Schiffe	Zahl	6	1	3	2	—	2	3
	Tonnage	5880	647	7500	2989	—	1790	3939
Torpedoboote	Zahl	6	22	27	19	13	6	—
	Tonnage	2022	2060	7130	7251	1576	2100	—
1899								
Linienschiffe	Zahl	8	1	3	3	—	3	2
	Tonnage	114000	12728	38100	40500	—	33243	26854
Panzerkreuzer	Zahl	9	2	—	3	1	—	1
	Tonnage	107600	20000	—	36000	9800	—	7410
Gesch. Kreuzer	Zahl	3	2	4	6	—	2	—
	Tonnage	6600	8000	22175	20400	—	5290	—
Ungesch. Schiffe	Zahl	2	2	—	1	—	—	—
	Tonnage	1960	170	—	1700	—	—	—
Torpedoboote	Zahl	14	28	19	12	13	6	8
	Tonnage	4460	4206	4560	2040	1577	2100	2640
Summa	Zahl	58	62	61	55	31	24	16
	Tonnage	364722	90539	126845	168718	57365	80775	55643

England besitzt im Jahre 1900 103 Panzerschiffe, davon 32 im Bau und 27 über 25 Jahre alt.

Zur Ergänzung und Erläuterung obiger Zusammenstellung geben wir nachstehend einen Überblick über die

Gesamtausgaben der großen Staaten für die Marine (in Millionen Mark):

	England	Frankreich	Rußland	Vereinigte Staaten	Japan	Deutschland	Italien
1898	674,9	232,4	149,7	235,7	172,9	122,1	89,5
1899	562,6	270,3	182,7	206,7	112,6	133,7	92,3
	1237,5	502,7	332,4	442,4	285,5	255,8	181,8
darunter für Schiffsneubauten mit Armierung:							
1898	371,5	110,6	60,1	89,2	102,6	51,8	25,8
1899	233,7	113,3	69,8	43,6	68,1	57,2	26,2
	605,2	223,9	129,9	132,8	170,7	109,0	52,0
1900 gefordert		255,2	192,6	311,8			
darunter für Schiffsneubauten mit Armierung:							
		120,2	83,6	96,5			
Programm für die Zukunft:							
	gefordert 561,46 Mill. Mark. Es werden neu gebaut: 2 Linienschiffe 6 Panzerkreuzer 1 geschützter Kreuzer 2 Avisos 2 Kanonenboote 2 Torpedojäger	Programm bis 1907 ca. 900 Mill. Franken	1897/98 bis 1904 fertig: 6 Linienschiffe 4 große geschützte Kreuzer 6 kleine geschützte Kreuzer 2 Minendampfer 1 Transportdampfer 30 Torpedofahrzeuge*	für 1900 sind gefordert: 3 Panzerkreuzer à 13 500 t. 3 geschützte Kreuzer à 8000 t. 12 Kanonenboote	1896/97 bis 1902 4 Linienschiffe à 15 240 t. 6 Panzerkreuzer à 9600 t. 3 große gesch. Kreuzer à 4850 t. 2 kleine gesch. Kreuzer à 3200 t. 3 Torpedokanonenboote à 1200 t. 1 Depotschiff à 6750 t. 100 Torpedoboote*	Vergleiche Novelle zum Flottengesetz	für 1900 sind gefordert: 94,0 Mill. Mark

* Außer den bereits vorhandenen oder im Bau befindlichen Schiffen.

Berechnet man die vorstehend gegebenen Kosten der Kriegsflotten unter Berücksichtigung der Einwohnerzahl auf den Kopf der Bevölkerung, so ergiebt sich, daß i. J. 1899 die Pro-Kopf-Ausgabe für das Marinebudget in Deutschland nur 2,44 Mark, in Frankreich 6,16 und in England 12,50 Mark betrug. Rechnet man außer dem Marinebudget auch noch die Etats des Landheeres und der Staatsschuld hinzu, so ergiebt sich als Resultat der Pro-Kopf-Ausgaben, daß letztere sich in Frankreich auf 41 und in England auf 33 Mark belaufen, während auf jeden Bewohner Deutschlands nur der geringe Betrag von 18,5 Mark entfällt.

Angesichts dieser Thatsachen und in richtiger Würdigung unseres so mächtig anwachsenden Handels- und Nationalvermögens erscheint die durch Annahme der Flottennovelle bedingte Steigerung der deutschen Pro-Kopf-Ausgabe um etwa weitere 2 Mark bis zum Jahre 1916 wahrlich durchaus geringfügig und unbedenklich.

Wir geben im folgenden einen Überblick der Geldbedarfsberechnung unserer Marine, wie solche sich aus der Durchführung der Flottennovelle ergiebt.

Marinebudget in Millionen Mark.

Baujahr	Einmalige Ausgaben: Schiffbau und Armierung	Einmalige Ausgaben: Werft- u. Hafenbauten	Fortdauernde Ausgaben	Pensions-Etat	Verzinsung der Anleihe	Gesamtsumme
1900	69,53	8,95	73,91	3,61	12,54	168,54
1901	100,00	18,00	79,91	3,97	15,21	217,09
1902	100,00	18,00	85,91	4,33	17,75	225,99
1903	100,00	18,00	91,91	4,69	20,17	234,77
1904	100,00	18,00	97,91	5,05	22,46	243,42
1905	100,00	18,00	103,91	5,41	24,63	251,95
1906	100,00	18,00	109,91	5,77	26,68	260,36
1907	100,00	18,00	115,91	6,12	28,60	268,64
1908	100,00	18,00	121,91	6,49	30,40	276,80
1909	100,00	18,00	127,91	6,85	32,07	284,83
1910	100,00	18,00	133,91	7,21	33,62	292,74
1911	100,00	15,00	138,71	7,57	34,94	296,22
1912	100,00	15,00	143,51	7,93	36,14	302,58
1913	100,00	15,00	148,31	8,29	37,21	308,81
1914	100,00	12,00	153,11	8,65	38,06	311,82
1915	100,00	12,00	157,91	9,01	38,78	317,70
1916	100,00	12,00	162,71	9,37	39,38	323,46
Sa. 1901 bis 1916	1600,00	261,00	—	—	—	—

Die Regierung beabsichtigt nun, von den auf insgesamt 1861 Millionen Mark sich belaufenden einmaligen Ausgaben des Flottenplanes 1092 Millionen aus den laufenden ordentlichen Einnahmen und nur 769 Millionen Mark aus Anleihen zu decken. Letztgenannte kleinere Summe repräsentiert den Gesamtbedarf für die verlangten Vermehrungsbauten an Schiffen und Hafeneinrichtungen ꝛc., während der aus den laufenden Reichseinnahmen zu bestreitende größere Bruchteil für die Beschaffung der nach der gesetzlichen Dienstaltersgrenze fälligen Ersatzbauten bestimmt ist.

Die Belastung des ordentlichen Marine-Etats wächst daher thatsächlich von Jahr zu Jahr um durchschnittlich nur 11 Millionen Mark, und es erscheint angesichts der dauernden großen Überschüsse unserer Finanzwirtschaft sicherlich nichts weniger als optimistisch, wenn man voraussetzt, daß das steigende Anwachsen dieser Überschüsse zum mindesten vorgenanntem Betrage gleichkommt.

* * *

Eine gerechte Würdigung der geplanten Durchführung der Flotten-Novelle erheischt zunächst, daß man sich an der Hand des zeitlichen Bauplanes klar macht, in welcher verhältnismäßig kurzen Frist gegenüber der langatmigen Gesamtzeit von sechzehn Jahren der eigentliche Kernpunkt des ganzen Programms, nämlich die Verdoppelung der Schlachtflotte selbst, erreicht werden kann, wenigstens in Bezug auf die Zahl der Schiffe.

Ersatzfällig sind bis zum Jahre 1916 gemäß § 2 des 1898er Gesetzes 17 Linienschiffe und Küstenpanzerschiffe („Sachsen"-Klasse und „Oldenburg", „Siegfried"-Klasse, „Brandenburg"-Klasse), ziffermäßig also genau der Gesamtkörper einer organisationsmäßigen Schlachtflotte. Diese eine Schlachtflotte ist heute bereits vorhanden. Die Novelle verlangt eine zweite Schlachtflotte. Die Hälfte dieser zweiten Schlachtflotte kann nun, wie oben schon nachgewiesen ist, im Jahre 1903 unter die Flagge treten: zu diesem Zeitpunkt sind nämlich die beiden auf Grund des 1898er Gesetzes gebauten „Kaiser"-Divisionen verwendungsbereit.

Neu zu beschaffen bleibt mithin, um möglichst schnell den militärischen und moralischen Effekt des Vorhandenseins auch der zweiten Flotte zu genießen, thatsächlich nur das vierte Doppelgeschwader zu zwei Divisionen = 8 Schiffen nebst einem Flottenflaggschiff, sowie den üblichen zwei Schiffen Materialreserve, im ganzen also 11 neue Linienschiffe.

Werden nun unter Innehaltung des bewährten bisherigen Bautempos diese Neubauten mit dem organisch dazugehörigen Material an Kreuzern und Torpedobooten nach Vorschlag der Novelle in den Jahren 1901 bis 1905 gebaut, so würde das Reich nach deren Vollendung im Jahre 1908 sich im thatsächlichen Besitz der geforderten beiden Schlachtflotten befinden: die aktive erste Schlachtflotte besteht aus dem 1898er „Kaiser"-Geschwader und dem neuerbauten Geschwader der Novelle von 1900 — die zweite Reserve-Schlachtflotte besteht aus den oben aufgezählten 17 älteren Schiffen.

Mit dem Jahre 1905 wäre somit die erste und weitaus wichtigste Bauperiode der Novelle abgeschlossen. In die zweite Bauperiode von 1906 bis 1909 fiele alsdann als bedeutsamste Arbeit der notgedrungen so lange aufgeschobene Ersatz der „Sachsen"-Division. Die dritte Bauperiode umfaßt die Jahre 1910 bis 1916, in welchen die 9 Küstenpanzerschiffe der „Siegfried"-Klasse nebst „Oldenburg" und die 4 Linienschiffe der „Brandenburg"-Klasse durch vollwertige Hochseepanzer zu ersetzen sind. Selbstverständlich entfallen auf alle drei Bauperioden

nebenher die terminmäßigen Ersatzbauten für Kreuzer und Torpedoboote.

Charakteristisch für die Novelle ist also der klar und zielbewußt hervortretende Grundgedanke, in erster Linie und kürzester Frist auf die höchst erreichbare ziffermäßige Leistungsfähigkeit in die Höhe zu steigen, dann erst gemäß dem 1898er Gesetz die fälligen Ersatzbauten vorzunehmen — sämtliche Neu- und Ersatzbauten aber über den Gesamtraum der sechzehn Jahre so zu verteilen, daß die technische Beanspruchung der Werften und die pekuniäre Beanspruchung der Finanzen eine möglichst gleichmäßige bleibt: auch letztgenannten beiden Gesichtspunkten wird Rechnung getragen, indem programmmäßig von 1901 bis 1916 alljährlich 3 große Schiffe (Linienschiffe oder große Kreuzer), 3 kleine Schiffe (kleine Kreuzer oder Specialschiffe) und 1 Torpedobootsdivision auf Stapel zu legen sind.

Von hohem militärischen Wert ist aber ebenfalls die Bestimmung der Novelle bezüglich der Indiensthaltungen.

Wenn auch zugegeben werden muß, daß mit der Verdoppelung der deutschen Schlachtflotte an und für sich das nach dem 1898er Gesetz immer noch bestehende und politisch äußerst gefahrvolle Mißverhältnis zu den anderen großen Weltmächten etwas weniger ungünstig für den Ausgang eines Seekriegs erscheint als bisher, so bleibt doch das unserer Regierung alsdann geschaffene Werkzeug zur Seekriegsführung immer noch quantitativ recht klein bemessen gegenüber dem gewaltigen Umfang der zu schützenden deutschen Übersee-Interessen. Um so mehr ist es dringend erforderlich, den wohl niemals an Quantität ganz zu beseitigenden Mangel unserer Kriegsflotte zu ersetzen durch die denkbar höchste Qualität ihrer kriegerischen Leistungsfähigkeit und Bereitschaft. Dieses Ziel kann aber nur erreicht werden durch möglichst weitgehende dauernde Indiensthaltung so vieler Schiffe, als die laufenden Mittel irgendwie gestatten. Der Entwurf der Novelle bestimmt daher, daß grundsätzlich die gesamte aktive Schlachtflotte und die Hälfte der Reserve-Schlachtflotte dauernd — zu Manöverzwecken einzelne weitere Schiffe der Reserve-Flotte vorübergehend — in Dienst gehalten werden müssen.

Wie sich hiernach die Friedensorganisation unserer heimischen Schlachtflotte in Zukunft gestaltet, zeigt die graphische Darstellung auf Seite 136 u. 137.

Noch niemals, seit auf den blutgetränkten Schlachtfeldern Frankreichs das Deutsche Reich nach jahrhundertelanger Zerrissenheit neu geschaffen ward, sind die verantwortlichen Vertreter unseres Volkes vor eine Frage gestellt worden, deren Entscheidung von so tief gehender Lebensbedeutung für unsere gesamte nationale Zukunft gewesen wie in der Gegenwart die Abstimmung über die Annahme der neuen Flottenvorlage der verbündeten Regierungen.

Im Frührot des anbrechenden Jahrhunderts soll unser geistig und materiell machtvoll aufblühendes und von den scheelen Wettbewerbern draußen neidisch umfeindetes Volk den stahlharten Willen bekunden vor aller Welt, nicht nur zu wahren mit scharfem Schwerte das köstliche Erbe der Väter in der glorreich gefesteten Heimat, sondern auch zu mehren des Reiches Ehre und Ansehen draußen auf weiter Erde, soweit deutsche Handelsschiffe zu Tausenden über den Ocean ziehen, soweit Millionen von deutschen Auswanderern in fremden Weltteilen siedeln, soweit Milliarden deutscher Arbeit und deutschen Geldes in friedlichem Wettkampf alle Zonen gewinnen, soweit deutsches Wort und deutsches Lied über Land und See klingt — als wagemutige Nachfahren jener altgermanischen Wikinger, die den ersten Drachen aus deutschem Holze kampffreudig über das weite Meer fuhren — als echte Söhne jener wetterharten Hanseaten, deren eiserner Wahlspruch „Navigare necesse est“ wie ein Sturmruf aus großer Zeit zu unserem Ohre herüberhallt — so sollen die Männer unseres Volkes heute zusammenstehen, einig hinter dem Führer der Nation und bereit, ihm zu folgen — daß aus den rauschenden Falten der Kriegsflagge des Reichs der Aar seinen Flug nehme, siegreich über die blaue See, der Sonne entgegen: „Nec soli cedit“.

Litterarische Rundschau.

Gabriele Reuters litterarischer Ruhm gründet sich auf ihren Roman „Aus guter Familie" (1895), einen schlagkräftigen, energischen, aber durch und durch tendenziösen Erziehungsroman, dessen künstlerische Schwächen durch die Wahl des interessanten Themas — Kampf gegen die tyrannische Konvenienz unserer vornehmen weiblichen Erziehungsprincipien — nicht verdeckt werden können. Was man so oft als Verhängnis einer starken künstlerischen Begabung erkennen muß, tritt auch hier auf: von dem in der herrschenden Zeitrichtung begründeten fast beispiellosen Augenblickserfolg ließ sich die Schriftstellerin verleiten, ihre stilleren, anmutigeren Erzähler- und Schilderungsgaben, die sich vorher und auch nachher noch in kleineren novellistischen Arbeiten so erfreulich bewährt hatten, zu mißachten und ihre Sache immer trotziger und ausschließlicher auf den großen modernen Kampfroman zu stellen, der irgend eine mehr oder minder aktuelle Doktrin verfechten will. Herz und Kopf behalten dabei selten die ruhige Kühle, die das Kunstwerk verlangt. Auch Gabriele Reuters jüngster Roman **Frau Bürgelin und ihre Söhne** (Berlin, S. Fischer) kommt aus der heißen Esse der Tendenz, wieder ist es ein Erziehungsroman, das alte Thema ist sogar doppelt variiert und vielleicht mit noch umfangreicherem Apparate in Scene gesetzt als das erste Mal; aber ich glaube schwerlich, daß sich der Erfolg dieser Arbeit auch nur im entferntesten mit dem seines gefeierten Vorgängers wird vergleichen lassen. Auch in der Litteratur heißt es: „Ach, und in demselben Flusse schwimmst du nicht zum zweitenmal." Daran wird auch die kühne Lokalisierung der Geschichte, so sehr für manchen ihr pikanter Reiz dadurch erhöht werden mag, nichts ändern. Der Roman spielt zwar nominell in einem auf keiner deutschen Landkarte auffindbaren „Bernhardshausen", aber dies „Bernhardshausen", für das offenbar der tapfere Herzog aus dem Dreißigjährigen Kriege den Namen hergegeben, ist Weimar; gar zu deutlich wird es in folgenden Sätzen geschildert: „Hier in Bernhardshausen herrschte die Bildung, und zwar eine Art der Bildung, die, mehr durch Dichter und Künstler als durch strenge Fachgelehrten gepflegt, im Laufe eines Jahrhunderts allmählich durch alle Schichten der Bevölkerung hindurchgesickert war und die Seelen sämtlicher Bürger des ruhigen, gesitteten Ortes mit einer Art von edler Patina überzogen hatte ... Naturgemäß spielten hier auch Frauen die führende Rolle. Nicht einer neuen demokratischen Emancipation zufolge, sondern gemäß der alten, schönen Tradition: Willst du genau erfahren, was sich ziemt, so frage nur bei edlen Frauen an. Und diese Frauen hießen immer noch wie zur Zeit der großen Dichter: Kornelia, Karolina, Lotte, Natalie. Ein Hauch von glorreicher Vergangenheit umschwebte sie. Ihre Mütter, ihre Tanten waren jene schönen Seelen gewesen, die in unsterblichen Gesängen, in den holdesten Liedern gefeiert und angebetet worden waren. Unter den liebenswürdigen Hoffräuleins, den geistreichen Stiftsdamen, von denen Bernhardshausen wimmelte, gab es Rasseköpfe von originellster Häßlichkeit, die im Traum noch immer jene Rosenkränze trugen, mit denen sie einst als kleine pausbäckige Genien den Olympiern gehuldigt hatten. Diese Frauen würden ihre Lippen nie mit gemeinem Weiberklatsch vergiftet haben. Sie verstanden mit einem Lächeln zu verurteilen, mit einer sanften Bewegung der Hand abzuweisen für alle Zeiten." Und in diese Kreise, bei deren Schilderung es so schwer ist, nicht an persönliche Erfahrungen oder Animositäten der Verfasserin zu denken, tritt nun Frau Bürgelin, eine aristokratische, selbstbewußte, charakter- und gesinnungsstarke Engländerin, die ihre beiden Söhne Karl und Dionys ihrem wenig geliebten, wenig pflichtgetreuen Gatten abgerungen hat — „Sie sind nun mein ... Nun hat er uns verloren!" — und beide hinfort allein nach ihren eigenen stolzen, selbstherrlichen Lebensanschauungen erziehen will. In Karl, als dem Schwerfälligeren, Trotzigeren und Rauheren, sieht sie den Sohn des verhaßten Vaters; um so mehr glaubt sie hier die Zügel straffen zu müssen, ihn nach ihrem Willen zu bändigen und zu lenken. Leichter scheint es ihr der jüngere Dionys zu machen. In ihm sieht sie ihr Ebenbild, in dessen Entfaltung sich ihr Ideal von harmonischem geistigem Menschentum erfüllen soll. Karl, meint sie, werde sich mit einem praktischen Berufe begnügen müssen, Dionys aber soll Musiker

werden, der „Nachfolger Wagners“, aber mit einem neuen Leitmotiv, mit dem der Freude. Dementsprechend wird er ganz in jener ästhetischen Bildungssphäre erzogen, der die Kunst als höchste Blüte aller Kultur gilt. Ohne Leid, ohne Schmerz sollte er aufwachsen, um einmal die Herzen der gequälten Menschen zu öffnen für den Sonnenschein, für die Lust, für das frohe, unbekümmerte Jauchzen. Wie fromme Mütter ihr liebstes Kind der Himmelskönigin weihen, so weiht Frau Bürgelin ihren Jüngsten dem reinen und strengen Dienst der Kunst. Ob das nicht vielleicht dem Willen der Natur, die es anders mit dem Knaben im Sinne habe, widerspreche, danach fragt sie nicht. Sie hat nie versucht, sich entsagungsvoll in die Seele eines anderen Menschen zu versenken; sie versteht die Knaben nur von sich aus, wie sie eben auch nur sich kennt, ihre Pläne, ihre Gedanken — die Knaben sind ihr der Thon, den sie kneten will, wie es ihr gut dünkt. Karl, der ihr weniger verwandte, muß am meisten darunter leiden; aber alle heftigen Scenen zwischen ihm und ihr mahnen die Mutter nicht zur Umkehr. Leichter erträgt in seiner weichen Nachgiebigkeit Dionys die Bevormundung; doch schließlich ist er es gerade, der den Mutterehrgeiz am schmerzlichsten enttäuscht: es zeigt sich endlich, daß ihm die Natur nicht die rechte künstlerische Begabung geschenkt hat, während sich der verkannte und bald mit der Mutter völlig entzweite Karl im Gegenteil nach mancherlei Irrfahrten, Bedrängnissen äußerer und innerer Art aus eigener Kraft zu dem macht, wozu der Keim in ihm lag: zu dem „kunstgewerblichen Entwerfer auf breiter künstlerischer Basis“, der nach den Vorbildern der Natur seine poetischen Gedanken in lebensvolle dekorative Formen umsetzt. So spitzt sich denn schließlich der Roman aus einer Tragödie der Erziehung („Wir tragen alle schwer an der vorigen Generation“) zu einer Tragödie der Mutterschaft zu, wie denn auch Frau Bürgelin kurz vor ihrem Tode klagt: „Man redet so viel von Mutterglück, aber von der Tragödie, die in der Mutterschaft liegt, weiß die Welt wenig.“ Aber worin besteht denn hier diese Tragödie? Ist das, was sich hier abspielt, nicht vielmehr eine Tragödie des eigensinnigsten Selbstherrentums, des blanksten Egoismus? Worin gipfelt, worin erfüllt sich der Begriff „Mutterschaft“? Doch allein in jener gelassenen Mutter*entsagung*, die einzig imstande ist, junge Menschen weise und gütig zu hüten und wachsen zu lassen, jener Mutterresignation, die von ihrem eigenen Fleisch und Blut nichts von sich verlangt, die das Beste ihrer Lebenssäfte, ihrer Geistes- und Seelenkräfte freudevoll heiter dahinschenkt an ein Werdendes und dann dem Werdenden alle Thüren öffnet, es hinausführt ins Weite, auf eigene Bahnen und nichts mehr begehrt — keinen Dank, keinen Ruhm, kein Zurückblicken. Zu diesem Höchsten, dahin einfache Frauen oft durch einen Naturinstinkt, durch eine heimliche Müdigkeit und Erschöpfung von harter Arbeit und entbehrungsvollem Dasein gelangen, kann sich die reich begabte, in Schönheit lebende, in Schönheit zum Sterben gehende „Lebenskünstlerin“ Frau Bürgelin nicht durchringen, „dazu lechzt alles an ihr noch zu sehr nach Werken und Thaten.“ Noch zu sehr nach Werken und Thaten ... Das ist es: in diese Frau hat sich eine Männerseele verirrt; der Zwiespalt zwischen ihrem unweiblichen Wollen und der natürlichen — nicht etwa der bloß hergebrachten socialen — Sphäre ihres Berufes ist es, an dem sie sich die harte Stirn zerschellt. Sehr beredt und lehrreich für die Erkenntnis dieser auf dem tiefsten Grunde des Reuterschen Romans schlummernden Wahrheit ist auch folgendes Bekenntnis, womit die Verfasserin das Diktum einer jungen emanzipationslustigen Sängerin: „Nur die Frau, die nicht liebt, ist frei“ kommentiert: „Das war es ... Diese fortwährend wache, aufgeregte, sich zur Wehr setzende Angst vor der Mutterschaft, welche heute so viele strebende und schaffende Frauen erfaßt hat. Eine Angst, ein Abscheu, der so stark, so lebenleitend in ihnen geworden ist, daß man fast an einen dunklen, perversen Instinkt glauben möchte, der doch wie alle widernatürlichen Instinkte durch grausame Notwendigkeiten empfangen und geboren und durch sie mächtig geworden ist. Als sage diesen Frauen ein Geheimes in den innersten Gründen ihrer Natur, indem sie dem Geschlechte ihren Tribut zahlen, würden sie jene Kraft, Helle und Schärfe des Geistes verlieren, durch die sie sich über ihr Geschlecht erhoben haben. Und vielleicht hat eine bestimmte Art von Frauen recht mit dieser Furcht.“ Ja, bei Frau Bürgelin hat die männliche Kraft, Helle und Schärfe des Geistes, durch die sie sich über ihr Geschlecht erhoben, die zarten, stillen, bescheidenen Tugenden der Mutter ertötet ... Man wird schon an dieser außergewöhnlich weit ausgesponnenen Inhaltskennzeichnung entnehmen, daß ich der letzte wäre, der dem Roman ein starkes Interesse, einen packenden, eigene Gedanken weckenden und befruchtenden Gedankenreichtum absprechen möchte — aber was auf diesen Blättern von Seite zu Seite deutlicher wird, das ist die Überzeugung, daß der Verfasserin die künstlerische Gestaltungskraft für diese Ideenelemente fehlt. Mit einem gelegentlichen psychologischen Scharfblick, dem nur zufällig einmal blitzartig die menschliche Seele sich öffnet, um sich gleich darauf um so tiefer in Dunkel zu hüllen, mit gelegentlichen feinspürigen Naturdeutungen, mit willkürlichen, romantisch-exotischen Zuthaten und abenteuerlichen, halb zigeunerhaften, halb aristokratischen Liebesepisoden ist da nichts gethan — man vermißt den großen einheitlichen Zug, den vollen Atem, der auch die kleinen, abseits züngelnden Flämmchen zu *einem* flutenden Schwall zusammenbläst, den Ernst des Künstlers, der die Steinchen zu dem harmonischen Gebäude fügt. Was hier wirklich innerlich zusammengehört und unter dem Hammer künstlerischer Energie zusammengeschweißt ist, ließe sich auf dem Raum einer mittelstarken Novelle erzählen; alles andere liegt zerspellt, zer-

splittert, zerstreut und verzettelt ohne rechte innere Wirkung für das Ganze umher. Es fehlt alle Ökonomie: Kleines wird groß, Großes klein behandelt. Genug, als Kunstwerk steht der neue Roman von Gabriele Reuter auf einer wenig hohen Stufe, sehr interessant aber und fesselnd bis zum Schluß ist er als Dokument einer kulturgeschichtlichen Bewegung, deren Triebfedern keineswegs bloß in socialen Verhältnissen liegen, sondern vielmehr in tiefen psychologischen Schwankungen, deren Gesetze sich unserer Erkenntnis noch ebenso entziehen wie gewisse Veränderungen unserer Erdkugel.

Eine gewisse Ungleichheit in Stimmungsgehalt und Darstellung hat in meinen Augen leider auch den neuesten Roman von Felix Holländer: **Erlösung** (Berlin, S. Fischer) um die reine und volle künstlerisch-harmonische Wirkung gebracht, die der erste Teil mit seiner fein durchdachten Psychologie und seiner prächtigen, lebensvollen Schilderungskunst verspricht. Selten ist das ineinander wachsende Leben zweier Kinderseelen so wahrheitsvoll und doch so innig, zart und ergreifend dargestellt worden wie in den Eingangskapiteln dieses Romans. Das ist um so bewundernswürdiger, als der Verfasser dabei auf alle lyrischen Sentimentalitäten und romantischen Zuthaten Verzicht leistet und die beiden keimenden und sprossenden Charaktere des tapferen, aufgeweckten Jungen aus dem Volke und des verwöhnten, dann aber durch harte Schicksalsschläge gestählten und geläuterten Mädchens aus den vornehmen Kreisen rein aus ihrem Milieu und ihren natürlichen Anlagen sich entwickeln läßt. Auch wie sich Ulrich Horst und Vera Garnier in unausgesprochenem, keuschem, aber nur desto innigerem Herzensbunde zusammenfinden, wie all ihr duldendes Leid in dem Knaben und werdenden Manne zu einem Sporn seiner Thätigkeit wird, wie der praktische Sinn der schlichten Frau aus dem Volke die zusammenbrechende Existenz der vornehmen Hausgenossen stützt und erhält, wie aber schließlich doch die verschiedenen Lebensauffassungen des Vorder- und Hinterhauses unter dem Zwang der Konventionen sich trennen und Vera, aus Liebe zu dem kranken Bruder, einem ungeliebten Manne folgt, das alles ist mit der ruhigen, tendenz- und effektlosen Innerlichkeit und Schlichtheit eines Fontane aus der Natur der Dinge selbst, möchte man sagen, ohne alle Künstlichkeit herausgesehen. Alles kommt hier, trotz der oft mit gemütvoller Wärme und genrehafter Kleinkunst liebevoll ausgestalteten Einzelbilder, aus einem künstlerischen Guß. Dann aber, im zweiten Teil der Erzählung, läßt der Dichter an Stelle des ausgeführten, lebensvollen Gemäldes gar zu sehr die nur andeutende Skizze treten. Manches, was bei sorgfältigerer Darstellung sehr schön und gewiß überzeugend hätte motiviert werden können, steht nun unvermittelt nebeneinander und verliert so die zwingende poetische Wahrheit. Daß Vera in der lieblosen Einsamkeit, in der sie von ihrem für all ihr inneres Leben verständnislosen Gatten gehalten wird, ihr Herz einem künstlerisch begabten Dorfschulmeister schenkt, ohne von der nachzitternden Erinnerung an ihre erste Jugendliebe lange gefoltert zu werden, soll durchaus nicht als ein für allemal unmöglich erklärt werden, — aber das eine durften wir erwarten: neben der so fein und charakteristisch gezeichneten Gestalt Ulrich Horsts hätte die des anderen, der ihn so leicht aus dem Gedächtnis der Geliebten verdrängt, uns lebendiger und individueller vor Augen geführt werden müssen. Das ist nur eine von den skizzenhaften Unzulänglichkeiten des zweiten Teils und vielleicht nicht einmal die bedenklichste; trotz alledem aber wiegt der innere seelische Gehalt dieses neuesten Holländerschen Romans mit seiner Einfachheit des Empfindens, seinem natürlichen, ungesuchten Stil und seiner schlichten Gefühlssprache manche äußerlich viel anspruchsvollere Schöpfung unserer jungen Schriftstellergeneration auf, schon weil er dem Leser wirklich etwas zu sagen hat, das aus den Tiefen des Lebens quillt. Wer zudem den litterarischen Entwickelungsgang des Dichters kennt, der wird in dem Buche zugleich ein neues Zeichen der erfreulichen Wandlung zum Ruhigen, Abgeklärten, Reiferen und Ebenmäßigeren sehen, die schon seit einigen Jahren in dem Schaffen des reichbegabten Verfassers zu beobachten war.

Spürt man bei Holländer, auch noch in den teilweise nicht ganz befriedigenden Teilen, überall den specifischen Romanschriftsteller, dessen Kunst durchaus im Epischen wurzelt, so verleugnet sich in Detlev von Liliencrons jüngstem Roman **Mit dem linken Ellenbogen** (Berlin, Schuster u. Löffler) keinen Augenblick der geborene Lyriker. Weniger freilich in positiven Merkmalen als durch das, was dieser Lebensgeschichte eines hart vom Schicksal in die Schule genommenen, wackeren „Schwabenmadels“ fehlt. Der ruhige Fluß der Erzählung, die sorgfältige Entwickelung der Charaktere, die fein angesponnene und mit sicherer Hand durchgeführte Motivierung der Geschehnisse sind dem kräftigsten und kühnsten unserer modernen Lyriker, dem wir, um nur einen seiner Ruhmestitel zu nennen, unsere wahrheitsvollsten, männlichsten Kriegs- und Soldatendichtungen verdanken, nun einmal nicht gegeben. Er erfaßt und trifft entweder etwas mit dem ersten Griff, oder es zerfließt ihm ungestaltet unter den Händen. Letzteres begegnet in der vorliegenden Erzählung, namentlich in den ersten Teilen häufig, dann haben wir immer wieder jenes Gefühl der Unbefriedigung, als habe es der Dichter versäumt oder sei es dem Künstler nicht gelungen, die innere Seele aus den Dingen zu erlösen. Es ist, als müßte er sich selbst erst mühsam hineinfühlen in den Charakter, dessen Schicksale er schildern will, und gerne glauben wir ihm, daß ihm selbst seine Heldin wie eine geheimnisvolle, ja unerklärliche Meduse erscheint, die ihm bis zuletzt den eigentlichen Schlüssel zu den Tiefen ihres Wesens vorenthält. Charaktere zu deuten, so daß der Leser das Räderwerk ihrer Seele hüllenlos bloß gelegt sieht, war nie Liliencrons

Kunst. Dafür lebt er desto unmittelbarer und naiver mit ihnen, mit ihren Schmerzen und ihren Freuden. Auch hier ist das der Fall, und je tiefer wir uns in diese Geschichte hineinlesen, desto ergreifender spricht sie zu uns. Ohne alle Empfindsamkeit oder gar Gefühlsseligkeit ist das schlichte Kind aus dem Volke geschildert, und dadurch steht es am Ende seines süßwehen Lebenslaufes wie eine echte große Heldin vor uns. Auch dieses Buch ist ein Hoheslied auf das Weib, aber ohne alles hergebrachte minnigliche Getändel, herb, starr und ernst wie die Natur, und trotz aller Unebenheiten und formalen Mißhelligkeiten das Werk eines echten Dichters, der nie anders als aus dem Innersten seines Wesens heraus wahr und ungekünstelt schafft.

Gleich Liliencron war uns auch Gustav Falke bisher so vorwiegend der Lyriker, an dem wir starkes musikalisches Gefühl und idyllische Gemütsinnigkeit schätzten, daß daneben der Romandichter kaum recht in Betracht kam. Die naturalistischen Anwandlungen in seinem Hamburger Roman „Landen und Stranden" vermochte man wenig ernst zu nehmen; sie verrieten gar zu sehr das Gesuchte und Äußerliche. An diesem kühlen Urteil wird sein jüngster Roman mit dem sonderbaren Titel **Der Mann im Nebel** (Hamburg, Alfred Janssen) nicht viel ändern, wenngleich hier weit mehr auf lyrische Stimmung hingearbeitet wird als auf starke Wirklichkeitswirkungen. Schon die aufgelöste, aus Briefen, Tagebuchblättern, Gedichten und Zwischenberichten zusammengesetzte Technik raubt dem Buche jene epische Ruhe und Überlegenheit, die sich in einem Roman nun mal nicht spotten läßt. Aber auch innerlich bleibt das meiste so zerfetzt und formlos, daß ein freudiger Genuß auf die Dauer nicht aufkommt. Dabei kämpft man immerfort mit dem Gefühl, daß dem Dichter der Roman als Ganzes nach Stoff und Gehalt gar nicht recht aus der Seele gewachsen und daß er bei einzelnen, übrigens manchmal äußerst geistvollen, feinsinnigen und wahrhaft poetischen Bildchen und Aperçus mit weit tieferer Teilnahme verweile als bei seinen Menschen und ihren Schicksalen, für die er sich selber die Mitempfindung scheinbar erst gerade so schwer und mühsam abringen und abzwingen muß wie seinen Lesern. Und aus all diesem unfruchtbaren Gestrüpp lugen dann und wann doch prächtige Blumen einer farbenfreudigen Dichterphantasie, die den, der auch bei einem Roman besseres als aufregende Spannung sucht, in helles Entzücken versetzen müssen! Auch hier also wieder das alte traurige Übel unserer immer noch tastenden, sich selbst nicht kennenden Zeit: starke Begabung kann die reine erlösende Form nicht finden, die ihre Werke in die Sphäre, ich will nicht einmal sagen: großer, aber ernster Kunst erhöbe. F. D.

Das hier wiederholt schon besprochene große Porträtwerk **Das neunzehnte Jahrhundert in Bildnissen**, herausgegeben von Karl Werckmeister (Berlin, Photographische Gesellschaft), hat sich inzwischen mit einigen neuen Lieferungen eingefunden. Die neunundbreißigste Lieferung eröffnet Edisons Porträt (von Anderson), das den genialen Erfinder mitten in seiner Arbeit darstellt, wie er mit dem Phonographen experimentiert; eine biographische Skizze von Franz Bendt begleitet es. Ihm folgen Bildnisse des Physikers John Tyndall und William Benjamin Carpenters, des eigentlichen Begründers der Tiefseeforschung. Ihnen hat Wilhelm Bölsche eine kurze, treffsichere Würdigung zu teil werden lassen. Das Reich der Künste vertreten in derselben Lieferung Dannecker, Defregger (mit einem Selbstporträt), Marschner, Augier und Adolf Wilbrandt, den sein mecklenburgischer Landsmann Paul Warncke biographisch-kritisch würdigt. Wie Lenbach diese Lieferung schließt, so eröffnet er die folgende mit einem Bildnis Robert von Mohls, einem Kabinettstück der vornehm-geistigen Porträtkunst des Münchener Meisters. Diesem Blatte folgen eine Reihe von Gelehrten-Bildnissen, unter denen Gust. Rob. Kirchhoff, Richard Lepsius, Alfred Brehm, Rudolf Leuckardt und Karl Theodor von Siebold hervorgehoben seien. Den Abschluß bilden der Musiker Halévy und der neuerdings stark hervortretende polnische Dichter Sienkiewicz. Auch allen diesen Bildnissen ist eine Lebensskizze aus berufener Feder beigefügt.

Wer dies große, schon heute über ein halbes Tausend Blätter umfassende Porträtwerk durchblättert, wird immer wieder die unvergleichliche Begabung des Münchener Meisters bewundern müssen, dessen Pinsel der Nachwelt mehr noch als die äußere Hülle die innere geistige Größe der hervorragendsten Gestalten aus dem Zeitalter Bismarcks und Wilhelms I. festgehalten hat. Und dabei wird das Verlangen lebendig, wenigstens eine Auswahl aus dem Werk seines Lebens in guten Reproduktionen beisammen zu haben, die einen Überblick ermöglichen und das jeden Augenblick gegenwärtig halten, was einem sonst nur die gute Stunde zufällig und vereinzelt in Sonderausstellungen oder Privatgalerien zu sehen vergönnt. Einen historischen Einblick in das Werden und Wachsen des Künstlers zu gewinnen, wagte man bisher nicht zu hoffen, da es hinlänglich bekannt war, wie versteckt und verstreut seine ihm zum größten Teil selbst völlig entrückten Jugendschöpfungen waren. Und was hat dieser jetzt von der Bewunderung und Anerkennung seiner Zeit, hoher und höchster Kreise getragene Meister in seinen künstlerischen Lehr- und Kampfjahren nicht alles gemalt! Was ihm nur zu Gesicht kam: Pferde, Bauernhäuser, Bauernjungen, Hohlwege, Votivbilder, Scheiben, Fahnen, Schilder, Dorfkirchen u. s. w.! Und

nun erst die Skizzen und Studien von den Reisen in Spanien, Ägypten, Italien — ein ganzes Schatzhaus thut sich vor unserer Sehnsucht auf, und der Schlüssel dazu sollte für immer verloren sein? Es ist begreiflich, daß die Kunstforschung alles daran setzte, dieser bisher verschollenen Schätze doch noch habhaft zu werden und an ihrem Genuß alle die teilnehmen zu lassen, deren Interesse und Liebe für den Meister groß und tief genug ist, um sich auch in seine unfertigen, nirgends aber den künftigen Herrscher verleugnenden Anfänge zu versenken. Und das mühevolle Werk gelang: in einer starken Mappe, deren Umschlagfarben man nur etwas satter und kräftiger gewünscht hätte, legt uns der durch seine „Studienmappen deutscher Meister“ bekannte Kunstverlag von C. T. Wiskott in Breslau fünfundzwanzig Blatt Großfolio mit vierzig bisher unbekannten und unveröffentlichten Skizzen und vollendeten Werken Lenbachs vor, im wesentlichen Jugendwerke, aber auch aus seiner späteren Periode eine Reihe äußerst interessanter Arbeiten. (**Franz von Lenbach.** 25 Mk. Vorzugsausgabe auf Büttenpapier mit dem eigenhändigen Faksimile des Künstlers 50 Mk.) Alles das ist in meisterhaften Lichtdrucken wiedergegeben und jedes einzelne Blatt und Blättchen so eingerichtet, daß es bequem herausgelöst und für sich eingerahmt werden kann. Lenbach selbst hat dem Unternehmen, das er mit begreiflicher Freude aufnahm, rege Unterstützung und Förderung angedeihen lassen; sieht er doch auf diesen Blättern ein Stück seiner arbeitsreichen, vom werdefrohen Frühlingshauch der Kunst beseelten Jugend wieder lebendig werden, das ihn heute selbst wie eine neue Offenbarung seines Genius anmuten muß. Um nur ein paar Perlen aus der langen Schmuckkette besonders hervorzuheben, seien hier vor allem genannt sein erstes Selbstbildnis aus dem Jahre 1853, eine Landschaftsstudie aus Granada, eine Studie aus Kairo, Porträts von Josefine Lenbach, von Böcklin, von Heyse, von Döllinger, von der Erbprinzessin von Meiningen, von Kaiser Wilhelm II., von Bismarck, von Marion Lenbach, dem schwarzköpfigen Töchterlein des Meisters, von Frau Hedwig Dohm und vom Generaldirektor Levi. Eine besondere, hier äußerst prägnant hervortretende Seite des Lenbachschen Schaffens finden wir in seinen humoristischen Studien vertreten. Der „Vergnügte Bauer“ aus dem Jahre 1861 und das übermütige Bild „Baron v. L. auf der Flucht nach Ägypten“ gehören zu den interessantesten Schöpfungen seines unermüdlichen Pinsels. Auf besonderen Wunsch des Künstlers ist Adolf Rosenberg gewonnen worden, einen biographisch-erläuternden Text zu der Mappe zu schreiben, eine Aufgabe, die er mit seiner gewohnten sicheren Ruhe, Sachlichkeit und Reife des Urteils meisterhaft gelöst hat. Das dem Freunde Lenbachs, Paul Heyse, gewidmete Werk sei allen Verehrern des Meisters aufs angelegentlichste zur Anschaffung empfohlen.

Eine feinsinnige Böcklin-Würdigung, zu der die Feier seines siebzigsten Geburtstages und die bei dieser Gelegenheit veranstalteten Ausstellungen in Basel, Berlin und Hamburg angeregt haben, verdanken wir dem Direktor der Hamburger Kunsthalle, Professor Alfred Lichtwark, der der modernen Kunstbewegung schon so mannigfache Anregung gegeben hat. Sein mit schlichter Vornehmheit ausgestattetes Büchlein **Seele und Kunstwerk** (Berlin, Bruno und Paul Cassirer) gehört in seiner innerlichen Art, dem Schaffen eines großen Künstlers nachzufühlen, zu dem Besten, was die mittlerweile so regsam gewordene Böcklin-Litteratur uns beschert hat. Von der hergebrachten Dogmatik, die unsere Kunstgeschichte lange Jahrzehnte beherrscht hat, ist hier nichts zu finden; all seinen Ehrgeiz setzt der Verfasser in ein impressionistisches Nachschaffen und Begreifen der Kunst und dessen, den er sich zu besonderer Betrachtung ausersehen hat. Äußere Daten über des Malers Erdenwallen und den historischen Verlauf seines Schaffens werden die Leser hier nicht suchen dürfen. Und doch wie tief ist das Wesen Böcklins „mit den Augen der Seele“ erfaßt! Das entzückende Büchlein leitet zum Selbstsehen und -Empfinden an und ist wie kein anderes dazu geschaffen, dem Kunstfreund allen Schulvorschriften gegenüber zu jener naiven, selbständigen Freiheit der Auffassung zu verhelfen, mit der allein ein inneres Verhältnis zu großen Kunstwerken zu gewinnen ist.

* * *

Der Seemannsche Verlag in Leipzig bietet dem Publikum zwei neuere cyklische Unternehmungen, die auf die weiten Kreise derer rechnen, welche sich mit kleinen Mitteln und in einer knappen Auswahl von Bildern kunstgeschichtlich belehren wollen. Von der **Kunstgeschichte in Bildern,** die in sehr geschickter Zusammenstellung die Hauptwerke der Architektur, Malerei und Plastik vereinigt, liegen bisher zwei Bände von je über hundert Tafeln vor, die die Renaissance in Italien und außerhalb behandeln. Die Bilder sind zum größten Teil auf autotypischem Wege hergestellt und darum viel wirksamer als die früheren Illustrationen der Seemannschen Kunsthistorischen Bilderbogen, die vom Verlage jetzt selbst als veraltet angesehen werden.

Die zweite Unternehmung, der an dieser Stelle gelegentlich schon gedacht worden, ist eine Folge von Monographien: **Berühmte Kunststätten.** Dadurch wird in sehr glücklicher Form einmal alles Wissenswerte zusammengefaßt, was sich um eine Kunstmetropole gruppiert, sei es in baulicher, sei es in malerischer oder plastischer Beziehung. Außer dem Réeschen Bande über Nürnberg liegen bisher folgende Büchlein vor: R. Engelmanns **Pompeji,** E. Petersens **Vom alten Rom,** E. Steinmanns **Rom in der Renaissance** und Gustav Paulis **Venedig.** Diese Autoren bürgen für die solide Durchführung des Textes, und die sehr zahlreichen Illustrationen stehen ganz auf der Höhe der modernen Technik. Bei dem rö-

mischen Renaissancebande war eine Beschränkung notwendig, da der Stoff für ein solches Bändchen viel zu groß wäre. Der Verfasser, einer der besten lebenden Kenner der italienischen Kunst, hat mit dem Papst Nikolaus V., der die ersten größeren künstlerischen Pläne in Rom durchführt, begonnen und mit Julius II. geschlossen, der die Blüte der ganzen Bewegung bezeichnet. Er geht in diesen Grenzen einfach historisch vorwärts; die eben von Seitz restaurierten und dem Publikum wieder zugänglich gemachten Räume der Wohnung Alexanders VI., von Pinturicchio ausgestattet, erfahren eine besonders liebevolle Behandlung. Petersen dagegen, der Direktor unseres kaiserlich archäologischen Instituts in Rom, hat in seinem Bande „Vom alten Rom“ den Stoff in seiner ganzen Breite aufrollen können: nachdem er uns mit der Lage der alten Stadt bekannt gemacht hat, geht er gruppenweise historisch vorwärts, bespricht die ältesten Gräber und Befestigungen, dann die Örtlichkeiten des Kapitols und des Forums, die Triumphbogen, die Kaiserfora, das Kolosseum, die Paläste des Palatin, das Pantheon, die Thermen, die Thore und Aquädukte, die Denkmäler und alle die wichtigen Skulpturen der Antike, die in Rom vereinigt sind. Die Illustrationen zu diesem Bande sind ganz besonders lehrreich ausgewählt.

Einen ähnlich erfreulichen Eindruck machen die neuesten Lieferungen des großen, von Georg Hirth (München) herausgegebenen gewaltigen encyklopädischen Werkes, das den **Schönen Menschen**, also das Ideal der menschlichen Figur, durch alle Zeitalter in Text und Bild verfolgt. Wir sind jetzt bereits in der Renaissance, und eines der letzten Hefte vereinigt sehr lehrreich die Venusfiguren der großen alten Meister. Botticelli jetzt eine hagere, leicht bekleidete Gestalt hin, von mädchenhafter Scheu, die Amoretten umspielen vor einer weiten Sommerlandschaft. Giorgione legt ein ideales unbekleidetes Weib in venetianischer Pracht der Glieder auf einen Seidenstoff; sie schläft auf dem rechten Arm. Die urbinatische Venus von Tizian liegt wach mit ihrem Hündchen auf dem Bett, der Toilette gewärtig, die Dienerinnen im Hintergrund vorbereiten. Seine Madrider Venus schäkert in derselben Unbekleidetheit, aber in der freien Natur, mit einem Hündchen, während ihr Galan die Orgel spielt. Seine Venus in den Uffizien bescheidet sich in einer Unterhaltung mit dem kleinen Liebesgott. Bei Jacopo Palma ist der kleine Gott bedeutend stürmischer, bei Guido Reni dagegen sehr chevaleresk, indem er mit graziöser Handhaltung ihr das Tröpfchen Blut am Pfeil zeigt. Weit entfernt von den schönen Italienerinnen ist die Venus des Deutschen Lucas Kranach: es ist eine Dorfmamsell, die einem Maler auf sein Schlößchen folgte und ihm nun im Grase neben dem Brunnen Modell liegt. Er nennt sie Quellnymphe. Sie hat keinen Liebhaber, kein Schoßhündchen, keinen geflügelten Dienstmann, nicht ein Vögelchen schwebt um ihre Glieder. Man begreift, welch glänzendes Stück Kulturgeschichte in solchen Vergleichungen zeitgenössischer Werke sich birgt.

Rafael Schuster-Woldan nennt sich die letzte Sonderveröffentlichung des Hanfstaenglschen Kunstverlages in München. Sie ist mit großer Genugthuung zu begrüßen. Denn sie giebt die erste Gelegenheit, die weitere Öffentlichkeit mit diesem feinsinnigen und aparten Maler bekannt zu machen, der zu den merkwürdigsten Erscheinungen des modernen Kunstlebens gehört. Er ist ein zarter Nachkomme des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts, eine der sublimen Naturen, die im Weibe eine Sehnsuchtsgöttin sehen, die ihre Phantasie bevölkern mit den schönen schmachtenden Mädchen, die in der freien Natur herumvegetieren und ihren weichen Kopf gegen den Hintergrund goldener Landschaftsscenerien setzen. Es ist die Grazie der Porträts von Reynolds und Gainsborough, die hier wieder auflebt. Eine Kunst, die in erster Linie aus dem Geschmack geboren ist, aber ihre Technik so beherrscht, daß sie die kühnsten Vorstellungen wagen darf auszugestalten: schwärmerische Männer in Empiretracht, die „auf freier Höhe“ ihre Venus anbetend verehren, oder elegante Feen, die in weitem Felde den Menschenkindern erscheinen, vom Glanz der Legende umstrahlt. Die vorzüglichen Bilder des Heftes geben so ziemlich das ganze Werk dieses Künstlers.

Das Februarheft der Bruckmannschen Zeitschrift **Kunst** bringt einen sehr wichtigen Artikel über Festspielkunst, aus Anlaß des fünfundzwanzigjährigen Jubiläums des Leipziger Kunstgewerbemuseums. Es wird hier vielleicht zum erstenmal von einer Probe berichtet, die die moderne sezessionistische Bewegung auf dem Gebiete des Balletts durchführte, das ihr eigentlich von allen Gattungen am meisten sympathisch sein müßte. Zum Schluß des Festes wurde ein triptychonartiger Rahmen aufgestellt, in den Ballerinen traten, welche nur durch Reigen, Blumenaufheben, Guirlandeschwingen den Rhythmus eines modernen Tanzes markierten: eine leise Musik tönte dazu. Zuletzt fanden sich diese Plakatgestalten in einem großen Reigen, in welchem sie verschwanden. Die Zeichnungen zu den Kostümen stammten von ersten Künstlern, von F. A. von Kaulbach, L. von Hofmann u. a. Die „Kunst“ veröffentlicht sie farbig. Das eine Blatt, eine Tänzerin von Kaulbach im pompejanischen Stile, ganz in Rot mit Gold changeant, ist die beste bunte Tafel, die die neuen deutschen Kunstzeitschriften bisher ihren Abonnenten geboten haben.

Der zweite große deutsche Specialverlag für moderne künstlerische Dekorations-Bestrebungen, Alex. Koch in Darmstadt, hat das Quartalsheft seiner **Innendekoration** besonders interessant ausgestattet. Er widmet es ganz Van de Velde, dem bedeutendsten aller lebenden Dekorativkünstler, der das rein konstruktive Gefühl mit dem feinsten Geschmack zu verbinden versteht. Belgier von Geburt, ist van de Velde bereits zu einer internationalen Größe geworden und hat beson-

ders in einigen Laden- und Zimmereinrichtungen das Einwandfreieste geleistet, was diese moderne Richtung bisher hervorbrachte. Sein Genie ist die reine Erfassung der Stütz- und Lastfunktionen, aus denen heraus er die Ornamentik entwickelt. Sehr schöne Bilder erläutern das in diesem Heft an einigen seiner neueren Werke.

Schließlich die Anzeige, daß das unentbehrliche **Künstlerlexikon**, welches H. W. Singer im Verlage der Litterarischen Anstalt von Rütten u. Loening in Frankfurt a. M. herausgiebt, bereits bis „Scotto“ fortgeschritten und nicht schlechter, sondern von Lieferung zu Lieferung besser geworden ist. B.

Katholizismus und Protestantismus. Von Konrad Furrer. Dritte Auflage. (Zürich, Verlag von Müller, Werder u. Co.) — Das Buch besteht aus acht Vorträgen, die der Verfasser, Professor der Religionsgeschichte, gehalten und einer seiner Hörer stenographisch aufgenommen hat. Jeder der Vorträge behandelt ein anderes Thema, und doch sind sie alle durch die gleiche Grundanschauung miteinander verbunden. Der Redner ist zwar Protestant, aber so sehr von geschichtlichem und psychologischem Verständnis getragen, daß er der Eigenart der katholischen Kirche in einem uns leider ungewohnten Grade gerecht werden kann. Er versucht zunächst zu verstehen, ehe er urteilt, und das gelingt ihm in vielen Punkten. Von Furrer könnte mancher lernen, daß es möglich ist, Protestant zu sein, ohne den Katholizismus unaufhörlich zu befehden. Dr.

* * *

Zeit- und Lebensfragen aus dem Gebiete der Moral. Von Karl Biedermann. (Breslau, Schlesische Verlagsanstalt.) — In diesem kleinen Buche wird zunächst das wichtige Problem erörtert: ob es eine für alle verbindliche Moral giebt oder ob jeder das Recht hat, sich eine seiner Individualität gemäße Moral zu bilden. Der Verfasser steht der letzten Möglichkeit ablehnend gegenüber, bei weitem ablehnender als z. B. sein Leipziger Amtsgenosse Volkelt. Er fragt dann: ist die Bestimmung des Menschen auf der Erde der Genuß oder die schaffende Thätigkeit? Seine Antwort lautet, daß die kulturschaffende Thätigkeit Sinn und Glück unseres Lebens ausmache. Er zeigt dann, wie der einzelne aus seiner Vereinzelung herauskommt und in Beziehungen zu anderen Individuen und zu einer Gemeinschaft tritt. Endlich untersucht auch Biedermann die crux aller Ethik, Social- und Strafrechtswissenschaft, nämlich die Willensfreiheit, mit dem Ergebnis, daß er für eine relative oder bedingte Freiheit eintritt. — Alle diese Darlegungen sind kurz und klar gehalten und mit einer Fülle von philosophischen, kulturgeschichtlichen und litterarischen Belegen ausgestattet. Dr.

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. — Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten.
Redaktion unter Verantwortung von Dr. Adolf Glaser in Berlin und Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen sind zu richten an:
die Redaktion von Westermanns Illustrierten Deutschen Monatsheften in **Braunschweig**.

Flora. Pompejanische Wandmalerei.

Junge Leiden.

Roman

von

Sophie Junghans.

(Fortsetzung.) (Nachdruck ist untersagt.)

V.

Die Treppenschwellen waren von Marmor, beim untersten Aufgang wenigstens, der sich außerordentlich gut präsentierte; über die Geländer lief roter Plüsch mit einer dicken gedrehten Franse und von Reihen blanker Messingnägel befestigt, und das bis zum zweiten Stockwerk hinauf! Die neuen Stuckpaläste des Berliner Westens thun es nicht anders. Die Wohnungen, lange Fluchten hoher und ziemlich geräumiger Zimmer, waren wirklich recht schön, mit Veranden und Loggien hinten und vorn, und wenn die Mieten bei alledem immer noch mäßig waren, so erklärte sich dies zum Teil wenigstens aus der Entlegenheit dieser jüngsten Straßenzeilen vom Centrum des Verkehrs; vielleicht auch wurden diese Preise dadurch ermöglicht, daß die Erbauer bei aller Pracht eine gewisse Sparsamkeit hatten walten lassen, indem sie, wo es irgend anging, billiges Material zur Verwendung brachten. Nach vier, fünf Jahren der Benutzung zeigt sich das, und sogar sehr; aber indessen sind schon ein paar Spekulanten an einem solchen Hause und seinesgleichen reich geworden, und damit ist ja ihr ursprünglicher Zweck erfüllt.

Nummer vierundvierzig war noch in seiner ersten, blendenden Periode, und Frau Kalström war als erste Mieterin in den zweiten Stock gezogen, als alles eben fertig geworden war; früher nannte man das: trocken wohnen. An mehreren Abenden der Woche schienen ihre sämtlichen Fenster in sanfter Helle durch die Stores und eleganten Behänge hindurch bis in die Nacht hinein, und Klavierspiel, Gesang und Stimmengewirr tönte auf die Straße; als Schriftstellerin, die mitten im Getriebe des Berliner litterarischen Lebens stand, als Redaktrice einer großen Frauenzeitung, mußte sie ein Haus machen, mußte Menschen sehen und mit allem, was die Woge der Gesellschaft nur irgend hochhob, Fühlung behalten.

Er sah das auch sehr wohl ein, ihr Freund, der sich jetzt, als die letzten Gäste gegangen waren, in einen der tiefen Sessel warf und ein Gähnen nicht unterdrücken konnte. Er blieb noch zu einem Plauderstündchen, das

war so hergebracht; in diesen auf freier geistiger Höhe stehenden Kreisen konnte man sich dergleichen Freiheiten gestatten, oder vielmehr, es mußte sie jeder wohl oder übel dem anderen lassen, weil er selber der weitgehendsten Nachsicht in dieser Beziehung bedurfte. Merkwürdig, wie lockernd die geistige Pose aller dieser bedeutenden Leute — denn bedeutend waren sie natürlich alle! — auf die Ehe zum Beispiel wirkte. Es kamen da die wunderlichsten Verschiebungen vor. Die reizende Frau Doktor Dorn, die zärtliche Gattin ihres geistreichen Mannes, war mit einem Mal, ehe man es sich recht versah, die Frau seines allerbesten Freundes! Gerade das enge Freundschaftsverhältnis zwischen Doktor Dorn und Max von Schlagintweit hatte die Frau Doktor und den letzteren einander so genähert, daß sie mit Notwendigkeit einsehen mußte, wie Schlagintweit eigentlich zum Gatten ihrer Seele bestimmt sei und nicht Dorn, was sie bisher irrtümlich gemeint hatte. Schlagintweit war hinter dieser Erkenntnis nicht zurückgeblieben, und so waren denn die beiden miteinander abgereist, während der durch sein Redaktionsgeschäft überarbeitete Dorn gerade einen sehr notwendigen Erholungsurlaub in einem Waldort verbrachte. Dort erreichte ihn die Nachricht und nötigte ihn, sofort in sein hüterloses Haus und zu den kleinen Kindern zurückzukehren, die die Frau ihm großmütigerweise gelassen hatte.

Dorn hatte die Erwartungen seiner Exgattin und seines Freundes von seiner geistigen Höhe gerechtfertigt; er hatte der Scheidung nichts in den Weg gelegt. Und so kam nach dreiviertel Jahren die schöne Frau mit dem pikanten Rotkopf als Frau von Schlagintweit zurück und wurde wenn möglich noch mehr als zuvor gefeiert. Warum auch nicht? Die Sache war ja so einfach gewesen, aber eben doch nur unter so hochstehenden Menschen möglich, wie auch die Freundschaft, welche die drei Personen immer noch verband! Diese freilich erfuhr später einen kleinen Riß: Dorn stand wohl doch nicht auf der vollen Höhe der einzigen Situation. Denn als seine frühere Frau ihm nahelegte, wie passend seine Redaktion für Schlagintweit sein würde, der ein seinen Fähigkeiten entsprechendes Terrain immer noch nicht gefunden hatte, da — versagte Dorn, das heißt, er räumte hier das Feld nicht, sondern hielt rücksichtslos seinen sehr einträglichen Posten fest, so daß also das liebenswürdige Übermenschentum hier einmal vergebens die nach allem greifenden Hände ausgestreckt hatte.

Frau Kalström war eine von denen gewesen, die das Ehepaar Schlagintweit nach seiner Rückkehr mit offenen Armen aufgenommen hatte, und das unter ausdrücklicher Betonung ihrer unveränderten Freundschaft für diesen guten Dorn! Solche Typen brauchte sie in ihrer Umgebung, um zu zeigen, wie hoch sie über der gewöhnlichen moralischen Beschränktheit stehe; sie war das ihrer führenden Stellung in der geistigen Bewegung der Hauptstadt schuldig. Gegen Moritz Edenkoven sprach sie sich so aus; er war der Vertraute aller ihrer Seelenregungen. Er kannte jetzt auch sogar die Wortfügungen so ziemlich alle, in denen sie zum Ausdruck kamen. Frau Kalström sprach stets schön, dialektfrei und mit Leichtigkeit und Schwung; es war ihr gegeben, selbst in größerer Gesellschaft das Gespräch zu beherrschen; ihre Art und Sprache hatte dann etwas Blendendes. Doktor Moritz, der doch als Privatdozent selber an das Reden vor Zuhörern gewöhnt war, hatte im Anfang der Bekanntschaft ihre Überlegenheit in diesem Stück wirklich bewundert.

Er bewunderte sie überhaupt, ihr ganzes sicheres Wesen, ihren interessanten Kopf auf der großen vollen Frauenfigur, ihre kühn einer excentrischen Mode folgenden Hängegewänder, kurz ihr Äußeres sowohl wie das übrige. Und als sie das gemerkt hatte, war über Lydia Kalström jener Taumel eines letzten Begehrens gekommen, und überglücklich war sie gewesen, als es ihr gelang, den hervorragenden jungen Mann aus dem Universitätskreise an sich heran und in ihr Haus zu ziehen.

Es war vor mehr als Jahresfrist gewesen. Und verschiedene Stadien hatte das Verhältnis naturgemäß seitdem schon durchlaufen. An diesem Abend stand sie, ehe sie in das Zimmer trat, in dem er saß, mehrere Minuten zwischen den Portieren der Thür und beobachtete ihn mit düster gespanntem Ausdruck. So sah er jetzt aus, da er auf das Alleinsein mit ihr wartete! Da — er

gähnte noch einmal ... ihr Herz zog sich zusammen. Sie war in ihrem Empfinden für ihn je länger, je leidenschaftlicher geworden; in absichtlicher Unbekümmertheit hatte sie sich dem voll hingegeben. Wie weit sie ihn hinreißen würde, das sollte ihr, so hatte sie sich gelobt, ganz gleichgültig sein! Und jetzt stand sie da, von ihm unbemerkt, in unerhörter Pein, bei einem Gedanken, der ihr da bei seinem gleichgültigen, gelangweilten Gesicht zum erstenmal kam. War er etwa schon fertig mit ihr, wo sie doch, das sagten ihr alle ihre wild schlagenden Adern und Pulse, eben erst angefangen hatte? Ja, was sollte denn da werden? Was sollte sie da mit sich anfangen? Ihr Herz stand fast still vor plötzlicher Angst; das war ja nicht auszudenken!

Moritz Edenkoven rückte jetzt auf seinem Sessel, ließ das übergeschlagene Bein herab und setzte sich gerade, um — die Hand in die Westentasche nach der Uhr gleiten zu lassen. Er sah nach der Uhr! Da kam es über sie, daß sie zwischen den Portieren hervorschoß, mit einer ganz eigentümlichen Bewegung, ein wenig geduckt und wie in einem Gleiten über den dicken Teppich kam, auf dem ihr buntseidenes weiches Teagown ihr nachschleifte, und dann, ihre langen vollen Arme um ihn legend, wirklich fast wie eine Falle über ihm zusammenschnappte. Er sah nichts mehr, denn sie hatte ihm Kopf und Augen an sich gedrückt; die übrigen Sinne nur empfanden: das Ohr das leise Knistern ihres Kleides unter dem Wogen ihrer Brust, der Geruchsinn den feinen Parfum, der allem, was sie trug und in Gebrauch hatte, anhaftete. Aber es wurde ihm zuletzt heiß und angst in dieser erstickenden Umarmung; er bekam buchstäblich keine Luft. Wie unvernünftig von ihr, ihn so lange so festzuhalten! Gedanken denken sich schnell, und so kam es ihm gerade noch zum Bewußtsein, daß diese gewaltthätige Umarmung noch nicht einmal so ganz Original sei: auf dem Theater sind solche jetzt an der Tagesordnung und wahrscheinlich ausdrücklich vorgeschrieben, nach dem Vorgange der Wagner-Opern mit ihren Scenen heißer Brunst, in denen der Dichterkomponist so und so viele Takte Begleitmusik für ein langes Umfangen ansetzt. Dann richtete sich Moritz Edenkoven mit einiger Gewalt empor und holte Luft. Er hatte jetzt gewissermaßen Oberwasser; er hatte den Kopf erhoben und frei, dagegen war ihr großes Haupt mit dem nach der Mode etwas wüsten Haar an seine Brust geglitten und hatte sich da angedrückt. „Ich suche nach deinem Herzschlag, Moritz," murmelte sie dabei wie klagend; „aber ich finde ihn nicht."

Vor dreiviertel Jahren waren ihm solche Scenen wie neue Lebensoffenbarungen gewesen. Jetzt — kannte er das alles. Damals hatte er dabei das fast berauschende Gefühl gehabt, als schlürfe er da Züge eines Trankes, der nur den Auserwählten des Schicksals an die Lippen gedrückt wird. Heute schmeckte ihm der Trank wie — nun, etwa wie nachgemachter Champagner; also wie die schwächere Ausgabe von etwas, das schon selber Produkt eines künstlichen Gärungsprozesses — auch schon nicht mehr Natur ist.

Zum Glück hatte er eine Form für seine gelinde Ablehnung ihres Allzuviel gefunden, die sie zwar reizte, aber doch nicht gerade kränken durfte: eine gewisse liebenswürdige Ironie. Als Frau von Geist durfte sie sich gegen diese schon nicht ganz unempfindlich zeigen. Er lächelte jetzt und legte die Hand auf ihr Haar. Sie hatte geklagt, sie könne seinen Herzschlag nicht finden. „Sollte da nicht," sagte er, seinen Mund nahe an ihr Ohr bringend, „ganz einfach nur die gestärkte Hemdbrust im Wege sein? Denn daß mein Herzmuskel ganz normal funktioniert, auch in diesem Augenblicke, daran brauchen wir wirklich nicht zu zweifeln."

Sie fuhr zwar in die Höhe und sah ihn ein paar Augenblicke bös und starr an über den Spott. Dann aber seufzte sie zärtlich und bettete ihren Kopf von neuem an seine Brust, so dicht, fest und schwer, daß sie ihm abermals ein wenig den Atem benahm. Denn Lydia hatte nun einmal physisch genommen etwas Nachdrückliches; ihrem Freunde fuhr es heute durch den Kopf, daß sie sich mit ihren Liebkosungen einem wirklich wie ein Alp auflegen konnte. Der Vergleich amüsierte ihn heimlich: schade, daß er nicht mitteilbar war, wenigstens nicht an Orten, wo er gewürdigt worden wäre. Von ihr zum Beispiel, wenn es sich um eine andere und nicht gerade um sie selber gehandelt hätte! „Grausam und herzlos sind die unter

euch, an die wir uns am liebsten verlieren"; so oder ähnlich hätte sie dann gesagt; aber bewundert hätte sie sein Über-der-Situation-Schweben, wie sie das nannte, doch.

Sie mußte sich nun aber endlich wieder einmal in die Höhe richten. Und nun sagte sie, sich zugleich in einen niedrigen Sessel schiebend: „Ja, der Herzmuskel arbeitet gewiß tadellos bei dir; so vorzüglich wie alle übrigen körperlichen Funktionen. Das seid ihr rücksichtslosen Kraftmenschen von heutzutage ja alle: gesund! Nichts Pathologisches an euch — Schlaf gut, Appetit desgleichen ... dafür wird gesorgt durch Bäder, Massage und was weiß ich. Du wirst gewiß ganz gesund schlafen in der Nacht nach dem Tage, an dem du ein Herz gebrochen haben wirst ... meines zum Beispiel ... Wie? was sagst du?"

In dem herausfordernden Scherzton war zuletzt ein seltsames Vibrieren gewesen, und Moritz sah überdies — ja, sah er denn wirklich richtig? — daß Lydias Augen mit einem Mal, bei den letzten Worten, einen verdächtigen Thränenglanz hatten. Thränen sind rührend bei der hilflosen Jugend, einer gewöhnlich selbstgewissen Frau stehen sie selten gut; sie geben da nur den peinlichen Eindruck des Unbeherrschten.

Ein lebhaftes Unbehagen stieg in Doktor Moritz auf. Aber jetzt nur nicht auch ernsthaft und feierlich werden, sonst mochte Gott wissen, wie die Scene heute abend endete!

„Lydia, dic, per omnes
Te deos oro ..."

parodierte er, sich vorbeugend, „Sie sprechen von Herzbrechen und lassen diese Katastrophe an einem bestimmten Tage vor sich gehen wie ein Eisenbahnunglück!" Er schüttelte beschaulich den Kopf. „In Ihrem Munde eine ganz merkwürdige, eine wirklich interessante Inkonsequenz!" Und mit einem heiteren, gemütsruhigen Lächeln: „Man weiß doch nie, wessen man sich von einer geistreichen Frau zu versehen hat!"

Ob Lydia wirklich Geist besaß oder nur die Routine ihres schöngeistigen Umgangs, darüber hätte sich streiten lassen. Eins aber war gewiß: sie war jetzt in einer heftigen Leidenschaft befangen, und die erhob sie zeitweilig beträchtlich über das Niveau, auf dem zum Beispiel ihre schriftstellerischen Leistungen sich hielten. Verliebte Leidenschaft schärft selbst den Intellekt, wenn sie ihn brauchen will — was bekanntlich nicht immer der Fall ist. Und so sagte Lydia jetzt, und sie sprach mit einem Mal mit langsamer Deutlichkeit: „Wie oft du jetzt bei mir die geistreiche Frau betonst, Moritz! Es ist auffällig. Die hast du jawohl ganz im Anfang auch in mir gesehen — wenigstens machtest du mir zuweilen schmeichelhafte Andeutungen in der Beziehung — dann aber trat das doch zurück, und ich glaube, das war ein gutes Zeichen für mich ... also von Herzbrechen soll ich nicht reden ... du hast recht, die Phrase ist veraltet ..."

„Wenigstens durchaus nicht fin de siècle, liebes Kind ... weder der Ausdruck, noch die Sache ..."

Ihre Augen bohrten sich einmal wieder in die seinen. „Die Sache auch nicht? Nun, ich weiß doch nicht ... Nein," fuhr sie dann auf, „ich muß dir recht geben. Passiver Schmerz bis zur Zerstörung des Lebensnerves — denn das ist doch damit gemeint — dem giebt sich ein mit Bewußtsein das Leben unserer Tage mitlebendes Weib nicht mehr hin. Sie leidet wohl ... ja, sie leidet" — damit drückte sie beide Hände gegen die Brust — „aber sie duldet nicht ... Verstehst du den Unterschied? Dulden heißt: widerstandslos leiden ... leiden ohne Rache!"

Bei den letzten Worten hatte sie die Stimme zu einer Art heiseren Bühnengeflüsters gesenkt, wenigstens fiel dem Doktor Moritz, so wie er heute nun einmal gestimmt war, sofort die Bühne dabei ein. Er ließ sich das aber nicht merken. Er nahm jetzt mit einem Mal Lydias Hand wie spielend an sich, eine große, aber sehr schön geformte und gepflegte Frauenhand, legte sie auf sein Knie und breitete sie da gewissermaßen aus, zur Betrachtung. Das mußte eine besänftigende Wirkung auf sie haben, obwohl er dabei schwieg. Sie ließ ihm die Hand; mit der anderen tippte sie nach einer Weile auf seine Brusttasche. Dort steckte sein Taschenbuch, das wußte sie. „Wieder einen Brief von der Kleinen bekommen?" fragte sie zugleich und dann, über ihn gebeugt, wieder ganz nahe, schmeichelnd: „Zeige ihn mir. Du weißt, ich bin Schriftstellerin: nihil humani und so weiter. Bitte, zeig mir den Brief."

Vielleicht gegen ihre Erwartung griff er ruhig in die Tasche und zog aus dem Taschenbuche ein Couvert, von einer noch etwas kindlichen Mädchenhand umständlich und gewissenhaft an ihn adressiert. Sie schoß ihm einen fast mißtrauischen Blick zu, und nun, da er so bereitwillig war, schien ihr mit einem Mal kaum noch etwas an dem Briefe zu liegen. Endlich griff sie aber doch nachlässig zu. Zwei vollgeschriebene Bogen kamen aus dem Umschlag: „Himmel — das mußt du alles lesen!“ rief sie.

„Pupillarische Angelegenheiten,“ sagte er lächelnd. „Ich bin Vormund der jungen Dame, wie Sie wissen.“

„Ja, diese Vormundschaft, mit der du erst lange hinter dem Berge gehalten hast ...“

„Hinter dem Berge gehalten?“ wiederholte er erstaunt. „Sie wußten doch von meiner Mutter Tod und welche Änderungen der mit sich brachte, Lydia?“

Daß er seine Freundin Sie und sie ihn trotzdem noch du nannte, war auch eine Eigentümlichkeit der gegenwärtigen Phase des Verhältnisses. Hatte er je du zu ihr gesagt? Sie wußte es kaum; aber er war ihr doch schon so nahe gerückt gewesen, daß sie ihm seitdem das du gab, als gehöre er zu ihr wie ein Stück ihres Besitzes.

Die Veränderungen, die der Tod der Geheimrätin Edenkoven mit sich gebracht hatte — ganz recht! Moritz war damals zurückgekommen zu ihr, seiner Freundin, und zu ihren lebhaften schwirrenden Abenden, wie zuvor. Hielt er sich in dem Schwarm etwas ernst und ruhig, so war das nach dem Todesfalle sehr berechtigt. Lydia und ihr Kreis hatten auch damals gerade einen ganz frischen jungen Bühnendichter anzubeten gehabt, der auf zwei französische Sätze schwur und nach ihrem einfachen Rezept Dramen braute: Ce n'est que le terrible qui fait effet und il n'y a que le laid, qui est beau, und allen diesen Hochbedeutenden damit als der wahre neue Heiland erschien. Als aber dieser Dramatiker die Enttäuschung erlebte, daß die Polizei sein in einem Maschinenraume, einer Kellerwohnung und einer Leichenhalle spielendes Drama nicht verbot, als die Aufführung auch nicht brachte, was man davon erwartet hatte, da eignete sich der grollende Dichter nicht mehr so recht zum Mittelpunkte jener Gesellschaft, und Lydia gewann wieder Zeit für ihren alten Freund. Sie hatte ihn nicht eigentlich vernachlässigt, gewiß nicht, aber unter dem Vorwande, ihn den ernsteren Empfindungen nach jenem Todesfalle ungestört zu überlassen, hatte sie die Stimmung, in der sie ihn glauben konnte, gemieden. Die paßte ihr nicht: die Herzenstrauer um Verstorbene steht nicht auf dem Programm des Übermenschentums mit seinem ôte-toi que je m'y mette — welchen Spruch übrigens merkwürdigerweise die Menschheit schon lange vor den allerneuesten Offenbarungen des kräftigen Egoismus gekannt zu haben scheint.

Und von da an hatte sie allmählich etwas wie eine Veränderung in ihm wahrnehmen müssen. Oder hatte die vielmehr in ihr selber gelegen? Sie merkte, wie dies Begehren nach dem Einen Macht in ihr gewonnen hatte, und da mußte gegen den hochflutenden Strom ihrer Empfindung die seine bald wie ein seichter Bach erscheinen. Und jetzt fing sie erst an zu beachten, was er, wenn sie bisher halb zerstreut gefragt hatte, von seiner Heimatstadt erzählte.

Seine Mutter hatte in früheren Jahren ein Kind zu sich genommen, ein dürftiges Waisenmädchen, in einer großmütigen Laune, und es dann aus Bequemlichkeit und Gewohnheit neben sich aufwachsen lassen. Also so etwas wie eine untergeordnete Verwandte des glänzenden jungen Universitätsgelehrten, die nun irgendwo in bescheidener Stellung untergebracht werden mußte.

Mit einem eigentümlichen halben Lächeln hatte Moritz zugehört, als die lebhafte Frau ihm zuerst über diese Unterbringung hatte guten Rat geben wollen. Er hatte nicht viel gesagt, bei nächster Gelegenheit aber ein Kärtchen aus der Tasche gezogen, eine Photographie Magdalenes in dem schwarzen Hute, in dem sie damals mit ihm den Spaziergang nach der Albertina gemacht hatte. Auf seine Veranstaltung hatte sie sich so photographieren lassen; er war sogar mit ihr zu dem Photographen gegangen und war bei dem Arrangement der Stellung und so weiter mit seinem Rat zur Hilfe gewesen.

Und seitdem Lydia Kalström dies Bild gesehen hatte, war die Ruhelosigkeit über sie gekommen. So unvernünftig der Gedanke

war, aber es war ihr manchmal, als habe Moritz das schöne Mädchen, die Vormundschaft und das alles erst jetzt erfunden, um sie zu quälen. Sie hatte ihm das auch schon geradezu gesagt und sagte jetzt etwas Ähnliches, und darauf hatte er dann immer dasselbe nachsichtige Lächeln. Mit dem Briefe Magdalenes in der Hand wollte sie die ganze Magdalene als eine Fiktion bezeichnen.

Der Brief fiel ihr übrigens jetzt erst wieder ein, und sie begann zu lesen; ein gewisser gespannter Ausdruck um die Augen ließ die vielen feinen Fältchen dort, ohne die man nun einmal nicht in die höheren Dreißig hineinkommt, deutlich hervortreten, deutlich wenigstens für Moritz Edenkoven, der durch seinen Kneifer sehr gut sah und gegenwärtig durch nichts an ruhiger Beobachtung gehindert wurde.

Frau Kalström hatte erst wie widerwillig gelesen, dies harmlose, alberne Zeug, das so ein unreifes Ding schrieb — dann wurde sie aufmerksamer. Es war der Brief, in dem Magdalene den abendlichen Ausgang mit der Kervo und das Zusammentreffen mit Herrn Alexandroff ihrem Bruder gebeichtet hatte. Frau Kalström las die beiden Briefbogen durch, faltete sie dann zusammen und steckte sie wieder in ihr Couvert. Und dieses reichte sie dem Doktor Moritz ohne ein Wort.

Er hätte sich beinahe geärgert. Sie zwang also ihn, sich zuerst zu äußern. Denn sich hier in maulendem Schweigen gegenüberzusitzen und abzuwarten, wer es am längsten damit aushielt, das wäre doch kindisch und lächerlich gewesen. Zunächst legte er den Brief mit einer gewissen absichtlichen Sorgfalt wieder in seine Brieftasche und steckte diese ein. Dann bemerkte er: „Lieber wäre es mir, wenn diese Frau Riedinger keine russischen Kostgänger führte. Magdalene ist zwar, wie ich glaube, ein ungemein zuverlässiger Charakter, aber immerhin vermöge ihrer Jugend und Unerfahrenheit noch bestimmbar ...“

Jetzt endlich sprach Lydia in schroffem Tone: „Eigentlich doch enorm, daß dir diese abgeschmackte Verantwortlichkeit aufgebürdet wird. Deine liebe gute verstorbene Frau Mutter war natürlich, wie so viele liebe gute Frauen, ihr Leben lang und auch noch in ihrem Tode eine Egoistin vom reinsten Wasser.“

Das hätte ihm nun wieder beinahe imponiert, daß sie so den Nagel auf den Kopf traf. Derartige Rücksichtslosigkeiten, weit davon entfernt, ihn zu verletzen, schmeichelten vielmehr seiner Eitelkeit. Diese gefiel sich darin, in einem Verhältnis zu stehen, in dem man einander solche Dinge sagte, gegen die weichlichen Halbwahrheiten von früher. In der grellen Sonne der Moderne erst reifen diese hartumschriebenen und auch nicht gerade süßen Früchte, die aber dem Gaumen der unter dieser Sonne Wandelnden doch zusagen.

Jetzt bemerkte er mit ruhigem Gesicht: „Ich gebe zu, daß das Sterben in der That ein Akt des Egoismus ist, insofern als die Bequemlichkeit der anderen dabei weniger als bei irgend einer anderen Äußerung der Individualität zu Rate gezogen zu werden pflegt. Es ist noch eine gewaltige Bethätigung der Selbstheit. Freilich auch die letzte,“ fügte er mit leiserer Stimme hinzu.

„Die letzte,“ wiederholte sie ebenso; etwas in den Worten schien sie zu frappieren. Da sie wieder in Schweigen versank, stand er auf, beugte sich über sie und legte seine Hand auf die ihre. „Sie sind abgespannt, Lydia,“ sagte er, wie in freundlicher Fürsorge. „Sie müssen jetzt Ruhe haben.“

„Das heißt, du willst fort? Es ist auch wohl spät. Gute Nacht ...“

Das alles in dem gewissen verhaltenen, düsteren Ton. Es schwebte ihm auf der Zunge zu sagen: gerade als führten wir eine Scene aus einem Sardouschen Drama auf, aber er verschluckte die Bemerkung, einfach weil er das Zusammensein jetzt nicht mehr verlängern wollte. Sie sah ihn mit emporgewandtem Gesicht, mit ihren heißen, beinahe drohenden Augen an — so lange, bis er sich noch tiefer niederbeugte. Bei dem Kusse, den sie nun mehr nahm als empfing, saugte sie sich an seinen Lippen fest, als ob sie ihn nicht lassen wollte — vielleicht in dem Gefühl, das sie jetzt oft hatte, als könnte es der letzte sein. Und mit grausamer Deutlichkeit empfand sie zugleich: ihm wäre es vielleicht gerade recht ...

Als er fort war und auch die Thür des Vorplatzes der Wohnung sich hinter ihm

geschlossen hatte, sprang Lydia hastig auf und suchte auf ihrem Schreibtisch nach einem Blatt Papier, auf das sie im Stehen ein paar Worte schrieb, um es dann sorgfältig zu verwahren. In ihrer kühnen Steilschrift hatte sie rasch, ehe sie ihrer etwa nicht mehr sicher wäre, die Namen Kervo und Alexandroff hingeworfen und vorsichtshalber auch noch ein „Pension Riedinger" hinzugefügt.

VI.

Vor der Konservatoriumsprüfung, in der Magdalene zum erstenmal öffentlich singen sollte, war niemand in größerer Aufregung als Grete Riedinger. Das Kind lebte und webte in dem Gedanken: ihr war, als müsse das einen Wendepunkt geben, wenn so viele Leute — ein großer Teil des kunstverständigen Publikums in Dresden — Magdalene Wienandt erst einmal gesehen und gehört hätten! Daß dann alles noch so ruhig und harmlos weitergehen würde wie vorher, konnte sie sich gar nicht vorstellen.

Ihre Mutter hatte von diesen stürmischen Erwartungen keine Ahnung; das Kind verschloß sie in sich. Im Hause hörte man ja auch weiter nichts als Magdalenes Übungen, und die ließen noch nicht vermuten, was alles in der schlanken Kehle steckte. Aber ihr, der Grete, allein hatte Magdalene ein-, zweimal vorgesungen, wenn zufällig alles aus dem Hause war, die Mutter, Otto und die Pensionäre, und das Kind war von dem schlichten Pathos dieser Altstimme geradezu überwältigt worden, war fast „zerflossen in Wehmut und in Lust" und konnte nicht anders glauben, als daß das allen Menschen so gehen müsse und daß so etwas wie Magdalenes Singen und ihre Erscheinung dabei noch gar nicht dagewesen wäre.

Daß der Referent der Musikzeitung, in der die Schüleraufführungen des Konservatoriums fachmännisch besprochen wurden, von irgend etwas auch nur annähernd denselben Eindruck erhalten würde wie Grete Riedinger, war freilich nicht anzunehmen und diesem ältlichen Herrn auch wirklich nicht zuzumuten. Bei der Beurteilung von solchen Schülerleistungen ist überdies besondere Vorsicht geboten, weil man gar nicht gleich weiß, wieviel an den jugendlichen Künstlern etwa originell und was lediglich auf Rechnung des Nachahmungstriebes und der Schule zu setzen ist. Man darf sie zudem durch Lob nicht selbstgenügsam und träge machen und ihnen etwa einbilden, ihre frischere Stimme hätte etwas vor der vieljährig erprobten der Lehrerin voraus. Und dann ist Enthusiasmus die Sache eines Recensenten überhaupt nicht.

So ließen denn die zwei farblosen Sätzchen seines Zeitungsartikels, die Fräulein Magdalene Wienandt und ihren Vortrag einer Ballade und eines kurzen Liedes betrafen, von etwas Besonderem bei dieser Programmnummer der Prüfung durchaus nichts merken, wenigstens nicht für Uneingeweihte. Viel war es aber schon von diesem Referenten, daß die „Ausgeglichenheit der umfangreichen Skala" dieser Schülerin bei ihm Anerkennung fand.

So weit war man aber noch nicht; dieser kalte Wasserguß in die Glut ihrer Begeisterung — der die Glut übrigens keineswegs erstickte, im Gegenteil — stand der armen Grete für den Tag nach dem Prüfungsabend noch bevor. Der Abend selber in dem dichtgefüllten Saale, in dem sie, ihre kleine Persönlichkeit ganz vergessend, zwischen lichten Toiletten eingeklemmt saß, war zitternde Seligkeit für sie gewesen, und zwar überwog in der Zeit vor Magdalenes Auftreten das Zittern, während desselben und nachher aber die Seligkeit.

Und war nicht auch der Beifall des übrigen Publikums, nachdem die ergreifende Stimme verklungen war, spontan, allgemein und so laut, wie man nur wünschen konnte? Gretelchen merkte mit einem Mal, daß sie ja gar nicht klatschte wie die anderen; sie hatte ganz in sich versunken und still verzückt dagesessen. Jetzt holte sie nach und schlug wieder und wieder die Hände zusammen, um dann mit einem Mal erschrocken innezuhalten, da der Applaus des Saales sich inzwischen erschöpft hatte und sie nur noch allein klatschte.

Was jetzt auf dem Podium noch vor sich ging, war ihr gleichgültig oder kümmerte sie nur insofern, als sie mißgünstig die noch auftretenden Elevinnen darauf ansah, ob sie sich nur im entferntesten mit Magdalene messen könnten. Ihrer Meinung nach ver-

mochte das keine, und wenn ihnen am Schlusse ebenfalls geklatscht wurde, laut und lange, so regte sich zuletzt in Gretes kindischem Herzen ein peinliches Gefühl, etwa als ob es mit dem Werte dieser Beifallsäußerungen nicht so gar entscheidend bestellt sein möchte.

Nach dem Schlusse zu aber hatte sie nur noch eine Angelegenheit: durch das Gedränge, das dann entstehen würde, hindurch und zur rechten Zeit in den Nebensaal zu gelangen, in dem Magdalene sich mit den übrigen Vortragenden aufhielt. Irgendwie mußte sie dann da, und wenn auch nur Magdalene ins Ohr, ihrer Begeisterung Luft machen.

In dem Alter von Grete Riedinger, die kaum dreizehnjährig war, hat man noch selbstlose Phantasien, in denen ein anderes weibliches Wesen den Mittelpunkt bilden kann. Das Kind spann kühne Träume, und in ihnen zog Magdalene Wienandt ein glänzendes Los, an der Seite irgend eines Herrlichsten von allen natürlich. Jetzt, in ihrer erhöhten Stimmung, drängte sie hastig vor durch die Menge, die sich gleichzeitig von den Sitzen erhoben hatte, blieb mit dem Zopfe an dem Schulterbesatz einer Dame hängen und riß sich los, trat einer anderen aufs Kleid, stieß sich die Knie an den Stuhlsitzen zu Schanden und achtete es nicht und gelangte so endlich in die Thür zum Nebensaale, um hier zu stocken, etwa als wäre der Blitz vor ihr niedergeschlagen. Ihr Traum war Wahrheit geworden; da stand Magdalene, strahlend wie ein dunkler Edelstein in dem schwarzen Kleide von durchsichtigem Stoffe, mit bloßer Kehle und bloßen Armen, und neben ihr stand ein hoher Mann, der ihr eben in die Augen sah wie — nun, wie nur der eine der einen in die Augen sehen kann, nach Gretes Meinung, eine schöne, vornehme Männergestalt, und nun reichte er Magdalene freundlich lächelnd und zugleich verbindlich den Arm, um sie hinaus zu den Garderoben zu führen.

Nun war Gretchen überflüssig, aber sie trauerte deshalb nicht. Da eben zwischen den beiden ging gewiß etwas Köstliches vor. Sie hatte den Herrn nun auch längst erkannt als den Doktor Edenkoven, der Fräulein Wienandt, seine Pflegeschwester, damals bei der Mutter angemeldet hatte. Pflegebruder und Pflegeschwester — also nicht wirkliche Geschwister; eigentlich gar nicht miteinander verwandt. Alle die Möglichkeiten, die im Schoße dieser Thatsache ruhten, waren bei dem Anblick eben für Gretes Bewußtsein erst lebendig geworden; sie wunderte sich, daß sie bisher an dergleichen nicht gedacht hatte.

Jetzt begab sie sich zurück in das gleichgültige Gewühl der übrigen Konzertbesucher, die an den Garderoben der Verteilung ihrer dort aufbewahrten Hüllen warteten, ließ sich zehnmal zurückdrängen und bekam endlich ganz spät ihr einfaches Jäckchen und ihre kleine rosa Kapuze und machte sich auf den Heimweg, unbekümmert darum, daß sie nun allein gehen mußte. Es war vielmehr ihre einzige Sorge, von Magdalene nicht etwa noch bemerkt zu werden, weil sie dann sehr gegen ihren Willen jenes Selbander gestört hätte. Einmal schrak sie ordentlich zusammen und blieb stehen; nicht gar weit vor ihr, aber auf der anderen Seite der Straße, schritten ein Herr im langen, geraden, hellen Überzieher und eine dunkle Dame. Er führte sie, und wie langsam sie gingen! Das Tempo giebt aber doch der Herr an, und diesem, dem Doktor Edenkoven, war es augenscheinlich darum zu thun, aus den zehn Minuten Rückweg beträchtlich mehr zu machen. Das konnte sogar die dreizehnjährige Grete begreifen.

So hinter ihnen bleiben konnte sie nicht, und an ihnen vorüber, selbst auf der anderen Straßenseite, wollte sie nicht; sie schlug also die nächste Querstraße ein und gelangte auf einem anderen Wege nach Hause.

Magdalene hatte vorhin schon in einer der vorderen Reihen Moritz bemerkt, ehe sie ihr zweites Lied begann. Da war aber das Befremdliche, ihn unerwartet hier zu sehen, von der erregten gehobenen Stimmung jener Augenblicke auf dem Podium verschlungen worden. Sie war seinem Auge begegnet mit einem ernsten, fast feierlichen Gruße und hatte ihn dann inbegriffen in jenen großen, etwas leeren Blick heimlicher Aufregung, mit dem der Neuling im Konzertsaal das Publikum ansieht, ohne nun noch die einzelnen zu unterscheiden. Auf ihr Singen hatte die Entdeckung, er sei da, keinen Einfluß gehabt. Der Kaiser und alle

übrigen Potentaten würden jetzt für sie ebenso wie Moritz in der Menge, über welche das Podium sie erhöhte, verschwunden sein. Sie sang zum erstenmal in einem großen hellen Saale öffentlich, und das vielköpfige Publikum da unten, das Augen und Ohren jetzt ihr und nur ihr allein zuwandte, war ihr wie ein mächtiges Individuum, und ein elektrischer Strom der Kraft flutete von ihm herüber bis an ihre Seele. Sie war über sich selbst hinausgehoben; und im Vollbesitz all ihres Könnens und Vermögens, mochte das nun viel oder wenig sein, nicht befangen, eher in einem heiteren geistigen Rausche, ließ sie ihr Empfinden in die vorgeschriebenen Töne ausströmen.

Nun war sie vom Podium hinweg und im Nebenraume endgültig verschwunden, aus dem der warme Applaus sie erst noch einmal hervorgerufen hatte, wo sie sich dann mit einem anmutigen, halb erstaunten und leicht verwirrten Lächeln dankend verneigt hatte. Doktor Edenkoven aber saß da in wohliger Erregung. Köstliche Empfindung! Er hatte sie lange nicht so gehabt. Auf das liebe, schöne junge Geschöpf da hatte von all den Hunderten hier im Saale er allein ein Anrecht. Er saß da in der Sicherheit des Besitzes. Die köstliche Vertraulichkeit einer Art Verwandtschaft und dessen, was doch in diesem Falle weit besser war als eine solche, kam ihm allein zu.

Die schöne Stimme war auch wahrhaftig keine üble Zugabe. Moritz war in der Musik gerade kein Kenner, aber sein Ohr war doch durch vieles Hören des Besten geübt, und er war jetzt in hohem Grade frappiert durch Magdalenes Vortrag. Er horchte übrigens jetzt auch ein wenig nach rechts und links auf die Nachbarn; das waren aber Einheimische, denen es besonders auf ihr Konservatorium ankam, und so hörte er denn von der einen Seite als Ausdruck der Genugthuung nur ein triumphierendes: „Das war eine Schülerin der Daniela!“ Und als jemand vorsichtig meinte: „Eine recht schöne Stimme,“ hieß es von jener ersten wieder abschließend: „Die Daniela macht aus allen Stimmen etwas!“

„Hübsches Mädchen; wie heißt sie?“ kam es indessen von einem alten Herrn nahebei, und Doktor Edenkoven bewegte sich nervös, als jener das Augenglas zurechtrückte und mit dem Programm raschelte. „Aus der kann etwas werden ... will sie denn zur Bühne? Die Figur hätte sie.“ Verwundert blickte der Sprecher auf, als ein eleganter junger Mann in der Reihe vor ihm sich hier herumdrehte und ein paar funkelnde Kneifergläser strafend auf ihn richtete. Moritz Edenkoven aber kam an der harmlos verdutzten Miene des anderen zum Bewußtsein, senkte nun ebenfalls den Kopf über das Programm und sah so unbeteiligt aus wie vorher. Am Schluß jedoch war er gleich mit ein paar großen Schritten in dem Nebensaal, zu welchem zu gelangen die arme Grete so viel Mühe haben sollte, und dann hatte er schon mit brüderlicher Vertraulichkeit die Hand leicht um den Oberarm Magdalenes gelegt, die da stand und ihm den Rücken zudrehte und sich nun bei der Berührung umwandte.

„Guten Abend,“ sagte er halblaut und suchte lächelnd ihre Augen und Hände.

„O, Moritz, du —“ Auch sie sah ihn hell an. „Du hast mich gehört ... ich sah dich sitzen ...“ Und nun blickte sie ihm fragend nach den Augen: „Warst du zufrieden?“

Nichts im Kopf außer ihrer Musik, das war offenbar! Aber das that nichts: diese Unbefangenheit war für jetzt ein Reiz mehr ... „Ich war überrascht,“ sagte er. „Ich hatte dich ja nie zuvor gehört! Wahrhaftig — das hatte ich nicht erwartet!“

In ihren Augen leuchtete es auf wie Glück. „Ja, ich glaube, ich mache hier Fortschritte,“ sagte sie mit einem tiefen Atemzuge. „Aber wie ist denn das nur ... bist du auf der Durchreise? Wie kommst du gerade heute hierher, Moritz?“

„Nun, sehr einfach. Du hattest mir neulich das Programm eurer Prüfungen geschickt, da habe ich mir das Kursbuch geholt und die Züge studiert, und heute mittag habe ich mir ein Retourbillet gelöst und bin hierher gefahren. Morgen habe ich, wie es sich trifft, kein Kolleg zu lesen; übermorgen muß ich freilich wieder an Ort und Stelle sein.“

Magdalene wagte, das sah er deutlich, den Zusammenhang nicht gleich zu begreifen. „Von Berlin hierher ... extra, um — um mich zu hören! Nein, Moritz ... wirklich?“

Er nickte lächelnd, dicht vor ihr stehend. „O —“ machte sie nur, wie überwältigt, und dann nach einer Pause: „Wie gut von dir!“

Dankbarkeit, Zutrauen und Ergebenheit so aus diesen schönen, sanften, dunklen Augen strahlen zu sehen, das war wahrhaftig schon allein die drei Stunden D-Zug wert. Aber jetzt und hier mußten sie abbrechen. Magdalene freilich kümmerte sich um ihre Umgebung gar nicht, Moritz dagegen hatte schon von den Herren und Damen, die eben hier ihre Geigen und Cellos in die Futterale legten und ihre Noten zusammenpackten, neugierige Blicke herüberfliegen sehen. Übrigens kam auch jetzt einer, nachdem er sein Violoncell sorgfältig verstaut hatte, auf sie zu, ein junger schmächtiger Mensch mit langem Haar, und reichte Magdalene kameradschaftlich die Hand. „Noch einmal meinen Glückwunsch!“ sagte er dabei. „Sehen Sie, ich habe recht behalten: von Tremolo keine Rede.“

Das kam gutmütig formlos heraus, ohne die geringste Rücksichtnahme auf den fremden Herrn, der daneben stand. Moritz Edenkoven, der elegante Privatdozent, nicht vertraut mit der Art des Verkehrs der Konservatoriumsschüler untereinander, zog die Augenbrauen in die Höhe und machte ein merkwürdiges Gesicht, auf das Magdalene, da der junge Cellist immer noch stehen blieb, mit einem Mal aufmerksam wurde. Sie geriet in Verlegenheit. In einem solchen Falle stellte man jawohl vor. Moritz wenigstens schien das zu erwarten, während irgend ein Gedanke an gesellschaftliche Formalitäten die Musikerseele des jungen Geigers wohl nie getrübt haben mochte. Magdalene begann: „Darf ich die Herren miteinander bekannt machen? Herr Paul Gronky“ — das war der Geiger, der sich darauf mit einem Ruck wie ein zuklappendes Taschenmesser in der Mitte umbog — und nun: „mein —“ und dann stockte sie, um in augenscheinlicher Verwirrung fortzufahren: „Herr Doktor Edenkoven.“

So wenig aufmerksam Herr Paul Gronky war, so hatte ihm doch an dieser Vorstellung einiges auffallen müssen. Und er konnte natürlich nicht wissen, warum Magdalene mitten im Satze stecken geblieben war. „Mein —“ was? Was hatte da folgen sollen? In Wahrheit hatte Magdalene sagen wollen: mein Bruder, worauf dann aber der Name Edenkoven, da sie doch Wienandt hieß, eine Art Rätsel aufgegeben hätte, was ihr in eben dem Augenblick zum Bewußtsein kam. So hatte sie sich auf die Nennung des Namens beschränkt, und Gronky erzählte von da an die Sache öfter, ohne weitere böse Absicht, aber als eine Art Witz: er hielt den eleganten jungen Doktor für eine Art Bräutigam, wie er sich ausdrückte, der jugendlichen Konservatoristin und sagte das auch.

Moritz hatte sich förmlich vor ihm verneigt, die Lippen gegen den künftigen Virtuosen zu öffnen sich aber nicht herbeigelassen; er konnte manchmal beredt im Schweigen sein trotz einem Diplomaten. Und nun sagte er ruhig und freundlich, aber als standen sie allein: „Kann ich dir deine Sachen aus der Garderobe besorgen, Magdalene?“

„Nein, ich komme mit,“ erwiderte sie hastig, nickte dem Geiger zum Abschied zu und streckte ihm auch die Hand hin. „Gute Nacht —“

„Eigentümliches Exemplar,“ meinte Moritz, als er mit ihr am Arm nach dem Garderoberaum schritt.

„Der Gronky? O, er ist aber ein so guter Kerl!“ rief sie. Wieder schwieg Doktor Moritz, denn geradezu fragen, wie denn „der Gronky“ sich Magdalene gegenüber als guter Kerl ausweise, mochte er nicht. Wie bequem ist das doch, so für sich sorgen lassen, dachte Magdalene. Sie stand seitwärts, außerhalb des Gedränges, und die hohe Gestalt ihres Bruders, über die meisten anderen Schultern und Köpfe hervorragend, wußte sich da vorn dergestalt geltend zu machen, daß er schon sehr bald mit ihren Hüllen über dem Arm wieder zu ihr treten konnte. Sorgsam legte er ihr den Abendmantel um die Schultern und stand dann mit dem schwarzen, golddurchwirkten Seidenshawl wartend da. „Das gehört wohl um den Kopf?“ fragte er lächelnd und verwandte kein Auge von ihr, während sie den Mantel unter dem runden Kinn zuhatte.

„Ja; ich danke dir vielmals.“ Wäre sie nicht so harmlos gewesen, wie hätte diese stete Aufmerksamkeit auf alle ihre Bewegun-

gen ihr schmeicheln müssen. Lydia Kalström — ja, die hätte dies besser zu würdigen und auszukosten gewußt! Magdalene geriet sogar in eine etwas ängstliche Hast, um ihren gefälligen Begleiter nicht zu lange aufzuhalten. Wie reizend das nun wieder war, die Kopflinie unter dem Shawl, aus dem hinten der Haarknoten frei heraustrat und vorn das Stirnhaar sich so lieb hervorlockte, alles kunstlos und doch mit einem natürlichen feinen Sinn für Anmut arrangiert! Moritz begriff eigentlich nicht, daß er sich nicht schon damals in Dietersburg bis über die Ohren in dies Geschöpf verliebt hatte.

Nun, vielleicht hatte er's sogar gethan, ohne es recht zu wissen. Und daher denn wohl die starke Abkühlung gegen Frau Lydia Kalström, die er sich aber freilich auch ohnedies schon ganz natürlich erklärt hatte. In einem solchen gespannten Gefühle für eine alternde Frau, das überhaupt nur ein gewisses Leben gewonnen hatte, weil sie unablässig schürte, blieb man doch nicht Jahr und Tag.

Magdalene war noch nicht halb so alt wie Frau Kalström. Während er diese siebzehnjährige, erblühende, herrliche Jugend am Arm führte, philosophierte Doktor Moritz im stillen darüber, wie doch der Zeitraum, währenddessen das Leben des Weibes nach dem Manne hinüber gewissermaßen seine offene Seite habe, gar nicht so kurz sei.

Sie durchschritten eben die hell erleuchtete Ausgangshalle des Gebäudes, noch immer im Strom des übrigen Publikums, und nun fragte Moritz etwas befremdet: „Suchst du jemanden, Magdalene?“ Denn sie hatte ein paarmal den schlanken Hals hin und her gereckt.

„Ja — ich schaue mich nach Grete Riedinger um,“ sagte sie etwas unsicher. „Ich weiß, daß sie hier war — sie hatte darauf gerechnet, mit mir nach Hause zu gehen.“

Etwas ernüchtert meinte Moritz: „Sollen wir umkehren und die junge Dame oben suchen.“

Magdalene lächelte ein wenig, während sie sich umwendete und die Treppe von oben ins Auge faßte, auf der aber jetzt offenbar die letzten Nachzügler herabkamen. „Eine junge Dame ist sie noch gar nicht; sie ist noch nicht konfirmiert. Es thut mir leid, daß sie nun allein gehen muß ... aber sie scheint wirklich fort zu sein ...“

Moritz hoffte das in seinem Herzen auch, mit einer Heftigkeit, über die er sich selber wunderte. „Nun, es wird ihr unterwegs schon nichts passieren,“ tröstete er, „die Straßen sind ja noch so belebt.“

Warum er nur so lebhaft wünschte, Magdalene jetzt auf dem Heimwege für sich zu haben? Was sie nun sprachen, war wohl ein intimes, vertrauliches Geplauder, aber doch nichts von besonderer Wichtigkeit. Allerdings fragte er, wie sie mit ihrer Pension bei Frau Riedinger zufrieden sei, was man in Gretchens Gegenwart nicht gekonnt hätte. Magdalene hatte nichts zu klagen. Sie befand sich ganz wohl im Hause — Frau Riedinger war gewiß eine gute Frau. Und Gretchen — Magdalene war scheu in Worten, um auszudrücken, wie sehr sie dieses Kind, das vor so manche von ihr wohl geahnte Lücke des Hauswesens trat, liebte und bewunderte.

Dem Doktor Moritz war das, was gesprochen wurde, so wichtig nicht; ihm behagte nur die Thatsache von Magdalenes zutraulichem Bericht an sich. Er fragte nach allen Hausgenossen und amüsierte sich über die Beschreibung der Pensionäre. „Und wie steht's mit deiner russischen Allianz?“ fragte er auch leichthin. „Du verkehrst mit dieser Kervo, natürlich?“

„Wir gehen zuweilen zusammen spazieren,“ sagte Magdalene ohne Zögern. „Viel Zeit habe ich aber nicht dafür. Einmal bin ich auch mit zum Gottesdienst in der russischen Kirche gewesen, die wollte sie mir zeigen.“

„So? Kirchenbesucherinnen pflegen die russischen Damen mit den vorgeschrittenen Ansichten, wie du mir diese geschildert hast, sonst gerade nicht zu sein.“

„Sie geht auch sonst nie hin,“ gab Magdalene zu. „Sie und Alexandroff glauben ja an gar nichts; es ist schrecklich.“

Schmiegte sie sich unwillkürlich ein wenig, ein ganz klein wenig dichter an ihn oder preßte er ihren Arm leise an sich bei diesem ihrem naiven Ausdruck eines inneren Bedürfens? „Ich sollte dir vielleicht als älterer Bruder und Vormund sagen: sei vorsichtig in dieser wohl unvermeidlichen Berührung mit dem russischen Element,“ meinte

er. „Aber ich glaube, dir schadet es nichts. Du bist so wahrhaft weiblich — du läufst so leicht keine Gefahr, nihilistisch angehaucht zu werden.“

Ein so ausdrückliches Lob erteilte er ihr! Magdalene, ungesehen unter ihrem Shawl und im Schatten des Abends, errötete vor Freude über diese Billigung. Ein Gefühl der Sicherheit und Wärme wie noch keinmal seit dem Tode der Pflegemutter durchströmte sie, während sie beide wie auf Verabredung wieder noch etwas langsamer gingen. „Übrigens — da fällt mir ein,“ begann Moritz wieder, „es war damals, als ich dich anmeldete, noch ein Sohn vorhanden, ein rotbäckiges Individuum mit einem bunten Shlips — von dem erzählst du mir ja gar nicht.“

Mit einer unnachahmlichen Gleichgültigkeit und gerade einem Schatten von Geringschätzung im Tone hatte Moritz gesprochen. Magdalene sollte sich später daran erinnern — jetzt entgegnete sie harmlos: „Du meinst den Ältesten, Fritz — der ist ja doch in Deutschafrika! Ich habe ihn nie gesehen; er war abgereist kurz zuvor, ehe ich kam.“

Grete hing sehr an diesem ältesten Bruder und hatte dem Fräulein Wienandt dann und wann von ihm erzählt. Was sie nicht erzählte, war, daß Magdalene ein stehendes Kapitel in ihren Briefen an Fritz bildete, und daß die Photographie von Fräulein Wienandt, das hold beschattete, süße Gesicht mit den lieben dunklen Augen unter dem großen Hute, eine Gesellschaft für Fritz Riedinger in seinem Blockhaus in Tanki war; Grete hatte ihm das Bildchen, das sie sich von Magdalene erbeten hatte, heimlich hingeschickt, als beste Ergänzung ihrer Beschreibungen.

Man mag noch so langsam gehen, ein Weg von einer knappen Viertelstunde nimmt doch zuletzt ein Ende. Als Moritz vor dem Riedingerschen Hause stehen blieb, wie wenn er Abschied nehmen wollte, fragte Magdalene erstaunt: „Willst du denn nicht mit hinaufgehen?“

„Jetzt, um halb elf Uhr abends? Das scheint mir für einen Antrittsbesuch nicht recht die Zeit ...“

„Ja so — sonst: mit zu Abend essen könntest du schon, ohne angemeldet zu sein. Das geht bei uns ganz gut, wo immer so viele am Tische sitzen.“

Sie überlegte, er aber auch. Daß die Sache etwas Formloses haben würde, empfand Magdalene wohl. Doktor Edenkoven dagegen mit seiner sehr regen Aufmerksamkeit auf die Art, wie sich das, was er that, in der Auffassung anderer spiegeln würde, mochte auch nicht ohne weiteres hier vor der Thür fortgehen. Frau Riedinger vertrat bis zu einem gewissen Grade jetzt Mutterstelle an Magdalene. Sah er sie heute nicht mehr, so gewann dieses Zusammentreffen mit dem jungen Mädchen und der Nachhauseweg wahrhaftig fast den Charakter einer verstohlenen Zusammenkunft! Zu spät fiel ihm ein, daß er das leicht hätte vermeiden können, wenn er seine Reise der Pensionsdame mit einem kurzen Worte gemeldet hätte.

Dem Zweifel machte jetzt mit einem Mal das Erschließen der Hausthür hinter ihnen und dann Gretes junge Stimme ein Ende. Grete trug die Korridorleuchte in der Hand, die sie fürsorglich mit hinunter in den jetzt dunklen Hausflur gebracht hatte, und sah nach einem verlegenen Gruße bittend auf Magdalene. „Wollen Sie nicht hinaufkommen? ich meine, der Herr Doktor auch,“ sagte sie. „Ich hatte Sie gesehen“ — schüchtern zu dem eleganten Privatdozenten gewendet — „dort, im Konservatorium, und — und — die Mutter wird sich sehr freuen ... ich dachte mir, daß Sie Magdalene haben überraschen wollen.“

„Sie sind sehr liebenswürdig —“ Doktor Moritz riß den Hut herunter vor dem Kinde, dessen Takt die immerhin bestehende Schwierigkeit beseitigte. „Die Stunde für einen Besuch ist eine ungewöhnliche, aber dies ist allerdings ein Ausnahmefall“ — mit einem lächelnden Blick auf Magdalene — „ein erstes Debüt kommt nicht alle Tage vor ... Wenn also Ihre Frau Mutter wirklich gestattet, komme ich ein paar Minuten hinauf ...“

Frau Riedinger mit der hübschen runden mütterlichen Figur, den klaren Zügen und sanften Scheiteln hatte, wie ihr ganzes Leben lang, so auch jetzt noch etwas leise Anziehendes für das andere Geschlecht, in allen Ehren, natürlich; sie war eben dem Männerauge wohlgefällig. Und ebenso kehrte sie ihre

größte Freundlichkeit ganz offen und unbewußt gegen die Männer, junge wie alte; es war ihr, vielleicht durch früheste Erziehung und Beispiel, in Fleisch und Blut übergegangen, ihnen ein wenig zu schmeicheln und sie unter allen Umständen bei Laune zu erhalten.

Doktor Moritz Edenkoven, der gewissenhafteste der Sterblichen in Beobachtung gesellschaftlicher Formen, that wirklich das Unerhörte: er blieb und aß mit am langen Pensionstisch zu Abend! Frau Riedinger hatte ihn in ihrer freundlich gelassenen Weise aufgefordert, und auf Gretchen allein war vorher die Angst gefallen, ob das Ende Cervelatwurst auch noch einige Scheiben ausgeben werde, ob noch Eier im Hause seien, ob der Flaschenbiervorrat noch ausreiche, wenn die Herren etwa mit Trinken heute ein übriges thäten, und was dergleichen mehr war.

Doktor Moritz Edenkoven fühlte sich an diesem Abend sehr behaglich in der weiten, etwas niedrigen Stube des altmodischen Dresdener Hauses und am Tisch mit so viel Jugend, an dem sogar Ottchen Riedinger Sitz und Stimme hatte. Verglichen mit den hohen lichterfüllten Räumen von Lydia Kalströms Wohnung im fernsten Berliner Westen und dem, was diese Räume alles durchschwirrte, war dies hier gewissermaßen der andere Pol. Die schüchterne, aber offenbar heiße Verehrung des jugendlichen Mr. Hastings für Magdalene zum Beispiel amüsierte den Doktor. Magdalene, der schwarze Diamant, dunkel an Kleidung, Augen und Haaren und doch leuchtend in Jugend, war immer wieder für das Auge der erquickliche Ruhepunkt. Zum Sprechen mit ihr kam er freilich wenig, aber das that auch nichts; er beobachtete sie lieber gemächlich. Natürlich mußte er sich in der Unterhaltung besonders der Dame des Hauses widmen, und Frau Riedinger in ihrer freundlichen Gelassenheit war, wie gesagt, noch immer angenehm und hübsch genug, um diese Pflicht zu keiner lästigen zu machen.

Und unter dem allen her lief noch ein anderes: das eigentümlich prickelnde Gefühl, daß zwei scharfe Augen und Ohren ihn unausgesetzt beobachteten, ihn und jedes Wort, das er sprach, und so ungefähr auch das, was er nicht sprach, und jede Miene, die er dazu machte — die Augen und Ohren der Kervo natürlich, und daß da von ihm in ihr ein Bild entstand, so nüchtern gesehen und so wenig geschmeichelt wie eine photographische Aufnahme. Ja, davon hatte er ein untrügliches Gefühl — das reizte und unterhielt ihn aber auch. Gretchens kluge und klare Kinderaugen beobachteten ihn wohl ebenfalls — sogar das blieb von ihm nicht unbemerkt; Doktor Moritz war merkwürdig aufnahmefähig in der Hinsicht — aber Grete sah mit warmherziger Unerfahrenheit, und er hätte darauf schwören können, daß sie in ihm etwas ganz Besonderes erblickte; das stand ihr deutlich auf dem andächtig horchenden Gesichtchen geschrieben.

Unerfahrenheit war der Fehler der Kervo nicht. Sie saß ganz in seiner Nähe und begann nun, hier und da ein Wort einzuwerfen, das ihm jedesmal zeigte, wie genau sie vorher auf alles, was von ihm gekommen war, achtgegeben hatte. Und zuletzt bewegte sich ein angeregtes Gespräch fast nur zwischen ihnen beiden allein, ohne daß sie, die in Ton und Ausdruck immer mäßig war, es anscheinend an sich gerissen hätte.

Moritz Edenkoven hatte nun einmal — wie er das bei sich selbst erklärte — einen gewissen Durst nach Erfahrung auf einem bestimmten Gebiete: dem der Manifestationen weiblicher Besonderheiten, wie sie die heiße Sonne der Moderne zeitigte. Diese Kervo mit der energisch mageren Figur, die so ausdrücklich jeden Anspruch auf gewöhnlichen Frauenreiz abwies, mit dem aparten Jungenkopf und einem wenn vielleicht nicht viel weiteren, so doch ganz anders begrenzten geistigen Horizont, als ihn seine meisten Damenbekanntschaften hatten, sie interessierte ihn eben auch.

Den folgenden Vormittag blieb Doktor Moritz also noch in Dresden. Frau Riedinger fragte ihn freundlich gleichgültig, ob er die Galerie besuchen werde. Doktor Edenkoven lächelte, und dann trafen seine Augen in die der Kervo, die auf dies überlegen ablehnende Lächeln gewartet hatte. „Ach, gnädige Frau, wenn man, wie ich, schon ein Buch über die Galerie geschrieben hat —“ sagte er.

„Ein Buch über die Galerie haben Sie geschrieben?“ Frau Riedinger war nun doch etwas verwundert und voll Respekt.

„Na, das heißt: eine Broschüre. Die Kunstgeschichte ist mein Fach, wie ich die Ehre gehabt habe schon erwähnen zu dürfen. Meine Arbeit für das Staatsexamen handelte von den Präraphaeliten — da habe ich damals auch in Dresden Studien gemacht und kenne alles sehr genau.“

Also die Galerie nicht. Magdalene, nach der Anspannung des Prüfungsabends, war den folgenden Tag frei. Sie hatte noch die kindische Lust am bequemen Fahren und hatte vielleicht gehofft, Moritz werde, wie neulich die Mama des Mr. Hastings, als sie diesen auf der Durchreise besuchte, einen Wagen nehmen und ihr eine schöne Spazierfahrt in die Heide bescheren. Auch Doktor Edenkoven hatte daran gedacht, und es hätte in dem harmlosen Riedingerschen Haushalte sicherlich niemand ein Arg daraus gehabt, wenn er mit seinem Pflegeschwesterchen ein paar Stunden lang in einem offenen Landauer durch die herbstlich schöne Gegend gefahren wäre. Er selber aber war zu vorsichtig dazu. Ein wenig vom Pedanten steckte auch in ihm, der sich, nach Mephistopheles, nach einem Plan verlieben will. Für jetzt genügte ihm die reizvolle Gegenwart Magdalenes im Beisein dritter. Und hauptsächlich: er wollte durchaus freie Hand behalten! Der Zustand fester Gebundenheit durch eine Verlobung etwa mußte für ihn noch in der Ferne bleiben, wenn er sich behaglich fühlen sollte. Er sagte sich ferner, daß man der Entwickelung Magdalenes immer noch eine Weile zusehen müsse. Sie versprach ja viel — und die Wahrscheinlichkeit, daß er sie zu seiner Frau machen würde, das abhängige, pfenniglose junge Geschöpf — diese Wahrscheinlichkeit wuchs ganz sachte immer mehr bei ihm an, und Moritz stemmte sich auch nicht dagegen. Ein sehr starkes Gefühl aber widerriet ihm, schon jetzt auch nur die geringste Ahnung dieser Sachlage aufkommen zu lassen bei derjenigen, die es doch auch betraf, bei Magdalene Wienandt selber.

Und in dem vertraulichen Selbander einer langen Fahrt — mochte sie immerhin im offenen Wagen und unter den Augen des Publikums stattfinden — wer konnte wissen, wie weit die Schönheit und Liebenswürdigkeit Magdalenes ihn da hinreißen würde! Sie war denn doch nicht mehr das Kind, mit dem er damals nach der Mutter Tod den Spaziergang nach der Albertina gemacht hatte.

Und was wurde nun aus den nächsten Vormittagsstunden, die so reizend hätten sein können? Sie gingen hin in einem ermüdenden, weil ziemlich ziellosen Hin- und Herschlendern über Straßen und Plätze; ermüdend besonders für Magdalene, denn sie schritt nebenher, während Doktor Moritz und die Kervo, die sich auf seine Aufforderung zu ihnen gesellt hatte, eifrig über alles mögliche redeten. Es ist eine Eigentümlichkeit der doktrinären Kopfmenschen, zu denen die Russin gehörte, daß sie, die die Gegenstände ihrer Betrachtung ja nicht aus der sinnenfälligen Außenwelt nehmen, jederzeit und in jeder Umgebung über die fernliegendsten Dinge zu verhandeln bereit sind. Die Kervo konnte mit ihrem jeweiligen Gefährten auf einem Spaziergang ein philosophisches System durchsprechen und dabei, wenn sie zufällig auf den Markt gerieten, zwischen dem Irdengeschirr einer Töpferwarenhändlerin hindurchsteigen, ohne sich im Reden einen Augenblick irre machen zu lassen. Was vor ihrer Nase ist, davon hören und sehen diese Art Menschen nichts; sie hegen hochmütige Nichtachtung gegen die Sinnenwelt: die bescheidenen und doch welterhaltenden Lehren, die sie giebt, existieren nicht für sie.

Und so mußte Magdalene erleben, daß ihr Freund und ihre Begleiterin, unaufhörlich mit Worten klappernd — was wenigstens auf die Redeweise der Kervo paßte — mit verschlossenen Augen durch die hübschen lustigen Straßen strichen, in denen für des jüngeren Mädchens empfänglichen Sinn so unendlich viel sich fand, an dem ein trauliches Geplauder hätte anknüpfen können. Willenlos nebenhergehen spannt aber bekanntlich viel mehr ab, als eine selbstgewählte weit größere Anstrengung thun würde. „Bist du müde, Magdalene?“ fragte Doktor Edenkoven einmal etwas verwundert, da sie mit einem kleinen Seufzer und nur langsam die Schwenkung vollzog, mit der sie nun schon zum fünftenmal auf ein und demselben Trottoir am Zwinger auf und ab zu gehen begannen. Es lag nicht in Magdalenes Natur, üble Laune zu zeigen: vielleicht fand sie es auch natürlich, daß ihr gelehrter

Pflegebruder sich so gut mit Fräulein Kervo unterhielt. So lächelte sie denn jetzt etwas matt und sagte: „Ein wenig ...", während er einmal wieder sein Auge weidete an dem wundervollen Schnitt ihrer Augen und dem Blick unter den langen Wimpern hervor.

Sie waren zufällig nicht weit vom Eingange zu den ethnographischen und ähnlichen Sammlungen des Zwingers, und die Kervo meinte: „Wir können hier eintreten; drinnen sind überall bequeme Sitze, da habe ich mich schon oft ausgeruht. Bei der Schädelsammlung sitze ich am liebsten," fügte sie, halb nach Doktor Moritz umgewendet, mit ihrem kurzen Lachen hinzu.

Und so landeten sie denn wirklich unter den anatomischen Präparaten und den Papuaschädeln, die von jeher den meisten weiblichen Besuchern ein „Pfui, wie greulich!" zu entlocken pflegten. Früher war das so, aber Damen, die keinen Totenkopf sehen können, ohne sich zu entsetzen, sind heutzutage keine Mode mehr. Jetzt, wo die weibliche Jugend Akt zeichnet und den Knochenmann, den guten Freund der lustigen jungen Schülerinnen, im Atelier daneben stehen hat, wo sie Medizin studiert und im Seciersaal Zutritt hat und sich wie die männlichen Kollegen über eine schöne Leiche freut, jetzt ist der kleine Damenschauder vor grinsenden Schädeln kaum noch anzutreffen. Magdalene, weder Malerin noch Studentin der Medizin, empfand vielleicht zwischen diesen anthropologischen Resten einen leisen Widerwillen vor dem, was ihr höchst unschön vorkommen mußte, aber wenn die Kervo etwa gedacht hatte, sie würde diesen äußern und dadurch ihr eigenes sangfroid in desto helleres Licht setzen, so irrte sie sich. Moritz hatte sich, sowie sie in den Saal kamen, nach einem Sitz umgesehen. Zu diesem führte er Magdalene, jetzt zum ersten- und einzigenmal ein paar Augenblicke den Arm um ihre Schultern legend. Sie ließ sich auf die Bank in der Fensternische gleiten, und er zog nur langsam den Arm weg, während sie ihn klar und unbefangen ansah und ihm dankte. „Laßt mich nur hier ein Weilchen sitzen," bat sie. „Weißt du, ich glaube, ich bin noch müde von gestern abend. Sonst — mich würden die Sachen hier auch interessieren; ich bin noch gar nicht hier gewesen. Aber laßt euch nur nicht stören, bitte ..."

Jetzt konnte er es nicht lassen, er war des Spiels zu sehr gewöhnt: er hing mit einem vielsagenden Blick an ihren Augen, während er noch über sie gebeugt stand. „An der Kervo und den Schädeln liegt mir blitzwenig," sagte der Blick. „Und ich glaube, das weißt du sehr wohl, jung wie du bist — keine ist so leicht zu jung, um dergleichen nicht zu merken. Du hast keine Angst, indem du mich hinüber zu ihr schickst — du bist deiner Sache sicher, wie?"

Die Telegraphie von Blick zu Blick ist merkwürdig zulänglich; etwas von dieser jähen Botschaft, auf die ihr Bruder sie bisher durch nichts vorbereitet hatte, mußte Magdalene verstehen: hatte es nicht eben auch aufgeleuchtet in ihren Augen, während sie ihm mit einem hellen Lächeln zunickte? Er drückte noch einmal ihre Hand und ging dann quer durch den Saal zur Kervo hinüber, die vor den aufgereihten Schädeln einer niedrigen Menschenrasse stand und den eleganten Doktor jetzt mit einem gelassen prüfenden Blick empfing.

„Was sehen Sie mich denn so an?" fragte er halb lachend.

„Ich stelle Vergleiche an," sagte sie. „Wir haben ja doch auf der Kunstschule nach dem Skelett gezeichnet. Ich möchte Ihren Kopf einmal untersuchen und ausmessen. So viel sehe ich jetzt schon, daß er anatomisch genommen sehr schön ist."

Doktor Moritz verbeugte sich mit einem trockenen: „Danke." Aber es war ihm lieb, von der Kervo jetzt einmal wieder ganz in Anspruch genommen zu werden, die sich zwischen den Totenknochen des Museums wohl fühlte, weil sie da allerhand Paradoxen von sich geben konnte. Und Doktor Edenkoven, mit dem rasch erwachten, etwas ärgerlichen Gefühl, daß er da eben bei Magdalene nun doch weitergegangen war, als er hatte gehen wollen, konnte ja diese Übereilung am besten wieder gut machen, indem er sich eine Weile gar nicht um sie zu bekümmern schien.

Aber auch das nahm sie nicht übel, was ihn fast ein wenig gereizt hätte. Sie trieben sich in diesem Saal herum und gingen dann in den nächsten, und als er mit der

Kervo nach einer guten Viertelstunde endlich zurückkam, sah er Magdalene ruhig und zufrieden auf ihrer Bank sitzen, mit einem freundlich träumerischen Zug in dem schönen Gesicht.

Und damit war die Sache auch so ziemlich zu Ende. Moritz hatte jetzt gerade noch Zeit, die Damen nach Hause zu begleiten, ehe er sich in sein Absteigequartier begab, um seinen Porte-Manteau zu holen, seine Rechnung zu bezahlen und zum Bahnhof zu fahren. Ein Abschied also in Gegenwart von Frau Riedinger, Fräulein Kervo und allen übrigen. Er hatte es ja nicht anders gewollt. Er gab Magdalene natürlich zu guter Letzt die Hand und drückte die ihrige warm, und sie sah ihn heiter an; nichts von Wehmut und Sehnsucht in ihr in diesen Augenblicken. Sie war glücklich, und er verstand warum, da sie ihm hastig halblaut sagte: „Wenn du einmal wiederkommst, singe ich noch besser!“

Er war schon auf der Treppe und eilte die Stufen hinab, mit einem ganz sonderbaren Gefühl halben Ärgers und einer unruhigen Wärme am Herzen, auf deren Vollempfinden während der Muße der bevorstehenden Fahrt er schon jetzt wartete. Da ging oben die Vorthür, und es kam leicht die Stufen hinunter, und nun stand Magdalene noch einmal neben ihm. „Ich glaube, ich hatte dir gar nicht richtig gedankt, Moritz,“ sagte sie treuherzig. „Es war doch gar so gut von dir, daß du gekommen bist!“

„Aber liebes Kind —“ Ja, so sagte er, etwas abweisend sogar, anstatt sie, die sich ihm so unschuldig brachte, ohne weiteres in die Arme zu nehmen ... Der böse reflektierende Trieb sprang sofort in ihm auf, das Bedürfnis, der allen Umständen Überlegene zu bleiben! „Aber liebes Kind — du fassest das gar so freundlich auf“ — oder ähnliche Worte. „Die Reise war eine famose Ausspannung für mich ...“ und sie möge brav weiterüben und dergleichen.

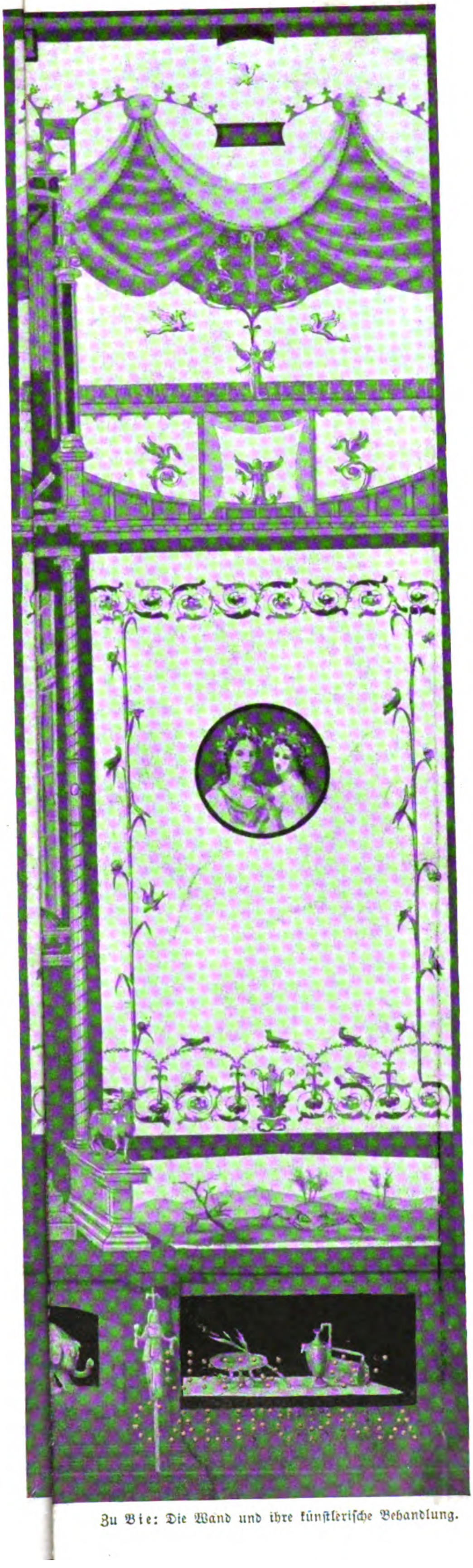
Sie wurde auch jetzt nicht etwa empfindlich, sondern blieb unbefangen, nickte ihm noch einmal herzlich zu und sprang wieder die Treppe hinauf. Das war nun wirklich der Abschied gewesen; Doktor Edenkoven sollte noch manchmal daran denken.

VII.

Herr von Spiersberg — wer war Herr von Spiersberg eigentlich? Ein großer und doch elegant gebauter Mann, breitschulterig, dem nur der zugeknöpfte schwarze Gehrock um die Magengegend herum fester auffaß, als er bei eigentlich jugendlichen Männern pflegt. Aber sehr wohl erhalten: etwas Militärisches im Haar- und Bartschnitt; verbindliches Benehmen, Allüren der guten Gesellschaft, Beziehungen zu allen Hauptstädten in allen Weltteilen, jetzt, wie man annahm, beim auswärtigen Amt angestellt. Bei unserem auswärtigen Amt, in Berlin? Wirklich? Oder auf dem statistischen Bureau im Ministerium — so etwas Ähnliches war es ja doch ... Man traf ihn überall, in der Schicht wenigstens, zu der auch Lydia Kalströms Salon gehörte. Sie hatte ihn aus einem ähnlichen Salon überkommen, jetzt war er auch bei ihr ein häufiger Gast. Die Künstler, die Jünger der Moderne, radotierten mit einem Auge auf ihn, wenn sie recht ins Feuer gerieten: er hatte, bei den schroffsten Sätzen, zuweilen ein so eigentümliches, wissendes Lächeln; ein je ne sais quoi haftete ihm an, als hege er im stillen noch weit vorgeschrittenere Ansichten als sie alle, die er aber als kluger Mann für sich behalte.

Er behielt überhaupt merkwürdig viel für sich, und das sagte ihm Lydia Kalström geradezu ins Gesicht, als sie mit ihm bei Schlagintweits einmal längere Zeit ungestört in einem Polsterwinkel saß, während die übrige Gesellschaft um sie herumschwirrte. Sie hatten sich jetzt hin und wieder so zusammengefunden, etwa so wie zwischen einer lärmenden Schar von Jugend zwei ältere, ruhigere und vernünftigere Genossen. Er hegte, wenn von dergleichen bei ihm überhaupt die Rede sein konnte, für die Unterhaltung mit ihr eine gewisse Bevorzugung.

Wovon sie sprachen? Sie hechelten meist die Gesellschaft ein wenig durch, das heißt Lydia that es, und Herr von Spiersberg gab manchmal eine beißende Bemerkung hinzu in seiner scharfen Aussprache, die allenfalls verriet, daß er seinen Ursprung in der alleräußersten Nordostecke des Vaterlandes, da, wo es nach Rußland hingeht, genommen habe.



Zu Bie: Die Wand und ihre künstlerische Behandlung.

„Sind Sie eigentlich Russe?“ fragte ihn Lydia an diesem Abend plötzlich.

„Wie kommen Sie darauf?“ meinte er lächelnd. Sie schüttelte ein wenig den Kopf und sah ihn an. Wieder hatte er die direkte Antwort vermieden, natürlich. Sie machte ihm das bemerklich, und daß er überhaupt so furchtbar schwer zu kennen sei, worauf er von neuem undurchdringlich lächelte. Da lehnte sich die heute wieder einmal sehr effektvoll zurecht gemachte Frau vor und sagte leise und nachdrücklich: „Ich habe Sie beobachtet, und ich habe Sie jetzt erkannt, Herr von Spiersberg ...“

Er strich mit der großen weißen Hand über den Schnurrbart; das war die größte Annäherung an eine nervöse, unwillkürliche Bewegung, die sie noch an ihm gesehen hatte. Und es war zugleich, als ob die graublauen Augen, die eigentlich hätten hübsch sein müssen, aber selten einen angenehmen Eindruck machten, plötzlich in ihren Tiefen eine blassere Farbe angenommen hätten. Doch das alles war nur der flüchtigste Eindruck; Lydia Kalström fuhr fort mit den vielleicht etwas sonderbar gewählten Worten: „Ich bin hinter Ihr offenbares Geheimnis gekommen; Sie hören jedermann mit schmeichelhafter Aufmerksamkeit zu und Sie widerlegen niemals! Welche Ansichten hegen Sie selber eigentlich? Niemand kennt sie; den jedesmaligen Sprecher lassen Sie so ungefähr im Glauben, es seien die seinigen. Aber ich habe Sie, wenn ich es recht überlege, noch in keinem einzigen Falle zu irgend einem“ — sie hatte sagen wollen: Grundsatz, vermied aber diese Bezeichnung eines veralteten Begriffes — „zu irgend einem Satze sich bekennen hören.“

Hier dehnte sich Herr von Spiersberg wie in wiedergewonnenem Behagen, streckte die stattlichen Beine etwas weiter von sich und neigte wohlwollend das Haupt. Dann aber sagte er: „Sie sollen ihn jetzt hören, gnädige Frau, meinen Lieblingssatz: Sie sind es wert.“ Und nun, etwas zu ihr hinübergeneigt, citierte er mit flüsternder Deutlichkeit die Verse aus dem Groß-Kophta:

„Kinder der Klugheit, o haltet die Narren
Eben zum Narren, so wie sich's gebührt!“

Lydia vermied es natürlich, Überraschung zu zeigen. „Ich war auf etwas Ähnliches gefaßt,“ sagte sie nur.

Er fuhr fort, ließ sie aber bei dem Folgenden nicht mehr aus dem Auge: „Wir nehmen den Satz in seiner allerweitesten Bedeutung. Die Welt ist eine solche Farce, daß der Kluge nicht umhin kann, die lieben Mitmenschen bei allem, was sie in vollem Ernste treiben, eo ipso für Narren zu halten. Dies Aufgehen in der Kunst oder was irgend ein konfuser Kopf dafür hält, in politischen, socialen, in Vaterlandsideen, alles Narrheit! Hat man sich das erst einmal klar gemacht, dann echauffiert man sich gewiß nicht mehr, weder im Bereiche der Farbentuben und Pinsel über Pleinairismus und das Gegenteil, noch zwischen dem Schriftstellervolke pro oder contra Ibsen und Hauptmann, noch sonst über irgend etwas unter dem Monde. Das ist mein Fall. Nun teilen sich aber die Narren ein in unschädliche und solche, die gefährlich werden können, deren Kapriolen man daher doch etwas sorgfältiger im Auge behalten muß. Die Narren socialer und politischer sogenannter Überzeugungen zum Beispiel. Ihr management, um mich eines zutreffenden englischen Ausdruckes zu bedienen, gewährt eine Art Sport; interessant für den Liebhaber wie gewisse Gattungen der hohen Jagd. Sie, als eine geistreiche Frau, habe ich oft in der letzten Zeit gedacht, würden da auch Ihre Rechnung finden ... für den Beobachtungstrieb zunächst einmal, aber auch sonst ...“

Hier stand Herr von Spiersberg zu Lydias Überraschung plötzlich auf. Was jagte ihn denn nur in die Höhe? er war doch noch so gut im Zuge gewesen. Sie blickte scharf prüfend auf die Gruppen in ihrer Nähe; von dort wäre keine Störung gekommen. Er neigte sich jetzt über ihre Hand und drückte die Lippen und den Schnurrbart darauf. „Vielleicht reden wir nächstens einmal weiter,“ warf er noch hin. „Bei Ihnen — man trifft Sie ja wohl auch einmal vormittags zu Hause ... Dienstag zum Beispiel bin ich unterwegs ... ich frühstücke da auf unserer Botschaft ...“

Wie ein Blitz fuhr es vor Lydia nieder: er wollte etwas, dies sollte eine Verabredung werden! Ihr Alter war gerade dasjenige, in dem innerlich unruhige Frauen sich der Intrigue zuwenden, wenn sie ihnen irgendwie nahe gebracht wird. Das mochte er

erkannt haben. Jetzt mußte sie ihm beweisen, daß er sie richtig taxiert habe!

Sie hütete sich daher wohl, ein Zeichen lebhaften Einverständnisses zu geben; sie fixierte Herrn von Spiersberg nur einen Augenblick und sagte ebenso leichthin, wie er gesprochen hatte: „Wenn Sie es versuchen wollen — Sie wissen, ich freue mich immer, Sie zu sehen,“ worauf er wieder vieldeutig lächelte und sich dann von ihr entfernte. —

Der Dienstag-Vormittag war gekommen und vorübergegangen. Er hatte Lydia Kalström wirklich den Besuch des Herrn von Spiersberg gebracht und sie dann in einer ganz merkwürdigen Stimmung zurückgelassen. Sie saß an jenem Tage noch stundenlang und sann vor sich hin, aber nicht in stumpfer Träumerei, sondern in, wie es schien, ziemlich unterhaltenden und im ganzen nicht unangenehmen Gedanken. Es zuckte wohl einmal spöttisch um ihre Lippen, und sie schüttelte den Kopf. Was wird wohl noch alles aus einem, sollte das heißen.

Lydia mit ihrem unruhigen Trieb nach Bethätigung redete sich ein, daß dies der Erfahrungsdurst der Künstlernatur in ihr sei. Muß man nicht die Welt nach Breite, Tiefe und Höhe kennen lernen, um sie dichterisch darstellen zu können? Sie vergaß dabei eins, was diesem allerdings berechtigten Erfahrungsdurst des Talentes sich zugesellen muß, um es erst zu echter Produktivität zu steigern: jene ungeheure Fähigkeit des Sich-selbst-Genügens, die Fähigkeit, sich völlig zu isolieren zur Arbeit! Die ging ihr ab, paßte nicht in ihr zerfahrenes Leben, daher die geringe Bedeutung ihrer schriftstellerischen Leistungen.

Dies nur nebenher; die Möglichkeiten, wie sie die Schriftstellerei bot, verblaßten auch jetzt plötzlich neben dem, was ihr heute nahe getreten war. Sie hatte geglaubt, schon mitten im Getriebe der Moderne zu stehen. Täuschung! Jetzt sollte sie erst erfahren, erfahren im absoluten Sinne, und wie! Wieder ein kurzes Auflachen, während sie so allein saß; das galt der moralischen Seite der Sache, wie die Schwachköpfe es wenigstens bezeichnen würden. Gut, daß man diese Höhe des Standpunktes einnahm, eine Höhe, von welcher aus die Scheidelinie zwischen gut und böse, die ja nur dort unten ihren Zweck und ihre Bedeutung hat, nicht mehr recht kenntlich war. Gut und böse! Das sind freilich auch zu derb modellierte Ausdrucksformen, viel zu weite Begriffe — für das so subjektiv gesteigerte Unterscheidungsbedürfnis von heutzutage. Wäre Lydia zufällig darauf gekommen, sich zu sagen, daß es sich bei der geheimen Weihe, die sie heute schon durch Herrn von Spiersberg erhalten hatte, um die Demarkationslinie zwischen, nun, sagen wir einmal, zwischen anständig und zweideutig, zwischen ehrenhaft und niederträchtig handle, so würde sie vielleicht gestutzt haben.

Vielleicht, vielleicht auch nicht. Es ist gar nicht zu sagen, was für Dinge der erst einmal denaturierte Geschmack der sensationsbedürftigen Frau noch annehmbar findet.

„Unsere Botschaft,“ hatte Herr von Spiersberg neulich gesagt. Lydia Kalström wußte jetzt, daß damit die russische gemeint gewesen war. Dieser Botschaft war er also attachiert? Nun ja, aber in einem sehr eigentümlichen Sinne. Er erhielt durch die Vermittelung derselben gewisse Aufträge der russischen Polizei, die zur Vorbedingung hatten, daß er sich unauffällig in jeder hauptstädtischen Gesellschaft bewege, besonders in geistig belebten Kreisen verkehre, um dort seine Beobachtungen zu machen. Vor allem waren seiner Aufmerksamkeit empfohlen die studierende Jugend russischer Staatsangehörigkeit und alle diejenigen, mit denen solche junge und ältere junge Leute, Männer sowohl wie Frauen, verkehrten. Denn die Frauen und Mädchen stellen, wie man weiß, einen bedeutenden Bruchteil der im Auslande ihre Bildung vollendenden Zahl von Russen dar.

Lag es nun in der Besonderheit der geheimen Aufträge, die Herr von Spiersberg erhielt, daß sie den durch ihre Ausführung irgendwie berührten Personen keineswegs immer zum Vorteil gereichten, ja daß durch seine stille emsige Wirksamkeit öfters ein böser Strich durch manche Rechnung gemacht wurde, nun, so konnte dies, sobald man nur die nötige Höhe des Standpunktes erklomm, von dort aus ihm doch nicht mehr zum Vorwurf gemacht werden. Scheiterten diese Existenzen, so scheiterten sie an nichts Geringerem als an dem mächtigen Felsen des russischen Absolutismus. Daß Herr von

Spiersberg in diesen Fällen gleichsam den Dienst eines bestochenen Lotsen versah, der die jungen politischen Schiffer in gewisse Engbuchten hineinbugsierte, wo sie rettungslos auf den Strand aufliefen, das war freilich das weniger Schöne an der Sache und der Grund, weshalb nur völlig vorurteilsfreie Geister sich zu Verwendungen dieser Art eigneten.

Ein jeder Arbeiter ist seines Lohnes wert; der Henker erhält in den preußischen Staaten hundert Mark für jede Hinrichtung, und so wäre auch nicht abzusehen gewesen, weshalb Herr von Spiersberg seine Auslagen an Zeit, Mühe, Gesellschaftsanzügen und dergleichen nicht vergütet erhalten sollte. Es mußte sich, das lag in der Natur der Sache, die Vergütung zugleich so hoch bemessen, daß sie ihm die für seine Rolle notwendige, gesellschaftlich so äußerst anständige Lebensführung überhaupt gestattete. Er war, mit anderen Worten, mit ziemlich reichlichen Mitteln ausgerüstet — denn seine liebsten Gewohnheiten in betreff echter Importen und feiner Weine will ein Mann doch auch nicht aufgeben, der sich solchergestalt in den Dienst der guten Sache stellt — und das war ein Punkt, über welchen Herr von Spiersberg Lydia Kalström am allerwenigsten im unklaren ließ.

Warum aber war er zu Frau Kalström eigentlich gekommen? — Nur weil sein Busen das Bedürfnis ungezwungener Mitteilung fühlte? Das wäre sehr menschlich und schön gewesen, aber auch äußerst unwahrscheinlich. Sein Besuch heute war allerdings der Ausfluß einer seit längeren Monaten fortgesetzten Bekanntschaft mit ihr, aber trotzdem eigentlich geschäftlicher Natur. Damen, und zwar gewandte und gebildete Damen, sind in dem Fache, in dem er arbeitete, unentbehrlich; nur hat die Wahl natürlich mit großer Vorsicht zu geschehen. Spiersberg hatte längere Zeit beobachtet und glaubte jetzt etwas wagen zu dürfen. Frau Lydia Kalström, ohne schon in die Reihe der Abenteurerinnen zu gehören, fühlte sich stark gereizt durch das Ungewöhnliche. Ihre Begriffe von Recht und Unrecht unterlagen längst einem Zersetzungsprozesse in diesem ihrem Kreise der Hochbedeutenden, in dem eine hysterische Dreistigkeit des Urteilens, die sie alle für Geist hielten, jede intellektuelle oder moralische Zucht verlachte und sich an ihre Stelle setzte.

Dazu nun das Verhältnis zu Doktor Edenkoben, durch dessen allmähliches Absterben sie sich wie von einem Unerträglichen bedroht sah! Hier jetzt bot sich — Ersatz? nein, Ersatz nicht, wohl aber gewissermaßen Entschädigung, Ablenkung, Zerstreuung und endlich Vergessenheit jener Bitterkeiten. Und nach einigen weiteren Unterhaltungen mit Herrn von Spiersberg wußte Lydia, daß er ihr wahrscheinlich sogar noch etwas anderes bieten würde: die Gelegenheit, auch in des Doktors Schicksal gewisse Fäden zu verwirren und sich für das, was er dem unabänderlichen Laufe der Dinge nach an ihr sündigen würde und mußte, empfindlich an ihm zu rächen.

Und so fiel Lydia Kalström denn sozusagen als reife Frucht in die geschickten Hände des Herrn von Spiersberg, der zwar im Verlauf dieser ungestörten Zwiegespräche erkannte, daß sie geistig wohl weit weniger zu bedeuten habe, als sie selber zum Beispiel annahm, daß sie aber unter sicherer Leitung sehr gut zu brauchen sein werde. In glatten, angenehm harmlosen Worten und Redewendungen hatte er skizziert, in welcher Weise Frau Kalström den Erwartungen, die er an eine Verständigung mit ihr geknüpft, schon völlig entsprechen werde. Die Sache war so einfach. Frau Lydia sprach bekanntlich sehr schön, mit Schwung und Feuer. Sie hegte ferner kühne und freie Ansichten ... bei einer schönen Frau nur eine Liebenswürdigkeit und Pikanterie mehr — diesen nun sollte sie ungescheut Worte geben in den Gesellschaften, in die sie sich von da ab ohne ihr Zuthun, durch den Zauberstab des Herrn von Spiersberg, eingeführt sehen würde. Sie könne da gar nicht zu weit gehen, in Freiheit der Rede nämlich; es müßte denn sein, daß gewisse Anwesende, die dem Zauber einer Diskussion mit ihr gewiß verfallen würden, durch gelegentlichen Widerspruch am ersten zu veranlassen seien, Farbe zu bekennen.

Das Zartgefühl des Herrn von Spiersberg hatte es sich vielleicht schwierig vorgestellt, seiner neuen Verbündeten die Gewißheit zu geben, daß man im Einverständnis

mit ihm keineswegs umsonst arbeite. Die Sache verlief aber anders, als er gedacht hatte. Sobald er sich dem Geldpunkte näherte, zeigte sie unverhüllte Spannung, und sie klatschte kindlich in die Hände, als er nun deutlicher wurde und die Monatsquote, die sie zunächst beziehen würde, mit einer schönen runden Ziffer benannte. Darauf war er nicht gefaßt gewesen; diese Weiber haben es doch weg, einem immer noch Überraschungen zu bereiten.

„Ich verdiene zu gern Geld, wissen Sie!" sagte sie ihm mit demselben Eifer kindlicher Offenheit.

„Das soll eine ziemlich allgemein verbreitete Geschmacksrichtung sein," bemerkte er trocken.

„Geld ist Freiheit, Geld ist Macht," fuhr sie fort. „Der höhere Ton, auf den der Besitz das ganze Leben stimmt, der ist es, den wir geistig Freien anstreben, skrupellos anstreben, das gebe ich zu. Aber was frage ich nach der Herdenmoral mit ihrem feststehenden und darum so kläglich unzulänglichen Codex? Als ob in ethischen Fragen nicht von Fall zu Fall entschieden werden müßte! Was habe ich zu thun, um mir selber zu genügen, darum handelt es sich, um den gebieterischen, ja tyrannischen Anforderungen gerecht zu werden, welche die in mir gebundenen Kräfte an mich stellen? Sie wollen sich regen, sich tummeln in schöner Freiheit; sie schreien, sehen Sie, sie toben nach Bethätigung, und wenn diese ihnen versagt bleibt, fressen und bohren sie nach innen — das Los so vieler Frauen, die wir um uns herum auf dem Wege zusammenbrechen sehen. Sie waren innerlich unterhöhlt, das war's!"

Sie hatte wieder mit bewundernswerter Sprachtechnik geredet, mit bühnenmäßig vollendeter Aussprache und Tongebung; nach wohlabgestufter Steigerung kam das Fallen der Stimme, und die letzten Worte sanken zu einer Art hohlen Grabesgeflüsters herab. Herr von Spiersberg saß da mit einem Lächeln auf dem Gesicht und nickte Beifall, als habe es nur wieder einer Probe ihrer Leistungsfähigkeit auf dem Gebiete des Redens gegolten. Dann aber rückte er sich noch bequemer in seinem tiefen Sessel zurecht und sagte, beschaulich dem Dampf seiner Cigarette nachblickend: „Bravo, bravo, Verehrteste! Ich kann mir die Wirkung einer Beredsamkeit wie die Ihre auf, pardon, auf die konfusen Köpfe denken; sie wird so sein, wie wir sie nur irgend wünschen können. Na, na" — mit einer Bewegung der großen weißen Hand, da sie sprechen wollte — „wir zwei werden uns doch nichts vormachen? Ihre hübschen Phrasen da eben sind für die anderen; zwischen uns muß Klarheit herrschen. Und da möchte ich, um noch einmal die Thätigkeit, die Sie für uns entfalten sollen, zu charakterisieren, zu einem Beispiel meine Zuflucht nehmen. Kennen Sie zufällig die Vogelkojen auf Sylt? Nicht? Sind auf Sylt gerade noch nicht gewesen? aha, denn sonst — jeder Besucher der Insel sieht sich die Lister Vogelkoje mal an; das gehört dazu. Was es ist? Nun, eine sinnreiche Vorrichtung, sehr hübsch für das Auge, durch welche die streichenden Wildenten auf einen dicht umbuschten und mit Netzen überspannten Teich gelockt werden. Der Teich verengert sich zu einem Kanal und dieser zu einem Streif, in dem allemal nur ein Tier Platz hat. Und jedem, das dort angeschwommen kommt, dreht der dort verborgen sitzende Fänger mit großer Geschicklichkeit den Hals herum und wirft es hinter sich. Das Heranziehen des Wildgeflügels aber geschieht mit unfehlbarer Sicherheit durch eine Lockente. Dieser vortreffliche Vogel versteht sein Handwerk; denn die Zahl der Wildenten, die dort erbeutet werden, beläuft sich auf zwanzig- bis dreißigtausend jährlich."

Er hatte sich bei den letzten Worten erhoben, zugleich aber sorgfältig ein wenig Asche, das von seiner Cigarette auf den Sesselrand gefallen war, abgestäubt. Als er sich vollends aufrichtete, mußte er Frau Kalström nun aber ansehen. Sie hatte sich verfärbt. „Gehört es zu unserer Beziehung, daß ich mir von Ihnen solche Dinge sagen lassen muß?" fragte sie mit vor Ärger bebenden Lippen.

Er betrachtete sie kopfschüttelnd, mit überlegenem Lächeln. „So fatal ist es Ihnen, wenn ich unter uns das Kind beim rechten Namen nenne? Ist das die geistige Freiheit, die Verachtung der Herdenmoral? Der Lockvogel darf eine wenig schmeichelhafte Beurteilung doch nur von seinesgleichen ge-

wärtigen. Er steht aber über ihnen; er wird stets einer der intelligentesten seiner Art sein, der zu seiner richtigen Würdigung, zur ‚Befreiung der in ihm wohnenden Kräfte‘, eben unser, der höher organisierten Wesen, bedarf und so unser Bundesgenosse wird. Ist es nicht so? Sie sehen, Verehrteste, es kommt ganz auf die Darstellungsweise an.“

Sie warf ihm einen bösen Blick zu; allzu offenbar war doch der Hohn über die vorhin von ihr gebrauchten Wendungen. Da aber trat mit einem Mal um seinen Mund und in dem schweren Kinn unter dem Schnurrbart auch ein Zug von Brutalität hervor, indem er hinzufügte: „Ah bah — keine Empfindlichkeiten ... denken Sie an die fünfhundert Mark ...“ und damit war im wesentlichen die Unterredung jenes Tages zu Ende. Zwischen ihr und jener ersten Verabredung bei Schlagintweits mitten inne hatte der Besuch des Doktor Moritz bei Frau Kalström gelegen, währenddessen sie den Brief Magdalenes mit dem Bericht über das Zusammentreffen mit Alexandroff gelesen hatte. Merkwürdig, wirklich ein Problem für den Psychologen, war da die ahnende Regung gewesen, die sie nach dem Fortgehen Edenkovens die beiden Namen hatte schriftlich fixieren lassen, den der Kervo und Alexandroffs! Denn, wohlgemerkt, die entscheidende Unterredung mit Spiersberg, während der er unter anderem auch die hübsche Mitteilung über die Lister Vogelkoje machte, stand da noch bevor.

VIII.

„Ein rotbäckiges Individuum mit einem bunten Shlips,“ das war das ganze Facit der Beachtung gewesen, die der älteste Sohn Riedinger damals dem Doktor Edenkoven abgewonnen hatte. Nun, die eine, die erste Hälfte der Charakteristik paßte jetzt nicht mehr auf den jungen hageren Mann, der in Tonga unter seiner Veranda saß und schrieb. Rotbäckig war Fritz Riedinger zur Zeit nicht und sah eigentlich auch nicht aus, als ob er es je wieder werden würde. Er hatte die fahlbraune Gesichtsfarbe des Europäers, der dem Tropenklima seinen Tribut mit ein paar Fieberanfällen bezahlt hat; er erschien jetzt nicht zwei, sondern etwa sieben Jahre älter als damals, da er mit Doktor Edenkoven in Dresden an seiner Mutter Tisch gesessen hatte, obwohl seitdem wirklich nicht mehr als sechsundzwanzig Monate vergangen waren. Aber seine hellen Augen, der beste Zug seines guten und intelligenten Gesichts, blickten klar und munter, und die Jugendkraft, die jüngst bei dem bösen Malariaanfall alle ihre Reserven hatte einziehen müssen, war doch wohl Siegerin geblieben, denn Fritzens Bewegungen jetzt hatten nichts Schlaffes und Müdes mehr. „Kein Wunder,“ hatte er neulich zu dem deutschen Bezirksoffizier gesagt, der ihn dazu beglückwünschte, „da ich jetzt so viel weniger an mir zu tragen habe.“

„Sie sind leichter geworden?“

„Und ob! Wieviel? Ach, reden wir lieber nicht darüber ... die Sache ist schon fast komisch.“

Komisch fand sie der Leutnant wahrscheinlich nicht; er riet gutmütig, Riedinger solle jetzt während der Heimfahrt auf dem Dampfer tüchtig wieder Fleisch ansetzen, was dieser auch versprach. Sie hatten ihn alle gern und respektierten ihn, Deutsche wie Engländer, wegen seiner heiteren Energie und ruhigen Verständigkeit. „Wenn die Herren Kaufleute uns mehr solche herausschickten, wäre uns um unsere Kolonien nicht bange,“ hatte der deutsche Bezirkshauptmann von ihm gesagt.

Jetzt in diesen Tagen hatte Fritz ein Herrenleben. Er saß den ganzen Tag unter der breiten schattigen Veranda des hübschen Hauses, zu der die Mangobäume des Gartens hinaufdufteten; die luftigen Zimmer waren reizend mit ihren anmutig geschnitzten Möbeln von Teakholz, in Schwarz und Gold gehalten; er aß und trank vorzüglich, denn der goanesische Koch verstand seine Sache. Auch ihn hatte er, wie das ganze Haus, von dem deutschen Ingenieur übernommen, der samt seiner jungen Frau, die es so behaglich eingerichtet hatte, in Europa auf Urlaub war. Und auf den nächsten Dampfer, der ihn selber ebenfalls auf eine Urlaubsreise nach Hause bringen sollte, wartete Fritz Riedinger hier in der Küstenstadt gegenwärtig auch.

Das war schon zum Aushalten. Fritz wunderte sich eigentlich, daß ihm diese köstliche Ferienzeit wurde. Hatte er sie denn wohl wirklich verdient? Wustermann u. Co.,

seine Hamburger Firma, schien so zu denken. Fritz hatte sich, als er den Posten Willings auf der Faktorei antrat, gut gehalten; es waren ihm sogar bei Erweiterung der Kaffeeplantagen in der Ausnutzung des Terrains und der Veranschlagung seiner Ergiebigkeit ein paar ganz vorzügliche Treffer gelungen. Man hätte das vielleicht ebensogut sein Glück wie sein Verdienst nennen können. Nicht daß seine gescheiten Maßnahmen zufällig gewesen wären, aber sie waren ihm natürlich. Denn Fritz Riedinger war der geborene Kolonist — mit offenem Blick, geduldig, zäh und ausdauernd und dann wieder raschester Entschließung fähig, ohne Voreingenommenheit und Anmaßung auch der fremden Natur und den neuen Lebensbedingungen gegenüber. Er schien immer nur ganz einfach das zu thun, was der Augenblick erforderte, aber diese Gabe muß wohl seltener sein, als man gewöhnlich denkt, da es sonst nicht so unendlich viel Mißlingen in der Welt geben würde. Diesem jungen Menschen mißlang eigentlich selten etwas; sogar als die Umstände ihm einmal die Waffen in die Hand drückten, um seine Kaffeepflanzungen gegen den bösen Willen der Eingeborenen zu verteidigen, war der Erfolg auf seiner Seite, und der Angriff war vereitelt worden.

Die Herren der Firma Wustermann u. Co. mochten ebenfalls einsichtige Leute von weiterem Blick sein, die da merkten, was sie an diesem jungen Angestellten hatten. Über seine schriftlichen Berichte, knapp und zugleich erschöpfend, bezeigten sie im regelmäßigen Verlaufe der Korrespondenz mehrfach ihre Zufriedenheit; als er aber jetzt seine Krankheit hinter sich hatte, beriefen sie ihn in freundlichster Weise nach Europa zu längerem Urlaub, damit er sich gründlich erhole und sie eingehende mündliche Besprechungen, an denen ihnen viel gelegen war, über die Verhältnisse in der Kolonie mit ihm haben könnten. Für seine Vertretung sorgten sie, und, wie gesagt, mit dem nächsten fälligen Dampfer würde Fritz fahren.

Jetzt also hatte er Zeit. Für den Stellvertreter hatte er als Instruktion einiges schriftlich aufsetzen müssen, damit war er nun auch fertig. Vor ihm lag die alte Briefmappe, noch aus der Jungenzeit, wo sie ihm einmal als damals, im Elternhause, ziemlich nutzloses Weihnachtsgeschenk zugefallen war. Jetzt aber hatte sie Dienst gesehen, wie die Engländer das ausdrücken; die Deckel verschabt, der Rücken zerborsten, die Taschen, aus denen sie bestand, dick aufgebauscht von den Briefpacken darin. Selbstverständlich waren auch diese Briefe nur ein kleiner Teil von dem, was sich im Laufe der Jahre angesammelt hatte; in den letzten Monaten war Fritz sogar dazu gekommen, er wußte selber kaum wie, diese alte treue Mappe für eine ganz besondere Kategorie von Briefen ausschließlich zu benutzen, um diese darin gleich zusammenzuhaben — die Briefe Gretes nämlich.

Er nahm sie jetzt einmal wieder heraus und las hier und dort eine Stelle. Zwischen den Briefen befand sich, in Seidenpapier eingehüllt, eine Photographie bescheidenen Formats, die einmal in einem derselben gelegen hatte. Fritz schlug das Papier zurück und betrachtete das Bildchen mit einem heiter träumerischen Ausdruck. Nun würde er ja bald das Original sehen, und wahrscheinlich zu einiger Enttäuschung, das verhehlte er sich nicht. Das Sich-in-ein-Bild-Verlieben hat in der Dichtung schon oft eine Rolle gespielt, deren Berechtigung eigentlich sehr angezweifelt werden darf. Pamino in der Zauberflöte mag singen: Dies Bildnis ist bezaubernd schön! und von da ab unbedenklich dem fernen Original sein Leben weihen: der reale Mensch traut dem doch nicht so recht, weil er weiß, daß die Wirklichkeit niemals gerade das hält, was das Porträt verspricht: sie leistet hier mehr und da weniger. Und doch hatte es mit dieser kleinen Photographie für Fritz eine eigene Bewandtnis, und die wirkliche Magdalene Wienandt mochte sein, wie sie wollte, und thun, was sie wollte — sie konnte das nun nicht mehr ungeschehen machen, was ihre einst durch das Licht auf eine empfindliche Platte fixierten Züge für Fritz Riedinger in schlimmen Stunden bedeutet hatten.

Waren in der Einsamkeit dieses fernen Erdteils, in seiner Abgeschnittenheit vom Kulturleben Gretes Briefe an Fritz für ihn sowieso vom Zauberhauch der Heimat umwittert, so hatten die darin befindlichen kurzen Bemerkungen über Magdalene, die sie aber zu machen nie versäumte, hier Zeit und

Gelegenheit, mehr und ungleich anderes im Kopf und Herzen Fritzens zu leisten, als ihnen anderswo beschieden gewesen wäre. Mit vollem Bewußtsein aber auch räumte er ihnen so viel ein. Es war ein Spiel seiner Phantasie; er erkannte es als solches und gestattete es sich, weil er so vieles sonst entbehren mußte.

Ohne die Photographie wäre freilich alles anders gewesen. Fritz aber fühlte sich durch diese kindlichen Mädchenzüge und das weiche dunkle Köpfchen ganz einzig angemutet; es gefiel ihm, wie ihm selten etwas gefallen hatte. Zufällig lag der Brief mit dem Bilde auf seinem Betttischchen in der Nacht, in der sein Fieber am höchsten stieg. Und da hatte das krankhaft gesteigerte Sinnenvermögen etwas wie ein Wunder geleistet. Das Kartenblättchen mit dem Bilde lag in Seidenpapier eingewickelt da, im Bereich seiner Hand allerdings. Da er aber zu schwach war, um auch nur das Glas mit einem kühlenden Trank sich an die Lippen zu führen, so war es ausgeschlossen, daß er selber das Bild herausgenommen haben könnte. Und der ihn besorgende Suahelidiener hatte dazu keinen Auftrag gehabt, und wenn Neugier ihn verleitet haben sollte, neben dem im Halbschlummer liegenden Herrn in dem Briefcouvert zu stöbern und seinen Inhalt zu untersuchen, so hätte er doch sicher nicht dem Kranken das Bildchen stundenlang vor die Augen gehalten. Das aber war nach Fritzens bestem Wissen geschehen: er hatte durch die Papierhülle hindurch das kleine Bild fortwährend in greifbarer Deutlichkeit vor sich gesehen, mit eigensinniger Beharrlichkeit blieb es da; sein bewußter Wille brachte es nicht hervor: war es eine Schöpfung seines eigenen Gehirns, wie der Verstand nachher annehmen mußte, so waren tiefer und nicht im Licht des Bewußtseins wirkende Kräfte dabei thätig. Und das so vor ihm fixierte Bild leistete etwas Sonderbares. Die Gedanken des Kranken, matt und doch eilig hastend, den ganzen Raum des bis auf diese Tage durchlebten Lebens rastlos immer wieder durchmessend, sagten ihm hundertmal aufs neue: dies ist das Ende, du siehst die Heimat nicht wieder — ohne daß diese Gewißheit von einer scharfen Schmerzempfindung begleitet gewesen wäre. Nur die Mutter that ihm leid, und die Geschwister, die sein Verschwinden einer Stütze beraubte. Der Todesgewißheit erwuchs dann aber im Verlaufe der Stunden eine Gegnerschaft, und zwar aus dem Bilde. Den Vorgang zu beschreiben, wäre Fritz schwer gefallen. Vor allem trat derselbe ganz heraus aus dem Rahmen der Zeit, in dem die wache und gesunde Anschauung wirksam ist. Das Bild sagte — nein, der Ausdruck wäre nicht richtig gewesen; es hatte eine andere Art der Mitteilung, die durch Worte nicht auszudrücken ist — das Bild also ließ ihn fühlen und wissen: es ist nicht möglich, daß dein Leben hier endet. Denn dann wäre ich, Magdalene Wienandt, ja nicht darin gewesen. Und ich bin doch darin ... Und nun hatte Fritz Riedinger mit einem Mal eine ganz wunderbare, unaussprechliche Vorempfindung, die eines Rückblickes auf sein Leben — ein viel längeres als das bis heute verflossene — und ein Leben, an dessen Ende er ja allerdings dies Wesen, dies dunkle Köpfchen, das aber mit einem Mal viel älter, reifer, geistiger aussah, lange, lange gekannt hatte. Und damit war natürlich der Beweis erbracht — und von einer ruhigen Überzeugung begleitet —, daß der junge Mensch, der hier matt und fiebernd ausgestreckt lag, auf diesem Bett nicht sterben werde.

Er war nicht gestorben, aber undankbarerweise belächelte er jetzt jene seltsame Nacht und ihre Offenbarung, die der Gesunde als solche natürlich nun nicht mehr gelten ließ. Nur eine mäßige Neugier in Bezug auf das Original der Photographie war zurückgeblieben, eine Erwartung, so angenehm ruhig, daß sie nicht einmal Spannung, welche immer etwas leicht Erregendes hat, genannt werden konnte.

Etwas anders wäre dies Gefühl doch gewesen, etwas minder ruhig, wenn Fritz hätte ahnen können, in welche Nöte diejenige, der er so heiter entgegenzureisen im Begriff war, gerade jetzt sich zu stürzen begann.

Magdalene hatte den Verkehr mit der Kervo fortgesetzt, um so argloser, als Moritz Edenkoven die Russin ja nun auch kannte und mehr als nur toleriert hatte. Eines Abends, als Magdalene abgespannt von ihrem Tagewerk auf dem Konservatorium,

aber auch nicht in jener Nervenstimmung war, die ihr die Abgeschlossenheit ihres Hinterzimmers verlockend gemacht hätte, sagte die Kervo: „Kommen Sie mit, Wiena —“ so weit hatte sie sich die Anrede „Fräulein Wienandt“ bequem gemacht —; „ich führ Sie an einen amüsanten Ort, wenn Sie sich mir anvertrauen wollen.“

„Nein, nein,“ sagte Magdalene, ablehnend bis in die unwillkürlich ausgestreckten Fingerspitzen; sie dachte an irgend ein Vergnügungslokal, dessen Besuch ihr emancipiertes Wesen auch den anständigen Russinnen erlaubt.

„O, Sie haben keine Ahnung davon, was ich meine. Es handelt sich um eine religiöse Versammlung — auf mein Wort — Betstunde, Predigt — Singen inspirierter Lieder und dergleichen Zeugs.“

„Warum sagten Sie denn ‚einen amüsanten Ort‘?“ fragte Magalene mißtrauisch.

„Ah, Sie pedantische Deutsche! Ich werde gemeint haben: unterhaltend — hier ist eine Sekte meiner Landsleute vertreten, wie ich jetzt erst gehört habe, ... nennen sie sich“ — sie sprach mit geläufiger Slavenzunge ein unmöglich im Gedächtnis zu behaltendes Wort aus — „das heißt so viel wie die Allerersten, verstehen Sie?“

„Nein, ich verstehe nicht,“ sagte Magdalene mit einem Eigensinn, den sie zuweilen zur Abwehr gegen die Kervo kehrte.

Es ist nicht abzusehen, wie ihr Leben sich gestaltet haben würde, wenn sie an diesem Abend abwehrend und eigensinnig geblieben wäre: jedenfalls stand sie, ohne es zu ahnen, in diesem Augenblick an einem Wendepunkte. Mit den „Allerersten“ sei es auf ein Heranziehen der ersten Bekenner des Christentums zum Vergleich abgesehen, belehrte die Kervo jetzt ungefähr, der Urgemeinden, von den Aposteln oder ihren unmittelbaren Nachfolgern gestiftet; diesen eifere jene Sekte nach. „Sie nehmen es furchtbar ernst,“ fügte sie hinzu, „und ich dachte, da Sie selber eigentlich eine so ernsthafte kleine Person sind, so fänden Sie dort Ihre Rechnung. Ihren Saal haben sie gar nicht weit von hier — die dritte mit dieser parallele Straße ist's — die kurze, stille Straße, wissen Sie — ich vergesse immer den Namen.“

Vielleicht daß die Kürze des Weges Magdalene verlockte und daß sie dazu dachte, was in jener so übersichtlichen und anständigen Straße vor sich gehe, könne wenigstens nichts Lichtscheues sein; genug, die Kervo merkte an ihrem Gesichtsausdruck, wie sie die Sache in Erwägung zog. Ein Zweifel kam ihr noch. „Wenn das nur Landsleute von Ihnen unter sich sind, so werden sie nicht deutsch sprechen,“ sagte sie zögernd.

„Doch; deutsch und französisch, aber freilich auch russisch,“ erwiderte die Kervo. Und beiläufig fügte sie hinzu: „Ich bin einmal mit Alexandroff dagewesen.“

„Wird er heute auch dort sein?“ fragte Magdalene.

Die Kervo sah sie an und lächelte. „Was haben Sie denn gegen ihn?“ Die Antwort Magdalenes lautete bestimmter, als die Kervo erwartet haben mochte: „Ich habe nichts gegen ihn, aber ich schließe mich Ihnen beiden zu abendlichen Gängen gewiß nicht wieder an.“

„Sie sind gut,“ sagte die Kervo und lachte. „Alles klipp und klar — das mag ich gerade an Ihnen. Sie können sich aber beruhigen: ich habe Alexandroff seit einer Ewigkeit nicht gesprochen. Es wäre der reinste Zufall, wenn er dort wäre, und wir schickten ihn dann einfach fort, sobald er nachher mit uns gehen wollte. Ja, ja, das verspreche ich Ihnen.“

Es wurde ein seltsamer Abend, der aber einen großen Eindruck auf Magdalene machte. In dem Saal mit seinen hohen Fenstern, die auf einen stillen Hof gingen, eine Versammlung von etwa hundert Personen, Männer und Frauen, meistens jung, aber auch Greisenköpfe beiderlei Geschlechts dazwischen. Auf der großen Plattform, die das obere Ende des Saales einnahm, ein einfacher Tisch mit einer Decke, und hinten Stühle im Halbkreis, auf denen eine Anzahl Personen, auch wieder Männer und Frauen, Platz genommen hatten. Das waren die Veranstalter und geistigen Leiter des Ganzen, eigentümliche Typen, besonders ein Alter, ein Tolstojkopf mit struppigem grauem Haar und Bartwald und einem stieren Ausdruck, wenigstens so lange, wie das massive Bauerngesicht in Ruhe war. Von diesen ernsthaften Leuten erhob sich nun der eine und andere oder die eine und andere, trat an den Tisch und sprach ruhig zu der Versammlung, die

still und mit gehaltenen Mienen zuhörte. Es wurde zunächst deutsch gesprochen; Magdalene, hinten im Saal neben der Kervo sitzend, hörte zu mit der lässigen Aufmerksamkeit, die man einem völlig Unbekannten und Zweifelhaften zunächst einmal zollt, bald aber saß sie selbstvergessen da und verlor kein Wort. Es herrschte unter den ersten zwei, drei Sprechern und Sprecherinnen — eine Frau war darunter — eine auffällige Gemeinsamkeit des Typus und der Redeweise: sie waren alle mittleren Alters und unscheinbar im Äußeren und sprachen völlig ohne rhetorischen Schmuck, die Sprache des alltäglichsten Lebens. Und gerade auf diese Weise eingekleidet machte das Thema, das sie alle variierten, vielleicht um so mehr Eindruck: das grenzenlose Elend, in dem enorm große Menschenmassen auf Erden dahinleben, war nämlich allein der Gegenstand, der hier erörtert wurde. Dabei griffen diese Vortragenden, denen ein erfahrener Hörer die Routine eben hieran wohl bald abgemerkt hätte, in ihrer nachdruckslosen Art in allen Ländern und Weltteilen herum, um Belege für ihre Sätze beizubringen: die trostlose Arbeitssklaverei der Maschinenweißnäherin in London wurde ebenso bis ins kleinste geschildert wie der aller Menschlichkeit hohnsprechende und doch stets ruhig weiterbetriebene Kinderverkauf der sicilianischen Armen an die Schwefelbergwerke und das Los dieser elendesten Geschöpfe, die nackt und dürftig genährt etwa vier Jahre dessen, was anderwärts die Kindheit ist, unter der Erde an der Arbeit verbringen und dann dem sicheren Tod in die Arme sinken.

Andere wissen diese Dinge; sie haben sie in der Zeitung gelesen unter anderen Unglücksberichten, die um die Spalten zu füllen dastehen und sich so aneinander abstumpfen. Magdalenes Empfänglichkeit für dergleichen war aber noch frisch; sie saß da in Jammer und Grauen, durch und durch erschüttert. Und als jetzt jener Alte sich schwerfällig erhob, an den Tisch trat, die Versammlung mit den erloschenen Augen wie gleichgültig und geistesabwesend anstarrte, dann aber mit einem „Prions, mes amis, prions pour les malheureux, prions pour tous“ langsam in die steifen Knie sank, da kniete mit der Mehrzahl der Anwesenden auch sie nieder, ließ den Kopf über den gefalteten Händen auf der Lehne des Stuhles vor ihr ruhen und gab sich, innerlich aufgelöst wie selten, dem hin, was kommen würde.

Und was kam, war der mächtige Strom der Beredsamkeit, derengleichen sie niemals auch nur für möglich gehalten hätte. Der alte Mann sprach französisch; das Idiom war ihr nicht allzu geläufig; aber es war, als ob der Pfingstgeist der Zungen von diesem Sprecher ausströme, der zu allen Völkern zugleich in ihrer Sprache redet und sich jedem verständlich macht. Er sprach mit Gott, er schüttete in ein allgegenwärtiges Ohr alles das aus, was aus seinem Inneren glühend hervordrang, den Jammer, den Zorn, den Schmerz, das Flehen, das zugleich ein furchtbares Anklagen war, aber er goß das alles doch zunächst in die Ohren seiner Hörer hier aus, wie denn die Form des Gebetes nur eine willkürliche war, um das kaum noch Auszusprechende in Worten preiszugeben.

So floß es von den Lippen dieses seltsamen Mannes eine halbe Stunde und länger in ununterbrochenem Strom glühender Rede, und während derselben wurde von den Hörern nicht ein Atemzug laut; sie mußten wohl alle im Banne stehen. Erschöpft schwieg er endlich, und immer noch wagten alle kaum zu atmen. Fasciniert folgte nun Magdalene allen seinen Bewegungen: wie er, die eingesunkenen Augen noch geschlossen, den Kopf mit dem wüsten grauen Haar zurückgeworfen, sich mühsam am Tisch in die Höhe zog und in den steifgewordenen Knien festigte; nicht eher, als bis er in seinen Sitz hinten zurückgesunken war, kam in die Versammlung wieder Leben und Bewegung.

Und jetzt sah mit einem Mal alles anders aus als vorher: auf den Gesichtern war ein neuer Ausdruck erschienen; auf den alltäglichen selbst etwas wie wilde Spannung. Sie sprachen auch leise untereinander; nicht viel; kurz hervorgestoßene Worte, des Beifalls wahrscheinlich oder mehr noch: einer leidenschaftlichen Zustimmung. Da war nichts von dem kühlen kritischen Verhalten anderer Hörerkreise, in denen jeder, mag auf der Tribüne gesagt werden, was da wolle, sich noch seine eigene Meinung reserviert. Hier waren offenbar alle eines Geistes und er-

kannten in dem leidenschaftlichen Erguß des Alten nur ihr eigenes innerstes Empfinden wieder. Alle? Magdalene streifte jetzt erst die neben ihr sitzende Kervo mit dem Blick. Die hatte doch so spöttisch überlegen gethan, ehe sie kamen: jetzt war Magdalene betroffen, auch sie ernster zu sehen, als ihre Gewohnheit war. Es dauerte sogar eine ganze Weile, ehe sie sich nur auf Magdalene besann und ihr den Kopf zuwandte. Und dann nickte sie, allerdings ein wenig mit dem alten ironischen Ausdruck um den Mund, aber sie war doch blaß, und ihre Nasenflügel bebten; auch vergaß sie offenbar ganz, jetzt etwas zu sagen.

Und nun war die kurze Pause vorüber und der Platz hinter dem Tisch mit der billigen Tischdecke wieder besetzt. Diesmal zuerst stand ein junger Mann da, der begann sofort geläufig, aber für Magdalene unverständlich zu reden: er sprach russisch. Auch ihm hörte der Saal mit voller Aufmerksamkeit zu, aber es war doch ein anderes als vorhin beim Beten des Alten. Hier wurden die Hörer nicht in einem willenlosen Bann gehalten; es schien vielmehr, als steure der Redner geschickt auf den Wogen der Erregung, in die sein Vorgänger ihn wie alle versetzt hatte; er mochte für das entfesselte leidenschaftliche Empfinden jetzt wohl ganz bestimmte Ziele formulieren.

Gut, daß Magdalene diese nicht kannte, gut, daß sie diesen Redner überhaupt nicht verstand. Die Kervo dachte so, während sie mit eigentümlich gespannten Zügen zuhörte, die Lippen fest aufeinander gelegt. Als der Sprecher geendet hatte, sagte sie hastig: „Kommen Sie jetzt, Kleine, es ist genug,“ und von Magdalene unbemerkt flog ein scharfer Blick der Kervo über ihr Gesicht, als ob sie, aller Vernunft und Wahrscheinlichkeit entgegen, fürchtete, die Jüngere könne von dem Inhalt dieses letzten russischen Sermons doch etwas ahnen. Natürlich war das ja unmöglich!

Man stand übrigens jetzt allgemein auf: einzelne schienen auch den Saal verlassen zu wollen, die meisten aber blieben, zu größeren Gruppen gesellt und halblaut eifrig sprechend. Die Kervo, der Magdalene folgte, wand sich durch, dem Ausgang zu. Sie hatte hier und da mit leichtem Neigen des Hauptes jemanden gegrüßt, denn natürlich hatte sie hier unter den Landsleuten Bekannte; jetzt stockte sie ein wenig, so daß sie Magdalene den Weg versperrte, und sagte wie flüchtig verwundert zu einem großen dunklen Herrn, der nahe an der Thür des Saales gestanden hatte: „Et vous aussi?“ — „Pourquoi pas?“ war seine Erwiderung, wobei er aber schon über die kleine Kervo hinweg an Magdalene mit dem Blick haften blieb. Erst als sie vorüber waren — denn die Kervo nickte ihm zum Abschied zu und hielt sich nicht weiter auf —, fiel es Magdalene ein, daß der Fremde sie gegrüßt haben mußte; sie hatte wenig oder gar nicht gedankt; gleichviel, die Sache war so rasch gegangen. Ein großer, stattlicher Mann, etwa wie ein Militär in Civil, sehr gut aussehend eigentlich, aber Magdalene wurde selbst bei dem kurzen Blick auf ihn von einem deutlichen Gefühl der Abneigung erfaßt, vielleicht, weil auf diesem Gesicht das, was hier im Saal vor sich gegangen war, so gar keine Spur hinterlassen hatte. Hier war der Hörer von so vollendeter Weltlichkeit — gedankenschnell ging dem jungen Mädchen das durch den Kopf —, daß an seine Ohren die hammerschweren Worte des Alten vergeblich gepocht hatten.

„Wer war der Herr da eben?“ fragte Magdalene die Kervo hastig und halblaut schon auf der Treppe.

„Er? O — warten Sie — ich vergesse immer den Namen,“ sagte die Kervo, französisch, als ob sie sich noch nicht wieder im Deutschen zurechtfinden könne.

„Aber Sie schienen ihn doch ganz gut zu kennen?“ beharrte Magdalene verwundert.

„Ja, von Berlin her. Herr von — von — Spiegelberg oder so etwas. Aber Sie fragen nur nach ihm, Kleine“ — hier drehte sie sich voll nach der um einen halben Kopf größeren Magdalene um, deren Gesicht und Ausdruck doch irgendwie die wörtlich so unzutreffende Anrede von ihr rechtfertigte, auch in diesem Augenblick. „Ist das alles? was sagen Sie denn sonst?“

„Ach —“ Magdalene preßte jetzt mit einem schweren Seufzer die Hände fest zusammen: „Das ist alles so furchtbar traurig, aber was kann man thun?“

So aufrichtig war die hilflose Traurigkeit der letzten Worte, daß die Kervo sich erleichtert fühlte. Die Deutsche, von echter Mitempfindung zerrissen, fragte: Was kann man thun, um all diesem grenzenlosen Elend abzuhelfen? Die Russin, das war es ja eben, versuchte darauf die Antwort zu geben.

Und zwar durch Lehren des reinsten Kommunismus, wie er krasser niemals gepredigt worden war. Jeder Besitz ein Verbrechen, solange es noch irgend eine Not und einen Mangel auf Erden giebt — das war etwa die Grunddoktrin, aus der sich mit brutaler Konsequenz die weiteren Sätze entwickelten. Daß unter der dynamischen Gewalt dieser Sätze ganz von selber sämtliche Throne der Erde zersplitterten, in Atome zerblasen wurden, das lief gewissermaßen nebenher, war wenigstens bei weitem nicht die Hauptsache.

Für Magdalene, um die Wahrheit zu sagen, wäre es auch nicht die Hauptsache gewesen, wenn auch in ihrem sanften ausgeglichenen Wesen selbst, dafern sie erfahrener gewesen wäre, revolutionäre Klänge geringen Wiederhall gefunden hätten. Sie ahnte ja aber überhaupt nicht, auf was es den Schwarmgeistern, unter denen sie eben verweilt hatte, hauptsächlich ankam. Auf den völligen Umsturz der jetzigen gesellschaftlichen Ordnung nämlich, nur daß sie an diesen von einer ganz anderen Seite herangingen als die déracineurs mit Herrn Alexandroff.

Gedrückt und traurig durch die Bilder hoffnungslosen menschlichen Elends, die ihr so grell beleuchtet vorgeführt worden waren, ging Magdalene an jenem Abend zu Bette, und sie konnte den Druck auf dem Gemüt so bald nicht los werden. In dieser Stimmung nahm auch ihr eigenes Los, über das sonst ihre jungen Augen selber den holden, geheimnisvollen Schimmer der siebzehn Jahre strahlten, eine andere Färbung an. Sie sah es mit einem Mal als das, was es war, das Schicksal der Einsamen, Verwaisten, Verlassenen. Kein Mutterbusen, an den sie in einer trüben Stunde das Haupt legen, keine starke Schulter eines treuen, ruhigen Vaters, an die sie sich anlehnen konnte. Wer liebte sie denn oder sorgte sich um sie, wie andere junge Menschen im Elternhause geliebt und umsorgt werden? Moritz? Sie atmete beklommen beim Gedanken an ihn. Er war wohl seit dem Tode der Mutter — nein, der Pflegemutter — ein paarmal wirklich brüderlich gegen sie gewesen. Brüderlich! aber das war ja Thorheit! In ihrer jetzigen Verfassung wollte sie sich nichts weiß machen, auch nicht, um sich über die innere Not hinwegzuhelfen: Moritz konnte nimmermehr ein echter Bruder für sie sein. Auch hatten hier und da rasche Blicke und Mienen von ihm, besonders neulich bei dem Aufenthalte hier, ganz andere Dinge ahnen lassen, und die waren es eben, die ihr den Atem versetzten. Einem rücksichtslosen Begehren gegenüber, das ein-, zweimal aus seinen Augen geblickt, kam sie sich gerade so bettlerhaft hilflos vor. War sie denn wirklich nur so ein Ding, das er wählen oder verwerfen konnte, völlig wie es in seinem Belieben stand? Daß sie sicherlich nie wagen würde, nein zu sagen, wenn er wollte, und dazu etwas wie eine bange Ahnung hatte, es wäre besser für sie, wenn er nicht wollte, das war noch eine weitere Bitternis dieses Zustandes.

Und das arme Ding mußte mit dem allen allein fertig werden; wen hätte sie denn gehabt, um von ihren inneren Bedrängnissen zu reden? Diejenige, die in einem gewissen, sehr weiten und läßlichen Sinne jetzt Mutterstelle an ihr vertrat, Frau Riedinger, wäre gerade die letzte gewesen. Die blieb sich immer gleich in ihrer freundlichen Gleichgültigkeit. Wer ihr aber ihre etwas trüberen Augen und das mattere Lächeln gewiß angesehen hätte, das wäre Grete gewesen, mit ihrem Herzen voll Wärme für die schlanke Magdalene; Grete war nur gerade jetzt von einem anderen ganz erfüllt: von der bevorstehenden Rückkehr Fritzens, der auf einen langen Urlaub kommen sollte! Das Kind, ruhig in seinem Wesen, aber durch seine Fähigkeit der Liebe und Hingebung gewiß vor vielen ausgezeichnet, lebte nur noch in dem Gedanken an den Bruder. Freilich sah sie gerade jetzt Magdalene Wienandt auch darauf an, daß diese ihren Fritz und Fritz sie nun nächstens kennen lernen würde. Aber da kam zunächst einmal Magdalenes sanfte, dunkle Schönheit in Betracht, die das Kind mit immer neuer Bewunderung erfüllte, diese wurde durch kummervolles Nachdenken einstweilen noch nicht beeinträchtigt.

Einmal besuchte Magdalene Wienandt noch eine Versammlung der „Allerersten“. Die Kervo war gar nicht so besonders willfährig gewesen, sie mitzunehmen oder vielmehr hinzubegleiten, hatte aber am Ende dem Wunsche Magdalenes doch nachgegeben.

Diesmal war, irgendwie, dort alles anders, wenn auch der Saal mit dem Tische und den besetzten Stühlen auf der Plattform denselben Anblick bot und die Anwesenden zum größten Teil dieselben waren wie jenes frühere Mal. War es, daß Magdalene nicht unbefangen und gleichgültig hinkam wie damals, oder war man wirklich heute hier auf einen ganz anderen Ton gestimmt? Die Atmosphäre erschien schwül, dank der seltsamen Aussprüche, die von Anfang an fielen. Und anders als zuvor führte sich auch heute der Alte ein, der, nachdem einige andere gesprochen hatten, wirklich wieder aufstand und wieder über die emporgewandten Gesichter hinweg vor sich hin ins Leere stierte, ehe er begann: „Ce n'est pas seulement la prière qu'il faut, la prière ardente, brûlante — c'est encore autre chose, mes amis, c'est la soif, oui, la **soif** — du martyre!“ Und nun verherrlichte er in furchtbaren Worten den Kampf, das Leiden, das strömende, freiwillig vergossene Blut und den Tod, und je länger er sprach — und allerdings wieder mit derselben fast magnetischen Gewalt über die Hörer — je öfter kehrte das Wort le sang zurück; es war, als ob er ihn mit emporgewandten Nüstern einzöge, den Dunst des roten, lauen Blutes, und sich daran berauschte; es stieg ihm in die Augen, so daß er alles rot sah und nun in diesen blutigen Nebel hineintappend die anderen alle hinter sich her riß.

Auch das junge, unschuldige deutsche Kind auf eine Weile; auch Magdalene folgte ihm schaudernd und von einem wilden, schmerzlichen, lüsternen Verlangen erfüllt, wie es noch niemals durch ihre Adern getobt hatte. Dann aber kam sie langsam wieder zu sich; woran, das hätte sie kaum zu sagen gewußt; vielleicht an den Gesichtern um sie her, von denen einige jetzt wirklich, mit verglasenden Augen und geöffneten Lippen, den wild-blöden Ausdruck des Wahnsinns hatten. Und nun war sie mit einem Mal wie befreit. Wie sie sich jetzt tief atmend steif aufrecht setzte, war diese Bewegung typisch auch für das, was in ihr vorging; von Wort zu Wort des Alten mehr entfremdet und mit steigendem Widerwillen hörte sie, ziemlich aufmerksam allerdings noch, auf das, was immer mehr der Ausbruch eines Deliriums wurde.

Widerwärtig auch die äußeren Symptome desselben. Der alte Mann sprach zuletzt mit schäumendem Munde; dem so hervorgestoßenen Schwall von Worten folgte ein erschöpftes Versagen; da krallten sich seine Finger an dem Tisch fest, als ob er umsinken wollte; und es ging wie ein Zucken und ein Krampf durch seine Glieder. Empört und ängstlich sah Magdalene umher und nach den übrigen hinter ihm auf der Plattform, ob niemand sich anschicke, ihm zu Hilfe zu kommen, da er sich offenbar kaum noch aufrecht zu halten vermochte. Aber die Gesichter dort hinten — abstoßend stumpf und zugleich fanatisch kamen sie Magdalene mit einem Mal vor — schienen nichts zu sehen, was sie zum Beistand angeregt hätte. Endlich geschah denn doch das von Magdalene Gefürchtete: der Alte, gerade mit emporgereckten Händen gestikulierend, fiel zurück; ob er wirklich zu Boden geschlagen war, konnte sie nicht sehen, denn jetzt waren einige seiner Gefährten neben ihm; auf eine fast mechanische Weise legten sie Hand an und setzten ihn wieder auf seinen Stuhl; zwei, dicht neben ihm, hielten ihn in dieser Stellung; und schon gab kaum jemand mehr auf sie acht, denn ein anderer Redner war hinter dem Tisch erschienen.

Magdalene aber hatte genug. „Ich gehe,“ sagte sie sehr bestimmt zur Kervo, fühlte aber mit Erstaunen, wie diese sie festhielt und zwar ganz ernstlich. „Jetzt dürfen Sie nicht,“ flüsterte die Russin dabei eindringlich, „auf keinen Fall, Ihrer selbst wegen ... ich sage Ihnen nachher den Grund. Sie wollten ja selbst her, nun müssen Sie auch bis zur Pause aushalten.“

Magdalene sah ein, daß sie nachgeben mußte. Was jetzt gesprochen wurde, konnte ihr übrigens gleichgültig sein, da es in russischer Sprache geschah. So saß sie in gezwungener Ergebung, unzufrieden mit sich selbst, daß sie gekommen war, und jetzt zunächst einmal nichts mehr herbeisehnend als

den Augenblick allgemeiner Bewegung und des Erhebens von den Stühlen, der denn auch endlich eintrat. Und allsogleich wendete sich die Kervo nach links, einem Seitenausgang zu, der bisher immer auch benutzt worden war. Heute aber war diese Thür verschlossen; die Kervo verlor darüber kein Wort, wie sie denn mit einer gewissen Absichtlichkeit sich jetzt im Abgehen um Magdalene gar nicht bekümmerte, in der richtigen Voraussicht jedenfalls, diese werde ihr schon von selber auf dem Fuße folgen. Erst im Treppenhause fanden sie sich wieder nebeneinander, und nicht eher als auf der stillen Straße sprach die Kervo zu ihrer Begleiterin.

Es geschah im gewöhnlichen kaltblütigen Tone: „So weit wären wir; wir dürfen nicht wieder hingehen. Meine lieben Landsleute sind toll," sagte sie kurz.

„Das habe ich auch gemerkt," erwiderte Magdalene. „Das Zuhören war mir eine Qual; ich wollte, ich wäre nicht dort gewesen —"

„Ich auch —" schob die Kervo dazwischen.

„Warum wollten Sie nicht, daß wir uns gleich nach dem Anfall des alten Mannes entfernten?" fragte Fräulein Wienandt.

„O —" die Kervo zögerte, wie überlegend, wie viel sie sagen sollte. Dann aber fuhr sie fort: „Ich hielt es nicht für nötig, daß wir uns besonders bemerklich machten ... die Polizei war da ..."

„Die Polizei?" wiederholte Magdalene harmlos verwundert. „Die wird aber von dem, was gesprochen worden ist, gewiß nicht viel verstanden haben."

Das war richtig genug. Die Kervo lächelte, ihr dünnes Lächeln. „Sie kleiner Schlaukopf; russisch und französisch spricht der Dresdener Schutzmann ja wohl nicht; dafür giebt es dann andere Leute." Sie legten den kurzen Weg nach dem Riedingerschen Hause rasch zurück; zu guter Letzt fragte die Kervo noch: „Der große schwarze Herr, der mich neulich begrüßte ... wir sprachen ein paar Worte zusammen, erinnern Sie sich —"

„Ja, ich weiß, wen Sie meinen," sagte Magdalene, während die Empfindung des unangenehmen Eindrucks von damals sich wiederholte.

„War er heute da? haben Sie ihn gesehen?"

„Ich habe ihn nicht gesehen, aber deshalb kann er sehr wohl doch da gewesen sein," sagte Magdalene. „Ich war so froh, als wir gingen — habe nicht rechts und nicht links geschaut."

„Das war gescheit von Ihnen," lobte die Kervo.

(Fortsetzung folgt.)

Charlotte von Stein.
Schattenriß aus Lavaters „Physiognomischen Versuchen“.

Ein neuer Fund
über die
Persönlichkeit der Frau von Stein.

Von
Heinrich Funck.*

(Nachdruck ist untersagt.)

Die Jugendgeliebten Goethes stehen wie fertige Bilder uns vor Augen; so lebhaft und künstlerisch hat uns Goethe ihre Gestalten in „Dichtung und Wahrheit“ geschildert. Wir sehen — mit Herman Grimm zu reden — Friederike und ihr Pfarrhaus wie eine flüchtige Skizze in Wasserfarben, wir erblicken Lotte wie ein sanftes Pastellbild und Lilli wie eine Arbeit Watteaus keck und geistreich hingemalt.

Mit Frau von Stein, Goethes Geliebten in der Glanzzeit seines Lebens, die er nicht mehr in seine Selbstbiographie „Dichtung und Wahrheit“ aufgenommen, deren Bild zu entrollen er vielmehr der sinnenden Nachwelt überlassen hat, verhält es sich anders. Von ihr hat seine Meisterhand in keinem seiner Geisteswerke ein Porträt entworfen. Von ihr gewinnen wir kein äußeres Bild für unsere Phantasie, das Geistige tritt zu sehr hervor in ihr. Auf einen hohen Grad geistiger Bildung laufen auch jene feinen Züge hinaus, die Goethe aus dem Schattenrisse Charlottes herauslas, den er im Sommer 1775 mit Lavater in Zürich in dessen physiognomischer Sammlung studierte. Er gab dem Umriß folgende physiognomische Auslegung: „Festigkeit, gefälliges unver-

* Der folgende Aufsatz beruht in dem Neuen, das er bringt, auf noch ungedruckten Originalschreiben J. G. Zimmermanns an J. C. Lavater, welche sich im Besitz der Züricher Stadtbibliothek befinden.

ändertes Wohnen des Gegenstandes, Behagen in sich selbst, liebevolle Gefälligkeit, Naivetät und Güte, selbstfließende Rede, nachgiebige Festigkeit, Wohlwollen, treubleibend, siegt mit Netzen."*

Die Silhouette, der Goethe eine solche Deutung gab, hatte Lavater von dem Arzt und Schriftsteller J. G. Zimmermann, einem der ersten Förderer seines großartig angelegten physiognomischen Werkes, erhalten. Der hannoversche Leibmedikus hatte die Frau des weimarischen Oberstallmeisters von Stein im Sommer 1773 im Bad Pyrmont kennen gelernt, wechselte seitdem Briefe mit ihr, rühmte gegen Lavater ihren Scharfsinn, ihre Welt- und Menschenkenntnis, ihre Lebensphilosophie und nannte sie in seinen Briefen an ihn seine sehr gute, seine vortreffliche Freundin, die welt- und himmelsvolle Stein. Am 12. Dezember 1774 sandte er dem Züricher Freund für dessen Werk unter vielen anderen Silhouetten auch die der Frau von Stein, und als Lavater in der Folge den Schattenriß verlor oder verlegte — er selbst glaubte, ihn noch nicht erhalten zu haben — schickte ihm Zimmermann am 10. April 1775 noch einmal ein Schattenbild der interessanten, anmutigen Frau. Der Kommentar aber, den Zimmermann der Silhouettensendung vom 12. Dezember 1774 hinzugefügt hatte, den wohl auch Goethe zu Gesicht bekam, als er, ein treuer und ausgezeichneter Mitarbeiter an Lavaters Physiognomik, mit ihm im Sommer 1775 in Zürich die Porträts durchsah und durchsprach, dieser bis jetzt noch unveröffentliche Kommentar enthält eine sehr interessante Schilderung der Frau von Stein, die deshalb höchst wertvoll ist, weil wir kein größeres Bildnis, nur zwei Zeichnungen, zwei Miniaturen und zwei Schattenrisse von ihr besitzen.

Die beiden Schattenbilder finden sich in Lavaters physiognomischen Werken. Das eine — unsere Abbildung auf S. 182 giebt es wieder — brachte der Physiognomiker in dem 1777 erschienenen dritten „Versuch" seiner „Physiognomischen Fragmente" (S. 314, 2), das andere — es ist etwa um ein Drittel größer als unsere nachstehende Abbildung — in dem 1783 à la Haye herausgekommenen zweiten Bande seines „Essai sur la Physiognomonie, destiné à faire connoître l'homme et à le faire aimer" (Tab. XXXIII). Jener Schattenriß in den „Physiognomischen Fragmenten" ist vermutlich ein Abdruck der

Charlotte von Stein.
Schattenriß aus Lavaters „Essai sur la Physiognomonie".

* Vergl. Weimarer Ausgabe der Briefe Goethes (2, 280) Nr. 347 und Heinrich Funck, Zu Goethes Briefwechsel mit Lavater und dessen Gattin, im vierten Hefte der Zeitschrift für Litteraturgeschichte „Euphorion" VI, 1900, S. 763 f.

Silhouette der Frau von Stein, welche Zimmermann am 12. Dezember 1774 und dann abermals am 10. April 1775 nach Zürich gesandt hat.

Berlin befindlichen Miniaturporträts wurde den Lesern unserer Monatshefte im Mai 1894 geboten. Das Bild, das wir jetzt nach sechs Jahren nachstehend wiederholen, zeigt un-

Charlotte von Stein.
Nach dem Elfenbein-Miniaturgemälde von Karl Freiherrn von Imhoff.

Die eine der beiden Miniaturen ist ein Elfenbeinbildchen von der Hand des Freiherrn Karl von Imhoff, der mit der jüngeren Schwester der Frau von Stein vermählt war. Eine Wiedergabe und Beschreibung dieses in der Sammlung von Dallwitz in

verkennbare Ähnlichkeit mit der Silhouette in Lavaters Physiognomischen Fragmenten.

Die andere Miniatur stammt aus dem Nachlasse einer im höchsten Alter vor etwa zehn Jahren verstorbenen Frau, die selbst oder deren Mutter einst bei den Damen

Charlotte von Stein.
Nach einem Elfenbein-Miniaturgemälde im Goethe-Nationalmuseum zu Weimar.

Stein-Imhoff im Dienste stand. Sie befindet sich im Besitz des Goethe-Nationalmuseums zu Weimar. Das Bildchen mißt 33 × 22 mm, ist (von wem, konnte bisher nicht ermittelt werden) ebenfalls auf Elfenbein gemalt und wurde lange als Armband getragen; daher sind seine Farben ziemlich verblaßt. Unsere vorstehende Abbildung, welche das Bildchen vergrößert wiedergiebt, ist nach einer recht guten Reproduktion in Heinemanns „Goethe“ (zweite Auflage 1899, Seite 283) hergestellt worden.*

Von den beiden Zeichnungen endlich, die wir oben erwähnten, wird die eine in Kochberg, die andere auf Schloß Greifenstein aufbewahrt. Das schon öfters reproduzierte Kochberger Bild ist eine Silberstiftzeichnung, welche Frau von Stein selbst 1790 zwischen zwei Spiegeln anfertigte. Das Bild auf Schloß Greifenstein, welches Fielitz in seiner Ausgabe der Briefe Goethes an Frau von Stein (1883, I.) in einer wohlgelungenen Heliogravüre der Öffentlichkeit übergab, wurde 1796 von Dora Stock, Körners Schwägerin, gezeichnet. Dora Stock scheint ihre Zeichnung nach jenem Selbstbildnis und zugleich nach dem Leben angefertigt zu haben, wie eine Vergleichung unserer untenstehenden Abbildung und der auf S. 186 auf den ersten Blick ergiebt.

Hiermit wäre die Reihe der bekannten Bilder der Frau von Stein erschöpft. Zeitgenössische bedeutsame Schilderungen ihrer Persönlichkeit besaßen wir bisher nur zwei. Als Schiller 1787 nach Weimar kam, erklärte dieser scharfe Beobachter und Kritiker der Weimarer hohen Gesellschaft Körner gegenüber, die Stein sei eine wahrhaft eigene, interessante Person. Schön könne sie nie gewesen sein, aber ihr Gesicht habe einen sanften Ernst und eine ganz eigene Offenheit. Ein gesunder Verstand, Gefühl und Wahrheit lägen in ihrem Wesen. Und im folgenden Jahr schilderte Knebel seiner Schwester Henriette Charlottes eigenartiges Wesen: „Reines, richtiges Gefühl bei natürlicher, leidenschaftsloser und leichter Disposition haben sie bei eigenem Fleiß und durch den Umgang mit vorzüglichen Menschen, der ihrer äußerst feinen Wißbegierde zu statten kam, zu einem Wesen gebildet, dessen Dasein und

Charlotte von Stein. Selbstbildnis.

* Die Angaben über die Miniatur und die Bemerkung über ihre Reproduktion bei Heinemann verdanke ich dem Direktor des Goethe-National-Museums zu Weimar, dem Herrn Geheimen Hofrat Dr. Carl Ruland.

Art in Deutschland schwerlich oft wieder zu stande kommen dürfte. Sie ist ohne alle Prätension und Ziererei, gerad, natürlich, frei, nicht zu schwer und nicht zu leicht, ohne Enthusiasmus und doch mit geistiger Wärme, nimmt an allem Vernünftigen Anteil und an allem Menschlichen, ist wohl unterrichtet und hat feinen Takt, selbst Geschicklichkeit für die Kunst."

Die beiden angeführten Charakteristiken wurden von Schiller und Knebel zu einer Zeit gegeben, da das Band der Seelenfreundschaft zwischen Charlotte und Goethe schon zerrissen war. Die Beschreibung der Frau von Stein hingegen, welche Zimmermann für Lavater entwarf und welche hier zum Abdruck gelangt, wurde von dem hannoverschen Leibarzt nicht ganz ein Jahr vor Goethes Eintritt in Weimar zu Papier gebracht.

Sie findet sich in Zimmermanns noch ungedrucktem, „Hannover 25. Nov. — 12. Dec. 74" datiertem Schreiben an Lavater, das die Züricher Stadtbibliothek im Original besitzt, und ist in folgende Worte gefaßt: „Frau Kammerherrinn, Stallmeisterinn und Baronesse von Stein aus Weimar. Sie hat überaus große schwartze Augen von der höchsten Schönheit. Ihre Stimme ist sanft und bedrückt. Ernst, Sanftmuth, Gefälligkeit, leidende Tugend und feine tiefgegründete Empfindsamkeit sieht jeder Mensch beym ersten Anblick auf ihrem Gesichte. Die Hofmanieren, die Sie vollkommen an sich hat, sind bey ihr zu einer sehr seltenen hohen Simplicität veredelt. Sie ist sehr fromm, und zwar mit einem rührend schwärmerischen Schwung der Seele. Aus ihrem leichten Zephirgang, und aus ihrer theatralischen Fertigkeit in künstlichen Täntzen würdest Du nicht schließen, was doch sehr wahr ist, daß stilles Mondenlicht und Mitternacht ihr Hertz mit Gottesruhe füllt. Sie ist einige und dreißig Jahre alt, hat sehr viele Kinder, und schwache Nerven. Ihre Wangen sind sehr

Charlotte von Stein. Zeichnung von Dora Stock.

roth, ihre Haare gantz schwartz, ihre Haut Italiänisch wie ihre Augen. Der Körper mager; ihr gantzes Wesen elegant mit Simplicität."

Auf der Rückreise aus der Schweiz traf Goethe in der zweiten Juliwoche 1775 in Straßburg mit Zimmermann zusammen. Dieser zeigte ihm auch die Silhouette der Frau von Stein. Goethe schrieb darunter: „Es wäre ein herrliches Schauspiel zu sehen, wie die Welt sich in dieser Seele spiegelt. Sie sieht die Welt, wie sie ist, und doch durchs Medium der Liebe. So ist auch Sanftheit der allgemeine Eindruck." Nicht richtig nahm man bisher an, daß Goethe, als er diese Worte niederschrieb, zum erstenmal ein Bild von Charlotte von Stein gesehen habe.

Mit diesem bekannten Urteil Goethes über die Silhouette der Frau von Stein stimmt überein, was Zimmermann in der mitgeteilten Stelle von Charlotte bezeugt, daß Ernst, Sanftmut und tiefgegründete Empfindsamkeit jeder Mensch beim ersten Anblick auf ihrem Gesichte sehe. Wenn Zimmermann ferner von ihr sagt, daß sie Augen von der höchsten Schönheit habe und sehr fromm sei, so erinnern wir uns, daß Frau von Stein von Graf Fritz zu Stolberg „die schönaugigte" und von Goethe einmal „frommes Kind" genannt wird. Dagegen wurde nirgends bisher mitgeteilt, und es ist auch aus dem ziemlich verblaßten, nur 33 × 22 mm messenden Elfenbein-Miniaturgemälde, auf welchem das Auge z. B. kaum so groß wie eine Stecknadelspitze ist, allein nicht ersichtlich, daß sie schwarze italienische Augen, ganz schwarze Haare, sehr rote Wangen und den Teint einer Italienerin hatte. Doch gewinnt man, wie mir der Direktor des Goethe-National-Museums, Herr Geheime Hofrat Dr. C. Ruland in Weimar, mitteilt, wenn man an der Hand der von mir aufgefundenen Beschreibung der Frau von Stein das Bildchen genauer untersucht, den Eindruck, daß die Angaben Zimmermanns über Charlottes Augen, Haare und Teint dadurch bestätigt werden. Endlich ist auch bemerkenswert, daß Zimmermann ihren leichten Zephyrgang, ihre theatralische Fertigkeit in künstlichen Tänzen, ihre Eleganz und hohe Simplicität hervorhebt.

Meint man nicht allen Reiz der anmutigsten Bewegung auch der schlanken, biegsamen Gestalt anzufühlen, in der Frau von Stein auf dem von ihrem Schwager geschaffenen Miniaturbilde erscheint? Und ist es nicht, als ob wir in der auf diesem Bilde im aufdämmernden Mondlicht dasitzenden holden Frauengestalt eine Illustration vor uns hätten zu dem Satze Zimmermanns, daß stilles Mondenlicht und Mitternacht Charlottes Herz mit Gottesruhe füllten?

Zimmermanns in wenige Worte gefaßtes Bild ergänzt in willkommenster Weise die Lücken, welche Zeichnung, Miniatur und Schattenriß übrig lassen, ja es enthält Züge, die auch der Pinsel des größten Künstlers nicht wiederzugeben vermocht hätte und die deshalb wohl verdienten, an dieser Stelle der weiteren gebildeten Leserwelt mitgeteilt zu werden.

Santa Cruz auf Teneriffa von der See aus gesehen.

Santa Cruz und Las Palmas,

zwei Kronjuwelen des Südens.

Von

F. Hutter.

(Nachdruck ist untersagt.)

Wenn nach langem, strengem Winter endlich wieder der erste milde Lenzhauch über die erstarrte Erde streicht, wenn langsam, zögernd die Natur sich wieder mit frischem Grün schmückt, erst eine vereinzelte Vogelstimme fast schüchtern in das Schweigen der Natur hineinklingt und endlich der Frühling eingezogen ist in aller seiner Pracht, so weitet sich wohl unser Herz, und wir werden nicht müde, mit Auge und Ohr das liebliche Bild in uns aufzunehmen. Wenn wir im Hochland von der Region der Saaten durch die Laub- und Nadelwälder in die des duftenden Berggrases, bis hinauf in die unwirtlichen Felsschroffen und höher, immer höher in das Gebiet von Eis und Schnee klimmen und von starrer Bergesspitze wieder hinabsteigen in die grünenden Thäler, so wirkt sicherlich das Bild, das kaleidoskopisch vor unseren Blicken sich mählich wandelt, tief auf Sinne und Gemüt.

Hier wie dort erleben wir die Wandlungen mit, die langsam, faßbar vor unseren Sinnen vorüberziehen, und ein harmonischer Gesamteindruck haftet in unserem Erinnern.

Tiefer, nachhaltiger, weil schroffer und überwältigender, packt uns aber die Natur, wenn sie in unvermittelten Gegensätzen ihre unendliche Vielgestaltigkeit dem staunenden Menschen weist. Die Gegensätze sind es, die am stärksten wirken in der Gegenwart und damit auch in der Erinnerung: das weiß der Künstler, das weiß die große Künstlerin Natur, der der Mensch auch dies Geheimnis abgelauscht hat.

Eis und Schnee des Nordens — glühendste Lebens- und Farbenpracht der Tropen: den unauslöschlichen Eindruck dieser beiden schroffsten Gegensätze gewährt eine Fahrt durch den Atlantic von der Nordsee zu den Kanarischen Inseln in den Wintermonaten. Nur der gestirnte Himmel und die Temperatur sind die Zwischenglieder.

Mir war es vergönnt, auf meiner Ausreise nach Kamerun, auf der die Kanarischen Inseln die erste Etappe beim Eindringen in

die Tropen sind, bis fast zur Stunde, wo diese Eilande in Sicht kamen, auch des hinüberleitenden letzteren Momentes entbehren zu dürfen, nur das Firmament ließ ahnen, daß der Kiel des Schiffes dem Süden zuzog: hinter uns senkte sich der Polarstern, und der große Bär, noch bei Homer ἄμμορος ὠκεανοῖο, „unteilhaftig der Salzflut", tauchte seine Sterne nacheinander ins Meer.

Schneestürme jagten unser Schiff aus der Nordsee durch den Kanal, Regenböen schüttelten uns im Golf von Biscaya und gaben uns bis 38 Grad nördl. Breite, also über die Höhe von Lissabon hinaus, das Geleit.

In zwei Tagen längstens sollten wir die Kanarien anlaufen, und noch verspürten wir wahrlich nichts vom Süden, von der Nähe der Eilande, denen die Alten schon den Namen der „Inseln der Seligen" beilegten. Endlich klärte sich am 18. März der Himmel etwas, und entschädigend für die langen, so treuen Begleiter aus dem Nordland, bot uns das Südmeer abends seinen schönsten Gruß. Noch hüllten dunkle schwere Wolken das Firmament ein, der schwarze Schiffskoloß zog schweigend seine Bahn: da tauchten in dem weißen Schaum vorn am Bug phosphoreszierend hellblitzende Sterne auf, gleich aufflammenden Lichtern, und nun sprühen auch schon tausend und abertausend dieser Phosphorsterne, durcheinander geschüttelt, in den an der Schiffswand sich brechenden Wassern; feurige Schlangen fahren in gewaltigen Bogen und Kreisen daher, bald weit vorauszüngelnd, dann wieder im Wellenschaum verschwindend: es sind die treuen Schiffsbegleiter, die Delphine, die diese Feuerlinien ziehen.

Prächtig erhob sich am nächsten Morgen der junge Tag. Wie mit einem Zauberschlag sind wir mitten in den sonnigen Süden versetzt. Sonnenklares, mildes Wetter, ruhig die See in tiefer Bläue, und würzige Luft mit leisen Wohlgerüchen umspielt uns und kündigt die Nähe der Perlen des Atlantic an.

Eine neue Überraschung hatten die blauen Fluten, diesmal sandten sie uns lebende Grüße an Deck. Die glatte Fläche, nur in leisem Wiegen wie atemholend bewegt, war mit einemmal lebendig, und ein Schwarm weißglitzernder Dinger flatterte in ungelenkem Fluge daraus hervor über das Schiff weg. Es war ein Rudel fliegender Fische. Drüben auf der anderen Seite patschten sie wieder ins Wasser. Einige dieser ungeschickten Vogelfische fielen auf Deck, und im Nu waren sie gefangen. Sie gleichen an Gestalt und Zeichnung der Forelle, ohne die roten Pünktchen. Zwei größere Flugflossen, durchsichtig und fein hinter den Kiemen, ermöglichen ihnen die kurzen Ausflüge aus ihrem eigentlichen Element.

Wir befinden uns mittags auf 31 Grad 31 Minuten nördl. Breite, 14 Grad 22 Minuten westl. Länge und werden also morgen den ersten Schritt in die Tropenwelt machen können.

Den ganzen Vormittag des 20. März herrschte an Bord große Spannung, den Pik von Teneriffa zuerst zu sehen und damit nach zehn Tagen zum erstenmal wieder Land.

Endlich um zehn Uhr kam backbordseits Gran Canaria in schwachen Umrissen in Sicht und um elf Uhr dreißig Minuten Teneriffa. Der Pik hatte sich leider eine Wolkenkappe aufgesetzt, die er auch den ganzen Tag nicht abnahm. An der Nordspitze Teneriffas zeigte sich der Leuchtturm, die schroffen Formen der Lavainsel mit ihren steilen Wänden, im Sonnenlicht blendend weiß, im Schatten tiefschwarz, traten plastischer hervor, schon konnte man im Gestein prächtig glühend gewaltige rote Adern unterscheiden, am Strand wölbte sich eine Felsgrotte, die bald wunderbar in dem Farbenspiel dieses roten Gesteinschimmers, bald in der grünen und blauen Meeresfärbung leuchtete, vor ihr gerade vorüberziehend, gleich weißen Riesenschwänen, zwei spanische Segler. Und nun tritt Santa Cruz, der bedeutendste Hafenort an der Ostseite der Insel, heraus. Wir nähern uns der weiten Bucht, an deren sanft ansteigendem Strand die Stadt liegt, die Berge weichen etwas zurück, um im Hintergrund sich wieder zu schließen. Ein kleines Boot mit der Quarantäneflagge schießt heran, der Anker rasselt in die Tiefe.

Ein paar Tage sollte unser Dampfer hier liegen, und wir beeilten uns, an Land zu kommen, diese kurze Spanne Zeit nach Möglichkeit auszunutzen.

Teneriffa ist die größte der aus zehn größeren und kleineren Inseln bestehenden, etwa hundert Seemeilen von der Westküste

Santa Cruz auf Teneriffa vom Weg nach Laguna aus gesehen.

Afrikas entfernt liegenden Gruppe der Kanarien. Außer Teneriffa sind noch sechs bewohnt: Gran Canaria, Palma, Gomera, Fuerteventura, Lanzarote und Ferro. Allgemeiner bekannt hiervon sind eigentlich nur die größte und die kleinste: eben Teneriffa, wegen seines Piks „Pico de Teyde“, und Ferro, durch welche der Nulllängen-Meridian von den Geographen gelegt war, bis Greenwich an Ferros Stelle trat.

Schon den Alten waren diese Eilande bekannt, die sie die „Inseln der Seligen“ oder „die glückseligen Inseln“ nannten, so herrlich ist das Klima, so vegetationsprächtig ihr Anblick. Juba II., König beider Mauretanien, lieferte zuerst eine genaue Beschreibung dieser Inseln, die Plinius in seiner historia naturalis benutzte. Die Kunde von ihnen war dann im Laufe der Zeiten verschollen, bis sie gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts von Genuesern wieder aufgefunden wurden. 1402 landeten kastilische Seefahrer auf Lanzarote, füllten ihre Schiffe mit Landesprodukten und eingefangenen Eingeborenen, und dies, sowie die glänzende Schilderung, die sie in der Heimat Heinrich dem Seefahrer von dem Klima und dem Reichtum der Inseln machten, reizte die Habgier und den Unternehmungsgeist. Die Normannen, jenes wagekühne Abenteurervolk des Mittelalters, aus dem die Eroberer Englands, Unteritaliens, Siciliens hervorgegangen, dessen Vorfahren mit ihren Drachen-

Las Palmas auf Gran Canaria.

schiffen bis nach Island, Grönland, ja Amerika gesegelt, in Verbindung mit den Spaniern, brachten auch diesen „glückseligen Inseln“ den Untergang ihrer Freiheit. Der seekundige normannische Ritter Johann von Betencourt unterwarf vom Jahre 1417 ab in langen, schweren Kämpfen sämtliche Inseln der Oberherrlichkeit der kastilischen Krone.

Las Palmas: Plaza major.

Die Verteidiger ihrer Unabhängigkeit, die autochthone Bevölkerung, wurde fast ganz vernichtet und ausgerottet, und nur die Geschichte noch kennt sie. Guanchos haben sie sich genannt, und von ihrer hohen Kultur erzählten die erbarmungslosen Eroberer wunderbare Dinge. Das Museum in Las Palmas, der Hauptstadt von Gran Canaria, enthält Überreste dieser untergegangenen Völkerwelt: schön gearbeitete Holz- und Eisengegenstände und eine ziemlich reichhaltige anthropologische Sammlung, namentlich Schädel der Ureingeborenen. Ausnahmslos sind die auf Teneriffa gefundenen brachy-, jene von Gran Canaria dolicho cephal, was auf zwei grundverschiedene Rassen, die neben- oder nacheinander einst diese Inseln bevölkerten, schließen ließe. Auch Guanchen-Mumien — ein weiterer Beweis für die einstige hohe Kultur — aus den Felsengräbern auf Teneriffa und namentlich auf Gran Canaria enthält diese Sammlung. Die jetzigen Bewohner sind Spanier und Nachkommen der Normannen.

Die ganze Gruppe — vulkanischen Ursprungs — zeigt in geologischer Hinsicht ganz gleiches Gepräge.

In Ketten, geradlinig oder halbkreisförmig, ragen die Vulkankegel empor. Viele davon, gänzlich verwittert, sind in sich unregelmäßig zusammengestürzt und bilden ein gewaltiges wirres Chaos von Fels- und Lavatrümmern, das zum größten Teil eben mit ihrem Verwitterungsprodukt der tropischen Vegetation die denkbar günstigsten Existenzbedingungen gewährt. An manchen Stellen ragen zackige, kahle, imposante Steinmeere in die Tropenpracht hinein. Die anderen, in ihrer äußeren Form noch erhaltenen, aber erloschenen Vulkane — nur aus den Spalten des de Teyde steigt bisweilen noch Rauch auf — haben alle auf dem Gipfel der stetig nach allen Seiten abfallenden größten Erhebung eine kesselförmige Vertiefung, „La Caldera“ genannt, und auf den Abhängen ein strahlenförmig auseinandergehendes System tief eingerissener Spalten, „Barancos“.

Die Vegetation bietet, abgesehen von der üppigen Tropenfülle, ein ganz eigenartiges Bild durch die abgegrenzten, ganz verschiedenen Zonen, von der reifenden Palme am Meeresufer bis zur Alpenflora der höchsten Berge. Alte Schulerinnerungen tauchen da wohl vor unserem Geiste auf. Eine kleine Nebenkarte Afrikas, das vor fünfundzwanzig Jahren so ziemlich nur ein großer weißer Fleck war, zeigte den Pik von Teneriffa mit diesen verschiedenen Vegetationsregionen abgebildet, und ich habe damals auch nicht gedacht, daß das Original zu schauen mir später einmal vergönnt sei. Alexander von Humboldt und Leopold von Buch, die gründlichsten Pflanzenforscher dieser Inselkette, schildern diese Gegenden folgendermaßen: „Bis 1200 Fuß Meereshöhe reicht das Gebiet der afrikanischen Formen bei einer mittleren Jahrestemperatur von 18 Grad R.; die Banane, die Dattelpalme, der Drachenblutbaum und das Zuckerrohr gedeiht. Dann bis 2600 Fuß bei einer Temperatur von 14 Grad R. erstreckt sich der Gürtel europäischer Kultur mit Weingärten, Mais- und Kornfeldern, Öl- und Kastanienwäldern. Die dritte Region ist die der immergrünen Wälder bis 4100 Fuß bei einer Durchschnittstemperatur von 10 Grad R. Damit schließen die südlichen Formen. Es beginnt nun über der Wolkenschicht bis zu 5000 Fuß und bei 8 Grad R. die Zone der Kiefernwälder (Pinus Can.) und gemeiner Farnkräuter, worauf man unter der Temperatur von 4 Grad R. bis 10300 Fuß in die Region der Retama blanca eingeht, eines diesen Gegenden eigentümlichen Spartiums, das in Gesellschaft des Cedernwacholders und der einzigen Alpenpflanze, Arabis alpina, vorkommt. Charakteristisch für die beiden letzten Zonen sind große Trockenheit und mehrmonatlicher Schneefall. Die letzten Höhen, in die nur der Pico de Teyde hinaufragt, sind ohne alle Vegetation, reichen aber noch nicht in die ewige Eisregion hinein.“

Las Palmas: Straßenbild (Wäscherinnen).

Und die Tierwelt in diesem Vegetationsbild? Bis hinauf zur Waldregion bevölkert Busch und Feld die zierliche Fringilla Can., unser wohlbekannter Kanarienvogel, der sich

Gran Canaria: Auf der Straße von Las Palmas nach Tafira.

ja schon seit dem sechzehnten Jahrhundert bei uns als häufigster Zimmervogel fast das Bürgerrecht erworben hat. Auf den Inseln seiner Heimat ist sein Federkleid etwas anders gefärbt, als er es bei uns trägt. Am Rücken grünlichgelb, am Bauch goldgelb, spielt er an den Seiten in Aschgrau mit braunen, länglichen Streifen. Das ist wohl eine unscheinbarere Tracht als die, welche sein Bruder in der Sklaverei trägt, aber umgeben von der Blütenpracht und den Düften seines Vaterlandes ist das grüne Vögelchen schöner in seiner Freiheit als der schönste goldig gefiederte Gefangene.

Zu der eigenartigen kanarischen Ziege und den sonstigen gleichen Haustieren wie bei uns treten hinzu der Maulesel, der Esel und das Dromedar, dieses aus Afrika eingeführt. Afrika sendet auch ab und zu noch andere Gäste herüber. Wenn in den afrikanischen Trockenzeiten — unserem Winter — aus der Sahara die Milliardenheere der Wanderheuschrecken sich erheben, um über den ganzen Kontinent zu streichen, geschieht es wohl bisweilen, daß die letzten Trümmer der nach Westen ziehenden Wolken übers Meer getrieben auf die Kanarischen Inseln fallen. Wenn man, wie ich, diese kilometerbreiten Züge in Südadamaua hat anfliegen sehen, so kann man sich wohl denken, daß die ans Meer getriebenen Schwärme immerhin noch so zahlreich sind, daß ihre letzten Ausläufer über die etwa achtzig Seemeilen breite Straße zwischen Goree und den Kanarien, vom Winde gejagt, letztere noch erreichen.

Eine Fahrt von Santa Cruz über Laguna nach Orotava auf der Westseite Teneriffas bietet ein unvergeßlich schönes Bild. „Ein Wagen stand bald bereit" — ich führe wörtlich mein Tagebuch an, giebt ja doch dieses, unmittelbar unter den gewonnenen Eindrücken niedergeschrieben, wohl auch das unmittelbarste und anschaulichste Bild — „klein, niedrig, mit drei kleinen mageren Pfer-

den bespannt, die ganz kurz und fest nebeneinander geschirrt sind, so daß man kaum glaubte, daß sie sich ordentlich bewegen können. Aber da täuschten wir uns, den ganzen Weg, der sich bergan bis zur Paßhöhe, auf der Laguna liegend, in Serpentinen hinanzieht, ging's stets im scharfen Trab, lange Strecken im Galopp! Die Straßen von Santa Cruz sind eng und schmal, so daß zwei Wagen sich nur ausweichen können, indem beide den etwas erhöhten Fußsteig benutzen. Die spanischen Häuser bestehen fast alle bloß aus dem Erdgeschoß, nur bei einigen ist ein Stockwerk aufgesetzt, das Dach ist flach und tiefer liegend als die der Straße zugekehrte Mauer und bildet so oben die Esplanada, auf der die Bewohner abends die frische Brise von der blauen See her genießen. Die Hauswände in grellen Farben weiß, rot, gelb, blau, die großen, tagsüber mit schwarzen Läden geschlossenen Fenster, hohe schwarze Thüren ohne Thürklinke; der Mangel jeglichen Schaufensters in den Geschäfts- und Handwerkerhäusern: ein eigenartiger, fast toter Anblick! Läden und Werkstätten wie bei uns giebt es nicht, man tritt durch die hohe Thür sofort in einen großen zimmerartigen Raum, der beides zugleich ist. Das Leben auf der Straße ist während der Hitze des Tages fast ganz ausgestorben, es spielt sich nach dem Inneren zu ab. Jedes nur einigermaßen bessere Haus hat innen einen Garten mit den prächtigen südlichen Bäumen und Blumen. Eine mächtige Dattel- oder Kokospalme ragt in seiner Mitte empor, darunter der kühlende Springbrunnen. Orangenbäume, herrliche Pelargonien- und Vanillesträucher, Lilien, Ofanitros mit ihren großen roten und gelben farbenglühenden Kelchen füllen den Garten.

„Neben dem auf dem holperigen Pflaster dahinrasselnden Wagen lärmt und rennt eine Schar zerlumpter Jungen: ‚una peseta, signore‘ — ‚duos shilling geben mich‘ — ‚ein Mark, ich Deutscher sein‘ — ‚vill Vergnüten — gute Esel, Bismarckesel‘ — und so geht's ununterbrochen fort; dann fährt die Peitsche des Kutschers zwischen die Bande; der Erfolg ist neues verstärktes Geschrei!

„Das Bild, das sich dem Reisenden bietet, wenn man die Stadt verlassen und die Windungen der tadellos aus Lavageröll hergestellten Straße in raschester Gangart zurücklegt, ist großartig, einzig schön. Cochenillepflanzungen rechts und links, Palmen mit ihren schlanken Federkronen im Winde sich wiegend, Drachenblutbäume mit ihren brennend roten und gelben Blüten, kleine Hütten dazwischen, dann die Casa eines reichen Santa Cruzianers, mit prachtvollem terrassenförmig angelegtem Garten; links ragt der Pik in die Wolken. Nun im Galopp um eine scharfe Biegung und ein neues herrliches Bild. Vor uns schroffe Lavaberge, armselige Hütten daran klebend, hart neben der Straße eine wildromantische, zerklüftete Schlucht mit Kakteen, verkrüppelten Palmen, roten, blauen Blumen zwischen dem rotbraunen Gestein. Es ist ein ausgetrocknetes Bachbett, überwuchert von des Südens Pflanzenfülle. Weit drunten Santa Cruz in schneeigem Weiß, darüber hinaus die blaue See mit hellen, weißen Punkten, fernen Segelschiffen. Da kommt ein schwerbepacktes Maultier, links und rechts hängen bis fast auf den Boden große Körbe voll Früchte, Weinschläuche und Zwiebeln; auf dem turmhohen Sattel sitzt mit Grandezza ein zerlumpter Hidalgo, seine Frau, bepackt wie das Grautier, keucht hinter ihm drein. Auf schönem Reitesel mit rotem Ledersattel trabt ein Caballero vorbei; mit der einen Hand hält er den Strick zum Lenken des Tieres, unter dem anderen Arm einen endlos langen, roten Sonnenschirm; die Hose hat sich hinaufgeschoben, die braunen Beine baumeln lang herab, an einem Fuß ein gelber Lederstiefel mit Luftlöchern, am anderen ein nagelneuer Segeltuchschuh mit einem mächtigen verrosteten Rittersporen! Dabei wird auf das Tier eingeprügelt, und bei der Begegnung mit unserem Wagen giebt's zur Begrüßung ein furchtbares Geschrei. Dort geht ein Bauer in eine alte wollene Decke als Poncho gehüllt, da balgen sich Kinder in mehr als mangelhaften Kostümen, Hunde treiben sich umher, in den Steinbrüchen schleppen Arbeiter, rote Schärpen um den Leib, Lavablöcke herbei zum Bau einer Casa.

„An all dem geht's in gleich sausendem Tempo vorüber, hinauf; ein Kirchlein steht auf einem Felsvorsprung im tropischen Blumenschmuck — hinein nach Laguna. Schön ist die Kathedrale mit dem Grabmal des

Adolontado, des Conquistadore und Fondadore von Laguna, gest. 1590. Die ganze Kirche ist mit dunkelrotem Sammet ausgeschlagen, und in zwei ganz eigenartig vogelähnlichen Bronzepilastern brennt das ‚ewige Licht‘ im magischen Schein der Purpurwände.

„Nach kurzer Rast bei kanarischem Sekt, der die ganze einstige Glut der erloschenen Lavafelder getrunken zu haben scheint, ging's weiter über die Plaza del Adolontado mit ihren herrlichen Anlagen und Springbrunnen hinüber nach der Westseite der Insel, hinab nach Orotava. Durch Alleen von Ocanitro, Vanille und Pelargonienbäumen, die die Luft mit ihren Wohlgerüchen erfüllen, führt der Weg. Zwei kleine Ortschaften passiert man: Matanza und Vittoria. Zwei Namen, die auf den Karten der spanischen Kolonien gar häufig wiederkehrend das Geschick der autochthonen Völker zeichnen: Gemetzel und Sieg. Matanza und Vittoria, Santa Cruz und Villa Rica: in diesen vier in Spanien selbst, im spanischen Amerika, im spanischen Afrika oft ans Ohr klingenden Ortsnamen steht uns die ganze Geschichte spanischer Kolonisation vor Augen; aber auch — ihr Urteil! Goldgier und Fanatismus: das waren die Triebfedern, die die spanische Weltmeerritterschaft hinausführten zu ihren Entdeckungsfahrten. Matanza, Vittoria, ‚das waren die ersten Predigten, die der Spanier den Eingeborenen hielt‘; so beginnt der edle Las Casas die Geschichte von Cortez' Eroberungszug durch Mexiko mit bitterer Ironie. Ein ‚Santa Cruz‘ erhob sich dann auf den rauchenden Schlachtfeldern, und von dem mit Goldfieberhaft gegründeten ‚Villa Rica‘ führten die Spanier auf stolzen Galeonen und Silberflotten die Schätze der neuen Welten in die Heimat. Paradiesische Fluren in Wüsten verwandelt, die Männer erschlagen oder bei harter ungewohnter Sklavenarbeit in den Goldgruben dahinsiechend, die Frauen dem rohen Kriegsvolk preisgegeben. Eine hohe Kultur allüberall zertrümmert, dafür das Christentum eines Pater Valverde mit Scheiterhaufen und Folter: so kolonisierte die romanische Rasse! Aber die goldene Flut begrub das eigene Mutterland unter einer Überschwemmung, welche alles Grünen und Leben erstickte, Feldbau und Handel, jeglicher Gewerbefleiß erlahmte und geriet in Verfall, und das spanische Volk glich dem phrygischen König, der alles, was er berührte, in Gold verwandelte und eben durch die Erfüllung seiner Wünsche fluchbeladen und arm mitten unter seinen Schätzen saß.

„Laguna und Orotava sind kleiner als Santa Cruz. Bei Santa Cruz befinden sich zahlreiche Felsengräber, in denen die Guanchen die mumifizierten Leichen ihrer Verstorbenen beisetzten. Einzelne sollen noch erhalten sein, die übrigen befinden sich im anthropologischen Museum in Las Palmas.

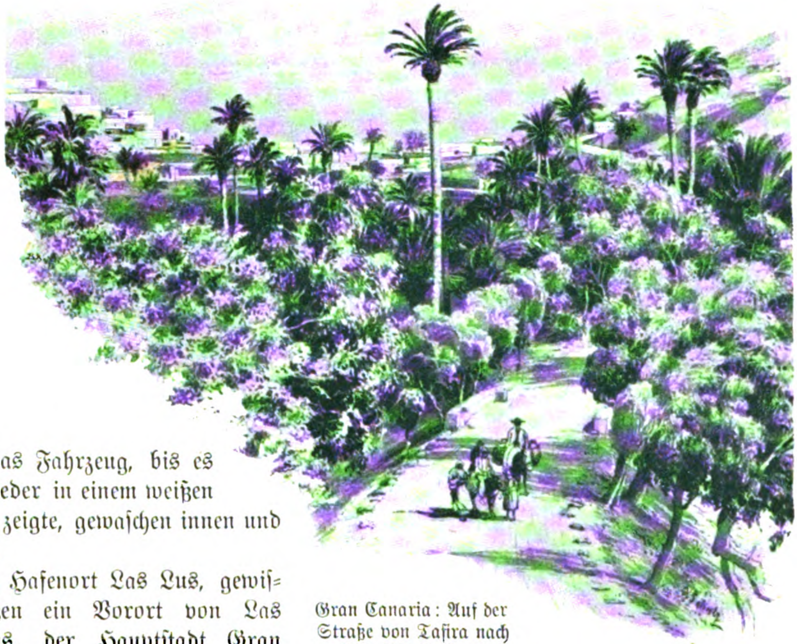
„Hier ließen wir uns in einer Weinschenke das Nationalgericht, das sogenannte Putchére, bereiten: Hammel-, Ziegen-, Ochsenfleisch mit den verschiedensten Gemüsen, namentlich Maiskolben, zusammen gedämpft und mit heißem Olivenöl übergossen.“

Kennzeichnend für die spanische Straßen- und Gesundheitspolizei war folgendes Erlebnis: Bei der Hinfahrt nach Orotava lag auf einer Straße mitten in Santa Cruz ein verendetes Maultier; tags darauf bei der Rückkehr fanden wir es noch an derselben Stelle. Aber was ist da zu verwundern — ich sollte in Las Palmas noch einen ganz anderen schauerlichen Hohn auf jegliche Hygiene kennen lernen.

Die für einen der nächsten Tage geplante Besteigung des Pik konnte ich leider nur bis zur oben geschilderten Zone der immergrünen Wälder (hauptsächlich Lorbeerwälder) ausdehnen, da der Dampfer, der mich an meinen eigentlichen Bestimmungsort, nach Kamerun, bringen sollte, bereits früher als beabsichtigt die Anker lichtete.

Doch auch die zweite Perle des Atlantic durfte ich bewundern. Nach Gran Canaria, der zweitgrößten und fruchtbarsten dieser herrlichen Inseln, richteten wir den Kurs, um dort Kohlen einzunehmen. Einen Tag später lagen wir vor Gran Canaria. Wir eilten, das Schiff zu verlassen und die Insel zu durchstreifen. Auch wenn wir an einer kahlen Felsenklippe angelegt hätten, wären wir an Land gegangen, um der greulichen, schmutzigen Arbeit des Kohleneinnehmens zu entgehen. Puh, wie sah das schmucke Schiff aus, als wir wieder an Bord kamen! Bis in die festverschlossenen Koffer in den Ka-

binen war der schwarze, feine Kohlenstaub gedrungen, und einen ganzen Tag auf der Weiterfahrt gossen die Pumpen Wasserströme über das Fahrzeug, bis es sich wieder in einem weißen Kleide zeigte, gewaschen innen und außen.



Gran Canaria: Auf der Straße von Tafira nach dem Pik Caldera.

Der Hafenort Las Lus, gewissermaßen ein Vorort von Las Palmas, der Hauptstadt Gran Canarias, liegt auf der Halbinsel Isleta, die nur durch eine schmale, sandige Landenge mit der eigentlichen Insel verbunden ist. Eine Dampfstraßenbahn „Tranvia“ verbindet Hafen und Stadt. Wir zogen es jedoch vor, eines der von Teneriffa her wohlbekannten Gefährte zu benutzen, und in beflügeltem Tempo rasten wir Las Palmas zu. Rechts und links gelber Dünensand, in welchem nur ab und zu eine kümmerliche Palme oder ein Kaktus, mit gelber Staubschicht überzogen, haftet. Fuhrwerke, mit zwei, drei Maultieren voreinander gespannt, werden überholt und ganze Wettrennen damit improvisiert, wobei es natürlich ohne Geschrei und Geschimpfe nicht abgeht. Vorbei an einigen Las Palmasianerinnen, die weiße große Kopftücher und Mantillas tragen, während in Santa Cruz fast ausnahmslos die schwarze Farbe vorherrschend ist.

Nach zwei Richtungen fühlt sich der Nordländer überhaupt enttäuscht: einmal glaubt er hier im sonnigen Süden farbenprächtige, leichte, helle Gewänder zu finden; weit entfernt: die größte Einförmigkeit, was Schnitt und Farbe der Kleider anlangt, tritt ihm entgegen. Die Frauen sind in weiße oder schwarze Tücher gehüllt, die Männer tragen höchstens eine rote Schärpe um den Leib geschlungen, und nur selten leuchtet von einem Altan oder einem Dach farbenreichere Gewandung. Dann hält der Nordländer auch fast vergeblich Ausschau nach „schönen Spanierinnen“! Entweder sind sie viel zu dick mit stumpfen Gesichtern, oder es sind abgearbeitete Frauengestalten mit ernsten, strengen Zügen. Ich sah nur wenige schöne Gestalten und edle Gesichtszüge. Jede dieser Damen aber, auch die niedrigste, weiß mit Grazie ihre Mantilla zu tragen.

Las Palmas liegt fast noch herrlicher vor dem erstaunten Auge als Santa Cruz. Terrassenförmig baut sich die Stadt vom Strand aus auf, und dieses imposante Bild schließt mit einer mächtigen krönenden Citadelle hoch oben ab.

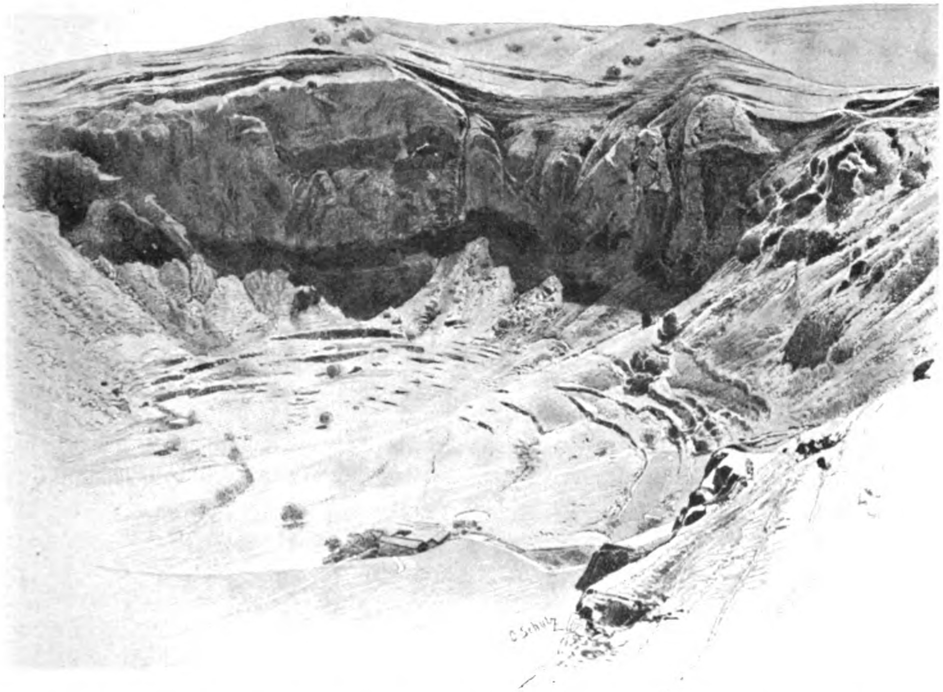
Die Stadt ist größer als Santa Cruz; auch Handel und Industrie sind lebhafter als auf Teneriffa. Getreide, Obst, Baumwolle, Geschmeide, namentlich schön gearbeitete Messer mit eingelegten Emailgriffen, Zuckerrohr sind Ausfuhrartikel. In hoher

Blüte steht auch die Seidenzucht. Das Hauptprodukt aber ist, wie auf Teneriffa, der Wein, der Kanariensekt, der zum größten Teil nach England geht. Beim Kanariensekt läßt schon Shakespeare seinen Fallstaff im „Wilden Schweinskopf“, der uralten Matrosenschenke der City, mit Prinz Heinz zechen; im Krieg der weißen und der roten Rose läßt die Sage den Herzog von Clarence durch seinen Bruder, König Eduard IV., in einer Tonne Kanariensekt ertränkt werden.

Des Nationalmuseums in Las Palmas that ich bereits Erwähnung. Außer den aufgeführten Sammlungen enthält es nichts von besonderem Wert oder Bedeutung, nur die erste, ungefüge hölzerne Buchdruckmaschine, die im Jahre 1596 nach Las Palmas kam, ist vielleicht noch interessant.

Auf Teneriffa hatte ich an einem zwei Tage auf der Straße liegenden Tierkadaver

Bei der Frage nach den „Sehenswürdigkeiten“ der Stadt und Insel ward uns auch unter anderen der sogenannte „Kirchhof der Armen“ genannt. Etwa zwei Stunden von der Hauptstadt entfernt in einem abgeschlossenen Thal ist diese Stätte des Grauens gelegen: der Begräbnisplatz für Arme, solche, die ohne die letzten Gnadenmittel der katholischen Religion aus dem Leben geschieden, und für Verbrecher. Pestartige Dünste verraten weithin seinen Platz, Aasgeier kreisen über diesem Thale. Denn der „Kirchhof“ selbst ist nichts anderes als ein von vier hohen Mauern umschlossener Fleck Erde. An einer Seite lehnt eine Leiter. Und hier werden die Leichen in ihren Kleiderfetzen einfach über die Mauer gestürzt und vermodern, unbeerdigt, in Haufen übereinander liegend, in den verschiedensten Stadien der Verwesung. Und nicht genug, daß eine solche Schandstätte existiert, Photographien davon



Gran Canaria: Der eingestürzte Krater des Pik Caldera (das sogenannte Felsenthal von Atalaja).

Anstoß genommen; hier ward mir ein Anblick zu teil, der zu dem Entsetzlichsten gehört, was ich je — meinen dreijährigen Aufenthalt im Inneren Afrikas mit eingeschlossen — gesehen habe.

sind in den Buchläden der Stadt zu kaufen! Ich habe eine davon mitgebracht: Charnel Pit Las Palmas steht darunter.

Mein militärisches Auge wurde bei einer Wanderung durch die Stadt ergötzt durch

das Bild, das eine des Weges kommende Truppenabteilung bot. Voran ein paar Offiziere, Cigaretten drehend, hinter ihnen die Mannschaft in gleicher Beschäftigung oder rauchend; die Gewehre hatten die Tapferen, weil zu unbequem, dem auch hier das zweierlei Tuch umschwärmenden Pöbel zu tragen gegeben!

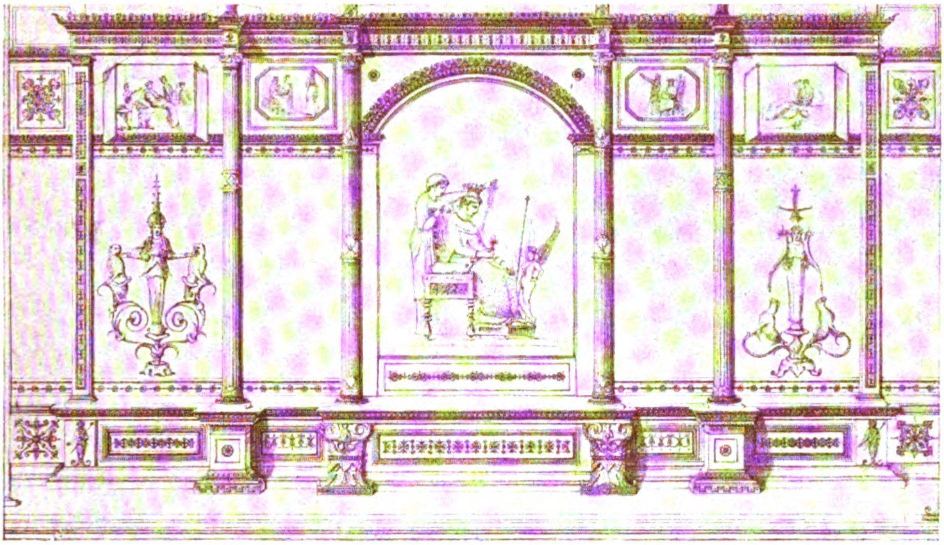
Da mir in Teneriffa eine Besteigung des Piks de Teyde bis zum Gipfel nicht möglich gewesen war, wollte ich dies wenigstens hier an einem der zahlreichen Piks, die ja allerdings nicht entfernt die Höhe jener berühmten weithin sichtbaren Seemarke erreichen, nachholen. Der lohnendste Ausflug ist der nach dem Pico de Caldera, κατ' ἐξοχήν; im allgemeinen heißt, wie erwähnt, la caldera jede kesselförmige Vertiefung auf diesen vulkangebildeten Inseln.

Die photographischen Ansichten eines Teiles des herrlichen Weges geben wohl ein besseres, anschaulicheres Bild als viele Worte. Wie auf Teneriffa führt die Straße in langen Serpentinen, zum Teil in hohe Lavawände eingesprengt, und jede Biegung entfaltet neue großartige Naturschönheiten. Hier liegt eine Casa in einem Palmenthale, von Bananenhainen umgeben, dort zieht sich hoch auf schroffem Felspfad eine Karawane von acht bis zehn Reitern auf Maultieren hintereinander hinauf zu den kahlsten Höhen, den Weg fassen Yucca und Kakteen mit ihren leuchtenden Blüten und Blumen in tropischer Größe und Fülle ein. Monte und Matanza, zwei kleine Ortschaften, werden passiert, dann geht's scharf hoch hinauf nach Tafira. Von hier senkt sich die wirklich ausgezeichnete Straße ins Thal von Caldera. Der Wagen wird verlassen und der Anstieg beginnt. In drei Stunden bereits ist der Gipfel erreicht, d. h. man steht an dem Rand eines gewaltigen nach innen in sich zusammengestürzten Kraters.

Was man hier schaut, macht sprachlos durch seine überwältigende Pracht. Gen Westen liegt Las Palmas tief unten am Strand und hinan sich ziehend an den Höhen, darüber hinaus die gelbe Düne, dann folgt Puerta de las Lus, weit drüben Isleta, die weiße Brandung sich daran brechend und zurückrollend in die tiefblaue Flut, nach Nord und Ost die weite See schimmernd im Sonnenglanz, nach Süden El Fondo de Caldera unten in der Tiefe gleich der Riesenarena eines ungeheuren Amphitheaters und zum jenseitigen Kraterrand ansteigend die Fels- und Lavamassen mit dem Blick in eine mächtige klaffende Spalte: das Felsenthal von Atalaja. — In ihm befinden sich wie auf Teneriffa bei Orotava gut erhaltene Felsenwohnungen und Gräber der untergegangenen Guanchen.

Noch voll des Geschauten, trunken von dem ersten Blick in die Welt des Südens, der Tropen, fuhren wir anderen Tags an Bord, zwei Stunden später dampfte das Schiff hinaus, weiter in den Atlantischen Ocean, dem dunklen Kontinent, für mich einer dunklen Zukunft, entgegen.

Ich habe auf meiner Expedition die Tropenwelt am Äquator durch jahrelangen Aufenthalt in der Wildnis kennen gelernt, ich habe sie in ihrer Großartigkeit am Kongo bewundert: — der erste Einblick in sie auf den herrlichen Eilanden der Kanarien war der schönste, der tiefste und nachhaltigste.



Wand eines Brautgemaches aus der Casa Tiberina, Rom. Augusteische Zeit.

Die Wand und ihre künstlerische Behandlung.

Von
Oskar Bie.

I.

(Nachdruck ist untersagt.)

Der Grundzug aller Wanddekoration ist die Überwindung der Wand selbst. Diese Mauer, die am Boden ansetzt und das Dach trägt, ist ein kleines Gefängnis, auf das die internierten Menschen ihre Wünsche und Träume niedergeschrieben haben. Sie suchten sie sich wegzutäuschen. Nicht immer begnügt man sich mit der eleganten Quaderwand in unsichtbaren Fugen, wie sie das fünfte Jahrhundert als letzte Stilisierung cyklopischer Steinmauern ausgebildet hat. In der öffentlichen Halle und im Privatzimmer fängt sie die dekorativen Wünsche des Menschen auf. Die uralte Gliederung der Wand in Sockel, Mitte und Fries ist die erste Projektion des Menschen — eine Projektion seiner eigenen Figur, eine Belebung der Fläche nach seinen eigenen Hauptmaßen. Nun hat die Wand etwas wie Beine, Rumpf und Kopf und ist nicht mehr so stumm. Allerlei Arten werden versucht, sie aus der Starrheit zu lösen. Man nimmt sie als Fläche und zaubert ein Gemälde darauf. Man nimmt sie als Träger und hängt einen Teppich an ihr herunter. Man löst sie in ihre Funktionen auf und holt ihre innere Architektur heraus in Pfeilern und Profilen. Stets will man sie sich wegtäuschen. Aus dieser Täuschung entspringt die Kunst der Wanddekoration. Diese Täuschung ist der Freiheitstraum, den der Mensch auf die Wand projiziert. Zu allen Zeiten spiegelt die Wand eine innere künstlerische Sehnsucht des Bewohners wieder, von den Riesenbildern des Polygnot bis zu den Tapetenmustern des achtzehnten Jahrhunderts, von den luftigen Phantasien Pompejis bis zu den Vertäfelungen der Renaissance, von den bunten Grotesken Raphaels zu dem modernen Uni mit den Landschaften, die in zarten weißen Rahmen darauf hangen.

Es scheint mir, als ob die Entwickelung der Wand, die ein Kampf mit der Wand ist, in drei große Epochen zerfiele. Im Altertum sucht man durch eine Projektion von Architekturen und Durchblicken die Wand

Hellenistisches Relief aus dem Lateranischen Museum in Rom: Dichter und Muse.

Tiryns giebt es sie auch. Mosaikmuster an den Mauern oder Emailfriese oder ihre Nachahmungen in Malerei sind in Babylonien, in Assyrien, in Tiryns, wo es einen Alabasterstreifen giebt, der an den Kyanosfries beim homerischen Alkinoos erinnert, zu finden. Bunte Inkrustation mit Steinsorten zeigt Mykenä, Holzbohlenverkleidung Tiryns schon sehr raffiniert ausgebildet. Profilierungen kennt Ägypten, das konstruktivste Land der vorgriechischen Zeit, und in Babylonien findet man viereckige Pfeiler zwischen Halbsäulenbündeln. Das sind die allgemein wiederkehrenden Urdekorationen der Wand, die jene Freiheitssehnsucht nur im großen stilisieren, aber nicht im einzelnen charakterisieren. Von den Holzbauten zur Fassade des Menkeresarkophags und den konzentrischen Rechtecken assyrischer Flächenfüllungen, von den asiatischen Tierteppichen und den Bogen- und Zinnenbauten zu den glasierten Friesstreifen, die diese Motive ornamental verarbeiten, ist eine deutliche Entwickelungslinie, aber das Interesse daran verschwindet vor dem großen und lehrreichen Schauspiel, das die hellenistische Wanddekoration bietet. In den Hellenisten ersteht ein Menschenschlag, der das Problem mit fanatischem Eifer aufgreift. Es wird zum erstenmal ein Stück Kunstgeschichte. Das Schicksal hat uns in einer kleinen unteritalischen, aus der Asche wieder erstandenen Stadt eine späte Filiale dieser Kunst aufbewahrt. Von dort stammt fast unser ganzes Wissen, von dort gehen die Rückschlüsse aus, die uns zu den hellenistischen originalen Anfängen hinführen.

Pompeji ist die Hauptquelle für unsere Kenntnis des antiken Wandschmuckes. Der Wandschmuck gehört so sehr zu dem Eindruck Pompejis überhaupt, daß er ihn in unserer Erinnerung fast ganz bestimmt. Etwas Ähnliches erleben wir selten. Wir besuchen irgend eine Ruine, und es bleibt uns die Linie im Gedächtnis, die ihre Mauern gegen den Himmel beschreiben. Wir besuchen ein Schloß und behalten den allgemeinen reichen Architektur- und Schmuckeindruck zurück. Aber so specifisch als Museum der Wandmalerei wirkt nichts auf uns wie Pompeji. Die pompejanische Wandmalerei gehört zu den populärsten Erbstücken des Altertums.

Daß das gerade in Pompeji geschehen mußte, ist der Zufall der Geschichte, die uns

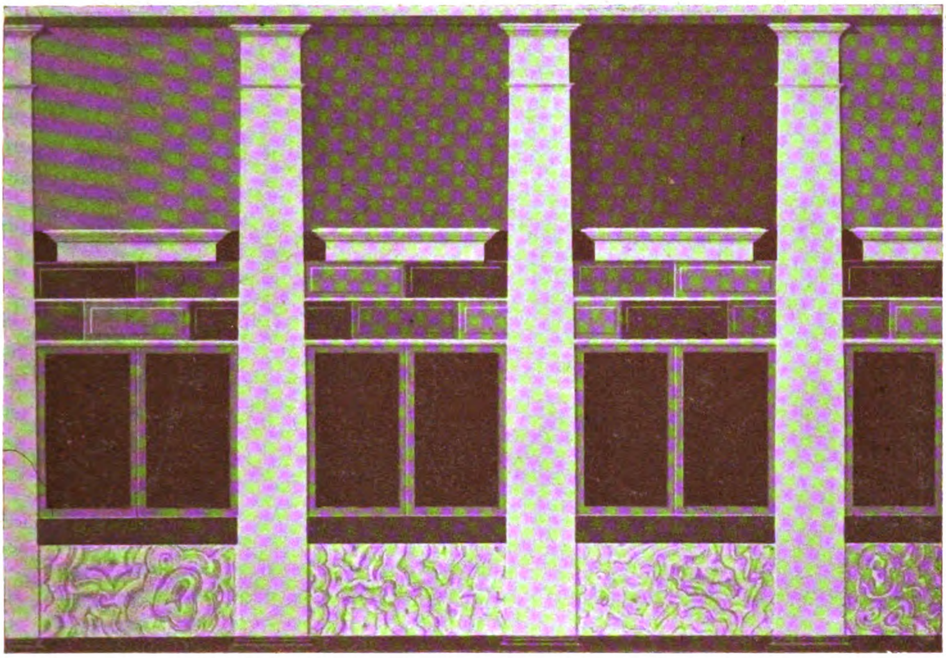
hier eine antike Stadt mit allen privaten Interessen erhielt. Denn eine ständige öffentliche Wanddekoration von Bedeutung scheint es im Altertum nicht gegeben zu haben. Die Tempelwände sind meist in gutem Material, das nicht so sehr wie der Putz der privaten Häuser zur Bemalung aufforderte. Man freut sich bei ihnen an dem glatten und schönen Fugenschnitt, eine einfache Einteilung in Sockelstreif durch hochstehende Steine, Mittelfeld durch Quaderwerk und Fries in skulpierter Arbeit genügt. Später bestimmt die Marmor-Inkrustation den vornehmen Eindruck. Bunter und kostbarer Marmor wird überall auf die Wand gelegt, aber die Wand selbst ist dann aus schlechtem Material. An Tempeln können wir es weniger beobachten als an Palästen. Durch die ganze hellenistische und römische Zeit sind alle besseren Wände mit buntem Marmor belegt, der sich häufig quaderförmig absetzt. Nirgends sind diese Wände noch vorhanden, aber die Befestigungsspuren verraten es uns, und die Bruchstücke liegen herum. Jeder Besucher Roms erinnert sich an die Haufen von Pavonazetto, Cipollino, Portosanto, die auf dem Palatin oder in den Villen der antiken Straßen aufgeschichtet liegen. Man steckt sich gern einen solchen „Briefbeschwerer“ in die Tasche.

Die klassische griechische Wand ist die geleckt saubere Quaderwand. Die gute hellenistische Wand behält das Quadermotiv wohl bei, aber sie vertieft die Fugen, und sie zieht bunten Marmor vor. Die Vertiefung der Fugen ist ein altbewährtes architektonisches Motiv, aus dem Wesen des Quaderbaues gewonnen. Im Hellenismus treffen wir schon Goldeinlagen in den Fugen an. Später machte man auch Scheinfugen, wie sie in unserem Putz so häufig eingezeichnet sind. Außer den Fugen gab es noch ein zweites architektonisches Motiv in den buckelartigen Vorsprüngen mitten auf der Spiegelfläche des Quaders, an denen die Steine heraufgeseilt werden. Schon am Propyläenbau in Athen sind diese Bossen stehen geblieben. Die Renaissance ging dann weiter und ließ mit Vorliebe die ganze Quaderfläche unbehauen, namentlich in den unteren Stockwerken, da diese „Rustica“-Quadern einen starken soliden Fundamenteindruck machten.

Griechische Wohnhäuser sind erst in letzter Zeit mehrfach gefunden worden. Aus der klassischen Zeit fast gar nicht, da sie viel zu schlecht gebaut waren. Aus der hellenistischen schon mehr, die genau wie die alte mykenische Kultur dem Profanbau mehr Interesse zuwendet als dem Tempel. Wir haben jetzt Wohnhäuser auf der Insel Delos, dann in Kleinasien in der zu großen Teilen aufgedeckten alten Stadt Priene, endlich hat Hiller von Gärtringen augenblicklich mit großem Erfolg die Stadt Thera wieder ans Tageslicht gebracht. Aber wer hoffen würde, hier Pompejiwände zu sehen, wäre sehr enttäuscht. Eine Wandmalerei scheint hier wenig entwickelt worden zu sein. Nur Wandinkrustation mit Marmor und architektonische Durchbildung. Es ist heute noch unklar, ob die Inkrustation mit Marmor überall oder nur an einigen Orten so erfolgreich von der dekorativen Malerei abgelöst worden ist.

Die Proben für die antike Wandmalerei, welche wir besitzen, stammen fast allein aus Pompeji. In Rom kommen einige Beispiele hinzu: die Malereien aus dem bei der Villa Farnesina gefundenen Haus, die jetzt im Diokletiansthermen-Museum aufgestellt sind, und die Reste des Hauses auf dem Palatin. In der Arbeit und den Motiven sind die römischen Stücke bedeutend besser als die pompejanischen. Man sieht daran, daß wir in Pompeji nur provinzielle Kunst haben. Aber man kann die Wertunterschiede zwischen solchen gemalten Wänden und den reichen Inkrustationen nicht recht abmessen. Wir wissen gar nicht, wo sich die dekorative Wandmalerei so entwickelt hat. Und wieviel muß uns entgangen sein, wenn diese paar Wände auf die Kultur späterer Generationen schon solchen Eindruck machen konnten.

Immerhin hat man versucht, aus den ältesten Wänden Pompejis und sonstigen Anzeichen ein Bild der hellenistischen Wand sich hervorzurufen. Der Hellenismus (der übrigens nichts Plötzliches war, sondern in allen Dingen seine Wurzeln im vierten Jahrhundert hat) schuf die Privatarchitekturen, die Formen profaner Baukunst und Dekoration, die die antike Welt eroberten und auch in Rom langsam die heimischen Überlieferungen beseitigten. Es scheint, daß wir uns die Wände der hellenistischen Pa-



Wand aus Pompeji: Inkrustationsstil älterer Zeit.

läßte außer mit Inkrustationen und Architekturgliedern (besonders den beliebten Pilastern) auch mit figürlichem Schmuck versehen zu denken haben. Ob die großen Wandmalereien der klassischen Zeit, wie sie Polygnot auf den Wänden der öffentlichen Hallen anbrachte, im Privatzimmer kleinen Kabinettsbildern wichen, wird fraglich bleiben müssen. Aber das Relief im Wandschmuck ist für diese Zeit zweifellos. Der Hellenismus liebt überall Reliefbilder, kleine abgeschlossene Reliefstücke, wie sie die frühere friesliebende Zeit nur in Metopen und Weihetafeln gekannt hat. Die große Zahl von Reliefbildern, die durch unsere Museen zerstreut sind, werden sich so erklären. Im Anschluß an die Publikation der idyllischen Wiener Brunnenreliefs aus dem Palazzo Grimani hat Theodor Schreiber diese Gattung zusammengestellt. Es sind intime Dinge, sobald es sich um kleinere Formate handelt, bei größeren Formaten werden mythologische Stoffe bevorzugt, die oft cyklisch angeordnet sind, ähnlich wie die berühmten, jedem Reisenden bekannten antiken Odysseebilder im Vatikan, die ja auch die Teile der cyklischen Komposition durch solche Pilaster trennen. Die acht großen Reliefs im Palazzo Spada mit Paris, Dädalus, Amphion, Adonis, Bellerophon sind die wichtigsten Reste dieser Gattung. Auch die Grimanireliefs zeigen eine gegenseitige Rücksichtnahme, ein Pendantmotiv: ein säugendes Schaf und eine säugende Löwin. Durch die symmetrische Anbringung der Reliefs, durch ihre tektonische Beziehung auf einander kam man dazu, sie auch inhaltlich auf einander zu beziehen. Eine Überlegung, die dem litterarischen Geist der hellenistischen Kultur sehr gut lag. Die kleineren Reliefs sind stofflich die intimsten Dinge, die uns das Altertum überliefert hat. Ein Landmann zieht zur Stadt, ein Hirt melkt, eine Frau geht mit Ziegen (Motiv des modernsten Naturalismus!), ein Knecht wartet mit dem Pferd eines Jägers im Walde, ein Fischer im Hafen, ein nachdenkender Dichter, überhaupt litterarische Dinge mit Vorliebe, auch Bühnenvorgänge. In diesen Sachen steckt die ganze alexandrinische Litteratur mit ihrer Liebe zur Anekdote, zur Idylle, zur Bühne. Die alte Litteratur war eine großmythologische, auf den Wänden der öffentlichen Hallen in den historischen Malereien spiegelte sie sich wieder. Vom Hellenismus wird der private Mensch entdeckt, die kleinen Dinge

Schreibendes Mädchen. Pompejanische Wandmalerei.

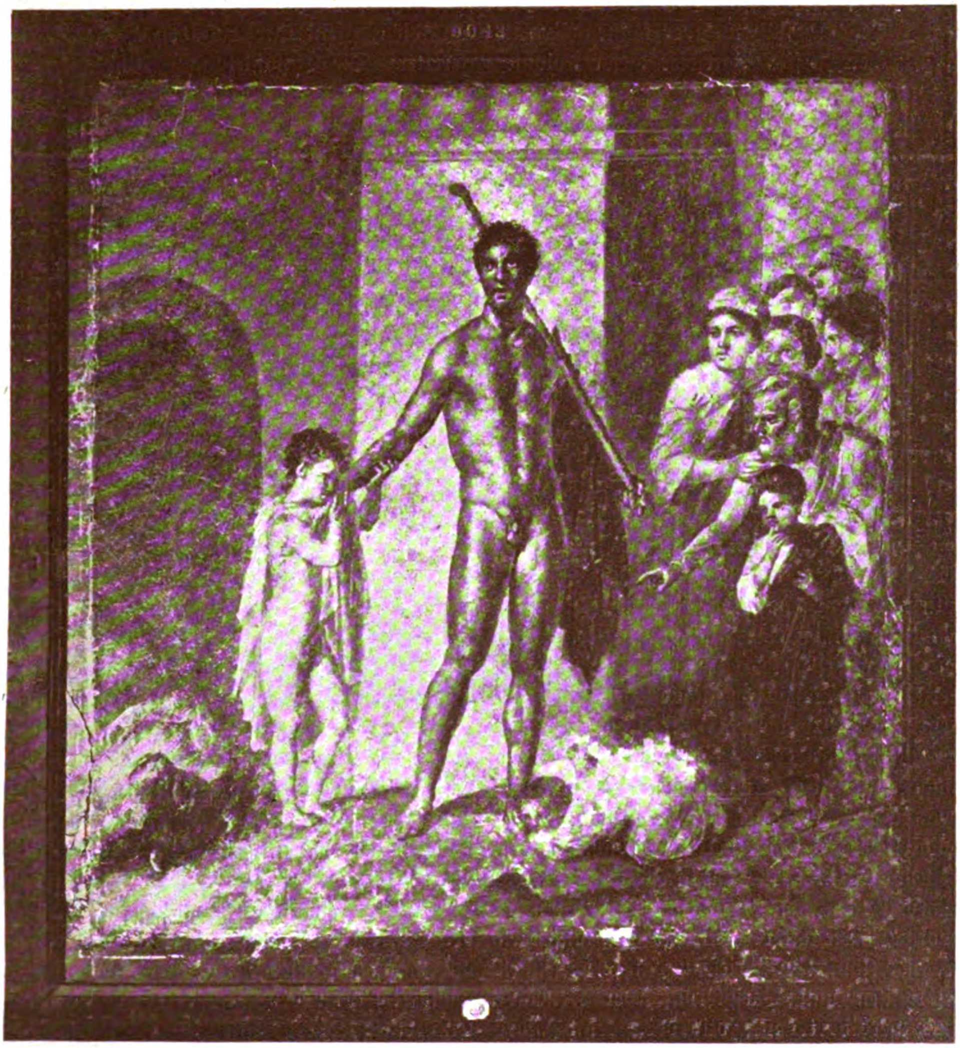
des Lebens, die Unterhaltungsfreuden werden würdiger Gegenstand der Kunst, die Litteratur schließt mit dem Leben jenen oft wiederholten Bund, durch den nicht bloß die Litteratur lebensreicher, sondern auch das Leben litterarischer wird. Die Wand spiegelt es wieder. Marmorbelag und Pfeilerabschnitte erheben diese private Wand zu einer monumentalen Angelegenheit, und dazwischen erfreuen in den Reliefbildern die intimen Beobachtungen, die der Kunst für würdig erachtet und von Litteratur und Bühne geformt werden. Die Reliefbilder sind oft in sauberster Technik durchgeführt, so recht zum Betrachten und Genießen: Kabinettstücke.

Dem Mangel an wirklich erhaltenen hellenistischen Wänden steht das pompejanische Material merkwürdig ausgleichend gegenüber. Was in Pompeji sich findet, ist sehr, sehr viel, aber es ist nirgends ein vollwertiges Original, sondern alles sind provinzielle Kopien. Selbst die vornehmsten Wände Pompejis sind gegen die paar römischen des Palatinhauses und der Casa Tiberina ärmliche Leistungen, und diese paar römischen sind wieder eine schwache Abfindung gegen die wirklichen maßgebenden Palastwände hellenistischen Geschmacks. Das ist der allgemeine und sehr erklärliche Zustand der Altertumskunde, daß uns Originalleistungen fast gar nicht erhalten sind und unser Material sich größtenteils aus Kopien zweiter oder dritter Hand zusammensetzt. Hier liegt der tiefere Grund dafür, daß sich die kritische Philologie gerade am Altertum so kräftig bildete und daß die Archäologie in

den seltensten Fällen dazu kam, Kunstgeschichte zu sein, weil sie als interpolierende Wissenschaft zu stark in Anspruch genommen war. Pompeji ist eine solche Sammlung antiker Kopistenarbeit in Bauten, Bildern, Dekorationen und gewerblicher Kunst, aus dem wir den Originalzustand zu erraten haben.

Sehen wir uns also die Wände von Pompeji zunächst an. Der Führer auf all den Wanderungen durch diese alte Stadt ist der Professor Mau, der, aus Gesundheitsrücksichten nach Italien verschlagen, sich auf das Studium Pompejis als Specialität verlegt hat mit so großem Erfolg, daß seine Untersuchungen die Grundlage aller ferneren bleiben werden. Es ist ihm geglückt, aus den Resten der Stadt deren Geschichte abzulesen, die Geschichte der Häuser, der Kunst und auch der Wände. Vor seinem Blick organisierte sich das Chaos dieser Tausende von Wanddekorationen, die halb an Ort und Stelle geblieben, halb ins Neapeler Museum gebracht sind, zu einer deutlichen und verständlichen Chronologie, und wir haben wenigstens vom Jahre 100 v. Chr. bis zum Untergang der Stadt im Jahre 79 n. Chr. eine wohlgeordnete Reihe von Dekorationen, die in ihrer Entwickelung von typischem Interesse sind.

Mau unterscheidet in allerpeinlichster Einzeluntersuchung für Pompeji vier Stile der Wände. Den ältesten nennt er Inkrustationsstil, weil es sich um das Motiv der



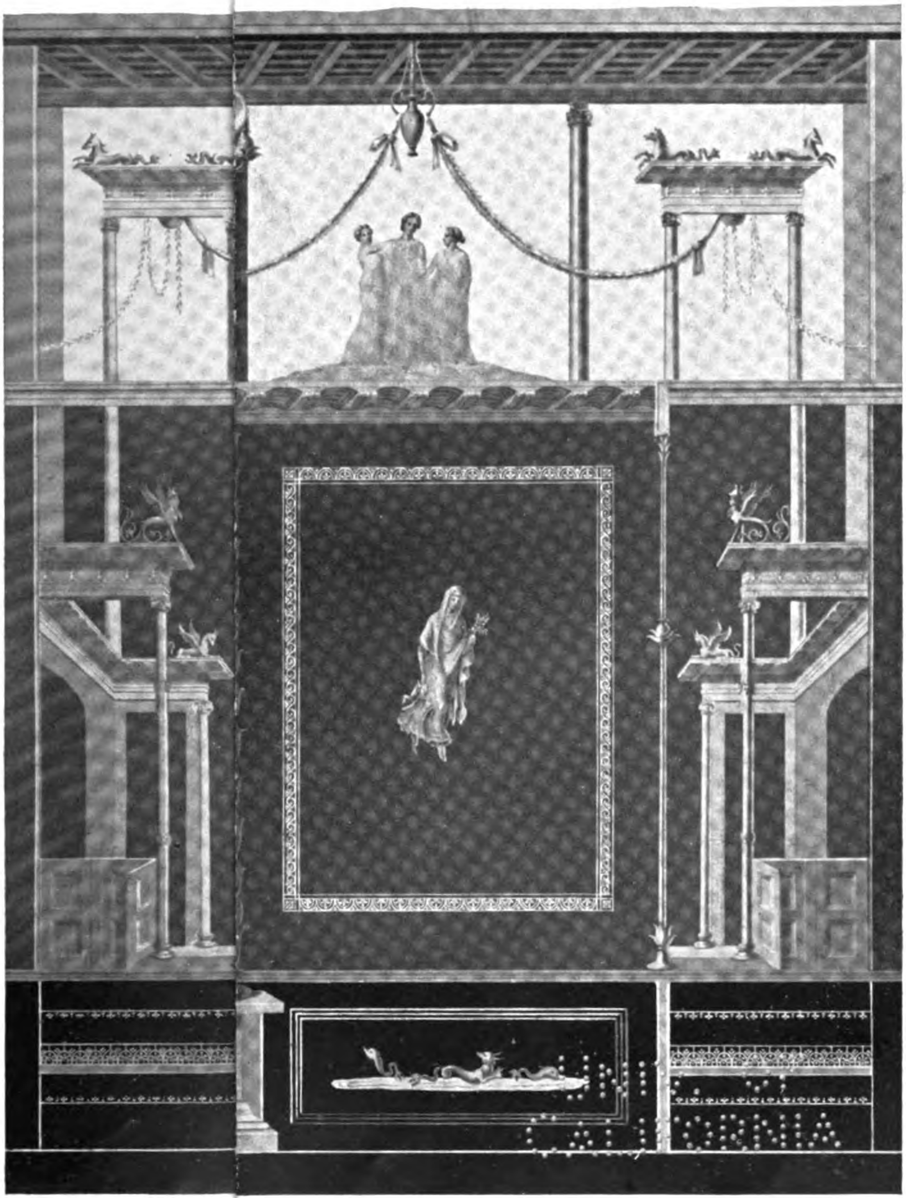
Theseus im Labyrinth. Pompejanische Wandmalerei.

Rücksicht nimmt, daß sie die letzten Nachgeburten einer hellenistischen Idee sein mögen: Friesteilungen zwischen Pfeilern. So viel also auch hier von der großen originalen Kunst herabgestimmt ist, es ist uns doch in der Kopie eine wichtige Epoche erhalten: die Berührung der Quaderwand der älteren Zeit mit der Architekturwand der späteren. Die Pfeiler treten an die Quaderfläche und teilen, was bisher lang lief. Sehen wir zu, wie der Prozeß weiter ging.

Centaurin. Pompejanische Wandmalerei.

Es ist nicht schwer zu erraten. Die Pfeiler schienen vor der Wand zu stehen — nun kam dasjenige daran, was zwischen diesen Pfeilern und der Wand oder zwischen den Pfeilern selbst noch zu sehen sein konnte: die Illusion wurde fortgesetzt. Und zwar so bewußt, daß man von der Reliefarbeit des ersten Stils, von den vorstehenden Quadern und Pilastern Abstand nahm und alles gleich malte, mit den Perspektiven und Schatten malte, die nötig waren. Natürlich stimmte das nicht immer, denn Perspektive und Schatten würden ja von verschiedenen Stellen des Zimmers verschieden ausfallen, aber man hatte doch nun Spielraum für die Phantasie, die durch das Pfeilermotiv so glänzend angeregt war. Man begann in die Wand hinein eine scheinbare Architektur zu sehen. Das konnte unerhört fruchtbar werden.

Man hatte auch Vorbilder für diese Illusionen. Ein Vorbild, das dem ganzen Hellenismus ein sehr lieber und wichtiger Anreger war: die Bühne. Wir haben schon gesehen, wie die Bühne als eindringlichste Litteraturgattung das gesamte hellenistische Kunstempfinden deutlich bestimmt hat. Was der Hellenist in der Kunst suchte, das Geschlossene, Gerahmte, Bildmäßige, das bot ihm die Bühne in jeder Beziehung, tekto-



Westermanns Illustrierte D

Zu Bie: Die Wand und ihre künstlerische Behandlung.

mich i
alliene
wo je
liebt
winke
Boge
die b
ßen

nisch sowohl wie inhaltlich. Wo der Althellene episch sah, sieht er gern dramatisch; wo jener Friese und Langarchitektur liebt, liebt er alle Motive des kurzen Gesichtswinkels, alle Engfassungen, die Nischen, die Bogen, die Pfeilerabschnitte und wie alle die hellenistischen neuen Architekturideen heißen mögen, welche man die dramatischen Motive der Baukunst nennen könnte. Die Bühne war ihm das Centrum dieser Kunstauffassung. Hier gingen pointierte Scenen in Abschnitten vor sich, in geschlossene Rahmen gefaßt, vor tektonische Hintergründe gesetzt. Die Bühnendekoration war das öffentliche Muster der Wanddekoration.

Aus allen dekorativen Zeugnissen, die uns aus hellenistischer Zeit erhalten sind, können wir die Vorherrschaft der Bühne herauslesen. Auf den Gemälden, die in Pompeji und Rom als Kopien hellenistischer Originale oder als Werke hellenistischen Geistes vorhanden sind, wird sich immer mehr analog jenen Reliefbildern der Einfluß dieser Bühnenauffassung herausstellen. Nicht zufällig sind so und so viel Schauspielerscenen auf diesen Bildern dargestellt. Nicht zufällig sind in ganzen Bilderbändern, wie in der Casa Tiberina, Gerichtsscenen und ähnliche Dinge in der unverkennbaren Bühnenform niedergelegt. Nicht zufällig spielen Masken und Bühnenrequisiten ihre große Rolle in dieser Dekorationswelt. Man wird bei genaueren Untersuchungen immer klarer diese Einflüsse herauserkennen, die ja hier nicht so handgreiflich sind, wie z. B. in der Vasenmalerei. Unter den spätesten erhaltenen bemalten Thonvasen, die hauptsächlich in Unteritalien zur hellenistischen Zeit hergestellt wurden, finden sich ganze Reihen, die geradezu eine beliebte Possenscene kopieren, mit all den

Centaur. Pompejanische Wandmalerei.

Chicanen der antiken Komödie, andere wieder, die berühmten Riesengrabvasen, sind von der Tragödie angeregt, und es haben sich ganze Gruppen von Darstellungen finden lassen, die Geschichten von Antigone, Dirke, Herakles in Raserei, Medea, Iphigenie in Tauris, Andromeda, die auf die euripideische und ihr folgende Dramatik zurückzuführen sind. Einflüsse der Bühne sind auf jeder einzelnen Vase dieser Gattung zu beobachten, die Figuren haben Bühnenbewegungen, und von der Architektur der Bühnenwand borgt man sich Nischen, in denen die Hauptfiguren stehen.

Diese Architektur der Bühnenwand, also die Dekoration, vor der die Schauspieler agierten, ist neben den Scenen selbst eine Hauptanregung für die Hellenisten gewesen. Wir wissen aus Originalen leider nicht sehr viel von der antiken Dekoration. In der Zeit des Sophokles muß die Bühnenmalerei bereits von Künstlern geübt worden sein, Agatharch wird hier genannt. Aber die bedeutendere Ausbildung fällt doch erst in die hellenistische Zeit. Unterdessen war allmählich mit dem Theater eine große Veränderung vor sich gegangen. Die Schauspieler, zu allererst mitten im Kreise des Publikums, hatten sich allmählich vor die Hinterwand gruppiert, so daß das Publikum auf den Halbkreis zusammenschrumpfte und die Hinterwand — ursprünglich einfach die Fassade des Bühnengebäudes — ihre Bedeutung erlangte. Hier können wir an einem guten Falle erkennen, wie eine Wand, weil sie notwendiger Hintergrund wird, ihre künstlerische Durchbildung erfährt. Einer der wenigen Fälle, wo im Altertum eine Fassadenkunst sich einfindet. In hellenistischer Zeit spielen die Schauspieler jedenfalls sicher schon auf einem Podium, und die Hinterwand wird zum Teil (beim Odeion des Herodes Attikus in Athen einschössig) mit einer Fassadenarchitektur versehen. Später steigt diese Fassadenarchitektur auch über mehrere Stockwerke auf, und was von dem Bühnengebäude selbst etwa darüber noch hinausragt, wird als Himmel mit Hausperspektiven bemalt. Wenn eine Landschaft darzustellen war, mußte wohl eine Coulisse über die Architektur heruntergelassen werden — doch sind uns diese Prozeduren nicht ganz klar. Jedenfalls war die solenne Dekoration eine architektonische, und zwar unterschied man darin eine Mittelthür „für den König", die regia, und zwei Seitenthüren für die Gäste, die „Hospitalien". Nach der Ausschmückung dieser Thüren sah der Zuschauer gleich, ob es sich um Tragödie, Komödie oder Satyrspiel handelte. Man muß sich alle antiken Kunstangelegenheiten in solcher typischen Symbolik vorstellen.

Es ist zweifellos, daß die Bühnenwand in hellenistischer Zeit eine glänzende bauliche Entwickelung erfahren hat. Das war so recht eine Aufgabe für diese Kunst, ein begrenztes Mauerstück, durch Thüren nischenartig geteilt, zwischen den Thüren andere Nischen mit Statuen darin, Säulen und Pfeiler vor der Wand und oben phantastische Durchblicke. Hier war, so scheint es, zum erstenmal in der Geschichte die deutliche Aufgabe gestellt, eine Wand künstlerisch zu dekorieren, weil hier zum erstenmal eine Wand der reine Hintergrund war. Es ist klar, daß diese hellenistische Wand, als Wand aller Wände, auf die Phantasie aller Dekorateure sehr stark einwirken mußte. Und es scheint, daß in dieser Bewegung eine Welle der reinen Phantasie eine andere des Rationalismus so abgelöst hat, wie es zu allen Zeiten der Baugeschichte war. Das heißt also: immer wenn die phantastische Durchbildung dieser Bühnendekoration die Gesetze der Möglichkeit allzusehr überschritten hatte, kam eine Reaktion, die wieder auf rationelle Überlegung, auf struktive Möglichkeit drängte. Es ist das ein sehr interessantes Kapitel der antiken Baugeschichte. Die Fassade, als seltenes Problem (außer der Bühnenwand ist wesentlich nur noch der Triumphbogen zu nennen), bringt die antike Architektur, die so sehr auf klare Entwickelung von Kraft und Last gestellt ist, etwas außer Rand und und Band. Hier schießt alle gebundene Kraftphantasie, alles Blühen und Streben empor, ohne durch eine statische Last gebändigt zu werden. Wird es zu wild, so kommen die Mathematiker und tadeln die Auswüchse. Man wird gemäßigter, bis das alte Spiel wieder von vorn beginnt.

Zur Illustrierung dieser Schwankungen führe ich eine Stelle des Vitruv an. Er spricht von dem Maler Apaturius aus Alabanda, der in dieser Zeit in Tralles „mit

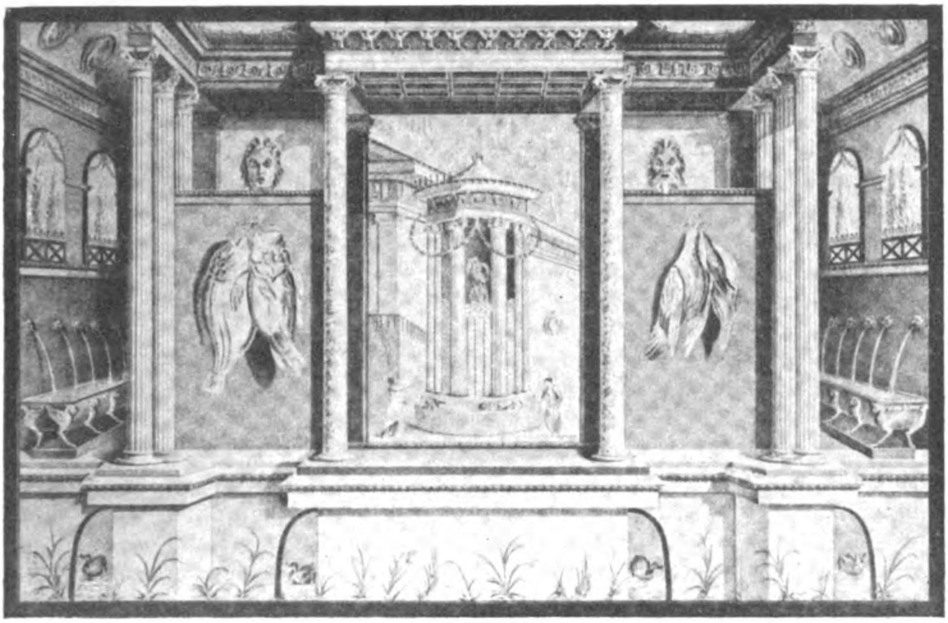
eleganter Hand“ das kleine Theater mit Dekorationsmalerei versah. Statt der Säulen, sagt er, machte er Statuen und Centauren, die die Gebälke, runde Dächer von Kreisbauten, vorspringende Giebelecken, Gesimse mit Löwenköpfen trugen, daß alles wie Traufrinnen aussah; und trotzdem malte er darüber im Episcenium Rundbauten, Vorhallen, Halbgiebel mit allem möglichen Schmuck. Das gefiel den Leuten ausnehmend, es kontrastierte wunderbar, sie wollten es schon loben — da kam ein Mathematiker und bewies, daß die ganze Geschichte konstruktiv nicht möglich sei. Apaturius wagte nichts zu erwidern, nahm seine Malerei ab und verbesserte sie nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit. Vitruv selbst ist auf seiten des Mathematikers, er regt sich fürchterlich auf über die phantastischen Architekturen seiner Zeit, wo, wie er sagt, statt der Säulen Stengel hingesetzt werden, statt der Giebel geriefelte Flügel mit krausen Blättern und Voluten, dann Kandelaber, die die Figuren der Nischen tragen, und über deren Giebel wachsen aus Volutenwurzeln zarte Stengel auf, die in sich ohne jede Vernunft kleine Statuen halten, mit Tier- oder Menschenköpfen. So etwas, sagt der gute Vitruv, giebt es nicht und kann es nicht geben und hat es nie gegeben. Er ahnt nicht, daß einst die Renaissance vor diesen Grotesken betend niedersinken wird, die er aus Puritanismus verdammt. Diese Stelle des Vitruv, die öfters ein wenig konfuse ist, bleibt die einzige antike Notiz über Wandmalerei. Er spricht vorher von der Inkrustation, dann von den Bildercyklen nach der Art der esquilinischen Odysseelandschaften und auch von der Nachahmung der Bühne bei offenen Lokalitäten, wie Exedren, wo man scænarum frontes dargestellt hätte. So weit uns Bühnen erhalten sind, erkennen wir, daß eine reiche plastische Architektur mit Säulen und Nischen geübt wurde. Sie hatte sicher immer etwas Solideres. Falls die Dekoration aber gemalt war, verstieg sie sich gern zu den phantastischen Ausbildungen, in denen Apaturius gewiß nicht der einzige blieb.

Wir verstehen nun besser die eigentümlichen Veränderungen, die wir zeitlich nach dem Inkrustationsstil in Pompeji beobachten. Zunächst beginnen die Pfeiler sich selbständiger zu entwickeln, wozu das Aufhören aller plastischen Durchbildung und ihr Ersatz durch perspektivische Malerei das ihrige beitragen. Auf einem interessanten Beispiel der Casa del Laberinto läuft der gelb und rot gestreifte Sockel durch, nur unterbrochen von den vortretenden verkröpften Postamenten der Pfeiler, die in Lagen von stehenden Rechtecken aufstreben und mit jenen viereckigen Bossen verziert sind, die wie Knöpfe herausstehen. Zwischen den Pfeilern sind hohe schwarze Flächen mit Guirlanden im Mittelfeld, und im Fries Systeme bunter gemalter Inkrustationen, nicht mehr nach einem genauen Quadersystem. Die Pfeiler tragen ein Gebälk, die Proportionen sind gelungen. Auf anderen Wänden dieses Stils, den Mau „Architekturstil“ nennt, stehen die gebälktragenden Säulen auf durchlaufenden vorspringenden Sockeln und zeigen in den Mittelfeldern große scheinbare Marmoreinlagen oder gemalte Zahnschnittstücke nach der Manier des vorigen Stils. Bisweilen ist die Wand schon zu Durchblicken in der Friesgegend benutzt. Wir sehen in zweidrittel Höhe scheinbar (es ist alles nur gemalt) über die Wand hinüber in ein Zimmer mit alter Inkrustation oder in ein anderes mit Halbkreisnischen. Die obere Bedachung dieser scheinbar vortretenden Säulen ist gern wie kassettiert gemalt. Der Blick geht also nach hinten, das Zimmer scheint sich zu erweitern. Nun treten die ersten Bilder auf. Das mittelste Feld wird mit vortretenden Säulen als Nische behandelt, durch die man gleichsam hinaussieht auf Landschaften mit Statuen. In den Seitenfeldern finden sich Einzelfiguren. Eine üppige Ornamentik beginnt anzusetzen: all die schönen Dinge, über die sich Vitruv so aufregte: Säulen, die zunächst noch richtige Schäfte haben mit mosaiciertem Muster, aber wie Bündel durch Hülsen zusammengehalten werden, phrygische Königsschilder, die an Schnüren hangen, Fruchtvasen, die auf der Wand unter dem Durchblick stehen, Giebel in geschwungenen Linien, viel phantastische Statuetten in Terracotta- und Bronzefarbe und sehr graziöse vegetabilische Friesfüllung. In diesen Ornamenten überrascht zum erstenmal die delikate, elegante Detailbehandlung, die mit einer auffallend freien Phantasie sich verbindet.

Die Bänder von Greifen, Vasen, Knöpfen, Blumen schillern in zartesten Tönen. Zugleich gewinnen die Durchblicke an Bedeutung. Auf einer Wand der Villa Julia Felix, jetzt im Neapeler Museum, steht die (scheinbar) weit herausgebaute Mittelnische auf merkwürdig stark verkröpftem Sockel, an dem naturalistische Blumen emporsprießen. Man sieht hindurch auf einen Rundbau, der vor einer Tempelwand steht — mit Staffage. Die Wand selbst reicht (scheinbar) wieder nur bis zweidrittel Höhe, Masken liegen darauf, die Vorderflächen sind mit Stillleben toter Tiere geschmückt (ein niederländisches Motiv!), und drei Säulen gehen entlang, wie in ein hinteres Zimmer; von den Säulen auswärts sieht man in eine große Fontänenanlage in einem gewölbten Saal mit Arkaden in erster Stockhöhe und einem langen Halme geziert, werden schmaler, die Sockel treten nicht mehr recht vor, die Durchblicke werden ideeller, aus Thüren, Fenstern, Balkonen, Vorhallen, Kassettendecken, freien Wänden mit Bildern, Balustraden mit Ornamentenfüllung findet sich eine leichte, unwirkliche Welt zusammen, die mit Architekturteilen spielt, wie man früher mit Pflanzenteilen gespielt hat. Aber die Eleganz wird keinen Augenblick verloren. Es macht ein eigentümliches Vergnügen, die unerhörte Verschiedenheit dieser Friese, Schäfte, Vasen, Voluten und zahllosen Phantasieglieder im einzelnen durchzunehmen und sich dann durch einen allgemeinen Blick zu überzeugen, wie das alles doch aus einem Stilgefühl empfunden und in einem weltmännischen Tone durchgeführt ist, der auf eine glänzende Tradition schließen läßt. In diesen hundert

Stillleben. Pompejanische Wandmalerei.

greifengetragenen Becken, in das die Wasserstrahlen aus Köpfen reihenweise springen. Das phantastische Spiel besiegt allmählich die konstruktive Möglichkeit, die Säulen, wie Jahren sind alle Roheiten des Inkrustationsstils überwunden, die Farben sind nicht mehr von so störender Bestimmtheit, es sind gebrochene Töne von Blau, Grün und Gelb.



Wand der Villa Julia Felix aus Pompeji. Mittlere Zeit.

und das wirksame Rot und Schwarz wird gern zur Flächenfüllung und zum Hintergrund herangezogen. Das pompejanische Rot entwickelt sich. Man hat hier zuerst empfunden, wie sehr sich Rot zum Grundton der Fläche eignet, wenn diese nicht anderweitig zu füllen ist und doch warm bleiben soll. Bis zu unseren rot tapezierten Theatern ist man von dieser Entdeckung nicht losgekommen.

Wenn wir nach den interessantesten Wänden dieser Epoche suchen — ohne uns an die Mausche, doch immer nicht ganz durchführbare scharfe Scheidung zu halten — betrachten wir die römischen Wände der im Tiber gefundenen „Casa Tiberina“, die jetzt im Diokletiansmuseum ausstehen. Es sind die schönsten antiken Wände. Zwei Partien fallen besonders ins Auge.

Die eine Wand teilt sich in gewohnter Weise in drei Abschnitte: Sockel, Mittelfeld und Fries. Der Untergrund für die gesamte Wand ist schwarz, wie es so vielfach mit größter Wirkung bei pompejanischen Wanddekorationen verwendet worden ist. Der Sockel ist auf diesem schwarzen Grund mit einem feinen geometrischen Muster in roten und weißen Linien geschmückt, das in einer sonst niemals beobachteten Gattung eine Variation des Mäander darstellt. Der Rhythmus dieses Musters ist für unsere Augen geradezu pikant, er hat etwas von japanischer Launenhaftigkeit. Der Fries ist im Gegensatz dazu konventioneller behandelt. Grünlich eingerahmte verschiedenartige Felder zeigen auf dem schwarzen Grunde Rankenornamente mit Greifen oder Masken kombiniert. Zwischen diesem Fries und den großen Mittelfeldern läuft ein Streif mit figürlichen Darstellungen, die sich auf allerlei private Vorgänge, besonders Gerichtsscenen, beziehen, die ihre künstlerische Form von der Bühne erhalten haben. Die Wirkung dieser lebendigen bunten Figuren auf dem schwarzen Grund ist ganz zauberhaft. Die wunderbarste Überraschung aber sind die Mittelfelder, wo wir auf diesem schwarzen Grund Landschaften in gelben verlorenen, flackernden Farben sehen, die ihresgleichen in der antiken Überlieferung nicht leicht haben. Tempel, Denkmäler, Hirten, Bäume, Storchnester sind auf einen traumhaften, musikalischen, einfarbigen Effekt komponiert, sie klingen wie ferne Erinnerungen aus dem schwarzen Grund herauf. Mag sein, daß die Zerstörung diesen magischen Eindruck noch erhöht hat. Die Bilder selbst, die in dieser Anordnung uns an die hellenistische Sitte mahnen, werden entsprechend durch dünne Pilaster getrennt, die durch Guirlanden verbunden sind. Die Pilaster gehen in Kon=

solen über, auf denen in der Friesabteilung dekorative Karyatiden stehen, die die Decke zu tragen scheinen. Die Farben sind von so delikatem Geschmack, daß sie niemals durch die raffinierteste Kultur späterer Zeitalter überwunden wurden.

Von den zahlreichen anderen Wänden dieses Hauses, die die elegantesten Ornamente und die interessantesten Bilder aufweisen, sticht besonders eine Dekoration noch ins Auge, die leider im Fries etwas zerstört ist, aber sonst einen prächtigen Eindruck macht, wie kaum eine pompejanische Wand. Der mit Ranken-Rahmenwerk gezierte Sockel trägt auf besonderen Postamenten prunkvolle Säulen, die das Mittelfeld wieder in gewohnter Weise in Abteilungen zerlegen. Es giebt wieder in diesen Mittelfeldern eine obere Partie und eine größere untere. Die obere ist mit eingerahmten Ornamenten und Bildern aus dem Theaterleben geschmückt, besonders auffallend sind zwei Gemälde von Liebespaaren, die wie Tafelbilder aufgeklappte Deckel zeigen. Die unteren Flächen haben phantastische Arabesken, aus Frauen, Tieren, Ranken, Hörnern, Kopfzieraten zusammengesetzt, und genau in der Mitte ist ein schönes großes Bild angebracht, das die Schmückung der Aphrodite durch Peitho darstellt, Amor steht bewundernd davor. Aphrodite ist halb Statue (als solche sitzt sie auf einem Prachtthron mit Reliefschmuck und Fußschemel und hält die Blüte in der Hand), halb lebende Göttin, eine Heroine der Braut, für die dieses Zimmer gebaut wurde. Die Ornamentenwelt dieser Wände ist rein hellenistisch geblieben. Halb orientalisierende Göttinnen, Arabeskenfrauen mit stilisierten Tieren, Bühnenbilder, intime häusliche Scenen, die architektonische Teilung durch große Säulen und Pilaster — das sind die Elemente der Dekoration, die der Hellenismus geschaffen hat und die aller überlieferten antiken Wandverzierung zu Grunde liegen. Nirgends treten sie in den erhaltenen Resten bestimmter und zugleich eleganter auf als in diesen Wänden der Casa Tiberina.

Die weitere Entwickelung der pompejanischen Wandmalerei geht immer mehr von einem Architekturstil in einen Ornamentstil, wie Man diese dritte Manier nennt, über. Das heißt, man verzichtet immer mehr darauf, die scheinbare Architektur möglich erscheinen zu lassen, und man behandelt die Wandfläche eben wieder mehr als Fläche. Der erste Stil, der Inkrustationsstil, hatte in seiner Art dasselbe gethan, indem er mit eingelegter Arbeit und herauswachsenden Säulen und Friesen arbeitete. Aber die Anregung, die hier durch eine Projektion von Säulen auf die Fläche gegeben war, wirkte bald weiter, indem man diese Reliefarchitektur zu einer gemalten Architektur machte und nun die ganze Phantasie spielen ließ. Das war der zweite Stil. Die Phantasie spielt so lange, bis die Architektur als solche wieder vergessen und nur eine Ornamentik mit Architekturgliedern getrieben wird. Das ist der dritte Stil. Man sieht hierin zwei wichtige Prozesse. Einmal erkennt man, daß die Entwickelung der antiken Wand in einer bestimmten und deutlich vorgezeichneten Richtung erfolgt — nämlich die freie Auslösung der Architekturphantasie zu erreichen. Dann aber sieht man, daß innerhalb dieses Verlaufes die Freude an der spielerischen Phantasie mit dem Verlangen nach einer konstruktiven Möglichkeit abwechselt. Wir lasen im Vitruv, wie sich diese beiden Auffassungen gegenüberstanden, und wir können uns leicht aus modernen Parallelen solche Konflikte erklären, die schließlich die Bewegung der Kunst selbst nur fördern. Heutzutage wird die Ornamentik der Renaissanceepoche, die in den siebziger Jahren begann, durch eine konstruktiv-puritanische Bewegung abgelöst, die auf innere Möglichkeit des Aufbaues in Möbeln und Dekorationen dringt und sich dabei gern an alte Vorbilder aus dem Empire anschließt, das ja in seinen letzten Regungen eben durch jene Renaissance-Wiederaufnahme beseitigt worden war. Die Verfechter der modernen konstruktiven Bewegung lieben dieselben Biedermeiermöbel in ihrer Nützlichkeit und Einfachheit, gegen die die Renaissancebewegung eiferte. Die Renaissance selbst ist ihnen verhaßt, weil sie so unkonstruktiv schmückt, die Flächen so virtuos heraushebt und die Ornamente so unempfunden darauf setzt. Wie im Altertum, erscheint dies auf den ersten Blick als ein Ablösen von Extremen, als ein sich selbst aufhebendes Spiel von Pro und Contra. Und doch ist dieses Spiel, wie im Altertum,

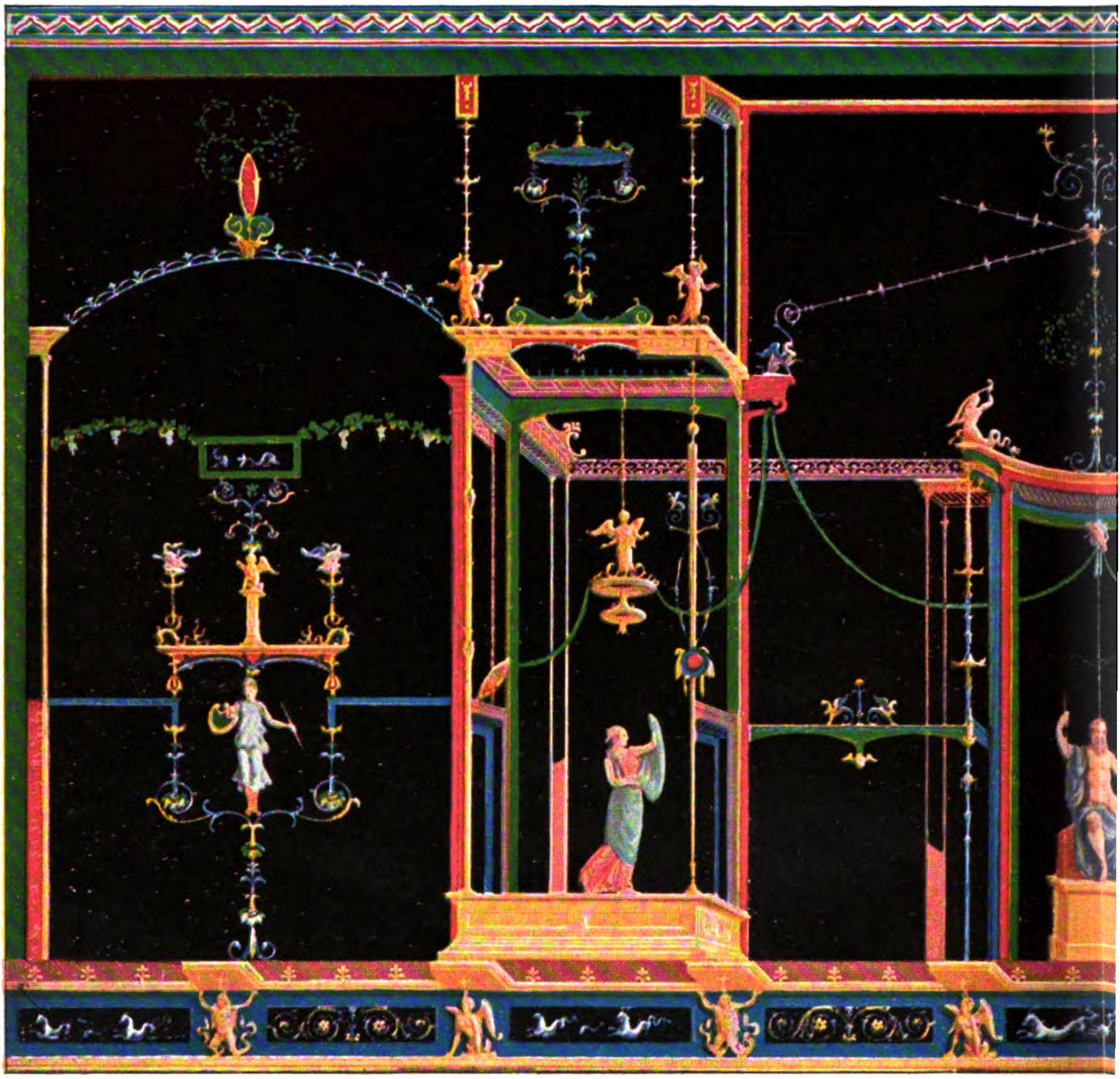
eingebunden in eine stetige Fortentwickelung in bestimmter Linie — wäre die Wiederaufnahme der Renaissance in den siebziger Jahren nicht erfolgt, so wären wir heute gar nicht fähig, dekorative Interessen höherer Qualität zu haben. Die ganze Entwickelung vom Biedermeiertum bis zu Van de Velde ist eine Linie — eine gewellte zwar, aber die Linie der steigenden dekorativen Bewegung. Die Erde dreht sich, aber sie bewegt sich dabei weiter. Das ist ein tiefes inneres Gesetz aller Kunstgeschichte.

Unerschöpflich sind die Anregungen, die sich auf den folgenden pompejanischen Wänden aus der ungebundenen Loslassung der architektonischen Phantasie ergeben. Es ist fast unmöglich, die Erscheinungen, die uns hier in dem Provinzstädtchen begegnen, systematisch zu ordnen. Wie mußte es erst draußen in der großen Welt aussehen. So viel nimmt man im allgemeinen wahr, daß der Sinn für Farben und der für Proportionen sich immer mehr verfeinert. Die gedrückte Stimmung der alten Inkrustationswände liegt weit hinter uns. Es ist Luft und Licht in diese Dekorationen gekommen. Die Dreiteilung in Sockel, Hauptfläche und Fries wird mit leichtem Geschmack durchgeführt. Und man hat das Empfinden für die Verschiedenheit dieser Teile. Der Sockel ist fast nie mehr hell, sondern seine dunklen Farben entsprechen dem schweren Eindruck dieses Dekorationsgliedes. Ein leichter Streifen trennt gern Sockel und Hauptfläche, ein Streifen, der vielleicht aus der Projizierung der früheren oberen Fläche des perspektivisch gezeichneten Sockels sich entwickelt hat. Häufig werden von den Hauptflächen noch unten größere Stücke abgeschnitten, die mit besonderen Bildern, gern Gartenansichten mit Zäunen (der antike Garten ist hier auf der Stufe, die später Louis XIV. erreicht hat), geschmückt sind. Das Mittelfeld mit dem Hauptbild wird gern besonders hervorgehoben, es ist ein Bau, der eine Mischung ist der alten Ädikula und einer reichen Thür, der Regia der Bühne. Mit den Säulen wird man nicht so recht fertig. Richtige runde Säulen kann man nicht mehr so gut verwenden, weil ja der Sockel nur noch selten vorspringt und meist als Fläche behandelt ist — die Säulen hangen also halb in der Luft. Die Halme und Kandelaber entwickeln sich darum, als leichteste Gattung, am üppigsten. Oder man bedient sich auch bloßer Streifen. Es wird gern reine Flächenkunst getrieben. Die Einrahmung beginnt ihre Rolle zu spielen. Auch über den Mittelflächen, unter dem Fries zieht sich meist ein breiter eingelegter Streifen hin. Der Fries ist hell gehalten, als oberstes Glied, und wie sich auf dem Sockel gern geometrische Muster breit machen, auf den Mittelfeldern die Phantasie in der tektonischen Aufbau-Ornamentik spielt, so eröffnet sich hier oben gern das Reich der phantastischen Bauspitzen, das luftige märchenhafte Aufragen ganz frei zusammengestellter Oberglieder gegen den Himmel. Bei diesen luftigen Architekturen der pompejanischen Friese fällt mir immer eine Parallele aus der mittelalterlichen Kunst ein, die den ganzen Unterschied beider Auffassungen klarlegt. Als Giotto in der Oberkirche von S. Francesco in Assisi seine Fresken malte, in denen er als ein erster in die Menschen Bewegung und in die Hintergründe Realität brachte, nahm er sich vor bei der Scene, da der heilige Franciskus sich von seinem Vater lossagt, entsprechend den beiden Parteien von Menschen im Hintergrunde zwei Architekturen — links eine profane, rechts eine kirchliche — anzuordnen, die er ganz naiv aus den ersten Renaissanceregungen heraus zusammenstellte. Für die Baugeschichte sind diese deutlichen Renaissanceregungen, die schon Giotto aus dem Romanischen entwickelt, von höchstem Interesse — alle Franciskusbilder kommen dafür in Betracht. Wir sehen da, hoch in den Himmel ragend, ein Säulentabernakel, das auf einem Arkadenunterbau steht, der wieder auf eine lange Kastenwand gesetzt ist, und über diese herüber setzen ganz große Säulen ihre Beine, die wieder eine Art Nische mit gerade vorspringender, ungestützter Decke tragen. Es ist eine wilde Mosaikvorstellung neuer Architekturen, die noch unentwickelt ist gegenüber den Phantasien der folgenden Maler, die auf ihren Bildern (es ist auch dies ein eigenes wichtiges Kapitel der Architekturphantasie) häufig eine Renaissance träumen, noch ehe die Architekten so weit waren, sie thatsächlich auszuführen. Die Maler gehen hier den Baumeistern voran in der ersehnten Ausdichtung der neuen Architektur,

Wand mit Darstellungen von Gerichtsscenen und Landschaften aus der Casa Tiberina, Rom. Augusteische Zeit.

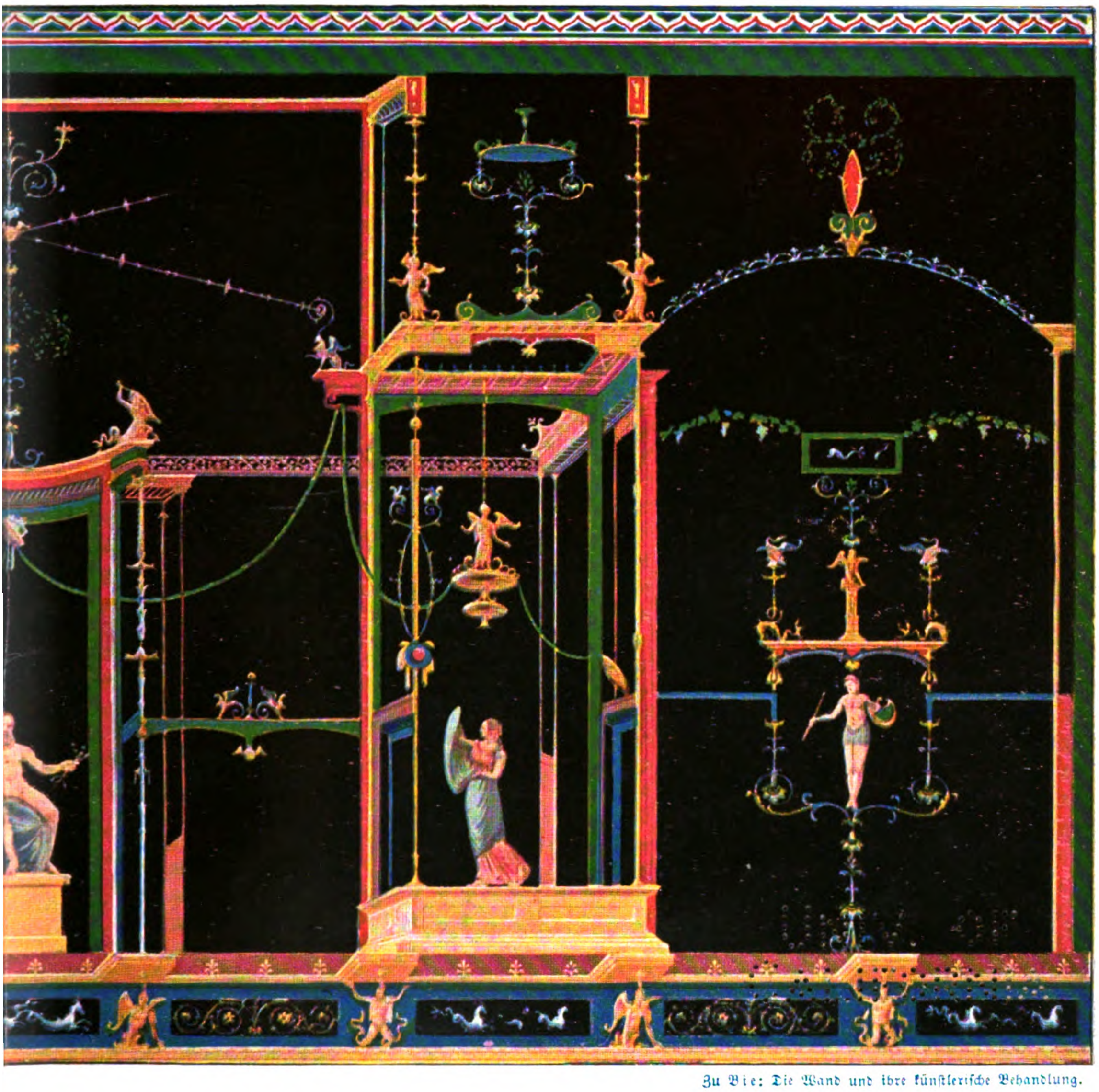
denn sie haben es leichter zu malen als zu bauen. Die Alten folgten umgekehrt mit der Malerei der Architektur und setzten alle die Bauglieder, die vorher ihre Realität erprobt hatten, in leichte, spielerische Träume, auf deren duftigen Wolken die antike Architektur in ein himmlisches Paradies flog.

Die schönen Wände des dritten Stils gehören dem augusteischen Zeitalter an, in dem wir auch sonst eine delikate dekorative Kunst beobachten. Die Sarkophage dieser Zeit sind in vollendetem Geschmack gebaut, kein Gedränge von Figuren, kein Zusammenfügen unverstandener Scenen, sondern leichtes Guirlandenwerk zwischen Pfeilern und auf den Feldern zart in die Mitte gesetzt die einfachen Embleme der Kannen, Zweige, Schalen. In diesem Stil der pompejanischen Wände treffen wir die berühmten graziösen Bildchen, die ganz distinguiert in der Mitte gleichfarbig grundierter Flächen auftreten. Ob es Stillleben, Gartenbauten, kleine musische Scenen, niedliche Eroten, Brustbilder von Liebespaaren, Centauren mit hüpfenden Weibern sind, immer sitzen sie mit einem erlesenen Geschmack, wie ein kleines Juwel, mitten in der tiefen Grundfarbe. Auf der Hauptfläche erscheint ein größeres Bild, eine Genrescene, oder ein mythologischer Stoff in den beliebten typischen Formen. Die Ornamentik dieser Wände kann man bis in die winzigsten Details verfolgen, überall leuchtet dieselbe Grazie — eine Grazie, die keineswegs sich an die Schlüsse der Mathematiker und die Beweise der Konstrukteure hält, sondern in heiterster Laune ihre kleinen Amphoren balanciert, ihre bunten Vögel Giebelecken bilden läßt, auf Pflanzenranken Stäbe stützt, aus Voluten Fruchtschalen entwickelt und weitgehenkelte Becher an Schnü-



Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte.

Oberer Teil einer Wand aus der Caja

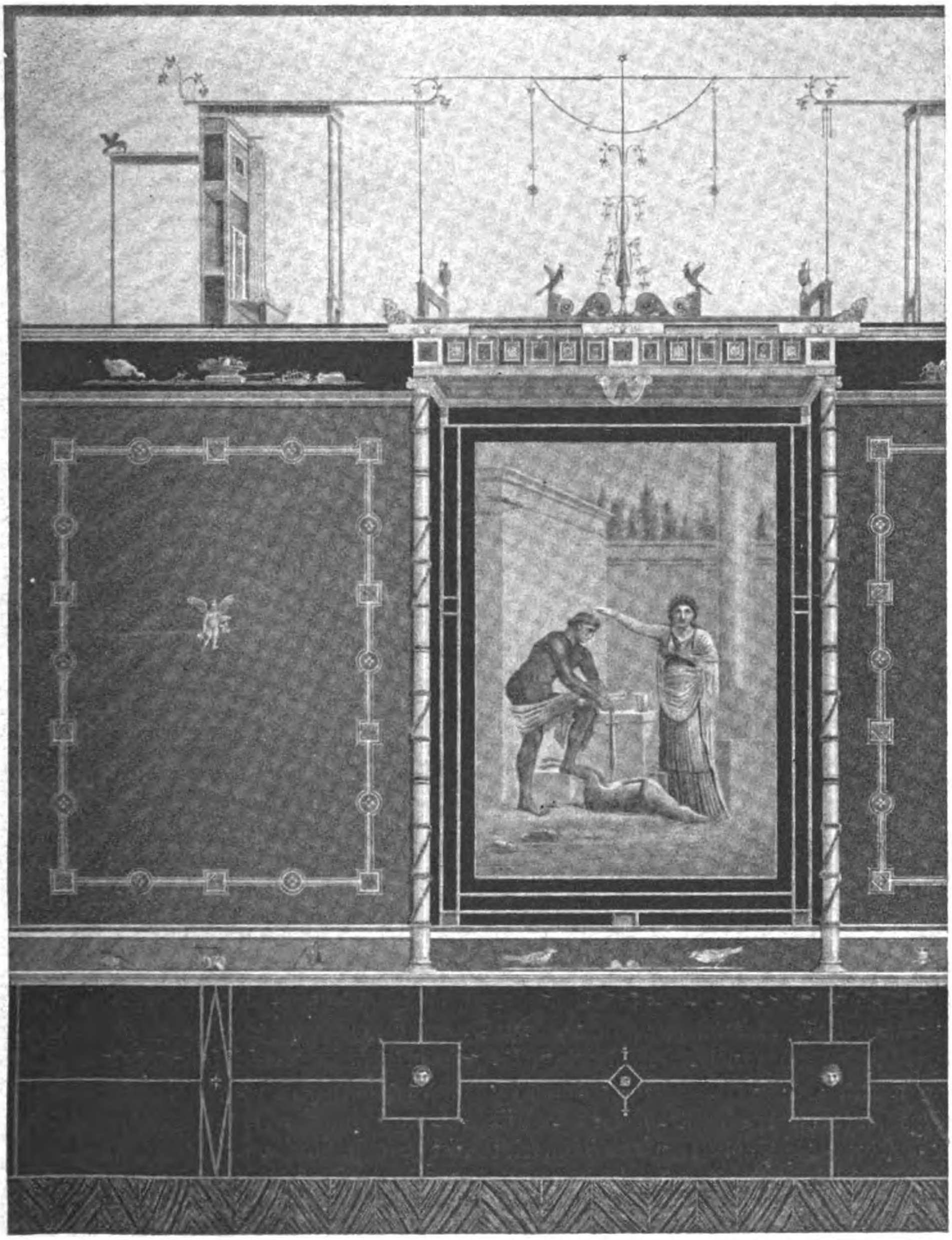


Zu Bie: Die Wand und ihre künstlerische Behandlung.

ia dei Bronzi in Pompeji, letzte Zeit.

UNIV. OF
CALIFORNIA

ren horizontal in Schwebe hält. Neben solchen Stilisierungen beobachten wir wieder die größte Freiheit in vegetabilischen Bildungen. Eine gestutzte Blüte oder Ranke findet sich selten. Die Pflanzen sind naturalistisch genommen, Blätter und Blumen im wirklichen Wuchs geschildert — nicht in ihrem individuellen Bau, wie es die neueste moderne Ornamentik versucht, sondern nach den allgemeinen spielerischen Gesetzen dieser Manier geordnet. Es ist nicht die Frage, ob stilisiert oder nicht stilisiert — es ist eine Welt phantastischer Wirklichkeiten und Möglichkeiten in eine große spielerisch-graziöse Form gebracht. Die Künstler lieben ihre Motive und führen einen Ball mit ihren Geliebten auf. Farbige Blumen und Sträucher und Kakteen blühen an den Sockeln auf. Zierliche Gitter schließen die Mittelfelder unten ab. Das Motiv: Säule mit Gebälk wird isoliert



Wand aus Pompeji, mittlere Zeit, mit einer Opferscene.

hingesetzt. Aus Segmenten und Vasen und Fachfüllungen und Sternchen kombiniert sich ein anmutiges Friesmuster, aus durchbrochenen Balustraden, Emporen und Hallen macht man eine Seitenfeldfüllung. Weiße Säulen und Pfeiler werden mit zartgetönten leichten Mustern belegt, wie Stickarbeit auf Seide. Alles soll zusammenhängen, sich grüßen, sich neigen, sich umschlingen. Die Rahmen innerhalb der Nischen werden durch Zwischenstücke bis zum Rande hochgeführt, ein weißes und blaues Feldchen mit roten und weißen Strichen, eine minimale Nebensache von einer Minute Arbeit, während der der Maler an Gott weiß was denkt — aber die Zierlust läßt ihn nicht los. Es tänzelt der Freskopinsel über die Wand. Tausend Kleinigkeiten des Lebens, Körbe, Triangel, Töpfe, Tintenfässer, Federn werden in die Zwischenstreifen geworfen; Schnüre werden über die Flächen gezogen, Vögel halten sie im Schnabel, Kraniche, die ihren Hals dekorativ beugen; Schnüre, tausend leichte gelbe Schnüre, mit koketten Schleifen, hängen an den Ecken, an den Stäben, an den Tympanons, den Schalen, den Pfauenfedern, sie gleiten leicht hinab und scheinen sich in der Luft zu wiegen. Und Blumen, grüne Blumen mit roten Stengeln wachsen aus den Kandelabern und schwingen sich in den Himmel zwischen die gespitzten Halme, die aus schwebenden Thüren zwischen Vasen emporsteigen, vor den Balkons mit den halbgeöffneten Fenstern, hinter denen Eroten wohnen müssen. Alles wird geflügelt. Die Architektur wird erdenlos, die Tiere werden Figuren inmitten sprießender Pflanzen; Sphinxe, Affen, Tiger, Hunde scheinen ein paradiesisches Arabeskenleben zu führen, es ist ein verwirrendes Durcheinander von Millionen sich drängender Einfälle und einer unstillbaren Fülle von zierenden Mustern — und doch jeder einzelne Strich von so veredelter Kultur, daß das Gesamtbild den Charakter eleganter Leichtigkeit nicht verlieren kann. Hier finden sich zuerst die Kandelaber und die bunten Groteskenstreifen, die dann die Renaissance an den antiken Resten so sehr bewunderte, die Raphael in den Malereien der Titusthermen fand und in seinen vatikanischen Loggien neu aufleben ließ. Auf Füllung der Fläche mit reiner Ornamentik, auf fließenden Verlauf der Ornamentreihe im Streifen, auf leichte Verknüpfung der zahllosen Einzelmotive ging man hier aus, hier zuerst, weil das Rahmenwerk nun zum erstenmal seine große dekorative Bedeutung erlangt. Es ist die Folge der Pfeilermotive des Hellenismus und der Begrenzung des Gesichtswinkels. Die augusteische Zeit mit ihrer Flächendekoration projiziert die ganze reiche architektonische Verzierungswelt in die Ebene dieser Wand, und sie rahmt die Felder und füllt die Rahmen. Sie beginnt mit den ersten Regungen der Rahmenauffassung zu verzierender Flächen, die dann das große System der Renaissance wurde.

Die Differenzierung schreitet fort. Schon wenn man die Farben der augusteischen Zeit mit den zeitlich vorangegangenen vergleicht, beobachtet man den Sinn für Nuancierung. Das Rot teilt sich in verschiedene, dunklere und hellere Töne; Grün und Violett vermeidet man, wie stets schon das Blau, an hervorragenden Stellen, es sind mehr Zwischentöne. Neben dem Rot ist Schwarz eine der Grundfarben, die sich als Hintergrund stets sehr empfiehlt und alle aufliegende ornamentale Malerei und die kleinen Bildchen sehr distinguiert erscheinen läßt. Auch der Sinn für die Verteilung der Farben wächst mit dieser Beschränkung der Töne und ihrer Nuancierung. Die natürliche Entwickelung von Dunkel zu Hell ist Gesetz geworden, und die Hauptflächen betonen gern eine durchgehende Grundfarbe, die ihnen um so besser steht, je weiter sich dieser Stil zu einer ornamentalen Flachkunst entwickelt.

In der nachaugusteischen Zeit gewinnt man wieder die kräftigen Farben etwas lieber. Blau und Gelb beginnen jetzt eine herrschende Rolle zu spielen, das Schwarz tritt zurück. Es ist eine natürliche Entwickelung eines gewissen Dekadententums, die Mattheit von Farben, die der reine Geschmack vorzieht, durch kräftigere Augennahrung zu ersetzen. Huysmans hat dies sehr gut bei den Zimmerdekorationen seiner dekadenten Romanhelden beobachtet.

Ebenso findet man in der folgenden Zeit eine gewisse Reaktion gegen die Flachornamentik, ein Zurückgreifen auf architektonische Perspektiven. Wir erinnern uns des ständigen Wechsels zwischen einer mehr archi-

Giotto: Der heilige Franciskus und sein Vater. Gemälde in der Oberkirche von S. Francesco in Assisi. Hintergrund phantastische Architekturen.

tektonischen und einer mehr ornamentalen Auffassung als eines Gesetzes der Entwickelung. Der Stuck in erhabener Arbeit beginnt wieder, besonders an Friesen, beliebter zu werden, zuerst weiß, dann bunt. Die Säulen und Durchblicke erobern sich eine neue Stelle in den Zwischenfeldern zwischen der Haupt- und den Seitenflächen; hier wächst gern eine reiche üppige Architektur empor, perspektivisch verkürzt, mit Durchblicken ins Freie und Figuren, die darin wandeln. Der Fries sendet seine luftigen Bauten auch in die Untergeschosse der Wand und büßt darum oft an selbständiger Bedeutung und klarer Betonung ein. Das erwidern die Hauptflächen, indem sie die Rahmenmotive wieder auch nach oben geben und bisweilen an die Stelle des Frieses setzen. Alles wuchert so fort: die Phantasiearchitektur und die Rahmenornamentik. Es ist interessant zu sehen, wie die Rahmen der Bilder immer noch das Bestreben haben, mit den Nischen, in denen sie angebracht sind, durch ein Zwischenstück sich zu verknüpfen, nur daß die Rahmen und die Verbindungsstücke jetzt viel dicker und reicher

sind. Auch der Sockel bekommt seinen Anteil an dieser Vervielfältigung. Er wird gern mit kleinen Tunnels unterbrochen, in denen zoologische Merkwürdigkeiten angebracht sind, oder gerahmte Bilder werden ihm ebenfalls aufgesetzt. Bei all den Verschiedenheiten und Abwechselungen dieser Manier geht das eine Entwickelungsprincip deutlich hervor: die phantastische tektonische Ornamentik und die Rahmenverzierung der Flächen breiten sich über die ganze Wand aus, so daß diese dadurch so viel an Struktur verliert, als sie in einer erneuten Benutzung perspektivischer Baumotive wieder zu ersetzen sich bestrebt. Im allgemeinen ist dies kein Nachlassen, sondern ein Fortarbeiten der dekorativen Kraft, die auf antiken Wänden thätig ist. Die Besucher Pompejis nehmen zumeist den Eindruck dieser späteren Wände mit, die an Pracht und Formenreichtum alle früheren Stile übertreffen und sich zudem in größter Anzahl dort befinden, da sie zwischen dem bösen Erdbeben von 63 n. Chr. und der Katastrophe im Jahre 79 ausgeführt sind. Durch das Erdbeben war Pompeji bereits derart mitgenommen, daß man sich überlegte, ob es sich lohne, die Stadt zu renovieren. Als man sich dazu entschloß, dekorierte man den allergrößten Teil der Wände (nur wenige Patricier ersetzten stilvoll den alten Schmuck) in diesem flotten und prunkvollen Muster der Kaiserzeit. Die Arbeit war sicher flüchtiger, als man einst in augusteischer Zeit gemalt hatte. Nicht immer erfreut uns die Delikatesse, die wir dort wahrnahmen. Dieser Umstand veranlaßte Mau, den „vierten“ Stil etwas zu verachten und als ein nur dekadentes Anhängsel zu betrachten. Ziehen wir jedoch die Folgen eines solchen schnellen Neubaues in Betracht und vergrößern wir uns die pompejanischen Eindrücke in weltstädtischen Mustern, so werden wir diesen Wänden unser Interesse nicht versagen können, in denen die letzten Kühnheiten der tektonischen Phantasie ihre Gestalt gefunden haben.

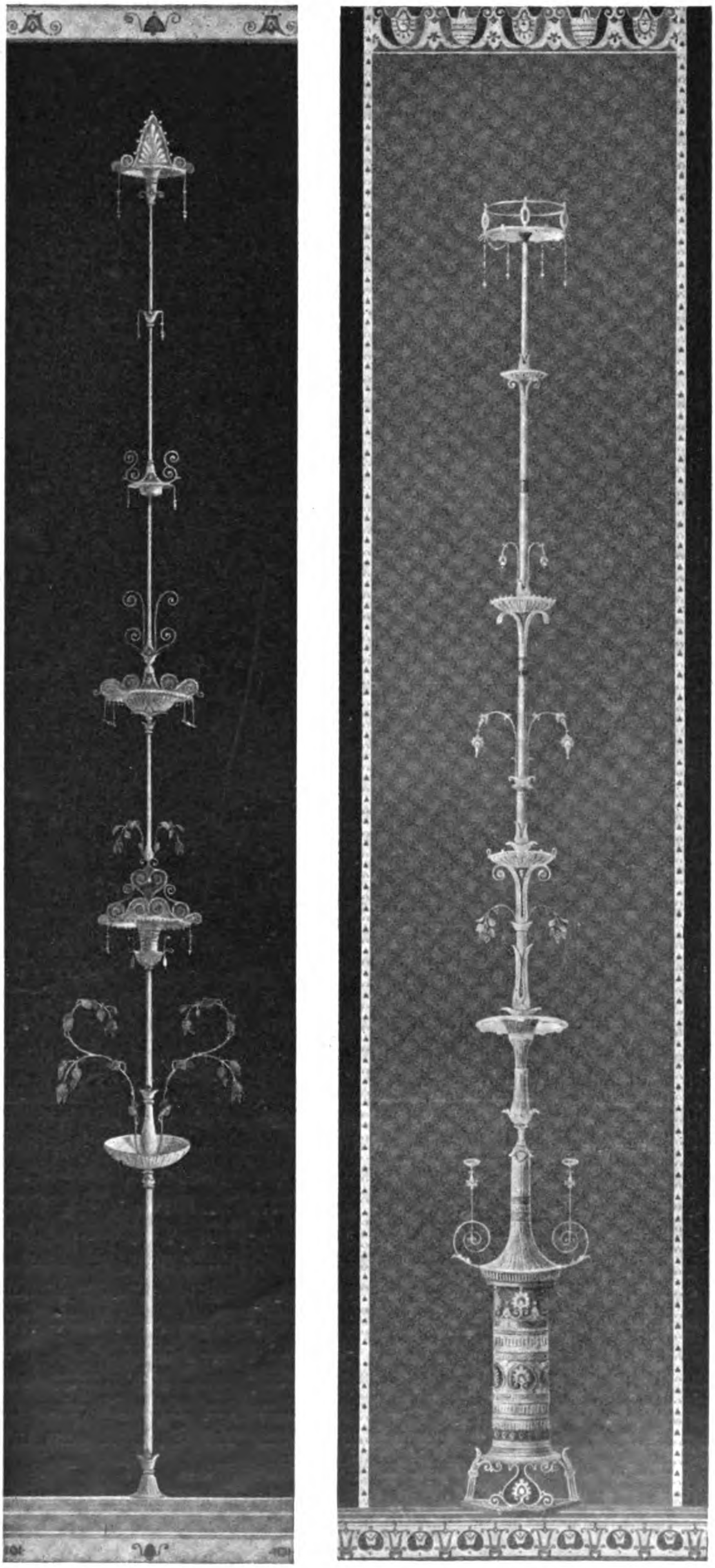
Seit einigen Jahren widmen nicht bloß die Reisenden ihre besondere Aufmerksamkeit diesen verführerischen letzten Wänden von Pompeji, sondern auch die Gelehrten. Gerade hier gelang es, den Zusammenhang der Dekoration mit dem Aspekt der Bühne an einigen schlagenden Beispielen festzustellen. Es giebt eine Wand in Pompeji, die in ihrer Dekoration auf das überraschendste mit dem großen pompejanischen Theater übereinstimmt, das aus augusteischer Zeit stammt. Das Hyposkenion, also der Sockel der Bühne, hat dieselben Buchtungen und Nischen wie der Sockel dieser Wand. Die Wand zeigt die deutliche Säulenfassade der Palastdekoration mit der Regia als Mittelthür und den Hospitalien als Seitenthüren; die Thüren sind im pompejanischen Theater deutlich von den Nischen der Ädikula eingerahmt. Stufen führen von ihnen in den Orchestraraum, und Stufen führen auf dem Wandbild herunter. Man blickt auf Säulenreihen und blauen Himmel durch. Masken sind aufgestellt. Ja, selbst die Begebenheit läßt sich aus dem Wandbild erkennen: es ist die Proklamation eines athletischen Siegers dargestellt mit der Nike, den Preisvasen, dem Jüngling, der sich nach altem palästrischem Motiv das Öl abschabt.

Ein anderes pompejanisches Bild stimmt wieder mehr mit der Bühne von Herkulaneum überein, die bekanntlich, durch eine tiefe Treppe heute zugänglich, sich inmitten des Lavagesteins sehr klar erhalten hat. Die Säulen sind auf diesem Bild freier angeordnet. Die Darstellung ist wieder eine Proklamation. Wir sehen die Siegesgöttin mit dem Viergespann, Doryphoren und zwei Sklavinnen mit Korb und Fackel.

Wie stark das Vorbild der Bühne in jedem einzelnen Falle gewesen ist, das zu kontrollieren geht schwer an. Wir wissen, daß das Theater des Scaurus (58 v. Chr.) schon dreihundertsechzig reelle Säulen hatte, wir kennen ferner die phantastischen Malereien in der Manier jenes Apaturius, der mit den Baugliedern sein ornamentales Spiel trieb. Das ständige Vorbild dieser großen Fassadenarchitektur, die Hervorhebung der Mittel- und Seitennischen, die Durchblicke auf hintere Bauten und den Himmel, die Ornamente der Masken und die Thürembleme, die Fassung figürlicher Scenen in der Bühnenform, die Stufenmotive, die Nischen und Gliederungen des Sockels, auch die Tafelbilder mit aufgeklappten Deckeln, wie sie auf der Bühne Verwendung fanden, vielleicht auch die Anlehnung der Mittelfeld-Dekorationen an die

geschmückten Thürvorhänge — das sind die einzelnen Anregungen, aus denen, parallel mit der Entwickelung der Bühnenmalerei selbst, die große phantastische Welt der pompejanischen Wände erwächst. Die besten Wände der nachaugusteischen Zeit übertreffen an spielender Laune und üppiger Phantasie alles Vorhergehende. Es giebt darunter unvergeßliche Eindrücke.

Da ist z. B. die berühmte „schwarze Wand“ der Casa dei Bronzi, die im Jahre 1833 bloßgelegt wurde — ein Feuerwerk von Farben auf dem gleichmäßigen schwarzen Grunde. Die großen Mittelfelder mit den kleinen Bildchen durch Rankenwerk eingerahmt in grünlich-gelben feinverzweigten Blättern, oben abgeschlossen durch sich kreuzende Stäbe. Dazwischen ein System zarter bunter Stengel, eine Elfenarchitektur in roten, grünen, gelben schmalen Säulen und Bekrönungen. Und im Fries ähnliche Tempelchen der Farbenfreude, phantastische Kombinationen von Gebälken, Balustraden, Blumenbogen,



Kandelaber aus einer pompejanischen Wandmalerei.

Bronzeweibchen, Karyatiden in phrygischem Kostüm, Schnüren, Kandelabern, Konsolen, Schalen, die sich in so subtile Farbengespinste verlieren, daß ihre körperliche Existenz aufhört und sie sich von der Laune des Malers tragen lassen, der mitten in der Blume zum Kandelaber, mitten in der Brüstung zur Arabeske umspringt. In diesen Tingeltangeln der sprühenden kapriziösen Farbe tanzen bunte Mädchen um die Statue eines sitzenden Zeus.

Ein andermal sind es bronzene Palmen, die die Mitte einrahmen, Trophäen hangen an ihnen, auf Hallen mit Balkonen sieht man an ihnen vorüber, Dienerinnen treten auf die Balkone. Dazwischen auf rotem Grund vergnügen sich Mänaden und Tänzerinnen. Oben auf dem weißen Fries erzählt man uns die Geschichte von Achill auf Skyros; Guirlanden, hängende Vasen, Gebälk mit Kassetten füllen den Fries, allerlei phantastisches Fischvolk in sehr komischen Eifersuchtsbewegungen macht sich am Sockel breit. Oder am Sockel schildert man Elefanten, und neben allerlei Bronzegerät tummeln sich eherne Tritonen und Seepferde. Das Mittelfeld hat unten Landschaften mit blauen Bergen, Bäumen, Tieren — Eroten veranstalten ein Wettfahren; weiter hinauf liegen weiße Felder mit buntem Rankenwerk von Vögeln, Statuetten, Blättern, kleine Bildchen schweben in der Mitte. An Thürenstelle erheben sich die großen gelben Metallarchitekturen mit naturalistisch gerafften blauen Vorhängen, eine weite Perspektive öffnet sich, darunter die Stufen, von eilenden Hunden belebt; und oben im Fries die Luftbauten, in Rot und Gelb, Baldachine, Greifen, Schnüre, Rundbogen, Tafeln, Träger — ein Tanzplatz aller ornamentalen Vorstellungen, die die Laune des Augenblicks gruppiert.

Die Wandgemälde selbst, die im zweiten Stil beginnen, im dritten ihre Blütezeit haben und im vierten sich wieder etwas zersplittern, unterscheiden sich in den Farben und in der Malweise ebenso wie die Ornamente, die sie umgeben. Wir beobachten ein Flotterwerden, oft auch ein Flüchtigerwerden der Technik, ein Steigen der Virtuosität des Vortrags, die zuletzt beinahe an Impressionismus grenzt. Zuerst sind es mehr typische Gesichtsformen, dann mehr realistische heimatliche Züge. Zuerst spielt das Gewand eine größere Rolle, dann die Nacktheit. Zuerst die Landschaft, dann die Figur. Die Bilder, in derselben Freskotechnik durchgeführt wie die Ornamentik und mit dieser in der koloristischen Anschauung übereinstimmend, erstrecken sich über das ganze Feld der Malerei vom Stillleben bis zur heroischen Scene. Es giebt entzückende kleine Intimitäten, die der Beschauer niemals für antik gehalten hätte, geschmackvolle Ausschnitte aus dem Privat- und Bühnenleben, Scenen aus der Tierwelt, bloße Gärten mit Fontänen und Vögeln, wie an der berühmten Wand der Römischen Villa, die draußen eine Meile die Via Flaminia herauf liegt, zahllose Gerichtsvorgänge, hübsche Kabinettsbildchen von ornamentalen Figuren, wie Eroten, Centauren, Tritonen und als Hauptbilder gern die mythologischen Scenen nach alten bewährten Mustern aus dem Sagenkreise von Herakles, Theseus, Iphigenie, Medea, Dirke, Perseus, Dädalos, Odysseus, Meleager und so fort. Ein Material, das für die ästhetische Betrachtung unerschöpflich scheint, wie es den Gelehrten als Kopienapparat für die Rückschlüsse auf die Originale unersetzlich ist. Was durch die antike Welt flog an malerisch festgestellten Typen, ist hier überreichlich über die Wände zerstreut. Stets gehen die Bilder als Teile in die Ornamentation auf. Sie stehen nie vor der Wand als einem Hintergrund, sondern sie scheinen höchstens die Wand als Perspektive ins Freie durchbrechen zu wollen. Selbst wenn sie dekorativ gerahmt erscheinen, hat man nie das Gefühl, daß sie vor der Wand, sondern stets, daß sie in der Wand sind. Tafelbilder, im Gegensatz zu diesen Fresken, scheint man im Altertum in zweierlei Form gehabt zu haben. Entweder als kleine Bildchen mit zu öffnenden Flügelthüren, die man aufstellte, oder als eine Art pretiösen Schmucks, indem man die Gemälde, wie Spiegel, auf einem Gestell präsentierte. Jene Art ist sehr häufig auf antiken Wänden dargestellt, diese kommt einmal auf einer Wand der Casa Tiberina vor. Immer aber ist das Tafelbild ganz in die Dekoration einbezogen.

Aus der nachpompejanischen Zeit sind wenig erhebliche Reste von antiker Wand-

dekoration auf uns gekommen. In den großen Kaiserpalästen und den Thermen gewinnt jedenfalls der Belag mit echtem Marmor insoweit an Ausdehnung, als die Prachtliebe im allgemeinen steigt. Von Wandmalereien treffen wir auf einige Reste aus hadrianischer Zeit in dem antiken Hause, das 1777 in der Villa Negroni entdeckt wurde. Die Originale sind unterdessen verloren gegangen, aber es giebt ältere Publikationen dieser Wände, und eine Serie kolorierter Tafeln befindet sich im Schinkelmuseum der Berliner Technischen Hochschule. Wir lernen daraus, daß der „vierte“ pompejanische Stil noch durchaus herrschend ist und daß die Betonung einer perspektivischen Architektur mit sehr reellen Baugliedern im Gegensatz zur bloßen Flachdekoration noch an Erfolg zunimmt. Andererseits wächst die Bedeutung des Rahmenmotivs in demselben Maße. Und vielleicht hat das Rahmenwerk später wieder die luftigen Architekturen zurückgedrängt, wie man aus einigen dürftigen Resten der Epoche des Septimius Severus schließen kann. Soweit sich sonst aus der Entwickelung des dekorativen Sinns in Reliefs und Triumphalbauten während der späteren Kaiserzeit entnehmen läßt, gewinnt hier das Rahmenwerk, die Mosaik-Auffassung, so sehr an Bedeutung, daß darin die Antike wohl direkt vor den Leistungen der Renaissance wird stehen geblieben sein. Das wäre dann die letzte Welle der Flachdekoration gegen die perspektivische Schule.

Wenn wir den Verlauf zusammenfassend überblicken, so erkennen wir die Gesetzmäßigkeit, und dies mag uns anzeigen, daß trotz des lückenhaften und vielfach provinziellen Materials uns genügend Punkte gegeben sind, um über die Entwickelung der Wandmalerei wenigstens auf italischem Boden uns ein Bild machen zu können. Vor die alte Quaderwand in ihrer reinen Flächenausdehnung und Längsabmessung tritt in der hellenistischen Zeit der Pfeiler, als eine Projektion des Peristylmotivs auf die Wandfläche. Zunächst entwickelt sich daraus eine reliefierte Architektur, die zu vielen Neubildungen im Rahmen der Pfeiler Anlaß giebt: Reliefbilder, cyklische Wandgemälde, Friesabschnitte, Guirlanden und andere rhythmisch belebte Motive. Allmählich verschwindet das von der Quader stammende Inkrustationswerk unter der Ausbreitung der Architektur, die selbst Durchblicke in scheinbare Hinterräume und andere perspektivische Aufgaben behandelt. Als die Scheinarchitektur sich ausgelebt hat, wird sie wieder mehr gegen die Fläche projiziert und rein ornamental fortgebildet, wobei die ersten Rahmenmotive auftreten. Langsam beginnt ein neuer Austausch, die luftigen Bauten der Friese gewinnen die Seitenfelder, und die Rahmenwerke verbreiten sich über alle drei Wandglieder. Zuerst wird die Architekturrealität auf dieser neuen Basis wieder mehr betont, dann dringt das Flachmotiv des Rahmens stärker vor. Muster und Vorbild bleibt die Entwickelung der Wand aller Wände, der Bühnenfront. Der Prozeß aber, der hier vor sich geht, ist nur ein Teil des großen Kombinationsprozesses, der die Geschichte der gesamten antiken Ornamentik füllt. Wie einst beispielsweise die S-Linien und das Zackblatt sich trafen, sich vermählten, sich verjüngten und schließlich in der Kaiserzeit so ineinander aufgehen, daß die Zackblattranke in S-Form entsteht, so werden auf dem Boden der Wandmalerei-Phantasien alle Glieder der großen Architektur und alle Scherze privater dekorativer Tändelei in ein lustiges Kombinationsspiel gebracht, in dem sie zu Ornamenten sich umbilden und ein neues übersinnliches Leben führen. Es ist ein wunderbares Schauspiel, die Alten an der Arbeit zu sehen, wie sie mit dem kapriziösen Pinsel auf der Wand ein übermütiges Gegenstück zur schweren irdischen Bauwirklichkeit hinzaubern. Von dem Augenblick an, da der erste Pfeiler vor die Wandfläche gesetzt wurde, öffnet sich ihnen ein Ventil für alle schlummernde Architekturphantasie, die sie in die Wand hineinsehen und hineinschreiben wie eine Musik in ein Buch.

Der Zerstörer.

Novelle
von
Gertrud Franke-Schievelbein.

(Nachdruck ist untersagt.)

Nie konnte sie die Scene vergessen. Wie eingeätzt mit scharfen, giftigen, fressenden Säuren blieb sie in ihrem Gedächtnis haften.

Sie sah das steife, eigensinnige Gesicht des Alten, von zorniger Röte überflogen, die immer würdevoll und ruhig blickenden Augen in ungezügelter Wut blitzen. Seine Stimme — sonst stets beherrscht, bedächtig und wohlwollend — klang unheimlich, wie Sturmgeheul in einer Gewitternacht, als er schrie: „Thut, was ihr wollt! Heiratet euch! Rennt in euer Unglück —!“

„Vater!“ rief Georg begütigend. Er trat näher und griff in die wie zum Fluch emporgeschleuderten Arme des alten Mannes. „Vater! Besinne dich! Wir trotzen dir nicht. Wir *erbitten* deine Einwilligung, Nora und ich. Wir vertrauen dir, daß du dein Vorurteil überwinden wirst —“

Der alte Herr hatte gar nicht gehört. Blindlings seinen Gedankengang verfolgend, lachte er grell auf: „Ja! Rennt nur hinein! Ich fluche euch nicht. Damit mach ich mich nicht lächerlich! Wer glaubt denn heutzutage noch, daß des Vaters Fluch auch nur *ein* Haar zu krümmen vermag auf dem Haupt des ungehorsamen Kindes —“

Georg ergriff seine kalte, im Fieber der Empörung bebende Hand. Beschwörend rief er: „Beruhige dich! Du schadest dir. Es ist ja schon mehr, als wir hofften! Wir *danken* dir, Nora und ich. Fürs erste lassen wir dir Zeit, dich an den Gedanken zu gewöhnen.“

Und liebevoll drückte er die in allen Gliedern schlotternde Gestalt des Vaters in einen Sessel nieder.

„Haha!“ höhnte der Alte, „ihr seid ja sehr bescheiden! In unserer Familie hat kein Kind je eine Ehe geschlossen, ohne den Segen der Eltern. Du bist der erste, der von den Traditionen abweicht —“

„Vater, die Zeiten ändern sich. Hier stehen sich zwei Lebensanschauungen unversöhnbar gegenüber. Ich liebe Nora. Gerade ihre Künstlerschaft, ihre große freie Seele hat mich angezogen. Du aber stößt dich an der ‚Schauspielerin‘. Du weisest Nora von dir, ohne sie zu kennen —“

„Weil ich *dich* kenne!“ schleuderte der Alte ihm giftig ins Gesicht. „Ich lasse mich

von einer schönen Larve nicht um den Verstand bringen! Hast du nicht auch unser Blut in dir? Das Erbteil der Bredows, die Gesinnungstüchtigkeit, die strenge Moral, die unverbrüchlichste Ehrenhaftigkeit, die nichts wissen will von Theatertand, Schminke, bunten Lappen und falschen Diamanten —“

Da, wie von einem Peitschenschlag getroffen, zuckte Nora empor. Sie hatte im Hintergrunde gestanden und die Worte um sich her brausen hören, die Kränkungen gefühlt wie Hagelschläge, deren eisige, schwere Wurfgeschosse sie zu Boden schleudern und begraben wollten.

Georgs wegen hatte sie die übermenschlichste Selbstbeherrschung geübt.

Er hatte ihr gestanden, wie sehr er seinen Vater liebe und daß er sich nie ein Glück rauben würde; daß er auch sein bestes Glück nur recht genießen könne, wenn es die volle Sanktion des alten Familienoberhauptes hätte.

„Wir Bredows sind nun einmal so,“ hatte er wie entschuldigend gesagt, als sie ihn halb verständnislos angeblickt hatte. „Wir hängen wie die Kletten zusammen. Die Pietät und die Ehrfurcht vor dem Alter saugen wir gleich mit der Muttermilch ein.“

Sie hatte ungläubig den Kopf geschüttelt. Ganz früh verwaist und alleinstehend, hatte sie das „Familiengefühl“ nie gekannt. Ihr großes Talent, ihr Kraftbewußtsein, die nie erlahmende Energie hatten sie wie Flügel über den Sumpf der Anfängermisere, die Gefahren der „Schmieren“ hinweggetragen. Jetzt war sie die erste Größe des Hoftheaters, eine gefeierte Tragödin, der vergötterte Liebling der Stadt.

Niemand hatte je an ihren Ruf zu tasten gewagt. Sie hatte nicht nötig gehabt, sich als Weib wegzuwerfen, um sich als Künstlerin übelriechende Lorbeeren zu ergattern.

Die Kunst hatte ihrer Phantasie, ihrem Geist und ihrem Herzen alles gegeben, was sie brauchte. „Des Gottes voll“, hatte sie nach Mannesliebe nicht gefragt, bis es plötzlich über sie kam.

Nach heißem Ringen — einem Ringen auf Tod und Leben, das wie ein verzehrendes Fieber ihre Seele wochenlang zwischen Himmel und Hölle herumirren ließ, blieb das Weib endlich Sieger. Sie war bereit, ihre Kunst zu opfern.

Georg Bredow wußte, was sie für ihn that. Aber er verhehlte sich nicht, daß es ihn neue Kämpfe kosten würde, die „Schauspielerin“ als vollberechtigtes Mitglied in die Familie einzuschmuggeln.

Zwar — der alte Herr war sehr entzückt von „der Arndt“ als Gretchen, Julia, Iphigenie und Luise Miller. Er hatte sie — Georg wußte es so einzurichten — in einer Gesellschaft getroffen und ihrer persönlichen Anmut und Liebenswürdigkeit ein Loblied gesungen.

Kühn gemacht, hatte Georg seinen Vater zu überrumpeln gedacht und ihm Nora Arndt als seine Braut vorgestellt. Es war im Hause desselben Freundes, der die erste Begegnung des Geheimrats mit Nora Arndt vermittelt hatte.

Neutraler Boden — ein einsamer Gartenpavillon, tief zwischen alten Bäumen versteckt.

Wie der Alte es aufgenommen hatte?

Zuerst wie einen gewagten Scherz, eine Scene, die die reizende Diva mit seinem Sohne vor ihm aufführte.

Daß es Wahrheit sein könne, lag ihm so fern, daß es seinem in altgewohnten, fest vorgezeichneten Bahnen sich bewegenden Denkmechanismus außer aller Möglichkeit schien.

Dann aber — als ihm der heilige Ernst der Scene einleuchtete — dies Erstarren — dies beängstigende Erbleichen, Stocken des Atems — dieses Überwältigtsein wie von einem furchtbaren Unglück!

Eine schwere Angst überkam Georg. Der Schreck konnte der Tod des Vaters sein.

Harte, böse, furchtbare Worte fielen. Fast schien es, als könne die eiserne Kette der Familienliebe, dies stärkste Band der Natur, bei dem jähen Aufeinanderprall von alt und jung zerreißen.

Aber Georg war ein Held. Der stille, zähe, mehr passive als aktive Wille der Bredows — das, was den Alten die steife, pedantische Würde, das hohe, gravitätische Selbstgefühl — den Jungen die ruhige Beherrschung, die liebenswürdige Sicherheit gab, hatte sich bei dem Jüngsten zu einer stillschweigenden Macht gesteigert.

Noras glühendes, übersprudelndes Temperament war von dieser stillen Kraft be-

zwungen worden. Und auch jetzt wieder, als sie betäubt und keines klaren Gedankens fähig im Hintergrunde an einen Bronzetisch geklammert stand, war ihre Bewunderung für Georg größer als ihr Zorn auf den alten thörichten, engherzigen Mann. Bis der mit seinem wegwerfenden Schmähwort über ihren Beruf die Künstlerin in ihr wie mit einem vergifteten Dolch verwundete.

Sie stand vor ihm wie Maria vor Elisabeth im Park von Fotheringhay.

Ein geschmähtes, stolzes, seines Wertes sich wohlbewußtes Weib, das bereit ist, seine Ehre zu verteidigen, und wenn es Glück und Leben mit eigenen Händen zerbrechen müßte.

Mit glühenden Wangen, wogender Brust trat sie vor den Alten hin. Und schon wollte sie den Mund öffnen, die halbe Erlaubnis: heiratet euch meinetwegen! ihm vor die Füße werfen und rufen: ich danke für die Ehre, der Familie Bredow anzugehören — da fühlte sie sich umschlungen.

Georgs Augen drängten sich flehend in ihre Seele.

„Verdirb nichts!“ flüsterte sein heißer Atem an ihrem Ohr. „Der Sieg ist unser! Nur noch einen Augenblick Geduld —“

Da atmete sie tief, als habe sie eine schwere Last gehoben. Sie nickte ihm leise zu — und schwieg.

Georg ergriff ihre Hand und zog sie zu dem Alten.

„Vater!“ sagte er herzlich, „du vergißt noch eine Eigenschaft der Bredows anzuführen: die Gerechtigkeit. Niemandem ein Leid anthun, der es nicht verdient. Vater, hier ist Nora! Reiche dem künftigen Weibe deines Sohnes die Hand. Wenn du etwas zu überwinden hast — bedenke: auch Nora bringt Opfer. Aber ihr werdet's beide können, weil ihr beide mich liebt.“

Ein paar Augenblicke dumpfer, qualvoller Erwartung. Zwei Herzen schlugen laut. Im Park draußen rauschten die alten Buchen im leisen Abendwinde.

Der Geheimrat verharrte in finsterer Verschlossenheit. Die weiche, weiße, nervöse Frauenhand so nah vor seinen Augen schien er nicht zu sehen.

Schon zuckte sie leise zurück.

Aber Georgs Kräfte gaben sie nicht frei. Endlich legte sich die kalte, harte Hand des Alten einen flüchtigen Moment auf Noras glühende Fingerspitzen.

Aber während die Hände die symbolische Handlung der Vereinigung begingen, sprachen die einander messenden Augen eine andere Sprache.

Du verhaßter Eindringling! sagten die kalten, hochmütigen Augen des alten Patriciers.

Und aus den jungen, leidenschaftlich glühenden Sternen schlug es ihm flammend entgegen: Nie, nie vergeß ich dir die Qualen dieses Tages!

* * *

Sie waren nun schon ein paar Jahre verheiratet und hatten einen Sohn, ein schönes, begabtes Kind.

Die Vermählung der gefeierten Künstlerin mit dem jungen Verwaltungsbeamten hatte großes Aufsehen gemacht.

Nora hatte die Bühne verlassen und ging ganz auf in ihrem glücklichen Familienleben.

Die beiden Menschen, der ernste, feste, ruhige Mann und das temperamentvolle, lebensprühende Weib, ergänzten sich zu schönster Harmonie.

Ihre Liebe war im ruhigen Besitz noch gewachsen, tiefer, reifer, inniger geworden.

Sie hatten sich so unendlich, so unerschöpflich viel zu geben. Er aus dem Born seines Wissens, seines ernsten, gebildeten Geistes — sie aus dem frischen, sprudelnden Springquell ihrer intuitiven Künstlernatur heraus.

Und doch — in ihrem vielbeneideten Glück war etwas, das nicht sein sollte, ein Schatten, der bald auftauchte und wieder verschwand, bald dunkler wurde und zu wachsen drohte wie eine schwarze Wolkenwand, in der Blitz und Donner und Vernichtung schliefen.

Ein Mensch stand zwischen ihnen, den der eine liebte und verehrte mit dem blinden Naturinstinkt, der alle Fehler und Schwächen mit der Glorie der Kindesliebe umhüllte — und den der andere ansah mit dem scharfen, unbestechlichen, secierenden Blick der Abneigung.

Unvergessen blieb ihr die furchtbare Kränkung, die in der Zurückweisung ihrer Person lag.

Ihrem Manne zuliebe bemühte sie sich, dem alten Herrn ein freundliches Gesicht zu zeigen, in den Familienverkehr keine Störung hineinzutragen und Georgs Gefühle nicht zu verletzen. Aber ihre ganze stolze, selbstbewußte Künstlernatur empörte sich gegen den Hochmut, den Unverstand, die Engherzigkeit des alten „Philisters“. Der Gedanke an ihn erregte ihr ein nervöses Unbehagen, seine Gegenwart ein physisches Übelbefinden. Es war, als protestiere jeder Nerv in ihr gegen die nahe Verwandtschaft mit einem Menschen, mit dem sie nicht ein Atom gemein hatte.

Und daß sie das alles so still in sich verarbeiten mußte, nie mit Wort oder Miene ihre wahren Gefühle verraten durfte, ja Aufmerksamkeit und töchterliche Zärtlichkeit heucheln mußte, wo ihr lebhaftes Temperament und ihre fanatische Wahrheitsliebe nach rücksichtslosem Bekenntnis drängten — das war das schwerste.

Nie hatte sie ein ähnliches Gefühl gegen einen Menschen gehegt. Ihre warmherzige, großangelegte Natur kannte nicht einmal den „Künstlerneid“.

Und nun hatte sich dies giftige Schmarotzergewächs in ihrem Herzen eingenistet, mitten hinein in sein innerstes Heiligtum. Und es nährte sich von ihrem Herzblut und wuchs mit ihrer Liebe und war unausrottbar, unbesiegbar wie diese.

Immer stand es neben ihrem Glück wie sein schwarzer Schatten, und je heller ihr Licht aufflammte, desto riesenhafter und beklemmender reckte sich der Schatten.

Sie hatten auf Georgs Wunsch ganz in der Nähe des Alten ihre Wohnung. Alle Sonntage, alle Familienfeste wurden gemeinsam gefeiert.

Sie waren eine Prüfung für Nora.

Der alte Herr kramte ungeniert seine Ansichten aus, die für ihn einfach Dogmen waren, gegen die niemand sich herausnehmen durfte, ein Wort zu äußern.

Voller Naivetät, aber mit gleicher Sicherheit, äußerte er sich über Dinge, von deren Wesen er keine Ahnung hatte. Seine Urteile über Kunst hätten Nora toll machen können.

Es kochte und gärte dann in ihr, und ein paarmal hatte sie nicht an sich halten können und ihre Meinung mit aller Lebhaftigkeit ihrer Natur herausgesagt. Aber der alte Herr hatte es sehr übel vermerkt und scharf und bissig geäußert, es sei in der Familie nicht Sitte, daß die Kinder sich abfällige Kritiken über die Ansichten der Eltern erlaubten. Dergleichen Ungehörigkeiten möchten vielleicht in anderen Lebenskreisen Sitte sein; er müsse sie sich verbitten.

Wie ein geschlagenes Kind kam sie sich dann vor, so knirschend vor Wut über die Schmach, so trotzig, rachsüchtig, so voll von ihrem Recht und dem Unrecht, das ihr geschehen war.

Und wenn dann Georg sie nachher voll Zärtlichkeit bat, ihm zuliebe solche Dinge zu vermeiden, wenn er den alten Herrn entschuldigte und selbst seine Fehler rührend und liebenswürdig fand — dann fühlte sie's oft auch gegen ihren Geliebtesten wie einen stillen Haß aufsteigen.

Wie konnte er so blind, so schwach sein! Wie konnte er von ihr, der freien, selbstbewußten, stolzen Künstlerin, verlangen, daß sie ihre ganze Persönlichkeit verleugnete, um den kindischen Alten zu schonen!

Sie erkannte so deutlich, daß nichts dahinter war, daß dies ganze würdevolle, gespreizte, bonzenhafte Patriarchentum bloß auf der grenzenlosen eitlen Selbstgefälligkeit des Geheimrats beruhte.

Nach Patriarchensitte nahm er sich auch das Recht, über den Haushalt und die Lebensführung der jungen Leute mitzusprechen. Er fand, daß sie zu viel ausgaben, und ließ durchblicken, daß eine Hausfrau, die nicht Künstlerin sei, wahrscheinlich besser zu wirtschaften verstünde.

Was aber Nora am tiefsten traf, war, daß der alte Herr das Kind als „Familiengut“ beanspruchte. Es war nicht Georgs und Noras eigenstes Eigentum. Es war der jüngste Sproß der „Bredows“, und Nora hatte wohl die Pflicht, ihn zu nähren und zu pflegen, darüber hinaus aber gingen ihre Rechte nicht.

Sie hatte dem Kleinen ihren Lieblingsnamen Wolfgang zugedacht. Der Großvater aber bestimmte, daß er nach der verstorbenen Mutter Georgs, Adolfine, den Namen Adolf

führen sollte. Nora hatte den ersten ernsthaften Streit mit ihrem Manne aus diesem Anlaß.

Adolf! Ihr Kind mit einem Namen rufen zu müssen, dessen Klang ihrer Seele fremd, der ihr völlig zuwider war! Ein Name ist wie ein Teil des Wesens, die feinnervige Frau empfand es tief. Sie hatte Georgs Mutter nie gekannt — und das Kind war doch ihr Fleisch und Blut. Sie hatte es unter Qualen zur Welt gebracht. Sie hatte das Recht, es mit einem Namen zu rufen, der ihr lieb und vertraut war, den sie gern aussprach, weil es der Name des großen Goethe war.

Das alles führte sie gegen Georg ins Treffen. Er gab ihr recht. Gewiß, der Kleine sollte auch den Namen Wolfgang führen. Aber der Rufname müsse schon, wie es des Vaters Wunsch und die Pietät für die verstorbene Mutter erfordere, Adolf sein.

Und als Nora leidenschaftlich aufbrauste und unter zornigen Thränen rief: „Das will ich nicht! Das kann ich nicht!“ — da streichelte er leise und besänftigend ihre Wange, küßte sie und sagte herzlich: „Du kannst und willst es, Nora, weil du mich liebst.“

Was war es nur, das sie so waffenlos machte? Welche Gewalt hatte der stille, feste Mensch über ihre stürmische Seele?

Er forderte — und sie gehorchte? Sie, die einen so trotzigen, selbstherrlichen Willen gehabt hatte?

Sie weinte auch heimlich während der Taufhandlung, als ihrem Kinde der ihr so widrig klingende Name fürs Leben angehängt wurde. Und ich nenne ihn doch Wolfgang! dachte sie.

Aber sie that es nur, wenn sie mit ihrem Kinde allein war.

So gab es im Familienleben tausend Anlässe, die Gegensätze zwischen dem Oberhaupte und der Tochter zu verschärfen.

Die Abneigung in Noras Seele wuchs unter diesen unaufhörlichen kleinen Peinigungen allmählich zu einem tiefen, heimlichen, fressenden Haß.

So sehr sie ihn auch zu verbergen suchte, es kam doch zuweilen ein Blick, ein Wort, eine unwillkürliche Bewegung, da er wie eine Stichflamme aus ihr hervorschoß. Ihr selber unbewußt — nur manchmal aus seiner dunklen Brutstätte sich bis ins klare Licht des Gedankens wagend — schlummerte in ihr ein Wunsch — eine Hoffnung —

Sie sah den alten Herrn kränkeln und hinfälliger werden. Georg wurde besorgt, holte ärztlichen Rat und erhielt keine tröstliche Versicherung.

Er besprach mit Nora seine Befürchtungen. Noch vertraute er ihr aus vollem, arglosem Herzen. Sie liebte ihn. Was ihn bekümmerte, mußte auch sie bekümmern. Trotz aller kleinen Differenzen mußte ihr der Vater ihres Mannes doch teuer sein.

Sie fühlte sich beschämt durch sein Vertrauen. Es traf sie wie ein furchtbarer Vorwurf. Lag es denn so außerhalb der Grenzen alles Denkbaren, alles menschlich Verständlichen, was sie für den alten Mann empfand?

Zwinge dich! Versuche ihm gut zu sein, ihn zu entschuldigen! sagte sie sich wieder und wieder.

Jetzt, wo es mit ihm zu Ende zu gehen schien, durfte sie nicht so kleinlich Kränkungen nachhängen, die ihr eine kleinliche Natur, ein beschränkter Geist zugefügt.

Sie würde es ja nie überwinden können. Es war ihrem Wesen so fremd, wie hineingeflanzt in sie durch eine dämonische Macht.

Eines Tages kam Georg von einem Besuch beim Vater verstört zurück.

„Es hat sich plötzlich verschlechtert. Wir können das schlimmste erwarten.“

Wider ihren Willen, ihren festen Vorsätzen zum Trotz zuckte es plötzlich in ihr auf wie heller Jubel. Ein Blitz des Triumphes brach aus ihren Augen.

Georg war zu sehr mit der traurigen Thatsache beschäftigt, um es zu bemerken.

Sie umarmte und küßte ihn. Ihr Kuß erschien ihr selber wie ein Judaskuß.

„Mein armer Mann,“ sagte sie leise. Es sollte schmerzlich klingen, aber es stahl sich etwas in ihre Stimme, etwas Frohlockendes, Befriedigtes.

Er stutzte, suchte ihr ins Gesicht zu sehen. Seine treuherzigen, kummervollen Augen überwältigten sie. Sie weinte laut auf.

Da glaubte er, daß er sich getäuscht habe, umschlang sie tröstend und voll inniger Zärtlichkeit und sagte ihr, wie glücklich ihn ihre

Teilnahme mache: „Nora, jetzt allein zu stehen, in einem solchen Augenblick nicht sicher auf das Verständnis des nächsten, liebsten Wesens rechnen zu können, das wäre für einen Menschen wie mich unerträglich!“

„Ja, ja,“ murmelte sie und wand sich unter der Vorstellung, ihn zu betrügen.

Die Nacht wachten sie beide am Bett des Alten. Er schlummerte fast immer. Wenn einmal das Bewußtsein zurückkehrte, suchten seine Augen den Sohn und die übrigen Familienmitglieder. An Nora glitt er vorüber, als gehöre sie nicht in diesen Kreis. Bis an die Schwelle des Ewigen hin trug er ihr's nach, daß sie von anderer Art und gegen seinen Willen die Frau seines Sohnes geworden war.

Niemand außer Nora selbst hatte acht auf ihre Zurücksetzung. Alle waren hingenommen von dem erschütternden Vorgang. Immer sichtlicher schwand die Lebenskraft, und endlich fühlte der Sterbende, daß er sich beeilen müsse, wenn er noch Abschied nehmen wolle.

Sie umringten ihn alle schluchzend und betend. Jedem reichte er die Hand. Sein Mund war schon verstummt, aber seine brechenden Augen waren liebevoll auf sie gerichtet.

Da trat Nora zu ihm. Als letzte wagte sie sich zu ihm heran. Ihre Nerven bebten. Ihre Brust zuckte in einem trockenen Schluchzen. „Vater!“ murmelte sie, „Vater!“

Sie war erschüttert bis auf den tiefsten Grund ihres Wesens. Während dieser langen, furchtbaren Nacht hatte sie sich überwunden. Nichts mehr von Abscheu, Zorn und Haß. Da starb ein armer Mensch, ein Mitbruder, der auch sein hartes Päckchen im Leben getragen hatte. Was that's, daß er sie nicht verstand, nicht liebte?

„Vater!“ flüsterte sie noch einmal, sich dicht über ihn beugend, „verzeihe mir! Geh nicht so fort!“

Den anderen gingen ihre Worte in dem lauten Schluchzen verloren. Der Sterbende aber mußte sie wohl verstanden haben. Seine glanzlosen Augen richteten sich mit letzter Anstrengung auf ihr Gesicht. Aber kein warmer Strahl schlug ihr verzeihend daraus entgegen. Fremd und unnahbar schienen sie den Eindringling fortzuweisen.

Seine Hand hob sich nicht, ihre ausgestreckte Rechte zu ergreifen; ja, ihr schien's, als wäre ihre letzte schwache Bewegung noch ein Protest gegen sie. Es war vorbei.

Nora trat zurück, zu Eis erstarrt all die heißen Liebesströme in ihrer Brust.

Bis in den Tod hinein hatte er ihr nicht verziehen. Nun gut. So würde sie ihn hassen über den Tod hinaus, solange noch ein Atemzug in ihr war.

* * *

An Georgs Schmerz konnte sie erst ganz ermessen, wie tief er seinen Vater geliebt hatte.

Er erholte sich schwer von dem Schlag. Der alte Mann, bei welchem er täglich ein Stündchen zugebracht hatte, fehlte ihm überall.

Und wie nach dem Tode immer die bange Frage sich einstellt: hast du ihm auch genug Liebe erwiesen? hast du auch alles gethan, sein Leben heiter zu gestalten? — so kam auch hier das Bewußtsein: du hast ihm die härteste Enttäuschung seines Alters zugefügt, schmerzverschärfend hinzu.

Und ohne daß er's wußte oder wollte, floß eine leise Zurückhaltung gegen Nora in sein Wesen.

Ganz wie er selber konnte sie seinen Kummer ja doch nicht verstehen. Darum trug er ihn lieber allein.

Er war so mit sich selber beschäftigt, daß er nicht bemerkte, wie ruhig, kalt und still sie geworden war, und daß sie, wenn die Rede auf den Verstorbenen kam, beharrlich schwieg.

Es lag wie ein dumpfer Druck über ihrem Wesen, eine gewitterschwüle Spannung, und aus ihren dunklen Augen schienen schwarze Flammen zu schlagen.

Nach einigen Wochen wurde das Testament des Geheimrats im Beisein der ganzen Familie eröffnet. Nur Nora fehlte.

„Willst du nicht mitkommen, Nora?“ hatte Georg freundlich gefragt.

„Nein,“ hatte sie hart geantwortet.

„Warum denn nicht?“

Da hatte sie, am ganzen Leibe zitternd, hervorgestoßen: „Das Haus betrete ich nicht wieder!“

Sie kann die Erinnerung an die Todesnacht nicht loswerden, dachte Georg und ging allein.

Spät kam er wieder. Es war noch Familienrat gehalten und allerlei Wichtiges und Geschäftliches besprochen worden.

Nora saß seit langem und wartete auf ihn. Eine kalte, seltsame Neugierde, ob der Alte ihrer wohl gedacht habe in seinem letzten Willen, hatte sie die ganze Zeit nicht losgelassen.

Nach Geld fragte sie nicht. Aber vielleicht hatte er ihr ein Andenken, ein versöhnliches Wort hinterlassen. Vielleicht war die letzte, tödliche Kränkung — die Zurückweisung am Totenbette — nur ein Wahngebilde ihrer erregten Sinne gewesen! Vielleicht hatte der Tod ihm Hand und Auge gelähmt, ehe er ihr hatte Lebewohl sagen können!

Das war ihre schwache Hoffnung gewesen, wenn die Bitterkeit sie hatte überwältigen wollen.

Georg setzte sich zu ihr an den Tisch. Der helle Schein der Lampe bestrahlte sein bewegtes Gesicht. Freude, Rührung und Schmerz kämpften in seinen Zügen.

Er legte die Abschrift des Testaments vor sie hin. „Nora," sagte er, „der Vater hat's uns nicht entgelten lassen, daß wir gegen seinen Willen gehandelt haben. Sieh hier. Wir sind wahre Krösusse —"

Sie warf einen flüchtigen Blick auf die große Summe, die in Wertpapieren, Grundstücken und Ländereien ihnen zufiel.

Wahrhaftig, ein großmütiges Geschenk!

Sie las langsam, Wort für Wort, ohne recht zu verstehen. Es wirbelte in ihr auf und nieder, Dankbarkeit, Reue, Jubel, Kummer. Sie hatte sich von ihrer Leidenschaft verblenden lassen. Der Tote trug ihr nichts nach.

Und sie hatte ihm das bißchen Leben mißgönnt! Während sie, wenn auch halb unbewußt, inbrünstig sein Ende herbeigesehnt hatte in den letzten Tagen, hatte er glühende Kohlen auf sie gehäuft, über ihr Leben die Pracht und das Behagen des Reichtums ausgegossen!

Wie sinnlos las sie weiter die folgenden Abschnitte und Bestimmungen des Testaments.

Da — las sie recht? Oder narrte ihre Zerstreutheit sie, daß sie Unsinn statt Sinn aus den klaren, nüchternen Worten des Testaments herausfand? „Stirbt mein Sohn vor der Großjährigkeit meines Enkels, so fällt das gesamte Vermögen an diesen. Seine Mutter hat die Nutznießung der Zinsen, jedoch nur unter der Bedingung, daß sie sich verpflichtet, die Erziehung meines Enkels streng nach den weiter unten von mir genau festgesetzten Principien zu bewerkstelligen —"

Jeder Blutstropfen wich aus dem Gesicht der Frau. Selbst ihre Augen schienen erstorben, so leer und tot richteten sie sich auf ihren Mann. Ihrer kalten, empfindungslosen Hand entsank das Papier, ohne daß sie es merkte. Sie versuchte zu sprechen; ihre Lippen formten Worte, aber kein Laut war zu hören.

Stumm und fragend starrte sie. Endlich kam es heiser heraus: „Du nimmst die Erbschaft an?"

Georg sah verwundert auf sie. „Natürlich. Warum sollte ich sie zurückweisen?"

Da sprang Nora auf ihre Füße. Die furchtbare, lähmende Starrheit war gebrochen. Nach der Hemmung strömten alle die aufgestauten Gefühle wie glühende Lavafluten aus ihrem Wesen, Verderben, Tod und Asche hinter sich zurücklassend.

Ihre Augen brannten schwarz aus dem totenweißen Gesicht. Sie streckte die Rechte gebieterisch aus: „Du darfst es nicht, wenn noch ein Funke von Liebe und Achtung für deine Frau in dir ist!"

„Nora!" rief er ganz entsetzt, „aber Nora!"

Sie stellte den Fuß auf das am Boden liegende Papier. „Willst du dein Weib mit Füßen treten lassen? Willst du's dulden, daß sie, wie ein Kretin, eine Unzurechnungsfähige, des heiligsten Menschenrechtes beraubt wird, ihres Mutterrechtes?"

„Nora! Um Gottes willen! Welche Auffassung!" rief Georg beschwörend. „Versteh doch nur den alten Mann! Seine Pedanterie, seine übertriebene Sorge, seine Unfähigkeit, eine Natur wie die deine zu begreifen, haben ihn zu Vorsichtsmaßregeln bestimmt, die durchaus kein Mißtrauensvotum für dich bedeuten sollen —"

„Was denn anders?" fragte sie schneidend. Wie berauscht stand sie da in dem bacchantischen Lustgefühl des Hasses, der Wollust, endlich einmal Luft zu machen dem pressen-

den, erstickenden, in langen Jahren aufgehäuften Groll.

Sie lachte laut schallend. „Was anders? O, ich seh's ja, wie er in seiner kleinlichen, engherzigen Bosheit sich besonnen hat, womit er mich am tiefsten quälen, am furchtbarsten strafen könnte für das Verbrechen, deine Liebe an mich gerissen, dich ungehorsam gemacht zu haben —"

„Nora!" rief Georg, noch immer gütig und schonend, aber doch mit einem drohenden Unterton, „vergiß nicht, daß du von einem Menschen sprichst, den ich über alles verehre und liebe, der uns noch eben in großmütiger Weise beschenkt hat —"

„Uns?" lachte sie auf. „Dich, und das Kind, ja!"

„Was uns gehört, gehört es nicht auch dir? Nora," rief er und schlang die Arme um sie, wie in der Todesangst, sie zu verlieren, „Geliebte, um Gottes willen, schweig! Beruhige dich! — Ich kann's ja wohl zur Not begreifen, was dich so erregt. Ich kann's zu vergessen, zu verzeihen suchen, was du eben im Zorn herausgestoßen hast. Aber — ich bin auch nur ein Mensch! Lange werd ich brauchen, das zu verwinden, was du mir heute angethan hast. Aber noch ein Wort gegen meinen Vater, ein Vorwurf, eine Schmähung —"

Sie wand sich aus seinen Armen und sah ihn aus zusammengekniffenen Augen lauernd an. „Nun?" fragte sie leise. Ihre Oberlippe zog sich höhnisch über die schönen, weißen Zähne empor. „Willst du sagen: er oder ich? Hat der Tote es fertig gebracht, was der Lebende nicht erreichte: hat er sich zwischen dich und mich gestellt?"

„Nora!" rief Georg beschwörend und warnend zugleich, „bedenke, daß mein ganzes Herz noch wund ist von dem Verlust! Schweig! — Du weißt, ich liebe dich. Du bist ja jetzt mein Alles! Aber ich fühl's in diesem Augenblick, Nora — auch meine Liebe hat ihre Grenzen —"

„Siehst du?" flüsterte sie mit leisem, entsetzlichem Triumphlachen. „Ich wußt es ja! ‚Ich fluche euch nicht,' hat er gesagt, ‚wer glaubt denn heutzutage noch daran?' Er kannte ein besseres Mittel, unser Glück niederzureißen. Es ist ihm gelungen. Du liebst mich nicht mehr! Du hast es eben gesagt. O ich Elende! O ich Unglückselige! Ein Gespenst steht zwischen uns! Es wird mir auch noch den letzten Rest deines Herzens rauben!"

Und Nora brach in ein fassungsloses, verzweifeltes Schluchzen aus. Sie warf sich auf das Sofa, rang die Hände und war jedem beruhigenden Worte unzugänglich.

Georg ging mit großen, schweren Schritten im Zimmer auf und nieder. Ein furchtbarer, wahnsinnigmachender Schmerz hatte ihm seine Krallen in die Brust geschlagen.

Sollte er beide auf einmal verlieren, den Vater und sein Weib?

Sie konnte mit roher Hand sein Heiligtum schänden, den frommen Kindesschmerz? Und heut gerade, wo jedes Gefühl in ihm Dankbarkeit und Rührung war gegen den Dahingegangenen?

Liebte sie ihn denn, wenn sie dessen fähig war?

War sie überhaupt die große, edle Natur, für die er sie immer gehalten hatte?

Er fühlte, daß heut etwas in ihm erkaltet und abgestorben war, das keine Versöhnung, kein Einlenken und auch die weiche, streichelnde Hand der Zeit nicht wieder erwecken konnte. Als den Sohn seines Vaters fühlte er sich. Es war, als besänne er sich auf die auch in ihm wohnende ruhige, vernünftige, steife, allem Ungestüm abholde, allem Widersinnigen feindselige Natur der Bredows.

Eine leise Feindseligkeit, eine bewußte Abneigung gegen das „komödienhafte" Gebaren Noras. Zum erstenmal Gegensätze, wo die Liebe sonst glückselige Harmonie geschaffen.

Nachdem er noch ein paarmal versucht hatte, sie umzustimmen, und nichts erreicht, als daß sie ihre Vorwürfe, ihre Klagen, ihre leidenschaftlichen Zornausbrüche von neuem begann, verließ er sie endlich.

Jetzt war er bis ins Herz erkältet.

Es that ihm doch weh. Das bohrte und stach so leise und unaufhörlich.

Mit seinem ganzen Vermögen einen Solitär erworben zu haben und dann inne zu werden, daß es nur ein Kieselstein ist — welche Enttäuschung!

Und als er jetzt durch die nächtlichen Straßen schritt, langsam und bedächtig, wie die Bredows gingen, wenn sie anfingen, alt

zu werden — nicht mehr so leichtfüßig und temperamentvoll, wie er zu schreiten pflegte, wenn Nora und das Glück ihm im Arme hingen — da kam er sich arm vor.

Bettelarm. Trotz der Reichtümer, die ihm sein Vater hinterlassen hatte.

* *
*

Es ging unwiederbringlich dahin — ihr Glück.

Der Tote, den der Mann liebte und das Weib haßte, stand zwischen ihnen.

Nora konnte nicht im Zweifel sein, daß Georgs Liebe einen harten Stoß erhalten hatte. Sein Wesen war ganz verändert, ernst und gemessen, ein wenig steif, voll gehaltener Freundlichkeit, abwartend. Immer fühlte sie, daß er ihr etwas zu vergeben habe.

In seinen Bewegungen, im Blick, im Tonfall erinnerte er sie manchmal an seinen Vater.

Dann schauderte sie in Entsetzen zusammen. Ein leises Grauen vor Georg beschlich sie.

Es war, als gewänne, seit Noras Wesen keinen Einfluß mehr auf ihn ausübte, der Tote mehr und mehr Macht über ihn.

Es war ein furchtbarer Irrtum gewesen, wenn sie gehofft hatte, daß alles gut würde, wenn der alte Mann nur erst aus der Welt wäre.

Er lebte ja jetzt erst recht lebendig!

Früher, als er leiblich da war, stand es in ihrer Macht, ihn aufzusuchen oder nicht. Jetzt war er immer da. In den Gedanken der beiden Menschen spielte er die Hauptrolle.

Nora hatte, außer stande, den Anblick des selbstbewußten, würdevoll gespreizten alten Gesichts länger zu ertragen, sein Bild von ihrem Schreibtisch entfernt, wo sie ihm, Georg zuliebe, einen Ehrenplatz gegeben hatte.

In einem Anfall von Verzweiflung zerriß sie die Photographie und warf die Fetzen in den Ofen.

Georg bemerkte eines Tages, daß der Rahmen mit dem Bilde des kleinen Adolf-Wolfgang ausgefüllt war. „Du könntest mir das ausrangierte Bild meines Vaters geben,“ sagte er kalt. „Es war das beste, was wir von ihm hatten.“

„Ich habe es nicht mehr,“ murmelte sie, in ihren Schoß sehend.

„Wo hast du's?“

„Verbrannt.“

Eine tiefe Stille, in der sie ihn schwer atmen hörte.

Endlich blickte sie auf, mit funkelnden Augen.

„Ich konnte nicht anders. Es ging über meine Kräfte, den Zerstörer unseres Glückes immer vor mir zu sehen.“

„Nicht er hat unser Glück zerstört. Dein Haß hat es gethan.“

„Ich bin ihm entgegengekommen, das Herz voller Liebe. Er war ja dein Vater. — Er hat mich verschmäht, gekränkt, beleidigt — ja, entehrt. Der ‚Komödiantin‘ durfte das Bredowsche Vermögen nicht zufallen. Die ‚Komödiantin‘ hat nicht das Recht, einen Bredowschen Sprößling zu erziehen —“

„Du hast es leider nicht verstanden, dir sein Vertrauen zu erwerben —“

„Nein! Gottlob, nein!“ rief sie leidenschaftlich. „Ich habe mich nicht so tief erniedrigt, wie dieser graue, engherzige Despot es verlangte. Ich habe meine Natur nicht ganz verleugnet, wie oft ich sie auch dir zuliebe geknechtet und geknebelt habe.“

„Willst du's dem alten Mann verargen, daß er deine gezwungenen Zärtlichkeiten nicht für bare Münze nahm? Daß dein heimliches Rebellieren, dein hochmütiges Sich-auflehnen gegen den ‚Philister‘ auch seinen Eigensinn, sein trotziges Selbstgefühl herausforderte?“

Sie schwieg mit finster zusammengezogenen Brauen, schwer atmender Brust.

Auf einmal sprang sie empor und rang die gefalteten Hände. „Das Übermenschliche hast du von mir verlangt! Lieben, wo ich gehaßt wurde! Ehrfurcht fühlen, wo ich Schwächen, Mängel, kleinliche Bosheit sah! O, wie hart bist du, wie ungerecht! Ihm baust du Altäre! Auf mich häufst du Anklagen und Verachtung —“

Er stand auf und machte Miene zu gehen.

„Du thust mir unrecht, Nora,“ sagte er mild, aber unerbittlich. „Daß ich das An-

denken meines Vaters doppelt heilig halte, weil ich weiß, daß seiner hier im Hause mit bitterem Haß gedacht wird — verstehst du das nicht? — Und wenn ich dir die alten schönen Gefühle nicht mehr entgegenbringen kann nach allem, was geschehen ist — leide ich nicht mehr darunter als du? Der Haß tötet, die Liebe macht lebendig. Du hast gespielt mit dem kleinen, schwelenden Flämmchen des Hasses, statt es mit Strömen von Liebe zu löschen. Nimm dich in acht, daß es dir nicht das Dach über dem Kopf verzehrt —"

Ihre Augen begegneten sich in einem langen Blick.

Er schien auf ein entgegenkommendes Wort von ihr zu warten, das Wort: ich will's versuchen, deinetwegen den Haß aus meinem Herzen zu reißen!

In ihr aber, als sie dachte, wer ihr seine Liebe geraubt hatte, quoll es glühend empor. „Mag es!" rief sie achselzuckend. „Es ist nicht meine Schuld."

Als er gegangen war, wußte sie, daß sie seine Liebe verscherzt hatte — für immer.

Ein Grauen überkam sie vor dem Leben, das ihrer wartete — ein Leben, dem das beste fehlte.

* *
*

Georg war schon vor einigen Jahren ins Ministerium berufen worden. Jetzt wurde ihm mit einer glänzenden Beförderung zugleich eine Arbeitslast zuerteilt, die seine ganze Zeit in Anspruch nahm. Er brachte große Stöße von Arbeitsmaterial mit nach Hause und hatte sie oft um Mitternacht noch nicht erledigt.

Die freien Abende wurden — nun, da bereits weit über ein Jahr seit dem Tode des Vaters vergangen war — durch gesellige Pflichten ausgefüllt. Ihre Stellung gebot ihnen, ein Haus zu machen, und Noras Schönheit und Liebenswürdigkeit gestaltete ihren Salon zu einem Sammelpunkt für alles, was Bildung, Geist und Rang besaß.

Was hatte sie früher danach gefragt, daß die halbe Stadt für sie schwärmte, ihr in Gedichten und kostbaren Blumenspenden ihre Huldigung zu Füßen legte?

Die bewundernden, glühenden Blicke der Männer, die begeisterten der jungen Mädchen, die neidischen, spöttischen anderer schöner Frauen hatten ihr nicht einen Augenblick die Ruhe gestört.

Erst die Kunst — dann die Liebe — hatten sie, wie Tempelmauern das Heiligtum, vor dem Profanen geschützt.

Jetzt waren die Mauern zerschmettert. Ihr unbeschäftigter, ruheloser, vor sich selbst flüchtender Geist stürzte sich in das bunte Gewühl, daß der Schaum der leichten Lust hoch aufspritzte.

Und immer tiefer und unersättlicher tauchte sie hinein, je weniger alles Jagen und Genießen ihre leere Seele füllte.

Aber während sie die Leute toll machte, blieb sie selber so kalt und unnahbar, daß ihr der gierig nach einer Blöße spähende Klatsch nichts nachzusagen wußte als eine leichte, erlaubte Koketterie.

Oft, wenn sie im Ballsaal umringt war von Verehrern, die sie um einen Tanz bestürmten, flog wohl ihr Blick zu Georg hinüber.

Ahnte er denn nicht, daß sie Geistesblitze, Witz und Liebenswürdigkeit an fremde, gleichgültige Männer vergeudete, um ihn zu sich zurückzulocken?

Aber nein. Wenn sie in sein stilles, ernstes Gesicht sah, in dessen regelmäßige Linien der unbesiegbare Wille der Bredows wie mit ehernem Griffel eingegraben war, verging ihr der Mut.

Nicht um eines Haares Breite würde er von seiner Forderung abgehen: besiege deinen Haß, und ich werde versuchen, dir die alten Gefühle entgegenzubringen.

O nein, das konnte sie nicht! Das wollte sie nicht!

Sie war ein freies Weib, souveräne Herrin über ihr Hassen und Lieben!

Und dieser Haß hatte sich so fest in ihre Seele eingefressen, war so täuschend der Zwillingsbruder ihrer Liebe geworden, daß sie oft nicht wußte: war das glühende, qualvolle Gefühl, das sie für Georg empfand, das eine oder das andere?

Unter der verantwortungsvollen Arbeitslast und dem Druck der häuslichen Freudlosigkeit begann er früh zu altern. Sein Haar ergraute, die Züge wurden mager und scharf ausgeprägt, und seine hohe, schlanke Gestalt beugte sich leise.

Und als er eines Abends im Halblicht unerwartet ins Zimmer trat, schrie sie laut auf und griff nach ihrem Herzen. Ihr war's, als sei der Alte von den Toten auferstanden.

* *
*

Die Jahre verrauschten wie ein Traum.

Ehe sie's nur wußten, daß sie recht gelebt, ging es schon wieder abwärts.

Leben — das heißt, mit voller Seele jeden Tag auskosten, seine kleinen Freuden genießen, wirken aus warmem Herzen heraus und fühlen, daß jede Stunde mitbauen hilft an dem Idealbilde unserer Zukunft — das hatten sie nicht gelernt.

Oder vielmehr — sie hatten es vergessen.

Georg Bredow hatte eine glänzende Laufbahn hinter sich — vor sich noch allerlei lockende Ziele.

Wenn das mein Vater erlebt hätte! dachte er bei jeder Beförderung, jedem Orden und Titel voll Stolz und Wehmut.

Der Alte — der war sein Maßstab geworden, nach dem er sich unbewußt gemodelt hatte.

Den Typus des pflichttreuen, erfolgreichen Musterbeamten, das Ideal, an dem die Bredows seit vielen Generationen unermüdlich gearbeitet, hatte Georg zu höchster Vollkommenheit entwickelt.

Er war zufrieden.

In seiner Jugend hatte er sich allerhand thörichten Ideen hingegeben — sehr freien, bedenklichen Ideen, vor denen ihm jetzt noch leise schauderte.

Und — wer weiß — wenn es nicht so gekommen wäre — Nora hätte ihn vielleicht angesteckt — er war ja ganz in ihren Bann geraten damals — ihre verrückten, excentrischen Ansichten spukten ihm selber im Kopf — aber er hatte sich noch rechtzeitig auf sich selber besonnen.

Nora nannte ihn in ihrem Herzen einen ehrgeizigen Streber.

Sie war neben ihm noch immer eine schöne, stattliche Frau und stand seinem vornehmen Hause mit der kalten, konventionellen Anmut vor, die das Aufgehen im Gesellschaftsleben bei einem leeren Herzen allmählich entwickelt.

Auch Nora hatte sich allmählich drein gefunden. Es war still in ihr geworden — nach außen hin.

Alle Leidenschaft ihrer hungrigen Seele hatte sie auf ihren Sohn gehäuft. Was noch warm und echt und gut in ihr war, gehörte dem begabten Knaben.

Ihr Mann? — Sie wußte nicht recht, was sie für ihn empfand. Meist war er ihr gleichgültig. Manchmal konnte sie für ihn die gewohnheitsmäßige, laue Zuneigung empfinden, die ein langes Zusammenleben auch in einander widerstrebenden Naturen erzeugt. Manchmal aber — wenn er sie oder Wolfgang mit seiner sich immer steigernden Pedanterie und Starrsinnigkeit quälte, kroch ihr der leise fressende Haß, den sie einst gegen den Alten gefühlt, wie ein giftiges Gewürm übers Herz.

Die Liebe war längst gestorben, der aber lebte noch. Aus allem, was ihr an Georg abstoßend erschien, blickten die kalten grauen Augen des Alten sie mit hämischem Triumph an. Siehst du nun, daß ich stärker bin als du? schien er zu sagen.

Und schaudernd fühlte sie: ja, ja! Ich selber habe ihm Macht über Georg gegeben.

Nun — war der Mann ihr verloren, so hatte sie doch ihren Sohn! Sie nannte ihn jetzt offen Wolfgang, trotz des immer wieder hervorgekehrten Protestes Georgs, der fest und pietätvoll an dem von seinem Vater erwählten Rufnamen hielt.

Aus dem phantasievollen, wilden, reichbegabten Knaben war ein schlanker Jüngling geworden. Und Nora hatte den vollen Triumph: ihr Kind war's! In jeder Linie des schönen, lebendigen, von dionysischer Krafttrunkenheit leuchtenden Gesichts, in jedem Zuge des stürmisch-leidenschaftlichen Charakters, der künstlerischen Begabung.

Schon als kleiner Knirps fing er an zu reimen. Jedes Erlebnis wurde ihm zum Gedicht.

Zu des Vaters Entsetzen war er von einer so tiefen Mißachtung gegen die Regeln und Gesetze der bürgerlichen und häuslichen Ordnung erfüllt, daß er seine Bücher und Kleidungsstücke durcheinanderwarf, Bleistifte, Notizen, Taschentücher verlegte und verlor und durch die strengsten Strafen nicht kuriert wurde.

Als Schüler war er in manchen Fächern — Geschichte, Litteratur, Aufsätzen — in allem, was seiner Phantasie Nahrung bot — ein Licht ersten Ranges. Die toten Sprachen, die toten Zahlen, Winkel, Dreiecke, Kreise der Mathematik flößten ihm einen wahren Abscheu ein.

Er ist ein Dichter! dachte Nora mit quellendem Herzen, wenn sie die Verse las, die er sich nur so aus dem Ärmel schüttelte, oder die kleinen poetischen Träumereien und Phantasien, die er wie Sternschnuppenschwärme auf sie herabregnen ließ.

Als er in der Unterprima saß, wurde sie eines Tages zu einer Schülervorstellung eingeladen, die zur Geburtstagsfeier des Direktors stattfand.

Auch Wolfgang gehörte zu den Mitwirkenden.

Sie hatte die Rolle mit ihm durchgehen wollen, aber er hatte sie zurückgewiesen. „Nein, Mutter, ich kann's allein!"

Und dabei sein Auge, so groß offen und leuchtend, so voll vom Bewußtsein künstlerischer Kraft, daß ihr's wie ein heißer Guß über den Rücken lief.

So war er am Ende kein Dichter? Ihre Kunst war's, ihre schmählich verlassene, hohe, göttliche Kunst, die in ihrem Sohne wieder auferstand?

Schwer ertrug sie die langsam fortschleichenden Tage. Ihre Seele spannte die Flügel und flog der Zeit weit voraus. Alle glühenden Wünsche, die sie einst für sich selbst gehegt und begraben, tranken neues Leben aus der Mutterliebe. Ihr Sohn würde vielleicht den Kranz erreichen, nach dem sie die Hand nicht ausstrecken durfte.

Endlich kam der Tag.

Georg lehnte es ab, mitzugehen.

„Es ist nicht passend für mich, meinen Sohn mimen zu sehen," meinte er auf Noras Frage.

Wie hatte er sich verändert! Früher hatte er keinen Abend versäumt, wo sie auf den Brettern stand. Er hatte sie, die Schauspielerin, geheiratet. Und jetzt fand er's „nicht passend", seinen Sohn den Marc Anton spielen zu sehen!

Nun gut. Ihr war das Alleinsein recht. Sie wußte, machte er's gut, so konnte sie ihren Enthusiasmus nicht verstecken. Machte er's schlecht — nun — so war's auch besser, sie verwand es allein.

Mit zitterndem Herzen saß sie vor dem Vorhang.

Das dilettantische Spiel der anderen Jünglinge, ihr hohles Pathos, die steifen Bewegungen lockten ihr kein Lächeln ab. Sie sah nur die edle, jugendschlanke Gestalt, das Römerprofil des Antonius.

Bei seinem ersten Schritt, seinem ersten Wort wußte sie: er hat das Zeichen des Genius.

Ihr war's, als müsse sie in die Knie sinken vor diesem Knaben — ihrem Sohne!

Ein fertiger Künstler zwischen begabten Dilettanten, deren brav auswendig gelernte Darstellung erst recht das Licht dieses geborenen Schauspielers leuchten ließ.

Und allen, die da neben ihr saßen, war's, als erlebten sie den Ausbruch einer großen Naturkraft. Seine Worte setzten die Herzen in Schwingungen, trieben die Thränen in die Augen, ließen den Atem stocken.

Das Beifallsbrausen, das Händeklatschen, das wie das Prasseln eines Gewittersturms an ihr Ohr schlug, riß sie erst aus ihrer Verzückung.

Sie sprach Wolfgang nicht, der noch zu dem folgenden Feste blieb, fuhr allein nach Hause und schloß sich in ihr Zimmer ein.

Und dann saß sie, fromm wie Maria, und wartete, wartete still und ohne Ungeduld, von einer großen, heiligen Freude erfüllt.

So hatte sie ihr elendes, gebrochenes Leben doch nicht umsonst gelebt!

Hatte sie auch nur gelebt, um der Welt ein Genie zu schenken, das die schläfrigen, im Alltagssumpf erstickenden Herzen aufrüttelte, die Geister in Flammen emporschlagen ließ — war das nicht Glücks genug?

Glück!

So wie sie's erträumt hatte, war's nicht gekommen. Aber jetzt, da sie schon müde geworden, kam's sacht herangeschlichen, ein später Gast, und klopfte und wollte bei ihr heimisch werden. Und sie machte ihm auf, weit, weit —

Um Mitternacht kam er endlich, berauscht von seinen Triumphen, schön wie ein Gott.

Und wieder war's ihr, als müsse sie vor ihm in die Knie sinken.

„Mutter!“ jauchzte er hell auf, Sieg in der jungen Stimme. Und er stürzte in ihre Arme.

Sie hielten sich wie zwei Ringer, die einander erdrücken wollten. Wer war stärker in seinem Stolz, seiner Kraft, seiner himmelstürmenden Seligkeit, die Mutter oder der Sohn?

Endlich lösten sie sich voneinander, Atem schöpfend wie fast Erstickte.

„Mutter,“ sagte er, plötzlich ernst, fest, ein Mann in jeder Faser, „es steht also fest: ich werde Künstler!“

„Du bist es!“ sagte sie leise, fast demütig zu seiner hochgereckten Gestalt emporblickend. „Aber du mußt noch Geduld haben. Erst die Schule — dann die Kunst —“

Er senkte zähneknirschend den Kopf, daß die schwarzen Haare ihm tief über die Brauen fielen.

„Mutter,“ murmelte er und ballte heimlich die Fäuste, „wenn's nicht deinetwegen wäre, ich brächt's ja nimmer fertig, noch ein Jahr lang die Bänke zu drücken, mich von den ledernen Schulpedanten schurigeln zu lassen! Der Moderkram, den sie uns seit Jahrzehnten eintrichtern, ist mir ja längst zum Ekel!“

„Es hilft nichts,“ sagte sie, wie beschwörend seine Hand ergreifend. „Anders würd es der Vater nie zugeben!“

„Der Vater!“ murmelte er, wie plötzlich ernüchtert. Seine strahlende Stirn umwölkte sich, dunkel und immer dunkler, als braue sich hinter ihr ein Gewitter zusammen.

„Mutter!“ brach es auf einmal mit entfesselter Leidenschaft aus seiner Brust hervor, „wer mir etwas in den Weg legte, den könnt ich töten!“

Nora erbleichte. „Kind, um Gottes willen!“ flüsterte sie, scheu und zitternd um sich blickend.

Sie sah die hagere Bureaukratengestalt Georgs, sein vorsichtiges, bedächtiges, förmliches Wesen wie greifbar lebendig vor sich stehen. Mit ausgebreiteten Armen schien er sich vor die Zukunft zu stellen, die Wolfgang und sie erträumten.

Und mit aller heißen Angst ihres Mutterherzens redete sie auf ihn ein, sich nicht zu sicheren Hoffnungen hinzugeben.

„Du kennst ja den Vater!“ sagte sie endlich. „Mit Gewalt ist seiner Zähigkeit nicht beizukommen.“

„Aber ich bin dein Kind, Mutter! Dein Talent erbt in mir weiter. Und der Vater hat dich zu meiner Mutter gemacht. Also muß er mich meinen Weg gehen lassen!“

Sie sah in sein gläubig leuchtendes Gesicht und schüttelte leise den Kopf.

Da schlug er sich auf die breite, hochgewölbte Brust und rief mit fanatisch funkelnden Augen: „Wenn er mich hindern wollte, das einzige Leben zu leben, für das die Natur mich erschaffen hat — Mutter — ich nähm mir mein Recht! Ich ginge davon — oder —“

„Oder —?“ flüsterte sie, als er innehielt, wie erschaudernd vor einem dunklen Gedanken.

Da küßte er sie herzlich.

„Nichts, nichts, Mutterchen,“ sagte er voll kindlicher Zärtlichkeit. „Aber nun geh schlafen. Du siehst schon ganz übernächtig aus.“

* *
*

Das Jahr wurde ihnen lang, den beiden.

Wolfgang lebte und webte in seinem Künstlertraum.

Wenn Nora ihn über seinen Schularbeiten glaubte, hörte sie oft durch die Thür, wie er eine seiner Lieblingsrollen sprach.

Dann lauschte sie, das Ohr am Schlüsselloch, den echten, ungekünstelten Lauten, aus denen ein Menschenherz jubelte und stöhnte, im Zorne donnerte, in weichen Liebesklagen hinschmolz. Und gewaltsam mußte sie sich losreißen, zu ihm eintreten, ihn aus seinen Himmeln stürzen und die mahnende Pflicht ihm ins Gedächtnis rufen.

Seufzend setzte er sich dann an seinen Schreibtisch, und mit stoischer Verbissenheit machte er sich an die verhaßten, trockenen Wissenschaften.

Es stand in der Schule nicht gut um ihn dies letzte Jahr, und allerlei Warnungen von den gestrengen bebrillten Herren liefen ins Haus und machten Nora die Hölle heiß.

Ihr ganzes Sinnen und Denken war nur: wenn er durchkäme! Und sie stachelte Wolfgang mit einer Energie, die ihr selber die

furchtbarste Grausamkeit erschien, immer wieder an die Arbeit.

Sie verstand ihn ja wie kein anderer Mensch! Als Mutter und als Künstlerin hatte sie den Schlüssel zu seiner Seele in Händen.

Ihr war's, als durchlebe sie ihre eigene Jugend zum zweitenmal, dies Ringen mit den Alltagspflichten, die sich wie Polypen an die nach Freiheit lechzende Seele ansaugen.

Und endlich kam die Prüfungszeit.

Ein paar bange Tage für die wartende Mutter. Ihr war's, als büße sie alle ihre Sünden ab in den folternden Angststunden.

Wolfgang bestand mit einem lauen „genügend".

Er brachte dem Vater das Blatt, als dieser abends nach Hause kam und sich eben zu Tisch setzen wollte.

Langsam und bedächtig schob der alte Herr die Brille auf die Nase, und langsam und bedächtig prüfte er Wort für Wort das Zeugnis, das seinem Sohne ausgestellt worden war.

Sein Gesicht sah nicht sehr zufrieden aus. Aber er mochte nichts Besseres erwartet haben, und so sagte er in seiner trockenen Art: „Nun, du bist wenigstens durch. Das ist mir lieb. Da kannst du also mit deinem Vetter Franz zusammen die Universität beziehen. Franz ist ein sehr verständiger, fleißiger Mensch —"

Wolfgang hatte seiner Mutter versprochen, heute noch nicht die Berufsfrage zu berühren. Der Eindruck des Zeugnisses sollte sich erst ein wenig verwischen, hatte die kluge Nora gemeint.

Jetzt aber, da der Vater schon über seinen Kopf hinweg Bestimmungen getroffen zu haben schien, ging die Ungeduld mit dem heißblütigen Menschen durch.

Die Ungewißheit sollte er noch eine Nacht lang ertragen, den Vater sich noch fester in den Glauben einspinnen lassen, daß Wolfgang in die Fußstapfen der Bredows treten und Jurisprudenz studieren werde?

Vergebens griffen Noras eiskalte Hände unter dem Tisch nach seinen warmen, jungen, blutdurchpulsten Fingern. Vergebens bohrten sich ihre Augen beschwörend in die seinen.

Sie sah, eines Gottes Warnung hätte nicht zurückgehalten, was in dieser aufgewühlten Brust tobte.

Nur einen bittenden Blick: laß uns allein! fing sie aus seinen Augen auf.

Sein Gesicht war kalkweiß geworden; selbst in seinen Lippen war kein Blutstropfen zurückgeblieben.

Nora erhob sich halb bewußtlos.

Jetzt kommt das Schicksal, lief ihr ein irrer Gedanke durch den Kopf. Sie wankte, sich von einem Möbel zum anderen schleppend, langsam aus dem Zimmer.

„Vater, ich möchte dir eine Bitte aussprechen," hörte sie Wolfgang noch sagen, mit einer kleinen, fremden Stimme, die sich mühsam aus seiner zusammengeschnürten Kehle rang.

Dann fiel die Thür hinter ihr zu. Es brauste ihr vor den Ohren, als habe sich ein Orkan erhoben, der die Welt in Trümmer stürzen wolle.

Sie saß zusammengebrochen auf einem Lehnstuhl, und halb unbewußt suchte sie aus der Begleitung brausender Blutwellen vor ihrem Ohre die Worte herauszulösen, die im Nebenzimmer gewechselt wurden.

Nichts. Nur verworrene Stimmen. Bald die bittende, jugendlich weiche Wolfgangs, bald das harte Organ ihres Mannes.

Nun aber erhitzten sich beide. Die junge und die alte steigerten sich, schwollen, brandeten gegeneinander, donnernd wie Wogenkämme. Entfesselte Leidenschaft tobte und drang sieghaft durch den Aufruhr in Noras Gehirn.

Und plötzlich wurde eine Totenstille in ihr. Sie hörte deutlich, Wort für Wort, daß die beiden Männer nebenan, Vater und Sohn, wie ein paar Feinde aneinander prallten.

Wolfgang hatte jede kindliche Rücksicht wie eine lästige Kette von sich geworfen. Was für ihn auf dem Spiele stand, war so groß, daß alles andere daneben zur Bedeutungslosigkeit zusammenschrumpfte.

Und sein Vater —?

Wo war die gehaltene Würde, die bedächtige Abgemessenheit, das moralische Übergewicht, das die Redeweise des alten Herrn sonst kennzeichnete? Scharf und gellend, voll blinder Leidenschaft, stieß er die Worte her-

aus, die Wolfgangs und ihre Hoffnungen wie mit Keulenschlägen zu Boden schmetterten.

Nora riß die Thür auf. Dem Jungen beistehen! Noch retten, was zu retten ist, war ihr dumpfer Instinkt.

„Nein! Und tausendmal nein!" donnerte Georgs Stimme.

„Vater, ich überleb's nicht!" rief Wolfgang trotzig.

Mit einem Blick übersah Nora, daß der Knabe die Wahrheit sprach.

Das Entsetzen bannte sie auf die Schwelle. Ohne ein Glied zu rühren, wie angewachsen stand sie da, mit gelähmter Zunge, versteinertem Gesicht.

„Und wenn du's nicht überlebst!" schrie der Alte. „Wir Bredows sind seit Jahrhunderten Menschen der strengsten Moral, der unverbrüchlichsten Ehrenhaftigkeit gewesen! Wir haben nie etwas wissen wollen von Komödiantentum, Schminke, bunten Lappen, falschen Diamanten —"

Wo hatte Nora diese Worte schon einmal gehört?

Wo hatte sie dies harte Gesicht schon einmal gesehen? Diese wutblitzenden, bösen Augen, diese hölzerne, rotfleckige, in Härte und Eigensinn verzerrte Maske?

Sie stand und starrte, als sähe sie ein Gespenst. Das war ja der Alte, der Tote, ihr Feind, den ihr Haß aus dem Grabe gezerrt und genährt hatte, bis er groß und stark genug wurde und unheimliches Leben gewann in seinem Sohne!

Sie hatte den heimlichen Fluch des alten Mannes nicht in Segen zu wandeln verstanden durch Liebe.

Nun grinste sein gespenstiges Auge sie an aus dem Antlitz des Menschen, der ihr einst der teuerste gewesen.

Und der unausgesprochene Fluch erfüllte sich an ihr und ihrem Sohne.

Wo war Wolfgang? Die Stelle, wo er gestanden hatte, war leer.

Aus dem Nebenzimmer ein dumpfer Knall.

Da schrie das Weib auf, gellend wie eine Wahnsinnige. Ihr Haar raufend, stürzte sie vorwärts, riß die Thür auf — ein Blick.

Pulvergeruch. Ein leichtes, langsam sich verflüchtigendes blaues Wölkchen.

Am Boden lag ihr Sohn. Sie sah in sein brechendes Auge.

Sie entwand die kleine blanke Waffe seinen erkaltenden Fingern und setzte sie auf ihre Brust.

Der Haß tötet.

Die Liebe macht lebendig.

Robert von Mohl.

Von

Georg Stamper.

(Nachdruck ist untersagt.)

Uns Jüngeren, denen politisches Denken bedingt ist durch die Existenz unseres deutschen Staates, denen wissenschaftliche Überzeugungen gebildet wurden unter dem Einflusse der lebendigen, historisch erfaßten Staatsanschauung Heinrich von Treitschkes, wie durch die markige wissenschaftliche Persönlichkeit Rudolf Gneists, uns mag in den Lehren und Anschauungen eines Robert von Mohl manch sonderbarer Zug, manch überwundener Irrtum und Fehlgriff aus den Sturm- und Wetterjahren unserer nationalen Geschichte im neunzehnten Jahrhundert auftauchen; zu wenig mag uns Schülern Gustav Schmollers das wirtschaftliche Element in dem politischen Raisonnement des Altmeisters unserer modernen staatswissenschaftlichen Studien zum Durchbruch gelangen und das psychologische Moment hervorspringen. Doch wer von uns könnte sich dem Reize entziehen, bei der Vollendung eines Jahrhunderts seit Mohls Geburt, das Leben dieses kernigen deutschen Mannes zu überblicken, zu dessen Gelehrsamkeit wir als Lernende mit Staunen und Ehrfurcht emporgeblickt, der als ein allzeit treuer Sohn Altwürttembergs, klaren und nüchternen Geistes, aber völlig unabhängig und frei, in sich gefestet, durch sein arbeitreiches und gesegnetes Leben geschritten ist und, in seinem Denken und Thun an der staatlichen Entwickelung des Vaterlandes stark und eigentümlich mitwirkend, als ein Bahnbrecher des modernen Staatsgedankens gelten muß.

Dem schwäbischen Boden entsprangen seit den Tagen der Salier und der Staufer die großen deutschen Herrengeschlechter, und die geistige Kraft des Volksstammes, der starken Sondergeist besaß, bezeigen all die poetisch und wissenschaftlich hochbegabten Männer, deren Wiege hier gestanden. Ein seit dem Interregnum ungehemmt fortschreitender politischer Zerbröckelungsprozeß schuf auf diesem Boden eine reiche Fülle sonderstaatlicher Bildungen, unter denen das württembergische Herzogtum sich als verhältnismäßig umfangreiches Territorium heraushob aus dem Wirrsale der Grafschaften, Abteien, Rittergüter, Kommunen und Dörfer, wenngleich für eine Machtstellung Schwabens allzu klein. Kräftige und trotzige Grafen, bringen diese Württemberger durch Waffenglück, Kauf und Heirat seit dem vierzehnten Jahrhundert allmählich ein abgerundetes Gebiet an sich, und als die jungen Herzöge mit ihrem tüchtigen Volke sich der Lehre des Wittenberger Mönches zuwenden, erstehen in ihnen dem Evangelium die Vorkämpfer inmitten jener bunten Schar von Klosterwirtschaften, zwergenhaften Reichsstädten wie der Patrimonialherrschaften fürstlicher, gräflicher und reichsritterlicher Sippen unseres Südwestens. Seit jenen Tagen das einzige lebensfähige, rein evangelische Territorium des deutschen Südens neben den in ihrem geistigen Aufschwung unterdrückten österreichischen Landen, erzog sich Württemberg in seinen gelehrten Schulen starkes politisches Selbstgefühl, ein Grund, weshalb nicht wie ringsum seit dem siebzehnten Jahrhundert der fürstliche Absolutismus sich hier entwickeln konnte. Vielmehr behauptete durch die Stürme der Zei-

ten bis in unser Jahrhundert die landständische Verfassung ihre Kraft. Die Ritterschaft Schwabens, seit dem sechzehnten Jahrhundert vom Territorium getrennt und reichsunmittelbar, hatte in der württembergischen Landschaft den bürgerlichen Elementen, den evangelischen Prälaten und den Vertretern der Städte und Ämter in ihrem Einfluß nicht hemmend entgegentreten können, und somit konnte, da kaum eine andere altlandständische deutsche Verfassung dem Gedanken des Repräsentativsystems so nahe kam wie die Altwürttembergs, nirgends das moderne konstitutionelle Leben so eng an geschichtlich vorhandene Grundlagen anknüpfen. War doch der Sieg der „wahlverbrieften Rechte“ in jenen langen Kämpfen errungen worden, und der einst herrische Herzog Karl, der den ehrwürdigen Moser, den Kämpfer für das Landesrecht, in den Kerker geworfen, wird der Förderer der Tübinger Hochschule und der Stifter der „Karlsakademie“. Die bürgerlichen Geschlechter Altwürttembergs, durch geistige Bildung und edle Gesittung ausgezeichnet, mäßig begütert und ohne Anmaßung, widmeten ihre Söhne seit der Reformation teils dem Pfarramte, teils der Gelehrtenlaufbahn. Alle geistigen Strömungen seit der „Aufklärungsperiode“ erzeugen hier originale Geister. Justinus Kerner und Hegel, oder Strauß, Paulus und Schelling, welche geistigen Gegensätze! Wie sollte nicht das Recht, insbesondere das öffentliche Recht, Staatslehre und politische Geschichte in diesem Milieu manchen hellen Kopf anziehen!

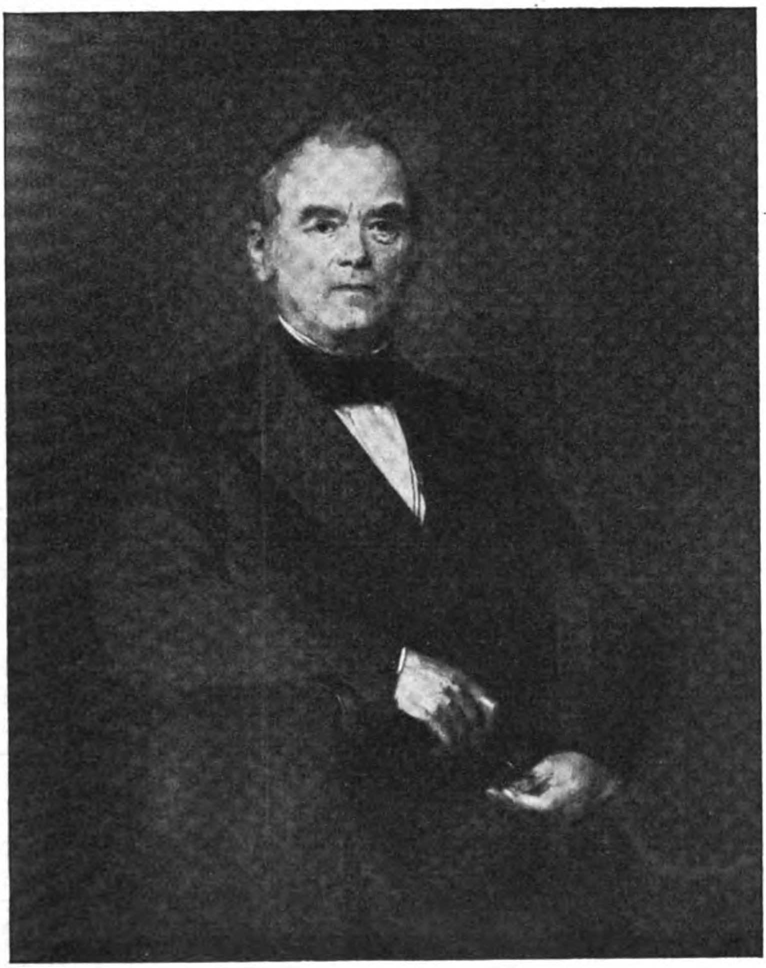
Von Jakob Moser bis zu Ludwig Uhland, dem edelsten deutschen Demokraten, galt „das alte, gute Recht“ als Palladium. An die beiden Moser, Vater und Sohn, knüpft die Arbeit des leiblichen Urenkels Johann Jakobs an, in dem auch die Gelehrsamkeit und die Vaterlandsliebe des Ahnen von neuem aufgelebt ist.

Robert von Mohl trägt mehr als einen Familienzug des alten Moser.

Geistliche, Beamte, Bürgermeister bilden die väterliche Ahnenreihe Mohls, dessen Großmutter, „die Moserin“, Johann Jakobs Tochter war. Ihr Sohn, der Vater unseres Robert, war als gelehrter Kenner des Reichsstaatsrechts Professor an der Karlsakademie. In staatlichem und diplomatischem Dienste thätig, eine Zeitlang württembergischer Kreistagsgesandter, ist der vornehme, besonnene und arbeitsame Gelehrte als Staatsrat 1845 gestorben. Höher als der Einfluß des Vaters auf den Sohn ist die Einwirkung der Mutter einzuschätzen. Lebhaften Geistes und energischen Charakters spannte sie ihren Familienehrgeiz allzuhoch. Fast alle ihre Söhne haben sich bedeutsame Stellung in Wissenschaft und Leben errungen: der Orientalist Julius, der Botaniker Hugo wie Moritz als volkswirtschaftlicher Schriftsteller.

Robert, der älteste Sohn, vereinigte in seiner Anlage den Geist methodischer und ausdauernder Arbeit seines Vaters neben dem lebhaften Temperament seiner Mutter. Am 17. August 1799 in Stuttgart geboren, ward der Knabe auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt in strenger, verständiger Weise vorgebildet, das Moment der Kunstpflege kam in seiner Erziehung nicht zur Geltung. Hatte er schon als Neunjähriger Shakespeare zu lesen begonnen, so konnte er einundzwanzig Jahre alt schon seine in Heidelberg, Göttingen und Tübingen der Staats- und Rechtswissenschaft gewidmeten Studien abschließen mit der Doktorpromotionsschrift: Discrimen ordinum provincialium et constitutionis repræsentativæ (Tübingen 1821). Thibaut, K. S. Zachariä und K. Fr. Eichhorn nennt er seine einflußreichsten Lehrer. Nach größeren Reisen der württembergischen Bundestags-Gesandtschaft in Frankfurt beigegeben, lernte er den diplomatischen Geschäftsgang kennen, erkannte aber auch die trostlose Thätigkeit der obersten deutschen Behörde. „Die öffentliche Rechtspflege des deutschen Bundes“ 1822 und das „Bundesstaatsrecht der Vereinigten Staaten von Nordamerika“ 1824, beide in logischer Anordnung des Stoffes durchgeführt, stehen, wenn auch heterogen im Thema, doch insofern zusammen, als die Bundeszustände einer kritischen Vergleichung an dem amerikanischen Bundesrechte sich kaum entziehen konnten. Die Bundesverfassung und das demokratische Princip in der großen Republik des Westens zogen den staatsmännischen Kopf instinktiv an, und auf Grund von gutem Quellenmaterial, das er aus den Gesetzen, zum Teil aus den Kongreßverhandlungen, einer fran-

zösischen Ausgabe des berühmten „Federalist“ von Alexander Hamilton entnahm und in Paris gesammelt hatte, stellte er das geltende Recht dar, das er geistig, soweit er ohne persönliche Anschauung des Lebens es vermochte, völlig durchdrungen hatte. Neben späteren amerikanischen Arbeiten und der zuzuwenden, hier volle zweiundzwanzig Jahre hindurch dem Lehrberufe treu und konnte, in Familienglück und geistig angeregtem Verkehr lebend, ein reiches wissenschaftliches Schaffen voll entfalten. Zwei Schriften, deren Bedeutung für die Staatswissenschaft auf lange hinaus als bleibend bezeichnet



Robert von Mohl.
Nach dem Gemälde von Franz von Lenbach.

Darstellung Alexis von Tocquevilles muß Mohls Versuch, der freilich zur Zeit seines Erscheinens dem Interesse der Zeitgenossen weit vorauseilte, als eine Pionierarbeit auf einem bisher nicht in Angriff genommenen Terrain in Geltung bleiben. 1824 zum außerordentlichen und 1827 zum ordentlichen Professor in Tübingen ernannt, blieb Mohl, entgegen seiner ersten Absicht, vom Lehrstuhl aus sich wieder dem aktiven Staatsdienste werden muß, sind in dieser Tübinger Zeit entstanden. Zum „Staatsrecht des Königreichs Württemberg“ (zwei Bde., 1829) tritt die dreibändige „Polizeiwissenschaft nach den Grundsätzen des Rechtsstaats“.

Der gelehrte Eifer unserer Publizisten des achtzehnten Jahrhunderts hatte all den zwergenhaften deutschen staatlichen Gebilden sich zugewandt und deren öffentliches Recht neben dem „Reichsstaatsrecht“ dargestellt.

Wie wertlos erschien dies alles in den Tagen schnellen Werdens und Vergehens unter der napoleonischen Herrschaft! Dem gegenüber erwies sich die unvollkommene Bundesverfassung von 1815 als logisch, die denn auch bald von den publizistischen Federn ausgelegt wurde. Den Klüberschen Konstruktionen eines sogenannten „gemeinen Landesstaatsrechts" trat Mohl mit der exakten Darstellung des seit 1819 geltenden württembergischen Staatsrechts entgegen, und das Buch des kaum Dreißigjährigen galt fast ein Menschenalter hindurch dort gleichsam als der offizielle Kommentar des Verfassungsrechts. Quellenkenntnis, systematische, echt staatsmännische Darstellung bilden die Vorzüge dieser publizistischen Leistung.

Ein entschieden Konstitutioneller, doch monarchischer als die herrschende Richtung jener Tage in unserem Süden steht Mohl der Theorie von der „Teilung der Gewalten" ebenso fern wie der Rotteckschen Anschauung. Doch ist ihm „der nur verfassungsmäßige Gehorsam der Staatsbürger" der erste Grundsatz des konstitutionellen Staatsrechts. Freimütig ausgesprochen und wissenschaftlich begründet, haben Mohls Darlegungen auf die Bearbeitung des deutschen Landesstaatsrechts bedeutsam eingewirkt. Noch allgemeinere Bedeutung kommt seiner „Polizeiwissenschaft nach den Grundsätzen des Rechtsstaats" zu. Unter Polizeiwissenschaft verstanden die älteren Publizisten wie Justi, Sonnenfels oder Christoph Jonathan Fischer außer dem Finanz-, Justiz- und Heerwesen die gesamte innere Staatsverwaltung; allein schon Günther Heinrich von Berg forderte eine Beschränkung der Polizeigewalt, und Mohl versuchte zuerst die aus dem Absolutismus erwachsene Polizei in Übereinstimmung mit dem modernen Verfassungsleben zu bringen, ein Versuch, der ihm freilich nicht gelungen ist, da er sich noch nicht völlig von der Tradition hat frei machen können und noch die Sicherheitspolizei fälschlich als Organ der Justiz betrachtete, mit deren Wesen sie doch in Widerspruch steht. Dennoch verstand es der Autor, Routine und Willkür durch wissenschaftliche Grundsätze zu bannen, und will die bürgerliche Freiheit gegen die polizeiliche Thätigkeit gesetzlich schützen. Er fordert außer dem Rechtsschutz vom Staate die Fürsorge für alle vernünftigen Zwecke des Volkswohls, und wenngleich er den Gedanken des Selfgovernment noch nicht völlig erfaßt, sucht er doch ein selbstthätiges Bürgertum für die höheren Staatsaufgaben zu gewinnen. Immerhin stellt sich die „Polizeiwissenschaft", indem sie den umfassendsten Zweig moderner Staatsthätigkeit, die Verwaltungslehre enthält, obwohl sie noch nicht eine „Verwaltung nach Gesetzen" wissenschaftlich zwingend begründen konnte, zugleich als bedeutsamer Schlußstein in dem altehrwürdigen Bau der Polizeiwissenschaft, wie gleichsam als Grundstein für den Neubau moderner Verwaltungslehre dar. Auf den von Mohl gelegten Grundlagen ist die im großen Stil aufgebaute Verwaltungslehre eines Lorenz von Stein erwachsen, und Rudolf Gneist hat dadurch, daß er englisches Verwaltungsrecht kennen lehrte, auf unsere deutsche Wissenschaft und Praxis später mit größerem Erfolge eingewirkt, als es dem wenig philosophisch veranlagten Mohl beschieden war. Die ungeheure Belesenheit Mohls hängt nicht zum wenigsten damit zusammen, daß er für die Tübinger Hochschule lange Zeit ein wahrhaft leidenschaftlicher Bibliothekar gewesen ist.

Nach württembergischem Recht konnte der durch die Krone mit dem persönlichen Adel geehrte Politiker erst nach dem Tode seines Vaters (1845) in die Kammer eintreten; und unmittelbar im Beginn seiner Thätigkeit als Abgeordneter für das Amt Balingen treffen wir Mohl in der Opposition gegen das Ministerium Schlayer, das, scheinbar konstitutionelle Formen beachtend, doch im Grunde durchaus absolutistisch verfuhr. Der rücksichtslose Freimut, mit dem Mohl die Regierung angriff, ward ihm indessen als Unbotmäßigkeit eines Staatsdieners und Verletzung der Pflichten des Dienstverhältnisses ausgelegt und eine Strafversetzung als Regierungsrat nach Ulm verfügt. Nach vergeblichem Beschwerdegesuch nahm Mohl seinen Abschied aus württembergischen Diensten und folgte 1847 auf Nebenius' Antrieb einem Rufe an die Heidelberger Hochschule.

Er hatte den Lehrstuhl an der Pflanzschule für Altwürttembergs Staats- und Kirchendienst mit dem Katheder einer Welt-

universität vertauscht. Hier galt es die umfassenden wissenschaftlichen Bedürfnisse eines internationalen Hörerkreises zu befriedigen, und zugleich ward Mohl hier mitten hineingeworfen in die Wogen der deutschen Bewegung.

Pfizer war einst in unserem Süden als ein einzelner erschienen, der Preußens Beruf erschaut hatte. Der österreichisch-großdeutsch gesinnte Mohl kannte Preußen und sein Staatsleben nicht. Ihm lag England, Amerika, Frankreich näher als das soldatische, absolutistische Preußen, dessen massive, staatsbildende Kraft dem konstitutionellen Süddeutschen verborgen geblieben. In seinem Programm vom 26. März 1848 sprach er, als Anhänger der erbkaiserlichen Partei, sich noch offen für Österreich aus. Er war noch nicht zu der Anschauung Dahlmanns über die deutsche Verfassungsfrage durchgedrungen.

Erst seine Frankfurter Erfahrungen mit der österreichischen Politik wiesen ihn auf das Unhaltbare seines Programmes hin und führten ihn in das Lager der deutschen erbkaiserlichen Partei. Im Vorparlament schon mit der Aufstellung von Vorschlägen zu einer Geschäftsordnung des verfassunggebenden Reichtags beschäftigt, arbeitete Mohl, als Vertreter von Mergentheim-Gerabronn dem linken Centrum angehörend, im Verfassungsausschusse der Paulskirche mit Sachkunde bei Beratung der Grundrechte mit, zog sich jedoch als Justizminister seit dem 25. September 1848 mehr und mehr vom Reichsverweser und von Herrn von Schmerling politisch zurück. Mohl war kein glänzender Redner, allein die Publikation einer deutschen Wechselordnung, die Begründung einer Kommission für die Ausarbeitung eines deutschen Handelsgesetzbuchs sind ihm zu danken. Nach Ablehnung der Kaiserkrone durch König Friedrich Wilhelm IV. und dem Ausbruch der Revolution in Süddeutschland legte er zugleich mit Heinrich von Gagern am 19. Mai 1849 Amt und Mandat nieder.

Der Patriot fand im öffentlichen Leben jetzt keine Stätte. Der Radikalismus ward durch die Reaktion abgelöst, dem Tage von Olmütz folgte die Wiederkehr des Bundestags in die Eschenheimer Gasse und die politische Abspannung im Bewußtsein des Volkes. Auch Baden erfuhr die Wirkungen der Reaktion. In diesen Tagen hielt Mohl mit seinen Heidelberger Genossen fest an der deutschen Sache und an der Forderung verfassungsmäßiger Freiheit, er vertrat die Universität in der ersten badischen Kammer in diesem Sinne, und seine Sachkunde hat sich der Landesgesetzgebung in vieler Beziehung nützlich erwiesen.

Mohl wirkte seit 1849 wieder auf dem Heidelberger Lehrstuhl neben Adolf von Vangerow und Mittermaier, neben Rau und Häusser, er erzog seine Schüler durch seine verständig klare Methode und förderte jedes tüchtige Streben. Frischer Humor würzte die Rede des stets offenen und in seinem politischen wie in seinem sittlichen Urteil rückhaltslos wahren Mannes, der eine echte Verehrung seiner Schüler genoß.

Eine neue reiche Schaffensperiode begann hier für den Schriftsteller, in der einige seiner hervorragendsten Schriften erwachsen sind. Besonders verknüpft wird Mohls Name für lange Zeit sein mit jenen drei starken Bänden, in denen er uns die „Geschichte und Litteratur der Staatswissenschaften“ dargestellt hat (1855 bis 1858). Ferner verdient jenes Buch, das eine „Encyklopädie der Staatswissenschaften“ bieten will, neben den Abhandlungen besondere Beachtung, die Studien zum Völkerrecht, Staatsrecht und zur Politik darbieten. Die „Geschichte und Litteratur der Staatswissenschaften“ muß als die bedeutendste Leistung Robert von Mohls aufgefaßt werden, ja sie gehört, da es sich hier um eine Weltlitteratur handelt, als einzig in ihrer Art mit zu dem hervorragendsten Besitztum aller Völker und Zeiten. Gemäß seinem Verhältnisse zur Litteratur, der er bisweilen allzu weite Wirkung auf die Staatspraxis und auf das praktische Leben beimaß, war der Autor für diese Leistung vortrefflich vorbereitet. Gewiß haben wir keine Geschichte der Staatswissenschaften einheitlich organisch entwickelt vor Augen, ein Werk, das bei dem Mangel aller Vorarbeit von einem einzelnen nicht zu schaffen war, und doch ist es kein Nachschlagewerk wie Pütter-Klüber oder v. Ompteda-Kamptz. Die Natur des Gegenstandes, der Umstand, daß die dem Staate und seinem Wesen zugewandten Gedanken äußeren Einflüssen der mannigfachsten Art unterworfen

sind, leitet dahin, den Stoff monographisch getrennt vorzutragen; freilich fehlt nie die Ideenverknüpfung untereinander und die Verflechtung von Lehre und Leben. Mohl stellt die staatsrechtlichen Zustände der verschiedenen Kulturnationen dar, um das Staatsrecht daran anzuschließen. Das Verständnis der Schriften über englische Friedensrichter und über Lokalbesteuerung wird durch eine Darlegung des Selfgovernment gestützt, wie die Darstellung der französischen Verwaltung und der Verwaltungsgerichtsbarkeit dem Verständnis für die darauf bezügliche reiche und wertvolle Litteratur dient. Die geltende Rechtsordnung in Staat und Verwaltung wird zugleich in ihrer historischen Entwickelung vorgetragen; selbst die herrschenden Strömungen des Zeitalters sind berücksichtigt, da ihr Verständnis in diesem praktischen Wissensgebiete kaum entbehrlich erscheint. Auf fünf Monographien verteilen sich Staatswissenschaften und Gesellschaftswissenschaften. Die Encyklopädien und Systeme der Staatswissenschaften, die Staatsromane werden durch eine Abhandlung über die Geschichte des philosophischen wie durch eine solche über Geschichte und Litteratur des allgemeinen konstitutionellen Staatsrechts ergänzt. Das positive deutsche Staatsrecht seit der Gründung des Bundes, das Staatsrecht der Vereinigten Staaten von Nordamerika, das französische, englische, schweizerische Staatsrecht wie die neueren Schriften zum Völkerrecht schließen sich an. Die politische Ökonomie, die Statistik, die Bevölkerungslehre erfahren die gleiche Liebe der Behandlung wie die Monographien über zwölf deutsche Publizisten, denen Mohl ein Denkmal gesetzt hat. Sein Großvater und sein Oheim, die beiden Moser, erscheinen hier wissenschaftlich objektiv in Charakter und Leistung gewürdigt.

Wie eigenartig und geistvoll spricht der Verfasser über die Macchiavelli-Litteratur, über Bentham, über Staatsschriften und Reden englischer Staatsmänner des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts! Hier erreicht er wie etwa in der realistischen Auffassung der „politischen Sittlichkeit“ die höchste Staffel publizistischer Darstellung. Dem gelehrten Kritiker fehlte dennoch die gestaltende Produktivität philosophischer Begabung, die den Mangel an scharfer Grundlegung und einheitlicher Erfassung seiner „Encyklopädie der Staatswissenschaften“ erklärt. Schon längst war doch der Gegensatz historischer und philosophischer Auffassung des Rechts innerlich überwunden; wie konnte man da einen durch die Staatswissenschaften in allen Zweigen durchgeführten Dualismus dieser Art verstehen!

Hier haftet dem Autor noch ein Rest vom alten „Naturrecht“ an, und wir vermissen die moderne, einheitliche geschichtsphilosophische Auffassung von Staat und Recht, von Gesellschaft und Volkswirtschaft, die wahrhaft historisch denkt. Auch die Aufstellung einer Staatssittenlehre neben Staatsrecht und Politik kann nicht gebilligt werden, weil die sittlichen Ideen den Wissenschaften des Staatsrechts und der Politik immanent sein müssen; denn ohne ihre Immanenz ist ihre objektive, d. h. ihre wissenschaftliche Erfassung unmöglich. In die Mitte zwischen öffentliches und privates Recht hat Mohl dann ferner ein Gesellschaftsrecht zu stellen gesucht. Mit Unrecht. Wohl ist die Untersuchung des Einflusses der verschiedenen im Staate existierenden Gesellschaftsgruppen auf dessen Entwickelung als wertvoll und befruchtend für die Wissenschaften anzuerkennen, aber wenn wir unter Gesellschaft den Zusammenhang der großen Volksgruppen verstehen, die gemeinsame wirtschaftliche, geistige oder religiöse Interessen verbinden, so nehmen wir zwischen diesen verschiedenen, ihrer Natur nach egoistischen und nach Macht strebenden Gruppen einen Kampf wahr. Der Staat allein, das als unabhängige Macht rechtlich geeinte Volk, zwingt diese Einzelgruppen unter sein Recht und vermag ihren Egoismus zum Wohle des Ganzen zu mäßigen und in den Schranken seines Rechts zu halten. Er übt den Genossenschaften gegenüber das suum cuique, d. h. er behandelt sie nicht alle nach gleicher Methode, vielmehr erfährt eine Aktiengesellschaft eine andere Behandlung als eine städtische Kommune; und wieder ein anderes Maß der Behandlung muß der Staat einer Religionsgenossenschaft oder der organisierten Landeskirche gewähren. Ein Recht, das seine Wurzeln nicht im Staate hat, der ja allein die Verträge zu schützen die Macht besitzt, sondern dem Schoße der Gesellschaft

entkeimt, ist nicht denkbar. Diesem Irrtum Mohls ist der vierundzwanzigjährige Heinrich von Treitschke schon in seiner Leipziger Habilitationsschrift „Die Gesellschaftswissenschaft“ mit Erfolg entgegengetreten, und Bluntschli kam zu dem gleichen kritischen Ergebnis. In der Erörterung konkreter Dinge bietet freilich auch die „Encyklopädie“ vielseitige Belehrung. Fast alle wichtigen Fragen der Gegenwart sind in der Sammlung: „Staatsrecht, Völkerrecht, Politik“ aus reicher Kenntnis und Lebenserfahrung heraus behandelt worden. Das Repräsentativsystem, dessen Organisation und Praxis im einzelnen steht im Mittelpunkte der Erörterung. Völkerrechtliche Fragen, die heutigestags wieder an Aktualität gewinnen, wie solche nach den völkerrechtswidrigen Kriegsmitteln, Erziehungs- und Unterrichtsfragen schließen sich an; das Verhältnis der Schule zur Kirche wird erörtert; doch erscheint hier Mohl bisweilen noch allzusehr in kleinstaatlichen Anschauungen befangen.

In Baden hat Mohl zum Falle des Konkordats beigetragen, und auf von Roggenbachs Veranlassung zum Bundestagsgesandten Badens in Frankfurt ernannt, vertrat der angesehene Politiker seit 1860 mit fester Gesinnung die nationale Reformpolitik der Regierung, die auf bundesstaatliche Einigung wie auf freiheitliche Entwickelung der deutschen Staaten hinzielte, mehrfach mit gutem Erfolge.

An der Wiederherstellung der kurhessischen Verfassung von 1831 wie an der Erklärung des Großherzogs gegen die auf dem Fürstenkongresse 1863 von Österreich vorgeschlagene sogenannte Bundesreform ohne Volksvertretung und wirkliche Bundesregierung, sogar ohne Preußen, hat Mohl mitgewirkt. Der Konflikt in Preußen, der dessen Reformpolitik am Bunde lähmte, machte die Stellung eines badischen Bundestagsgesandten als Vorkämpfer der deutschen Sache in der Eschenheimer Gasse zu einer wenig erfreulichen. Der Sommer 1866 aber brachte die schmerzlichsten Erfahrungen für den edlen Großherzog und seinen Bundestagsgesandten. Der Druck der politischen Lage zwang den Fürsten, seinen Empfindungen und Überzeugungen zuwider, eine Zeitlang in das österreichische Lager. Es waren bittere Tage für deutsche Patrioten, und Mohl hat ihre Pein vollends durchkostet, als er selbst mit den Resten des Bundestags in den Augsburger „Drei Mohren“ das ruhmlose Ende des deutschen Bundes erlebte. Die bittere Stimmung, die sich seiner bemächtigt, wirkte in ihm dann noch nach, als er nach Badens Austritt aus dem Bunde in München als badischer Gesandter für die deutsche Politik seines Fürsten energisch sich einsetzte. Dem Norddeutschen Bunde gegenüber, der im Norden als großer Fortschritt auf der Bahn nationaler Politik erschien, hegte Mohl keine allzu frohe Hoffnung, obgleich er die Lage des deutschen Südens ohne den Anschluß an diese neue nationale Bildung als verzweifelt betrachtete. Fünf Jahre hat er dann in der wissenschaftlich und künstlerisch anregenden geistigen Atmosphäre Münchens in freundschaftlichen Beziehungen zum heutigen Reichskanzler, dem damaligen bayerischen Ministerpräsidenten, Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst, gelebt, diesem Staatsmann in gleicher Auffassung nationaler und kirchlicher Fragen verbunden.

Das Jahr 1870 zerstreute alle trüben Nebel. Nach Auflösung der badischen Gesandtschaft in München trat Mohl als Präsident an die Spitze der Oberrechnungskammer in Karlsruhe und als Vertreter für Donaueschingen in den deutschen Reichstag, wo der geistesfrische Greis in den Kommissionsberatungen thätig war. Über „Wahlen und Wahlprüfungen“ hat er dann seine Anschauungen mitgeteilt, und aus den „rechtlichen und politischen Erörterungen“, als die er sein letztes größeres Werk, „Das Reichsstaatsrecht“, bezeichnete, erhellt der unbeirrte, kritische Blick, mit dem er an den keineswegs regelmäßigen originalen Bau unseres öffentlichen Rechts herantritt. Das Erreichte und den Verhältnissen Entsprechende steht ihm höher als die theoretische Konsequenz in der juristischen Durchführung, wenngleich auch eine systematische Bearbeitung des Reichsstaatsrechts notwendig erscheint.

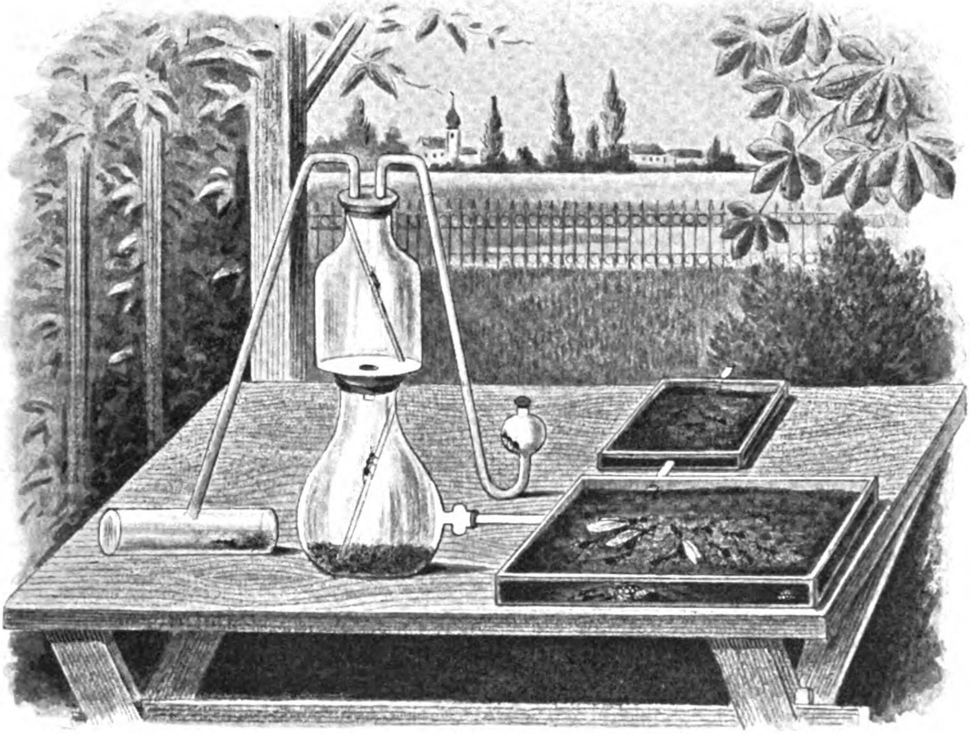
Doch Mohl war kein juristischer Kopf. Ihm war darum zu thun, den Partikularisten und Unitariern gegenüber an dem öffentlichen Rechte die Thatsache zu betonen, daß wir während unserer langen Geschichte niemals so gesunde, den realen Verhältnissen

so entsprechende und gedeihliche Fortentwickelung begründende staatsrechtliche Zustände besessen haben als im neuen Reiche.

Trotz eines stolzen Selbstbewußtseins war Mohl eine echt bescheidene Natur, klar wie selten einer erkannte er die Grenzen seiner Begabung und hat sie offen bekannt. Am 5. November 1875 hat in Berlin, wohin er zu den Sitzungen des Reichstags gekommen war, der Tod den Schlummernden überrascht.

Mit seinem reichen Leben bildet er eine einzige Erscheinung unserer staatswissenschaftlichen Größen. Auf der soliden Grundlage der mit deutschem Fleiße errungenen Gelehrsamkeit wandte er sich, eine weite staatswissenschaftliche Litteratur umfassend, den staatlichen Verhältnissen aller Kulturnationen zu. Keine tote Vielwisserei, suchte vielmehr seine Staatsbetrachtung die Erfahrungen der fremden Kulturnationen für die deutsche Staatswissenschaft und die deutsche Staatspraxis nutzbar zu machen. So ward er, wie kein deutscher Publizist vor ihm, zugleich ein Weltbürger und ein Patriot. Sein freier Blick hat ihn vor naturphilosophischen Spielereien bewahrt, die in der Staatswissenschaft der Tod ernster Betrachtung sind. Die eigentümliche Tendenz und der specifische Wert seiner Schriftstellerei zielte auf Durchdringung der Wissenschaft mit den Erfahrungen des politischen Lebens wie auf Beherrschung des Staatslebens durch die Gedanken der Wissenschaft. Der Forderung des θεωρητικος τῶν ὄντων καὶ πρακτικος τῶν δεόντων — ein Kenner der realen Verhältnisse und ein Vollbringer des mit Notwendigkeit Gebotenen zu sein — hat er treulich nachgestrebt. Zudem hat Mohl sich als Charakter, seinem Ahnen, dem großen Reichspublizisten der alten Zeit, Johann Jakob Moser gleich, allzeit bewährt, und diese Eigenart sichert ihm eine bleibende Stätte in der dankbaren Erinnerung seiner Volksgenossen.

Für das schwierigste Gebiet menschlicher Erkenntnis, das Leben des Staats und der Gesellschaft, ist die Vollendung vieler anderer Wissenschaften die Voraussetzung zu dessen geistiger Bewältigung. Desto größer muß unsere Anerkennung für die Männer sein, denen es gegeben war, ihre Detailforschung durch möglichst universale Überschau zu befruchten und für das Leben nutzbar zu machen. In ihren Reihen sehen wir Deutsche mit Stolz unseren Robert von Mohl.



Beobachtungsnest.

Das Ameisenleben.

Von

Friedrich Knauer.

I.

(Nachdruck ist untersagt.)

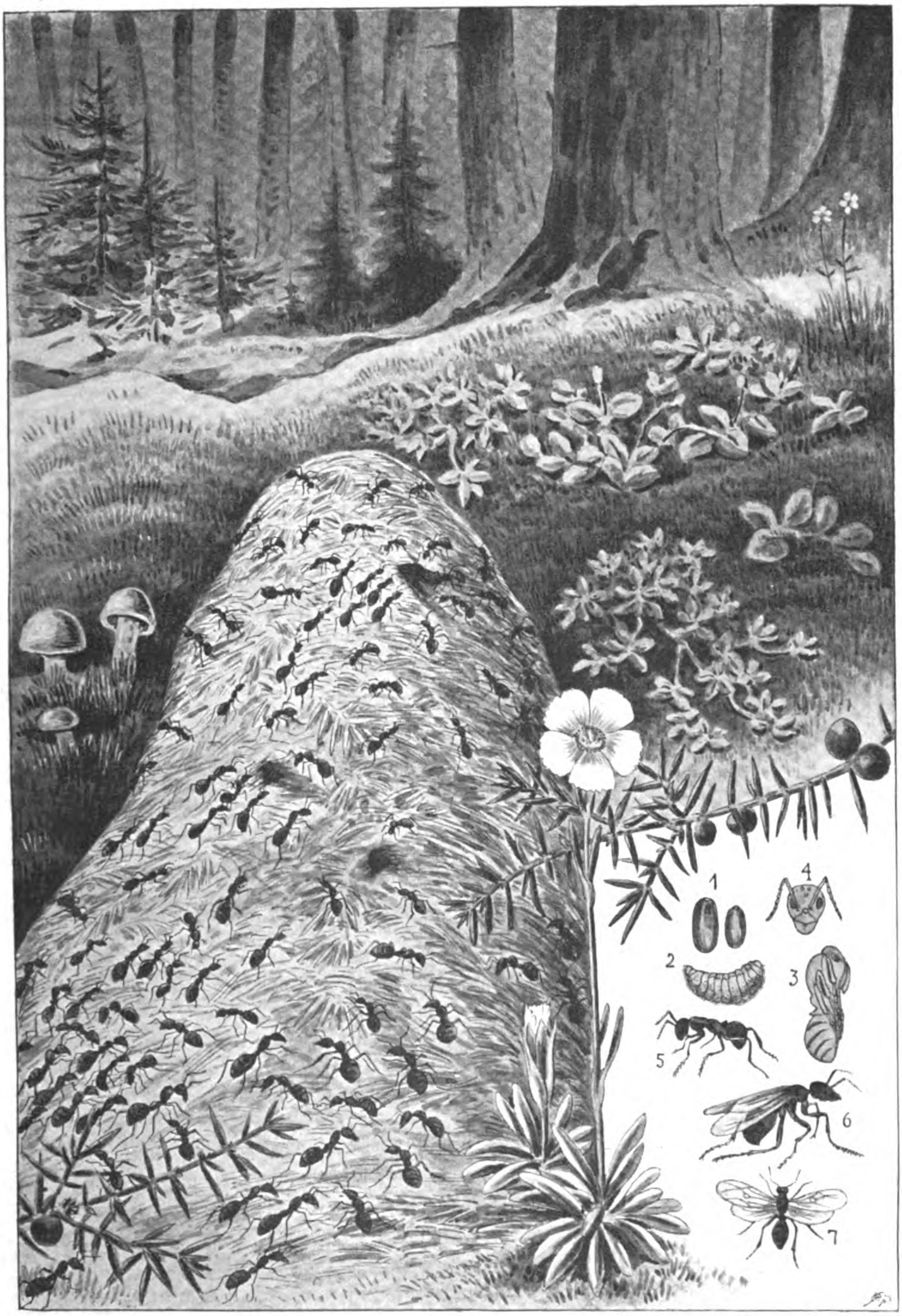
Seit Menschengedenken ist das Leben der emsigen Ameisen ein Gegenstand anregender Beobachtung und sinniger Betrachtung. Weit ins Altertum zurück reicht die Kunde von den Ameisen. Sage und Dichtung gedenkt ihrer in vielfachen Hinweisen. Die Bibel nennt sie wiederholt. „Geh zur Ameise, Fauler," lehrt Salomo, „sieh ihre Sitten und werde klug." Aristoteles sagt von ihr, daß sie eine klügere Seele habe als manch mit Blut begabtes Tier. Ovid läßt in seinen Metamorphosen dem König Äakus, nachdem er seine Unterthanen durch die Pest verloren, aus den winzigen Ameisen das Volk der Myrmidonen erstehen. Plutarch nennt das Leben der Ameise den Spiegel aller Tugenden, der Freundschaft, Geselligkeit, Tapferkeit, Ausdauer, Enthaltsamkeit, Klugheit und Gerechtigkeit. Wer kennt nicht die orientalische Legende von dem asiatischen Welteroberer, der, wiederholt besiegt, in seinem Zelte liegt und eine Ameise mühsam und unverdrossen die Zeltwand erklimmen sieht; herabgefallen, beginnt sie ihren Klettergang von neuem; achtzigmal wirft er sie herab, aber geduldig klettert sie wieder hinan; er, nicht die Ameise, ermüdet; solche Ausdauer erregt seine Bewunderung, und er beschließt, es ihr nachzuthun, und wird der gewaltige Eroberer. Und wie vielfach schöpft gar die Tierfabel aus dem Ameisenleben!

Wohl sind's in allen diesen Fällen warmer Lobpreisung der kleinen Helden der Arbeit unsere in stiller Geräuschlosigkeit, aus

ihrer lautlosen Verborgenheit wenig hervortretenden, rastlos geschäftigen Ameisentypen in Wald und Feld und Garten gewesen, welche der Schilderung des Dichters und Philosophen vorschwebten, nicht eine jener tropischen Ameisenformen, welche grob und rücksichtslos als Herren und Tyrannen auftreten, eine Geißel und Landplage ihres Gebietes, in Legionen dahinwandernd, alles Lebende vertilgend, Häuser und Dörfer plündernd und selbst der menschlichen Abwehr spottend. Diesen Wüterichen, denen die niedere Kleintierwelt machtlos preisgegeben ist, wenn sie es nicht, wie wir später hören werden, versteht, deren Gunst zu erschleichen, hätte der Mensch wohl kaum Loblieder gesungen. Der Biologe freilich weiß auch in dem Leben dieser so gewaltthätig auftretenden Ameisenarten eine Fülle des Interessanten zu entdecken, wie denn überhaupt den Ameisen in diesem Jahrhundert eingehende Schilderer und Biographen erstanden sind. Was unter anderen Latreille, die beiden Huber, Forel, Lubbock, der unermüdliche Jesuitenpater Wasmann aus dem Ameisenleben erforscht haben, füllt ganze Bände und enthält so viel des Erstaunlichen und Wunderbaren, daß der Laie gar oft in einem Märchenbuche, nicht in einem wahrheitsgetreu schildernden naturgeschichtlichen Werke zu lesen vermeint. Was auch den Nichtzoologen für die Naturgeschichte der Ameisen, von den vielen interessanten biologischen Details ganz abgesehen, besonders einnimmt, ist der Umstand, daß ihm da eine leicht zugängliche Tierwelt vor Augen geführt wird, die er in ihrem Thun und Treiben selbst beobachten kann, daß er in der Lage ist, die meisten der ihm da mitgeteilten Beobachtungen selbst auf ihre Richtigkeit zu prüfen. Gerade jetzt stehen die Ameisen in Hinblick auf ihre psychischen Fähigkeiten wieder in lebhafter Erörterung, es mag daher hier eine etwas ausgreifendere Abhandlung über das, was wir heute aus dem Ameisenleben wissen oder zu wissen glauben, vielen Lesern dieser Monatshefte genehm kommen.

In zweierlei Weise können wir, angeregt und eingeführt durch die Lektüre der Ameisenschriften Hubers, Forels, Lubbocks, Wasmanns, das Ameisenleben aus eigener Anschauung kennen lernen: entweder wir suchen die zugänglichsten Arten im Freien auf und beobachten ihr Thun und Treiben am Neste und in dessen Umgebung oder wir legen uns sogenannte Beobachtungsnester an. Ehe wir einen dieser Wege einschlagen, wollen wir uns aber auf unserem Gebiete systematisch ein wenig orientieren. Bekanntlich bilden die Ameisen eine Familie der Hautflügler (Bienen, Hummeln, Wespen, Ameisen, Schlupfwespen, Gallwespen, Blattwespen) und zwar der Unterabteilung: Raubwespen. Es fällt auch dem Laien nicht schwer, die charakteristischen Merkmale der Ameisenfamilie herauszufinden, die flachen, nicht gefalteten, unvollkommen geaderten, dem Brustkorbe lose anhaftenden, über den Hinterleib weit vorragenden Flügel, die zehn- bis dreizehngliederigen, peitschenförmigen, gebrochenen Fühler mit meist langem ersten Gliede (Schafte), den gestielten Hinterleib und das Auftreten ungeflügelter Arbeiterinnen neben den geflügelten Weibchen und Männchen. Und auch die Trennung der Familie in Unterfamilien fällt nicht schwer. Wenn wir von der Unterfamilie der Zangenameisen (Odontomachidae), deren Weibchen an den Einlenkungsstellen sich berührende Kinnbacken haben, und von der der Blindameisen (Dorylidae), deren Weibchen und Arbeiterinnen augenlos sind, absehen, haben wir es mit drei Unterfamilien zu thun, den Drüsenameisen (Formicidae), deren Hinterleib nicht eingeschnürt ist und an einem eingliederigen, schuppentragenden Stiele sitzt, den Stachelameisen (Poneridae), auch mit eingliederigem Stiele, aber eingeschnürtem Hinterleibe und mit Giftstachel versehen, und den Knotenameisen (Myrmicidae), auch mit Stachel bewaffnet, der Hinterleibsstil aber zweigliederig.

Was finden wir nun aus diesen Unterfamilien an häufigeren Arten in unserer Umgebung? Von Stachelameisen nur eine einzige Art besonders auf sonnigen Abhängen der Berge unter Steinen oder zwischen Moos in sehr kleinen Kolonien. Reich sind aber die Drüsenameisen vertreten. Da baut besonders im dichten Nadelwalde der Gebirge die Waldameise (Formica rufa) aus Koniferennadeln, Erdklümpchen, Zweig- und Blattstückchen ihre meterhohen Hügel, auf Waldwiesen eine andere (Formica congerens)



Die Waldameise.
(Links von der Alpennelke: Hügelbau der Waldameise; rechts: Puppen mit [1] und ohne Gespinst [3], Larve [2], Kopf einer Arbeiterin [4], Arbeiterin [5], Weibchen [6], Männchen [7]. Die Ameisen vergrößert.)

ihre viel kleineren, flachen Baue, an warmen sonnigen Stellen in Baumstrünken oder in der Erde die blutrote Ameise (Formica sanguinea) aus Erde, Nadel- und Graswerk ihre Siedelungen. Besonders in der Ebene finden wir allüberall in die Erde hinein-

arbeitend die grauschwarze oder Sklavenameise und die Kaninchenameise (Formica fusca und cunicularia). In versteckten Erdbauten der Laubholzwälder, besonders in Eichenwäldern, haust die glänzend pechschwarze Formica gagates, die man auf Eichen oft in Massen den Blattläusen nachgehend findet. In hohlen Bäumen, aber auch in der Erde unter Steinen stoßen wir auf die großen Roßameisen, die ganz schwarze und die rotbrüstige (Camponotus herculaneus und ligniperdus), letztere besonders auf sonnigen Abhängen unter Steinen. Eine interessante Ameise, von der im nachfolgenden öfter die Rede sein wird, ist die Amazonenameise (Polyergus rufescens), die in Erdbauen lebt, welche mit der Oberfläche nur mittels einer einzigen Öffnung in Verbindung stehen. In alten Bäumen, weitverzweigte Gänge sich ausnagend oder auch aus Erde zusammengekittete Baue mit weiten Gängen und Kammern sich herstellend, hausen die schwarzen und braunen Lasiusarten, während die gelben Arten dieser Gattung in Erdbauten mit Erdhügeln und unter Steinen leben. Überall, wo Pflanzenleben gedeiht, auf unseren Wiesen die bekannten kleinen Erdhügel bildend, lebt die gelbbraune Rasenameise (Tetramorium caespitum). Sie gehört wie die keine Hügel bauenden, sondern in der Erde und unter Steinen minierenden, seltener zwischen Moos und in alten Baumstrünken lebenden Myrmicaarten und die besonders an warmen Bergabhängen in stark bevölkerten Kolonien unter Steinen in der Erde lebende glänzend schwarze, reichlich behaarte Diplorhoptrum fugax zur Unterfamilie der Knotenameisen.

Der Leser verzeihe diese systematische Abschweifung. Aber wir wollten von den ungefähr hundert beschriebenen Ameisenarten Europas doch wenigstens jene vorführen, auf die sich die landläufigen Schilderungen aus dem Ameisenleben zumeist beziehen. Wer es vorzieht, das Thun und Treiben von Ameisen in bequemerer Weise zu beobachten, der kann sich unschwer einige Beobachtungsnester, in denen er seine Gefangenen bei Tag und bei Nacht, ohne sie zu stören, beobachten kann, einrichten, und ich kann ihm versichern, eine solche zoologische Beobachtungsstation en miniature wird ihm viel Vergnügen bereiten. Aus Holzrahmen und Glasscheiben wird ein Haupt- und ein Nebennest hergestellt, in welchen der teilweise mit Erde ausgefüllte Zwischenraum zwischen der oberen und unteren Glasscheibe etwa zehn bis zwölf Millimeter beträgt, so daß die Ameisen in ihren Arbeiten ungehindert sind, sich aber dem Beobachter nicht entziehen können. Haupt- und Nebennest sind miteinander und mit einem unteren und oberen Vorraum, einem Abfälleraum und dem Fütterungsraum durch Glasröhren verbunden. Die obere Glasplatte des Haupt- und des Nebennestes überdeckt man mit einem schwarzen Tuche, um zu verhindern, daß die Ameisen zur Abhaltung des Lichtes die Innenwand der Glastafel mit Erde überkleben. In solchen Beobachtungsnestern läßt sich die tägliche Arbeit in einer Ameisensiedelung mühelos verfolgen.

Wir aber wollen uns das Getriebe in einer großen Ameisensiedelung im Freien besehen. Wir suchen einen der mächtigen Hügel, wie ihn die Waldameise in unseren Gebirgswäldern aus abgefallenen Nadeln, anderen Laubresten, Steinchen, Erdkrümchen, Harzbröckchen, denen der „Ameisler“ nachgeht, und anderem Kleinmaterial auftürmt. Wir finden alles in reger Thätigkeit. Noch ist den Ansiedlern der Hügel nicht hoch genug; immer wird noch von Hunderten neuer Baustoff zugeschleppt und da und dort abgelagert. Scheinbar ist das ein wirrer Haufen; aber er birgt ein Labyrinth von Gängen und Kammern zum Unterbringen des Proviants, zur Unterkunft für die Eier, Puppen und das fertige Ameisenvolk. Zahllose Pforten führen in die vielgängige Burg, und jede ist wohlbewacht, nur dem Zugehörigen geöffnet. Von allen Richtungen kommen Hunderte mit Proviant aller Art beladen bei den Thoren an, und Hunderte eilen wieder fort, Beute zu holen. Wohl am meisten aber haben die zu schaffen, denen die Brutpflege zugefallen und die unermüdlich thätig sind, Eier, Larven und Puppen an die Sonne zu tragen, umzubetten, aufzupäppeln. Wir werden ja noch hören, wie vielseitig und wichtig die Fürsorge dieser Ammen oder richtiger „Tanten“ ist. Zwischen allen diesen Baumeisterinnen, Proviantträgerinnen und Kinderwärterinnen stehen

Posten Wache, daß kein ungebetener Gast sich einschleicht, drohende Gefahr rechtzeitig vermeldet, im Notfalle sofort Succurs geholt wird. Ab und zu fällt von den Bäumen herab eine Raupe, ein Käfer in das Gewimmel; rasch wird die erstere als willkommener Proviantzuwachs in das Haus geschleppt, der Käfer aber eilends an die Luft gesetzt. Bei all dem emsigen Hasten und Treiben finden doch Kommende und Gehende ab und zu Zeit, ein Weilchen beieinander stehen zu bleiben, sich zu beklopfen, auch wohl einander etwas von mitgebrachter Leckerkost zu verabreichen — dann eilen sie wieder in entgegengesetzter Richtung auseinander. In solchem ruhelosen Schaffen, dem Müdigkeit, Saumseligkeit, Arbeitsunlust fremd sind, verläuft der Ameise der Tag vom frühen Morgen bis in die Dämmerung hin; und in mondhellen Nächten schafft sie, wie ich oft gesehen, wie am Tage. Und wie hier die Waldameise unter dem grünen Dache des Waldes, so siedeln sich andere Ameisen in der Erde an, unter Steinen, unter der Baumrinde, in altem Baumholze, wo schon andere Bohrinsekten für sie vorgearbeitet haben oder wo sie sich ihre Gänge und Kammern selbst ausfressen müssen, und teilen sich auch hier ehrlich in die verschiedene Bauarbeit der fortwährenden Neueinrichtungen, der Zu- und Abbauten, Adaptierungen, der fürsorglichen Brutpflege, der Proviantbeschaffung, der Bewachung und Verteidigung des Heims. Überall tritt uns unverdrossener Fleiß, allseitiges Zusammenwirken, ein scharf ausgeprägtes Zusammengehörigkeitsgefühl entgegen; diese Zusammengehörigkeit äußert sich vor allem in der Art, wie sofort jedes Mitglied einer Siedelung zum Schutze des Heims eintritt.

Betrachten wir die Art, wie der Nestbau bei verschiedenen Ameisenarten zustande kommt, genauer, so sehen wir bald, daß das Ineinandergreifen und Zusammenwirken der Teilnehmer am Baue bei verschiedenen Arten ein verschiedenes ist, hier rühriger, einheitlicher, dort lockerer, individueller. Keinesfalls gewinnen wir den Eindruck, als ob die einzelnen Arbeiterinnen mechanisch, schablonenhaft arbeiteten. Bei der Waldameise z. B. hat es den Anschein, als wenn der Fleiß und Eifer der Emsigsten die anderen suggestiv beeinflusse, als ob eine die andere an Rührigkeit überbieten wollte. Bei der grauschwarzen Sklavenameise wieder scheinen die Arbeiterinnen unabhängiger voneinander ihrer Arbeit nachzugehen, und so kommt es

Hängenester indischer Ameisen
(Cremastogaster artifex, unten; Cremastogaster Rogenhoferi, oben).

oft vor, daß eine Ameise ein Erdbröckchen an einer Stelle anbringt, von der es eine andere wieder wegnimmt, um es an anderer Stelle zu befestigen, so daß es den Anschein hat, die zweite Ameise habe es besser verstanden und die erste korrigiert.

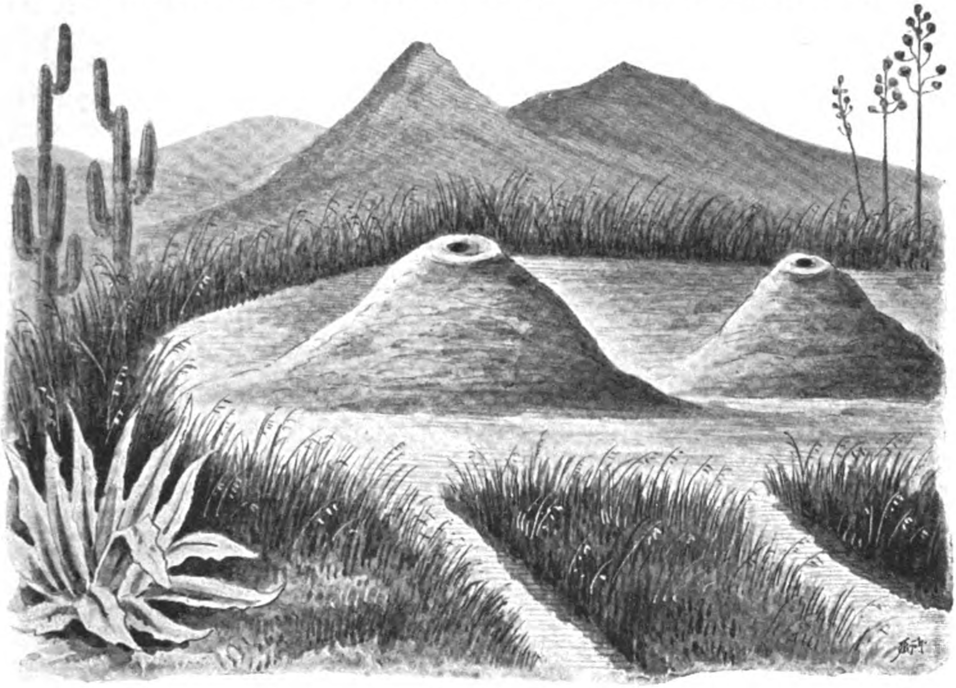
Vergleicht man die verschiedenen Ameisenbaue nach Baumaterial und Bauart, so sind die einen, wie z. B. die der kleinen Garten- und Wiesenameisen, Erdbaue oder, wie die oben besprochenen Hügelbaue der Waldameise, die einen unterirdischen Erdbau mit dem aus verschiedenstem Baumateriale aufgeführten Hügel verbinden, gemischte Nester oder wieder Holznester, wie sie die großen Roßameisen sich anlegen, oder Kartonnester, wie sie sich die glänzendschwarze Holzameise herstellt, indem sie die Holzmasse zerfasert, mit ihrem Speichel zu grober, braunschwarzer Papiermasse verarbeitet und daraus das eigentliche Nest aufbaut. Bei allen diesen Arbeiten bedienen sich die Ameisen der Oberkiefer, die mit einem gezähnten Kaurand versehen sind, beim Zusammenscharren und Festdrücken der Erde auch der Vorderfüße.

An Größe und Vollkommenheit bleiben alle diese Bauten unserer einheimischen Ameisen hinter denen exotischer Ameisen weit zurück, die oft den Termitenbauen an Umfang nicht nachstehen. Überaus umfangreiche Hügel, die sie sich fast ganz aus großen Baumblättern aufschichtet, bewohnt die brasilianische Visitenameise, auf die wir noch öfter zu sprechen kommen werden. Wie unregelmäßige Wespennester erscheinen die grauen und braunen Kartonnester amerikanischer und indischer Ameisen, die entweder zwischen den Baumzweigen angebracht werden oder von diesen herabhangen. Auf Madagaskar hat man Nester von so großem Umfange gefunden, daß in ihnen ein erwachsener Mann Platz finden könnte. Wieder andere exotische Ameisenbaue sind Gespinstnester, wie sie sich indische und australische Ameisen auf Bäumen, indem sie Blätterbüschel durch Gespinstfäden zusammenhalten, oder ostindische Ameisen in Erdhöhlen, diese mit feinem Spinngewebe auskleidend, herstellen.

Am einfachsten lösen die Wohnungsfrage jene Ameisenarten, die sich einen großen Teil der Bauarbeit dadurch ersparen, daß sie ihre Siedelung unter passenden Steinen anlegen oder in einem morschen, durchfressenen Baumstrunk, in welchem Borkenkäfer oder Bockkäferlarven die Vorarbeit geleistet haben, Wohnung nehmen. Wieder andere Arten treten zu verschiedenen Ameisenpflanzen, die noch zur Sprache kommen werden, in ein symbiotisches Mietsverhältnis.

Wo eine Ameisenkolonie besonders stark bevölkert ist — es giebt Ameisenansiedelungen, deren Einwohnerzahl auf mehrere Hunderttausende geschätzt werden kann —, kommt es auch zu Nebenbauen, Saisonresidenzen. So legt sich die blutrote Ameise meist zwei bis acht näher oder weiter voneinander entfernte Nester an. Im Gebüsch unter Baumwurzeln wohl geborgen befindet sich das Winternest, frei am Gebüschrande das meist aus mehreren Nestern bestehende Sommernest. Und so werden vorübergehende Stationen am Fuße der Bäume und Sträucher als Melkplätze, wo die Blatt- und Schildläuse den süßen Tribut leisten müssen, angelegt. Mit solcher Herstellung verschiedenster der Situation und Lebensweise angepaßter Wohn- und Bruträume ist aber die Baufertigkeit der Ameisen nicht erschöpft. Sie treten nicht nur als Architekten und Baumeister, sondern auch als Straßen- und Dammbau-Ingenieure auf. Sie legen regelrechte Straßen an, die oft fünfzig Meter weit von der Hauptniederlassung zu den Melkstationen im Walde oder Gebüsche führen. Diese Straßen sind sauber, von allem Pflanzenwuchse freigehalten, eben und glatt. Um auch bei regnerischem Wetter zu ihren Melkkühen zu gelangen, legen sie gewölbte, überdeckte Straßengänge an, die die Blatthausplätze mit dem Hauptneste verbinden. Exotische Ameisen legen unterirdische Jagdgänge an, in denen sie auf Insekten und Würmer Jagd machen. Zum Schutze und zur Abwehr gegen feindliche Ameisen errichten manche Ameisenarten Barrikaden und Wälle; von unangenehmen Nachbarn, deren Nähe sie sich gefallen lassen müssen, sondern sie sich ab durch Herstellung von Scheidewänden; unerwünschte Eindringlinge, die sie nicht aus dem Hause schaffen können, mauern sie ein. Und so entwässern Ameisen nasses Terrain durch Auftragen von Erdreich oder schützen sich gegen Wasser durch Aufführung von Dämmen. Die abendländische Ameise (Pogo-

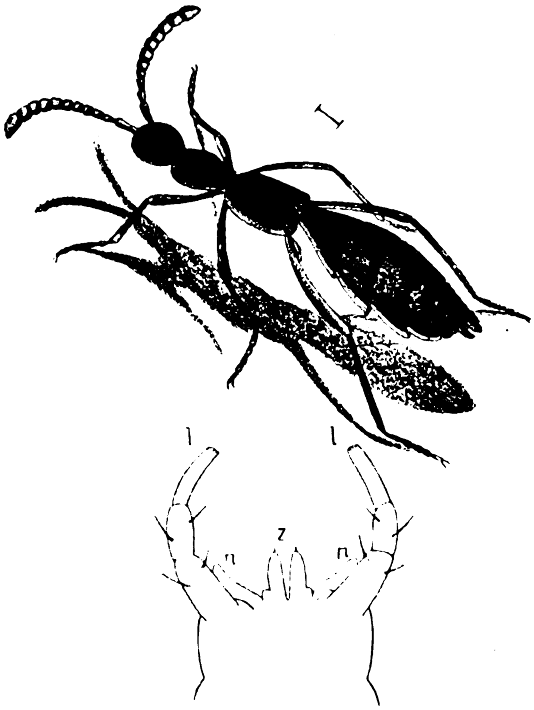
nomyrmex occidentalis), eine Artverwandte der vielbesprochenen ackerbautreibenden Ameise von Texas, umpflastert ihre fußhohen kegelförmigen Erdhügel, indem sie kleine Steinchen, die zum Teil bei dem Nestbau aus der Erde herausgearbeitet wurden, in die Erdwand vermauert. Sie bringt Steine, die zehnmal schwerer sind als sie selbst, in die Höhe und mauert sie ein. Sie gehört auch zu den Ameisenarten, welche nachts über die Eingänge zu dem Bau abschließen. Allabendlich werden die rings um die Basis des Hügels verteilten Eingänge sorgsam mit Schutt und kleinen Steinchen verschlossen. Es ist also in diesen Bauen dafür gesorgt, daß vor Eintritt der Dämmerung alle Bewohner der Siedelung eintreffen. Verspätete Bummler bleiben ausgesperrt. Erst gegen acht oder neun Uhr vormittags werden die verrammelten Pforten wieder frei gemacht; bei Regenwetter bleiben sie den ganzen Tag geschlossen. Der Thorverschluß ist ein so guter, daß man die Eingangspforten von außen kaum zu erkennen vermag. Die exotischen Blattschneiderameisen, besonders die größeren Arten der Gattung Atta, legen sich außerordentlich lange, sehr breite Straßen an, auf denen sie zwischen Nest und Wald hin und her wandern.



Hügel ackerbautreibender Ameisen.

Fassen wir nun die Brutpflege, um die sich ja im Ameisenhause alles dreht, näher ins Auge. Diese ist ungleich vielseitiger, wechselvoller als bei den Bienen. Wie man im Beobachtungsnest leicht verfolgen kann, sind die Arbeiterinnen überall bereit, die von den Weibchen abgelegten Eier sofort in Empfang zu nehmen. Sorgfältig werden dann die Eier in größere oder kleinere Klümpchen geschichtet und fleißig beleckt, nicht bloß, um sie zu säubern, sondern auch, um sie auf dem bekannten Wege der Endosmose Nahrung aufnehmen zu lassen. Dabei gehen sie immer mehr in die Länge. Bald ist dann die Zeit gekommen, da das Ei zur Larve wird. Die will nun fleißig gefüttert und gesäubert sein. Endlich ist die Larve zur Verpuppung reif; da ist die Wärterin auch schon bereit, ihr die Wiege in die Erde zu graben; säuberlich wird die Larve auf feuchte Erde gelegt und um sie herum ein kleines Erdgewölbe errichtet, in dem sich die Larve zum Cocon einspinnt; und wieder harren die Wärterinnen, um die fertigen Cocons hervorzuholen, zu reinigen, mit anderen Cocons

in gesonderten Häufchen aufzuschichten und, wenn dann die fertige junge Ameise bereit ist, die Puppenhülle zu verlassen, ihr beim Zerreißen der Gespinsthülle zu helfen. Wo keine Einspinnung stattfindet, fällt wohl die Herstellung der Erdwiege fort, dafür ist aber der zarte Puppenleib um so vorsichtiger anzufassen und bedarf noch peinlicherer Reinhaltung. So haben die Wärterinnen vollauf zu thun, die Brut in ihren verschieden Alters-phasen ein- und umzubetten, aufzupäppeln und, was bei der Gefahr der Pilzbildung in



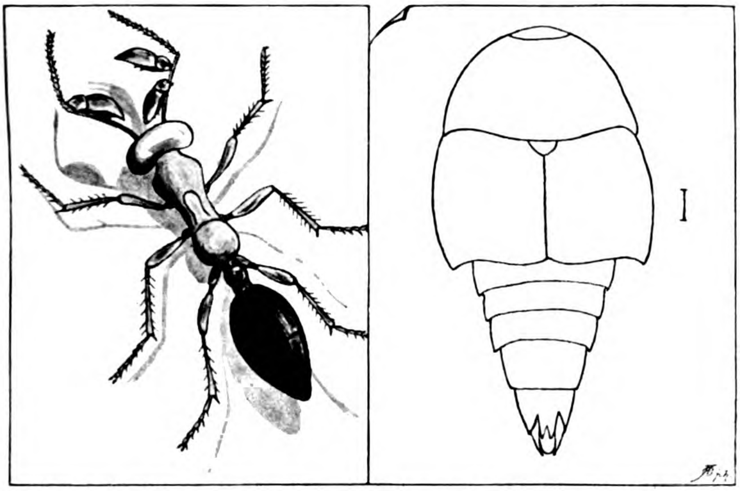
Ecitonilla claviventris, ein bei der brasilianischen Wanderameise (Eciton praedator) lebender Kurzflügelkäfer. (l Lippentaster, n Nebenzungen, z Zunge.)

den dunklen, feuchten Räumen überaus wichtig ist, beständig zu säubern. Aber die Kleinsten und Kleinen bedürfen auch verschiedener Temperatur; die Eier und jüngsten Larven kommen in die kühlen, feuchten Unterkammern, die etwas größeren in die Mittelkammern, die ausgewachsenen Larven und die Puppen in die obersten Räume; tritt aber Regenwetter ein oder wird es kühler, so müssen auch diese nach unten geschleppt werden. Das ist dann ein fortwährendes Umbetten, Hinauf- und Hinuntertragen, eine Sisyphusarbeit, der nur die unermüdliche Unverdrossenheit dieser Helden der Arbeit gewachsen ist.

Aber nicht genug der Mühe, die den Ameisen aus der Aufzucht der eigenen Jungen erwächst, widmen sie sich auch noch der Aufzucht fremder Kinder. Es ist eine seltsame Erscheinung in der Tierwelt, daß Tiere einer Art fremde Junge gleicher oder anderer Art adoptieren. Die Bruthenne bebrütet Eier anderer Hennen und ebenso Enten-, Gänse-, Truthuhneier und führt dann das buntgemischte Kückenvolk mit gleicher Sorgfalt und Mutterliebe. Wie die kleinen Singvögel den nimmersatten Kuckuck auf Kosten der eigenen Brut großziehen, ist ja bekannt. Die säugende Hündin nimmt bereitwillig die jungen Löwen und Tiger, die man ihr unterschiebt. Äffinnen erbarmen sich mutterlos gewordener Säuglinge. Nirgends aber ist dieser Brutpflegetrieb so ausgebildet wie bei den Ameisen, die, wie wir später hören werden, einer Unmenge fremder Tiere nicht nur Gastrecht, sondern auch Hausrecht gewähren und deren Brut behandeln wie die eigene, ja oft besser als die eigene. Mit allem Eifer und bestgemeinter, wenn auch oft schlecht ausfallender Fürsorge betten, säubern, füttern sie die Jungen dieser Fremdlinge, und so ist die Arbeitsameise nicht nur eine gute Schwester, eine gute Tante, sondern auch eine fürsorgliche Ziehmutter.

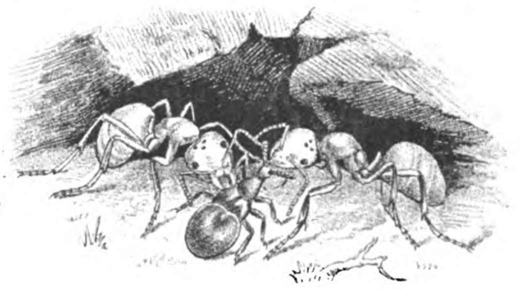
Haben wir so die Ameise nach ihrer baulichen Leistungsfähigkeit und in ihrer Fürsorge für die Brut kennen gelernt, so wollen wir nun ihrem übrigen Haushalte, ihrer ganzen Ökonomie näher treten und sehen, wie und woher sie sich ihren Proviant zu beschaffen weiß, wie sie Vorräte ansammelt und für spätere Zeiten vorsorgt. Gerade diese ökonomischen Tugenden haben ja den Ruf der Ameise besonders begründet und ihr das Attribut der Sparsamkeit und Fürsorge verschafft. Leckere Süßsäfte mannigfacher Art, tierischer und pflanzlicher Herkunft, sind es vor allem, denen die Ameise nachgeht und die sie allüberall auszukundschaften weiß. Aber auch Tierkadaver verschiedenster Art

kommen auf die sehr gut versorgte Ameisentafel, und auch das Brot fehlt ihr nicht, das sie sich im Samen der Getreide- und Wildgräser zu gewinnen versteht. So weiß



Links: drei Käfer der Art Thorictus Foreli auf den Fühlerschäften der Ameise Myrmecocystus viaticus; rechts: ein durch sein Schutzdach geschützter Ameisengast: der Kurzflügelkäfer Xenocephalus trilobita.

sich die Ameise den süßen Zuckerstoff aus mannigfachen Fruchtsäften zu verschaffen; so holt sie sich die süßen Exkremente der Blattläuse, die sie zu verschiedenen Stunden des Tages aufsucht und melkt, ein Geschäft, das sie mit solcher Regelmäßigkeit und Umsicht betreibt, daß man da von Haustierzucht, Sennerei, Stallfütterung sprechen darf; stellt sie doch nicht nur Wachen aus, welche die Blattläuse vor ihnen feindlichen Tieren, z. B. dem Blattlauslöwen, beschützen und andere genäschige Zuckersaftfreunde abwehren, sondern hegt, pflegt, reinigt die Blattläuse, schleppt sie, wenn ihre Nahrungspflanzen verwelken, auf frische Pflanzenstengel, bringt sie an die Wurzelstöcke verschiedener Pflanzen, baut Erdgewölbe um sie, verbindet diese durch gedeckte Gänge mit der Ameisensiedelung, um so auch bei Regenwetter den Tieren in den Ställen regelmäßigen Besuch abstatten zu können und lästige Mitkonkurrenten fernzuhalten, und hält sie hier so bei zweckmäßiger Fütterung und sauberer Pflege, wie etwa der Mensch seine Stalltiere hält. Die Ameisen sind aber auch Gärtner und Ackerbauer. So sammeln unsere Ameisen die Samen des Schneeglöckchens, der Haselwurz, des Wachtelweizens, des Alpenveilchens ein. Wenn die Kapseln der Cyclamen dem Aufspringen nahe sind, lungern die Ameisen schon herum und liegen auf der Lauer, um die Samen, sowie die Kapseln aufspringen, hervorzuholen und in ihren Bau zu tragen. Auf den zu den Reben gehörigen Leea-Sträuchern Javas sieht man in großen Mengen schwarze Ameisen ruhig und dicht gedrängt an den Achsen der Blütenstände und der Basis der Blattstiele sitzen; sie holen sich die Ameisenbrötchen (food-bodies), welche als rundliche, auf einem kurzen Stiele aufsitzende Körperchen, im Inneren mit großen, stärkeähnlichen Körnern und großen Öltropfen gefüllt, an den Stengeln sich bilden. Die Atta barbara der Citronenterrassen an der Riviera füllt ihre taschenuhrgroßen Getreidespeicher am liebsten mit Getreidekörnern, liest aber auch den Körnern ähnliche Glasperlen auf. Beginnt das Getreide in den Magazinen zu keimen, so werden die Würzelchen abgebissen und die Samen an die

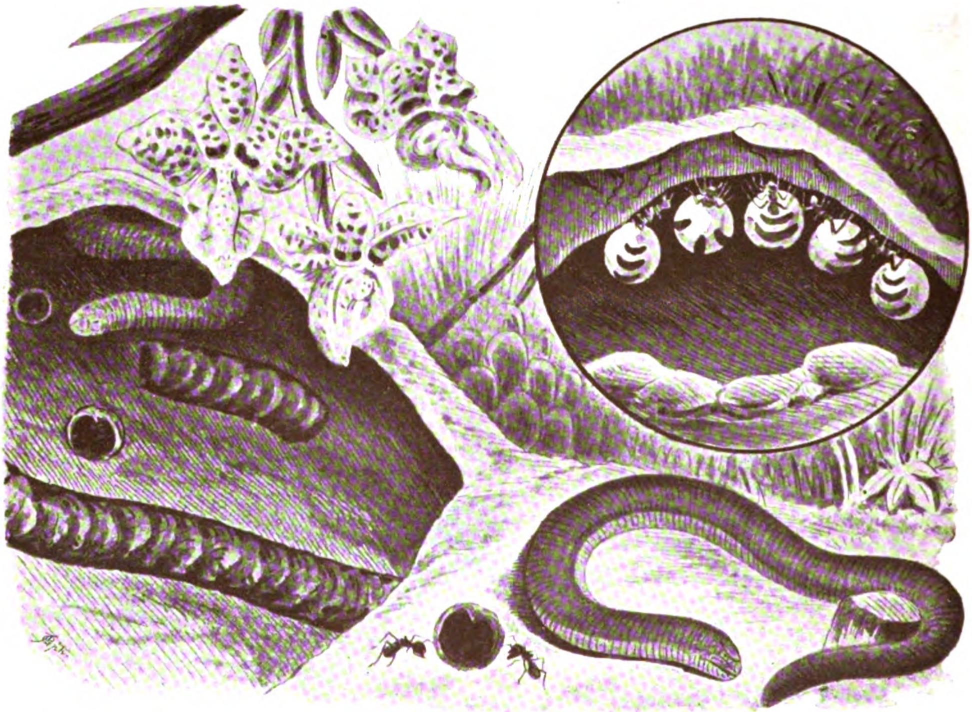


Gelbe Rasenameisen einen Keulenkäfer fütternd und beleckend.

Sonne geschleppt, gedarrt. Die Ameisen sind also auch Malzfabrikanten. Und so legen sich andere Ameisenarten Nordafrikas, Indiens, Amerikas in eigenen Nestabteilungen Sommer- und Wintervorräte eingesam-

melter Körner, also Kornkammern, an. Die pilzfressenden Arten der amerikanischen Blattschneiderameisen züchten die ihnen zur Nahrung dienenden Pilzarten, indem sie für dieselben eigene unterirdische Gemächer, also gewissermaßen Treibhäuser, anlegen. Auf die ackerbautreibenden Ameisen Nordamerikas kommen wir noch zu sprechen. Zu all der Proviantvorsorge für das vielköpfige Ameisenvolk kommt dann die ergiebige Beute der Kerfjagd, des Puppenraubes aus anderen Siedelungen.

So sorgt und schafft die Ameise unermüdlich für die Herstellung, Instandhaltung, den Aus- und Umbau des Hauses und dessen äußerste Reinhaltung, für die Betrauung und Aufzucht des jungen Nachwuchses, für ausgiebigste Proviantbeschaffung. Aber als weitere Sorge erwächst ihr die Bewachung und Verteidigung des Hauses. Alle Thore, die ins Innere führen, sind stets gut bewacht. Dieses Postenstehen wird sehr ernst genommen. Fast unbeweglich, aber auf alle Vorgänge im Bau und dessen Nähe aufmerksam achtend, halten die Pförtner Wache. Die Ameise sieht eben ihr Heim und dessen nächste Umgebung als alleiniges, in emsigstem Schaffen erworbenes Eigentum an und ist jederzeit ohne Zaudern bereit, es auch mutig zu verteidigen. In dieser Verteidigung des Hauses entfaltet sie wahre Todesverachtung, und tapfer wirft sie sich auch dem stärksten Gegner entgegen. Aus solchen Eigentumsansprüchen und weiter ausgedehnten Jagdzügen entspringen erbitterte Kämpfe mit den benachbarten Ansiedlern. Dieses Kampf- und Kriegsleben der Ameisen, das zu regelrechten Schlachten mit all den Details militärischer Evolutionen, Aussendung von Vorposten und Plänklern, Belagerung, Überfällen, Erstürmung, Plünderung, Gefangensetzung, zu Waffenstillständen und Bündnissen führt, hat schon Huber eingehend geschildert. Äneas Silvius weiß schon aus eigener Beobachtung von einer grimmigen Schlacht, die zwei Ameisenheere auf einem Birnbaume ausfochten, zu erzählen. Solche Kämpfe zeigen, wie bei den Schlachten der Geschichte, Heldenthaten einzelner. Rothney berichtet aus Bengalen, daß eine große Roßameise



Blattschneiderameisen mit Doppelschleichen zusammenlebend. (Durchschnitt durch den Erdbau mit den mit Blattstückchen ausgewölbten Tunnels.) Oben rechts: Honigbäuche.

Ameisen einen blütenanfliegenden Käfer abwehrend.

allein eine ganze Kolonie einer kleinen roten Ameise angriff und erst, als sie an zweihundert ihrer Gegner getötet hatte, der Überzahl erlag. Ich habe wiederholt Kämpfe zwischen verschiedenen Kolonien der kleinen schwarzen Rasenameise verfolgt, die Wochen lang währten, in aller Frühe begannen und erst mit Eintritt der Nachtdämmerung endeten. Ab und zu schien es zu vorübergehenden Waffenstillständen zu kommen, bald aber entbrannte der Kampf von neuem, bis endlich einer der Gegner aufgerieben war. Solche Ameisenkriege können aber auch, wenn sich beide Parteien ziemlich ebenbürtig sind, wie Forel und Wasmann beobachtet haben, zu friedlichen Vereinigungen der streitenden Kolonien, zu einem Bündnis führen; beide Siedelungen verschmelzen zu einer gemeinsamen Kolonie.

Nachdem wir so das Thun und Treiben im Ameisenhause, so weit es sich dem Beobachter kund giebt, kennen gelernt haben — wir haben da meist von der Ameise kurzweg gesprochen —, wollen wir nun die verschiedenen Individuen einer Ameisensiedelung näher betrachten. Wir finden da, wie bei den Bienen, geflügelte Männchen und Weibchen und, aber ungeflügelt, Arbeiterinnen, gewissermaßen verkümmerte Weibchen. Diese Arbeiterinnen, die feste Stütze des Ameisenstaates, können in mehreren Formen auftreten. So finden wir bei der südeuropäischen Ameisengattung Pheidole neben den eigentlichen Arbeiterinnen großköpfige Soldaten mit schneidigen Oberkiefern. Bei einigen exotischen Ameisen treten sogar drei Formen von Arbeiterinnen auf, große dickköpfige, die Soldaten, mittelgroße, die Packträger, und kleine, die Hausarbeiter. Neben diesen drei Ständen, den Männchen, Weibchen und Arbeiterinnen, erscheinen aber noch regelmäßig oder unter gewissen Verhältnissen Zwischenformen zwischen Weibchen und Arbeiterinnen, Existenzen, die uns mancherlei mysteriöse, intime Vorgänge im Ameisenheim erraten lassen. Da giebt es Weibchen im Arbeitergewand, ergatoide Weibchen nennt sie Wasmann, welche nach Größe und Hinterleibsbau ganz den Weibchen gleichen, aber flügellos sind und an Arbeiterinnen auch in der Brustbildung gemahnen. Sie legen Eier und spielen die Rolle von Ersatzköniginnen.

Man findet sie insbesondere in den Siedelungen der Amazonenameise. Dann treten gynaikoide Arbeiterinnen auf, von den gewöhnlichen Arbeiterinnen nur durch die stärkere Entwickelung der Ovarien unterschieden; auch sie sind Ersatzköniginnen. Dann findet man außergewöhnlich große Riesenarbeiterinnen (Makroergaten) und wieder Zwergweibchen (Mikrogynen), letztere ganz normal gebaute, geflügelte Weibchen, aber nicht größer als die Arbeiterinnen, was entweder als infolge unzulänglicher Nahrung zurückgebliebenes Wachstum oder als nachträgliche Umzucht ursprünglicher Arbeiterinnenlarven in Weibchen zu erklären ist. Am auffälligsten aber sind die Krüppelformen der pseudogynen Arbeiterinnen, die zwar nach Größe und Hinterleibsbildung Arbeiterinnen sind, in ihrem Brustbau aber als verkrüppelte Weibchen erscheinen; „sie machen den Eindruck einer mißglückten Arbeiterin, die ihren Mittelrücken von einem Weibchen entlehnt hat.“ Wasmann bringt das Auftreten solcher Krüppelformen mit der verderblichen Thätigkeit gewisser Ameisengäste, auf die wir noch zu sprechen kommen, in Verbindung, welche Not an Arbeitskräften im Ameisenhause im Gefolge hat und zur Umzüchtung weiblicher Larven zu Ersatzarbeiterinnen führt. Es entrollen sich da dem genauen Beobachter intimste Vorgänge im Ameisenleben, die zu weiterer Beobachtung anregen.

Ehe wir aber nach weiteren Insassen einer Ameisensiedelung Umschau halten, mag es an der Zeit sein, die Frage zu behandeln, welchem der drei Ameisenstände im Ameisenleben die wichtigste Rolle zufällt, welcher, wenn wir uns so ausdrücken wollen, Träger der Firma des Ameisenhauses ist, die Männchen, die Weibchen oder die Arbeiterinnen. Wie bei den Bienen spielen auch hier die Männchen eine recht klägliche Rolle. Nach dem Tage des Hochzeitsfluges kümmert sich niemand in der Ameisensiedelung mehr um sie. Aber auch die Weibchen sind nur Schattenköniginnen ohne Macht, dem Willen der Arbeiterinnen unterthan. Wohl werden sie nach den Hochzeitstagen von den Arbeiterinnen im Freien nach allen Richtungen gesucht und heimgeschleppt; aber diese Fürsorge gilt nicht ihnen, sondern der zu erwartenden Nachkommenschaft. Den Ton im ganzen Ameisenhause geben die Arbeiterinnen an, was ja nur rechtens ist, denn sie allein tragen ja all die Sorgen und Lasten und gehen in emsigster Bemühung für die ganze Kolonie auf. Zwar scharren sich von den Tausenden befruchteter Weibchen, die nach dem Hochzeitsfluge weitab von ihrem Neste da und dort niederfallen und nicht eine Beute insektenfressender Tiere werden, einzelne Löcher in den Boden und legen ihre Eier ab. Aber was soll aus diesen werden? Haben wir doch gesehen, welch ein kompliziertes, mühsames Geschäft die Aufzucht der Brut ist, welchen unermüdlichen Fleiß seitens der Arbeiterinnen sie voraussetzt. So kann also ein Weibchen allein nicht die Gründerin einer Ameisensiedelung werden. Das Zustandekommen und die Fortexistenz einer Ameisensiedelung fußt auf dem Fleiße der Arbeiterinnen.

Kehren wir nach dieser Abschweifung zu unserer Umschau nach verschiedenen Inwohnern einer großen Ameisensiedelung zurück, die, wie wir gehört haben, wenigstens zu gewissen Zeiten und bei gewissen Arten aus Weibchen, Männchen, Arbeiterinnen und verschiedenen Zwischenformen bestehen können. Das sind alles Angehörige einer und derselben Art. Aber ein großes Ameisenheim beherbergt auch Tiere anderer Art. Zunächst können dies einmal Ameisen anderer Art und Gattung sein. Wenn wir oben davon gesprochen haben, daß Ameisen andere Ameisensiedelungen überfallen, so ist das zunächst wohl ein Jagdzug, der sich Eier und Puppen als schmackhaften Proviant holt. Aber es ist dann auch dazu gekommen, daß in angeborenem Brutpflegetriebe solche geraubte Eier und Puppen als eigen adoptiert und aufgezogen wurden, daß dann neben den Kindern des Hauses auch diese Adoptivkinder aufwuchsen und diese dann mit den Erbgesessenen in die Haussorgen sich teilten. Wir lernen also als einen neuen Stand im Ameisenhause, die Sklaven, wie man sie genannt hat, kennen. Diese Gesindeameisen machen bisweilen ein Drittel der ganzen Bevölkerung einer Ameisensiedelung aus, ja übertreffen, wenn auch nur in ganz seltenen Fällen, die Einheimischen an Zahl. Solche Sklavenhälterinnen sind insbesondere die Amazonenameise und die blutrote Ameise,

und vorwiegend ist es die eingangs erwähnte Sklavenameise (Formica fusca), welche bei den europäischen Sklavenhalterinnen als Gesindeameise gehalten wird. Wir müssen aber gleich hier betonen, daß man sich unter diesem Sklaventum bei weitem nicht ein Unterwürfigkeitsverhältnis, Beziehungen wie zwischen Herren und Knechten, denken darf. Diese Ziehkinder leben gleichberechtigt mit den Erbgesessenen im Hause, schalten und walten frei und zwanglos wie diese, nehmen an den Geschicken des Hauses gleich innigen Anteil, nur sind sie lediglich als unfruchtbare Arbeiterinnen vertreten, nicht auch durch Männchen und Weibchen, erhalten also nur durch weiteren Raub Zuwachs. Daß sie durchaus nicht im Verhältnis der Abhängigkeit von den Hausherren stehen, geht schon daraus hervor, daß sie z. B. bei der Amazonenameise, wenn zur Zeit anhaltender Trockenheit die Futterbeschaffenheit schwierig, die zudringlichen, nahrungheischenden Amazonen derb abwehren, daß sie von einem Raubzug ohne Beute zurückkehrende Trupps sehr ungnädig empfangen und beuteln. Die ganz beispiellose Abhängigkeit, in die die Amazonenameisen von ihren Sklavinnen geraten, spricht wohl am deutlichsten dafür, daß deren Bezeichnung als Sklavinnen nicht wörtlich zu nehmen ist.

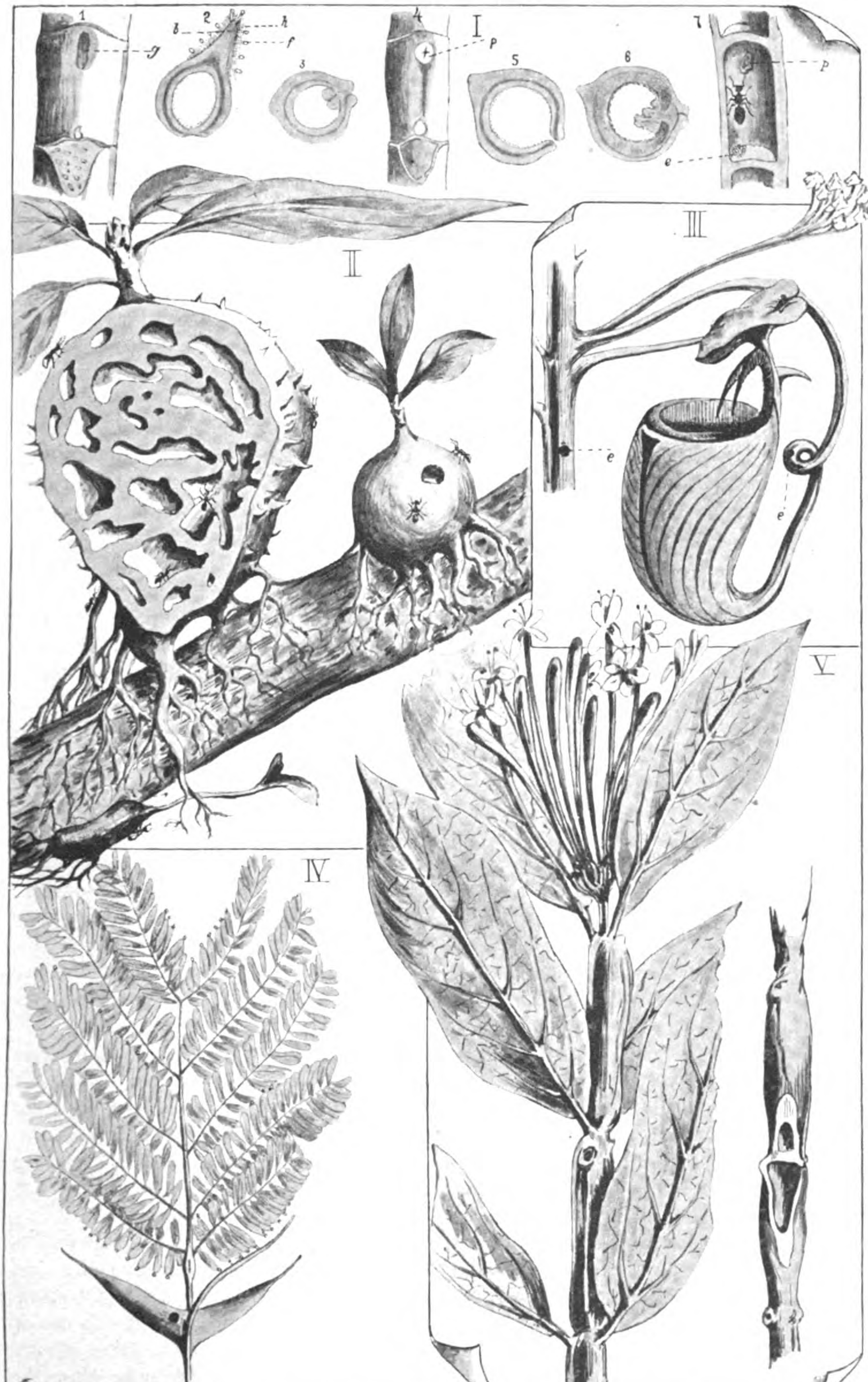
Es kann also in einem großen Ameisenhause Männchen, Weibchen, Arbeiterinnen und verschiedene Zwischenformen einer und derselben Art und dann noch aus anderen Siedelungen geraubte, im Hause aufgezogene Gesindeameisen derselben oder anderer Art als Inwohner geben, zu denen dann weiter die von den Ameisen gehegten Blatt- und Schildläuse als Haustiere gehören können. Aber auch damit sind die Bewohner der Ameisensiedelungen noch nicht erschöpft. Wenn wir z. B. aus einem Hügelbau der wiederholt erwähnten Waldameise nach Abdeckung des Gipfels aus dem Inneren des Nestes in raschem Zugreifen Partien in einen bereit gehaltenen Sack bringen und den Haufen dann an anderer Stelle mit aller Muße auf seinen lebenden Inhalt untersuchen, dann fördern wir da neben den Eiern, Larven, Puppen, Männchen, Weibchen und Arbeiterinnen der Waldameise gar mancherlei Tiere zu Tage. Da ist einmal die viel kleinere Ameise Stenamma Westwoodi, die nicht etwa als Sklavin bei der Waldameise wohnt, sondern eine Ameise, die es vorzieht, statt selbst Baue anzulegen, in fremden Ameisenbauen sich einzunisten. Dann finden wir die verschiedensten Käfer, vor allem die bekannten Staphylinen in mehreren Gattungen, Stutzkäfer, Rüsselkäfer, dann Sackträgerlarven, eine ungeflügelte, kleine Ameisengrille und, außer manchem anderen Kleingetier, was wir in der zwickenden Gesellschaft am wenigsten erwartet hätten, die feiste Engerlingslarve des bekannten goldglänzenden Rosenkäfers. Wahrlich eine recht gemischte Gesellschaft, die uns das Ameisenhaus als wahres Gasthaus erscheinen läßt.

Wir haben da eines der interessantesten Details aus dem Ameisenleben berührt. Die Myrmecophilie, wie man die Beziehungen der sogenannten Ameisengäste (Myrmecophilen) zu den Ameisen genannt hat, ist besonders von Wasmann eingehend studiert worden. Nicht alle die fremden Insassen, die wir da in diesem und jenem Ameisenhause finden, stehen zu ihren Hausherren in gleich nahen Beziehungen, nicht alle sind echte Ameisengäste. Noch ist uns in vielen Fällen der Zweck solches Zusammenlebens unbekannt. Wenn wir in anderen Fällen Tiere verschiedener Art oder Tiere und Pflanzen, z. B. die Seerose mit dem Einsiedlerkrebs, Alge und Pilz in der Flechte, miteinander in Symbiose leben sehen, so wissen wir, daß einer der Zusammenlebenden von dem anderen einen Vorteil genießt und umgekehrt. Bei den Ameisengästen ist uns der Zweck solcher Symbiose für den einen Teil, die Ameisen, nicht immer klar, denn wir finden unter den Ameisengästen nicht nur Tiere, die den Ameisen gleichgültig sind, sondern auch solche, die ihnen lästig, ja gefährlich sind. Wasmann unterscheidet: echte Ameisengäste (Myrmecoxenen), denen seitens der Ameisen gastliche Pflege zu teil wird, geduldete Gäste (Synoeketen), die den Ameisen ganz gleichgültig sind, feindlich verfolgte Einmieter, denen die Hausherren, wenn sie sich ihrer auch nicht erwehren können, feindlich gegenüberstehen, und eigentliche Schmarotzer, die entweder auf den Ameisen oder auf den anderen Hausgästen oder auf und in der Brut beider schmarotzen.

Die Zahl dieser verschiedenen Ameisengäste des Ameisenheims ist eine sehr große; bestimmte Arten haben bestimmte Gäste. Von unseren heimischen Ameisen ist es die Roßameise und nach ihr die Waldameise, welche in ihren Siedelungen die meisten Myrmecophilen beherbergen. Wasmann führt in seinem kritischen Verzeichnisse vom Jahre 1894 1263 Gliederfüßer als Ameisengäste an. Man sieht da Käfer, Fächerflügler, Hautflügler, Schmetterlinge, Fliegen, Geradeflügler, Wanzen, Spinnen, Milben, Krebstiere als Hausgenossen der Ameise. Obenan stehen die Käfer mit über tausend Arten, unter ihnen wieder voran die Staphylinen, diese allbekannten, kurzflügeligen, schmalleibigen Käfer, die, wenn wir im Freien lesen, alle Augenblicke, den Hinterleib hochhaltend, über das Papier dahineilen, die allgegenwärtig in, auf und unter der Erde, zu Land und zu Wasser, auf Aas, auf Pilzen, auf Blumen, in Höhlen, auf Bäumen, auf Nagetieren, auf Schwalben leben, wahre Figaros hier, Figaros dort, also auch dem vielräumigen Ameisenhause nicht fehlen können. Über zweihundertsechzig Arten dieser Allverbreiteten sind Ameisengäste, und es ist hoch interessant zu sehen, wie sie in das Ameisenheim sich einzuschleichen wissen. Lehrreiche Beispiele bieten in dieser Richtung die berüchtigten Raub- und Wanderameisen Brasiliens, die Ecitons, die sich keine Baue errichten, sondern ein echtes Zigeunerleben führen, raubend und plündernd umherwandern. Diesen vieltausendköpfigen Nomadenhorden steht die tropische Kleintierwelt machtlos gegenüber; für sie giebt es bei solcher Übermacht nur eine Rettung, mitzuthun, mitzuwandern, den Gegnern sich anzupassen und so des Schutzes und des Anteiles an der reichgedeckten Tafel teilhaft zu werden. So sehen wir mitten unter den wandernden Ecitons den Käfer Ecitomorpha simulans, der in seiner allgemeinen Körpergestalt, namentlich in der Form des Kopfes, den langen, dünnen Beinen, den schlanken, vor der Mitte gebrochenen Fühlern den Ecitons überaus ähnlich erscheint. Noch vollkommener ist solche Mimikry bei Mimeciton pulex, welcher Käfer in seinen Körpereinschnitten, der Gestalt der einzelnen Körperteile, ihrer Skulptur und Behaarung, der Form seiner Fühler ganz die Formen der Eciton praedator, in deren Wanderscharen er auftritt, wiederholt, überdies die Ameisen auch durch sein Fühlerspiel irreführt. In den Zügen derselben Ameise wandert der Käfer Ecitonilla claviventris mit, der, wie die Abbildung auf S. 254 zeigt, ganz als Ameise erscheint. Andere Mitwanderer der Ecitons sind wieder durch verschiedene Schutzvorrichtungen, so z. B. der Käfer Xenocephalus trilobita, in seiner Gestalt an die Molukkenkrebse erinnernd, durch ein Schutzdach geschützt. So passen sich diese Gäste ihren schlecht sehenden, fast blinden, aber sehr feinfühligen Wirten, um deren Wildheit zu entgehen, nicht in der Färbung, wohl aber in der Skulptur, Behaarung, Körpergestalt, Fühlerbildung, Langbeinigkeit an. Die Käfer der Ecitochara-Gattung, die nicht mitlaufen, haben an den ziemlich kurzen Beinen ein langes Klauenglied, mit dem sie sich an der Brust ihrer Wirte anklammern, um sich von diesen mitschleppen zu lassen.

Einen sonderbaren Ameisengast hat man kürzlich an einer großen, vorn scharlachroten, hinten glänzend schwarzen Ameise von Tunis und Oran (Myrmecocystus viaticus) kennen gelernt; es ist dies der Käfer Thorictus Foreli, der an der Ameise selbst lebt, indem er sich mit seinen Kiefern an ihrem Fühlerschaft festhält. Gelegentlich finden sich auch zwei und drei solcher Käfer auf einer Ameise. Man könnte diese Käfer für Parasiten halten, wenn die Ameisen dieselben nicht beleckten, pflegten, also wie echte Myrmecophilen hielten. Ein eigentümlicher Ameisengast ist auch der Käfer Paussus turcicus, den Escherich in Kleinasien bei der Ameise Pheidole pallidula, die vier Stände: Weibchen, Männchen, Arbeiterinnen und Soldaten, aufweist, eingehend beobachtet hat. Fast dreimal so groß wie seine Wirtin, ist er doch in deren Händen willenlos. Phlegmatisch, hilflos sitzen diese Käfer in den Ameisengängen von einer Schar Arbeitsameisen umlagert, die an dem Leibe der Käfer lecken und sie fleißig mit den Fühlern beklopfen. Dann packt plötzlich einer der kleinen Zwerge den einen und anderen Käfer und zerrt den Koloß anderswohin, während die anderen fleißig weiter leckend hinterher gehen.

Unter den Ameisengästen unserer heimischen Ameisen ist ein recht seltener Gast der gelbe



Ameisenfreundliche Pflanzen.

Keulenkäfer (Claviger testaceus), den die gelbe Ameise (Lasius flavus) beherbergt, auf das sorgsamste füttert, herumträgt und fleißig beleckt. Ich habe wiederholt Kolonien der gelben Ameise mit Keulenkäfern gefangen gehalten und gesehen, wie die Ameisen diese blinden, hilflosen, ganz auf die Pflege seitens ihrer Wirte angewiesenen Käfer mit den Fühlern freundlich beklopfen, die gelben Haarbüschel der Käfer, die ihnen angenehme Exsudate absondern, belecken, den Käfern Nahrungssäfte einflößen, sie sorgsam reinigen und, wenn es zu einer Übersiedelung kommt, auch die Käfer und deren Brut nicht vergessen und sie mitschleppen. Hebt man im Freien einen Stein, unter dem sich gelbe Ameisen angesiedelt haben, rasch auf, so kann man wiederholt Keulenkäfer überraschen, die einen Augenblick verdutzt sitzen bleiben, ehe sie in den Bau zu entkommen suchen.

Auch in der Wirbeltierwelt giebt es Ameisengäste. Nach Bates leben Doppelschleichen der Gattung Amphisbaena ständig in den unterirdischen Kammern der Saubas, wie die Eingeborenen gewisse brasilianische Blattschneiderameisen nennen. Die Ameisen behandeln nach den Berichten der Brasilianer diese Schleichen — „Mutter der Sauba" nennen sie sie — mit großer Zärtlichkeit und hangen ihnen so an, daß sie, wenn die Schleichen das Haus verlassen, gleichfalls ausziehen und ihren Bau aufgeben.

Will man Ameisengäste erbeuten, so wird man je nach der Verschiedenheit der Baue verschieden vorgehen. Aus Hügel- und Erdnestern sammelt man sie, indem man das Nestmaterial über einem weißen Tuche durchsiebt, unter Steinen durch rasches Aufheben derselben besonders an schönen Tagen in den Morgenstunden, aus den Kartonnestern hohler Bäume nach vorherigem Austreiben der Ameisen durch Einblasen von Tabakrauch.

So haben wir denn das Ameisenhaus als ein großes Einkehrhaus, ein reichbevölkertes Dorf mit Inwohnern mannigfachster Art kennen gelernt. Sogar die Haushunde fehlen nicht; denn die kleine schon genannte Ameise Stenamma Westwoodi, die zwischen den großen Waldameisen herumkriecht und diesen überall hin folgt, spielt in der That die Rolle eines treuen Haushundes, der auch mit seiner Wirtin auswandert. Dagegen ist eine andere Ameisenart, die winzige gelbe Solenopsis fugax, eine richtige Hausdiebin, die sich in das Haus einer fremden Ameisensiedelung einschleicht, sich in den Seitenwänden einnistet und von da aus Proviant, Eier und Larven ihrer Wirtin stiehlt und frißt.

Eine andere Art des Zusammenwohnens verschiedener Ameisen bildet sich heraus, wenn eine Ameisenkolonie z. B. in einem alten Baum, morschen Baumstrunk Wohnung nimmt und es sich dann herausstellt, daß ein Teil des Baumes schon von einer anderen Ameisenkolonie besetzt ist, die sich nicht vertreiben läßt. Nach mancherlei Zusammenstößen kommt es dann zu einem Kompromiß. Jeder Teil behält seine Appartements, und aufgeführte Scheidewände trennen die beiden Siedelungen eines solchen zusammengesetzten Nestes voneinander. Aus solchen Verhältnissen mögen sich die Fälle von Parabiose herausbilden, über die Forel kürzlich berichtet hat. Er sah in den Wäldern von Columbia oft zwei Ameisenarten verschiedener Gattung, ja selbst verschiedener Unterfamilien in gemeinsamen Zügen friedlich nebeneinander herwandern. Auf den langen, engen Wanderzügen müssen sich die Ameisen vielfach begegnen. Er fand auch zwei solche verschiedene Ameisenarten, die der Gattung Dolichoderus und der Gattung Cremastogaster, beide glänzend schwarz, aber in Größe und Gestalt sehr verschieden, in einem zum Teil noch von Termiten bewohnten Termitenneste angesiedelt, jede der beiden Gattungen in eigenen Zellen und Gängen, die aber untereinander Verbindung unterhielten. Von diesem gemeinsamen Wohnhause aus zogen sie täglich nach den Sträuchern der Wälder, die Dolichoderus den Pflanzensäften, die Cremastogaster Blattläusen nachgehend. Wieder ein deutlicher Beweis, wie sich die Ameisen den verschiedensten Situationen anzupassen wissen.

Wie aber Ameisen anderen Tieren in ihrem Hause Platz einräumen und in nähere Beziehungen zu ihnen treten, so stehen andererseits die Ameisen oft selbst wieder in einem Gastverhältnis zu verschiedenen Pflanzen. So kann man schon an verschiedenen unserer heimischen Pflanzen beobachten, wie

auf ihnen sich aufhaltende Ameisen pflanzenfressende Insekten von diesen Pflanzen fernhalten. Man kennt solcher Ameisenpflanzen viele. Diese myrmecophilen Pflanzen gehören verschiedenen Familien an. Schon 1688 berichtete Ray über das Vorkommen von Ameisen in den hohlen Stämmen der Cecropia palmata, 1750 Rumphius über die Ameisen-Inwohner der Myrmecodia. Doch dachte man da noch an keine engeren Beziehungen zwischen Wohnunggebern und Wohnungsuchern. Erst in neuerer Zeit erkannte man das symbiotische Zwieverhältnis zwischen den Ameisen und ihren Wirtinnen. Tropenreisende bekamen oft genug die Wut der Ameisen zu verspüren, die beim Ergreifen myrmecophiler Pflanzen aus deren Hohlräumen hervorstürzten und die Reisenden anfielen. So hat man nach und nach Ameisenpflanzen aus den Familien der Orchideen, Wolfsmilcharten, Brotbaumgewächse, Muskatnußbäume, Knöteriche, Verbenaceen, Krappe, Mimosen kennen gelernt, die den Ameisen entweder in ihren hohlen Stengeln oder in anderen Höhlungen und hohlen Anschwellungen Wohnungen bieten und dafür andererseits den Schutz durch die Ameisen gegen verschiedene Holz- und Blattfresser genießen. Bei mehreren dieser Ameisenpflanzen hat man schon konstatieren können, daß sie dieser Symbiose mit Ameisen angepaßt sind. So findet man bei den Brotbäumen der Gattung Cecropia, schlank- und aufrechtästigen Bäumen mit großen, handförmigen Blättern, kaum sichtbare, runde Öffnungen an den Internodien, welche in die inneren Hohlräume des Stengels führen; diese Hohlräume sind durch Querwände geteilt. Hier hausen die Ameisen. Wir werden noch hören, wie die Waldbäume der Tropen von den Blattschneiderameisen verwüstet werden. An eine von den Ameisen der Art Azteca instabilis bewohnte und bewachte Cecropia aber trauen sie sich nicht heran, denn diese fallen über die Blattschneiderameisen her und jagen sie mit ihren Bissen in die Flucht oder werfen sie in die Tiefe. Die Hohlräume für die Ameisen entstehen durch das allmähliche Austrocknen des ursprünglichen dünnwandigen Markgewebes. Die Eingangsöffnung beißen sich die Ameisen selbst aus, auffallenderweise immer an derselben Stelle der Stammglieder. Es befindet sich nämlich, und das zeigt deutlich die Anpassung der Pflanze an das Zusammenleben mit den Ameisen, gerade an dieser Stelle eine ganz besonders dünne Schicht in der Wand des Hohlstengels, welche die Ameisen leicht entdecken. Während nämlich der Stengelteil sich an seinem ganzen Umfange verdickt, bleibt an dieser Stelle die Gewebebildung zurück, so daß sich daselbst gewissermaßen ein Diaphragma bildet, das die Ameisen ohne Mühe durchbeißen. Eine weitere Anpassung an die Ameisen besteht darin, daß sich an der Basis der Blattstiele ein brauner Haarüberzug und zwischen diesen Haaren die sogenannten Müllerschen Körperchen, ovale Gebilde aus weichem Zellgewebe, bilden, welche von den Ameisen fleißig gesammelt werden und immer wieder entstehen. Daß alle diese Einrichtungen als Anpassungen der Wirtspflanze an ihre Gäste aufzufassen sind, geht wohl am deutlichsten daraus hervor, daß einer Cecropia Rio de Janeiros, an deren spiegelglatter Stammoberhaut keine Blattschneiderameise emporkriechen kann, die also des Ameisenschutzes nicht bedarf, alle diese Anpassungen fehlen. Ein sehr interessantes Symbioseverhältnis entwickelt sich in Brasilien zwischen der Ochsenhornakazie (Bull-horns thorn), Ameisen und Vögeln. In den hohlen Dornen dieser Akazie wohnen stechende Ameisen (meist Pseudomyrma), welche die Bäume vor den Angriffen der Blattschneiderameise schützen. Das Stechen der Dornen und die stechenden Insassen nützen wieder kleine Vögel aus, die ihre Nester an die Zweigspitzen dieser Akazie hängen und sie so gegen Affen und andere Nestplünderer schützen. Bei solchen Akazien sondern sich den besprochenen Müllerschen Körperchen ähnliche, eiweißhaltige, orangegelbe Körperchen an der Spitze der Blätter ab. Bei Clerodendron fistulosum, einer meterhohen, strauchartigen Verbenacee, wohnen die Ameisen in dem hohlen Stamme, dessen Glieder angeschwollen sind; Querwände scheiden die Kammern in mehrere Räume; auch hier ist die Anbohrstelle für die Ameisen durch eine dünnwandige Stelle angegeben. Außerdem sind den Ameisen in zahlreichen an der Mittelrippe der unteren Blattstiele befindlichen Nektarien Zuckersäfte dargeboten. Wieder andere Ameisen wohnen

Zusammenleben südamerikanischer Vögel mit Stechameisen, die wieder mit der Ochsenhornakazie in Symbiose leben.

in dem Höhlengewirre der Knollen von **Myrmecodia**, einer zu den Krappen gehörigen Pflanze, bei der sich frühzeitig in der knolligen Anschwellung des Stammes eine Mittelhöhle und eine Eingangsöffnung bildet; diese Korkschichtenbildung schreitet fort; es bilden sich immer mehr Kammern, die dann durch Zerreißung der Zwischenwände miteinander in Verbindung treten können.

Unsere Abbildung auf S. 261 führt dem Leser mehrere solche ameisenfreundliche Pflanzen, in deren hohlen Stämmchen, Knollen oder Stacheln die Ameisen hausen, vor: I 1 Noch unversehrte Kammer eines jungen Cecropia-Stämmchens (g das Grübchen, wo die Ameisen die Eingangsöffnung ausbeißen). 2 Querschnitt durch eine unversehrte Kammer in der Höhe des Grübchens (b der durchschnittene Blattstiel mit Haarkissen [h] und Futterkölbchen [f]). 3 Querschnitt durch eine besetzte Kammer (an der Eingangsöffnung befindet sich eine nach innen vorspringende Wulst, weil die Ameisenkönigin, welche sonst dieses wuchernde Gewebe benagt hätte, von der Made einer Schlupfwespe verzehrt wäre). 4 Bewohnte Kammer (p verschlossene Eingangspforte, die jetzt statt des früheren Grübchens einen kleinen Hügel bildet). 5 Querschnitt durch eine andere von einer Ameisenkönigin bewohnte Kammer, von innen her benagt. 6 Querschnitt durch eine von einer Schlupfwespenmade bewohnte Kammer mit großer Wulst an der Eingangspforte. 7 Längsschnitt durch eine von einer Ameisenkönigin bewohnte Kammer (e Eier, p verschlossene Pforte). II Von Ameisen bewohnte Knollen der Myrmecodia echinata. III Nepenthes bicalcarata (e Eingangsöffnungen der Ameisen). IV Akazie mit Hohlstacheln und Ameisenbrötchen (an der Spitze der Blättchen). V Clerodendron fistulosum mit Hohlstengeln für die Ameisen.

(Schluß folgt.)

Die Volkslitteratur der Japaner.

Von

Robert Petsch.

(Nachdruck ist untersagt.)

Die Volkspoesie ist der Spiegel der Volksseele; es giebt keinen treueren. In der jahrhundertelang von Mund zu Mund weitergegebenen, durch Aufnahme und Verbreitung stillschweigend anerkannten, naiv hervorgebrachten und ohne Dank hingenommenen, mit unbewußter Zähigkeit festgehaltenen Dichtung offenbart das Volk seinen Grundcharakter; nur das, was alle gemeinsam, wenn auch nicht gleichzeitig fühlen, was jeder an seinem Teile, aber doch nur als einer unter vielen, empfindet oder doch empfinden kann, nur das bewahrt die Überlieferung auf, um es sofort fallen zu lassen oder umzuformen, sobald es dem Fühlen und Sinnen, dem Hoffen und Sehnen der Gesamtheit nicht mehr entspricht. Erschlaffende Völker verlernen die Kriegsweisen ihrer Väter, die wilden Eroberer verschmähen die weichen Weisen der schwächeren, der unterworfenen Stämme: den Charakter des Volkes spiegelt seine Poesie.

Von diesem Standpunkte aus betrachtet, gewinnen die Sammlungen volkstümlicher Poesie, insbesondere bei den Naturvölkern und halbcivilisierten Stämmen, wie sie der tüchtige Kenner exotischer Sprachen, Professor Seidel, uns bietet, einen erstaunlichen Wert; die Mären von der geistigen Unzulänglichkeit der Negervölker, die von Zeit zu Zeit immer wieder auftauchen, zerfließen wie Nebel vor der Sonne, wenn wir die Fülle von Poesie und die Kraft der Phantasie in den „Geschichten und Liedern der Afrikaner“* bewundern oder ihre eigene Lebensklugheit aus ihren Sprichwörtern und Fabeln vernehmen, wenn sich ihre scharfe Beobachtungsgabe an ihren Rätseln bewährt.

Seidels neues Werk, die „Anthologie aus der asiatischen Volkslitteratur“ (Weimar, Emil Felber), hat den doppelten Reiz, daß es uns einmal mit solchen Stämmen vertraut macht, die eine Kultur in unserem Sinne nicht besitzen und dennoch zarte Blüten der Poesie aufzuweisen haben, und daneben bei so hoch entwickelten Völkern, wie den Chinesen und Japanern, deren uralte, dort so zäh bewahrte, hier so stark mit Fremdem durchsetzte Kultur uns wohl bekannt ist, unseren Blick auf die Triebkräfte der Seele richtet, die in der Geschichte jener Völker mächtige Wirkungen äußern.

Wir wenden uns den Japanern zu und finden in ihrer Volkspoesie zwei Elemente aufs wunderbarste verwoben: ein lyrisches und ein didaktisches. Die zartesten Blüten weltvergessener Poesie stehen neben präcisen Grundsätzen urpraktischer Lebensklugheit. Auch diese oft, wie wir hören werden, dichterisch eingekleidet, oft aber geradezu banausisch, wie selten das deutsche Sprichwort. Zwei Elemente, vielleicht Erbteile verschiedener Kulturepochen, so wundersam vereint, wie das Kunstvolk, dessen zierliche Erzeugnisse der Europäer staunend bewundert, ohne sie doch erreichen zu können, das Kriegervolk, dessen mutiger Kampf für die Freiheit des Vaterlandes uns noch in frischer Erinnerung haftet, und das Industrievolk, das die Errungenschaften abendländischer Kultur klug sich anzueignen weiß.

* A. Seidel, Geschichten und Lieder der Afrikaner. Berlin, Verein der Bücherfreunde.

Es ist eine überaus zarte Poesie, die sich in der japanischen Lyrik offenbart. Stimmungslyrik, die das menschliche Herz, sein Sehnen und Bangen, sein Lieben und Hoffen in die gesamte Schöpfung hineinstellt und die gefühllose Natur beseelt. Wie Uhland es so schön für unsere deutsche Volkspoesie und für den Minnesang unseres Mittelalters nachwies, so stellt sich auch der Japaner der umgebenden Natur — denn Liebesdichtung und Naturdichtung sind Zwillingsschwestern, und der schwellende Trieb des Baumes regt auch im menschlichen Herzen ein Drängen und Sehnen an — in doppelter Weise gegenüber: er vergleicht seine Stimmung mit der der Natur und findet entweder eine gleiche Färbung in beiden Fällen oder einen Gegensatz; die prangende Natur im Frühlingsgewande wird den Trauernden, Unglücklichen nur noch wehmütiger stimmen; die Welt des kalten Winters aber kann das Glück des Herzens nicht rauben, sie wird es nur erhöhen, durch den Gegensatz verstärken:

Mag es draußen noch so schneien,
Mag es hageln noch so sehr,
Mir ist's gleich.
Gilt mir doch dann kein Vergnügen
Höher, als mit Lieben, Trauten
Glücklich sein!

Schöner freilich, wenn das Leben der Natur willig sich zum Gleichnis fügt. Es giebt wenige so zart empfundene Volkslieder wie das japanische Liebesliedchen vom Pfingstvogel und der Pflaumenblüte, das freilich in der Übersetzung seinen Duft einbüßt, wie die Malerei eines japanischen Theebrettes in der deutschen Nachahmung.

Lieblich ist es, wenn der Vogel,
Frühlingsregenfeucht die Schwingen,
Mit der Pflaumenblüte tändelt
Und mit sanftem Flügelschlage
Ringsum ihren Duft verbreitet.
Bangt das Vöglein doch voll Sehnsucht,
Wo es liebend ruhen möge.
So umschwirr ich dich in Liebe,
Wie der Vogel seine Blüte.
Dürft ich bald dir freudig folgen,
Deinem Wort und Willen lauschen,
Könnt ich liebend bei dir wohnen,
Wie der Vogel bei der Blüte!

Das zarte Bild der Liebe zwischen dem Pfingstvogel und der Pflaumenblüte ist sprichwörtlich, und von dem blütenprangenden Pflaumenbaum Oschukubai (d. i. „Pfingstvogels Wonneblume") in Kioto erzählt man eine hübsche Geschichte: Der Kaiser befahl dem Besitzer des Baumes, ihm den kostbaren Schatz abzutreten. Traurig fügte sich der Ärmste dem Mächtigen, aber seine Tochter band einen Streifen an den Baum und schrieb darauf:

Ehre sei des Königs Worten!
Aber sagt, was soll ich reden,
Wenn der treue Liebesvogel
Um die alte, holdgewohnte
Stätte ängstlich fragend schwirrt?

Die Worte genügten, um dem Baum die alte Stätte wiederzuschaffen.

Auch die Treue zum Herrscher spricht sich im Vergleich mit einem Naturbilde beredt und kräftig aus. Der uralte Text der Nationalhymne lautet:

Blühen, wachsen soll des Kaisers
Hohes Haus viel tausend Jahre,
Bis ein kleiner Stein zum ries'gen
Felsen wächst und Moos ihn deckt.

Und dieser echt volkstümliche Drang, zu vergleichen und zu verhüllen, macht sich auch bei einer ganzen Schicht der Sprichwörter geltend, denen wir uns jetzt zuwenden. In Gleichnissen redet der Japaner, wenn er das mühelose Einernten der Früchte fremder Arbeit zeichnet: „Der Hund strengt sich an, und vom Falken wird der Vogel gefangen," oder wenn er dem französischen „à quinze ans le diable est beau" gleich zwei Sätze in orientalischem Parallelismus an die Seite stellt: „Auch ein Teufel ist mit siebzehn Jahren nett, auch schlechter Thee hat seinen ersten Aufguß." Auch zur Hyperbel greift er wohl, wenn er etwa einem geschickten Taschendiebe nachrühmt: „Er reißt einem lebenden Pferde die Augen aus" oder einen kecken Aufschneider höhnisch parodiert: „Ja, ja, aus dem winzigen Aschbecher kroch eine riesige Schlange."

Im allgemeinen aber geht doch ein nüchterner, prosaischer Zug durch diese japanische Weisheit der Gasse; wir merken eben, daß wir es nicht mit einem in süßen Träumereien dahindämmernden, sondern scharf beobachtenden, praktisch angelegten und überlegt und vorsichtig handelnden Volke zu thun haben. Freilich, eine übergroße Kühnheit und rücksichtslose Energie wird man auch wieder vergeblich suchen; es ist mehr die Vorsicht, die das Leben meistert, eine auf reiche Lebenserfahrung gegründete Ab-

wägung der fördernden und hindernden Verhältnisse. Vor allem in Geldsachen schwindet dem Japaner jede ideale Rücksicht: er nimmt gern Geschenke und sieht dabei dem geschenkten Gaule nicht ins Maul: „Ein gefüttertes Seidenkleid nimmt man auch im Sommer mit,“ wie er überhaupt ein schönes Kleid zu schätzen weiß und für ein edles Herz keinen schöneren Vergleich kennt als: „Er trägt zwar Lumpen, aber sein Herz ist von Brokat.“ Auch dem Wein ist er ergeben, denn „er ist der Besen, mit dem man die Sorgen auskehrt“, aber all diese Genüsse sollen mäßig sein, denn Sparsamkeit und Genügsamkeit führen zum wahren Glück: „Auch auf einem Steine kann man drei Jahre beten“ und „Es hilft mehr, die Zahl seiner Diener zu vermindern, als zum Glücksgotte zu beten“. Stürzt sich doch der Ungenügsame in Schulden und vernichtet damit sein gutes Verhältnis zu der Welt; denn „Wenn man Geld leiht, macht man ein freundliches Gesicht wie ein Götze; wenn man es zurückgiebt, ein fürchterliches wie der Höllengott.“ Ein ernstes Wort sagt: „Geld ist der Feind der Welt“ und „Selbst Eltern und Kinder sind in Geldsachen wie Fremde“.

Auch sonst wird Mäßigung und Vorsicht in allen Lebenslagen anempfohlen. Das Sprichwort warnt vor Überhebung: „Ein Rabe, der einen Kormoran nachahmt, ertrinkt,“ bedroht den Übermütigen: „Auch ein Götze wird zornig, wenn man ihm dreimal übers Gesicht fährt,“ und rät zur gründlichen Überlegung vor jeder Handlung: „Berate dich mit einem anderen und wenn es dein Knie ist“; denn auch der Klügste ist vor Irrtum nicht sicher: „Selbst Kobodaißi machte einen Schreibfehler“ (der Erfinder der japanischen Schrift). Beim Umgang mit Fremden aber soll man vorsichtig sein, denn auch in Japan gilt es: „Die Wände haben Ohren“ und „Man soll über einen Menschen nicht urteilen, bis man ihm nahegetreten ist, über ein Pferd nicht, bis man es geritten.“

Ist es auch keine tiefe Weisheit, die sich hier ausspricht, so ist doch die große Lebensklugheit nicht zu verkennen, die solchen Worten zu Grunde liegt. So wird denn auch der Kluge allein geachtet, der Dumme durchaus verworfen. „Niemand ist mehr zu fürchten als der Dummkopf“ und „Es giebt kein Mittel, einen Dummen klug zu machen.“ Der Kluge aber bedarf der Erziehung, in deren hoher Wertschätzung der Japaner seine Kultur bewährt: „Gute Erziehung ist besser als gute Familie“ und das Wort: „Wer von der Großmutter erzogen ist, ist drei Sen billiger“ zeigt, für wie nötig man eine strenge Erziehung hält. Ihr Ziel aber ist Genügsamkeit, Redlichkeit und Schamhaftigkeit; denn „Rechtlichkeit und Lendengurt sind zwei unentbehrliche Dinge“, aber „die Lüge ist der Anfang der Diebe“.

Man kann vor so vernünftiger Lebensauffassung nur die größte Achtung hegen; sie führt zur frischen Lebensführung in Arbeitsamkeit und Mäßigkeit; feiger Pessimismus ist ihr fremd, denn in solchen Aussprüchen wie diesem: „Man kann auch zum Kopf einer Sardelle beten, es kommt nur auf den Glauben an“ haben wir wohl nur einen vereinzelten Fall spottenden Rationalismus vor uns. Im Gegenteil rät das japanische Sprichwort dem unruhig sich Quälenden: „Warte schlafend auf das Glück,“ es verheißt dem Frohen, Unverzagten seinen Lohn: „In ein Haus, wo man lacht, kehrt das Glück ein“ und tröstet den Verzagten: „Wenn es einen Gott giebt, der einen verläßt, giebt es wieder einen, der hilft.“

Soviel über die volkstümliche Didaktik. Die Sagen und Märchen, die Seidel uns noch mitteilt, lassen wiederum erkennen, daß das lyrische Talent des Japaners seine epische Kunst bei weitem überragt. Namentlich in den Sagen, worin sich ja die eigene Gestaltungskraft eines Volkes noch besser zeigen kann als in den weltumwandernden, allgemeinsamen Märchen, sehen wir eine Fülle zarter, poetischer Züge, farbenreiche, stimmungsvolle Naturschilderungen, aber keine straffe, einheitliche Komposition, keine Meisterschaft der Steigerung wie in unserem „Sneewittchen“ oder „Aschenbrödel“; der Deutsche empfindet die Schönheit der Natur — unbewußt durchzieht der Duft des deutschen Waldes unsere Märchen —, aber er beschreibt sie nicht; höchstens wenn sie personifiziert, vermenschlicht wird, dann lernen wir sie kennen. Der Japaner dagegen hat einen deutlich sich offenbarenden Drang zur

Schilderung dessen, was er sieht, was er sich vorstellt.

Unter den mitgeteilten Sagen ist vielleicht die anmutigste Geschichte jene von der „Macht der Musik“. Es ist das alte Motiv von der besänftigenden Gewalt der Töne über wilde Tiere und hartherzige Menschen: es sind Klänge, die in den Fabeln von Orpheus und Arion angeschlagen werden und die vielleicht alle auf einen Grundklang zurückgehen, ein Urmotiv, das aus dem Inneren Asiens seine Fahrt nach den verschiedenen Weltgegenden angetreten haben mag. Die Ausgestaltung in Japan ist durchaus eigenartig. Der Übelthäter wird durch Verzeihung bestraft und bessert sich — wir sehen ein Brüderpaar vor uns, das Jean Paul hätte zeichnen können. Auch das Brüderpaar Amphion und Zethus, dem gleichen Sagenkeime entsprossen und durch Dichterkraft in Hellas energischer, dramatischer gestaltet als im fernen Osten, kommt uns in den Sinn, wenn wir von dem Übermenschen Hakadamare hören, der sich von Diebstahl und Straßenraub nährt und ehrliche Arbeit verschmäht, bis er in einer kühlen Herbstnacht frierend sich aufmacht, um ein warmes Kleid zu stehlen; endlich folgt er einem im Mondenscheine dahinwandelnden, reich gekleideten Flötenspieler, dessen schönes Gewand ihn lockt. Der aber zieht ruhig spielend vor ihm her. „Die Töne, die er im sanften Mondenscheine seiner Flöte zu entlocken wußte, klangen bald kräftig und laut, bald sanft und zart über Berge und Hügel hin, und es war, als ob die ganze Natur sich daran freute.“ Auch der Räuber muß an sich halten, um sein Vorhaben nicht zu vergessen, aber als er endlich sein Schwert erfaßt und zum Schlage ausholt, dreht der andere sich um und ruft mit mächtiger Stimme: „Wer bist du?“ und wie ein zweiter Spieler von Hameln bannt er den Beschämten durch den Klang der Flöte an seine Fersen und führt ihn mit in sein Haus. Entsetzt erkennt der Räuber jetzt seinen Bruder Taira, einen großen Staatsmann und Flötenspieler. „Als Hakadamare in des Bruders Zimmer getreten war, überreichte ihm dieser ein schönes, neues Kleid und sprach: ‚Bedarfst du wieder eines Kleides, so komm zu mir, und du sollst es haben. Doch warne ich dich vor Raub!‘ Mächtig wirkten die entschieden aber sanft gesprochenen Worte des Bruders auf den Räuber ein, der in sich ging und von da ab wieder ein ordentlicher Mensch wurde.“

Man sieht: der Japaner vermeidet das energische Aufeinanderstoßen der Gegensätze — er gleicht sie lieber aus. Tragische Wirkungen sind nicht beliebt, sie werden nach Möglichkeit umgangen. Aus diesem Volke konnte kein großer Dramatiker hervorgehen. Das zeigt sich denn auch in der großen kosmogonischen Schöpfungssage, wie sie wohl aus den verschiedensten Einzelmythen in die Erzählung von den gütigen Gottheiten Isanagi und Isanami eingegangen ist. Von den gewaltigen Kämpfen der Götterdynastien im griechischen oder germanischen Altertume ist da keine Rede. Hat ein japanischer Gott sich müde regiert, so teilt er sein Reich unter seine Kinder und baut sich einen Tempel, „dann aber“, heißt es von Isanagi, „stieg auch er gen Himmel und wohnte von nun an in dem neuen herrlichen Palaste der Sonnengöttin, seiner geliebten Tochter, der er durch weise Ratschläge nützte und helfend zur Seite stand.“

Die Vorstellung eines uranfänglichen Chaos ist natürlich auch dem Japaner nicht fremd, und er läßt in poetischer Weise die ersten Gottheiten aus einer riesigen Schilfknospe entstammen, die gleich einem emporstrebenden Horne inmitten des grenzenlosen Wirrwarrs aufsproßte. Das vierte Götterpaar, der Luftgott Isanagi und die Wogengöttin Isanami, wandelt über die schillernde Himmelsbrücke (den Regenbogen), und der Gott stößt seine kostbare, von Edelsteinen und Korallen glänzende Lanze in die Masse, und um die Spitze herum gerinnt es, das erste Land entsteht. Auf der neugeschaffenen Erde lassen sich die beiden Gottheiten nieder, sie werden sich ihres Geschlechtes bewußt und beschließen, sich zu vermählen; da aber die Göttin um den Gott geworben, so wird die Ehe unglücklich: ihr Sohn ist lahm und verkrüppelt, so daß sie ihn in einem Schilfkahn aussetzen — ein uraltes, weitverbreitetes Sagenmotiv. Vom Himmelsgeiste belehrt, lösen sie die Ehe, und nun wirbt der Gott von neuem, „da stets und immerdar der Mann den Vorrang haben muß.“ Man

sieht, Katastrophen sind auch hier vermieden, denn von nun an ist ihre Ehe glücklich. Und wenn der Gott erzürnt über den Feuergott, seinen Sohn, dessen Geburt der Mutter das Leben kostet, zum Schwerte greift, so gilt es auch hier keine Vernichtung, sondern eine Spaltung in drei verwandte Wesen, den Wetter-, den Donner- und den Blitzgott. Die Verschiedene aber „verbarg sich in die tiefste Einsamkeit im Reiche der Bäume, wo sie bis auf den heutigen Tag durch Feste, Tanz, Gesang und Blumenspenden verehrt wird. Von hier entwich sie in die Unterwelt.“

Verwandtschaft mit griechisch-römischen Sagen zeigt auch die Erzählung vom „Erdbebenfische“, den der Gott Kaschima gewaltsam unterdrückt und dessen Körper mit Ländermassen beschwert ist. Ähnlichkeiten in der Sagenwelt bieten sich eben überall, und man ist oft im Zweifel, ob man annehmen soll, daß sich an verschiedenen Punkten der Erde unabhängig voneinander die gleichen Vorstellungskreise gebildet haben, oder ob nicht vielmehr schon in sehr früher Zeit von einem gemeinsamen Centrum Ausstrahlungen nach den verschiedensten Seiten erfolgt sind. Zeigen doch schon die griechischen Sagen eine auffallende Ähnlichkeit mit den indischen. Noch viel klarer aber tritt dies in der Welt des Märchens zu Tage, und da wissen wir, daß im dreizehnten Jahrhundert indische Märchen in Fülle in die islamitischen Gebiete und von da über Spanien nach Europa eindrangen, und daß gleichzeitig durch die mongolischen Einfälle eine reiche Sagenwelt von Osten her zufloß, um dann von den abendländischen Völkern aufgenommen oder abgelehnt zu werden. Zugleich kann von den märchenfreudigen Mongolen wieder Ostasien befruchtet worden sein, und so finden wir denn verwandte Motive in deutschen und japanischen Märchen wieder.

Ich darf wohl bei dem Leser die Kenntnis jenes reizenden, von den Brüdern Grimm so launig erzählten Märchens „Vom gescheiten Hans“ voraussetzen, dem seine Mutter nach jeder vollbrachten Dummheit eine Lehre giebt, die er dann auch anwendet, aber immer, wo sie nicht hingehört. So bekommt er von seiner Braut eine Nadel geschenkt, die er in den Heuwagen steckt. Seine Mutter spricht: „Das war dumm, du hättest sie an den Ärmel stecken sollen.“ Anderen Tages bekommt er ein Messer geschenkt und steckt dies an den Ärmel; die Mutter sagt: „Du hättest es in die Tasche stecken sollen“; anderen Tages bekommt er eine junge Ziege, die er in seine Tasche zwängt u. s. f. Ganz dasselbe Motiv behandelt das japanische Märchen „Vom dummen Tempo“. Tempo ist nämlich eine nicht normale Münze, dann auch im übertragenen Sinne ein nicht normaler Mensch. Tempo lebt sehr glücklich mit seiner Frau, die aber weit klüger ist als er, ja sogar lesen und schreiben kann. Um seinem Müßiggange abzuhelfen, lernt sie ihn zum Fischverkaufe an. Er aber benimmt sich so ungeschickt wie möglich. Entweder wandert er mit seinen Fischen in ein ödes Gebirge, wo kein Mensch kommt und ihm seine Ware abkauft, oder er kommt zu einem Hausbrande, wo er, anstatt mit den anderen am Rettungswerke zu helfen, ruhig seine Fische anpreist und mit Schlägen fortgejagt wird. Seine Frau belehrt ihn über das, was er hätte thun sollen. Natürlich gießt er nun, als er an einer Schmiede vorbeikommt und das lodernde Feuer sieht, einen Eimer Wasser darüber, wofür er von neuem Ohrfeigen erhält. Seine Frau erklärt ihm, daß er hätte mit auf den Ambos schlagen sollen, dann würde ihm der Schmied gedankt haben. Als er dann ein Ehepaar sich prügeln sieht, will er ihnen schlagen helfen und bekommt wiederum Hiebe u. s. f.

Auch im Märchen vom „Sperling mit der gespaltenen Zunge“ haben wir Motive, die uns vom europäischen Volksmärchen her lieb und vertraut sind: die dankbaren Tiere, die dem guten Königssohne, der sie aus der Gefahr errettet hat, aus allen Verlegenheiten helfen, erscheinen hier in der Gestalt eines kleinen Spatzes, den ein gutmütiger Alter vor einem Raben beschützt und dann in seinem Hause aufs zärtlichste pflegt, während sein neidisches und boshaftes Weib dem kleinen Liebling ihres Mannes wegen einer geringfügigen Unart die Zunge abschneidet. Der Vogel entflieht und bleibt weg. Als aber der gute Alte an einem schönen warmen Sommertage ausgeht, sieht er in einem schönen Bambusdickicht ein wunderhübsches Gärtchen, das er früher nie bemerkt. „Und als er verwundert umherblickte, da gewahrte

er auch ein nettes, sauberes Häuschen, und aus dem Häuschen trat ein wunderhübsches, freundliches Mädchen hervor. Es schritt durch den Garten und öffnete ihm mit herzlichem Gruße die Pforte. ‚Komm herein, mein lieber, alter Freund,' sprach das hübsche Mädchen, ‚du hast mich nun endlich wiedergefunden! Ich bin dein kleiner Sperling, dem du das Leben gerettet und den du so treu verpflegt hast!'“ Er wird nun in das Haus geführt und auf das freundlichste bewirtet, und im munteren Spiel und Tanz mit dem hübschen Mädchen und ihren Freundinnen geht der Abend hin. Unbekümmert um das Zanken seines Weibes bleibt er auch noch über Nacht und schläft so lange, bis die Sonne durch das Bambusgezweig blitzt. Endlich will er Abschied nehmen, doch seine kleine Freundin spricht: „Wie kannst du denken, daß ich dich ohne ein Geschenk ziehen lasse?“ Und damit läßt sie ein paar Kisten herbeitragen, die eine klein, die andere groß und schwer. Bescheiden wählt er die kleine, die er dann zu Hause voll Gold und Juwelen findet, wodurch der Zorn seiner Gattin sehr schnell besänftigt, zugleich aber die Habgier in ihr rege wird. Sie geht denn auch zu dem Mädchen, benimmt sich aber höchst unbescheiden, lädt sich die große Kiste auf und öffnet sie vor Neugier schon unterwegs. Aber zur Strafe für ihre Bosheit „stürzten scheußliche Gespenster mit glühenden Augen, mit schlangenartigen Schwänzen und mit scharfen Krallen hervor und peinigten das böse Weib auf alle erdenkliche Weise.“

Also das Geschenk schlägt zum guten oder zum bösen aus, ganz wie im Märchen von der Frau Holle, je nachdem die gute, mitleidige Goldmarie oder die böse, hartherzige Pechmarie es empfängt. Auch an die Kästchengeschichte, wie sie Shakespeare in seinem „Kaufmann von Venedig“ verarbeitet hat, finden sich Anklänge. Freilich hat auch das japanische Märchen seine eigenen Züge; wenn der Spatz in ein hübsches Mädchen verwandelt ist, so wäre ja dies in unserem deutschen Volksmärchen nicht gerade unerhört; sicherlich aber würde dann dem Mädchen auch die dem Sperling entrissene Zunge fehlen. Solche kleine Inkonsequenzen weist aber das asiatische Märchen öfters auf. Hübsche Züge des japanischen Volkscharakters fehlen auch nicht ganz. Als die boshafte Alte an der Thür des Sperlingshäuschens erscheint, erschrickt das Mädchen heftig. „Doch so ohne weiteres durfte man die alte Frau nicht aus dem Hause werfen, das wäre nicht schön gewesen, und so machten sie alle gute Miene zum bösen Spiele und hießen den unliebsamen Gast willkommen.“ Und ebenso bezeichnend ist die Gutmütigkeit, mit der der Alte alle Schmähreden seiner Gattin über sich ergehen läßt und bei sich denkt: Zuletzt hört sie doch auf, denn zu einem Zanke, der lange andauert, gehören immer zwei.

Das Motiv der dankbaren Tiere kehrt auch in dem wundervollen Märchen vom Uraschimataro wieder, dem braven Fischersohne, der einer kleinen Schildkröte, die er gefangen, das Leben schenkt und dafür von ihr aus schwerer Gefahr, aus den stürmisch bewegten Wellen gerettet wird. Die Fortsetzung aber arbeitet mit jenen Motiven, die uns aus den heimischen Nixensagen vertraut sind, sie klingt auch an den Mythus von dem mit ewigem Leben, aber nicht mit ewiger Jugend begabten Tithoneus und an die Sage von Orpheus an, der, seinem Ziele nahe, die Neugier nicht meistern kann und dadurch sein Unglück heraufbeschwört. Auch die unvorsichtig geöffnete Büchse der Psyche steht nicht fern. Die Erzählung lautet etwa so: Die Schildkröte führt den Jüngling drei Tage und Nächte unter Wasser fort zu dem Palaste des Meergottes, bei dessen Tochter, die so schön und lieb ist wie die Sonnengöttin, Uraschimataro herrliche Tage verlebt. Endlich aber regt sich in seinem Herzen eine unbezwingbare Sehnsucht nach seinen Eltern, und auf sein unablässiges Drängen entläßt ihn denn auch die Göttin auf die Oberfläche der Erde, giebt ihm aber eine Büchse mit, die er unter keinen Umständen öffnen darf. Auf Erden aber kommt ihm alles fremd vor, und aus den Jahreszahlen der Gräber auf dem Kirchhofe ersieht er, daß er dreihundert Jahre abwesend war. In der Verzweiflung holt er die Büchse hervor, um den bösen Zauber, der ihn, wie er glaubt, gefangen hält, zu lösen. „Fast mechanisch drehte er sie auf und sah einen purpurnen Dunst daraus hervorsteigen. Er hielt verwundert die leere Büchse in der Hand und sah, wie

diese Hand, welche noch vor einem Augenblicke die kräftige Hand eines Jünglings gewesen, nun zusammengeschrumpft, faltig und knochig wie die eines alten Mannes war. Er ging zu dem klaren Bache, der aus dem Berge daherfloß, und besah sein Bild in der spiegelglatten Fläche; ein mumienhaftes Antlitz blickte ihm daraus entgegen." Er hatte die ewige Jugend verloren. Mühsam schleppte sich der Greis durch das Dorf, wo er seine Geschichte erzählte, einsam saß er am Strande, wo er vergebens nach der Schildkröte rief. Bald erlöste ihn der Tod. Hochgepriesen aber bleibt der Name des edlen Jünglings, der aus Liebe zu seinen Eltern alle Pracht und alle Wunder des Palastes der schönen Meeresprinzessin verlassen hatte.

So gewinnt das Märchen denn auch hier wieder, wie so gern beim Japaner, einen moralisierenden Beigeschmack. Das epische Element wird in den Sagen von dem lyrischen, in den Märchen von dem didaktischen überwuchert. Noch stärker tritt dies hervor in einer Geschichte vom „Habgierigen", der Tag und Nacht arbeitet und zusammenrafft, ohne der Armut von seinem Reichtum etwas zufließen zu lassen, der immer von neuem die Götter anfleht, die Zahl seiner Hände zu verdoppeln, und schließlich mit acht Händen arbeitet und immer reicher und immer habgieriger wird. Endlich beredet ihn ein Gott, sich mit seinen vier Händepaaren für Geld sehen zu lassen, und der Thor schlüpft in einen Käfig und muß nun hungern, dürsten und Schläge leiden bis an sein Ende. „Das war eine schwere, aber gerechte Strafe für seine Hartherzigkeit und für seine sündhafte Ungerechtigkeit," so lautet die Moral. Sie ist im Grunde genommen auch im deutschen Märchen vorhanden, aber sie ist nicht so faustdick aufgetragen wie hier. Ja, das deutsche Volk kann sogar dem Unredlichen noch Sympathie entgegenbringen, wenn er bei seinen Thaten nur Mut, Geschicklichkeit und Humor bewährt: zum Beweis dient das Märchen vom Meisterdieb. Freilich hat auch der Japaner Sinn für Humor, aber was ihn zum Lächeln reizt, ist nicht die schlaue, überlegene List, sondern die Dummheit und Weltunerfahrenheit. Dafür wollen wir zum Schlusse noch ein Beispiel geben und das lustige Märchen „Von den beiden Fröschen" erzählen.

„Es waren einmal zwei Frösche, von denen der eine ganz nahe bei der Küstenstadt Osaka in einem Graben, der andere dicht bei der schönen Hauptstadt Kioto in einem klaren Bache wohnte. Beide kamen auf den Gedanken, eine Reise zu machen, und zwar wollte der Frosch, der in Kioto wohnte, sich einmal Osaka ansehen, und der andere, der in Osaka wohnte, hatte Sehnsucht, die Kaiserstadt Kioto, wo der Mikado residierte, zu besuchen." Sie brechen zur selben Stunde auf und treffen sich auf der Spitze des Berges, der mitten zwischen beiden Städten liegt. Nachdem sie einander den Zweck ihrer Reise mitgeteilt haben, ruhen sie im grünen Grase aus, und alsbald fängt der eine an zu klagen: „Ach, wenn wir nur größere Tiere wären, dann könnten wir von hier aus beide Städte sehen und könnten schon jetzt beurteilen, ob es sich der Mühe verlohnt, noch weiter zu wandern." — „O," meint der andere, „das können wir schon machen, wir wollen uns aneinander aufrichten, dann kann jeder nach der Stadt hinblicken, die er noch nicht kennt." So stellen sich denn die beiden Kerlchen auf ihre langen Hinterfüße und halten einander mit den Armen umschlungen, damit sie nicht umfallen. „Nun hatten die dummen Frösche aber gar nicht bedacht, daß ihre großen Augen, wenn sie den Kopf so hoch in die Luft reckten, wie sie es thaten, auf den Rücken und nach rückwärts blickten," so daß jeder von ihnen seine Heimat sah. Endlich, nach langer Betrachtung, rief der eine: „Was sehe ich? Kioto sieht ganz so aus wie Osaka; ich kann mir den Weg dahin ersparen!" Der andere war derselben Meinung, sie ließen einander los, machten jeder noch eine höfliche Verbeugung und gingen heim. Der Schluß ist wieder echt japanisch: „Bis an ihr Lebensende haben sie geglaubt, daß die Städte Kioto und Osaka, die doch so grundverschieden sind, einander so ähnlich seien wie ein Ei dem anderen, und nie haben sie ihren Irrtum, der aus ihrer Dummheit entsprang, eingesehen."

Margarete Stern.

Ein Gedenkblatt
von

Hans Poppe.

(Nachdruck ist untersagt.)

Seit mehreren Jahrzehnten herrscht eine weitverbreitete Kunstfertigkeit im Pianofortespiel, und dieses ist als öffentliche Ausübung so allgemein geworden, daß man gegenwärtig wohl von einer „klaviergesegneten" Zeit reden darf. Ein Blick auf die täglichen Konzertankündigungen in der Presse großer Städte genügt, um das überreiche Angebot auf diesem Felde erkennen zu lassen. Dabei halten Pianisten und Pianistinnen nach der Zahl sich fast das Gleichgewicht, und auch in ihrem künstlerischen Wert sind die beiden Geschlechter einander recht nahe gerückt. Dieser Wettbewerb ist sogar so weit gediehen, daß manche Klavierspielerinnen in bevorzugten Parforcestücken durch männliche Kraft und Ausdauer zu wirken suchen und auch wirken, während einzelne Klavierspieler sich umgekehrt der besonderen Pflege des zarteren Genres und Ausdrucks hingeben.

Eine der in erster Reihe stehenden Pianistinnen, die in diesen vertauschten Kreis nicht hineingehören, haben wir vor mehreren Monaten in Margarete Stern verloren. Mit ihr verschied eine Künstlerin, die in ihrem Spiel allezeit das weibliche Element festhielt, ohne deshalb in reiner Lyrik stecken zu bleiben. Manche waren ihr an Bravour ebenbürtig, an blendender Kraftvirtuosität sogar überlegen, aber in Bezug auf echte Weiblichkeit des Spiels hatte sie niemand über sich. Sie war eine Künstlerin, deren Darbietungen im Laufe der Zeit eine immer glücklichere Mischung von poetischer Anmut und von Kraft ohne Übertreibung, von Pathos ohne Überschwang kennzeichnete. So war sie dem musikalischen und musikliebenden Publikum in Deutschland und über die Grenzen des Reiches hinaus seit langem bekannt und vertraut. Schon in den achtziger Jahren hatte sie sich ihre Stellung geschaffen, wie sie bei dem herrschenden Andrange von Virtuosen beiderlei Geschlechts und den dadurch gesteigerten Anforderungen nur von einer technisch vollendeten und musikalisch hochbegabten Spielerin gewonnen werden konnte, und sie behauptete diese hervorragende Stellung immer strebend und ihre Kunst weiter vertiefend, bis der Tod ihrem Wirken ein frühes Ende setzte.

Margarete Stern wurde am 25. November 1857 zu Dresden geboren als Tochter des ausgezeichneten Fagottisten Ernst Herr, Mitgliedes der Königl. musikalischen Kapelle. Sieben Jahre alt, verlor sie den Vater, dem sie das musikalische Talent als kostbares Erbteil verdankte. Die verwitwete Mutter vertraute die Pflege dieses Talentes zunächst Adolf Reichel an, der damals am Konservatorium wirkte und der bei seinem Weggange von Dresden nach Bern die vielversprechende Klavierschülerin zu Karl Krägen brachte. Bald begann Margarete als „Wunderkind" in einzelnen Kreisen Aufsehen zu erregen; die verständige Mutter schnitt indessen alle Versuche, dies auszunutzen, energisch ab, duldete kein anderes öffentliches Auftreten als bei kleinen Vorführungen in in der Freimaurerloge und solchen, die Hofpianist Krägen mit seinen Schülern und

Schülerinnen von Zeit zu Zeit veranstaltete. Das junge Mädchen selbst hatte anfangs davon geträumt, Sängerin zu werden, und eine glückliche Laufbahn als solche schien ihre als beste Schülerin galt, das dreizehn- und vierzehnjährige Mädchen große Solopartien singen und schädigte dadurch die Stimme unrettbar. Das half denn dazu, ihr die be-

Margarete Stern.

Stimme bei zweckmäßiger Schonung und Ausbildung ihr auch zu verheißen. Aber ihre frühe musikalische Sicherheit und Ausdrucksfähigkeit wurde ihr hier verhängnisvoll; man ließ bei den Aufführungen im Freimaurerinstitute, in dem Margarete übrigens durch alle Klassen als vorzügliche, ja stimmte Richtung auf die pianistische Kunst zu geben, und mit der Zusammenfassung aller Kräfte, die ihr zeitlebens eigen bleiben sollte, widmete sie sich fortan diesem Studium. Rasch vorwärts schreitend erkannte sie nach einiger Zeit, daß der Unterricht, den Krägen ihr bereitwillig und mit großem

Stolz auf seine Schülerin erteilte, für ihre Ausbildung zur Künstlerin nicht hinreichte. Sowohl der treffliche Pianist Bernhard Rollfuß, der sich für das Gedeihen dieses ungewöhnlichen Talentes interessierte, wie auch ihre Freundin Elisabeth von Stockhausen (Frau von Herzogenberg), in deren väterlichem kunstfreundlichem Hause sie heimisch geworden war, bestärkten sie in dieser Erkenntnis, und während der eine die Reise zu Liszt vorschlug, riet die andere die Fahrt zu Klara Schumann an. Schließlich bewirkten die verschiedenen Einflüsse, daß Margarete Herr die Schülerin des Meisters und auch die der Meisterin wurde.

Als die Siebzehnjährige zu Liszt kam, erkannte er sogleich das innerliche und eigenartige Talent der jungen Dresdenerin, und seine geistvollen Winke, seine Höchstes fordernde Natur wurden eine mächtige Anregung für die werdende Künstlerin. Den nächsten Sommer hindurch genoß Margarete Herr den Unterricht Klara Schumanns in Berlin. Sie hatte der großen Künstlerin viel zu verdanken und bewahrte ihr eine aufrichtige Ergebenheit. Gleichwohl trieb es sie ein Jahr darauf noch einmal zu Liszt. Mit dem sicheren Instinkt und der Selbstkritik, welche sie besaß, sagte sie sich, daß sie jetzt erst, nachdem sie bei Klara Schumann gewisse Anschauungen und Kunstübungen unverlierbar gewonnen hatte, für Liszts geniale Führung reif sei. Groß war der künstlerische Gewinn dieses Doppelunterrichts, wenn auch zunächst der Nachteil dabei war, daß weder Liszt noch Klara Schumann Margarete Herr als ihre ausschließliche eigentliche Schülerin betrachteten und die äußere Förderung und Empfehlung denen zuwandten, die sich ganz bei ihnen durchgebildet hatten. Die energische Dresdenerin mußte ihren Weg allein suchen, und sie fand ihn.

In hohem Maße bildsam war für die Künstlerin ein zweimaliger Aufenthalt in England im Jahre 1879 und im darauf folgenden. Das erste Mal verweilte sie nur vorübergehend in London, debütierte in zwei Konzerten, darunter in einer Aufführung der von Sir Julius Benedict geleiteten Schubert-Society, und ging im Frühling nach dem Landsitze Eastern Lodge, um den Töchtern des Lord und der Lady Roßlyn musikalischen Unterricht zu erteilen. Der Eintritt in dies große Haus brachte ihr mancherlei Erfahrungen. Mit dem ganzen Künstlerstolz, den sie bei großer persönlicher Bescheidenheit in sich trug, mußte sie ihre Stellung erst erkämpfen und klar machen, daß sie eine Künstlerin, keine musikalische „governess“ sei. Als dies gelungen war, gewann sie ein sehr befriedigendes Verhältnis namentlich zu Lady Roßlyn und ihrer ältesten Schülerin Miß Maynard, der späteren Counteß of Warwick. Auch lernte sie auf dem Landschloß, wo fürstliche Gastfreundschaft geübt wurde, zum erstenmal ein Leben in großem Stil kennen. Als sie im Februar nächsten Jahres wieder nach London kam, nahm sie den Unterricht der Töchter Lady Roßlyns nur in der Stadt auf. Sie war auch ohne Vermittelung ihrer Lady Patroneß vielfach bestens empfohlen, und namentlich in den Häusern des Malers Alma Tadema und des berühmten deutschen Arztes Dr. Julius Althaus fühlte sie sich vollkommen heimisch.

Das nämliche Jahr wurde weiter dadurch für sie wichtig, daß sie noch vor der Londoner Reise im Januar zum erstenmal in den Abonnementkonzerten von Baden-Baden auftrat, zu denen sie dann während ihrer ganzen Künstlerlaufbahn häufig und dem Publikum und der Kritik immer gleich hochwillkommen wiederkehrte, sowie daß sie bei der Mitwirkung in der hundertsten Kammermusik-Soirée des Riedelschen Vereins ihre erste künstlerische Visitenkarte in der Musikstadt Leipzig abgab. Nach der Rückkehr aus London, im Spätherbst, trat sie mit der Sängerin Auguste Hohenschild eine Konzertfahrt nach den russischen Ostseeprovinzen an. In Dorpat hatten zwei im Saale der Universität gegebene Konzerte den glänzendsten Erfolg, in Riga wurden drei Konzerte im Schwarzhäuptersaal mit Begeisterung aufgenommen.

Eine entscheidende Wendung erhielt ihr Leben und auch ihre künstlerische Entwickelung durch ihre Vermählung mit dem Dichter und Litterarhistoriker Professor Dr. Adolf Stern in Dresden. Es wurde hier ein Bund zwischen zwei Menschen geschlossen, die reichlich einander gaben und voneinander

empfingen, die sich in glücklichster Art ergänzten; ein Bund zwischen zwei ideal gestimmten Persönlichkeiten, die ihr Schaffen gegenseitig beflügelten und dadurch ihr harmonisches Eheleben künstlerisch verklärten. Von diesem Zeitpunkte an datiert ein immer höherer Aufschwung der Pianistin, die fortan den Namen trug, unter dem sie ihren stärksten Ruhm erwerben sollte. Während ihrer Brautzeit war Margarete Herr nur in kleineren Konzerten aufgetreten, ausgenommen ihre Mitwirkung bei der Tonkünstlerversammlung zu Magdeburg, wo sie Griegs A-moll-Konzert vor einem anspruchsvollen Künstlerpublikum mit großem Erfolge gespielt hatte. Nach ihrer Verheiratung (im September 1881) verlor ihre öffentliche Wirksamkeit den Virtuosenzuschnitt. Sie unternahm fortgesetzt zahlreiche Reisen zu auswärtigem Konzertspiel, aber in längeren Zwischenräumen, und sie fand daneben Muße auch zu ersprießlicher Lehrthätigkeit. Einzelne Ausnahmen abgerechnet, gab sie keine eigenen Konzerte und Klavierabende, sondern erwartete Engagements in bestehenden Konzerten und Kammermusikvereinigungen. Und die Anträge kamen in dichter Reihe. Noch im Winter auf 1882 spielte Margarete Stern zuerst in Frankfurt a. M., Freiburg, Basel und wiederholt in Baden-Baden. Bei den nächsten Reisen debütierte sie in der Leipziger „Euterpe" mit dem G-moll-Konzert von Saint-Saëns, das sie dann in Dresden in einem eigenen Konzert mit Orchester wiederholte. Im Herbst 1883 spielte sie Beethovens C-moll-Konzert zuerst in Magdeburg, wo sie in der Folgezeit ein ständig, beinahe Jahr für Jahr wiederkehrender Gast in den Harmonie- und Logenkonzerten wurde, und im Winter des gleichen Jahres war sie zum zweitenmal in den russischen Ostseeprovinzen und konzertierte, von neuem freudig aufgenommen, in Libau, Riga, Mitau 2c.

Von Wichtigkeit wurde für ihre weitere künstlerische Laufbahn eine im Winter auf 1886 unternommene Konzertreise nach dem Norden. Im November gab sie in Kopenhagen, dort noch völlig unbekannt, einen eigenen Klavierabend und machte durch ihr Spiel, namentlich durch den Vortrag der D-moll-Sonate von Beethoven und des Schumannschen „Karneval", auf das neue Publikum allgemeinen, tiefgehenden Eindruck. Die nächste Folge davon war ihre Verpflichtung durch Niels W. Gade für das erste Abonnementkonzert des von ihm geleiteten Musikvereins, wo ihrer Ausführung des A-moll-Konzertes von Schumann ein ganzer Erfolg beschieden war. Dieser zweite Triumph trug ihr eine Einladung nach der schwedischen Universitätsstadt Lund ein, und hier war die Wirkung ihrer Künstlerschaft eine so unmittelbare, hinreißende, daß der studentische Sängerverein ihr nach dem Konzert eine Serenade brachte. Nachdem ihr glücklicher, an Ehren reicher Ausflug noch Odense auf Fünen und Aarhus in Jütland berührt hatte, trat sie die Heimreise an, auf der sie in Magdeburg Rast machte und im Logenhause durch die Wiedergabe des Schumannschen Konzertes die ihr bereits gehörende Gunst des dortigen Publikums noch verstärkte. Zu Anfang des Jahres 1886 erschien sie zum erstenmal in Berlin, als Partnerin Marcella Sembrichs in einem großen Konzerte in der Singakademie. Sie führte sich mit dem G-moll-Konzert von Saint-Saëns aufs vorteilhafteste ein und diente der berühmten Sängerin keineswegs bloß als Folie, sondern wirkte ganz selbständig und ebenbürtig und ward des gleichen stürmischen Beifalls teilhaftig wie die Konzertgeberin. Die Berliner Kritik bezeugte ihr einstimmig diesen Erfolg, und in einer Besprechung der „Neuen Zeitschrift für Musik" hieß es: „Die Wärme und Innigkeit des Gefühls steht bei der Künstlerin in einem seltenen glücklichen Einklang mit der Schönheit ihres Anschlags, dem Glanz und der Vollendung ihrer Technik. Dabei ist Frau Stern von aller falschen Sentimentalität, aller bloß kapriziösen willkürlichen Geistreichelei weit entfernt, ihre Auffassung ist so gesund als tief und poetisch, und ihr Ausdrucksvermögen verbindet sich mit einer ausgeprägten musikalischen Intelligenz. Es will etwas heißen, aus der Zahl guter und in ihrer Weise ganz schätzbarer Pianisten und Pianistinnen hervorzuragen und in einem solchen Konzert und neben einer Künstlerin wie Frau Sembrich die Herzen eines großen verwöhnten Publikums zu erobern, aber der seit einigen Jahren sich immer mächtiger entfaltenden Kunst

der jungen Dresdener Pianistin gelang dies in hohem Grade.“ Von da an trat Margarete Stern oft in Berlin auf, wirkte in Kammermusik- und in Liederabenden mit, namentlich in denen von Hermine Spieß, die sie auch am Klavier meisterlich begleitete, sich nicht nach Art vieler hochfahrender Kollegen über diese Kunstausübung erhaben dünkend. An Musikabenden des Philharmonischen Orchesters spielte sie drei der Beethovenschen Konzerte und gab 1887 und 1892 eigene große Konzerte mit Orchester, in deren letztem sie Brahms' B-dur-Konzert mit außerordentlichem Erfolge vortrug. Diese ebenso schwierige als dankbare Komposition, an die sich die besten Spieler nur nach und nach heranwagten, war von ihr übrigens schon 1889 bei der Tonkünstlerversammlung zu Wiesbaden ausgeführt worden, wofür ihr die aus lauter zuständigen Beurteilern zusammengesetzte Hörerschaft rauschenden Beifall gespendet hatte. Dr. Reitzel nannte damals die Wiedergabe des Schlußsatzes „eine Meisterleistung in Bezug auf Schwung, bestechende Leichtigkeit und Laune“.

Wir wollen hier nicht jede einzelne Etappe der zahlreichen Konzertreisen, die Margarete Stern in dem letzten Jahrzehnt unternahm, aufzeichnen. Bald lieh sie einem Gürzenich-Konzert in Köln, bald einem Abonnementkonzert in Breslau ihre wertvolle Mitwirkung; bald zierte ihr Name das Programm eines Museumskonzertes in Frankfurt a. M., bald wieder das eines akademischen Konzerts in Rostock oder in Jena. Keine größere Musikstadt im kunstfrohen Rheinland, in Thüringen, wo ihre Beliebtheit ein besonderer Stolz für Margarete Stern war, in Süddeutschland wie in Norddeutschland, in der sie nicht von Zeit und Zeit, oft jährlich, als ein hochgeschätzter und bewunderter Gast einkehrte. Überall reiften ihr sichere Lorbeeren, überall erkannte und bezeugte die Kritik ein beständiges inneres Wachsen der Künstlerin, eine immer größere Vertiefung ihrer an sich reinen und hohen Kunstempfindung. Hervorgehoben seien nur zwei große Konzertreisen der Pianistin nach Schweden. Die erste Fahrt fiel in das Jahr 1891 und brachte ihr in drei Konzerten in Stockholm um so bedeutungsvollere Triumphe, als sie gleichzeitig mit einer so glänzenden Virtuosin wie Teresa Carreño in der schwedischen Hauptstadt weilte. Im Palais der Herzogin von Delarne wurde für sie eine Privatmatinee veranstaltet, der inmitten einer distinguierten Gesellschaft der König von Schweden beiwohnte. Der Monarch verlieh der Künstlerin die große Goldene Medaille Litteris et artibus. Die zweite Fahrt ins nordische Land erfolgte drei Jahre später und gestaltete sich zu einem künstlerischen Triumphzuge. Die Presse bekundete im eigenen Namen und in dem des Publikums der Künstlerin, wie sehr ihr Wiedererscheinen erfreut hatte, und bestätigte von neuem den allgemeinen tiefen Eindruck ihres Spiels.

Um die Mitte der achtziger Jahre hatte Margarete Stern begonnen, in ihrer öffentlichen Kunstthätigkeit dem Kammermusikspiel einen größeren Platz einzuräumen. In dieser edelsten Gattung der Musik hatte sie sich schon 1884 bei der Tonkünstlerversammlung zu Weimar als eine Berufene gezeigt und in gleicher Richtung auch bei der nämlichen Versammlung zu Köln (1887) mitgewirkt. Noch in ihrem letzten Konzertwinter (1897) gab sie auf der Tonkünstlerversammlung zu Mannheim im Brahmsschen Klavierquartett G-moll eine ihrer mächtigsten Leistungen, entlockte nach einer Mitwirkung in der Kammermusik des Rosée-Quartetts zu Wien auch der dortigen Kritik uneingeschränkte Lobesworte und holte sich reichen Dank für ihre Beteiligung an einer Matinee des Halir-Quartetts zu Berlin, sowie an einem Kammermusikabend der Museumsgesellschaft zu Frankfurt a. M. Am nachhaltigsten aber kam diese Seite ihrer Kunstausübung den Musikfreunden Dresdens zu gute. Mit dem Geiger Henri Petri und anderen tüchtigen Spielern begründete sie in der Heimat Kammermusikabende, die im Winter auf 1891 ihren Anfang nahmen. Diese Veranstaltungen fanden sofort die lebhaftesten Sympathien des Publikums und wurden zu einem Glanzpunkte der öffentlichen Musikpflege in der sächsischen Residenz. Selten auch verlief einer der Abende ohne die Auszeichnung durch den Besuch von Mitgliedern des Königlichen Hauses, insbesondere des Königs selbst, von dessen Huld die Künstlerin persönlich einen Beweis mit der Verleihung des Titels einer Kammervirtuosin empfangen hatte. An die-

sen Abenden gab uns die Pianistin, die in Dresden nur selten noch ein eigenes Konzert veranstaltete, eine Reihe meisterlicher, poetischer, unvergeßlicher Leistungen; hier erfreute sie uns durch wertvolle Ausführungen in klassischer und moderner Musik, namentlich auch in Brahmsschen Kammermusikwerken, für die sie sich allmählich zu einer hervorragenden Interpretin herangebildet hatte. Hier schloß auch ihr künstlerisches Wirken ab, vorzeitig und tief bedauert von der großen Zahl derer, die ihr in Verehrung zugethan waren. Ein schweres inneres Leiden hatte sie bereits im Herbst 1898 befallen, aber ihr heroischer Wille trotzte ihm so weit, daß sie im folgenden Winter wenigstens noch ihren Anteil an den Kammermusikabenden wahrnehmen konnte. Mit ungeschwächter, ja eher noch wie durch einen unbewußten Anlauf vor dem nahen Ende gesteigerter Kunstbegeisterung gab sie ihre letzten Kräfte daran, und schon mit den Spuren schwerer Krankheit auf dem Gesicht, aber mit von innerer Freudigkeit durchleuchteten Augen spielte sie den Klavierpart in Beethovens großem B-dur-Trio, das nach ihrem Wunsche alljährlich die Reihe der Kammermusikabende beendete, und in dem sie nun der geliebten Kunst den letzten weihevollen Dienst der Priesterin erwies.

Nichts ließ die Liebe des Gatten unversucht, die Kunst der Ärzte ungethan, um das Leben der Künstlerin zu erhalten. Aber der Gang der Natur ließ sich nur noch eine kleine Weile hemmen. Im Frühjahr 1899 unternahm Margarete Stern mit dem treuen Manne noch eine Fahrt nach Gries bei Bozen; sie verlief traurig und nutzlos, in eher verschlimmertem Zustande kehrte die Kranke in die Heimat zurück. Den größten Teil des Sommers war sie ans Bett gefesselt, nur selten ließ eine täuschende Ruhepause im Weiterschreiten des Leidens sie ein wenig frei. Aber immer hoffte sie dabei, immer gedachte sie ihrer Kunst und schmiedete Pläne für diese, bis bei einkehrendem Herbst der Tod sie sanft von der Welt nahm. Am 4. Oktober verschied sie. Die Kunde davon weckte die rege Teilnahme der Kunstkreise weit über Dresden und Sachsen hinaus; von den verschiedensten Seiten her kamen Äußerungen lebendigsten Mitgefühls, hoher Anerkennung, dankbarer Erinnerung und klangen zusammen in einem einzigen schönen Nachruf für die Künstlerin.

Marie Stern war eine Pianistin, die nicht blendete, nicht sogleich stürmisch hinriß, die aber das Publikum alsbald aufs sympathischste anzog und nachhaltig erwärmte. Ihr Spiel berauschte nicht durch elementaren Zug, aber es wirkte rein und schön durch Abklärung und gleichmäßige Beseelung. Ihre Technik war zu Bravourleistungen hoch genug entwickelt, jedoch ihr echtes wahres Musikgefühl verlor nie die Herrschaft über das virtuose Können. Sie hatte kein anderes Ziel, als nur Gutes und das vollkommen gut zu spielen. Sie verfolgte stets den Zweck, zunächst die Komposition durch ihre Kunst und erst in zweiter Linie diese an der Komposition zu zeigen. Mit voller Sammlung trat sie an jede Kunstschöpfung heran, mit hoher Pietät an solche klassischer Art, mit ganzer Hingabe lebte sie sich in das Werk ein, mit unermüdlicher Sorgfalt und Selbstkritik bereitete sie die Leistung vor, und mit Begeisterung führte sie sie aus. Sie verfügte über einen Anschlag, der den vollen Ton aus den Tasten zog, über eine ungewöhnlich ausgebildete Skalentechnik, ein vollendetes Passagenspiel und über eine Vortragsweise, die ebensoviel gesunde als feine und selbständige Empfindung in sich schloß. Ihr Spiel entwickelte eine Fülle verschiedenartiger Klangwirkungen, die größte Gewissenhaftigkeit ohne Pedanterie in der rhythmischen Gestaltung, in der Behandlung des Tempos, die feinste Ausarbeitung der einzelnen Phrase und Periode bei festem Zusammenhalt und freiem Fluß des Ganzen. Ruhig und unaffektiert wie ihre Haltung am Klavier war ihr Vortrag, und die gewinnende Anmut ihrer Erscheinung spiegelte sich in ihren Produktionen wieder. Diese Anmut kam vornehmlich in der Wiedergabe zarter Kompositionen zu bezauberndem Ausdruck. Ein Schumannsches Phantasiestück, ein Chopinsches Nocturne, ein Mendelssohnsches Rondo oder das Spinnlied aus dem „Fliegenden Holländer“ von Wagner-Liszt, das Menuett von Bizet von ihr zu hören, war ein eigener Genuß; sie spielte dergleichen mit reizvoller Behandlung der Melodie, in zierlichster Filigranarbeit, nicht sel-

ten mit der Unmittelbarkeit von Improvisationen.

Anmut und poetische Sinnigkeit durchdrangen frühzeitig ihre Virtuosität, sie blieben ein Hauptzug ihres Wesens, aber sie begrenzten es nicht auf die Dauer. Zwar bildete in der ersten Reife ihres Künstlertums die Lyrik Schumanns, Schuberts und Chopins, insbesondere auch die feine, zum Teil glänzende Tonsprache Mendelssohns ihre Domäne und schien es eine Zeit lang auch bleiben zu sollen, doch entwickelte sich ihr Talent in der Folge noch für andere Aufgaben; in dem Maße, in dem ihr Spiel an Kraft und Fülle des Tones, an Reichtum des Kolorits gewann, steigerte sich ihre Beherrschung pathetischer Stücke, selbst leidenschaftlicher Musik. Das bewiesen am entscheidendsten ihre vielen vollendeten Ausführungen von Kompositionen eines Meisters wie Brahms, auf dessen Beeten die Blumen doch nicht gerade dicht beisammen stehen, der doch öfter als Zartheit und Weichheit Kraft, Wucht und starken Aufschwung fordert. Die Pflege Brahmsscher Musik war allmählich überhaupt zu einer Herzenssache für die Künstlerin geworden, und an den heimatlichen Kammermusikabenden hatte sie reichlich Gelegenheit, sich dieser lohnenden Neigung zu widmen und die Anhängerschaft des Meisters zu vergrößern. Darüber vernachlässigte sie jedoch zu keiner Zeit die klassische Musik. Wie sie diese klar, warm und charaktervoll zu interpretieren verstand, so wußte sie Kompositionen der Romantiker mit allem poetischen Duft und Glanz wiederzugeben, und nicht minder that sie ihr Bestes für Werke jüngerer zeitgenössischer Tonsetzer. Immer war ihre Kunst nur für gute Musik zu haben. Sie lehnte es ab, in ihren Konzerten nach Art vieler Wandervirtuosen ein paar größere Klavierstücke mit allerhand Nippes einzurahmen, sie gab auf ihren Gastspielen stets entweder ein großes Konzert mit Orchester oder Kammermusik und machte dem Bravourspiel nur die allernotwendigsten Zugeständnisse, griff dafür selten über eine Lisztsche Rhapsodie oder die Transkription eines Schubertschen Liedes hinaus. So gewährte sie durch Wahl und Ausführung ihres Programms dem Publikum immer einen reinen Genuß, fesselte überall Sinn und Gemüt ihrer Zuhörer.

Aus diesem Wirken ist Margarete Stern vor der Zeit herausgerissen worden. In der künstlerischen Vollkraft stehend, hat sie ihr Spiel für immer abbrechen müssen. Die musikalischen Kreise betrübte dieser frühe Verlust, aber sie, die Künstlerin, war darum nicht zu beklagen, denn sie hatte ihr Ziel erreicht und ging als eine Siegerin ihrer Kunst ins Jenseits hinüber.

Litterarische Rundschau.

Die deutsche Philologie hat in letzterer Zeit ihre Teilnahme vorzugsweise der sprachlichen und litteraturhistorischen Forschung zugewendet und die deutsche Altertumskunde mit ihren Zweiggebieten recht vernachlässigt. Das ist um so mehr zu bedauern, als dadurch der Betrieb dieser an sich schon unter dem Buchstaben seufzenden Wissenschaft leicht noch stärker unter den Bann des leblosen Papiers gerät. Deshalb begrüßen wir jede Erscheinung, die sich der Darstellung eines Realgebietes mit nur einiger Begabung für anschauliche Schilderung widmet, mit besonderer Freude. Dahin gehört neben der zweibändigen, dem Forscher unentbehrlichen, aber auch dem gebildeten, für die Vorgeschichte seines Volkes interessierten Laien äußerst empfehlenswerten **Nordischen Altertumskunde** von Sophus Müller (Straßburg, Karl J. Trübner), deren Text überall durch Abbildungen erläutert wird, in erster Linie die nicht genug zu rühmende **Deutsche Volkskunde** von Elard Hugo Meyer, dem angesehensten unserer deutschen Mythologen (Straßburg, Karl J. Trübner), eine Anleitung zum Verständnis unseres Volkstums, wie es sich in Dorf und Flur, Haus und Hof, Körperbeschaffenheit und Tracht, Sitte und Brauch, Sprache und Mundart, Volksdichtung, Sage und Märchen der Vergangenheit und Gegenwart tausendfältig spiegelt. In die Reihe dieser Werke stellt sich ferner auch ein Sammelwerk, das der Göttinger Professor Moriz Heyne, ein verdienter Veteran der Germanistik, soeben herauszugeben beginnt. Heyne will in fünf starken illustrierten Bänden eine Anzahl deutscher äußerer Altertümer in geschichtlichem Zusammenhange darstellen. Der erste Band behandelt **Das deutsche Wohnungswesen**, und zwar von den ältesten geschichtlichen Zeiten bis zum sechzehnten Jahrhundert (mit hundertvier Abbildungen im Text; Leipzig, S. Hirzel). Bescheiden bezeichnet ihn der gelehrte Verfasser als ein „Lehrbuch“ oder gar nur als die „Grundlinien eines Lehrgebäudes“, weil von einer erschöpfenden, sich ins einzelne verlierenden Behandlung nicht die Rede sein könne. Allerdings würde dazu eine Vereinigung von nicht bloß germanistischen, sondern vor allem auch historischen, kunsthistorischen, nationalökonomischen, bau- und kriegstechnischen Mitarbeitern gehören; aber auch das Vorliegende (vierhundert Seiten Großoktav) darf als ein äußerst fördernder Anhub mit aufrichtigster Freude begrüßt werden. Fließen die Quellen doch gerade für die älteste, dunkelste Zeit unseres deutschen Volkstums vornehmlich aus der Sprache, der allein der philologisch geschulte Germanist die Zunge lösen kann. Besondere Anerkennung verdient es, daß der Verfasser sich nicht etwa nach der üblen Sitte vieler Fachgenossen mit einer bloßen, mit gelehrten Citaten, Verweisen, Belegen, Exkursen u. s. w. prunkenden „Materialsammlung“ begnügt hat, sondern mit Erfolg bestrebt gewesen ist, eine anschauliche und stilistisch abgerundete Darstellung zu geben: so wird sein Buch auch für weitere Kreise nutzbar. Die beigegebenen, durchweg sauber und scharf ausgeprägten Bilder, die dem Leser Haus und Hof, Hausschmuck und Möbel, Heizung und Beleuchtung, Schutzbauten, Wasser- und Tiefbau, Dorf, Stadt, Burg und Schloß unserer Vorfahren vor Augen führen, sollen nicht prunken, sondern nur das im Text Vorgetragene veranschaulichen helfen. Das Unternehmen, dessen geplanten weiteren vier Bänden (Nahrung; Handel und Gewerbe; Körperpflege und Kleidung; gesellschaftliches Leben) man mit Spannung entgegensehen darf, wird viel dazu beitragen, durch tiefere und genauere Erkenntnis als bisher möglich die gemütvolle Freude an dem geschichtlichen Werden unseres deutschen Volkstums zu erhöhen und zu verbreiten.

Weitere Grenzen hat sich Prof. Dr. Adalbert Matthaei mit seiner populären Einführung in die **Deutsche Baukunst im Mittelalter** gezogen (Leipzig, B. G. Teubner; geb. Mk. 1,15). Das Büchlein gehört zu der „Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens“, die so bald ihren Weg in die weitesten Kreise unseres Volkes genommen hat, und der Verfasser ist derselbe Kieler Universitätsprofessor der Kunstgeschichte, der sich durch verschiedene Schriften um die künstlerische Wiederbelebung des Zeichenunterrichtes in unseren höheren Schulen bekannt und verdient gemacht hat. Ausdrücklich betont er, daß auch der Zweck dieses litterarischen Unternehmens darin besteht, zur

Anteilnahme an einer durch die Wissenschaft vertieften Erkenntnis eines bestimmten Gebietes hinzuleiten und anzuregen. Keine fertigen, im Schulsack mitgebrachten Urteile also, sondern eine innere Anleitung, selbst sehen und verstehen zu lernen. Das ist ja eigentlich das Ideal aller echten Erziehung und Bildung, aber wie oft wird es vernachlässigt! Umsomehr freuen wir uns, hier eine Schrift über deutsche Baukunst empfehlen zu können, die darauf ausgeht, die Art des Unterbaues kennen zu lehren, die Grundzüge und die geschichtliche Entstehung der wissenschaftlichen Anschauung darzulegen. Matthaei, durch eine Reihe von Abbildungen unterstützt, zeigt, wie sich im Verlauf der architektonischen Entwickelung die Raumvorstellung klärt, wie das technische Können wächst und die praktischen Aufgaben sich erweitern, wie sich aus der Erbschaft der Antike (Basilika) die romanische Kunst gestaltet und zur Zeit der Kreuzzüge die Gotik emporwächst. Innerhalb jeder dieser Epochen werden Wesen und System der Bauweise nach Grundriß, Aufriß, Außenbau, Formenschatz und Bauverfahren entwickelt und im Anschluß daran die wichtigsten Denkmäler der Baukunst besprochen.

Mit warmer Empfehlung ist hier bereits mehrmals der neuen Sammlung **Monographien zur deutschen Kulturgeschichte** gedacht worden (Leipzig, Eugen Diederichs; jeder Band geh. 4 Mk., geb. Mk. 5,50). Sie wollen dem deutschen Volke die Kenntnis seiner früheren Kulturverhältnisse durch Wort und Bild vermitteln und dadurch deutsches Volkstum und nationale Eigenart stärken. Ein Material von fünftausend durchweg authentischen Abbildungen, vornehmlich Holzschnitte und Kupferstiche unserer alten Künstler, steht dabei berufenen Kennern und Meistern unserer vaterländischen Kulturgeschichte zur Seite. Aber nicht etwa bloß für Gelehrte, für Geschichtsliebhaber oder einzelne Berufsklassen allein sind die Monographien geschrieben, zu jedermann vielmehr aus dem Volke sollen sie sprechen, wie Gustav Freytag es in seinen „Bildern" gethan hat. Dem ersten Bande dieser verdienstlichen Sammlung, in dem Georg Liebe den **Soldaten in der deutschen Vergangenheit** behandelt, sind inzwischen zwei weitere Hefte gefolgt: in Nr. 2 stellt uns Georg Steinhausen, der Herausgeber des Gesamtunternehmens, die Geschichte des **Kaufmanns in der deutschen Vergangenheit** dar, in knappen, aber desto anschaulicheren Zügen dessen sociale Verhältnisse und Geschäftsbetriebe nach allen Seiten hin schildernd, wobei ihn anderthalbhundert Abbildungen und Beilagen nach den Originalen aus dem fünfzehnten bis achtzehnten Jahrhundert mannigfaltig unterstützen; in Nr. 3 entwirft Hermann Peters ein farbenreiches Kulturbild vom **Arzt und der Heilkunst in der deutschen Vergangenheit**. Seine Schilderung, die natürlich auch das Apothekerwesen und die Bädereinrichtungen mit umfaßt, setzt bei der Heilkunst der alten Germanen ein und endet im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts mit einem Überblick über die verschiedenen Bestattungsarten. Das Buch ist eine Fundgrube für alles Geschichtliche, das sich um die deutsche Heilwissenschaft gruppiert, zumal da auch hier ein langer Reigen seltener zeitgenössischer Abbildungen den Text begleitet.

Von Reinhold Kosers monumentaler Geschichte **Friedrichs des Großen** (Stuttgart, J. G. Cotta), die in diesen Blättern schon vor längerer Zeit eine eingehende Würdigung gefunden hat, ist neuerdings die erste Hälfte des zweiten Bandes erschienen. Sie behandelt Friedrich während des Siebenjährigen Krieges, durchweg auf Grund neuen historischen Materials, das dem Direktor des preußischen Staatsarchivs natürlich in ausreichendster Fülle zu Gebote stand, weiß aber das gelehrte Rüstzeug durch die lebendige, abgerundete Form der Darstellung künstlerisch zu überwinden. Überall steht die große, immer höher an sich selbst emporwachsende Persönlichkeit des Königs im Mittelpunkt, glänzend nach allen Seiten hin von einer geistvollen, patriotisch begeisterten Feder charakterisiert. Es ist ein auserlesener Genuß, mit diesem einzigen Manne zu bangen, zu fürchten, zu hoffen, zu sorgen und zu jubeln, und nirgends sonst — es sei denn aus seinen eigenen Werken — tritt dem Leser so lebenswahr und erhaben zugleich das Bild des größten der Hohenzollern-Könige entgegen wie aus diesem ungeschminkten Lebensbilde, das ehrliche Bewunderung mit ehrlicher Kritik wundervoll zu vereinigen weiß.

Eine hervorragende Gestalt aus Friedrichs Umgebung behandelt eine der letzten Einzelschriften der „Historischen Bibliothek". In Wildenbruchs vaterländischer Tragödie „Gewitternacht" tritt auch der junge Major Hans Karl von Winterfeldt auf, und man darf sagen: als Vertreter Friedrichs des Großen selbst. Wie ihn das eben vom russischen Hofe zurückgekehrte schlesische Edelfräulein schildert, zwar mit den Lippen der Liebe schildert, so lebte der Freund Friedrichs auch im Andenken des preußischen Volkes. „Wenn du's doch nur erlebt hättest," sagt Charlotte von Waltram zu ihrem für Maria Theresia begeisterten Bruder, „wie das war, als er nach Petersburg an den Hof kam — an — diesen Hof! Als wenn ein frischer Quell in einen moorigen Sumpf einströmt! Wie er einhergegangen ist zwischen all diesen verbuhlten Weibern und verschlammten Männern, wie — wie soll ich's nur beschreiben — aufrecht und herrlich wie eine wandelnde Lanze! Wie sie die Augen aufgerissen haben, allesamt, wie sie's gefühlt haben mit einem Mal: da kommt etwas Neues, eine ganz neue Art von Mensch! Und das ist in Deutschland gewachsen! ... Unter all diesen Fürsten, denen ihre Völker nur die Fleischbank sind, daran sie sich mästen, endlich einmal zwei königliche Menschen." Aber auch Winterfeldts Charakterbild hat in der Geschichte eine Zeit lang geschwankt, vornehmlich nachdem Frau von Blumenthal, die Biographin Zietens, ihre Angriffe gegen ihn gerichtet und als Antwort darauf ein

Verwandter, der Major Moritz Adolf von Winterfeldt-Rieden, der den Helden noch selbst gekannt hatte, im Anfang dieses Jahrhunderts zur Verteidigung sein Buch „Leben des preußischen Generalleutnants Hans Karl von Winterfeldt“ geschrieben hatte. Ein Menschenalter nach ihm unternahm es Varnhagen von Ense, ein Lebensbild des Freundes des großen Preußenkönigs zu zeichnen. Ihm stand der umfangreiche Briefwechsel und Nachlaß, der im geheimen Staatsarchiv aufbewahrt wird, fast unbeschränkt zur Verfügung, aber er hat ihn nur oberflächlich und vielfach fehlerhaft benutzt. Als am hundertjährigen Todestage die Leiche des Generals mit feierlichem Gepränge nach dem Invalidenkirchhofe übergeführt und ihm bei Görlitz ein Denkstein gesetzt wurde, veranlaßte die Feier den auf dem Gebiete der Kriegsgeschichte eifrig thätigen Schöning, als Gedenkblatt eine selbständige, auf die Akten gegründete biographische Skizze zu veröffentlichen. Die letzte größere Biographie ist vor siebenunddreißig Jahren von L. G. von Winterfeldt seinem großen Werke über das Geschlecht von Winterfeldt eingereiht worden: sie beruht auf Aktenmaterial und verwendet es mit mehr Sorgfalt und größerem Fleiße als Varnhagen. Seitdem ist die Forschung über die allgemeine Geschichte jener Zeiten unablässig gefördert und unsere Kenntnis außerordentlich vertieft und erweitert worden. Es mußte einmal der Versuch gemacht werden, das Verhältnis Winterfeldts zu Friedrich dem Großen im ganzen zu erfassen und zu veranschaulichen. Das ist jetzt in der Biographie geschehen, die Ludwig Mollwo in seinem Buche **Hans Carl von Winterfeldt** vorlegt (München, R. Oldenbourg). Die Arbeit bemüht sich vor allem, das Bild der anziehenden Persönlichkeit schärfer als bisher zu zeichnen, soweit das bei dem leider sehr lückenhaften und einseitigen Material möglich ist. Sie gründet sich auf die schon von den früheren Biographen benutzten und manche noch unbenutzte Akten des Geheimen Staatsarchivs zu Berlin und des Herzoglichen Haus- und Staatsarchivs zu Zerbst. Mollwo räumt mit manchen Anekdoten, die sich im Laufe der Zeit um Winterfeldt gruppiert haben, endgültig auf. So auch mit der, die Wildenbruch in der „Gewitternacht“ verwendet hat, wenn er Winterfeldt am russischen Hofe seine Braut finden und diese, eine Hofdame der damaligen Prinzessin Elisabeth, unter Zurücklassung ihrer kostbaren Juwelen nach Deutschland Urlaub nehmen läßt, weil sie fürchtete, in Rußland wegen ihrer Heirat Schwierigkeiten zu begegnen. Im allgemeinen aber ist es dem Verfasser keineswegs um kritische Prüfung von Einzelheiten zu thun, vielmehr liegt ihm daran, ein lebendiges, geschlossenes Gesamtbild seines Helden zu geben, was ihm denn auch vortrefflich gelungen ist. Treffend ist das Schlußwort, in dem er diesen durch und durch preußischen Charakter in knappen Zügen noch einmal skizziert: „Sein Leben führte ihn auf keinen hochragenden Gipfel, in ruhigem, starkem Strome fließt es gleichmäßig dahin. Die Eigenschaften, welche sein Vaterland groß gemacht haben, Pflichtgefühl, Einfachheit, kühne Energie, praktischer Sinn, der klare Blick, der das Kleine wie das Größte in seinem Werte erfaßt, waren in ihm verkörpert. Sie alle wurden für ihn in einem Gefühle zusammengefaßt, in der Treue zu seinem Herrn.“ Das schönste Denkmal hat ihm König Friedrich selbst gesetzt, indem er von ihm sagte: „Er war ein guter Mensch, ein Seelenmensch; er war mein Freund.“

Die Schriften **Moritz von Kaisenbergs** zur Geschichte der Napoleonischen Zeit haben es mittlerweile zu einer nicht geringen Berühmtheit gebracht. Einer Berühmtheit freilich, die nicht ohne einen gewissen Beigeschmack ist. Am meisten Aufsehen erregte vor einigen Jahren sein Buch „Memoiren der Baronesse Cecile de Courtot, Dame d'atour der Fürstin von Lamballe, Prinzeß von Savoyen-Carignac“, das er selbst als ein „Zeit- und Lebensbild nach Briefen der Baroneß an Frau von Alvensleben, geb. Baronesse Loë“ bezeichnete. Dann wies ihm aber Dr. Wolfstieg, der Bibliothekar des Abgeordnetenhauses, in den „Preußischen Jahrbüchern“ nach, daß das ganze Buch von Anfang bis zu Ende auf Erfindung beruht und daß sogar die Personen, die zu den Trägern der Handlung gemacht, erfunden sind. Herr von Kaisenberg hatte uns also nicht sowohl ein geschichtliches Memoiren- und Quellenwerk geschenkt, sondern einen historischen Roman, an dem man die Kunst historischer Anempfindung und geschickter Kombination um so mehr bewundern mußte. Unerfindlich blieb nur, weshalb der Verfasser sein Werk nicht ohne weiteres gleich als das ausgegeben hatte, was es doch war, sondern statt des Romans durchaus ein Geschichtswerk darzubieten beansprucht hatte. Indessen, er bleibt hartnäckig und läßt sich durch den Einspruch der wissenschaftlichen Kritik in der weiteren Ausbeutung seiner scheinbar noch lange nicht erschöpften Familienpapiere nicht stören. Den Memoiren der Baronesse Courtot ist neuerdings gefolgt: **König Jerome Napoleon und sein Garde du Corps** (Leipzig, H. Schmidt u. Carl Günther; geb. 10 Mark), ein Zeit- und Lebensbild nach Briefen des Ministers Freiherrn von Albini, des Erzreichskanzlers Baron Dalberg an den Großvater des Verfassers, der Frau Marianne von Sothen zu Kassel, geb. von Kaisenberg, an seinen Vater und endlich nach Aufzeichnungen des Vaters selbst als Gardeducorps Jeromes. Glücklicher Verwandter! Zwar sei es fern von uns, auch nur einen Augenblick an der Existenz all dieser Familienpapiere zu zweifeln. Nur muß immer wieder darauf hingewiesen werden, daß ihr Erbe sie keineswegs als unantastbare geschichtliche Dokumente betrachtet, die ein für allemal unverletzlich sein sollten, sondern sie — unter dem Schein einer rein historisch-wissenschaftlichen Benutzung — als Material für seine Romanphantasie benutzt, das er nach Belieben ausgestaltet. Er selbst geht in dem Vorwort der neuen Veröffentlichung recht

oberflächlich über diese ihm vorgehaltenen kritischen Bedenken hinweg: „Die Mitglieder meiner Familie sind seit vielen Generationen stets konservativ gewesen, konservativ in ihrer politischen Gesinnung, konservativ in der Pflege der Familienverhältnisse und der von den Vorfahren überkommenen Erinnerungen. So haben meine Eltern und Großeltern auch stets die interessantesten, sie angehenden Briefe und Schriftstücke aufbewahrt und damit den Söhnen und Enkeln gewissermaßen die Ecksteine ihres Lebens hinterlassen, nach denen diese das ganze beurteilen können. Ich habe aus diesem Schatze der Erinnerungen an eine vergangene Zeit schon so mancherlei veröffentlicht, wie z. B. das Zeit- und Lebensbild der ‚Memoiren der Baronesse Cecile de Courtot.‘ Dieses Werk fand im In- und Auslande einen ganz außerordentlichen Erfolg, es wurden binnen wenigen Monaten verschiedene starke Auflagen davon nötig. Neun Zehntel der Kritik und des Publikums sagten mir darüber sehr freundliche anerkennende Worte. Der kleine Rest, darunter einige jener Kritiker, die das Feld der Geschichte als eine ihnen gehörige Domäne betrachten, deren Wissenschaft aber doch auch nur auf Quellen beruht (denn Augenzeugen waren sie selbst doch nicht), hatte an dem Werke etwas auszusetzen und es als Geschichte betrachtet, während es doch nur die Erzählung einer Dame über das von ihrem Standpunkte aus Gesehene sein soll. Diese Herren haben sogar den Namen Courtot in Zweifel gezogen. So will ich denn in dieser Beziehung für die Gläubigen und Ungläubigen den Schleier lüften und den wirklichen Namen meiner Heldin verraten. Sie hieß: Cecile Elisabeth de Cissey (der Familienname ist Courtot de Cissey), war die Schwester des Bischofs von Auxerre und lebte acht Jahre, mit meiner Großmutter auf das innigste befreundet, in dem Hause meiner Großeltern, wo sie auch ihr Bruder häufig besuchte. Dessen Unterschrift unter seinen Briefen lautet: ‚J. B. Bischof von Auxerre.‘ So viel zur Aufklärung über jenen Namen.“ — Das heißt denn doch um den Kern der Sache herumgehen: über die Art und Weise der Verwertung der vorliegenden Aufzeichnungen hatten wir Aufschlüsse erwartet, gerade darüber aber läßt uns der Herausgeber, Bearbeiter oder Verfasser nach wie vor im unklaren. Es bleibt also dabei: wir haben es hier mit romanartigen Bearbeitungen und Ausmünzungen historischer Familienüberlieferungen zu thun, die infolge ihrer absichtlich unklar gehaltenen Vermischung von Thatsächlichem und Erfundenem keinen Anspruch auf historischen Quellenwert erheben dürfen, als Romanbücher aber hohen Reiz besitzen. Das ist auch bei dem neuen Kaisenbergschen Buche der Fall, bei dem „Zeit- und Lebensbild“ vom westfälischen König Jerome. Es wäre also unnütz, irgendwo den kritischen Hebel an diese Veröffentlichung anlegen zu wollen. Wer sie als Roman auffaßt, wird dagegen durchaus auf seine Rechnung kommen, so fesselnd sind die Schilderungen vom lustigen Hofe in Kassel, so spannend und innerlich bewegt die romantischen Schicksale eines jungen Liebespaares, die sich durch die auch mit guten zeitgenössischen Abbildungen geschmückten Blätter schlingen.

Derselben Zeit gehört das Buch von Friedrich Masson an: **Napoleon I. und die Frauen**, das jetzt in einer deutschen Übertragung und Bearbeitung von Oskar Marschall von Bieberstein vorliegt (Leipzig, H. Schmidt u. Carl Günther; geb. 5.60 Mk.). Auch hier ist man versucht, der Romanphantasie manches zuzuschreiben, was gar zu sehr den Eindruck poetischer Komposition und dramatischer Zuspitzung macht; indessen wird das bei dem Stoffe niemanden sonderlich stören. Manches oder vieles, was hier in lebhafter, novellistisch gehaltener Sprache erzählt wird, ist aus anderen Quellen längst bekannt und also bestätigt; daneben aber findet sich, insbesondere in den Kapiteln „Josephine Beauharnais“, „Marie Louise“ und „Gräfin Walewska“ manches Neue, was man, wirft man überhaupt die Frage der Echtheit auf, auf guten Glauben hinnehmen muß. Großen Reiz geben dem Buche die fein ausgeführten, nach den besten zeitgenössischen Stichen und Gemälden dargestellten Frauenerscheinungen, die in Napoleons Leben eine hervorragende Rolle gespielt haben.

Von **Ernst Moritz Arndts** Leben entrollen seine von Heinrich Meisner und Robert Geerds nach ungedruckten und gedruckten Originalen herausgegebenen Briefe, eingeleitet durch kurze biographische Notizen, ein anschauliches, beinahe lückenloses Bild (Berlin, Georg Reimer). Arndt war zeit seines Lebens ein rastloser Briefschreiber; auch mitten in den Unruhen der Reise und des Krieges gönnte er seiner Feder nur selten einmal Ruhe, und als er gar in seinen greisen Tagen zu einer Art von patriarchalischem getreuem Eckart für ganz Deutschland geworden, schwoll sein Briefverkehr zu förmlichen Bibliotheken an. Daraus waren bisher nur ein paar Fächer, die sich um besonders vertraute Freunde und Freundinnen gruppierten, bekannt geworden, während in der vorliegenden Sammlung die Auswahl (343) so getroffen ist, daß die Lebensschicksale des Mannes von seiner Kindheit an bis in die letzten Tage seines Lebens widergespiegelt werden. Seine Bedeutung als Schriftsteller, Dichter, Patriot und Professor wird so von allen Seiten hell beleuchtet, wozu die Unmittelbarkeit und Ehrlichkeit des Brieftons nicht wenig beiträgt. Sind es im ersten Abschnitte, der Jugend- und Reisezeit, die Eltern und Geschwister, die im Vordergrund stehen, so treten später die persönlichen patriotischen Freunde mehr hervor, zu denen sich in den Kriegsjahren bedeutende und einflußreiche staatsmännische und militärische Persönlichkeiten gesellen. Von ihnen seien hier nur Niebuhr, Theodor von Schön und die Gebrüder Boisserée genannt. Doch auch die ruhigeren Jahre in Arndts wechselvollem Leben sind reich an schönen beredten Zeugnissen, unter denen die Briefe an Schleiermacher noch besonders hervorleuchten. Mit der Rehabilitierung Arndts erfolgt ein deutlicher

Aufschwung in seinem Verkehr: die neue Generation brachte dem Alten, dem lebendigen Denkmal einer größeren und stolzeren Zeit, die lebhafteste Verehrung entgegen und geizte um eine Zeile aus seiner noch immer fleißigen Feder. Den Höhepunkt von Arndts Wirksamkeit in dieser Zeit stellt aber wohl sein Brief an Friedrich Wilhelm IV. dar (Nr. 301), worin der achtundsiebzigjährige Greis in tiefster Besorgnis um das Schicksal des geliebten Vaterlandes den König zur Annahme der deutschen Kaiserkrone zu bewegen sucht. Neben den Kundgebungen zur Politik laufen aber auch in dieser Zeit lebhafte persönliche Äußerungen an alte und junge Freunde her, und hier wie dort ist es ein aus den Tiefen des Gemüts oft mit elementarer Wucht hervorquellender Ton, der all diesen Offenbarungen einer durch und durch charaktervollen Persönlichkeit ihren besonderen eigentümlichen Reiz verleiht. Gerade für solche Erscheinungen unserer vaterländischen Geschichte sind Veröffentlichungen wie die vorliegende lebhaftesten Dankes wert.

Von dem umfangreichen Werke Houston Stewart Chamberlains **Grundlagen des 19. Jahrhunderts** (München, Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G.) ist jetzt die dritte Lieferung erschienen (375 S., das Ganze umfaßt 1030 S.). Damit ist der erste Band dieses imponierenden Unternehmens, einer Ideengeschichtschreibung im großen Stile, abgeschlossen. Ein zweiter, der das Jahrhundert selbst behandelt, soll folgen. Die beiden ersten Lieferungen dieses Werkes und damit seine scharf ausgeprägte Sonderart überhaupt haben im Oktoberheft 1899 unserer Zeitschrift ihre verdiente eingehende Würdigung gefunden. Deshalb hier nur ein kurzer Hinblick auf den Inhalt der vorliegenden Schlußlieferung des ersten Bandes. Das achte Kapitel behandelt den „Staat", d. h. den Kampf um den Staat, der im 13. Jahrhundert seinen Höhepunkt fand, oder, wie Chamberlain den Konflikt faßt, den Kampf zwischen Universalismus und Nationalismus. Dann geht die Darstellung zu ihrem zweiten großen Teile über, der überschrieben ist: „Die Entstehung einer neuen Welt", und führt diese Entwickelung vom Jahre 1200 bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts. Wir sehen die Germanen als Schöpfer einer neuen Kultur sich bethätigen, ohne daß uns für die geschichtliche Entwickelung anderer Völker der Blick abgeschnitten würde, verfolgen die großen Entdeckungen von Marco Polo bis auf Galvani, die Fortschritte der Wissenschaft von Roger Bacon bis Lavoisier, die Errungenschaften der Industrie von der Einführung des Papieres bis zu Watts Dampfmaschine, die wirtschaftlichen Zustände vom Lombardischen Städtebund bis zu Robert Owen, dem Begründer der Kooperation, die Beziehungen zwischen Kirche und Politik von der Einführung des Beichtzwanges (1215) bis zur französischen Revolution, die Wandlungen der Weltanschauung und Religion von Franz von Assisi bis zu Kant und endlich die Schöpfungen der Kunst von Giotto bis Goethe. Auch in diesem zweiten Teile seines Werkes ist es Chamberlains Ziel nicht, neue Thatsachen vorzubringen, sondern Allbekanntes zu gestalten, in der Art, daß es vor dem Bewußtsein ein lebendiges Ganze bilde. Diese hohe Aufgabe zugleich der Anregung und Selbstbefreiung des Lesers hat der Verfasser glänzend gelöst.

Schneller als man bei dem umfangreichen Werke und dem Ernst seiner Darstellungsart hoffen durfte, ist Heinrich Friedjungs Geschichtswerk **Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland** 1859—1866 (Stuttgart, J. G. Cotta) in die weitesten Kreise des Volkes gedrungen. Bereits beginnt es in vierter Auflage zu erscheinen. Was es von vornherein so außerordentlich wertvoll machte, waren die wichtigen historisch-politischen Ergänzungen, die es zu den Werken des preußischen und des österreichischen Generalstabes über den Krieg von 1866 aus Mitteilungen hervorragender Teilnehmer wie Graf Moltkes und Graf Blumenthals beisteuern konnte. Im Mittelpunkte des Friedjungschen Werkes steht das Verhältnis Kaiser Franz Josefs zu seinen Ministern und Generälen, besonders zu Benedek, und hierfür hat der Verfasser so viele wichtige Aufklärungen aus Berichten von Augenzeugen empfangen, daß sein Buch auch neben der Sybelschen Darstellung dauernden Wert behält, zumal wenn man in Betracht zieht, wie sehr die österreichische Politik von 1859 bis 1866 eigentlich immer noch zu den „Staatsgeheimnissen" gehört. Die neuen Auflagen sind für die Verbesserung und Ausgestaltung des Werkes im einzelnen nicht müssig geblieben. Manches, was in der ersten Auflage mit einem leisen Fragezeichen in die Öffentlichkeit gesandt werden mußte oder nur flüchtig angedeutet werden konnte, hat nun festere Umrisse erhalten, manches Ereignis ist gründlicher motiviert und in lebhafteren Farben geschildert worden.

Wie Friedjung zum erstenmal besonders ausgiebig die österreichischen Quellen für den Krieg von 1866 herangezogen hat, so hat es sich Carl Bleibtreu in seinen Schlachtenschilderungen aus dem Kriege von 1870/71 angelegen sein lassen, die Verhältnisse auf französischer Seite eingehender zu berücksichtigen. Die historiques (Regimentsgeschichten) des Feindes gaben ihm dafür reichhaltiges, bisher nur mangelhaft benutztes Material an die Hand. Neuerdings hat er seinen Schlachtenbildern von Gravelotte, Sedan und Paris eine Schilderung der Kämpfe **um Wörth** hinzugefügt (Stuttgart, Carl Krabbe; geh. 1 Mk., geb. 2 Mk.). Auch hier hat er es nach seiner bekannten Methode verstanden, dem Leser die äußere Entwickelung der Aktionen durch seine dichterisch-dramatische Phantasie, jedoch nicht ohne Berücksichtigung der historisch-kritischen Forschung, in packender Form ungemein lebendig vor Augen zu führen. Den Höhepunkt seiner kriegerischen Tragödie bilden die Todesritte der französischen Kürassiere und der Untergang der 3. Zuaven. Die Aufgeregtheit der Bleibtreuschen Sprache freilich wirkt manchmal geradezu grotesk, doch ist sie naturgemäß hier viel eher am Platze und

durch den Stoff entschuldigt als etwa in seinen litterarhistorisch-ästhetischen Schriften. **Chr. Speyer** hat auch dieses Heft wieder mit sehr flotten und doch feinen Kampfskizzen ausgestattet.

Als ein willkommener Vorbote der für diesen Oktober bevorstehenden Hundertjahrfeier des unvergeßlichen Feldherrn ist schon jetzt eine würdige, doch wohlfeile **Volksausgabe von Moltkes Schriften** erschienen (Berlin, E. S. Mittler u. Sohn; geh. 10 Mk.; geb. in 3 Originalbänden 12 Mk.). Auf das menschliche Charakterbild Moltkes wird hier das Hauptgewicht gelegt, und dementsprechend nehmen seine Briefe die beiden ersten Bände vollständig in Anspruch. Beide Seiten seines Lebens, die seiner öffentlichen militärischen Thätigkeit wie die seiner intimen Beziehungen zu den Seinen, finden hier gleich liebevolle Berücksichtigung. Die Auswahl ist so getroffen, daß vor allem das Gemütsleben und die Charaktereigenschaften des Feldmarschalls beleuchtet werden, aber auch charakteristische Dokumente der politischen Zeitgeschichte sind zahlreich eingestreut. Wir bewundern hier wie dort neben dem warmen Herzen, der Ehrlichkeit und Natürlichkeit der Gefühle zugleich den klaren Verstand, die scharfe Beobachtungsgabe, das gesunde Urteil über Menschen und Dinge und finden von neuem bestätigt, was unsere neuere Litteraturgeschichte ja auch mittlerweile allseitig anerkannt hat, daß wie Bismarck so auch Moltke zu unseren klassischen Schriftstellern gehört, von deren Betrachtungs- und Darstellungsart wir noch vieles zu lernen haben werden. Der dritte Band bringt Moltkes „Geschichte des deutsch-französischen Krieges“, zu deren Lobe hier weiter kein Wort verloren zu werden braucht. Bildnisse des Verfassers selbst und seiner Braut sowie Kartenskizzen, Pläne u. s. w. begleiten den Text; ein Lebens- und Charakterbild des Verewigten aus der Feder des Generalmajors z. D. **von Schmidt** leitet das litterarische Denkmal weihend und erhebend ein. F. D.

Bernhard ten Brinks klassische **Geschichte der englischen Litteratur** (Straßburg, Karl J. Trübner) beginnt soeben in einer zweiten Auflage zu erscheinen. Den doppelten Zweck, den der Verfasser mit diesem Werke verfolgte, hat schon die erste Ausgabe in würdigster Weise erfüllt: sie hat nicht nur überhaupt das bis dahin bei uns sehr mangelhaft vertretene geschichtliche Verständnis der englischen Litteratur erfolgreich gefördert, sondern es auch weiteren Kreisen, die vorher kaum an diese Bereicherung ihres Wissens denken konnten, zu erschließen verstanden. Was durch diesen volkstümlichen Ehrgeiz dem Werke vielleicht an fachmännischer Übergelehrsamkeit, Gründlichkeit und Fülle verloren ging, brachte es andererseits durch geläuterte künstlerische Form reichlich ein, wie es der Verfasser auch nicht verschmähte, seiner immer auf die großen Zusammenhänge ausgehenden Darstellung Proben englischer Übersetzungen einzufügen, die nicht wenig zur Belebung und Beseelung des Textes beitrugen. Dazu kam ein sicheres ästhetisches Feingefühl, dessen kritischen Urteilen man sich ohne Bedenken anvertrauen konnte. Nun sind seit dem ersten Erscheinen dieses Meisterwerkes englischer Philologie mehr als zwei Jahrzehnte ins Land gegangen, ein Zeitraum, der bei den schnellen Fortschritten insbesondere unserer neueren Sprachwissenschaften ein Buch entweder zu den Toten, allenfalls, was aber für das große Publikum dasselbe, zu den Werken „von nur noch historischem Werte“ wirft oder es einer Neubearbeitung für wert erachtet. Dieser modernisierenden Arbeit hat sich Professor **Alois Brandl**, der rühmlich bekannte Mitherausgeber der „Quellen und Forschungen“, des „Archivs für das Studium der neueren Sprachen“ und des „Shakespeare-Jahrbuches“, mit dankenswertem Mut unterzogen. Der Entschluß dazu fiel ihm nicht leicht, ist doch bekannt, daß ten Brink an seinen einmal gefaßten Überzeugungen hartnäckig festhielt und vor neueren Forschungsergebnissen auch noch ein Pentagramma schlug, wenn sie längst allgemeine Anerkennung gefunden hatten. Sollte nicht an Stelle des alten Werkes ein vollständig neues treten, so mußte sich der Bearbeiter zu einem Kompromiß entschließen, der von dem alten vertrauten Inhalt wie seiner geist- und geschmackvollen Form möglichst viel zu retten suchte, ohne der Fortschritte der neueren Forschungen verlustig zu gehen. Das ist ihm vortrefflich geglückt, indem er da, wo ten Brink offenbar absichtlich nicht auf die wissenschaftlichen Streitfragen eingegangen war, auch seinerseits den Kontroversen auswich, an anderen Stellen aber, zumal wo inzwischen neue Handschriften ans Licht gebracht waren, die neuen Ergebnisse frei verwertete. Die Abschnitte über die romanische Litteratur des elften und zwölften Jahrhunderts sind außerdem von einem bewährten Romanisten durchgesehen und sorgsam berichtigt worden — genug, man darf sagen: das mit Recht allgemein geschätzte und verbreitete Buch steht jetzt wieder durchaus auf der Höhe der Forschung, ohne dabei etwas von seinen alten Vorzügen verloren zu haben. Schwerfällige Anmerkungen halten die lebensvolle, anschauliche Schilderung nirgends auf, gelehrte Exkurse sind in den Anhang verwiesen, ein sorgfältiges Namen- und Sachregister von der Hand des Verlegers, der der neuen Auflage auch sonst litterarische Hilfe geleistet hat, ermöglicht das Nachschlagen und die Belehrung über Einzelheiten. Der vorliegende erste Band reicht bis zu Wiclifs Auftreten, also ungefähr bis zum Jahre 1370, und umfaßt 520 Seiten (brosch. M. 4.50; geb. M. 5.50), das ganze Werk wird in vier Bänden abgeschlossen sein.

Aus Friedrich Theodor Vischers Nachlaß, der uns vor einiger Zeit bereits seine Einführung in die Ästhetik unter dem Titel **Das Schöne und die Kunst** (Stuttgart, J. G. Cotta) gespendet, hat jetzt sein Sohn Robert auch den ersten Band der **Shakespeare-Vorträge** (Stuttgart, J. G. Cotta) herausgegeben. Es war nicht leicht, diese Arbeit zusammenzubringen, denn Vischer hatte für seine Vorträge immer nur Skizzen oder kurze Dispositionen zur Hand, die im Laufe der Jahre einer vielfachen Umgestaltung unterworfen waren. „Wer meine Hefte sähe,“ sagt er darüber in seiner Biographie, „würde in ihrem Zustand das Bild meiner Mühen erkennen ... Das alte Manuskript wurde je, wenn ich die Vorlesung wieder aufnahm, ganz oder zum Teil umgestoßen, neue Manuskripte haben sich mit brauchbaren der alten Einschiebeblätter so gewirrt, daß ich im Vorstudium zu jeder Stunde keine kleine Spanne Zeit brauche, um nur aus meinen Heften zu kommen.“ Demnach mußten Kollegheste alter Hörer zu Hilfe gerufen werden, um eine lückenlose Darstellung zu gewinnen. Immerhin ist natürlich auch jetzt viel vom Reiz des Stils verloren gegangen, der doch bei der Ästhetik mehr noch als bei anderen Disciplinen ein wichtiges Moment ausmacht. Doch bedeutet die Herausgabe dieser tief eindringenden, feingeistigen, von der Höhe einer umfassenden Bildung abwägenden und vergleichenden Shakespeare-Exegese, deren vorliegender erster Band den allgemeinen litterarhistorischen Teil (Shakespeares Zeitalter; seine dramatischen Vorgänger; sein Leben; seine Würdigung in Deutschland u. a.) und eine jede Falte und Faser des gewaltigsten und tiefsinnigsten Dramas, des Hamlet, auslegende Untersuchung enthält, eine wertvolle Bereicherung des Vischerschen Lebenswerkes, für das namentlich alle die dankbar sein werden, die einmal lauschend zu seinen Füßen gesessen haben. Reichhaltige Nachträge, im wesentlichen von der Hand eines unserer tüchtigsten englischen Philologen, des Straßburger Professors Dr. Lorenz Morsbach, vermerken zudem, was inzwischen von der neueren Litteratur überholt, näher bestimmt oder widerlegt worden ist. Die wichtigsten und schwierigsten der neueren Shakespeare-Fragen, von denen sich so viele gerade aus dem „Hamlet“ entspinnen, sind hier mit eingehender Kritik besprochen. Bezeichnend für den Geist, der durch diese posthumen Blätter weht, ist eine Stelle aus Vischers eigener Lebensbeschreibung: „Niemand, auch Goethe nicht, hat auf meine Art von Phantasie so sympathisch gewirkt wie Shakespeare mit seinem nordisch naturwahren und doch so hoch bewegten, leidenschaftlich brennenden, wie aus wunderbaren Geistestiefen aufglühenden Stil. Seine wetterharte Männlichkeit besonders war es, welche mich leicht über alle Flecken hinwegführte, die uns von ihm abstoßen und durch die er seiner Zeit ihren Tribut zahlte; kurz, er wurde und blieb mein Liebling ...“ In weiteren fünf Bänden, die in rascher Folge erscheinen sollen, werden noch folgende Dramen behandelt werden: Macbeth, Romeo und Julia, König Lear, Othello, die englischen Königsdramen, Antonius und Kleopatra, Julius Cäsar und Coriolan. Der letzte Band wird ein sorgfältiges Gesamt-Inhaltsverzeichnis bringen. — Den ganzen Shakespeare, wenigstens soweit er auf unserer modernen Bühne lebt, behandelt Heinrich Bulthaupt in dem zweiten Bande seiner weitverbreiteten **Dramaturgie des Schauspiels** (6. neu bearbeitete Ausgabe. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung; geb. 6 Mk). Was dieses Unternehmen auszeichnet und ihm einen stets neuen, eigenartigen Reiz sichert, ist die Rücksicht auf die lebendige Bühne, der Verzicht auf jene rein philologische Kleinarbeit, die an Einzelheiten übermäßig lange haften bleibt und darunter die einheitliche Gesamtauffassung des Kunstwerkes nur zu oft leiden läßt. Damit stimmt überein, daß der Verfasser nirgends ein Fachinteresse voraussetzt und auch keinem solchen dient. Seine Voraussetzungen gehören allen Gebildeten gemeinsam, und insofern bedarf sein Ausdruck „Dramaturgie“ einer Erläuterung: er umfaßt alles, was sich auf Dramatisches und Theatralisches der klassischen Bühnenwerke bezieht, nicht etwa nur eine Art Leitfaden der Bühnenpraxis. Auch in dem Shakespeare-Bande handelt es sich nicht um die litterarhistorische Würdigung des großen Dichters, nicht um die Bestimmung des Platzes, den er in der Weltlitteratur einnimmt, nicht um Textkritik und Echtheitsprüfungen, sondern um dramatische und dramaturgische Charakteristiken jedes der besprochenen Dramen, um Fragen des dramatischen Baues, der Scenenführung, der Charaktergestaltung, wobei Bulthaupt auch eine gelegentliche Kritik des Genius nicht scheut. Nur das Polemisieren gegen längst überwundene oder abgethane Größen könnte sich der Verfasser billigerweise ersparen. Wer dem unmittelbaren Bühnengenuß Shakespearischer Meisterwerke eine verstandesmäßige und doch nirgends kalte oder phantasielose Nachprüfung des Gesehenen an der Hand eines einsichtsvollen und kenntnisreichen Führers folgen lassen will, dem sei Bulthaupts Werk hiermit aufs neue empfohlen.

Was Eckermann für Goethe, das, sagt man wohl, war Lord Thomas Medwill für Byron. Doch hat er seinem Meister manchmal eine „Treue“ bewiesen, die mehr als bedenklich erscheinen muß. Seine **Gespräche mit Lord Byron**, ein Tagebuch, geführt während eines Aufenthaltes zu Pisa in den Jahren 1821 und 1822, das in England bereits 1824 erschienen ist, hat jetzt A. v. d. Linden in leider wenig formvollendeter deutscher Übersetzung herausgegeben und mit Einleitung, Anmerkungen, Namen- und Sachregister versehen (2. Auflage. Leipzig, H. Barsdorf). Das Buch strotzt von Indiskretionen und Taktlosigkeiten, und selbst wenn alles, was hier von dem dämonisch-genialen Dichter kleinselig registriert und notiert wird, richtig wäre, bliebe der principielle Wert solcher Aufzeichnungen doch mehr als zweifelhaft. Immerhin wird sie nicht entbehren können, wer ein Interesse daran hat, sich

auch über das Alltagsleben des Lords zu unterrichten, zumal da ja seine eigenen „Memoiren“ dem Feuertode verfallen und also für immer verloren sind, falls nicht etwa die in diesem Jahre zu erwartende Veröffentlichung des Nachlasses Lord Broughtons (Hobhouse) noch wider Erwarten eine Abschrift zu Tage fördert. Die vorliegende Ausgabe ist mit vier Bildnissen (Byron, Lady Noel Byron, Gräfin Teresa Guiccioli und Goethe) und gelegentlichen erläuternden Anmerkungen versehen, die manches Wissenswerte beibringen, aber von englischen Quellen so abhängig sind, daß sie Personalkenntnisse voraussetzen, über deren Mangel sich bei uns niemand zu schelten braucht.

Eine über Gebühr umfangreiche Biographie von **Percy Bysshe Shelley** (mit dem Bildnis des Dichters. Weimar, Emil Felber. 10 Mark) legt uns Helene Richter auf den Tisch. Freilich muß anerkannt werden, daß gerade für diesen Dichter schwierige Fragen zu lösen sind, die nicht ohne umfangreichen kritischen Apparat behandelt werden können. Die gelehrte Verfasserin hat das mit großem Fleiße gethan und nicht bloß die äußeren Lebensschicksale, sondern auch jedes einzelne Werk des arg verkannten Dichters mit aller nur wünschenswerten Ausführlichkeit behandelt. Dabei muß anerkannt werden, daß bei aller Fülle des Materials die Darstellung meistens frisch und lebendig, zuweilen sogar außerordentlich farbenreich und charakteristisch gestaltet ist. Besonders die Stellung Shelleys zu Byron, mit der sich die Verfasserin wiederholt eingehend beschäftigt, trägt viel zur Vertiefung ihres Stoffes bei. Die Forschungsergebnisse der englischen Litteratur sind bis auf die jüngste Zeit sorgfältig verfolgt; eigenen Vermutungen oder Kombinationen der Verfasserin braucht man deshalb noch nicht durch Dick und Dünn zu folgen. Das Hauptverdienst des übrigens auch mit einem Register ausgestatteten Buches wird darin bestehen, daß es unmittelbar, und ohne allzuviel Einzelkenntnisse englischen Lebens und englischer Litteratur vorauszusetzen, in seinen Gegenstand einführt und hineinzwingt, mit einer wohlthuenden Wärme und mit feinem Geschmack, aber ohne fanatische Voreingenommenheit.

Einem der hervorragendsten dichterischen Vertreter des Zeitalters der Königin Viktoria haben kurz hintereinander zwei deutsche Schriftsteller biographisch-kritische Monographien gewidmet. Das Werk von Th. A. Fischer: **Leben und Werke Alfred Lord Tennysons** (Gotha, Friedrich Andreas Perthes, geb. 5 Mark), das mit einer vorzüglichen Bildnisheliogravüre des Dichters ausgestattet ist, schließt sich ziemlich eng an die große zweibändige Biographie an, die der Sohn Tennysons veröffentlicht hat. Ihr verdankt es insbesondere manchen lebensvollen Zug aus Briefen und sonstigen intimen Aufzeichnungen, der um so wertvoller ist, als der äußere Lebenslauf des Dichters sonst nicht besonders reich war. Das Buch zerfällt in drei Teile, eine biographisch-litterarhistorische Gesamtübersicht und zwei besondere kritisch-litterarische Abschnitte, die sich eingehend mit den „Königsidyllen“ und der Elegie „In memoriam“ beschäftigen. Dadurch fällt der Stoff leider einer Zersplitterung anheim, die ihm bei dem großen Publikum nicht überall förderlich sein wird, obgleich der Verfasser nur so die Möglichkeit gewinnt, Tennysons Verhältnis zur Geschichte der englischen Litteratur genauer darzustellen. Dabei scheint mir aber das Werk unter einer Überschätzung seines Helden zu leiden, die auch den Stil manchmal zu Geschraubtheiten verführt. Rückhaltlos empfehlen könnte man es nur denen, die bereits aus anderen Quellen ein sicheres Bild des Dichters gewonnen haben, sich die einzelnen Züge aber noch genauer nachzeichnen und ausführen lassen möchten. — Weit ruhiger, klarer und auch kritischer verfährt die Biographie, die der Straßburger Universitätsprofessor der englischen Philologie Emil Koeppel im 32. Bande der Sammlung „Geisteshelden“ von **Tennyson** geliefert hat (Berlin, Ernst Hoffmann u. Co., geh. Mk. 2,40; in Leinwand Mk. 3,20; in Halbfranzband M. 3,80). Wie alle Veröffentlichungen dieser durch Arbeiten von Wilbrandt, Schönbach, Bettelheim, Brandl, Jähns, Richard M. Meyer, Grisebach, Otto Harnack u. a. längst rühmlich bekannten volkstümlichen Biographien-Sammlung zeichnet sich auch diese über Tennyson durch eine glückliche Verbindung von echter Wissenschaftlichkeit und ansprechender stilistischer Form aus. Was wir hier empfangen, ist wirklich ein mit sicherer Kritik und lebendiger innerer Anschauung aus dem Stoff herausgeläutertes Gesamt-Charakterbild der englischen Dichtererscheinung: liebevoll und verständnisinnig, aber ohne jene Überschätzung, die um jeden Preis gerade ihren Gegenstand weit über seine Umgebung hinausheben möchte und daher immer nur in Superlativen schwelgt. Die fein abgewogene Beurteilung „Enoch Ardens“, des „kleinen schlichten Meerepos“, wie der Verfasser sagt, darf uns hierfür wie für die Gesamtauffassung der Biographie ein Muster und Wertmesser sein. Auffallend aber bleibt, daß auch hier kein vergleichender Blick nach Julius Mosens „Ismael“ hinübergeschickt wird, der doch denselben Grundstoff behandelt und, eine Perle unserer epischen Dichtung, jetzt auch weiteren Kreisen leicht zugänglich ist in der neuen Ausgabe von **Julius Mosens Ausgewählten Werken** (4 Bände; Leipzig, Arwed Strauch), die Dr. Max Zschommler herausgegeben und mit einem Lebensabriß des Dichters eingeleitet hat. Doch fällt diese Nebensächlichkeit gewiß nicht so ins Gewicht, um den litterarischen Wert des Koeppelschen Buches herabzusetzen: es wird lange das Beste bleiben, was in unserer Litteratur über den englischen Poeta laureatus zu finden. Dem gefällig ausgestatteten Heft ist ein Bildnis Tennysons nach einer Zeichnung des Londoners Rudolf Lehmann beigefügt.

Einen Band Essays legt uns ein Deutschamerikaner, E. P. Evans, mit seinen **Beiträgen zur Amerikanischen Litteratur- und Kulturgeschichte** vor (Stuttgart, J. G. Cotta). Man wird nicht

erwarten, in diesem Buche, obwohl es fast fünftehalb hundert Seiten stark ist, ein vollständiges und einheitliches Bild von der so ausgedehnten und verschiedenartigen amerikanischen Litteratur zu erhalten, dem Verfasser vielmehr schon dankbar sein, daß es ihm gelungen, ein paar charakteristische Umrisse aus dem litterarischen und kulturellen Leben der Neuen Welt zu zeichnen, die überall genaue Kenntnisse der Verhältnisse verraten. Besonders dankenswert ist der umfangreiche Essay über Ralph Waldo Emerson, der uns Deutschen ja besonders nahe steht und der auf mehr als einen unserer einheimischen Schriftsteller nachhaltigen Einfluß ausgeübt hat. Aus dem übrigen Inhalt, den durchweg eine phantasievolle, bilderfrohe Sprache belebt, seien die eindringenden Schilderungen des amerikanischen Humors, die Aufsätze über die moderne amerikanische Novellistik und die Charakterbilder der hervorragendsten amerikanischen Dichter der Gegenwart hervorgehoben.

F. D.

Meyers Hand-Atlas. (Leipzig, Bibliographisches Institut.) — Dieser aus den in Meyers Konversationslexikon enthaltenen Karten zusammengestellte Atlas liegt nun schon in zweiter vermehrter Auflage vor. Manche Gebiete, die jetzt ein höheres Interesse beanspruchen, wie z. B. unsere Schutzgebiete, die Ostasiatischen Länder ꝛc. haben in größerem Maßstabe Darstellung gefunden, wodurch die Anzahl der Karten auf hundertdreizehn gestiegen ist. Aber auch manche der schon recht alten Karten haben jetzt neuen Platz machen müssen, die sich durch ihre bessere technische Ausführung und sorgfältigere Bearbeitung auszeichnen. Außerordentlich ist die Benutzung des Werkes erleichtert durch ein über zweihundert Seiten umfassendes Namenverzeichnis. Gerade dieses ermöglicht eine schnelle Orientierung und macht den Atlas bei dem bequemen Format zum Handgebrauch sehr geeignet.

Wenn nun aber auch schon ein gut bearbeiteter Atlas eine unendliche Fülle der Belehrung über die Oberflächengestalt der Erde, die Siedelungen, Verkehrswege und viele andere Beziehungen der Menschen zur Erdoberfläche dem kundigen Auge erschließt, so hat doch diese Darstellungsweise immerhin ihre Grenzen. Wort und Bild müssen dann ergänzend hinzutreten. Wenn ein alter Bekannter, der in neuem Gewande nun schon zum drittenmal erscheint, sich uns als Führer um den Erdball anbietet, so kann man ihm wohl schon mit einem gewissen Vertrauen folgen. Gehört doch dieses jetzt wiederum von dem bekannten Bremer Geographen Dr. W. Wolkenhauer bearbeitete **Illustrierte kleinere Handbuch der Geographie** von Dr. H. A. Daniel (Leipzig, O. R. Reisland) schon längst zu den Werken, die man gern in einer Hausbibliothek sucht, und bei den immer mehr wachsenden Ansprüchen, welche das moderne Leben an die geographischen Kenntnisse eines jeden stellt, wird sich das Buch sicher viele neue Freunde erwerben. Nach einem kurzen Abriß der allgemeinen Geographie, in dem die Stellung der Erde im Planetensystem, die Erscheinungen der Erdoberfläche, Luft- und Wasserhülle, sowie die Einteilung des Menschengeschlechtes nach Rassen, Religion u. s. w. erörtert werden, behandelt der erste, siebenhundert Seiten umfassende Band die außereuropäischen Erdteile. In dem zweiten, etwas stärkeren Bande, der die Länder Europas umfaßt, nimmt natürlich die Darstellung des Deutschen Reiches einen umfangreichen Raum ein. Im allgemeinen folgt einer kurzen Übersicht eines Erdteils oder größeren Gebietes die ausführliche Beschreibung der einzelnen Staaten nach üblichem Muster, doch stets in fließender nnd ansprechender Form mit guter Auswahl und steter Hervorhebung des Wichtigsten. Einige für die Entstehung und Entwickelung der Staaten bedeutungsvolle Daten sind angegeben. Überall sind die so wichtigen wirtschaftlichen Beziehungen der einzelnen Völker und Mächte zueinander besonders berücksichtigt, wie auch dem deutschen Handel und unseren Schutzgebieten besondere Aufmerksamkeit zugewandt ist. Zu bedauern bleibt allerdings, daß dem Weltverkehr und den Handelsprodukten nicht auch ein besonderer zusammenfassender Abschnitt gewidmet wurde. Neben den vielen und sorgfältig ausgewählten Abbildungen findet sich eine Menge Pläne und Karten der hervorragendsten Städte und sonstiger besonders interessanter Gebiete. Eine Reihe Tabellen geben eine übersichtliche Zusammenstellung statischer Daten, wie auch jedem Bande ein reichhaltiges Register beigefügt ist.

Es liegt in der Natur der Sache, daß solche Handbücher — zwar zum Nachschlagen und schnellen Orientieren unentbehrlich — wenig begeisterte Leser finden werden. Noch immer sind es die Reisebeschreibungen, die bei dem nach geographischer Lektüre greifenden Publikum den Hand- und Lehrbüchern bei weitem den Rang ablaufen. Deshalb wird besonders bei dem großen Interesse, welches das reisende Publikum jetzt den nordischen Ländern entgegenbringt, ein Buch freundliche Aufnahme finden, in dem uns ein Heidelberger Professor seine vor einigen Jahren ausgeführten Reisen auf Island schildert. Prof. Dr. B. Kahle giebt in diesem kleinen Werk: **Ein Sommer auf Island** (mit zahlreichen Illustrationen und einer Karte von Island; Berlin, Bodenburg) nun zwar keine Schilderung gefährlicher Seefahrten oder halsbrecherischer Touristenleistungen auf Gletschern und Vulkanen; die Reise selbst bildet eigentlich nur den Rahmen, in dem uns das Wesen und Leben des uns stammverwandten Volkes nahe gebracht wird, das auf der einsamen Insel, kämpfend mit einer rauhen unwirtlichen Natur, siegreich allen Schicksalsschlägen Widerstand geleistet, das den Mut nicht sinken ließ, sich seine Sprache in voller

Reinheit bewahrt, sein geistiges Leben zu hoher Blüte gebracht hat. Die Wiedergabe einiger der schönsten Stellen aus der isländischen Dichtung und aus ihren alten Volkssagen muß mit besonderem Dank entgegengenommen werden. Historische Erinnerungen, volkswirtschaftliche Betrachtungen sind an geeigneter Stelle eingeflochten, kurz wir erfahren alles Wissenswerte über Land und Leute. Und das ist auch ein Nebenzweck des kleinen Werkes, es soll späteren Besuchern dieser eisigen Felseninseln als Führer dienen können und giebt in dieser Beziehung manche wertvolle Winke. Die erste kleinere Reise berührte, von Reykjavik ausgehend, die Hekla, den großen Geysir und die alte Stätte der Volksversammlungen, und diese wird wohl von den meisten Island besuchenden Touristen ausgeführt. Die zweite, einen vollen Monat in Anspruch nehmende Tour führte nach der von Fjorden tiefzerschnittenen, erst kurze Zeit vorher vom Eis befreiten Nordseite der Insel. Ein Dampfer brachte die Reisenden dann von Akureyri nach Umschiffung der Nord- und Westseite Islands wieder nach Reykjavik zurück. Verpflegung und Unterkommen machten manchmal Schwierigkeiten, doch störte das den Genuß der herrlichen Naturschönheiten nicht. Stets wurde dem Reisenden selbstloseste Gastfreundschaft gewährt, und kleine, mit liebenswürdigem Humor berichtete Abenteuer konnten nur die Reize der Reise durch diese von Fremden bisher so selten besuchte nordische Vulkaninsel erhöhen. Eine Reihe schöner Bilder unterstützt die Anschaulichkeit der lebendigen Schilderung, und beide rufen den lebhaften Wunsch hervor, dieses interessante Land selbst einmal zu besuchen.

Auf eigenen Grund und Boden, nach den von den blauen Fluten des pacifischen Oceans umspülten Inseln des Bismarck-Archipels, führt uns ein umfangreiches, wissenschaftlich höchst wichtiges Werk des Grafen Pfeil: **Studien und Beobachtungen aus der Südsee** (Braunschweig, Friedrich Vieweg u. Sohn). Es sind die wertvollen Ergebnisse einer Forschungsfahrt, die der bekannte und verdiente Reisende und Kolonialpolitiker vor neun Jahren unternommen, und über die er unseren Lesern im zweiundsiebzigsten Bande dieser Zeitschrift eine anschauliche Skizze entworfen hat. Dies ist nun eine Zusammenfassung alles dessen, was bisher über die Natur und Bewohner dieser palmenbeschatteten, wellenumbrandeten Koralleninseln erforscht, was der Verfasser selbst hat prüfen und neu auffinden können. Im Mittelpunkt der Betrachtungen stehen die Eingeborenen, die der Forscher, wie er im Vorwort sagt, niemals lediglich als ethnographisches Objekt, sondern stets vom psychologischen Standpunkte aus betrachtet hat. Sie sind es, welche den Europäern zur Erschließung des Landes hilfreich zur Hand gehen müssen, und daher ist es ein unabweisbares Erfordernis, ihre Eigenschaften und Eigenheiten genau kennen zu lernen, will man sie geschickt und mit Erfolg zu diesem hervorragenden Kulturwerk benutzen. Es ist natürlich, daß dieser für den Kolonialpolitiker so wichtige Gesichtspunkt dem Werk einen typischen Stempel aufdrückt, wodurch vielleicht auch manche Einzelheiten zu sehr dem subjektiven Empfinden des Forschers unterworfen wurden; aber wer das Buch aufmerksam studiert, dem wird eine unendliche Fülle von Beobachtungen entgegentreten, aus denen er reiche Belehrung über das Leben und die Gedankenwelt dieser so verschlossenen Menschen, unserer schwarzen Landsleute im fernen Osten, wird schöpfen können. So möge denn das dem Großherzog von Sachsen gewidmete, mit Bildern nach Aquarellen und Zeichnungen des Verfassers reich geschmückte Werk das Interesse für das große Unternehmen deutscher Kolonisation in der Südsee in weiten Kreisen erwecken!

P. Dcke.

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. — Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten.
Redaktion unter Verantwortung von Dr. Adolf Glaser in Berlin und Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen sind zu richten an:
die Redaktion von Westermanns Illustrierten Deutschen Monatsheften in **Braunschweig**.

Junge Leiden.

Roman
von
Sophie Junghans.

(Fortsetzung.) (Nachdruck ist untersagt.)

IX.

„Aber nehmen Sie doch noch ein Stückchen Braten, Fräulein Wienandt —“ eine eindringlich bittende Stimme sprach es, und etwas leiser fügte dieselbe Stimme sogar noch hinzu: „Das erste war so klein, ein so dünnes Scheibchen …“

Magdalene blickte fast verwundert in die hübschen bittenden Augen, die so hell aus dem gelblich braunen schmalen Gesicht des jungen Mannes schauten. Sie hatte überhaupt jetzt, in den letzten vierzehn Tagen, schon gelernt, daß diese Augen eigentlich immer da waren, wo sie war, sie verfolgten, ohne Zudringlichkeit, aber mit einer ganz eigenen Stetigkeit, sorgend, hütend und, ja, ja, mit etwas von — Verliebtheit nicht, wohl aber Zärtlichkeit! Fritzens Augen natürlich. Er war wirklich da, war zur bestimmten Zeit angekommen, und sie trafen sich nun bei allen Mahlzeiten wenigstens.

Fritz hatte Magdalene bloß zu sehen gebraucht, um an seine Photographie nur noch mit stillem Mitleid zu denken. Die war ja wohl auch reizend, wie eben Bilder reizend und anziehend sein können. Aber diese Wirklichkeit dagegen! Der Reiz der wechselnden Bewegung, der Duft der Jugend und des Lebens! Hatte er wirklich da draußen in der Einsamkeit zuweilen gedacht, das Original kennen lernen würde ja wohl eine Enttäuschung sein? Nun, dann war er jetzt gestraft.

Die Sache trat, seinem Charakter gemäß, bei ihm nach außen nicht lebhaft zu Tage. Die Mutter merkte wahrscheinlich gar nichts, Grete freilich — die wohl schon eher! Zuweilen bei Tisch, wenn er eine Zeit lang Magdalenes Profil studiert hatte — er saß dafür ziemlich günstig, links neben ihr, aber quer vor der Schmalseite des länglichen Tisches, an dessen einem Ende Fräulein Wienandt ihren Platz hatte — dann traf er auf Gretes Augen, die ihn sonderbar und wie fragend ansahen. Sagte sie einmal etwas: „Du, verliebst du dich nun wirklich in sie? ich glaube aber, das darfst du nicht; sie ist so gut wie verlobt“ — oder dergleichen, so fand er das Schwesterchen mit einem Scherz ab. In der letzten Zeit aber hatte er ein

paarmal Äußerungen der Sorge gethan wie: „Jetzt laß deine Dummheiten, Gretel; frage lieber Fräulein Wienandt, was ihr fehle. Sie sieht blässer aus als im Anfang ... und sie ißt ja fast nichts. Ihr merkt so etwas nicht, natürlich ... Ich? o, da draußen lernt man auf Symptome achten und wird nolens volens ein halber Doktor.“

„Sie essen ja fast nichts —“ das sagte er auch eben jetzt halblaut und überredend zu ihr: das von dem dünnen Schnittchen Braten war vorher gegangen. Sie sah ihn an und konnte ihm wegen der steten Aufmerksamkeit auf sie doch nicht böse sein: es lag durchaus etwas so tüchtig Ernsthaftes in seinem Wesen, trotz der Scherze, die ihm meist auf den Lippen saßen. Und etwas wie eine ganz seltsame Ahnung dämmerte in Magdalene auf, als sie jetzt in das junge schmale Gesicht mit dem unbedeutenden Bärtchen über der Oberlippe schaute. Ein Antlitz, in das der Kampf mit dem Tropenklima seine Spuren eingegraben hat; auf den ersten Blick weiter nicht schön oder auffallend, in das man aber je länger je lieber hineinsieht, um zuletzt die Beweise von ungewöhnlichem Wagemut und kaltblütiger Entschlossenheit sehr wohl zu begreifen, die dieser schlichte junge Mann schon gegeben hat. Besonders anziehend ist der offene, kluge und forschende Blick. Den Hof gemacht hat Fritz Magdalene noch nicht; keine Spur davon. Anstatt Schmeicheleien oder doch angenehmer Wahrheiten sagt er ihr Dinge wie: „Sie essen fast nichts ... heute morgen beim Frühstück haben Sie nur ein halbes Brötchen gegessen“ ... und, mit scherzendem Mund, aber einem ernsthaften Ausdruck in den Augen: „Wenn das so fortgeht, werden Sie nächstens vor Erschöpfung vom Klavierstuhl fallen, geben Sie acht!“ Oder es heißt, leicht hingeworfen und halblaut, damit die anderen am Tische nicht aufmerksam werden: „Gestern und heute haben Sie fast gar nicht geübt, Fräulein Wienandt. Sie fingen heute früh an und hörten ganz bald wieder auf ... Sie hatten Kopfweh, nicht wahr?“

Da trifft ihn von ihr ein rascher, verstörter Blick. „Ja — das heißt Kopfweh hatte ich nicht, aber ich konnte doch nicht üben ...“ Dann faßt sie sich etwas. „Aber Herr Riedinger, was haben Sie nur, daß Sie mir so aufpassen? Ich möchte wissen, was —“ sie stockt.

„— was es Sie angeht, ob ich übe oder nicht, wollten Sie sagen,“ vollendet er unverzüglich. „Sie haben eigentlich recht. Dumme, unbequeme Art von diesem Menschen, sich um alles zu kümmern, nicht wahr? Wäre er doch in seinem Pfefferlande, oder wo er sonst herkommt, geblieben.“

„Nein, nein —“ entfuhr es Magdalene, und dann wurde sie verlegen und er vielleicht auch, nur daß man es ihm weniger anmerkte. Jetzt drehte er sich geflissentlich zu Ottchen herum, der etwas gereicht haben wollte, und verhalf ihm zu der verlangten Schüssel, und nun sagte Frau Riedinger mit einem Mal verwundert: „Was ich schon immer fragen wollte, Fritz, du bist doch dein Lebtag nicht links gewesen ... warum brauchst du eigentlich jetzt so oft die linke Hand?“

„Die linke Hand?“ meinte Fritz halb lachend, als ob sie sich irrte.

Aber Grete fiel ein: „Ja, gewiß, ich hab's zuerst gemerkt und der Mama gesagt, seitdem giebt sie acht; die sieht sonst so etwas nicht.“

„Na ja, es stimmt allerdings, Mütterchen. Weißt du, der rechte Arm blieb nach jener Affaire, wo ich den Schuß bekam, eine Weile schwach, und da habe ich mich links gewöhnt.“

Jetzt erregte sich sogar die ruhige Frau Riedinger ein wenig, während Ottchen in wonnevoller Neugierde und Gretel vor nachträglichem Entsetzen starr da saßen. „Eine Affaire, bei der du einen Schuß bekommen hast!“ rief sie. „Aber Kind, davon hast du uns ja nie geschrieben! Was ist denn das gewesen?“

„Das hätte ich nicht geschrieben?“ sagte Fritz, dieser Heuchler, und that, als könne er sich gar nicht besinnen. „Nun, dann habe ich's für die mündliche Erzählung aufsparen wollen; ihr hättet euch auch vielleicht sonst geängstigt und nun wunder gedacht, auf was für einem exponierten Posten ich mich befinde. Es war aber nur halb so schlimm; ein kläglicher Versuch der Benka-Leute, uns das Anlegen einer neuen Plantage oben nach dem Gebirge zu zu verleiden. Dumme Kerls; da hätten sie früher aufstehen müssen; wir waren ja doch auf unserer Hut, das kannst du dir denken. Zum Glück kamen sie, als

ich gerade selber die Wache hatte: ich hatte zwar auch nur eine Handvoll Leute, aber unter strammer Führung ist der Neger eigentlich immens brav: wir haben so auf die Burschen gepfeffert, daß sie nicht wieder den Versuch gemacht haben, uns zu überraschen."

„Aber Fritz," sagte hier die hübsche Frau Riedinger fast vorwurfsvoll, „dafür bezahlt dich doch Wustermann u. Co. eigentlich nicht, daß du dich auf diese Weise exponierst. Das ist ja schrecklich ... nun wird man gar keine ruhige Minute mehr haben, wenn du dort bist," eine Klage, deren Eindruck die glatte Stirn und die klaren Augen des so wohl konservierten anmutigen Antlitzes einigermaßen abschwächten. Nach der Fähigkeit, sich über irgend etwas in der Welt allzusehr zu beunruhigen, sah Frau Riedinger nun einmal nicht aus. Anders Grete: ihr stockte buchstäblich der Atem, während sie sich die Lebensgefahr ausmalte, die Fritz da in seiner Weise, aus nichts, was er that, viel zu machen, nur hatte abschwächen wollen. Ottchen indessen ließ sich zunächst vernehmen: „Du, Fritz, mit was haben sie denn geschossen? mit vergifteten Pfeilen?"

„Ich danke, nein," sagte Fritz lachend. „Sie hatten, wenn auch nicht gerade Mausergewehre Modell so und so viel, so doch ganz richtige Schießwaffen, so 'ne Art Entenflinte; ich kriegte, leider und dummerweise gleich im Anfang, durch einen Streifschuß die halbe Ladung, kleines Schrot, in den rechten Oberarm und mußte während der Verfolgung, die wir natürlich anstellten, mich mit dem linken Arm und der Pistole begnügen. Aber," dabei nickte er Ottchen zu, „ich habe doch noch zwei niedergeknallt ... ja, so wird man; schön ist's eigentlich nicht; denn sozusagen sind die Schwarzen doch auch Menschen."

Frau Riedinger, gegen das letztere Argument ziemlich unempfindlich, hatte indessen ihren eigenen Gedankengang verfolgt und sagte wieder in sanft vorwurfsvollem Ton: „Nein, das habe ich mir anders gedacht ... wenn deine Stellung dort so lebensgefährlich ist, dann müßten dich Wustermanns noch ganz anders bezahlen."

Grete schaute hier etwas unbehaglich verstohlen nach Fräulein Wienandt hinüber und sah auch wirklich Magdalenes Augen groß und wie in ungläubigem Staunen auf ihre Mama gerichtet, die das natürlich nicht merkte. Fritz aber erklärte, das von der Lebensgefährlichkeit sei Unsinn: hier habe es sich um einen Ausnahmefall, den Treubruch eines verschmitzten alten Dorfhäuptlings gehandelt: „Denn wir haben ja doch Bündnisse mit den umliegenden Stämmen, die meist ganz friedlich sind. Und kommt es wirklich zu einem allgemeinen Aufstand unter ihnen, nun, so geht das uns nichts an: dafür ist dann die Schutztruppe da."

„Und Sie würden warten und sich hinter die Soldaten stecken, nicht wahr?" sagte hier Fräulein Wienandt, halblaut und ihn mit eigentümlich leuchtenden Augen ansehend. „Hoffentlich giebt es dort so bald keinen allgemeinen Aufstand."

Ihm war ganz heimlich so zu Mute, als habe er da eben die höchsten Orden erhalten, zugleich aber auch fühlte er eine fatale schuljungenhafte Verlegenheit und Beklemmung. Wäre doch die dumme Schießerei von damals hier nicht so öffentlich zur Sprache gekommen, er hätte etwas darum gegeben! Sich als Helden feiern zu lassen, dafür eignete sich Fritz Riedinger nun einmal gar nicht. Und doch — nie in seinem Leben hatte ihm etwas wohler gethan als die paar von einer jungen Stimme bald darauf halb verstohlen an ihn gerichteten Worte: „Ist denn Ihr Arm nun wieder ganz geheilt, Herr Riedinger?"

„Schon lange ... wieder gerade wie der andere: es waren ja nur ein paar unbedeutende Fleischwunden!" Es war schon köstlich, eine solche kleine harmlose Sonderunterhaltung mit ihr zu führen, er fuhr daher fort: „Wenn ich jetzt noch zuweilen die linke Hand statt der rechten gebrauche, so ist das nur eine dumme Angewohnheit. Nein, die Schußwunde war das schlimmste nicht —"

Die Worte waren ihm herausgefahren, und nun brach er kurz und wieder in leichter Verlegenheit ab.

Magdalene, voll Aufmerksamkeit, schien zu erraten und fragte dann: „Was war das schlimmste?" um gleich darauf, mit leiser ernster Stimme, sich selbst die Antwort zu geben: „Ach ja, ich weiß, von Gretel, Sie haben das klimatische Fieber gehabt. Das muß allerdings schrecklich sein: krank zu liegen in so weiter Ferne ... allein ... Da

muß man sich recht verlassen fühlen ... ich kann mir das so gut denken."

„Sie?" fragte er kurz und schroff. Sie wandte ihm das Profil zu, an dem er sich nie satt sehen konnte, schaute vor sich hin ins Weite mit einem eigenen traurigen Ausdruck. Jetzt nur irgend etwas reden, um sie dieser trüben Insichversunkenheit, die er fürchtete, zu entreißen. „Man ist nicht so verlassen, wie Sie denken," sagte er daher jetzt ganz munteren Tones: „Man hat die Briefe von zu Hause — wenn man überhaupt den Kopf halten und etwas lesen kann —"

Sie hörte ihm still zu.

Und wissen Sie, was ich noch für eine Gesellschaft hatte? Die mir hinweggeholfen hat über die allerschlimmste Zeit? Sie erraten es nicht. So oder ähnlich hätte er vielleicht jetzt weitersprechen sollen und ihr dann von seinem Kultus ihres Bildchens erzählen. Er that es aber nicht ... das wäre, seinem Gefühle nach, eine vollständige Liebeserklärung gewesen. Und, lieber Himmel, zu einer solchen hatte er doch wahrhaftig kein Recht!

Er unterließ es also; das Gespräch wurde wieder allgemein, und bald darauf standen sie vom Tisch auf. Es würden diese Tischunterhaltungen übrigens einen ganz anderen als den geschilderten Verlauf genommen haben, wenn die Kervo dabei gewesen wäre. Sie war aber überhaupt jetzt nicht im Hause vorhanden; kurz vor Fritzens Rückkehr war sie verreist; nach München, zur Ausstellung der Secessionisten, wie sie gesagt hatte. Ihr Zimmer bei Riedingers behielt sie, hatte aber mit so ziemlich all ihren Sachen einen großen Koffer vollgepackt und ihn dort stehen lassen.

Noch ein anderer, aber weit kleinerer Koffer stand gepackt im Hause, Fritzens hübscher englischer Lederkoffer mit den Messingbeschlägen; Fritz reiste auf einige Zeit nach Hamburg, zu Besprechungen mit seinen Chefs. Wie lange er dort würde bleiben müssen, wußte er noch nicht; er hoffte aber, nachher noch einen guten Teil seines Urlaubes für Dresden und die Seinigen übrig zu behalten.

Am Tage seiner Abreise hatte er noch einen Besorgungsgang in der Altstadt gehabt und war bei der Rückkehr gerade noch zeitig genug gekommen, um einen Herrn, den er kannte, aus der Hausthür der mütterlichen Wohnung treten und sich in entgegengesetzter Richtung entfernen zu sehen. Einen rundlichen Herrn in mittleren Jahren, bei dem der schwarze Gehrock etwas eigentümlich prall und uniformartig Anschließendes hatte; ja, daran hatte ihn Fritz auch noch von hinten erkannt. Und etwas verwundert fragte er jetzt beim Eintritt in das Wohnzimmer die Mutter, die dort allein war: „War denn der Polizeikommissar Henne bei dir, Mutter?"

Es wohnte noch eine Partie im Erdgeschoß, und Fritz wußte selber kaum, warum er nicht ohne weiteres angenommen habe, der Beamte habe dort aus irgend einem Grunde seinen Besuch gemacht. Wahrscheinlich sogar war das der Fall gewesen; das fuhr ihm noch durch den Kopf, als er zu jener Frage ansetzte; als er sie geendet hatte, wußte er aber schon besser Bescheid. Frau Riedinger sah ihn lebhafter an, als ihre Art war, und er las ihr die bejahende Antwort und etwas wie eine eben erlebte Überraschung, schon ehe sie sprach, vom Gesicht ab.

„Ja, er war hier; dort hat er eben gesessen," sagte sie jetzt. „Ach, Fritz, was man alles erlebt ..." sie schüttelte den Kopf und seufzte. „Immer und immer wieder muß ich denken: wie konnte euer Vater mich damals in dieser Lage zurücklassen."

Es war dies eine alte Klage seiner Mutter, die Fritz in seinen Knabenjahren nach des Vaters Tode unzähligemal gehört hatte. Sie griff auch jetzt noch darauf zurück, sowie durch die Pensionäre im Hause irgend etwas Unangenehmes an sie herantrat. Diesen Weg nahmen Fritzens Vermutungen daher jetzt: er dachte, der Schlingel, der junge Hastings, habe vielleicht, obwohl er bei Tische immer da saß, als ob er nicht bis drei zählen könne, Streiche gemacht, die den Polizeikommissar, als alten guten Bekannten der Familie noch vom Vater her, dazu veranlaßt hätten, an Frau Riedinger erst einmal privatim eine Mitteilung gelangen zu lassen.

Aber da irrte er sich, um den jungen Engländer handelte es sich nicht.

„Ich hätte es nimmermehr für möglich gehalten," fuhr seine Mutter klagend und anklagend fort. „Mir eine so entsetzliche Unannehmlichkeit zu bereiten ... Die Polizei

im Hause — Haussuchung und was nicht alles …“

„Haussuchung? Bei wem? Bitte, Mutter, erkläre dich endlich deutlicher,“ sagte Fritz, jetzt etwas scharf und ungeduldig.

„Nun, bei diesen verrückten Frauenzimmern, wenn sie nichts Schlimmeres sind, der Wienandt und der Kervo! Es giebt hier, wie ich von Herrn Henne erfahre, russische geheime Gesellschaften, deren Zusammenkünfte haben die Mädchen besucht … ist das nicht schauderhaft …“

Fritz schwieg eine ganze Weile; er mußte sich fassen nach dem Stoß, den er da eben erhalten hatte. „Warum nennst du Fräulein Wienandt zuerst, Mutter?“ sagte er endlich. „Es ist doch klar, daß das junge Mädchen, wahrscheinlich ganz harmloserweise, nur mitgegangen ist, wohin diese Kervo sie geführt hat.“

„Wie sie hingekommen ist, das wird sich ja wohl gleichbleiben. Jedenfalls sind die beiden dort beobachtet worden, nicht ein-, sondern mehreremal …“

„Wo haben die Versammlungen stattgefunden?“ fragte Fritz kurz; ihm war fast unerträglich zu Mute.

„Im Hauffschen Saale, ganz hier in der Nähe,“ sagte Frau Riedinger. Gerade wie damals Magdalene, empfand Fritz, als dies anständige Lokal in der stillen Straße genannt wurde — der große helle Saal, in welchem früher des guten Lichtes wegen die Ausstellungen der Zeichenschule abgehalten worden waren — eine Art Erleichterung.

„Im Hauffschen Saale! Als ob nicht alles, was dort abgehalten wird, der Polizei vorher gemeldet werden müßte! Was da vorgeht, ist von vornherein von beruhigender Öffentlichkeit. Und du sprichst von Zusammenkünften geheimer Gesellschaften, daß einem die Haut schaudert! Der gute Henne scheint dir überflüssigerweise zugesetzt zu haben.“

Frau Riedinger schüttelte langsam den Kopf. „Natürlich sind die Versammlungen öffentlich gewesen,“ sagte sie, „und unter dem Deckmantel der Religion sogar. Diese Leute, nicht nur Russen, sondern abenteuerliche Existenzen aus aller Herren Ländern, haben vorgegeben, eine religiöse Sekte zu bilden … und das sei das Gefährliche daran, sagt der Kommissar Henne … auf den tollsten Kommunismus laufe alles hinaus …“

„Das alles hat er dir so ohne weiteres gesagt? Unbegreiflich,“ murmelte Fritz.

„Na, es ist doch kein Geheimnis, wenn sozusagen jeder hingehen konnte, jeder wenigstens, den jemand von der russischen Kolonie hier einführte. Ich frage dich, was hatte das Mädchen, die Wienandt, von der man dachte, daß sie weiter nichts im Kopfe habe als ihre Singstunden, dort zu suchen?“

Eine Antwort hierauf, zunächst einmal für sich selber, fand Fritz auch nicht gleich, um so weniger, da Frau Riedinger fortfuhr: „Besonderes Gewicht legt die Polizei darauf, daß sie mehrfach dort gewesen ist. Einmal, meinte Herr Henne, ginge man wohl an so einen Ort, aus Neugier, aber dann noch nicht zu merken, wo man sich befinde, das sei undenkbar. — Ach, ich wollte, die beiden wären mir nie ins Haus gekommen,“ brach Frau Riedinger, lebhaft wie selten, hier heraus; „weder die Kervo noch die andere. Wie werde ich sie nun los? Die Russin, mit der mache ich nicht viel Umstände — wer weiß überhaupt, ob die die Absicht gehabt hat, je wiederzukommen; der Kommissar schien sich durchaus nicht zu wundern, als er hörte, sie wäre fort. Aber die Wienandt — da habe ich [illegible]eiberei und was nicht alles — und schließlich macht mich noch der Doktor, ihr Vormund, für ihre Streiche verantwortlich! Aber was hast du denn nur, Fritz …?“ Er war aufgesprungen und sah merkwürdig alteriert aus.

„Verzeih, Mutter — aber dich so reden zu hören — so völlig lieblos, über dies verwaiste junge Mädchen, das dir anvertraut war —“

Fritz hatte seiner Mutter bisher so selten ein unwilliges Gesicht gezeigt, daß sie betroffen war. Er imponierte ihr überhaupt jetzt mehr als früher, vor seiner weiten Reise … sie steckte das harte Wort „lieblos“ für jetzt ein, obwohl sie den Tadel sobald nicht vergaß und dafür ein gewisses Mißwollen, dessen ihre phlegmatische Natur sehr wohl fähig war, nur stärker gegen Magdalene richtete. „Lieber Junge, ich glaube, du hast ein bißchen überspannte Ideen in betreff der Verpflichtungen, die man gegen so eine Pensionärin übernimmt,“ sagte sie jetzt ziemlich

kühl. „Diese ist doch wahrhaftig kein Kind mehr ... sie ist erwachsen — niemand kann von mir erwarten, daß ich auf all ihre Schritte und Tritte außer dem Hause achtgeben soll. Ich habe das auch bisher nie nötig gehabt ... wir hatten Glück ... immer anständige Mädchen, die ganz von selbst in den Ton des Hauses fielen und waren, als gehörten sie zur Familie — das weißt du ja selber."

„Ich hoffe, du willst nicht sagen, daß Fräulein Wienandt zu diesen nicht zu rechnen wäre."

Frau Riedinger zuckte mit den hübschen runden Schultern. „Schon das Außergewöhnliche, was ihren Verhältnissen anhaftet," sagte sie, einer direkten Antwort ausweichend. „Dafür kann sie ja nun freilich nichts. Aber man kann sich nie genug vorsehen, wen man ins Haus nimmt. Dieser doch eigentlich verrückte Zusammenhang mit dem jungen eleganten Menschen, dem Privatdocenten! Pflegebruder und Pflegeschwester — was heißt denn das? Sind sie heimlich verlobt? Dagegen spricht ihr sehr ernstliches Gesangsstudium, zu dem er sie doch hergebracht hat. Sie wird sich einbilden, daß er sie früher oder später heiratet, aber sie wird sich wahrscheinlich irren," schloß Frau Riedinger beschaulich. Sie hatte zuletzt mehr vor sich hin als zu ihrem Sohne gesprochen, der an einem entfernten Fenster stand und ihr den Rücken zudrehte. Es wäre ihm jetzt schwer geworden, auch nur ein Wort zu erwidern. Erst nach einer Weile hatte er seine Stimme wieder in der Gewalt und sagte trocken: „Da der Kommissar kaum von dir gegangen ist, weiß Fräulein Wienandt noch nichts von all diesen schönen Dingen. — Oder hat er sie etwa auch gesprochen?"

„Nein. Sie ist gar nicht zu Hause."

Gewiß, sie war auf dem Konservatorium, das wußte er ja; er hatte ihr heute früh bei ihrem Weggehen Adieu gesagt, auf die paar Wochen, oder wie lange nun die Hamburger Reise dauern würde. Da hatte er ihre Hand sekundenlang in der seinen gehalten, das war alles gewesen. Im großen, allgemeinen Zimmer, neben dem abgegessenen Frühstückstisch, von dem sie eben alle aufgestanden waren, wie hätte der Abschied da anders ausfallen sollen? Aber auch wenn sie dabei allein gewesen wären — Fritz hätte schwerlich mehr von sich gegeben als diesen leise zögernden Händedruck und ein anscheinend ganz wohlgemutes: Lassen Sie sich's gut gehen, Fräulein Wienandt! — So recht kahl und alltäglich die Worte — er hatte sich gleich selber darüber geärgert ... ich bin ein so heillos prosaischer Kerl, sagte und dachte er wohl von sich. Dabei fühlte er aber jetzt oft, sobald er in Magdalenes, des noch immer kindlichen Mädchens, Nähe kam, ja so oft er nur an sie dachte, etwas, was die ganze Lebensprosa zu verschlingen im stande schien, so daß die wichtigsten Geschäftsfragen daneben unwichtig wurden und Carriere und Fortkommen, seine Stelle und das Vertrauen von Wustermann u. Co. förmlich zu Nebensachen zusammenschrumpften gegenüber diesem einzigen Gesichtchen!

Gegen eine solche Tollheit mußte man natürlich ankämpfen, und Fritz kannte sein wohlgezogenes, vom Leben schon tüchtig unter die Schere genommenes Selbst und wußte ganz genau, welches das Ende sein und daß die Prosa des Lebens den Sieg davontragen würde. Bescheiden, wie er von sich dachte, glaubte er auch zu wissen, daß jedermann, und daher auch Magdalene, ihn für nicht mehr nehme, als was er war: einen Menschen wie hundert andere; einen ganz strebsamen jungen Kaufmann und weiter nichts. In so etwas verliebt man sich aber nicht, besonders nicht, wenn man eine schlanke, siebzehnjährige junge Weide ist, und wenn man mit unergründlichen dunklen Augen in die Welt sieht, in denen hundert Fragen schlummern nach dem, was sie wohl Wundervolles zu bieten habe.

Und doch hatte sie ihn mit diesen Augen so lieb angesehen. Neulich bei Tische, als von dem verwundeten Arm die Rede gewesen war, und auch heute morgen wieder, beim Abschied. Wahrhaftig beinahe als thäte es ihr leid, daß er jetzt ging. Nun, das konnte er sich allenfalls erklären. Sie hatte der Freunde nicht so gar viele — sie stand ja doch ziemlich allein, und sie mußte gemerkt haben, daß er's gut mit ihr meinte.

Während Fritz noch immer schweigend am Fenster stand, hatte seine Mutter sich die Sache nach ihrer Art zurecht gelegt. Fritz nahm natürlich für das hübsche junge Ding

Partei — an etwas Schlimmeres als diese allgemeine Neigung der Männerwelt dachte sie jetzt noch nicht — es traf sich gut, daß er abreiste, und zwar in der nächsten halben Stunde. War er erst glücklich aus dem Hause, so hatte sie wenigstens seine Einreden und Empörungen nicht mehr zu befürchten, wenn diese unangenehme Geschichte ihren Gang ging. Jedenfalls aber gab sie sich das Wort, daß er von dem zunächst Bevorstehenden: einer polizeilichen Durchsuchung von Magdalenes Zimmern, wenn sie morgen früh im Konservatorium und somit für einige Stunden sicher aus dem Wege sein würde, vor seiner Abreise gewiß nichts mehr erfahren sollte.

Jetzt drehte er sich mit einem Mal zu ihr herum: „Mutterchen“ — das war die alte, treuherzige Anrede aus der Schuljungenzeit — „thu mir etwas zuliebe — versprich mir etwas ...“

„Aber natürlich, mein Junge; sag nur, was du willst.“

„Es betrifft“ — hier hatte er eine leichte Verlegenheit zu bekämpfen — „es betrifft Fräulein Wienandt ...“

Als ob sie das nicht gewußt hätte! Er fuhr fort: „Ich bitte dich, tritt in ihrem Interesse, so energisch du kannst, gegen diese alberne Polizeischnüffelei auf. Ich würde es gethan haben, wenn ich jetzt hier geblieben wäre —“ Da haben wir's; ganz wie ich vermutete, dachte Frau Riedinger. „Verbitte dir geradezu die Belästigung dieser deiner Schutzbefohlenen. Es ist merkwürdig, wie das manchmal wirkt, wenn die anderen sehen, daß man Ernst macht. Dieser Henne war immer ein ganz guter, aber ein bißchen bornierter Mensch. Jetzt hat er da Gott weiß was für eine Instruktion, die glaubt er nun buchstäblich ausführen zu müssen und will alles über einen Kamm scheren. Es liegt ja doch auf der Hand, daß das junge Mädchen durch die Kervo zum Besuchen dieses Konventikels bewogen worden ist und in aller Harmlosigkeit gehandelt hat .... Du darfst sie durch die alberne Geschichte nicht ernstlich ängstigen lassen, Mutter, wirklich nicht ...“

Er hatte zuletzt so dringlich gesprochen und seine Hand auf die der Mutter gelegt. Alle seine heimliche Angst wäre beinah zu Tage gekommen — wenn Frau Riedinger sich nur etwas empfänglicher dafür gezeigt hätte. Das that sie aber aus guten Gründen nicht; sie wollte nicht merken, wie nahe ihm die Sache ging. „Es wird schon so schlimm nicht werden, Fritz,“ sagte sie jetzt aufstehend. „Wie du dir nur Gedanken darüber machen kannst ... ich dächte doch wahrhaftig, jetzt läge es näher, daß wir uns mit deinen Angelegenheiten beschäftigten. Wann kommst du in Hamburg an? Sechs Uhr dreißig? Da wird es am Ende schon zu spät sein, dich heute noch bei den Wustermanns zu melden, nicht wahr?“

Damit hatte sie das Gespräch auf einen Gegenstand gespielt, von dem wieder ab- und zu Fräulein Magdalene Wienandt abermals hinüberzuschweifen in dieser Abschiedsstunde allerdings kaum möglich war. Hing doch von den Verhandlungen mit seinen Chefs in Hamburg Fritzens ganze nächste und wahrscheinlich auch fernere Zukunft ab.

Jetzt sollte Fritz rasch noch etwas Ordentliches frühstücken, ehe er abfuhr. An dem langen Tische war ein Gedeck für ihn aufgelegt, und eben kam Grete mit heißen Wangen aus der Küche mit dem Beefsteak, um dessen Zubereitung sie sich gekümmert hatte. Sie stellte es vor den Bruder hin und rieb sich, während er sich setzte, liebkosend an seiner Schulter. Er zog sie an sich: „Was fingen wir wohl ohne dich an, Gretel,“ sagte er halblaut, und so scherzhaft die Worte gesprochen waren, so ernst waren sie gemeint: diese beiden wußten wohl, wie lieb sie sich hatten. Draußen rief eben Ottchen, der ein Schulbuch nicht finden konnte, ungeduldig nach seiner allezeit gehorsamen Mama; Frau Riedinger verließ das Zimmer, um den verwöhnten Jüngsten zu beruhigen. Und nun ersah Fritz seine Gelegenheit.

„Gretel, du mußt mir einen Gefallen thun,“ sagte er hastig.

Sie war gleich neben ihm und drückte sich wieder an ihn, und er legte ihr den Arm um die Mitte. „Was, Fritz?“ fragte sie erwartungsvoll, die Hand auf seiner Schulter; warum sagte er denn nun noch immer nichts, da er doch angefangen hatte?

Es war schwer für ihn, die richtigen Worte zu finden, ohne zu viel zu verraten. Aber die Mutter konnte jeden Augenblick wieder

eintreten, so sagte er denn hastig: „Versprich mir etwas: daß du es mich sofort wissen lassen willst, wenn — wenn Fräulein Wienandt etwa Unannehmlichkeiten haben — Hilfe bedürfen sollte. Hörst du?“

„Ja gewiß, Fritz. Aber — wie meinst du denn das? was soll ihr denn passieren?“

„Sei gescheit, Gretel, und stelle keine unnützen Fragen. Ich kann jetzt nicht mehr sagen ... du wirst mit der Zeit schon merken, was ich gemeint habe. Und dann erinnere dich eines Versprechens ... hörst du? es ist mir sehr — sehr wichtig. Schreibe dann sofort — kannst im Notfall sogar telegraphieren, aber das ist zwischen uns beiden, verstehst du — uns beiden alten Leuten, dir und mir ... bei der Mutter will ich dich dann schon vertreten.“

„Ach, Fritz,“ sagte Grete, tief aufatmend, „natürlich thu ich alles, was du willst — wenn ich es nur richtig mache. Ach, ich wollte, du wärest erst wieder da ... nein, ich wollte, du gingest gar nicht fort!“

„Stimmt,“ sagte Fritz, „mir paßt die Reise gerade jetzt auch schlecht, aber das hilft nun nichts. Höre, Gretel —“

„Ja, Fritz —“ Verwundert saß das Kind eine ganze Weile da, während von dem Bruder immer noch nichts weiter erfolgte; die Einkleidung der nächsten Mitteilung schien ihm besonders schwer zu fallen. Endlich stieß sie ihn leise an und wiederholte ihr willfähriges: „Ja, Fritz —“ Da begann er hastig: „Wenn es sich einmal so machte und du könntest Fräulein Wienandt wissen lassen, daß sie in jeder Weise auf mich zählen darf, so wäre das ganz gut. Passe deine Gelegenheit ab, bist ja ein gescheites Ding ... Nein — es ist etwas anderes,“ unterbrach er sich und gab ihr einen plötzlichen Kuß — „du begreifst mit deinem guten Herzen die Dinge, zu denen die anderen den Verstand, den sie haben, gar nicht brauchen wollen. Deshalb konnte man sich auch immer auf dich verlassen, das ist's.“

X.

Magdalene war nun schon stundenlang in ihren beiden Hinterzimmern allein. Ihr war zu Mute wie noch niemals zuvor in ihrem Leben. Manchmal überkam es sie wie eine blöde Verwunderung, ein matter müder Zweifel an der Wirklichkeit dessen, was heute über sie hereingebrochen war. Dann drehte sie schwer und mühsam den Kopf nach der Kommode, deren Schubladen halb offen standen, und sie wußte wieder alles, die geringe Linderung durch den wohlthätigen Zweifel versagte.

Sie war wie immer um halb eins aus dem Konservatorium gekommen, und sie waren bald darauf zu Tische gegangen. Ein gewisses Unbehagen, das seit einiger Zeit, kaum wußte sie recht, weshalb, auf ihr gelastet hatte, war nun wieder der gesunden Jugendstimmung zu weichen im Begriffe gewesen; ihr war, halb unbewußt, wohler, seit die Kervo fort war. Auf den Nachmittag hatte sie sich gefreut: das sollte ein schöner langer Nachmittag über den Theorieaufgaben, in die sie sich so gern vertiefte, und am Klavier werden. Da wollte sie fleißig sein.

Und nun? und nun? Bald hinter ihr war nach Tische Frau Riedinger hier bei ihr eingetreten; das war etwas ziemlich Ungewöhnliches. Sie hatte Magdalene gefunden, wie sie verwundert vor einem aufgezogenen Fache ihres Spindes stand; worauf das Mädchen sich allerdings ein wenig wie ertappt, mit einer gewissen Verlegenheit zu ihr umwandte. Die Verlegenheit aber hatte Magdalene weniger für sich als gewissermaßen in die Seele der Dame des Hauses hinein empfunden. Es war so sonderbar — nun schon das dritte Schubfach, das sie aufzog, um jedesmal wieder von gewissen Kleinigkeiten den unbegreiflichen Eindruck zu empfangen, daß jemand nach ihr in diesen Schubladen sich zu thun gemacht habe. Bei einer solchen noch nicht ganz überzeugenden Entdeckung denkt man flüchtig an ein neugieriges, wenn nicht unredliches Dienstmädchen. Dem Zartgefühl Magdalenes war aber sogar jetzt in Gegenwart von Frau Riedinger der Verdacht höchst peinlich, den sie auf das kleine unordentliche Hausmädchen — die Köchin kam doch wohl nicht in Betracht — hatte werfen wollen.

Nach einigen Minuten aber war diese leichte Verlegenheit vergessen, verschlungen von einem Anderen, Ungeheuerlichen. Magdalene saß seitdem schon stundenlang vor sich hin, konnte sich aber trotz aller Anstrengung

nicht mehr darauf besinnen, wie Frau Riedinger angefangen hatte, ihr beizubringen, was sie ihr zu sagen gehabt hatte. Die angenehm ruhige, sanft redende Frau — Magdalene dachte jetzt mit Schaudern an sie ... das hübsche Gesicht zwischen den braunen Scheiteln war ihr heute fürchterlich geworden wie das Antlitz der Meduse; tödlich hatte der Hauch der Herzenskälte sie daraus angeweht, während Frau Riedinger sprach, sprach und, als sie zu Ende war, das junge Leben da bis ins Mark hinein versehrt hatte.

Sie, Magdalene, der Polizei verdächtig! sie bemerkt, beobachtet, mißtrauisch überwacht, ein Gegenstand der Aufmerksamkeit bis hinab zu den Dresdener Schutzleuten! Ihre Phantasie und ihr Schamgefühl vergrößerten diese Thatsachen ins Fürchterliche: sie kam sich erniedrigt, schon fast gebrandmarkt, ihr ganzes Leben kam ihr entehrt und geschändet vor. Darüber war nie, nie hinwegzukommen. Dem armen Geschöpf fehlte die Erfahrung, fehlte der kühle Verstand, der diesen wahrhaft abenteuerlichen Schrecknissen der Einbildungskraft das Gleichgewicht gehalten, sie auf ein vernünftiges Maß zurückgeführt hätte. Wäre es denkbar gewesen, daß man jemanden wie sie am hellen Tage mit Handschellen hier über die Straße transportierte, so wäre diese Schmach in ihrer Wirkung kaum furchtbarer gewesen als das, was Magdalene hilflos und allein seit Stunden in ihrem Zimmer erduldete.

Schon war auch eine eigentümliche Veränderung in ihrem Aussehen vor sich gegangen. Das Gesicht war verzogen, entstellt, selbst seine Linien schienen verändert, die Augen waren fahl, und eine grünliche Blässe lag über den Zügen. Was sollte sie thun? Sie wußte nicht weiter — wie eine Lähmung war es nun schon ein paarmal über ihre Gedanken gekommen; sie war an der Grenze dessen, was der Geist zu tragen vermochte, angelangt.

Aber die körperlichen Kräfte waren noch da, wie sie mit matter Verwunderung wahrnahm, als sie sich jetzt erhob und durchs Zimmer schleppte, um die Thür zu verschließen. Die Zeit zum Abendbrot nahte heran: sie würden vielleicht kommen und sie rufen wollen, aber niemand sollte herein, sie konnte heute keinem Menschen mehr ins Gesicht sehen. Da sie nun einmal auf war, ging sie wie mechanisch und zwecklos in ihr Schlafzimmer, trat an das schmale weiße Bett, dann an den Kleiderschrank und öffnete ihn. Ihre feinen Nasenflügel bewegten sich: Magdalene hatte von Kindheit an einen hochentwickelten Geruchssinn gehabt, aber dessen hätte es vielleicht noch nicht einmal bedurft, um sie wahrnehmen zu lassen, daß es auch hier zwischen ihren Kleidern nach Tabak roch, so, als wenn jemand sich in dem Zimmer längere Zeit zu schaffen gemacht hätte, der sonst in einer Raucheratmosphäre sich aufzuhalten pflegt.

Ein grenzenloser Ekel, ein brennendes Schamgefühl ergriffen das Mädchen von neuem. Jetzt, aufmerksam gemacht und fast wie ein edler Jagdhund, mit zitternden Nüstern, ging sie wieder an ihre Schubfächer, an ihren Koffer und beugte sich darüber — überall dasselbe! Die fremden gemeinen Hände hatten all ihren harmlosen Mädchenbesitz durchstöbert, Wäsche, Unterkleider, ihre einfachen, noch kindischen Schmuck- und Ziergegenstände, die paar Schleifen und Bänder ... Das alles war jetzt entweiht, verunreinigt für sie ... fast als hätte es jemand, der der Träger einer Ansteckung sei, berührt ... Magdalene schlug die Hände vors Gesicht — Ekel und Scham vernichteten sie fast.

Erst viel später an jenem schrecklichen Abend fielen ihr ihre Briefe und Papiere ein, und einer müden Neugier folgend, ging sie schleppenden Schrittes noch einmal an das obere Schubfach ihrer Kommode, um zu sehen, ob man diese Dinge ihr vielleicht gar fortgenommen habe.

Nein, es schien alles da zu sein — es war ja so wenig. Ein paar Schulhefte aus Dietersburg, auf deren letzten leergebliebenen Blättern sie sich Auszüge aus einem Geschichtswerke gemacht hatte, das sie damals, nach Abgang von der Töchterschule, mit noch nicht erkaltetem Lerneifer gelesen — ein Ansatz zu einem kindischen Tagebuch, das mit dem Tode der Mutter — nein, der Geheimrätin Edenkoven — jäh abbrach, also gerade zu der Zeit, von wo an etwas zu schreiben gewesen wäre, und dann die Briefe von Moritz. Sie wußte sehr genau, wie viel es sein

mußten, und sah sie durch: sie lagen anders, aber sie waren alle da. Auch ihnen haftete der Geruch an, den des Mädchens fast krankhaft geschärfte Sinne nun schon erwarteten; auch sie waren durchstöbert, wahrscheinlich gelesen worden. Merkwürdig aber, wie wenig von neuer Pein dieser Gedanke noch hinzuzufügen vermochte. Magdalene empfand so gut wie gar nichts bei der Vorstellung gerade dieser Vergewaltigung ihres Besitzes.

Die Zeit des Abendbrotes war längst vorbei, das Haus wurde schon still für die Nacht, und niemand war in die Nähe von Magdalenes Zimmerthür gekommen. War sie also schon ausgeschlossen vom Leben der Familie? Wollte Frau Riedinger sie überhaupt fortschicken? Magdalene sann nach und quälte sich, um sich ins Gedächtnis zurückzurufen, was diese Frau vor so viel Stunden hier im Zimmer überhaupt alles gesprochen habe. Vergebens, sie wußte es nicht mehr. Das eine, die Hauptsache, das Fürchterliche, was sie auch nur mühsam begriffen hatte, mußte ihre Verstandeskräfte gelähmt haben, so daß von dem, was nachgekommen war, nichts mehr auf sie einging.

Nun lagen die vielen Nachtstunden vor ihr, eine Nacht, so ganz anders als alle bisherigen ihres jungen einfachen Lebens, die sie doch alle, alle — friedlich schlummernd verbracht hatte, selbst die nach dem Tode der Pflegemutter, wo sie mit nassen Wimpern eingeschlafen war. Ob sie sich überhaupt ausziehen und zu Bett gehen würde? Die matten Gedanken schweiften umher, nach Beispielen großen Unglücks. Wenn irgend eine Katastrophe, Feuer oder ein Erdbeben oder Sturm, die Wohnstätten der Menschen zerstört hat, legen sie sich dann auch in der Nacht darauf irgendwo, wo sie Obdach gefunden haben, zum Schlafen nieder?

Wahrscheinlich. Ja, sie wollte auch zu Bett gehen, obwohl ihr davor graute. Eben als sie Anstalt machte, fuhr sie über ein leises Klopfen an der Thür zusammen; sie hatte doch niemand kommen hören. „Magdalene," rief es gleich darauf draußen mit gedämpfter Stimme, „sind Sie noch auf?"

Das war natürlich Gretchen Riedinger. Magdalene rührte sich nicht. Das Kind wiederholte den bittenden, halblauten Ruf: „Magdalene — Sie haben Licht ... bitte, machen Sie auf ... Die Mutter sagte, Sie kämen nicht zum Abendbrot, ich soll auch nicht zu Ihnen gehen ... was bedeutet das? Magdalene — bitte — bitte — sagen Sie nur ein Wort ..."

Magdalene stand noch immer starr und steif. Sie hatte nur auf der Stelle, wo sie sich befand, den Arm ausgestreckt und das Licht auf der Kommode, das sie gerade erreichen konnte, ausgelöscht. Und nun rührte sie sich nicht weiter, ließ das Kind draußen, dessen Anhänglichkeit und großmütige Treue sie kannte, bitten und betteln und brachte die Lippen nicht voneinander, bis man zuletzt von draußen etwas wie einen schluchzenden Laut hörte und ein Geräusch von langsam sich entfernenden Schritten. Nun wunderte Magdalene sich über sich selber. Wie mußte ihr zu Mute sein, daß sie das fertig gebracht hatte!

Der folgende Tag verlief wider Erwarten ohne ein neues Schrecknis und ganz in der gewöhnlichen Weise. Magdalene hatte den Vor- wie Nachmittag mit mehreren Stunden im Konservatorium besetzt, so daß sie wenig zu Hause war. Beim Frühstück hatte Grete sie stumm und bekümmert angesehen, aber nicht einmal eine Frage gewagt. Und Magdalenes Lippen blieben wie zuvor gegen diese einzige liebevolle Seele verschlossen, denn was hätte sie dem Kinde sagen sollen! Sie drückte ihm nur beim Gehen die Hand, und Grete, schon dadurch glücklich, faßte und streichelte Magdalenes Rechte und wollte sie gar nicht wieder los lassen. Frau Riedinger war früh am Morgen noch nicht zu sehen gewesen, doch war das nichts Ungewöhnliches. Aber auch beim Mittagsessen war sie ungefähr wie sonst — natürlich, denn das war ihr bei weitem am bequemsten! Vielleicht um einige Schattierungen kühler gegen Fräulein Wienandt, aber das war kaum auffallend bei der gewöhnlichen freundlichen Gleichgültigkeit ihres Wesens. Innere Teilnahmlosigkeit an den Dingen — das war ja das Geheimnis, das ihre Stirn faltenlos, ihren schönen braunen Scheitel glänzend und ihre Augen klar erhalten hatte.

Da nun auch weiterhin an diesem Tage nichts Neues auf sie einstürmte, so kam Magdalene Wienandt im Verlaufe desselben

einigermaßen wieder zur Besinnung. Und am Abend war sie so weit, daß sie, in ihr Zimmer eingeschlossen, sich zu einem Briefe an Moritz hinsetzte und ihm in voller Aufrichtigkeit alles, was ihr begegnet war, erzählte. Den Brief nahm sie am anderen Morgen mit an den Briefkasten, und von der Zeit an, da er in Moritz Edenkovens Händen sein und eine Antwort eintreffen konnte, war ihr ganzes Wesen nur noch herzklopfende Erwartung.

Und das arme Herz hatte manchen wilden Schlag zu thun, hatte wie oft in trügender Hoffnung bis in den Hals hinein zu pochen, ehe Magdalene den Brief aus Berlin, mit der Aufschrift von ihrem Pflegebruder, endlich in der Hand hielt. Die Qual hatte tagelang gedauert, sehr zum Schaden von Magdalenes Gesundheit; Moritz hatte mehrere Tage verstreichen lassen, ehe er geantwortet hatte, eine Thatsache, die Magdalene so wenig fassen konnte, daß sie schon angefangen hatte zu glauben, Moritz müsse krank oder von Berlin abwesend sein. Denn so viel Zeit, um ein paar Trostesworte nur an sie zu richten — wenn er denn auch wirklich eine eingehende Antwort aufschob — so viel Zeit hätte er doch dem beschäftigtsten Tage wohl abgewinnen können!

Erst als sie den Brief in Händen hielt, merkte Magdalene, daß sie damit eine heimliche wilde Hoffnung begrub: die, Moritz Edenkoven werde auf ihren Notschrei — denn das war der Brief gewesen — vielleicht selber herbeieilen, sie schützen und von aller Angst befreien. Ach, wenn er das gethan hätte! Dann, das fühlte sie wohl, hätten sie fortan zusammengehört. Oder vielmehr, sein Kommen wäre nur das sichtbare Zeichen dafür gewesen, daß sie schon längst zusammengehört hatten. Dann wäre sie von nun an nie mehr im Leben so allein, so furchtbar allein gewesen.

Das arme Geschöpf zitterte heftig, als sie den Brief öffnete. Drei Seiten, beschrieben mit Edenkovens kleiner, zierlicher Steilschrift in lateinischen Buchstaben; die vierte Seite war leer geblieben. Magdalene las und fühlte, wie sie ganz kalt wurde. Sie rührte sich auch nicht, als sie fertig war; sie sah sich nur rings in dem leeren, abgelegenen Zimmer um, mit dem verwirrten Ausdruck völliger Verzweiflung. Dem mit den Wellen ringenden Schiffbrüchigen, der seine Hand an den Bootrand geklammert hat und nur seinen Anteil begehrt an dem, was die da drinnen haben und gewähren können, dem baren Leben — und der nun von einer anderen Menschenhand seine Hand zurückgestoßen fühlt, während die See an ihm saugt und ihn hinabzieht — dem mag so zu Mute sein, wie Magdalene in diesem Augenblick zu Mute war.

Der Brief des Doktor Moritz Edenkoven an seine junge Pflegeschwester war gewissermaßen eine disciplinarische Maßregel dieses Herrn. Er hatte sich über das, was er aus Dresden vernommen hatte — auch Frau Riedinger hatte ihm geschrieben — heftig geärgert und sah zum mindesten nicht ein, warum er diese Stimmung vor der Urheberin derselben verhehlen sollte. Wie konnte, wie durfte sie Anlaß zu solchen ganz fatalen Vorkommnissen geben! Eine unerhörte Thorheit! Ein- und für allemal mußte sie begreifen, daß solche Unvorsichtigkeiten, um den mildesten Ausdruck zu gebrauchen, die allerunangenehmsten Folgen nach sich ziehen mußten, vor denen er sie durchaus nicht würde schützen können. Das ungefähr sagte er ihr; er machte letzteren Satz sogar besonders klar; er „glaubte hervorheben zu sollen", daß „für ihn die Möglichkeit, zwischen sie und die Nachwirkungen unbedachtsamer Schritte ihrerseits zu treten, doch naturgemäß eine sehr beschränkte sei"; daß „ihre besondere Lage allerdings ein gewisses Maß von Takt erheische, den er aber auch sehr ungern nur in ihrem Verhalten vermissen würde, hier indessen allerdings durchaus vermißt habe —" und so weiter und so weiter. Der geistreiche Privatdocent der Kunstgeschichte handelte, als er so schrieb, übrigens ganz einfach nach einem starken Impulse, der im Volke alle Tage und alle Stunden beobachtet werden kann, während er in der dünnen Luft der höchsten Bildungssphären eigentlich keine Existenzberechtigung mehr hat, nach dem ganz gewöhnlichen Triebe der Wiedervergeltung nämlich. Magdalene, schön und hold wie sie war, hatte ihn geärgert oder war doch der Anlaß gewesen, daß er sich stark alteriert hatte, und dafür sollte sie büßen, sie

sollte auch wieder erschreckt und dazu beschämt und so tüchtig bestraft werden. Er ging bei der ganzen Sache zunächst nur von sich aus; dieselbe hatte ihn höchst widerwärtig berührt, und er mußte vor allem dafür sorgen, daß solche fatale Geschichten ihm nicht wieder nahegebracht wurden, woraus dann erst floß, es sei Magdalene von einer Neigung zu unvorsichtiger Berührung mit russischen Nihilisten und dergleichen aufs gründlichste zu kurieren. Daß die ganze dumme Geschichte ernstere Maßregeln der Dresdener Polizei auf ihr Haupt herabziehen würde, glaubte er übrigens nicht, und zwar auch nur, weil das für ihn so am bequemsten war. Diese letztere stille Meinung ihr aber etwa zum Troste mitzuteilen, darauf kam er gar nicht einmal. Hätte er an ihren Zustand überhaupt groß gedacht, so würde er vielleicht gesagt haben: mag sie sich nur tüchtig ängstigen, um so weniger wird sie darauf verfallen, wieder solche Streiche zu machen.

Der Brief war am Morgen mit der ersten Post gekommen. Magdalene hatte um zehn Uhr ihre wichtigste Singstunde der ganzen Woche. Der Gedanke, sich, da sie in dieser furchtbaren Stimmung war, dort entschuldigen zu lassen, was eine Erfahrenere gethan haben würde, kam ihr gar nicht. Sie konnte ja doch gehen, sich fortbewegen, war auch nicht krank, deshalb würde sie sich zur bestimmten Zeit ins Konservatorium schleppen. Ein Gefühl stumpfen Jammers, das sie wie in einem schweren Traum umherwandeln ließ, war nach dem Empfang des Briefes über sie gekommen. Sie wollte, hilflos wie sie war und blieb, weiter tappen, so lange sie konnte, so lange, bis der nächste Schlag traf.

In der Spannung des gestrigen Tages mußte sie ihre kleine Taschenuhr nicht sorgfältig wie sonst aufgezogen haben; die Uhr war stehen geblieben. Um nach der großen Stehuhr im Wohnzimmer zu sehen, begab sie sich durch den langen Gang ihres Flügels nach dem vorderen Korridor, den eine Glasthür gegen die Haupttreppe des Hauses abschloß. Gerade als sie die Thür in Sicht hatte, glaubte sie außen etwas wie eine Uniform zu sehen. Die Polizei — das war ihr erster Gedanke, und die Polizei, die ihretwegen kam! Dem armen Geschöpf zitterten die Knie; die wahnsinnige Angst packte sie von neuem. Eben tönte die dünne Flurklingel; Magdalene floh wie gejagt den Gang entlang und in ihr Zimmer, in dem sie sich einriegelte. Hier wieder lange Minuten einer wahrhaft folternden Furcht und Aufregung; das Herz schlug ihr wie ein Hammer in der Brust, schlug so, daß sie, während sie anhaltend lauschte, seinen ungestümen Takt ein paarmal für Schritte hielt, die auf ihre Thür zukamen.

War der Polizist ihretwegen gekommen, so mußte man sie doch rufen. Das mußte aber so lange dauern, daß sie gerade wieder einen Moment der Hoffnung hatte, die durch den Gegensatz überwältigend wirkte und ihr nun auch all ihre Befürchtungen überhaupt als thörichte Hirngespinste erscheinen ließ. Sie saß da, im beginnenden Aufatmen, drückte beide Hände auf die Herzseite, weil es da sich so rasch nicht beruhigen wollte — da stockte der Herzschlag mit einem Mal ganz vor Schrecken; es war nun doch leise an die Thür geklopft worden.

Da sie nicht antwortete, versuchte man draußen aufzuklinken. Dann kam die Stimme des Hausmädchens: „Fräulein, Fräulein Wienandt — es ist jemand da …“ Gleich darauf fuhr das Mädchen zurück vor Schrecken, so rasch hatte Magdalene nun geöffnet und stand vor ihr. Guste fing an zu stammeln — dies war auch eine so sonderbare Kommission … „Der Revierschutzmann, Fräulein Wienandt … ich dachte schon, er käme wieder, weil was mit dem Aschenloch im Hofe wäre, aber da will er Sie sprechen …“ Ohne ein einziges Wort ging Magdalene vor ihr her durch den langen Gang und an die Thür; sie beachtete es nicht, daß das Mädchen neugierig hinter ihr blieb, um zu hören, was es da geben sollte. Das wurde der Guste nun zwar verleidet; der Schutzmann, ein gutmütig aussehender Mann in mittleren Jahren, nickte ihr an Magdalene vorüber zu: „'s ist gut, Fräuleinchen, nun wollen wir Sie weiter nicht aufhalten —“ und begann mit seinem Auftrag erst, als sie wirklich außer Hörweite war, eine Rücksicht auf das hübsche, blasse junge Fräulein Wienandt, die bei ihm mehr persönlich als amtlich war.

Auch in seinem Tone lag eine gewisse väterliche Schonung, als er Magdalene nun mitteilte, der Herr Kommissar Henne wünsche sie auf seinem Bureau heute nachmittag um drei Uhr zu sprechen. Sie sah aber so sonderbar aus, daß er gar nicht sicher war, ob sie ihn begriffen, ja auch nur gehört habe. „Sie wissen doch, wo das ist?“ und nun beschrieb er ihr den Weg nach dem Polizeigebäude — er wollte schon ungeduldig werden über ihren verständnislosen Ausdruck — war das eine Komödie? Die Russen — die diese hier ja verführt haben sollten, das wußte Schutzmann Behmke sogar — hatten so eine Art, mit einem Mal kein Deutsch zu verstehen, wenn man sie zwischen die Finger nehmen wollte — da traf ihn ihr Blick, ein Blick so voll Jammer und Entsetzen, daß er rasch sagte: „Das ist ja weiter nicht schlimm, Fräulein — der Herr Kommissar will nur ein paar Fragen an Sie richten ... machen Sie sich heute nachmittag mal den Spaziergang ... um drei Uhr; verwechseln Sie die Zeit nicht, warten darf man den Herrn Kommissar nicht lassen! Nun, guten Morgen.“

Auf der Polizei verhört sollte sie also werden. Magdalene, in ihrer träumerischen Unerfahrenheit, verwechselte Polizei, Gericht und alles, was mit beiden zusammenhing. Das Wort Vorladung klang ihr im Ohr; von etwas Derartigem hatte sie gehört; und daß die formlose Art, in der sie vor den Kommissar citiert worden war, diesen Namen nicht verdiene, fiel ihr nicht bei. Vorladung, Verhaftung — das alles spielte in ihrem Kopfe durcheinander; ob man sie vielleicht heute auf der Polizei gar nicht wieder fortlassen würde?

Und wenn sie nicht hinginge? Wohin sollte sie alsdann flüchten? Die Polizei streckte ihre Fangarme überall hin, oder vielmehr, sie war in deutschen Landen wie ein Netz, das schon über alles hinübergespannt ist und an der betreffenden Stelle nur zugezogen zu werden braucht, um das den Gesetzen Verfallene zu sichern. Mit ungläubigem Entsetzen von ihr empfangen, nahte sich Magdalenen der Gedanke, daß sie dann schon gleich aus dem Leben hinausfliehen müßte, wenn sie sicher sein wollte, nicht wieder eingefangen zu werden.

Und in dieser Verfassung und mit solchen Bildern in der schon fast aus den Fugen gerückten Seele ging Magdalene um dreiviertel zehn in ihre Singstunde, weil dies die Zeit dafür war. Es war eine Ensemblestunde, an der noch drei Schülerinnen teilnahmen; Magdalene hatte aber für heute einen größeren Solovortrag, eine durchkomponierte Ballade, die sie mit unendlicher Lust und ebensolchem Fleiß geübt hatte, ehe das Unglück über sie gekommen war.

Mechanisch hatte sie ihre Musikhefte an sich genommen, ehe sie ging. Frau David-Daniela, die Lehrerin, eine tüchtige Kraft, der man aber ganz leise nachsagte, daß hervorragend schöne Stimmen unter ihren Schülerinnen von ihr selten Aufgaben erhielten, an denen sie sich voll entfalten konnten, Frau David-Daniela also hatte vor einiger Zeit Magdalene jene Ballade in einem sozusagen hingerissenen Momente gegeben, in dem die Freude an des Mädchens prächtigen Stimmmitteln eine gewisse Eifersucht überwogen hatte. Seitdem schien ihr das schon manchmal wieder leid geworden zu sein, und sie hatte es an kleinen Stichen und entmutigenden Bemerkungen zwischendurch nicht fehlen lassen. Darauf hatte Magdalene in ihrer nobeln Harmlosigkeit nicht geachtet. Sie hatte mit einer wahren Wonne alle Kraft an ihre Aufgabe gesetzt. Es schien ihr damit auch zu gelingen, wenn sie zu Hause sang. Und heute, heute hatte sie der Daniela beweisen wollen, daß sie die Ballade singen *konnte*!

Wäre ihr zu Mute gewesen wie sonst, so würde sie einen gewissen scharfen Humor der Daniela wohl gleich zu Anfang der Stunde bemerkt haben. Der Dame war heute nichts recht zu machen. Dagegen war Magdalene Wienandt nun freilich gefeit; in ihrer völligen inneren Verzweiflung merkte sie gar nicht, daß sie heute von Anfang an entmutigt und verlegen gemacht werden sollte.

Sie kam an die Reihe und sollte zunächst ein paar Solfeggien singen. War das *ihre* Stimme, die da aus ihrer Kehle drang? Mit einer Art Trotz der Verzweiflung hörte sie nicht sogleich auf, bis Frau David-Daniela mit sonderbarem Gesicht fragte: „Was haben Sie denn, Fräulein? Sind Sie krank?“

„Nein, mir fehlt nichts,“ sagte Magdalene hart; selbst die Worte kamen aber wie aus zugeschnürtem Halse. Die Daniela schüttelte den Kopf, ließ Magdalene noch einige Übungen machen. „Haben Sie Aufregungen gehabt?“ fragte sie dann plötzlich.

„Ja,“ sagte Magdalene mit immer starrer werdendem Blick: sie durfte nicht mit der Wimper zucken, um die Thränen, von denen ihr jetzt mit einem Mal die Augen voll standen, nicht zum Herabrollen zu bringen.

Die David-Daniela war nicht ganz ohne Gutmütigkeit und doch wie grausam jetzt! Diese Stimme hatte sie hier und da zu fürchten angefangen als eine, die ihr über den Kopf wachsen könnte? Lächerlich. „Ich habe es immer gefürchtet,“ sagte sie jetzt, „daß wir Ihre Mittel überschätzten. Sie haben keinen eigentlichen Fonds — wenn bei der geringsten Erregung der Ton gleich so versagt, dann ist überhaupt nicht viel da. Besser, daß Sie das bei Zeiten einsehen, als wenn Sie etwa wunder was für Zukunftspaläste auf Ihre Stimme hätten bauen wollen. Aber heute scheinen Sie doch wirklich ernstlich unwohl ... gehen Sie jetzt nach Hause ... Sie sind entschuldigt ... Sie haben Kopfweh, nicht wahr?“

„Nein, Kopfweh habe ich nicht ... aber ich kann heute nicht singen,“ sagte Magdalene dumpf. Sie legte mechanisch ihre Notenhefte zusammen.

Die Daniela hatte jetzt Mitleid genug zur Verfügung. „Soll ich Ihnen eine Droschke holen lassen?“ fragte sie in wirklich besorgtem Ton.

„Nein, nein, ich danke.“ Die schlanke Gestalt war schon hinaus, während die anderen Mädchen sich neugierig und betreten ansahen; auf die Frage der Daniela, ob sie sich nicht denken könnten, was dem Fräulein Wienandt fehle, ob sie etwa Familienkummer habe — wußten sie natürlich keine Antwort zu geben. —

Der Herr Polizeikommissar Henne wartete an jenem Nachmittage um drei Uhr vergebens auf Fräulein Wienandt, und das ging so zu. Magdalene, mit ihrem Todesurteil in der Tasche — denn die Worte der Daniela über die Unzulänglichkeit ihrer Stimme waren kaum weniger gewesen — ging trotzdem nicht in die Elbe, sondern nach Hause, wenn auch auf einem weiten Umwege, von dem sie sich selber absolut keine Rechenschaft zu geben vermochte. Sie ging mit ihrer Notenmappe an der Hand starr aufgerichtet durch eine Menge Straßen, auch solche, die sie kaum je betreten hatte, zuletzt aber fand sie sich auf dem Wege nach der Riedingerschen Wohnung, wenn auch von einer ganz anderen Seite kommend, als der gewöhnliche Rückweg vom Konservatorium sie geführt hätte. Sie mußte auch wohl die Treppe hinauf und geradeswegs in ihr Zimmer gegangen sein, denn dort fand Grete Riedinger sie mehrere Stunden später auf dem Bett liegend.

Sie saßen alle schon eine ganze Weile am Tische, zum Mittagessen, und Fräulein Wienandt hatte ihren Platz noch immer nicht eingenommen. Auf die kühle Frage der Frau Riedinger, als sie die Suppe einschöpfte, ob denn Fräulein Wienandt noch nicht zu Hause sei, hatte das hinter ihr stehende kleine Hausmädchen, das ihr die Teller abnahm, mit einem: „O doch, schon lange!“ geantwortet. Grete sah ein paarmal unruhig nach ihrer Mutter hinüber, welche die säumige Pensionärin einstweilen vergessen zu haben schien. Dann aber stand das Kind ohne ein Wort auf und schlüpfte aus dem Zimmer.

Sie hatte jetzt zunächst eine wahre Angst, Magdalene könnte sich, wie neulich, in ihrer Stube eingeschlossen haben und ihr nicht antworten wollen. Aber diese Befürchtung wenigstens war grundlos. Es blieb zwar alles still auf ihr Klopfen, aber die Thür war unverschlossen.

Alles so still und anscheinend leer! „Magdalene!“ rief das Kind halblaut und betrat dann, voll von allerhand Befürchtungen, das Schlafzimmer. Da lag Magdalene Wienandt lang ausgestreckt in den Kleidern auf dem weißen schmalen Bett, den Kopf zurückgeworfen, die Augen weit offen. Mit einem Aufschluchzen war Grete schon neben ihr, faßte eine glühend heiße Hand und sah voll Entsetzen, wie das Mädchen den Kopf unruhig hin und her drehte. Dazu stöhnte sie leise und murmelte unverständliche Worte, aber auf alle Bitten und Kosenamen Gretes keine Antwort; das Ohr verschlossen, in den brennenden Augen keine Spur von Erkennen.

Eine Viertelstunde später hielt das Coupé des Doktors vor der Thür, ein Besuch, der nun viele Tage lang sich täglich zweimal wiederholen sollte. Magdalene Wienandt wurde nicht ins Krankenhaus gebracht. Der Hausarzt, nicht von der allerstrengsten Observanz der neueren Wissenschaftler unter den Ärzten, die im Kranken nur das pathologische Objekt sehen, das demnach im Spital am besten beobachtet werden kann, der Hausarzt also bestand weiter nicht auf ihrer Überführung dorthin. Frau Riedinger hätte wahrscheinlich vorgezogen, die Kranke loszuwerden. Aber die isolierte Lage der beiden Zimmer, welche die Pensionärin inne hatte, ließ die Ansteckungsgefahr, selbst wenn eine solche vorhanden gewesen wäre, auf das allergeringste Maß zurückführen. Der Flügel, in dem Magdalene lag, war durch eine besondere Treppe vom Hofe aus zu erreichen. Diese benutzten die katholischen Krankenschwestern, denen die Pflege übertragen wurde, stille Frauen mittleren Alters; im vorderen Teile der Wohnung wurde man von ihnen nur selten etwas gewahr.

Die Patientin hatte ein Gehirnfieber mit all seinen seltsamen und furchtbaren Erscheinungen, welche liebende nahe Angehörige des Kranken durch den beständig wiederkehrenden Zweifel, ob das noch ein rein körperliches Leiden sei oder ob nicht eine immerwährende geistige Umnachtung hereindrohe, selber fast zerrütten können. Da waren nun die fremden Nonnen ganz am Platze, von denen gleichmütig eine die andere ablöste und mit unveränderter stiller Miene den Krankenbericht, mochte er lauten, wie er wollte, der vorhergehenden Stunden empfing. Eine jede that pünktlich alles, was zu thun war, und zwischendurch saß sie und bewegte lautlos die Lippen zu ihren vorgeschriebenen Gebeten, die nichts zu schaffen hatten mit dem qualvollen Ringen des jungen blühenden Lebens da auf dem Lager gegen die Vernichtung.

Niemand im Bereiche der Kranken, dem ihr Zustand recht nahe ging, aber für die Pflege blieb sich das gleich, war vielleicht besser so. Grete Riedinger wagte sich zwar jeden Tag mindestens einmal über die ihr eigentlich verbotene Schwelle des vordersten Zimmers und blickte dann todbange und sehnsüchtig durch die offene Schlafstubenthür nach dem Bett, aber weiter kam sie nicht; die geistliche Pflegerin trat ihr dann jedesmal mit nachsichtiger Miene zwar, aber mit einem halblauten: „Bitte, nicht weiter“ entgegen. Dann spähte Grete an ihr vorüber nach dem dunklen Kopfe auf dem weißen Kissen da drüben; vielmals sah sie nur das lose aufgewundene dunkle Haar, weil das Gesicht nach der Wand gedreht war; einmal machte es ihr einen seltsamen, peinlichen Eindruck, die Gestalt auf dem Bette mit emporgezogenen Knien liegen zu sehen, einen Arm lang ausgestreckt und mit dem Finger von sich wegdeutend, wie erstarrt in dieser Stellung; einmal auch wendete ihr Magdalene unversehens ein in täuschender Blüte hochgerötetes und wieder volles Antlitz und lebhafte Augen zu. Da drängte aber die Nonne sie besonders schnell weg, und doch nicht schnell genug, daß nicht noch, ehe sie auf dem Gange war, ein paar glockenvolle Töne an ihr Ohr geschlagen wären. Die fielen ihr aufs Herz wie ein Hammer: das arme Geschöpf in seinen Phantasien hatte gesungen — mit mächtiger Stimme, aber ein paar Noten nur ... dann alles wieder still. Gretchen drückte sich hiernach lange in Thränen auf dem halbdunklen Gange herum, um nur niemandem unter die Augen zu kommen; noch nichts, was sie in der traurigen Krankenstube gesehen und gehört, hatte sie so grauenvoll berührt wie dies irre Singen.

Das arme Kind war in dieser Zeit vor Kummer und heimlicher Erregung selber halb krank, was von einer aufmerksameren Mutter als Frau Riedinger gewiß nicht unbemerkt geblieben wäre. Die verborgene Aufregung, noch über Sorge und Schrecken wegen Magdalenes Krankheit hinaus, hing mit Gretes Versprechen an Fritz zusammen. Das gewissenhafte Kind fühlte die ganze Verantwortung, die seitdem auf ihm lag. Wie hatte sie gezweifelt und sich gequält an jenem ersten Tage, da Hals über Kopf der Arzt geholt werden mußte, ob sie nun an Fritz telegraphieren oder ihm einen Brief schreiben solle? Sie hatte sich endlich für den Brief entschieden, mit bemerkenswerter Umsicht. Fritz sollte nicht unnütz erschreckt werden; er erfuhr durch ein Telegramm auch viel zu wenig. Und dann: hätte es der be-

sinnungslos Daliegenden genutzt, wenn er sofort zurückgekommen wäre? Grete wußte zwar nicht, was vorgefallen war, um Magdalene Wienandt zu ängstigen, aber daß etwas geschehen war kurz vor dieser Krankheit, und etwas, womit diese wahrscheinlich im Zusammenhange stand, das begriff sie wohl.

Und ferner begriff sie, daß der Schutz, den ihr Bruder Fritz Fräulein Wienandt in irgend einer mißlichen Lage angedeihen lassen konnte, jetzt hinfällig wurde dem erbarmungslosen Feinde gegenüber, mit dem Magdalene da hinten in den abgelegenen Stuben rang.

Fritz begriff das wohl auch. Er kam nicht, und seine Briefe an Grete, die er in die sehr häufigen an seine Mutter einschloß, waren nicht einmal lang, enthielten nur immer und immer wieder die Mahnung, ihm genau, ja recht genau, über den Verlauf der Krankheit von Fräulein Wienandt zu schreiben. Frau Riedinger verlangte diese Briefe nie zu sehen, worauf Fritz, der seine Mutter kannte, auch rechnete. Hätte er sie direkt an Grete gerichtet, so wäre das schon auffälliger gewesen; sie segelten sicherer unter dieser unscheinbaren Flagge als zusammengefaltete, leicht versiegelte Blättchen in den Briefen an die Mutter.

Geheimnisse waren ja auch so nicht darin. Grete freilich las die tiefe Angst heraus. Fritz, durch außerordentliches Wohlwollen seiner Chefs und wichtige, für seine künftigen Lebensjahre entscheidende Verhandlungen in Hamburg festgehalten, litt schwer unter einer Sorge, auf die er ja eben, und das war das Seltsame dieser Lage, eigentlich gar kein Recht hatte. Was ging ihn, so konnte man fragen, dieses Fräulein Wienandt an, mit der er kaum mehr Worte, als man hätte zählen können, gewechselt hatte? Das gute Gretchen aber fragte nicht so; sie war es daher allein, die das eine wissen durfte: nahm die Krankheit eine entschiedene Wendung zum Schlimmen, dann hatte sie sofort an Fritz zu telegraphieren. Sie mußte es thun, wenn sie ihn lieb hatte, und sie würde es thun!

XI.

Sanitätsrat Glöckner saß im Salon bei Frau Riedinger, nachdem er seinen täglichen Besuch bei Magdalene Wienandt — es war der vierundzwanzigste gewesen; er kam jetzt nur noch einmal am Tage — gemacht hatte. Er war ein trockener, etwas wortkarger Mann; eben saß er vornübergebeugt und nachdenklich auf seinen Stock gestützt da, während Frau Riedinger dies und das sprach, sanft klagend über die Sorge und — Unbequemlichkeit, die man mit dem so langwierig kranken jungen Mädchen im Hause habe; ob er ihr sehr genau zuhörte, konnte fraglich erscheinen. Endlich richtete er sich in die Höhe. „Ja, wie war das, Frau Riedinger, mit der Familie des jungen Mädchens? Ich möchte jetzt wohl einmal eine Mitteilung, eine ärztliche, dahin gelangen lassen ...“

„Daß man sie hier fortholte, meinen Sie wohl!“ rief Frau Riedinger lebhaft. „Ach, das ist ja das Kreuz — das ist es, weshalb ich so unendlich oft schon bereut habe, sie ins Haus genommen zu haben: sie hat eigentlich gar niemanden auf der Gotteswelt ...“

„Nun, einen Vormund doch? Sie ist minorenn ... wer bezahlt denn für sie? ich meine, wer zahlt die Pension an Sie aus?“

Frau Riedinger, auf etwas falscher Fährte, sagte rasch: „O, das geschieht sehr pünktlich, und es wird da auch nicht geknausert ... überhaupt seien Sie ganz unbesorgt, Herr Sanitätsrat, in Bezug auf Ihre Mühewaltung ... es sind soweit völlig gesicherte Verhältnisse ... ich hätte mich auch sonst nicht darauf eingelassen ...“

„Wer sagt Ihnen denn, daß ich mir Sorgen um mein Honorar mache? Davon war ja die Rede nicht,“ sagte Doktor Glöckner in seiner phlegmatischen Art, die den Worten jede Schärfe benahm.

„Pardon; aber es ist doch nicht mehr wie recht, daß ich da auch Ihr Interesse wahre,“ lenkte sie gewandt ein. „Der Vormund von Fräulein Wienandt, der einzige Mensch in der Welt, der sich um sie bekümmert, ist nämlich selber noch ein junger Mann; sie nennt ihn ihren Pflegebruder, weil seine verstorbene Mutter sie als Waise zu sich genommen hat. Er ist Privatdocent in Berlin, scheint sehr wohlhabend; sie, wenn ich nicht sehr irre, hat nichts, worüber sie aber im unklaren sein mag ... Sonderbare Verhältnisse, das müssen Sie doch zugeben?“

Doktor Glöckner, der selten ein überflüssiges Wort sprach, äußerte seine Meinung über diese kurz geschilderten Verhältnisse nicht. „Und die Adresse dieses Herrn?“ fragte er vielmehr, den Bleistift und das Notizbuch bereit haltend.

Frau Riedinger sah beinahe aus, als wollte sie die Hände ringen. „Die wird Ihnen viel helfen, Herr Sanitätsrat! Dieser Doktor Edenkoven ist gerade jetzt in Griechenland oder vielmehr in Kleinasien auf einer Studienreise — er benutzt die Universitätsferien dazu; dort werden Ausgrabungen veranstaltet nach was weiß ich — sein Fach sind ja die Altertümer. Er hat mir beim letzten Quartal geschrieben: Briefe an ihn gehen während dieser Zeit durch die türkische Botschaft in Berlin; denken Sie die Umstände! Natürlich hatte ich ihm die Erkrankung von Fräulein Wienandt gleich mitgeteilt; vierzehn Tage hat es gedauert, ehe ich eine Antwort bekam; der Brief sei ihm nachgereist; er befinde sich oft an Orten, die außer aller Postverbindung ständen ...“

„Nun, und was sagt er sonst zu Ihrer Nachricht?“ unterbrach der Sanitätsrat hier.

„O, er bedauert sehr, natürlich. Ich soll für die beste Pflege, die beste ärztliche Behandlung sorgen ...“ — sie neigte den anmutigen braunen Scheitel gegen den Doktor — „nun, das ist ja geschehen ...“

Doktor Glöckner wiegte nachdenklich den Kopf hin und her. „Man kann nur gar so wenig thun,“ murmelte er und versank dann wieder in Schweigen.

Frau Riedinger hing ihm mit den Augen ängstlich am Gesicht. „Ist denn — ist denn etwa eine ungünstige Wendung eingetreten, Herr Doktor?“ fragte sie zögernd, in augenscheinlicher Furcht vor der Antwort.

Die war nun zwar dem Wortlaut nach beruhigend. „Nein — nein, das nicht,“ sagte des Arztes tiefe breite Stimme. „Wir sind vielmehr in einem Stillstand begriffen; es rückt nicht, auch nicht vorwärts. Na“ — damit schüttelte er sich gleichsam zusammen und stand auf — „wir müssen es ferner abwarten; an diesen Herrn in Kleinasien zu schreiben, hätte demnach keinen Zweck. Ängstigen Sie sich nicht, liebe Frau Riedinger; dazu ist einstweilen kein Grund vorhanden.“

„Einstweilen!“ wiederholte sie klagend. „Aber wie lange soll denn die Geschichte noch dauern? Da scheint ja gar kein Ende abzusehen.“

Der Doktor, der es nicht nötig fand, hier mitzuteilen, daß er mit seiner Weisheit gerade jetzt auch ziemlich am Rande sei, sagte beschwichtigend: „Die Natur geht ihre eigenen Wege: man muß ihr auch manchmal Zeit lassen. Für heute wäre es nichts mehr: die Schwestern sind instruiert — die wissen, was sie zu thun haben; ich empfehle mich, Frau Riedinger.“

Gerade als der Doktor vor der Thür seinen Wagen besteigen wollte, fuhr dort eine Droschke vom Bahnhofe vor. Er zögerte einen Augenblick, und dann trat er vollends vom Schlage zurück und blieb so stehen, daß der junge Mann, der eben aus der Droschke sprang, ihn gewahr werden mußte. Dabei hatte sich des Sanitätsrats Gesicht auf eine bei ihm ungewöhnliche Weise erhellt: Fritz Riedinger, den er durch Masern und Scharlachfieber und sonstige Kinderkrankheiten gebracht hatte, war ja ein guter alter Bekannter von ihm.

In einem Augenblick hatte Fritz die Situation erkannt. „Ach, Gott sei Dank, daß ich Sie treffe,“ sagte er aus tiefster Brust und griff nach des Arztes Hand, bei der er ihn festhielt. „Sie kommen von —“

Sanitätsrat Glöckner nickte auf die abgestutzte Frage, als sei sie vollständig ausgesprochen worden.

„Ein paar Augenblicke, bitte; Sie haben doch ein wenig Zeit für mich, lieber Herr Doktor?“ Und nun gingen die Männer einige hundert Schritte weit in ernstem Gespräch die Straße hinab, und dabei war es nicht nur Fritz, der fragte; der Sanitätsrat vielmehr erfuhr jetzt erst, was er, wie er ein paarmal kopfschüttelnd sagte, längst hätte wissen sollen: die jüngst verflossene Episode, in welcher der Polizeikommissar Henne eine Rolle gespielt hatte!

Jetzt erst übersah und begriff er das Krankheitsbild, in welchem bisher für ihn immer wieder unerklärliche Züge aufgetreten waren. Seiner Gewohnheit nach sagte er nicht viel; Fritz an seiner Seite holte ihm die sparsam fallenden Worte gleichsam von den Lippen. Und mit einem Mal fühlte sich

der Sanitätsrat am Arme gepackt, und Fritz Riedinger, dem ein plötzliches schreckliches Licht das zurückhaltende Gebaren des Arztes zu erhellen schien, stieß heraus: „Um Gottes willen, sie wird doch nicht — Sie machen ein so sonderbares Gesicht, Doktor — sie wird doch nicht dauernd —“ Die Worte versagten ihm geradezu; er war ganz fahl geworden.

„Ach, Unsinn!“ sagte der Sanitätsrat gutmütig unwirsch, „wir sind noch lange nicht über die physische Krisis hinaus ... dem übrigen wollen wir nachher schon beikommen ... Es ist nur —“ Er brach ab.

„Was ist? was ist nur?“ drängte Fritz.

Die breitschulterige, etwas schwerfällige Gestalt des Arztes richtete sich höher auf, er hemmte den Schritt. „Es hat ein übermäßiger Gemütsdruck stattgefunden,“ sagte er, „eine so schwere, vielleicht auch so plötzliche Belastung, daß das geistige Vermögen eines so jungen Wesens ihr nicht gewachsen war. Die körperliche Erkrankung ist da als eine Art Rettung zu betrachten, ein Aushilfsmittel der Natur, um Schlimmeres zu verhüten. Nun trifft sie aber auf Organe, deren Widerstandskraft vorher schon geschwächt war — und dann, ein gewisses Dilemma: der Druck ist trotz sehr mangelhaften Bewußtseins immer noch vorhanden, lastet noch, möchte ich sagen. Um ihn zu heben, müßte man auf das Gemüt der Patientin einwirken können, und das läßt wieder ihr physischer Zustand absolut noch nicht zu.“

Sie schwiegen beide eine Weile und hatten sich nach dem Hause und dem wartenden Doktorwagen zurückgewendet. „Mit anderen Worten,“ sagte Riedinger endlich mit gepreßter Stimme, „man müßte sie über diese elende, abgeschmackte Polizeigeschichte beruhigen, aber —“

„Aber sie würde Sie jetzt gar nicht verstehen,“ ergänzte der Doktor nickend.

„Und doch muß es versucht werden,“ murmelte Fritz.

Doktor Glöckner sah ihn aufmerksam an, betrachtete das ihm wohlbekannte hübsche, offene Gesicht, das freilich jetzt einen neuen Zug hatte, Linien um den Mund mit dem kaum sichtbaren Bärtchen über der Lippe und Linien um die Augen, die von Strapazen und Leiden zeugten. Aber doch noch merkwürdig jung, das gelbgetönte, schmale Gesicht, und die Augen hell wie sonst, seltsam hell erscheinend bei der dunkleren, ganz veränderten Hautfarbe. „Nun, und wie geht es Ihnen, Herr Fritz?“ fragte er jetzt nachdrücklich und als schlage er ein neues Blatt um.

„Mir? Sehr gut, wie Sie sehen,“ sagte Fritz leichthin. „Ich komme eben von Hamburg.“

„Das dachte ich mir. Und geht es später wieder nach Afrika?“

„Wahrscheinlich.“ Fritz Riedinger war, sobald seine eigenen Angelegenheiten zur Sprache kamen, nicht recht mehr bei der Sache; er hatte noch etwas auf dem Herzen. Er wußte nicht recht, wie beginnen; endlich sagte er hastig, da der Arzt schon den Fuß auf dem Wagentritt hatte: „Sie haben so streng jeden Besuch bei der Kranken verboten, Herr Doktor ...“

Der sah ihn groß an: „So lange es nötig war ... die Sache ging auf Leben und Tod ...“

„Also doch —“

Nun noch ein paar hastige Worte, bei denen der Doktor erst stutzte, dann aber ruhig sagte: „Versuchen Sie es ... es wird ja wohl nichts schaden,“ und dann trennten sie sich, und der Arzt fuhr davon, ein paar Minuten lang sich noch wundernd über eine seltsame Verschränkung von Umständen, in die er da eben einen Einblick gewonnen hatte. Dann erst griff er wie gewöhnlich nach der Zeitung, die neben ihm in der Wagentasche steckte. — —

Immer und immer in dieser dunklen Höhle — die Decke so nah, so entsetzlich nah über dem Kopfe, man konnte ja gar nicht darin gehen, wie grausam, es von ihr zu verlangen! wie grausam, sie immer vorwärts zu treiben, da sie doch schwach und krank war! Immer sich durchwürgen und quälen; die fernen Schlünde, aus denen sie unter unsäglicher Marter hervorgekrochen war, die waren nun auch schon versunken, aber endlos dehnte es sich immer noch vor ihr, und weit, in unermeßlicher Ferne erst, schien unsicher ein hellerer Punkt, das Licht des Ausgangs. War es denn der Ausgang ins Freie? Das war's, was man nicht wußte!

Man? wer? Zu den Qualen dieses Zustandes gehörte es auch, nicht zu wissen, wer man selber war: das Bewußtsein der Persönlichkeit war verletzt, zeitweise taub und tot, und eine ganz besondere Pein, sich zu fühlen nicht wie eines, sondern wie eine Vielheit; eine ganze Menge leidender, ohnmächtiger, gequälter Wesen, denen nie und nimmer mehr zu helfen war. Wenn aber Druck und Pein kaum noch zu ertragen waren, dann sprang plötzlich eine Empfindung auf, eine Wohlthat gegen die vorige, aber trotzdem noch ein Schmerz: die Wiederkehr des Gefühls vom Ich — und das Begreifen, weshalb man so litt: weil dies Ich bedroht war von irgend einem Schrecklichen, das dort am fernen, fernen Ausgang, wenn er endlich erreicht sein würde, lauerte; was dieses Schreckliche aber war, das hatte das arme Ich vergessen.

Kein Wunder, denn es wußte nicht einmal mehr seinen eigenen Namen! Die Kranke, die nicht wußte, daß sie es war, die nur empfand, daß sie grausam gelitten hatte, Unsägliches, nie zu Beschreibendes, lag jetzt oft in halbwachem Zustande da, wach genug, um zu fühlen, daß ein Jammer sie drückte, aber völlig unfähig, ihre Ideen so weit zu verknüpfen, daß ein Begriff dessen, wo sie war und was mit ihr vorging, sich hätte bilden können. Vor allem war der Faden in die Vergangenheit, die jüngste, abgerissen, und es war, wie wenn das Ende, das aus dem Knäuel heraushing, zurückgeschnellt, sich verkröche, und nun dröselt man von den unendlich vielen Fäden einen um den anderen hervor, aber keiner ist der richtige, an dem, wenn er mühelos sich aufrollt, das Ganze ohne Wirrsal abläuft. In matter Hilflosigkeit lag die Kranke da, so matt, daß sie nicht einmal die Hand heben konnte, um die Thränen abzuwischen, die jetzt manchmal bei jenem vergeblichen Bemühen hervordrangen. Sie wollte sich auf etwas besinnen und konnte nicht, wußte auch gar nicht auf was … Da, da war der dunkle Berg wieder, der sich auf ihrem schrecklichen Wege so oft schon heranbewegt hatte … Berge bewegen sich nicht, aber dieser that es. Er mußte sehr groß sein, denn er versperrte die Aussicht auf alles andere. Unter seinem Gipfel war eine helle Stelle — ein dumpfes Erinnern, daß sie diese öfters gesehen habe, und daß sie jetzt gleich wissen werde, was es mit dem Berge für eine Bewandtnis habe … Richtig, er hatte ein Gesicht, ein breites weißes … er sprach auch, war gar kein Berg, war eine Frau … sie neigte sich über die Kranke, und diese schrie jetzt dabei nicht mehr auf und streckte nicht die Hände aus, die Masse entsetzt wegzustoßen, die sie erdrücken zu wollen schien. Das hatte sie gethan … sie schämte sich jetzt fast … wie kann man nicht wissen, daß eine Frau kein Berg ist! Jene brachte jetzt einen Arm unter das Kissen der Kranken, hob mit diesem das Haupt derselben und — das dumpfe Angstgefühl wollte wiederkommen und der Trieb, zu schreien, sich aufzubäumen gegen diese drohende Nähe; aber ein anderes hielt dem jetzt schon die Wage: die leiseste Spur von Vernunft und Überlegung. Und nun fühlte die Kranke, daß ihre Lippen genetzt wurden: sie trank … also das war's gewesen, weshalb der Berg kam … ihre Gedanken verwirrten sich schon wieder … wenn man sie doch in Ruhe ließe …!

Lag sie aber still hingestreckt, dann peinigten die unsinnigen Gedanken sie wieder in wirrem Durcheinander. Und besonders wurde je länger je mehr ein krankes Verlangen nach irgend etwas zur Qual, einem Etwas, dessen Mangel sie empfand, ohne darauf kommen zu können, was es sei. Es war früher in ihrem Leben gewesen, und es war nicht mehr darin … zuweilen schien es dem Bewußtsein ganz nahe — wie ein Gegenstand, der von der Strömung unter dem Wasser gehalten wird und undeutlich durchscheint … jetzt, jetzt wird er die Oberfläche berühren, jetzt sie durchbrechen, so daß man ihn deutlich erkennen kann! Da, da verschlingt die trübe Flut wieder das schattenhafte Bild — es scheint hier und da noch einmal kaum kenntlich hervor, und dann verschwindet es spurlos. Und von neuem beginnt das qualvolle Warten auf sein Wiedererscheinen und das matte Mühen, es zu fassen, zu halten, endlich, endlich!

Mit geschlossenen, blassen Lidern lag die Kranke ausgestreckt, aber sie schlief nicht, sie hatte seit langer Zeit nicht geschlafen, weder am Tage noch in der Nacht. Sie wußte

überhaupt Tag und Nacht nicht zu unterscheiden ... alles floß in dumpfer, lastender Dämmerung durcheinander. Sie lag ganz still, aber jetzt wurden ihre Wimpern feucht, und dann drangen ein paar Thränen langsam hervor und rannen ungehindert nieder und näßten das Kopfkissen; sie weinte um dies Unbestimmte, das sie entbehrte und auf das sie sich nicht besinnen konnte; weinte auch, weil sie sich nicht besinnen konnte.

Da, mit einem Mal ging ein Zucken durch die geschlossenen Lider. Sie hoben sich nicht; die Kranke vergaß, buchstäblich, die Augen zu öffnen, weil der Sinn des Gesichtes nun schon so lange ihr nichts mehr vermittelt hatte, was sie verstehen gekonnt. Aber ein anderer Sinn war berührt worden, der des Ohres, und mit einem Mal verbreitete sich ein Ausdruck tiefer Zufriedenheit über das Gesicht; dann eine leichte Spannung — sie horchte; und nun noch einmal klang es ihr ins Ohr und berührte den einen Sinn wie ein Wunderwort des Lebens — ein paar Silben nur, geflüstert in trauriger Zärtlichkeit: ihr Name, Magdalene!

Die Thränen versiegten. Die Kranke war zu schwach, um irgend eine Bewegung zu machen; sie hatte auch nicht das Bedürfnis, sich zu regen. Sie empfand nur in traumhaftem Halbbewußtsein die Wohlthat des endlichen Erreichens; das war es gewesen, was sie vermißt hatte in qualvoller Unsicherheit: ihr Name, bei dem während dieser langen Nacht des unbegreiflichen Leidens niemand sie genannt hatte und der ihrem geschwächten, fast erloschenen Gedächtnis entschwunden gewesen war. Ihr Name, mit ihrem bewußten Leben verwachsen so völlig, daß sein Entschwinden eben nur mit dem Aufhören des bewußten Lebens selber zusammengehen konnte. Jetzt war es ihr, als halte sie den Faden der Vergangenheit wieder, als werde sie nun aus diesem unbegreiflichen schweren Schlaf und Traum endlich langsam erwachen.

Und so tief beruhigend war dieses Bewußtsein, daß sie jetzt zunächst — einschlief, in einen natürlichen Schlaf versank, zum erstenmal wieder nach vielen Wochen. Derjenige, der neben ihrem Bett saß, merkte das jetzt mit Staunen, einem bangen Verwundern zuerst, das aber nach und nach in Befriedigung überging, als er eine lange Zeit auf die regelmäßigen, tiefen, ja behaglichen Atemzüge der Schlafenden aufmerksam gelauscht hatte. Jung, wie er war, hatte er doch schon an manchem Krankenbette gesessen, hatte Tausende von Meilen von der Heimat fern, unter afrikanischer Sonne, selber eine Zeit des physischen Erliegens durchlebt, wie sie einer kräftigen Jugend sonst fremd bleibt, und das alles hatte seinen Blick für Zustände der Krankheit geschärft.

Mit furchtbar gepreßtem Herzen hatte er heute zuerst am Lager Magdalenes gestanden, hatte die Augen nicht wenden können von den seltsam, ja unheimlich veränderten und doch noch immer schönen Zügen in ihrer Fremdheit des gestörten Bewußtseins. Aber je länger Fritz Riedinger den dunklen Kopf auf dem Kissen ansah, um so höher wallte in ihm ein Unbezwingliches auf, ein starker Entschluß, sie den Mächten abzuringen, die sie schon mit ihrem Zeichen gezeichnet hatten ... Nichts hätte ihn jetzt, da er nun endlich wieder an Ort und Stelle war, von diesem Platze an dem Krankenbette abhalten können; Schicklichkeitsgründe, das Befremdende seines Beginnens für die bisherigen Pflegerinnen, für Mutter und Hausgenossen — das alles schrumpfte zum unbedeutenden Schatten zusammen, den er nicht beachtete. Geschäfte, Vergnügungen gab es mit einem Mal für ihn kaum: der Haushalt, der bisher von der Kranken im Seitenflügel so unendlich wenig Notiz zu nehmen gebraucht hatte, der erlebte das Seltsame, daß seine derzeitige Hauptperson, Fritz Riedinger, der älteste Sohn, der gehegte Gast aus der Ferne, der junge Mann von fünfundzwanzig Jahren, die beiden Krankenstuben da hinten zu seinem Hauptaufenthalt machte, so daß um ihn und diese sich nun alles drehen mußte. Das heißt, letzteres verlangte er nicht: es machte sich aber von selber so.

Es kam eine Stunde, da Magdalene Wienandt zum erstenmal auf Kissen gestützt in eine sitzende Stellung in ihrem Bett gebracht worden war. Der, welcher der pflegenden ältlichen Nonne dabei behilflich gewesen war, der, ach wie behutsam, einen kräftigen Arm um die abgemagerte Gestalt im weißen Nachtkleide gelegt und sie sanft aufgerichtet hatte, der war jetzt an den Tisch getreten und

rührte in dem Glase mit starkem Weißwein und Ei; das war eine Labe, an der auch der so lange unempfindliche Gaumen sich gleichsam zuerst wieder bethätigt hatte, indem er sie schmeckte, mit Behagen schmeckte.

Magdalene blickte still zu dem so Beschäftigten hinüber. Sein Gesicht und seine Figur waren ihr vertraut: er war dagewesen, als sie langsam in das alte Geleise der wachen Empfindung zurückkehrte; er war seitdem fast immer da; sie nahm das ruhig hin; darüber denken oder gar grübeln konnte sie noch nicht. Er hatte an der Schwelle des Lebens gestanden, die sie nun wieder überschritten hatte; er stützte und schützte sie darin: ohne ihn hätte sie gar nicht zu sein vermocht.

Etwas war vorgegangen, was ihr geschwächtes Gedächtnis nicht festgehalten hatte, obwohl es noch fortwirkte und eigentlich die Bedingung des jetzigen Zustandes zufriedener Ruhe für sie war. An einem Tage, bald nach jenem ersten, wo er sie beim Namen genannt und dadurch aus dem verhängnisvollen Hindämmern geweckt und zugleich den physischen stärkenden Schlaf ihr wiedergeschenkt hatte, an einem der folgenden Tage hatte Fritz Riedinger dann noch ein Großes für sie gethan.

Er hatte sie einmal, wieder mit geschlossenen Augen, angstvoll seufzen hören. Da hatte er ihr leise die Hand um die schmalgewordene Wange gelegt und geflüstert: „Es ist alles gut, Magdalene; niemand wird Sie mehr befragen und quälen ... ich war auf der Polizei und habe die dumme Geschichte aufgeklärt."

Es war sehr die Frage, ob sie ihn völlig verstand. Auch jetzt öffnete sie die Augen nicht, aber daß sie ihn wenigstens gehört hatte, war ihm gewiß. Ihr Gesicht wurde freundlich, und nun formten die Lippen ein paar Worte, die er mehr aus der Bewegung ablesen als vernehmen konnte: „Die dumme Geschichte aufgeklärt —" sie wiederholte nur genau, was er zum Schlusse gesagt hatte, als sei das der noch matten Denkkraft leichter als ein selbständiger Satz.

Und auch er blieb bei der einfachsten Form einer Beruhigung; er sagte noch einmal: „Ja, es ist alles gut ... alles ist gut, hören Sie? Merken Sie sich das, liebe Magdalene: alles ist wieder so, wie es früher und wie es immer war."

Nichts hatte ihm seitdem verraten, daß Magdalene Wienandt die volle Bedeutung dieser Mitteilung begriffen habe, nichts verriet ihm, daß sie sich derselben forterinnere, aber eine heilsam beruhigende Wirkung hatte sie geübt, das wagte er zu glauben.

Ja, es war kaum noch ein Zweifel möglich: Magdalene Wienandt genas, langsam zwar, aber ohne Unterbrechung, ohne ängstigende Rückschritte.

Sanitätsrat Glöckner, der diese Genesung beobachtete, sagte zu Fritz Riedinger: „Sie sind ja ein ganz wunderbarer Mensch: warum haben Sie nicht Medizin studiert? Die Psychiatrie, das wäre Ihr Feld gewesen. Sie haben da einen merkwürdigen Takt — nein, nein, Ehre dem Ehre gebührt ... ich möchte beinahe sagen, Sie haben Ihren Beruf verfehlt ..."

Fritz Riedinger lächelte ein wenig, aber er schüttelte den Kopf. „Lassen Sie nur, Herr Doktor — mir ist ganz wohl in meiner Haut," sagte er.

„So, so — ja, ja — hm — und dies war wohl ein besonderer Fall?" meinte Doktor Glöckner und sah den jungen Mann noch harmlos genug, aber doch schärfer als bisher an. Es war dies die allererste Bemerkung von ihm, die das eigentümliche Verhältnis zwischen Fritz Riedinger und der Patientin berührte.

„Ja, allerdings, für mich ein besonderer Fall," erwiderte Fritz Riedinger ruhig.

Der Doktor fixierte ihn noch einmal, schien etwas sagen zu wollen, besann sich aber anders. Er war schon in seinem Berufe als Arzt aus Gewohnheit diskret und außerdem eine schweigsame Natur. So sagte er denn nichts weiter, klopfte aber dem jungen Riedinger zum Abschied wohlwollend auf die Schulter in einer Weise, die auch ihre Beredsamkeit hatte.

Magdalene Wienandt saß einmal wieder aufrecht in ihrem Bette, das sie noch immer nicht verlassen hatte. Sie hing aber jetzt nicht mehr so ganz ohne Nerv und Rückgrat in den stützenden Kissen wie im Anfang: sie hielt sogar den Kopf ganz selbständig, und das war etwas so Großes, daß sie von dieser neuerdings errungenen Position aus

sich ganz unternehmend im Zimmer umschaute.

Der fernere Gewinn war allerdings nur, wie sie jetzt die Umgebung, die Stuben, die Möbel, die Tapete, die Vorhänge und hundert Kleinigkeiten erst wieder gewahr wurde und mit der Aufmerksamkeit, die etwa ein dreijähriges Kind dem allen zollen würde, betrachtete. Aber sie wuchs im Begreifen doch unendlich rascher als ein solches. Da war eine schwarze Gestalt, das Gesicht in steifer weißer Umrandung; o, Magdalene wußte wohl, daß das die pflegende Nonne war. Sie war allein mit der geistlichen ältlichen Jungfer, die eine freundliche, gute Art hatte. Sie wollte etwas fragen, aber sie war ihrer Stimme, und wie weit diese tragen würde, doch noch nicht so sicher, daß sie nicht lieber gewartet hätte, bis der Blick der Nonne, die sich aufräumend im Zimmer zu schaffen machte, wieder einmal zu ihr herüberstreifte. Und nun kam vom Bette her in einer leisen, aber klaren Stimme die Frage: „Wieviel Uhr ist es?“

Die Schwester trat sogleich dicht an das Bett. „Es ist eben halb vier; um vier Uhr wollte Herr Riedinger zurück sein,“ sagte sie und weiter nichts.

Die gute Schwester Albine — sie war wohl nie hübsch gewesen, vielleicht nicht sehr klug und jedenfalls nicht reich, und so hatte sie denn als eines von vielen Kindern eines Handwerkers im katholischen Westfalen gegen ihre Unterbringung im geistlichen Stande nicht viel einwenden dürfen. Aber für diese eine Antwort und ähnliche hätte sie wahrhaftig verdient, jetzt nicht eine einsame Nonne, sondern eine runde vergnügte Mutter erwachsener Kinder zu sein!

Magdalene dankte ihr mit einem freundlichen Blick, und dann überließ Schwester Albine sie wieder sich selber, das beste, was sie thun konnte. Diesmal versank Magdalene aber nicht in einen Halbschlummer, wie ihr das bisher fast immer geschehen war, wenn sie so allein dalag. Sie blieb wach, und sie merkte selber, wie sie ihre Gedanken wieder verfolgen konnte in einer Weise, die ihr wohl lange unmöglich gewesen sein mußte. Alles aber sah sie mit neuen Augen an, mit jenem Blicke, vermöge dessen uns zuweilen das bisher Selbstverständliche nun plötzlich fremdartig gegenübersteht. Herr Riedinger — an der Bezeichnung, der Anrede, blieb sie haften. Es war die Anrede für einen fremden Mann — wie kam es, daß sie hier im Bette, in ihrem Nachtkleide daliegend, sich vor diesem Fremden nicht schämte? Sie hatte sonst immer mädchenhaft, fast überscheu, empfunden in allem, was die Geschlechter schied und bezeichnete; wo war diese Scheu hin? wer hatte sie ihr abgestreift?

Die Krankheit mußte es gethan haben — denn daß sie schwer krank gewesen sei, wußte Magdalene jetzt. Sie hatten gewiß alle gedacht, sie werde sterben, er auch — und deshalb hatte er sie gar nicht als ein junges Mädchen betrachtet und aus Mitleid bei ihrer Pflege geholfen und sie so oft gehoben und gestützt, weil, nun, weil er ein Mann und daher kräftiger dafür war als die anderen.

Manches blieb aber doch unverständlich — warum Frau Riedinger sich fast nie sehen ließ und Grete, wenn sie kam — was erst neuerdings zuweilen geschah — ihrem Bruder immer wie schüchtern nach den Augen sah, als habe er hier in den Krankenzimmern zu befehlen und lasse nur herein, wen er wolle.

Magdalene war das schon recht. Sie sehnte sich unaussprechlich nach Fritzens Anblick, wenn der junge Mensch einmal längere Zeit fort war. Sie hatte ganz das Gefühl, als führe seine und nur seine Hand sie ins Leben zurück, und als würde sie keinen Schritt weiter darin thun können, wenn er diese Hand zurückzöge.

Jetzt ging im äußeren Zimmer, in dem ihr Klavier stand, die Thür vom Gange her, die Magdalene von ihrem Lager aus nicht sehen konnte; es sprach jemand halblaute Worte mit Schwester Albine, und aufatmend erkannte Magdalene die Stimme, auf die sie gewartet hatte. Sie sah dem Kommenden von ihrem Kissen unverwandt entgegen; er trat jetzt durch die offene Thür; mit dem elastischen Schritt, der ihm eigenthümlich war — im Gange und in der Gestalt hatte er etwas wie die verkörperte Jugend — und nun ging es über sein Gesicht wie ein rasches Aufleuchten; das galt dem völlig wachen, aufmerksamen Blick,

der ihn diesmal da vom Kopfkissen her begrüßte.

Aber er trat mit freundlicher Ruhe an das Bett, wie immer: „Nun?“ fragte er; es war ein so heiterer, so belebender Klang in dem einen, kurzen Worte. Magdalene sah ihn nur stumm an, aber er konnte mit der Antwort doch zufrieden sein. „Es geht alle Tage besser, das merke ich,“ sagte er dann auch.

In Pflege und Wartung war Fritz Riedinger aufmerksam, verständig und geschickt wie ein Weib. Mit einem Blick übersah er, ob alles an der Patientin und um sie her in Ordnung sei; er rückte ihr das Tischchen neben dem Bette ein wenig besser zur Hand, und dann, auf die einfachste Weise, brachte er die Hände dicht an ihren Hals, um das Nachtkleid, dessen oberster Knopf aufgegangen war, unter ihrem Kinn wieder zuzuknöpfen. Es war, als wenn es die Mutter dem Kinde thut, aber er hatte unversehens dabei mit den Fingern die Haut ihres Halses gestreift. Und, den gesenkten Blick auf seine Hände gerichtet, sah er da mit einem Mal, daß dieser Hals, dessen klar bräunlichen Hautton Krankheit und Zimmerluft gebleicht hatten, sich unter seiner Berührung rötete: ja — das junge aufgeschreckte Blut färbte Hals und Nacken und stieg bis in die Wangen, und Fritz, in seltsamer Betroffenheit, ließ rasch los und richtete sich auf.

Das Antlitz, das einzige Frauenantlitz auf Erden, das er je mit solchen Augen ansehen würde, wie er jetzt diesem that, lag ein wenig seitwärts gewendet, schamvoll vor ihm in den Kissen; die lang und dunkel bewimperten Lider, an denen sein Blick sich festsaugte, waren tief gesenkt und blieben es, und es war, als wenn sie leise unter diesem seinem Blick zuckten und zitterten. Fritz zitterte plötzlich auch, aber er bezwang sich mit einer gewaltigen Anstrengung, und als er wieder sprach, war es in einem heiter ruhigen, ganz alltäglichen Ton: „Ich bin dem Doktor begegnet, Fräulein Magdalene, und wissen Sie, was er gesagt hat? Ja, raten Sie einmal! Morgen oder übermorgen sollen Sie auf ein Viertelstündchen aufstehen.“

Es war, als wenn es Magdalene Mühe kostete, die gesenkten Lider aufzuschlagen und den Blick zu dem doch so unbefangen Sprechenden zu erheben. Und da mochte etwas in seinem Gesicht, in dem tiefen Leuchten seiner grauen Augen ihr zeigen, daß es mit seiner Unbefangenheit auch nicht allzu weit her sei. Und jetzt sprach sie endlich ... leise, so leise, daß er sich tief zu ihr niederbeugen mußte, um ihr die Worte von den Lippen zu pflücken gleichsam: „Fritz Riedinger — ich kann Sie nicht anders nennen ... was soll denn aus mir werden, wenn ich gesund bin und Sie wieder fortgehen?“

Im nächsten Augenblick schon hatte er ihre beiden Hände mit seiner Rechten umschlossen, die Linke unter ihrem Nacken hergeschoben, sie so sanft aufgerichtet und fest an seine Brust gelegt. Die Nonne, deren leises Hantieren er vom Nebenzimmer hörte, störte ihn nicht einmal; er empfand, was er that, als eine Notwendigkeit, und die Notwendigkeit braucht niemals eine Heimlichkeit zu sein. „Ich glaube, ich gehe gar nicht wieder fort ohne Sie, Magdalene,“ sagte er mit einer Stimme, in der die tiefste und seligste Erregung seines Lebens leise bebte; „ich glaube, wir beide wissen jetzt, daß wir schon längst zusammengehört haben.“

Das war eine ziemlich abgerissene Liebeserklärung, aber sie mochte wohl derjenigen genügen, der sie gemacht wurde. Denn Magdalene Wienandt blieb ganz ruhig in den Armen dieses unbesonnenen jungen Menschen liegen, von dem sie gar nicht wußte, ob er Brot für sie habe; sie litt seinen Kuß auf ihren Scheiteln, ihren Augen und Lippen, sie schmiegte sich sogar an ihn, soweit ihre noch schwache Kraft das zuließ, und hauchte nur vor sich hin: „Ach, wie glücklich, wie selig ... ich hätte nicht gedacht, daß es möglich wäre ...“

Sie blieben so eine Weile ganz ruhig. Die Schwester Albine war einmal nebenan in die Nähe der offenen Thür gekommen und dann nach leichtem Stutzen vorübergegangen. Dann aber merkte Fritz, wie Magdalenes Wange ganz naß war: die Thränen drangen wieder unaufhaltsam zwischen den fest geschlossenen Wimpern hervor — eine seltsame Begleitung zu den Worten, die sie noch vor kurzem gesprochen hatte. Warum weinte sie? waren es Thränen des Glückes? Nein

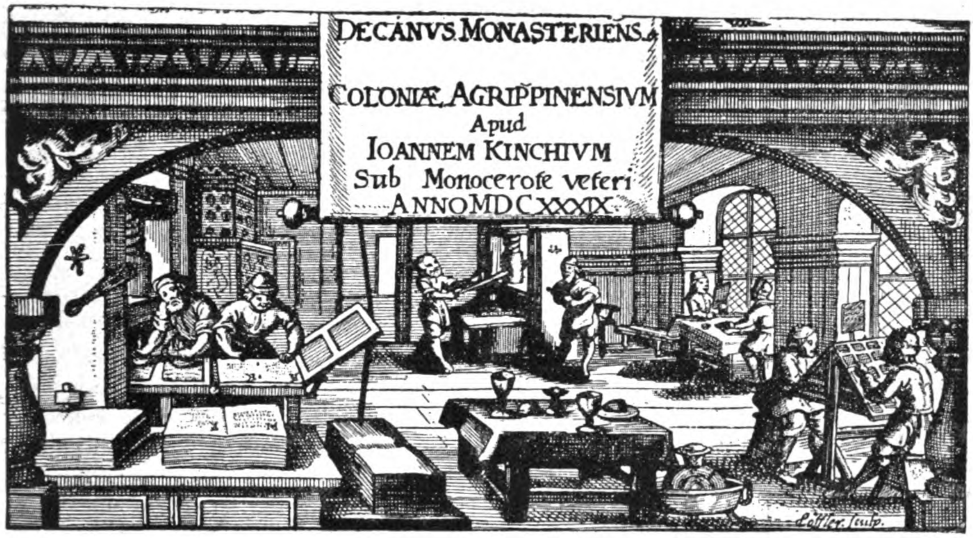
... in der rasch wechselnden Stimmung, die durch die noch vorhandene körperliche Schwäche bedingt wurde, weinte jetzt Magdalene wirklich bitter, und auf Riedingers liebe- und angstvolles Fragen kam endlich die Gegenfrage: „Werde ich denn auch wirklich gesund werden? Warum bin ich so schwach? Sieh doch nur" — sie gab ihm völlig unbewußt das Du — „höher als so kann ich den Arm nicht heben ... werde ich je wieder kräftig wie sonst sein?"

Ihn rührten diese hilflosen Thränen, die geradezu aus Schwäche flossen, unsäglich. „Ja, ganz gewiß, Liebling, das wirst du," sagte er, seine Erschütterung bemeisternd, mit einer heiteren und doch fast feierlichen Zuversicht.

So war es denn geschehen und war so ganz anders gekommen, als er gewollt und gedacht hatte. Er hatte ja mit seinem Werben noch lange warten, hatte ganz gewiß nicht des armen Kindes Schwäche und die ganz seltsame und einzige Vertraulichkeit dieser Krankenpflege sich zu nutze machen wollen ... verhüte Gott, daß er das beabsichtigt hätte! Seine leidenschaftliche Liebe zu dieser einen, eine Liebe, die sich fern in den Tropen aus geheimnisvollen Fäden schon zu weben begonnen hatte, war sinnlich und geistig zugleich: seine Seele brannte der Seele entgegen, die aus den dunklen mädchenhaften Augen Magdalenes sprach, aber er liebte auch ihren Körper, ja, jede Linie desselben, ihr Haar, ihre Hände, ihre Schultern, alles. Während der Krankheit mußte diese Seite des Verlangens zurücktreten, denn Fritz empfand gesund, und das Gegenteil, verliebte Wallungen der matten, abgemagerten Krankengestalt gegenüber, wäre widernatürlich, eine ungesunde Verzerrung gewesen. Rein aber hatte die ganze Zeit über die andere Flamme, das sehnsüchtige Verlangen nach der Wiederkehr des alten Selbst in den Blick der lieben Augen, gebrannt und daneben das menschliche Erbarmen mit ihrer Not und ihrem Leiden, eine Empfindung, deren Fritz Riedinger in hohem Grade fähig war.

Und heute war bei der Berührung ihres Halses urplötzlich auch das andere wieder aufgeflammt oder vielmehr bei der Wahrnehmung, daß Magdalene selber wieder gesund und wie ein Mädchen zu fühlen begann; ihr Erröten hatte ihm das verraten. Und so war denn alles gekommen — eigenmächtig und rasch und unversehens, wie sie pflegt, war die große Lebensentscheidung über sie gekommen.

(Schluß folgt.)



Eine Buchdruckerei im siebzehnten Jahrhundert.

Gutenberg und die Anfänge der Buchdruckerkunst.

Von
W. L. Schreiber.

(Nachdruck ist untersagt.)

Italienische Zierinitiale von 1492.

Pflegt noch heute der Volksmund alle großen Erfindungen kurzer Hand dem Zufall zuzuschreiben, so ist durch Galilei, Kepler und Newton längst erwiesen, daß das eine höchst anfechtbare Weisheit. Seit dem Erwachen der Naturwissenschaften sind alle wichtigeren Erfindungen das Ergebnis des durch Nachdenken und Überlegung geleiteten naturwissenschaftlichen Experiments. Der „Zufall“ kann höchstens als Gelegenheitsursache mitwirken.

Diese von Ernst Hallier in seiner „Kulturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts“ ausgesprochene Ansicht muß uns auch als Richtschnur dienen, wenn wir über die Erfindung der Buchdruckerkunst uns Klarheit verschaffen und an der Feier, die im gastlichen Mainz am 24. Juni begangen werden wird, verständnisvollen Anteil nehmen wollen.

Als man im Jahre 1840 das vierhundertjährige Jubiläum der Typographie feierte, herrschte der Gedanke vor, daß die Idee zur Erfindung der Buchdruckerkunst gleich einem „göttlichen Funken“ Gutenbergs Gehirn berührt und ihn ohne viel Umstände zur Ausübung der Kunst befähigt habe. Das klang allerdings recht poetisch, enthielt aber trotzdem eine große Ungerechtigkeit gegen den Meister, von dem schon alte Traditionen melden, daß er ein volles Jahrzehnt darauf verwendet habe, die praktischen Fragen zu lösen.

Betreffs des fünfzehnten Jahrhunderts herrscht auch heute noch eine gewisse Geringschätzung, während man die Leistungen des folgenden Jahrhunderts über Gebühr zu be-

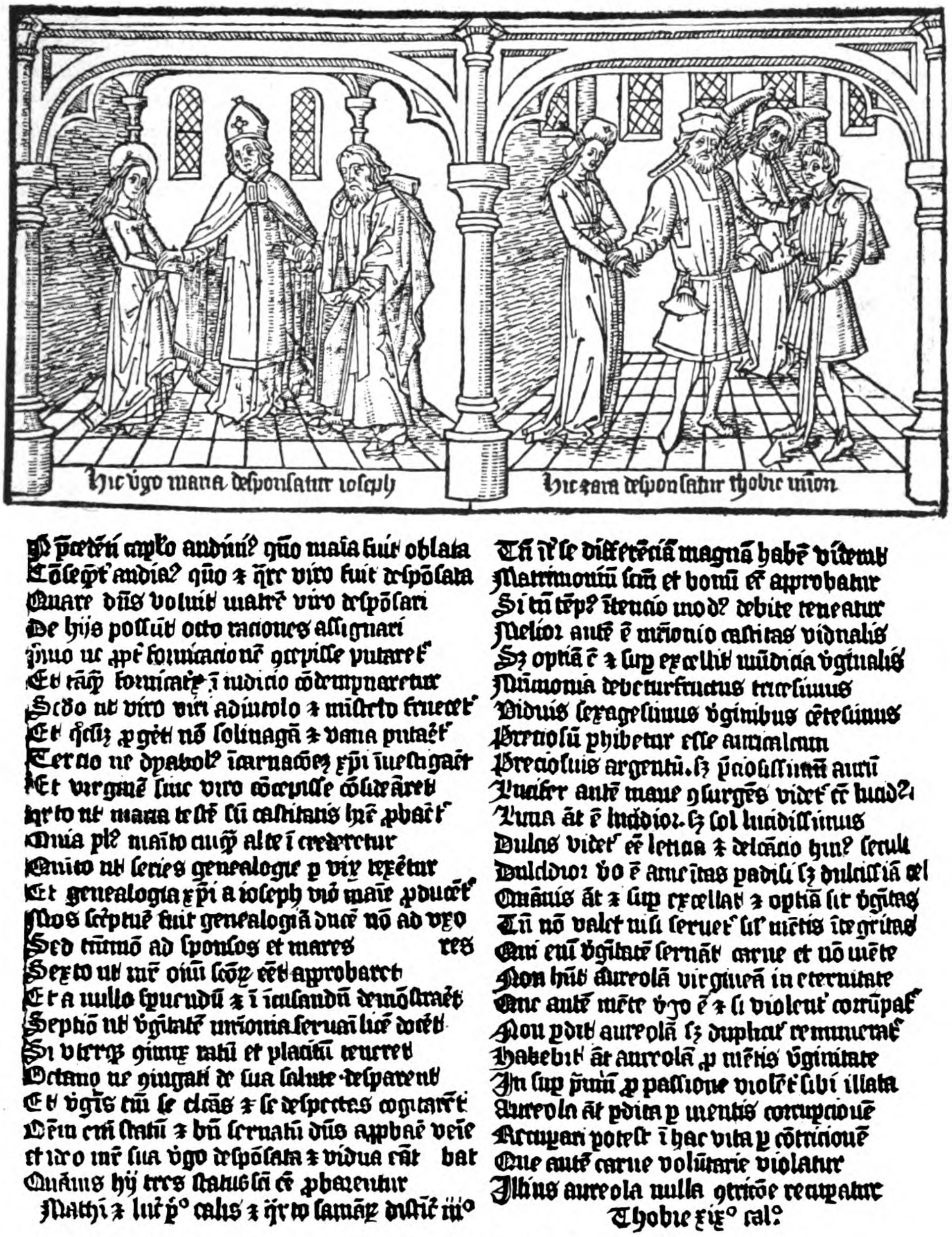
wundern pflegt. Und doch hat das letztere Erfindungen und Entdeckungen von gleicher Bedeutung, wie sie sich an die Namen Gutenberg, Columbus, Vasco da Gama knüpfen, nicht aufzuweisen, und man vergißt ganz, daß Luther, Raphael, Michelangelo, Dürer, Cranach, Holbein schon im fünfzehnten Jahrhundert geboren waren und teilweise sogar in ihm noch ihren Ruf begründeten. Man könnte beide Jahrhunderte mit einer Blume vergleichen: im fünfzehnten entwickelt sich die Knospe; das sechzehnte zeigt uns die voll entfaltete Blüte, aber auch ihr allmähliches Verwelken und sogar den Tag, an welchem ein rauher Windstoß sie völlig entblättert.

Es ist ein weitverbreiteter Irrtum, daß der Dreißigjährige Krieg einer blühenden Periode den Todesstoß versetzt habe. Die großen Ereignisse des sechzehnten Jahrhunderts drängen sich auf den kurzen Zeitraum von wenigen Jahrzehnten zusammen, dann macht sich ein unaufhaltsamer Niedergang bemerkbar. Betrachten wir nur einmal die Druckwerke aus dem letzten Viertel jenes Jahrhunderts: jammervolles, lappiges, inzwischen fast braun gewordenes Papier, Typen ohne Eleganz und meist auch noch alt und stumpf, Illustrationen von abgebrauchten Holzstöcken oder geistlose Nachschnitte. Wahrlich, als der Dreißigjährige Krieg ausbrach, war, zumal in Deutschland, auf dem Gebiete der Kunst und des Buchdrucks nichts mehr zu vernichten.

Ein wie ganz anderes Bild bietet dagegen das fünfzehnte Jahrhundert! Wir können stete Fortentwickelung vom ersten bis zum letzten Tage desselben verfolgen. Obschon sich im letzten Viertel des vorausgehenden Säkulums schon manches gebessert hatte, bestanden zunächst doch noch völlig mittelalterliche Zustände, und von Dingen, die irgendwie zur Bequemlichkeit oder Behaglichkeit der Menschen dienen, war kaum eine Spur zu finden. Nur in wenigen größeren Städten war der Marktplatz gepflastert, im übrigen glichen die Straßen den heutigen Feldwegen: bei gutem Wetter schluckte man Wolken von Staub, und bei Regenwetter versank man in den Straßenkot; allenfalls wurde vor einigen Häusern ein schmaler Damm für Fußgänger aufgeworfen und über vielbenutzte Straßenübergänge ein Brett gelegt. Der Küchenunrat wurde auf die Straße geworfen, und auf dieser trieben sich Schweine und sonstige Haustiere herum. Von Nachtwächtern und von Straßenbeleuchtung war noch keine Rede, und ein spät Heimkehrender hatte sich in gleichem Maße vor Straßenlöchern, übermütigen Gesellen und herumstreifenden Hunden zu hüten.

Die meisten Häuser waren aus Holz gebaut und mit Stroh gedeckt; Fachwerkbauten galten schon als etwas Vornehmes. Die Zimmer waren niedrig, ihr Fußboden war mit Steinen belegt, Glasfenster waren noch unbekannt. Die Fensteröffnungen hatten nur Holzladen, welche bei Einbruch der Dunkelheit geschlossen wurden, den Tag über aber offen standen; die Mode, sie mit Papier, Pergament oder Blase zu verkleben, war noch neu und deswegen nur stellenweise eingeführt. Infolgedessen herrschte im Inneren der Häuser während des Winters eine grausame Kälte, und man beschränkte sich selbst in wohlhabenden Familien auf ein einziges, durch einen Kamin zu heizendes Zimmer, die sogenannte „Stube“. Das Mobiliar bestand außer Bett und Bank häufig nur aus einem Tisch, zu dem sich vielleicht noch ein Wandbrett, ein Stuhl und ein einfaches Betpult gesellten. — Und doch waren die Verhältnisse in den Städten noch glänzend den ländlichen gegenüber. Seine kümmerliche, aus Holz und Lehm hergestellte Hütte und seine kärgliche Nahrung teilte der Bauer mit seinen Haustieren, sein Hab und Gut bestand in der notdürftigsten Kleidung, einigen selbstgezimmerten Möbeln und wenigen Töpfen, und dabei durfte er nicht einmal wagen, unbewaffnet auf das Feld zu gehen, aus Furcht, von umherstreifenden Söldnern überfallen zu werden.

Diese Verhältnisse drängten mit Gewalt zur Abhilfe, und thatsächlich änderte sich das Aussehen der Städte im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts fast völlig. Am Ende desselben gab es nur noch wenige größere Orte, in denen nicht mindestens die hauptsächlichsten Straßen gepflastert waren. Verunreinigungen derselben waren verboten, Nachtwächter sorgten für die Sicherheit der Schlafenden, Strohdächer waren wegen ihrer Feuergefährlichkeit fast nirgends mehr erlaubt, die Häuser durften aus demselben



Eine Seite aus der zweiten lateinischen Ausgabe des Speculum humanæ salvationis.
Nicht nur das Bild, sondern auch der Text ist in Holz geschnitten.

Grunde nicht mehr aus Holz, sondern nur noch aus Fachwerk oder Steinen gebaut werden. Selbst eine Art Straßenbeleuchtung war eingeführt, indem bestimmte Häuser die Verpflichtung hatten, bei Ausbruch eines Feuers oder etwaiger Tumulte eine Laterne herauszuhängen. Brunnen, Spitale, Findelhäuser, selbst Wasserleitungen und Bedürfnisanstalten wurden angelegt; kurz, es geschah von Obrigkeits wegen unendlich viel zur Besserung der allgemeinen Lage.

Aber auch die Privathäuser änderten sich gewaltig. Die Mehrzahl blieb äußerlich freilich ohne Schmuck und mußte sich mit einem einfachen Tünchanstrich begnügen, doch stieg die Zahl der Wohlhabenden stetig, und diese

ließen ihre Häuser nach Art der Rats- und Zunftgebäude mit schmuckvollen Fassaden versehen. Ferner wurde so manches Möbel, das man bis dahin als überflüssig betrachtet hatte, angeschafft und der alte hölzerne und metallene Hausrat durch neuen ersetzt, der in der Weise des Kirchengerätes geschnitzt oder verziert war. Prunkschüsseln und -kannen kamen bei Gastmählern auf den Tisch; Geschmeide, kostbare Pelze und Putz wurde von immer weiteren Kreisen der weiblichen Bevölkerung angelegt, und Spiegel, Bilder, Wandteppiche, Sitzkissen, selbst Uhren und ausländische Vögel durften in den Prunkzimmern der Reichen nicht fehlen, um dem Gaste die Wohlhabenheit des Besitzers vor Augen zu führen. Butzenscheiben wurden in die Fensterläden eingesetzt, ja es gab schon größere in Blei eingelassene Scheiben, die nach dem Vorbild der Kirchenfenster mit dem Familienwappen des Hauseigentümers versehen waren.

Ausschnitt eines 1436 von dem Sakristan Conrad Forster in Nürnberg angefertigten ledernen Buchseinbandes. Die Inschrift ist mit beweglichen, vertieft gravierten Metall-Buchstabenstempeln hergestellt.

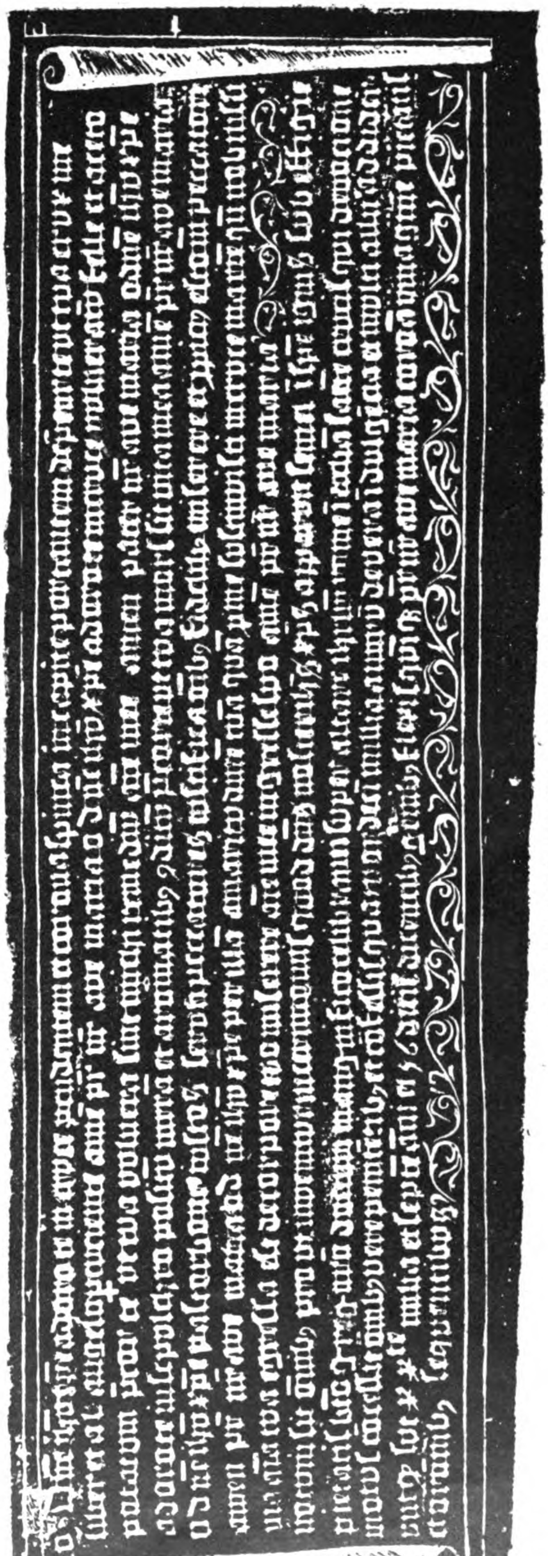
Diese Hebung des allgemeinen Wohlstandes in Stadt und Land hatte natürlich auch ihre Schattenseiten. Das Trinken und das Spielen, die beiden alten Nationallaster der Deutschen, griffen in erschreckendem Maße um sich, und die Chronisten berichten von so vielen verschiedenen Arten von Spielen, und zwar zum großen Teil Glücksspielen, die damals gäng und gäbe waren, daß wir uns kaum einen Begriff davon machen können. Vermochte aber Tacitus die Ehrbarkeit der Deutschen zu rühmen, so herrschte jetzt die Sinnlichkeit und zwar ebenso in den Spinnstuben der Bauern wie bei den Maskeraden der Städter, und die Freudenhäuser und Badestuben waren offen der Unzucht geweiht. Hatten die Leute aber eine Zeit lang so recht nach Herzenslust gesündigt, dann wurden sie von den schrecklichsten Gewissensbissen gequält und suchten durch Bußübungen und Wallfahrten Vergebung für ihre Sünden zu erlangen.

Doch nicht nur die guten, sondern auch die schlimmen Eigenschaften einer Zeit können zu Erfindungen Anregung geben, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Ausbildung der Holzschneidekunst der geschilderten Spielwut zu verdanken ist. Zur Herstellung bedruckter Kleiderstoffe, Tapeten und Vorhänge hatte der Holzschnitt allerdings schon seit langer Zeit Anwendung gefunden, doch der Bilddruck auf Papier oder Pergament war noch unbekannt. Nun nahm das Kartenspielen gegen den Ausgang des vierzehnten Jahrhunderts derartig überhand, daß es allenthalben verboten wurde (in Nürnberg 1380 bis 1384, in Kastilien 1387, in Ulm und Paris 1397, in Augsburg 1400, 1403 und 1406), und die große Nachfrage nach Spielkarten hat damals anscheinend einen Kartenmacher auf den Gedanken gebracht, diese nicht mehr, wie bis dahin üblich, zu zeichnen, sondern sie von Holzplatten zu drucken, also fabrikmäßig herzustellen. Die moralischen Rückschläge waren es aber wahrscheinlich wieder, die den Schritt vom Spielkarten- zum Bilddruck hervorriefen. Es war nämlich an vielen Wallfahrtsorten gebräuchlich, unter die Pilger als Erkennungszeichen bleierne Medaillen zu verteilen; die Zahl der Wallfahrer wuchs jedoch in solchem Maße, daß die Beschaffung dieser Art Andenken schwer fallen mochte, und irgend ein Wallfahrtsort (vermutlich in Südbayern oder einem der Alpenländer) scheint um das Jahr 1400 herum die Neuerung eingeführt zu haben, als Erinnerungszeichen Holzschnitt-

drucke mit dem Bilde des betreffenden Schutzheiligen zu verausgaben.

Andererseits förderte der sich ausbreitende Wohlstand auch in wesentlichem Maße den allgemeinen geistigen Aufschwung. Nachdem 1347 zu Prag die erste deutsche Universität begründet und ihr 1365 Wien gefolgt war, nehmen die Hochschulgründungen gegen Ende des Jahrhunderts ein ungemein rasches Tempo an: 1386 wurde Heidelberg, 1388 Köln, 1392 Erfurt, 1409 Leipzig, 1419 Rostock, 1426 Löwen, 1456 Greifswald, Freiburg i. Br. und Basel gestiftet. In ähnlicher Weise hielten es die größeren Städte für ihre Pflicht, niedere Schulen zu gründen, und diese wurden nicht nur von Knaben besucht, sondern auch von älteren Leuten, die das nachholen wollten, was sie in ihrer Jugend versäumt hatten. Daraus entstand zunächst eine gesteigerte Nachfrage nach Schulbüchern, denn während man, solange nur Kinder die Schule besuchten, mit dem Ankauf von Büchern und Schreibmaterial sehr sparsam umging, so daß der Unterricht sein Hauptgewicht auf das Auswendiglernen legen mußte, kam es den Erwachsenen natürlich nicht auf die geringe Ausgabe für ein Schulbuch an. Hatten sie aber erst einmal lesen gelernt, dann wollten sie auch gern ein paar Bücher als Eigentum besitzen, und bald waren Erzählungen, Heldengedichte, populäre medizinische oder Rechtsbücher, Kalender, Legenden, Andachtsbücher und Chroniken eine recht begehrte Ware. Außerdem begannen Fürsten und Herren auf ihren Schlössern Büchersammlungen anzulegen und die von ihnen gestifteten Universitäten, Kirchen und Klöster mit Bibliotheken zu versehen; ebenso stammen aus dieser Zeit die ersten dem Publikum zugänglichen öffentlichen Bibliotheken, als deren älteste man die 1409 von dem Domherrn Johannes von Kirchdorf in Alzei bei Mainz gegründete betrachtet.

Schreiber, Kanzlisten, Lehrer und Geistliche verschafften sich durch das

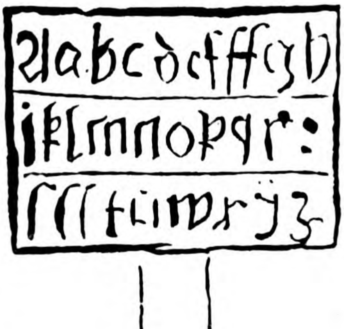


In Metall geschnittenes Gebet nebst Indulgenz.

Abschreiben der Bücher eine recht beträchtliche Einnahme; ja, es entstanden sogar Schreibwerkstätten, in denen ein Schreiber mit Hilfe einiger bei ihm in Lohn und Brot stehender Kollegen die Herstellung von Büchern auf Bestellung und auf Vorrat fabrikmäßig betrieb. Dieses Überhasten hatte natürlich zahllose Flüchtigkeitsfehler und absichtliche Verstümmelungen zur Folge; noch schlimmer aber war es, daß Leute auch das Abschreiben von Werken übernahmen, deren Inhalt, ja sogar deren Sprache sie nicht verstanden. Die Gelehrtenwelt brach infolgedessen bald in laute Klagen aus, daß die neuen Abschriften wegen ihrer Fehler fast unbrauchbar seien, und einem scharfblickenden Geiste konnte sich unter diesen Umständen wohl der Gedanke aufdrängen, daß dem Übelstande am besten durch ein mechanisches Verfahren, welches die Herstellung einer größeren Anzahl völlig gleichlautender Exemplare ermöglichte, abzuhelfen sei.

Ausschnitt aus einem in Kupfer gestochenen italienischen Kalender für die Jahre 1465 bis 1517.

Die ersten Versuche in dieser Richtung scheinen nach den bisher bekannt gewordenen Quellen auf dem Gebiete des damaligen Herzogtums Burgund vorgenommen zu sein. In dem Tagebuche des Abtes Jean le Robert zu Saint-Aubert in Cambray finden sich nämlich zwei Eintragungen, die eine aus dem Jahre 1446, die andere aus dem Jahre 1451, in denen es sich beidemal um den Ankauf eines Doctrinale „jeté en molle“ bei einem in der Stadt Valenciennes ansässigen Schreiber handelt. Ferner enthält das Gedächtnisbuch des Klosters Weidenbach zu Köln bei dem Jahre 1450 die Notiz, daß ihm ein gewisser Wynand aus der Stadt Roermond „libros impressos“ vermacht habe. — Das Doctrinale des Alexander de Villa Dei war neben der nach Älius Donatus benannten Sprachlehre das weitverbreitetste Schulbuch jener Zeit; jeté en molle (molle ist die veraltete Form für moule) bedeutet wörtlich „in die Form geworfen“, bezieht sich also sicher auf irgend ein mechanisches Vervielfältigungsverfahren; libri impressi sind gedruckte Bücher, doch wurde das Wort „drucken“ auch auf den Zeug-, Holztafel- und sonstigen Bilddruck angewandt, so daß es sich ebensogut um einen Druck von Platten als um einen Druck mit beweglichen Typen handeln kann.

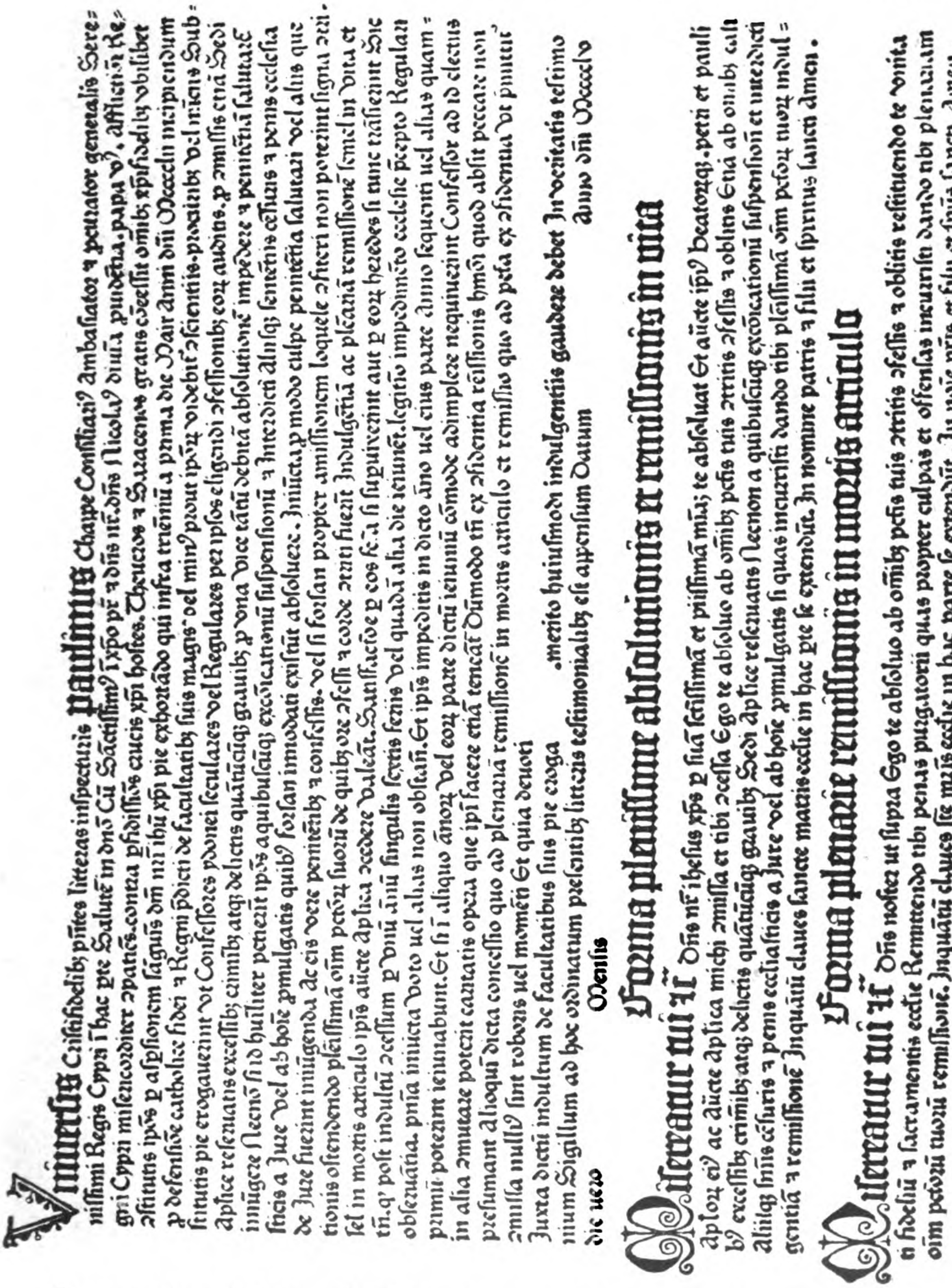


In Metall gegossene Abc-Tafel.

Der letzteren Möglichkeit widerspricht jedoch eine Stelle in der 1499 gedruckten Chronik der Stadt Köln, welche unter Berufung auf den greisen Kölner Buchdrucker Ulrich Zell als ihren Gewährsmann folgendes berichtet: „Die Buchdruckerkunst ist erfunden zu Mainz am Rheine im Jahre 1440, und von der Zeit, bis man schrieb 1450, wurde die Kunst und was zu ihr gehört, untersucht (d. h. es wurden Versuche mit ihr angestellt). Und in dem Jahre unseres Herrn, da man schrieb 1450, da war ein goldenes Jahr, da begann man zu drucken, und das erste Buch, das gedruckt wurde, war die Bibel in Latein. — Obschon die Kunst, wie sie heute üblich ist, zuerst in Mainz erfunden wurde, so ist doch das erste Vorbild in den zu Holland vor dieser Zeit gedruckten

Donaten. Und die Kunst ist viel meisterlicher und subtilicher erfunden, als die alte Manier war, und je länger je mehr künstlicher geworden. Und der erste Erfinder ist gewesen ein Bürger zu Mainz und war gebürtig von Straßburg und hieß Junker Johan Gudenburch.“

Enthält diese Angabe auch einige Ungenauigkeiten über die Lebensumstände des Erfinders, so stimmt sie doch andererseits so gut zu den urkundlich feststehenden Thatsachen, daß man ihr wohl in Bezug auf die geschilderte Entwickelung der Buchdruckerkunst Glauben beimessen darf.


Forma plenissime absolutionis et remissionis in vita
Forma plenarie remissionis in mortis articulo

Der von Gutenberg gedruckte einunddreißigzeilige Ablaßbrief.

„Gedruckt“ waren die Schulbücher also, aber auf eine sehr unvollkommene Weise, und da wir uns bereits darüber klar geworden sind, daß gerade die Richtigkeit und die Übereinstimmung der Exemplare das erstrebenswerteste Ziel sein mußte, so läßt sich nur denken, daß sie von Tafeln gedruckt waren. Denn daß es möglich wäre, unveränderliche Textflächen mit beweglichem Material herzustellen, konnte niemand voraussehen, vielmehr mußte sich dies erst im Laufe der Versuche herausstellen, und es war dem Geiste und den Anstrengungen Gutenbergs vorbehalten, diese Entdeckung zu machen.

Seit mehr als drei Jahrhunderten besteht nun auch die Ansicht, daß die frühesten Druckerzeugnisse von Platten gedruckt seien. Man fand zunächst zwar keine in dieser Weise hergestellten Schulbücher, wohl aber sogenannte Blockbücher, d. h. illustrierte Werke, bei denen der Text gleich den Bildern auf Holztafeln geschnitten ist, und zweifelte nicht länger, in ihnen die Vorläufer der Buchdruckerkunst zu besitzen. Als man dann ein derartiges Buch entdeckte, bei dem der Text auf einem Drittel der Seiten in Holz geschnitten, auf zwei Drittel derselben aber mit beweglichen Buchstaben gesetzt war, war man überzeugt, das älteste typographische Druckwerk vor sich zu haben. Die alten Überlieferungen von am Niederrhein gedruckten Schulbüchern verdichteten sich, und man stellte den Lorenz Coster von Haarlem nicht nur als denjenigen hin, der zuerst Text durch Holzplatten vervielfältigt habe, sondern auch als den Erfinder der beweglichen Typen. Dieser auf irrigen Voraussetzungen beruhenden Hypothese wurde im Laufe der Zeit so vieles hinzugedichtet, daß es der modernen Kritik — und zwar kämpfte van der Linde, selbst ein Niederländer von Geburt, an der Spitze — nicht schwer fiel, nachzuweisen, daß die Person des angeblichen Erfinders, so wie sie sich schließlich gestaltet hatte, eine völlig mythische war. Die besonnene Forschung gelangte außerdem zu dem Ergebnis, daß die eigentliche Buchdruckerkunst auf niederländischem, wahrscheinlich belgischem Boden schwerlich vor dem Jahre 1470, eher noch später, Eingang gefunden hat.

Andererseits ist man aber auch über das Alter der Blockbücher — und hier darf ich vielleicht auf meine eigenen Arbeiten hinweisen — zu anderen Anschauungen gelangt. Von den Holztafeldruckwerken ist nämlich

B Eatus vir qui non abijt in ɔsilio impioꝝ: et in via peccatorū non stetit: ⁊ in cathedra pestilentie non sedit, Sed in lege domini volūtas eius: ⁊ in lege eius meditabitur die ac nocte, Et erit tanq̄ lignū quod plātatū est

Anno dn̄i Millesio·cccc·lvij·Jn vigilia Assūpcōis,

Anfang und Schluß des 1457 von Fust und Schöffer gedruckten Psalters.

David · Herre rich das pl-
ut deiner heiligen ·

Salomō · Ein prümender
leo und ein zorniger pere
ein pöß furst ·

Jeremias · Die
stym ist gehort
worde des schr
eiens und des
heulens ·

David · Sie ha-
ben geherscht a-
ber nicht auß
mir ·

Saul · Die prister

Die schar · dy schwester des kunigs

wir lesē in dem puch d̄ kunig in dē · xxii · ca · Das saul
ließ totē all prister des herrē darumb das sie david d̄
do fluchtig was ein namē un̄ ym das heilig prot ga-
bē zu einer speiß · Saul bedeut herodē david xp̄m die
prister die kinder die herodes ließ toten durch xp̄m ·
wir lesē ym puch d̄ kunig ym · xxi · ca · Do achalia die
kunigī sach das ir sun tot was do ließ sie totē all kī-
der des kunigs das sie icht besessē das reich nach irem
vater un̄ die schwester des kunigs ūparg heimlich dē
jungsten sun und wart zu kunig · Die unkustige ku-
nigin bedeut herodē der durch xp̄m willē ließ totē die
kind · Aber das kint das ūporgē wart bedeut xp̄m

Eine Seite aus der ältesten deutschen Biblia pauperum,
gegen 1462 von Pfister in Bamberg mit Gutenbergs Urtypen gedruckt.

eine nicht unbeträchtliche Zahl entweder mit Datum versehen, oder es läßt sich das Jahr ihres Erscheinens auf andere Weise feststellen. Die älteste so gewonnene Jahreszahl ist 1468, die jüngste etwa 1510. Nun stammen verschiedene der uns erhaltenen undatierten Blockbücher zwar zweifellos aus einer noch früheren Zeit, doch läßt sich durch Stilvergleichung feststellen, daß man erst seit etwa 1462 den Text xylographisch zu vervielfältigen begann, ihn vordem aber handschriftlich hinzufügte. Es ist eben ein ganz Teil leichter, Figuren in Holz zu schneiden als kleine Buchstaben; zudem waren die Instrumente zur Bearbeitung damals noch ziemlich unvollkommen, und man verwendete kein Stirnholz sondern Langholz, so daß auch die Fasern des Holzes die Arbeit erschwerten, ganz abgesehen davon, daß das Druckverfahren und die Druckerschwärze ebenfalls viel zu wünschen ließen. Man darf also folgern, daß, wenn die Holzschneider vor 1462 nicht einmal den kurzen, zur Erläuterung der Bilder dienenden Text der Blockbücher vervielfältigten, sondern diese Arbeit den Schreibern überlassen mußten, es dann ausgeschlossen ist, daß sie in dem Zeitraum von 1440 bis 1450 umfangreiche Schulbücher in Holz geschnitten haben sollten.

Da aber unanfechtbare Beweise für das Vorkommen gedruckter Bücher zu jener Zeit vorliegen, so scheint als einzige Möglichkeit übrig zu bleiben, daß sie von Metalltafeln gedruckt wurden. Es fragt sich nur — wie? und dies läßt sich deshalb so schwierig beantworten, weil Druckversuche nicht nur in verschiedenen Gegenden, sondern anscheinend auch unabhängig voneinander unternommen wurden und daher auch keineswegs überall das gleiche Verfahren angewendet zu sein braucht.

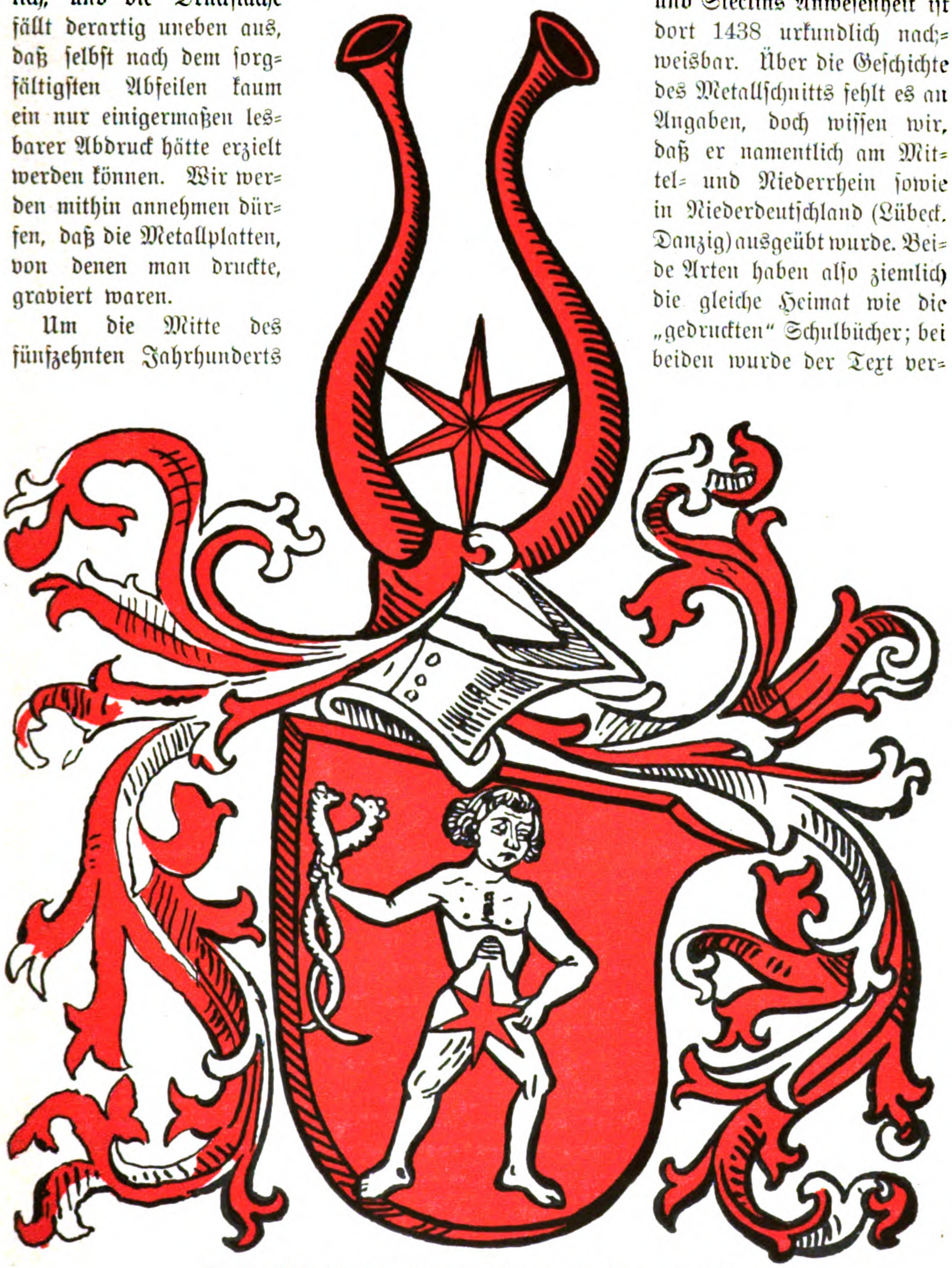
Man kannte damals sowohl den Metallguß als auch die Metallgravierung, und beide fanden bei dem Einbinden von Büchern Anwendung. Nachdem man in der vorhergehenden Zeit Inschriften und Ornamente auf Buchbeschlägen ausschließlich durch Gravierung hergestellt hatte, bürgerten sich seit dem Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts mehr und mehr die gegossenen Messingbeschläge mit allerhand Ornamenten, aber auch mit erhabenen Inschriften wie ave maria gracia plena oder maria . hilf . vns . aus . not und dergleichen ein. Daß in die zur Herstellung solchen Gusses notwendigen Formen die Verzierungen und Buchstaben vertieft eingegraben waren, darüber konnte kein Zweifel walten; dagegen fehlte es bisher an einem sicheren Anhalt, aus welchem Material diese Gießformen hergestellt waren, und man neigte teils der Ansicht zu, daß sie aus Wachsplatten, teils daß sie aus Formsand gearbeitet wären. Erst in jüngster Zeit erfuhr ich, daß sich in dem Besitz eines Privatsammlers in Bautzen eine steinerne Form (anscheinend Speckstein) befindet, welche zum Guß von Abctafeln gedient hat. Die Abbild. S. 318 zeigt eine getreue Wiedergabe einer aus dieser alten Form abgegossenen Platte in Originalgröße, welche genau den Abctafeln entspricht, wie sie auf Illustrationen des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts abgebildet sind und sich, auf Papier gedruckt, selbst bis in den Anfang des neunzehnten erhalten haben.

Hierdurch findet nun auch eine bisher unverständliche Stelle im Hinterlassenschaftsinventar der am 3. März 1465 als Äbtissin des Klosters Bethanien bei Mecheln verstorbenen Jakoba van Looz-Heinsberg ihre Erklärung. Dort sind nämlich Novem printe lignee ad imprimendas ymagines cum quatuordecim aliis lapideis printis verzeichnet. Man wird, da hier von vierzehn steinernen Druckformen gesprochen wird, vermuten dürfen, daß selbst noch etwas umfangreichere Werke als Abctafeln durch Guß hergestellt wurden. Diese hatten jedenfalls den Vorzug großer Haltbarkeit, wie die blechernen Schreibtafeln, die in unserer Jugendzeit noch vielfach auf Dörfern statt der leicht zerbrechlichen Schiefertafeln für die Abcschützen eingeführt waren. Jedenfalls läßt sich nunmehr erklären, wie der Ausdruck jeter en molle entstehen und später als mettre oder escrire en molle auf die Buchdruckerkunst übertragen werden konnte.

Wenn also dieses Verfahren wahrscheinlich das älteste war, so muß doch vor 1450 noch ein anderes bekannt gewesen sein, da man derartig gegossene Bücher unmöglich impressos nennen konnte. Die Möglichkeit, daß man die gegossenen Platten (vorausgesetzt, daß sich die Buchstaben darauf in Spiegelschrift befunden hätten) zum Abdruck

auf Papier benutzt haben könnte, ist zwar nicht mit völliger Sicherheit zu verneinen, doch sind gegossene Buchstaben oben rundlich, und die Druckfläche fällt derartig uneben aus, daß selbst nach dem sorgfältigsten Abfeilen kaum ein nur einigermaßen lesbarer Abdruck hätte erzielt werden können. Wir werden mithin annehmen dürfen, daß die Metallplatten, von denen man druckte, graviert waren.

Um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts kannte man zwei Arten der Metallgravierung, nämlich den Kupferstich und den Metallschnitt. Von dem ersteren berichtet ein altes Gedicht, daß ihn ein Goldschmied Hans Steclin, der in Köln geboren sei und in Valenciennes lebte, erfunden habe. Valenciennes ist derselbe Ort, an dem die Doktrinalien jetés en molle gekauft wurden, und Steclins Anwesenheit ist dort 1438 urkundlich nachweisbar. Über die Geschichte des Metallschnitts fehlt es an Angaben, doch wissen wir, daß er namentlich am Mittel- und Niederrhein sowie in Niederdeutschland (Lübeck, Danzig) ausgeübt wurde. Beide Arten haben also ziemlich die gleiche Heimat wie die „gedruckten" Schulbücher; bei beiden wurde der Text vertieft in die Platten eingegraben, und es bedarf keiner besonderen Erläuterung, daß es leichter ist, mit einem scharfen Instrument einen Buchstaben einzuritzen als ihn, wie es der Holzschnitt erfordert, erhaben herauszu-



Druckerzeichen des Erhard Ratdolt (von 1487 bis 1516 thätig).

Ein schön news Lied / Von der Schlacht vor Pavia geschehen: Gedicht vnd erstlich gesungen / durch Hansen von Würtzburg / In eim newen Thon zusingen.

Titel des bei Michael Manger in Augsburg gedruckten Volksliedes auf die Schlacht bei Pavia.

arbeiten. Für unsere Frage kommt als Unterschied zwischen Kupferstich und Metallschnitt nur das verschiedene Druckverfahren in Betracht. Bei dem Metallschnitt wurde die Druckschwärze auf die Fläche der Platte aufgetragen und diese dann, als wenn wir ein Petschaft gebrauchen, auf das Papier abgedrückt; die stark vertieften Buchstaben druckten daher nicht mit ab, sondern markierten sich weiß auf schwarzem Grund. Bei dem Kupferstich wurde die Platte zunächst in gleicher Weise geschwärzt, dann aber die Farbe mit einem Ballen so vorsichtig von der ebenen Fläche wieder entfernt, daß sie in den vertieften Linien zurückblieb. Darauf wurde angefeuchtetes Papier mit solcher Kraft gegen die Metalltafel gepreßt, daß sich die Schwärze heraushob und am Papier haften blieb. Da das letztere Verfahren gewisse Vorrichtungen verlangte, die schwerlich allgemein bekannt waren, so könnte der Text der frühesten Druckwerke nicht schwarz auf weiß, sondern weiß auf schwarz erschienen sein, was übrigens für die Schüler wenig ausgemacht haben dürfte, da damals schwarze Wachstafeln in den Schulen sehr gebräuchlich waren.

Nun entsteht die Frage, ob Gutenberg von den vorbezeichneten Druckversuchen Kenntnis erhalten und sie als Grundlage für seine Erfindung benutzt haben kann. Wir wissen bis jetzt von den Lebensverhältnissen dieses großen Mannes außerordentlich wenig. Er stammte aus einer angesehenen Mainzer Patricier-Familie und wurde vermutlich um das Jahr 1400 in dieser Stadt geboren. Sein Vater wanderte wahrscheinlich infolge einer Bürgerfehde mit anderen Patriciern im Jahre 1420 aus und nahm mit seinem Sohne in Straßburg Wohnsitz; wenigstens war der Sohn — und dies ist die erste urkundliche Nachricht von seinem Leben — dort 1434 ansässig. Ein Goldschmied, Namens Hans Dünne, verdiente 1436 an Gutenberg hundert Gulden für „alleine das zu dem drucken gehört“. Im Frühjahr 1438 bildete Gutenberg eine Gesellschaft, die sich zuerst mit „Steine polieren“ und dann mit „Spiegel machen“ beschäftigte; im Herbst desselben Jahres begründete er eine zweite Handelsgesellschaft, der er „alle seine Künste und Afentur“ beizubringen versprach. Welcher Art sie waren, ist leider nicht gesagt, doch kam bei einem 1439 entstandenen Prozeß zur Sprache, daß man eine „Presse“ und metallene „Formen“ gebraucht hatte, auch finden sich in der Hinterlassenschaft eines seiner Gesellschafter, der damals starb, „große und kleine Bücher“ erwähnt. Die Möglichkeit also, daß es sich um die Herstellung von Druckwerken vermittels irgend eines primitiven Verfahrens gehandelt haben könne, wäre an sich nicht ausgeschlossen, doch stehen ihr gewichtige Bedenken entgegen. Einmal wäre es nicht recht erklärlich, daß Gutenberg,

der später allem Anscheine nach Zeit und Kraft ausschließlich der Vervollkommnung der Typographie widmete, damals so vielen anderen Dingen seine Aufmerksamkeit zugewendet haben sollte, wenn die Idee bereits in irgend einer Weise sein Denken beschäftigt hätte; ferner hat Gutenberg in der Schlußschrift des 1460 von ihm gedruckten Katholikon selbst Mainz als die Wiege der Buchdruckerkunst bezeichnet, als die Stadt, „welche Gottes Gnade mit so hehrem Geisteslicht und freigebigem Geschenke den übrigen Nationen der Erde vorzuziehen und zu erleuchten gewürdigt hat.“ Die Presse und die Metallformen werden also zu irgend einem anderen Zwecke gedient haben. Auch folgender Umstand kommt in Betracht: aus den erwähnten Prozeßakten erfahren wir, daß Gutenberg und seine Gesellschafter die Spiegel in Massen anfertigten, um sie 1440 auf der großen Reliquienausstellung in Aachen, welche regelmäßig alle sieben Jahre stattfand und stets zahllose Pilgerscharen nach der alten Kaiserstadt lockte, zu verkaufen. In demselben Jahre 1440 also, in das nicht nur die Kölner Chronik, sondern auch die 1493 in Nürnberg erschienene Chronik des berühmten Humanisten Hartmann Schedel und mehrere frühe italienische Autoren den Anfang der Buchdruckerkunst setzen, kam Gutenberg thatsächlich in die Nähe der niederländischen Grenze, und wenn er den weiten Weg von Straßburg bis dort nicht scheute, um seine Spiegel feilzuhalten, so dürfte der irgendwo in der Umgebung des Niederrheins thätige Schulbücherfabrikant erst recht nicht die bequeme Gelegenheit verpaßt haben, seine Erzeugnisse dort an den Mann zu bringen. Ein stichhaltiger Grund, anzunehmen, daß den niederrheinischen Vor-

Eyn kurtz zvylich lesen van Tyel vlenspiegel :geborn vyß dem land Brunzwyck. Wat he seltzamer boitzen bedreuen hait syn dage/lüstich tzo lesen.

Gedruckt by Seruais Kruffter.

Titel der ältesten bekannten niederdeutschen Ausgabe des Tyll Eulenspiegel.

läufern der Buchdruckerkunst Gutenbergische Druckversuche vorangegangen sein könnten, liegt also nicht vor, sondern wir werden an-

Buchdruckerei im fünfzehnten Jahrhundert.
Signet des Jodokus Badius (Ascensius).

nehmen dürfen, daß Gutenberg die „gedruckten“ Schulbücher in Aachen sah, sich aber auch bald darüber klar wurde, daß das Verfahren wesentlich ausgebildet werden könnte.

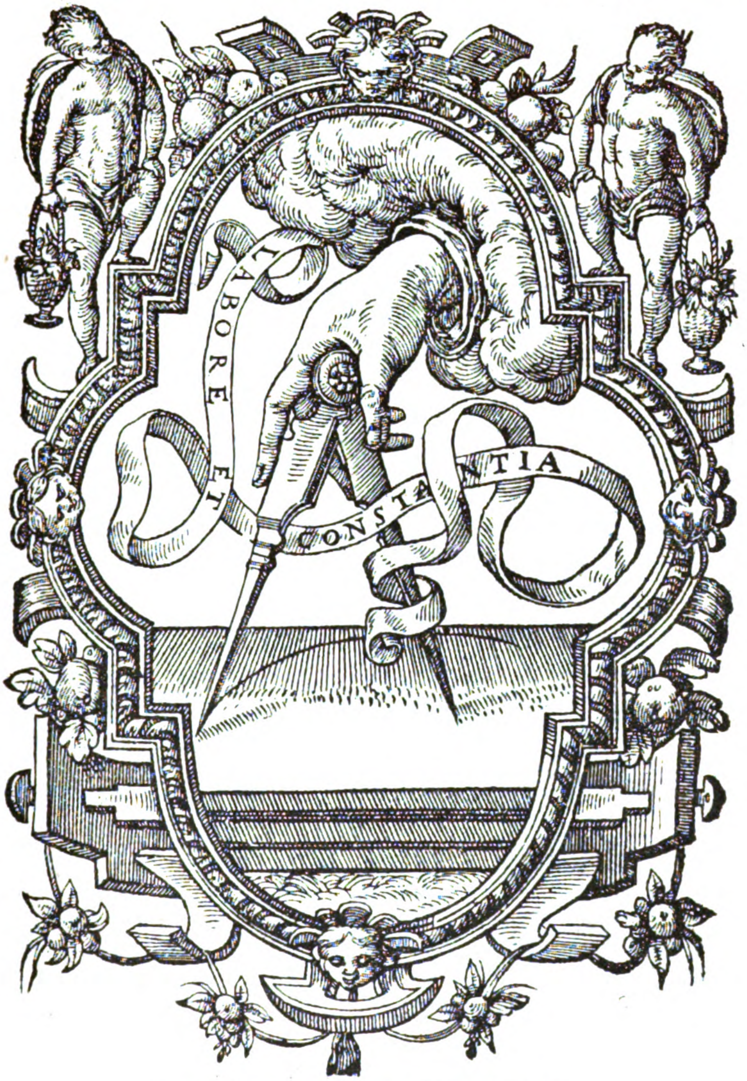
Versuchen wir nun, uns ein Bild von der Fortentwickelung des Verfahrens unter Gutenbergs Händen zu verschaffen, so liegt die Vermutung am nächsten, daß er die Schrift nicht mehr aus freier Hand in die Metallplatten einritzte, sondern Stahlpunzen anfertigte, auf welche er die einzelnen Buchstaben des Alphabets erhaben gravierte und dann nach Bedarf in die Platten einschlug. Ähnlicher Buchstabenpunzen, die jedoch nicht erhaben, sondern vertieft graviert waren, bedienten sich bereits die Buchbinder zur Einpressung von Inschriften auf die Ledereinbände, und zwar stammt der früheste, bisher bekannt gewordene derartige Einband aus dem Jahre 1417. Auch in Avignon war in den Jahren 1444 bis 1446 ein aus Prag stammender Goldschmied Prokop Waldvogel thätig, der stählerne Alphabete anfertigte, um mit ihnen die ars et practica artificialiter scribendi zu betreiben, worunter vielleicht ein dem geschilderten ähnliches Verfahren zu verstehen ist. Aus diesen Punzen sind dann wohl die ersten Typen hervorgegangen.

Um zu prüfen, ob die Gravierung des Buchstabens gelungen war, mußte die Punze notwendigerweise mit irgend einer Schwärze auf Papier oder Pergament abgedruckt werden, und hierbei konnte Gutenberg leicht den Gedanken fassen, daß es möglich sei, direkt mit solchen Stempeln zu drucken. So einfach war die Sache allerdings nicht, sondern die Ausführung erforderte viel Überlegung. Sämtliche Typen mußten unbedingt die gleiche Länge haben, und diese durfte weder ein Höchstmaß, noch ein Mindestmaß überschreiten. Ferner mußten die Typen durchaus vierkantig sein, um aneinander gereiht werden zu können; ihre Breite mußte der Buchstabenbreite entsprechend eine veränderliche sein, ihre Höhe hingegen unbedingt übereinstimmen. Es waren Spatien und Durchschüsse zu erfinden; die Presse mußte auf das genaueste gearbeitet sein, da man zunächst jede Seite einzeln druckte, folglich der Bogen viermal durch die Presse zu gehen hatte. Auch sonst waren zahllose Handgriffe und Vorrichtungen zu ersinnen, Werkzeuge zu konstruieren oder zu aptieren, und dabei ist nicht zu vergessen, daß Gutenberg schwer-

Druckerzeichen des Aldus Manutius.

lich immer gleich das Richtige getroffen, sondern auch oft genug im Dunkeln getappt haben wird. Das Wichtigste blieb aber noch

übrig! Die Typen mußten nämlich, wie dies auch Abt Tritheim berichtet, zuerst einzeln mit der Hand graviert werden, und wenn auch das Buchstabenbild, ähnlich den Buchbinderstempeln, in der frühesten Zeit sicherlich recht groß war und wir vielleicht zweitausend Stück beziffern, bevor überhaupt mit dem Druck eines Werkes begonnen werden konnte, und es läßt sich leicht bemessen, daß eine einzelne Hand Jahre brauchte, um diese Anzahl herzurichten. Deshalb war es der bedeutsamste Schritt — nicht in der



Das große Druckerzeichen des Christoph Plantin

selbst annehmen können, daß das Papier nicht im Folio-, sondern im Oktavformat verwendet wurde, so war doch ein Vorrat für zwei Seiten nebst einem durch die Wortschwankungen hervorgerufenen Plus erforderlich, damit die nächste Seite gesetzt werden konnte, während die erste gedruckt wurde. Der Typenbestand mußte sich daher auf etwa Idee, wohl aber für die praktische Verwendbarkeit —, als Gutenberg die Kunst, Typen durch Guß herzustellen, erfand, so daß es nur noch der Herstellung einer Matrize für jeden Buchstaben bedurfte, um mit deren Hilfe Typen in beliebiger Zahl herstellen zu können.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß diese wichtige Erfindung im Laufe des Jahres

1448 erfolgte. Gutenberg hatte, nachdem er 1442 ein Anlehen in Höhe von achtzig Pfund Heller gemacht hatte, das wohl schon zur Förderung der neuen Kunst diente, zwischen 1445 und 1447 Straßburg verlassen und war nach Mainz übergesiedelt. Dort nahm er mit Unterstützung seines Vetters Arnold Gelthuß eine neue Schuld von hundertfünfzig Gulden auf und vervollständigte mit dieser Summe vermutlich sein Druckgerät in solcher Weise, daß ihm die Herstellung kleinerer Druckschriften möglich war. Sein bürgern und der Welt vor Augen zu führen. Zu diesem Zwecke bedurfte er aber einer weit beträchtlicheren Summe, denn es mußte nicht nur Papier und Pergament in großen Mengen beschafft werden, sondern es waren auch jahrelang die Löhne für die Gehilfen zu zahlen, Wohnungsmiete und der Lebensunterhalt für den Erfinder zu bestreiten, bevor auf eine Einnahme zu rechnen war. In Johann Fust fand er 1450 einen Kapitalisten, welcher ihm insgesamt sechzehnhundert Gulden vorstreckte, dann aber, als

Porträt des Buchdruckers Aldus Manutius († 1515).

Sinnen war jedoch darauf gerichtet, seine Kunst in einem gewaltigen Werke, einer vollständigen Ausgabe der Bibel, seinen Mit- das Werk der Vollendung sich näherte, sein Geld nebst Zins und Zinseszins (zusammen 2020 Gulden) zurückforderte und dadurch

den völligen Vermögensverfall Gutenbergs herbeiführte. Seinen besseren Druckapparat mußte er seinem Gläubiger überlassen, der weniger umfangreichen Apparat mit wesentlich kleineren Lettern her, um damit für das Mainzer Erzbistum Ablaßbriefe zu drucken.

Porträt des Buchdruckers Christoph Plantin († 1589).

mit einem bisherigen Gehilfen, dem Schreiber Peter Schöffer, gemeinsam eine Druckerei begründete und diesem seine Tochter zur Ehe gab. Der ältere Druckapparat hingegen, den Gutenberg vielleicht schon vor seiner Verbindung mit Fust besessen hatte, ging gegen 1458 in die Hände Albrecht Pfisters über, der sich in Bamberg ansiedelte und mit diesen Urtypen verschiedene kleinere Werke druckte, darunter eine Armenbibel, aus welcher eine Seite nach dem auf der Bibliothèque Nationale aufbewahrten Exemplare in Abbildung Seite 321 wiedergegeben ist.

Gutenberg bekundete sein Erfindertalent aber nicht nur in diesen beiden, hauptsächlich zum Druck von Meßbüchern geeigneten Typenarten, sondern er stellte auch 1454 einen

Ferner richtete er, nachdem er seine Druckerei verloren hatte, mit Hilfe eines Mainzer Theologen, des Dr. Homery, eine neue ein, die sich zuerst in Mainz befand, dann nach der kurfürstlichen Residenz Eltville verlegt und von den Brüdern Heinrich und Nikolaus Bechtermünz fortgeführt wurde. Es gelang ihm aber nicht, wieder auf einen grünen Zweig zu kommen, und er wurde, um vor weiteren Sorgen geschützt zu sein, 1465 von dem Erzbischof in den Kreis der Hofbeamten aufgenommen. Leider war es ihm nicht vergönnt, sich lange dieser ruhigen Behaglichkeit zu erfreuen, da er zwischen dem 4. November 1467 und dem 24. Februar 1468 starb.

Schon aus dem Mitgeteilten ergiebt sich, daß die weitverbreitete Behauptung, der

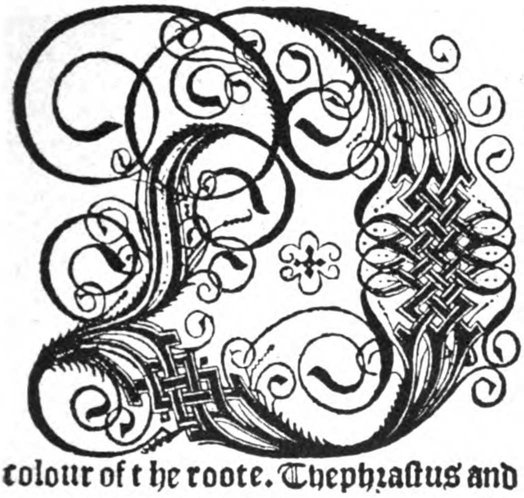
Klerus habe der Ausbreitung der Buchdruckerkunst Schwierigkeiten in den Weg gelegt, völlig aus der Luft gegriffen ist. Eine Art Censur wurde schon früher von den geistlichen Oberbehörden und den Universitäten (von den letzteren übrigens nicht nur für die theologische, sondern auch für andere Fakultäten) ausgeübt, außerdem standen die

Hörsaal einer Universität.
Titel-Holzschnitt aus dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts.

Buchhändler unter Aufsicht der Universitätsbehörden. Es ist begreiflich, daß, wenn man in jener Zeit, wo die Verbreitung eines Buches durch Abschriften doch nur eine geringfügige sein konnte, schon eine Kontrolle für notwendig erachtete, man nicht auf eine solche verzichten wollte, als durch die Buchdruckerkunst die Möglichkeit, unerwünschte Lehren zu verbreiten, sich unverhältnismäßig gesteigert hatte. Daraus erklären sich auch die päpstlichen Anordnungen von 1479 und 1496 wegen Überwachung der Druckereien; wie wenig sie gegen die Buchdruckerkunst selbst gerichtet waren, ergiebt sich zur Genüge aus der Verordnung des Erzbistums Köln vom Jahre 1499, welche mit den Worten begründet wurde: „weil die so hohe Gabe der Buchdruckerkunst durch den Mißbrauch der Drucker zum Verderben gekehrt werde.“ Im Gegenteil! Buchdrucker fanden durch geistliche Würdenträger nicht nur reichliche Unterstützung, sondern mancher Abt richtete in seinem Kloster sogar eine eigene Druckerei ein. Es möge hier genügen, darauf hinzuweisen, daß in Italien die erste Druckerei durch die Mönche des Klosters Subiaco bei Rom 1464 ins Leben gerufen wurde.

Gutenberg selbst hat keinem seiner Werke seinen Namen hinzugefügt. Vielleicht aus Bescheidenheit, namentlich aber wohl, weil er, der alle technischen Schwierigkeiten überwunden hatte, sich als Künstler betrachtete und es erst gegen 1465 üblich wurde, daß diese ihre Werke durch Wappenschild, Monogramm oder vollen Namen bezeichneten. Die Schreiber waren hingegen längst gewohnt, am Schluß eines Buches ihren Namen zu nennen, und es ist deswegen auch leicht erklärlich, daß Schöffer bereits den ersten Druckwerken, die unter seiner Leitung entstanden, sein und seines Gesellschafters Fust Namen und Wappen hinzufügte. Diese Druckerzeichen oder Signete, die im Laufe der Zeit immer künstlerischer gestaltet wurden und mitunter sogar den Raum einer ganzen Folioseite füllten, erlangten bald große Be-

deutung. Gewisse Offizinen erfreuten sich eines besonderen Rufes wegen der Sorgfalt, die sie auf die Herstellung der von ihnen



Englische Zierinitiale aus der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts.

gedruckten Texte verwendeten, und der Anker der Aldus, die Pallas Athene der Elzevier, die den Zirkel führende Hand des Plantin boten den Gelehrten Gewähr, daß sie eine korrekte Ausgabe in Händen hatten. Allerdings wurden, wie dies ja stets bei dem Guten der Fall ist, die berühmtesten Signete häufig genug in täuschend ähnlicher Weise von unbedeutenden Druckereien nachgeahmt.

Bis zum Tode Gutenbergs hatte die Buchdruckerkunst außer in den genannten Orten Mainz, Bamberg, Eltville und Subiaco auch in Straßburg, Köln, Rom, Augsburg, Basel und Kloster Marienthal Eingang gefunden. Seit 1470 verbreitete sie sich mit rasender Schnelligkeit über Deutschland und Italien; faßte aber auch innerhalb weniger Jahre in Frankreich, Belgien, Holland, Spanien und England festen Fuß. Leider war für die Mehrzahl der Jünger Gutenbergs der finanzielle Erfolg ein mehr als bescheidener. Es fehlte ihnen an Kapital, und sie mußten sich deswegen entweder an wohlhabende Leute wenden, welche die Rolle des Verlegers übernahmen, die nötigen Vorschüsse machten, aber auch die Hälfte des Verdienstes einsteckten, oder sie wurden Wanderdrucker. Die letztere Bezeichnung wendet man auf jene zahlreiche Klasse von Druckern an, die an irgend einem Bischofssitz auf Kosten des geistlichen Herrn ein Meßbuch oder Brevier druckten, dann, wenn die Arbeit beendet war, mit ihrem ganzen Gerät nach einem anderen Bistum, einer Abtei oder einer Universitätsstadt zogen, um einen neuen Auftrag zu erhaschen, und in dieser Weise stetig ihren Wohnsitz wechselten. Unter solchen Umständen ist es kein Wunder, daß nur einzelne Buchdrucker im Laufe der Zeit durch ihre Arbeit zu Wohlstand gelangten; häufig genug finden wir dagegen in den alten Steuerlisten verzeichnet, daß der Steuersatz eines Druckers von Jahr zu Jahr ermäßigt wurde, bis man ihm schließlich die Steuer ganz erließ.

Hieraus entstand ganz von selbst eine Trennung der Buchdruckereien in größere Offizinen, welche sich namentlich auf die Herausgabe wissenschaftlicher Werke verlegten, und in Winkeldruckereien, die aus der Herstellung von Kalendern, Planetenbüchern, Liedern, Zeitungen, Flugschriften und ähnlicher Jahrmarkts-

Eine Buchdruckerei im sechzehnten Jahrhundert. Holzschnitt von Jost Amman.

ware ein Geschäft zu machen suchten. Diese „gemeinen (gewöhnlichen) Drucker“, wie man sie nannte, bereiteten den städtischen Be-

hörden mancherlei Sorgen, denn es kam ihnen auf eine Schmähung oder ein Zötchen mehr oder weniger gar nicht an, wenn nur klingender Lohn zu erwarten stand. Bald sah sich hier, bald dort der Magistrat genötigt, den Verkauf eines „Schandbüchleins“ zu verbieten, und selbst in den Reichstagsabschieden fehlt seit 1524 selten die Mahnung, „Schmachschriften und Gemälde“ zu unterdrücken. Die letztere Verordnung richtete sich allerdings auch gegen die Reformationsschriften, denn sie waren der herrschenden Partei zuwider, und nie zuvor hatten Bücher durch Original und durch Nachdruck eine

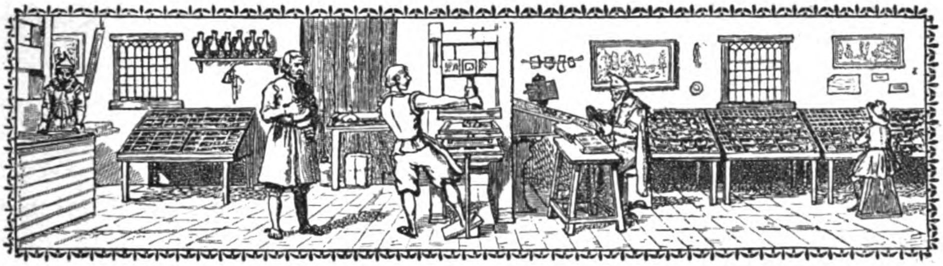
RELATION

Aller Fürnemen vnd Gedenckwürdigen Historien/ so sich hin vnd wider in Hoch: vnd Nider Teutschland/ auch in Hispanien/ Hungarn/ Böheimb/ Schweden/ Polen/ Franckreich/ Schott: vnd Engelland Italien/ Oesterreich/ Mähren Ober vnd Niderlaußnitz/ Schlesien/ Siebenbürgen/ Wallachey/ Moldaw/ Türckey &c. in diesem 1634. Jahr/ verlauffen vnd zutragen möchten.

Welche alles auff das trewlichst vnd ohnparteyisch so gut ich solche jeweiln erlangen vnd zur hand bringen mag wochentlich geliebts Gott/ soll in truck verfertigt werden.

16 34.

Titelblatt einer 1634 in Straßburg gedruckten Wochenschrift.



Eine Buchdruckerei im achtzehnten Jahrhundert.

solche Verbreitung gefunden wie Luthers Flugschriften, welche für die damaligen Drucker eine geradezu glänzende Einnahmequelle bildeten.

Man kann nicht sagen, daß seit jenen Tagen bis um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts die Buchdruckerkunst einen wesentlichen Aufschwung genommen habe; vielmehr ist für Deutschland, etwa seit Luthers Tode, ein Rückgang zu konstatieren. Während noch der Dreißigjährige Krieg tobte, begann in Frankreich, England und den Niederlanden das Zeitungswesen moderne Formen anzunehmen, und die früher je nach Gelegenheit, dann in monatlichen Zwischenräumen gedruckten Nachrichten verwandelten sich nun in Wochen- und Tagesblätter, doch war ihre Zahl noch so gering, daß nur wenige Druckereien Nutzen daraus zogen. Erst die völlige Umgestaltung des Zeitungswesens, wie sie sich im Anschluß an die freiheitliche Bewegung unseres Jahrhunderts herausbildete, hat die Buchdruckerkunst in neue Bahnen geleitet. Statt der alten Presse, deren Konstruktion sich in vier Jahrhunderten kaum verändert hatte, wurden Schnellpressen eingeführt, statt des Betriebes durch Menschenhand machte man sich Dampfkraft oder Elektricität nutzbar, und jetzt richten sich die Bemühungen sogar dahin, die Thätigkeit des Setzers durch Setzmaschinen verrichten zu lassen. Schneller geht es heute allerdings, als je der Meister, dessen Andenken wir jetzt feiern, es sich hat träumen lassen, aber ein so harmonisches Ganze, wie es die Druckerzeugnisse Gutenbergs und seiner frühesten Jünger bilden, solch starkes weißes Papier, so breite Ränder, so glänzend schwarze Druckfarbe, so charaktervolle Typen, so individuell ausgebildeten Satz giebt es so leicht nicht wieder. Heute heißt das Motto: „Für die Zeit!“ damals galt die Losung: „Für die Ewigkeit!“

Rosalie Fürstin Lubomirska.

Von

Arthur Kleinschmidt.

(Nachdruck ist untersagt.)

In den Schreckenstagen, in denen Frankreich sich in Blut badete, endeten nicht nur Franzosen, sondern auch viele Ausländer von Bedeutung und Rang auf dem durch so viel edles Blut geadelten Schafotte. Zu den interessantesten unter ihnen gehört die Fürstin Rosalie Lubomirska, deren Schicksal ich hier nach polnischen und russischen Quellen schildern will.[1]

Rosalie war zu Czarnobyl in der Ukraine am 16. September 1768 als Tochter des Grafen Alexander Chodkiewicz, Grafen von Szklow, Mysz und Czarnobyl, geboren; er war Rat bei der Konföderation von Litauen, zuletzt Starost von Zmujdzki und starb 1781. Rosalies Bruder, Graf Alexander Chodkiewicz, war als Militär und Gelehrter bekannt, Mitglied der Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften und schrieb außer sieben Bänden Chemie die „Porträts berühmter Polen“ (1820), jedoch zerrütteten seine gelehrten Forschungen sein Vermögen, und seine Gläubiger versteigerten seine kostbare Bibliothek mit seinem Palaste.

Im Jahre 1787 heiratete Gräfin Rosalie den Fürsten Alexander Lubomirski, Kastellan von Kiew, maréchal des camps et armées des Königs von Frankreich und Herrn von Opola im Lubliner Distrikte.

Der Fürst war ein furchtloser, tollkühner Mann, der Abenteuer suchte und oft in einer kleinen Schaluppe von St. Petersburg nach Kronstadt fuhr. Wir wissen nichts von Rosalies Kindheit, nur sagt die Frau eines Woiwoden, ihre Gutsnachbarin Anna Nakwaska, in ihren Memoiren von der jungen Frau: „Sie war eine der reizendsten Frauen ihrer Zeit, in der vollen Blüte ihres jungen Lebens, pflückte mit ihrer schönen Hand die Frühlingsblumen, lebte fast immer im Auslande und kam nur selten nach Opola.“ Das fürstliche Paar war nur wenig beieinander, die Ehe war sehr kühl, der Fürst bereiste Großbritannien und Frankreich, die Fürstin hingegen, welche im Jahre 1788 ihre einzige Tochter Rosalie gebar, zog den Kreis befreundeter Künstler und Litteraten in Warschau vor und bezauberte die aristokratische Gesellschaft durch ihre Schönheit, Liebenswürdigkeit und Lebhaftigkeit des Temperaments. Nach den Memoiren von Cajetan Kozmian (Bd. 2) war sie eine der drei schönsten Frauen Warschaus, die anderen waren eine geborene Fürstin Sanguszko und eine geborene Fürstin Czartoryski, erstere die Gemahlin Kossakowskis, letztere die des Grafen Potocki. Von großer Treue gegen ihre Gatten wußten sie nichts; sie suchten Abwechselung und waren z. B. allesamt darauf aus, das Herz des Fürsten Joseph[1] zu gewinnen. An seinem Namenstage schmückten sie ihm, seinen Kammerdiener bestechend, das

[1] 1897 erschien in Krakau ein Buch von Alexander Kraushar: „Ein Opfer des Terrorismus. Legende und Wahrheit über das tragische Ende von Rosalie von Chodkiewicz, Fürstin Lubomirska, hingerichtet in Paris im Jahre 1794“ (polnisch).

[1] Welcher Fürst damit gemeint ist, weiß ich nicht, vielleicht Joseph Poniatowski.

Bett mit Blumen, und die Begegnung war peinlich für alle, als er abends unerwartet mit seiner Maitresse, der Schauspielerin Sitanska, im Schlafzimmer erschien und die drei vorfand. Polens großer Barde, Joseph Ignaz Kraszewski, verewigte die Scene in seiner Skizze „Der Namenstag“, die ohne Nennung der Personen 1838 in Wilna in seinen „Phantastischen und litterarischen Reisen“ erschien; weit offener schilderte sie K. W. Wojcicki in seinem 1875 erschienenen Werke „Warschau und seine Gesellschaft in unserem Jahrhundert“. Die Fürstin Lubomirska und die Gräfin Potocka waren in den Fürsten Joseph rasend verliebt, und man durfte bei ihrer Nebenbuhlerschaft wohl Zweifel an ihrer Freundschaft hegen, mochten sie noch so unzertrennlich erscheinen und sich küssen; sie suchten beständig Überraschungen für Joseph zu erfinden und arbeiteten, eifersüchtig auf seine alleinige Liebe, heimlich gegeneinander.

In Frankreich brach die Revolution aus, und die Fürstin Lubomirska, welche in letzterer Zeit die Schweiz, Nizza und Monaco bewohnt hatte, trat 1789 und 1790 in Verkehr mit französischen Emigranten, der Madame Levis, Madame Roquefeuille u. a. Erst 1793 hören wir von ihr in Paris, wo sie mit ihrer Tochter in Chaillot nahe den Champs Elysées lebte. Nahe dabei wohnte die Gräfin Dubarry, Ludwigs XV. ehemalige Geliebte, in ihrem Schlosse Luciennes, und merkwürdigerweise wurden beide, trotzdem ihre Charaktere voneinander verschieden waren, innige Freundinnen. Und doch wer war solcher Freundschaft unwerter als die in Liebesintriguen lebende alte Buhlerin, die während aller Nöte Frankreichs schwelgte. Längst hatten die Revolutionsmänner ihre Augen auf sie geworfen, man brach im Januar 1791 bei ihr ein, stahl ihre Schatulle mit ihren Kostbarkeiten, und die von ihr ausgesetzte Belohnung auf den Fang der Diebe, fünfzigtausend Franken hoch, zählte ihre sämtlichen Kostbarkeiten auf, was nur neue Wut erregte. Als dann die Gräfin erfuhr, die Diebe seien in England erwischt worden, reiste sie selbst nach London, und infolgedessen flog die Kunde durch Frankreich, sie sehe häufig William Pitt und trage um die verhaftete französische Königsfamilie Trauer. Mit dem Reste ihrer Kostbarkeiten, soweit sie noch solche vorfand, kehrte die Gräfin nach Frankreich zurück, um von da ein zweites Mal zwecks Wiedererlangung ihrer gestohlenen Kostbarkeiten nach London zu reisen. Thörichterweise kehrte sie 1793 nach ihrem Schlosse Luciennes zurück, wo sie an allen Thüren und an ihrem Hausrate Siegel angelegt fand; ihre Dienerschaft war in den Dienst der Revolution und der Municipalität getreten und hatte alles versiegelt, ihr schlimmster Feind war ihr Lakai Pierre Zamore, und auf seine Veranlassung erfolgte am 27. September 1793 ihre Verhaftung in Luciennes. Man machte ihr den Prozeß, sie benahm sich würdelos, wie es ihrem Leben entsprach, verriet, um sich zu retten, dem Revolutionstribunale viele Aristokraten, zu denen sie Beziehungen gehabt hatte, und führte damit manchen dem Tode zu. Aber auch ihr Leben war dem Tode verfallen, ihre Koketterie rührte die Henker nicht, und ihr Haupt fiel im Dezember 1793. Als man die Papiere der Gräfin untersuchte, fand man darunter zwei Briefe der Fürstin Lubomirska, und diese führten deren Prozeß und Untergang herbei.

Weit begreiflicher und natürlicher als die Freundschaft zur Gräfin Dubarry, die auch aus den besagten Briefen hervorgeht,[1] war das lebhafte Interesse der Fürstin Rosalie für die unglückliche Königin Marie Antoinette und ihre Familie, das aus diesen Briefen gleichfalls durchklang. Welche Aristokratin und welche Frau von Herz hätte dies Mitleid nicht empfunden und die Habsburgerin im Kerker nicht bewundert!

Man hatte, wie gesagt, bei der Gräfin Dubarry zwei Briefe der Fürstin Rosalie gefunden, die freilich recht unschuldiger Natur waren, aus denen man aber Interesse am Lose der Königin, Beziehungen zu den Royalisten und zu den Streitkräften der Koalition, die sich an Frankreichs Ostgrenze sammelten, herauslas — und dies galt damals als ein des Todes würdiges Verbrechen.

Der erste Brief, datiert vom 6. Juli (ohne Jahr, doch jedenfalls 1793) aus Chaillot

[1] Madame Vigée-Lebrun malte die Fürstin und die Gräfin in gleicher Haltung und Kleidung.

und unterzeichnet Fürstin Alexandre Lubomirska, lautet, sehr unorthographisch wie der zweite, folgendermaßen[1] in der Übersetzung:

„Ich erfuhr erst eben, Madame, von Ihrer Rückkehr nach Luciennes (Louveciennes) und von der ungerechten Verfolgung, die man Sie erleiden läßt. Erstere hätte mich angetrieben, auf den Flügeln der Freundschaft zu Ihnen zu eilen, und die zweite autorisiert mich, Madame, Sie als eine Gunst darum zu bitten, Ihnen nützlich sein zu können. Wenn meine Diensteifrigkeit nicht entsprechend meinen Absichten von Erfolg begleitet ist, so erlauben Sie mir wenigstens, Madame, Ihre Einsamkeit zu teilen und Ihnen damit zu zeigen, daß die, welche Sie auszeichnen wollen, dies nicht leicht vergessen. Auf Wiedersehen, Madame! Ich erwarte mit einer Ungeduld, die des Interesses, das Sie einflößen, würdig ist, die Antwort, welche Sie mir zu teil werden lassen, um mich sofort zu Ihnen zu begeben.

Alexandre Fürstin Lubomirska."

Der zweite Brief trug keine Unterschrift und kein Datum, doch muß er vom 11. August 1793 sein, denn er spricht von einem Pariser Feste vom gestrigen Tage zu Ehren der Vereinigung des republikanischen Frankreich in Gefühlen der Brüderlichkeit und Gleichheit. Es kann nur die glänzende von David arrangierte Festlichkeit vom 10. August gemeint sein. Der Brief lautet:

Sonntag Morgen.

„Ich muß Ihnen sehr schuldig erscheinen, Madame, daß ich Ihnen so lange nicht geschrieben und Sie nicht gesehen habe; wenn Sie aber erfahren, daß ich leidend und über diese Entbehrung betrübt war, so zweifle ich nicht, Madame, daß Sie mir Ihre Nachsicht gewähren. Ich werde sie immer beanspruchen, wenn ich durch die Umstände gezwungen werde, Ihnen fern zu sein. Ich kann Ihnen nichts Interessantes an Tagesneuigkeiten sagen. Das Fest, welches gestern hier stattfand, erinnert eigentümlich an die Majestät des Volkes. Die Königin ist noch in der Conciergerie; es ist nicht wahr, daß man beabsichtige, sie nach dem Temple zurückzubringen. Doch bin ich ruhig über ihr Los. Unsere Souveräne sind des Ruhmes müde und wollen, wie ich vermute, auf ihren Lorbeeren ausruhen. Adieu, Madame, erlauben Sie mir, Sie nach meinem Herzen zu umarmen, d. h. mit einem Kultus, einer Wonne, deren würdig, die Sie einflößen und die ich empfinde. Tausend Schönes von mir an Mimi. Meine Kleine küßt Ihre schönen Hände."[1]

[1] Original in den Archives nationales zu Paris. W. 351. Dossier 713. II^e partie, pièces 33 und 34.

Der Name der Schreiberin war den Richtern unbekannt, sie vermuteten die Herzogin von Brancas, die mit der Dubarry gleichzeitig in London gewesen, als diese nach ihren Juwelen suchte,[2] und erst die Angabe der Dubarry brachte sie auf Rosalies Spur.

Bei dem Verhör[3] am 9. Oktober 1793 befragten Voulland und Jagot, Mitglieder des Sicherheitsausschusses (Comité de sûreté publique), die Gräfin, wer den zweiten Brief geschrieben habe, und sie antwortete: „Eine polnische Fürstin Lubomirska. Sie schrieb mir, meines Erinnerns, im August dieses Jahres aus Paris." Auf die Frage: „Ist sie schon lange in Frankreich und wissen Sie, wo sie sich jetzt befindet?" antwortete die Gräfin: „Ich weiß nicht, seit wann und auch den Ort nicht, wo sie jetzt ist," und auf die Frage: „Haben Sie sie bei Ihnen gesehen und wann war dies?" „Ich habe sie mehrmals gesehen, zuerst 1789 und dann im Juni dieses Jahres. Ich glaube, sie lebt in der Gegend von Chaillot, früher logierte sie im Palais Salm." Auf die Endfrage: „Welche Erklärung können Sie über den Inhalt dieses Briefes geben?" erwiderte die Gräfin: „Ich kann Ihnen gar keine geben, da ich ihn nicht geschrieben habe. Hätte ich ihn geschrieben, so würde ich Ihnen den Sinn, in dem ich es gethan hätte, erklären." Die Ausschußmitglieder paraphierten nun den Brief mit der Gräfin und unterzeichneten mit ihr: Dubarry. Er. Jagot. Voulland A.

[1] Archives nationales, Original. W. 351. Dossier 713. II^e partie, pièce 31.

[2] Notiz Voullands und Jagots vom 9. Brumaire II.

[3] Archives nationales zu Paris. W. 351. Dossier 713. II^e partie, pièce 26.

Die Beamten glaubten, die Korrespondentin sei mit der Gräfin Dubarry enge verbunden, hege warmes Mitgefühl mit der Königin, rede ironisch und verächtlich von der „Volkshoheit“ und erlaube sich Anspielungen auf die Machthaber des Tages. Außer den zwei Briefen fand man unter den Papieren der in Anklagestand versetzten Präsidentin von Rozambo das Schreiben eines unbekannten Verfassers vom 11. Dezember 1789 aus Nizza, in dem der Fürstin Lubomirska Erwähnung geschah.[1] Dies Schreiben war dem Gericht ein überzeugender Beweis dafür, daß die Fürstin schon 1789 in Beziehungen zu den Emigranten stand, sonst zeigte sich nicht die mindeste Spur von irgend welchen politischen Manövern derselben; doch genügten ja die wenigen Zeilen und die Freundschaft mit der Dubarry, um die Fürstin zu verurteilen.

Seitdem der Freundin der Prozeß gemacht worden, ahnte Rosalie das ihr bevorstehende Schicksal und bemühte sich, ihre Verwandten in Polen für ihre gefährdete Lage zu interessieren. Als sie von Polen nach Frankreich gegangen war, hatte sie zur Hilfe für ihre Kammerfrau ein einfaches Landmädchen mitgenommen, das französisch sprechen lernte. In alten Tagen lebte es auf Malinowo, einem Besitztum der Familie Chodkiewicz, und dort sah Heinrich Olech-

Rosalie Fürstin Lubomirska.

[1] Archives nationales zu Paris. W. 351. Dossier 713. IIe partie, pièce 25.

nowitsch-Stetzki dies Mädchen. Er spricht davon in seinen 1895 zu Lemberg erschienenen „Erinnerungen“. Wie ihm das Mädchen erzählte, ließ die Fürstin es eines Tages kommen und fragte, ob es Liebe genug für sie hege, um ihr einen Dienst zu erweisen. Das Mädchen kniete nieder und antwortete, es würde sein Leben gern opfern. Rosalie ließ es auf das Kruzifix schwören, daß es ihren Willen vollstrecken wollte, flocht ihm den Zopf auf, kämmte ihn, flocht ihn wieder zu und steckte ihn mit Haarnadeln um den Kopf auf; dann erinnerte sie das Mädchen an seinen Eid und forderte, es möge nach Polen reisen und dem Fürsten Lubomirski erzählen, was sie vor der Abreise mit ihm angefangen habe, es solle dann, ebenso wie jetzt vor ihr, vor ihm niederknien und ihn bitten, er möge es kämmen, bis dahin aber solle es seine Haare nicht anrühren. Nachdem die Fürstin also gesprochen, gab sie dem Mädchen Reisegeld und sagte: „Hier ist alles, was ich dir geben kann; zu mehr bin ich nicht im stande. Seit lange erhielt ich kein Geld aus meinem Vaterlande. Sieh zu, daß es dir auf dem ganzen Wege reiche.“ Rosalie entließ das Mädchen weinend, dieses zog in seinen Bauerkleidern zu Fuß davon, passierte unangefochten die Grenze und fühlte sich in Deutschland so sicher, daß es Passanten um einige Groschen bat, um bisweilen zur Erholung ein Fuhrwerk zu benutzen. Nach zwei Monaten erreichte es Polen und that ganz, wie ihm die Fürstin befohlen hatte. Der Fürst flocht ihm die Haare los, da fiel ein Papier heraus, das er aufgriff; er las den Inhalt, brach in Thränen aus und schluchzte: „Armes Kind!“

Rosalie wurde unerwartet verhaftet und in das Gefängnis La Bourbe geschleppt, das nun Porte libre genannt wurde. Am 30. Germinal des Jahres II, am 19. April 1794, erließ das Comité de sûreté générale et de surveillance des Konvents folgendes, von den Volksvertretern H. Amar, Louis, Vadier, Dubarras, Lavicomterie, M. Bayle, Er. Jagot, Voulland, David und Elie Lacoste verfaßte und unterschriebene Urteil:[1] „Das Komitee dekretiert, die ehemalige Fürstin Lubomirska, der Mitschuld mit der verstorbenen ehemaligen Gräfin Dubarry überwiesen, welche zur Todesstrafe verurteilt wurde und sie erlitten hat, wegen Unterhaltung einer gegenrevolutionären Korrespondenz mit besagter Dubarry vor das Revolutionstribunal zu schicken, um dort verfolgt und unter der Leitung des öffentlichen Anklägers abgeurteilt zu werden.“

Auf Befehl desselben — es war der Bluthund Fouquier-Tinville, das Beil des Konvents, wie er selbst sich nannte — wurde die Fürstin aus dem Gefängnisse vor das Revolutionstribunal im Palais gebracht, wo „der Fall Lubomirski“ vor dem Präsidenten, dem Richter Gabriel Toussaint Scellier, dem Greffier Charles Adrien Legris und Fouquier-Tinville abgehandelt wurde. Das Verhör fand am 2. Floréal II (20. April) statt. Auf die Personalfragen antwortete die Fürstin: „Ich heiße Rosalie Chodkiewicz, bin mit Alexander Ludwig Lubomirski verheiratet, dreiundzwanzig Jahre alt, in der Ukraine in Czarnobyl geboren und wohne in Chaillot Nr. 33.“ Als man sie fragte, ob sie gegen die Freiheit und die Souveränität des Volkes konspiriert, indem sie Einverständnisse und Korrespondenzen mit den äußeren und inneren Feinden der Republik oder irgend welcher Art unterhalten habe, erwiderte sie: weit entfernt, konspiriert zu haben, sei sie aus ihrer Heimat entflohen, um freie Luft zu atmen, sei selbst aus der Schweiz wegen ihrer demokratischen Grundsätze vertrieben worden und gefalle sich, seit sie in Frankreich lebe, im Umgange mit Künstlern. Auf die Frage, ob sie einen Verteidiger gewählt habe, antwortete sie verneinend, und das Tribunal ernannte als solchen für sie den Bürger Chauveau-Lagarde, den hochberühmten Verteidiger der Charlotte Corday, der Königin Marie Antoinette, der Madame Roland und Madame Elisabeths. Das Protokoll trägt die Unterschriften der Rosalie Chodkiewicz, Frau des Alexander Lubomirski, und der drei Mitglieder des Tribunals.[1]

Sofort nach dem Verhör verfaßte Fouquier-Tinville die Anklageakte und schloß

[1] Archives nationales zu Paris. W. 351. Dossier 713. IIe partie, pièce 32.

[1] Archives nationales. W. 351. Dossier 713. IIe partie, pièce 35.

auch andere Gefangene der Porte libre darin ein. In der langen Reihe begegnen uns der einstige Bekämpfer der Kronübergriffe, Jean Jacques Duval d'Esprémênil, der edle frühere Staatsminister und Verteidiger Ludwigs XVI., Lamoignon de Malesherbes, der Ex-Marquis Jean Baptiste Auguste Châteaubriand (in der Akte Château Briant) mit seiner Frau, die Witwe Anna Thérèse Lepelletier (Le Pelletier) Rosambo, der von seinem Radikalismus ziemlich zurückgekommene Isaac René Gui Le Chapelier, der frühere Generalprokurator, ehemaliger römischer Reichsritter François Hell, der mehrmalige Präsident des Konvents, Jacques Guillaume Thouret, Malesherbes' Tochter Antoinette Marguerite Lamoignon Malesherbes, außerdem „Rosalie Chodkiewicz, Frau des Alexander Ludwig Lubomirski, die sich polnische Fürstin nennt, dreiundzwanzig Jahre alt, geboren zu Naeren (!) in Czernobyl, wohnhaft in Chaillot Nr. 33", Béatrice Choiseul Frau Grammont — sie war die vierundsechzigjährige Frau des früheren Herzogs von Grammont — und Diane Adélaïde Larochechouart, die zweiundsechzigjährige Witwe des früheren Herzogs Du Châtelet. Der Akte gemäß wurden sie sämtlich vor das Revolutionstribunal geführt als überwiesen, gegen das französische Volk konspiriert zu haben, indem sie Korrespondenzen und Einverständnisse mit den Feinden des Staates unterhielten, um ihnen Hilfe an Geld und in anderer Weise zur Begünstigung des Erfolges ihrer Waffen auf dem französischen Boden zu liefern. Von Rosalie heißt es dann: „Die Frau Lubomirska, die sich polnische Fürstin nennt, ist augenscheinlich nur die Agentin der Gegenrevolutionäre. Man sieht sie 1790 Nizza mit den französischen Emigranten, der Frau Levis, der Frau Roquefeuille und anderen bewohnen. Man sieht sie 1793 liiert mit der prostituierten Verschwörerin Dubarry. Ein von dieser angeblichen Fürstin an diese Kurtisane im letzten August geschriebener Brief, der den Stempel der Ironie trägt, wenn sie von der Majestät des französischen Volkes spricht, beweist, daß sie in die Komplotte eingeweiht war, welche sich zu Gunsten Antoinettes im Momente ihrer Einsperrung in die Conciergerie bildeten. ‚Die Königin,' so schreibt sie an die Dubarri (sic), ‚ist noch in der Conciergerie; es ist nicht wahr, daß man beabsichtige, sie in den Temple zurückzuführen, jedoch bin ich über ihr Los beruhigt,' ein augenfälliger Beweis, daß sie auf den Erfolg der damals durch die Erzherzogin von Österreich gebildeten Komplotte, um sie den Händen der Justiz zu entreißen und ihr Straflosigkeit für ihre Verbrechen zu sichern, rechnete."[1]

Nach vorstehendem Exposé richtete der öffentliche Ankläger die Anklage gegen alle oben Genannten, sowie gegen Merlin, Frau Foucault, Marie Victoire Boucher de Larochechouart, verwitwete Ex-Vicomtesse Pontville, und begründete sie bei ihnen gruppenweise. In der größten Gruppe waren vereint Lamoignon de Malesherbes, die Witwe Rosambo, Châteaubriand und Frau, die Frau Lubomirska, Merlin, Frau Foucault, Frau Larochechouart, die Ex-Herzogin von Grammont, die Ex-Herzogin du Châtelet und Le Chapelier, „weil sie gegen das französische Volk konspiriert haben, indem sie Einverständnisse und Korrespondenzen mit den inneren und äußeren Feinden des Staates unterhielten, darauf abzielend, ihnen Hilfe an Geld und Mannschaft zu liefern, um den Erfolg ihrer Waffen auf dem französischen Boden zu erleichtern, und weil zu diesem Zwecke die meisten der Angeklagten selbst vom französischen Boden ausgewandert sind."

Auf dies alles hin forderte Antoine Quentin Fouquier die Einsperrung aller in die Conciergerie, wo sie als im Gerichtshause bleiben sollten.

„Geschehen im Kabinett des öffentlichen Anklägers am 2. Floréal des Jahres II der einen und unteilbaren Republik. A. Q. Fouquier."

Das Tribunal verfügte dies zu Recht, und die Verfügung sollte den Angeklagten und der Municipalität mitgeteilt werden. Dies unterzeichneten Dumas, Harny, Subleyras und Souberbielle.

---

[1] Der Untersuchungsrichter unterstrich im zweiten Briefe (s. oben) die Worte von „Ich kann Ihnen nichts Interessantes" bis „auf ihren Lorbeeren ausruhen" als höhnisch und als Beweis, daß Rosalie in Verbindung mit der Königsfamilie in der Conciergerie stand.

Rosalies Lage war verzweifelt; sie stand fremd und allein in einem fremden Lande, dessen Geschicke ihr fremd waren. Wohl auf den Rat Chauveau-Lagardes entschloß sie sich, den sicheren Tod vor Augen, an Fouquier-Tinville folgendes zu schreiben:

„An den Bürger öffentlichen Ankläger.
Bürger!

Bei Durchlesung meiner Anklageakte muß es mich befremden, mit einer Persönlichkeit verwechselt zu werden, die mit mir nichts als die Ähnlichkeit des Namens, den ich trage, gemein hat. Ich fordere darum, Bürger, einen Aufschub von einigen Tagen, um meine Unschuld zu konstatieren und um erleuchteten Richtern die Überzeugung zu geben, daß ich ihres Interesse nicht unwürdig bin.

Heil und Bruderschaft.
Alexandre Lubomirska."

Den 3. Floréal.
Aus den Gefängnissen der Conciergerie.[1]

Fouquier-Tinville legte jedoch diesen lügnerischen Brief dem Revolutionstribunale als neuen Beweis gegen sie vor, und die Untersuchung begann. Den Vorsitz dabei führte der berüchtigte René François Dumas, dem Charles Harny und Denizot zur Seite standen, und auf den Bänken der Geschworenen saßen der Lakai Brochet, der Tischler Trinchard, Ganney, der Lyoneser Kellereibesitzer Gravier, die Künstler Prieur und Sambal, Desboisseaux und andere. Die Anklage stützte sich auf die beiden Briefe an die Dubarry, in denen Fouquier-Tinville eine Mitschuld an einer Verschwörung zu Gunsten der königlichen Familie sah. Ohne weiteres gestand die Fürstin ihre Beziehungen zur Dubarry ein und schützte dann vor, sie habe mit dem Künstlerkreise bekannt werden wollen, der sich in Luciennes um sie versammelt habe. Ihr Verteidiger rief keine Milderungsgründe für sie zu Hilfe, sondern begnügte sich mit den Worten: „Ich hoffe, Bürger Richter, ihr habt bemerkt, mit welcher Aufrichtigkeit die Angeschuldigte sich an euch wandte, um ihre Handlungen zu rechtfertigen. Sie zeigte sich über alle Wahrheit erhaben, wie sie ja erklärte, sie wünsche nicht um den Preis einer Lüge ihr Leben zu retten. Das ist alles, was ich zu ihrer Verteidigung sagen kann."[1] Chauveau-Lagarde suchte also den Brief an Fouquier-Tinville zu verwischen. Natürlich hatte das Tribunal sein Urteil schon bereit. Höchst gelegen kam ihm noch die Ergreifung des Zeugen Parmentier. Zur Entlastung Rosalies citiert, wurde er überführt, ihr Geld verschafft zu haben, kam von der Zeugen- auf die Anklagebank und wurde ohne jede Formalität in das Urteil eingeschlossen.

Die Formulare für die Urteilssprüche des Revolutionstribunals pflegten im voraus ausgefertigt und nur der Name eingefügt zu werden, man machte den Richterspruch nicht mehr in der Gerichtssitzung bekannt, sondern teilte die eilfertig und gewissenlos aufgestellten Motive den Beschuldigten im Kerker mit und schritt sofort zur Exekution. In dieser Weise hatte man das Prozeßverfahren am 22. Prairial des Jahres II (9. Juni 1794) „reformiert", während man noch im letzten Floréal die Richtersprüche in der Sitzung angesichts der Angeschuldigten bekannt gegeben hatte. Das Dekret gegen Rosalie und ihre Unglücksgefährten war lediglich die wörtliche Wiederholung der Anklageakte.[2] Allesamt wurden sie, Parmentier dabei, für überführt erklärt, Urheber oder Mitschuldige der Komplotte zu sein, die seit 1789 gegen die Freiheit, die Sicherheit und die Souveränität des Volkes bestünden, wurden am 3. Floréal (21. April) zum Tode und ihre Güter zur Konfiskation verurteilt. Rosalie hoffte nun mit einer neuen Lüge ihr Leben zu retten; sie erklärte, in gesegneten Umständen zu sein.[3] Half diese Aussage auch nicht immer, war Olympia de Gouges trotz ärztlicher Zeugnisse hingerichtet worden, so hatte die Erklärung doch schon manches Leben bewahrt, unter ihnen Josephine de Beauharnais, Frau Joly de Fleury, die Ex-Herzogin de Beauvilliers de Saint-Aignan, Frau de Megret de Sévilly, die Fürstin von Monaco aus dem Hause Choiseul-Stainville.

[1] Original in Archives nationales zu Paris. W. 351. Dossier 713. IIe partie, pièce 30.

[1] Archives nationales. Bulletin Cz. IV. Nr. 47.
[2] Bulletin du tribunal révolutionnaire, 4 partie, Nr. 47.
[3] Moniteur réimprimé, Bd. 20.

Letztere hatte, wie sie an Fouquier-Tinville schrieb, die Lüge nur geäußert, um einen Tag Zeit zum Abschneiden ihrer Haare mit eigener, anstatt durch des Henkers Hand zu gewinnen.

Die Familie der Fürstin Lubomirska hatte unterdessen von ihrem Schicksale gehört, die „Gazeta wolna Warszawska" berichtete[1] vom Prozesse und vom Aufschube. Rosalies Familie begann nun mit Maßnahmen zu ihrer Befreiung, an denen sich auch Kosciuszko beteiligte, aber Frankreichs Grenzen waren derart abgeschlossen, daß kein Zugang möglich war. Man übergab Rosalie den Ärzten der Conciergerie. Ihre Zelle war ein Vorspiel der Hölle: ohne Bett lag die Unglückliche auf Stroh, den Ratten zum Spiel. Da wollte es ein glücklicher Zufall, daß ein Landsmann aus der Ukraine, Dr. Joseph Markowski, der Arzt aller Pariser Gefängnisse war.[1] Voll Milde und Hilfsbereitschaft gegen die Gefangenen, erwirkte er, daß die Beobachtungszeit für Rosalies Zustand verlängert wurde und daß man sie aus dem grauenhaften Loche in der Conciergerie in das „Nationalhospiz des Revolutionstribunals" überführte. Dies Hospiz befand sich im alten erzbischöflichen Palaste, in ihm saßen in der ersten Hälfte des Jahres 1793 zweihundertsechsundfünfzig Personen, von denen siebenundsechzig auf dem Schafotte starben;

Charles Auguste Godefroi Prinz de La Trémoïlle.

[1] 1794, Nr. 8, S. 107.

[1] Markowski war Leibarzt der Kaiserin Josephine und starb 1829 in Krakau als Universitätsprofessor für Chemie.

man begegnete dort Trägern der ersten Namen, manchmal ganzen Familien, wie den Loménie de Brienne, Choiseul und Rochambeau und vielen Geistlichen.

Unter den Insassen des Nationalhospizes befand sich auch der Prinz-Abbé Charles Auguste Godefroi de La Trémoïlle, früherer Priester und Großdechant des Straßburger Kapitels, geb. 1765, schön wie Apollo; er begegnete oft im Garten, wo man zu gewissen Stunden spazieren durfte, der Fürstin Lubomirska, deren Schönheit und Vereinsamung ihn mächtig bewegten, und in diesen flüchtigen Minuten gewannen beide einander lieb. La Trémoïlle beschloß, Rosalie zu retten, verabredete alles mit ihr und versprach dem Wächter zweitausend Livres für sein Schweigen; dieser jedoch benachrichtigte Fouquier-Tinville, und der Prinz wurde am 27. Prairial (15. Juni 1794) guillotiniert.[1] Auch andere entflammte die Schönheit der Fürstin: als der Unterleutnant Philippe Charles Elisée de Baussomcourt (Bazancourt) wegen der „Verschwörung der roten Bänder" zwei Tage nach La Trémoïlle guillotiniert wurde, am 29. Prairial, fand man an seinem Halse ein Medaillon mit ihrem Porträt.

Auf Befehl Dumas', des Präsidenten des Revolutionstribunals, und auf Antrag Fouquier-Tinvilles begaben sich zwei Ärzte des Nationalhospizes und die Hebamme Prioux am 29. Juni zu Rosalie, untersuchten sie und stellten fest, daß sie sich nicht in Hoffnung befinde.[2]

Am gleichen Tage erließ das Revolutionstribunal in der Ratskammer folgendes Urteil:[3]

In Ansehung des Urteils vom 3. Floréal, das Rosalie Chodkiewicz, Frau Lubomirska, zum Tode verurteilt, und der Erklärung der Gesundheitsbeamten, daß sie nicht in gesegneten Umständen, befiehlt das Tribunal, daß das gegen besagte Chodkiewicz erlassene Urteil heute vollstreckt werde und daß der von Naury und Enguchard unterzeichnete Bericht, wie auch gegenwärtiges Urteil dauernd zu den Prozeßakten hinzugefügt werde.

Gethan und geurteilt am 12. Messidor des Jahres II der einen und unteilbaren Republik, an dem tagten die Bürger René François Dumas, Präsident, Pierre André Coffinhal, Gabriel Deliége, Antoine Marie Maire[1] und Charles Harny, Richter, welche vorliegende Urschrift mit dem Gerichtsschreiber unterzeichnet haben.

Dumas. Coffinhal. Deliége. A. M. Maire.
Harny. F. Derbez.[2] Greffier Commis.

Die Liebesgeschichte mit La Trémoïlle und die Entdeckung ihres Fluchtversuches beschleunigten den Untergang Rosalies, sonst hätte vielleicht Robespierres Sturz am 9. Thermidor ihr das Leben gerettet wie der Herzogin de Beauvilliers de Saint-Aignan. Wie armselig es ihr, der so lange Verwöhnten, erging, beweist die Aufzählung ihrer Garderobe im „Etat der im Magazin des Nationalhospizes bleibenden Effekten":[3] „Lubomirska, Polin: ein Hauskleid, ein weißer Unterrock, ein Schlafrock, Fichus von Linon, ein zerfetzter Shawl."

Unter denen, die Rosalie seit Jahren besonders lieb waren, stand obenan die „Bürgerin Amélie". Hierfür wird eine Fürstin Hohenlohe gehalten, deren Rolle in seinem „Emir" Rzewuski (Erzählungen, 4. Serie, Bd. 1, 171) erwähnt; diese teilte die Kerkerhaft von Rosalies Tochter und erlangte durch Vermittelung der preußischen Regierung die Freiheit wieder. Rosalies Tochter bewahrte die Briefe ihrer Mutter an Amélie als Reliquien. Einer derselben lautete:

„Meine liebe Amélie!

Ich schicke Ihnen meine Tochter wieder, sie ist von Ihnen entzückt, und wenn ich nicht fände, man habe Grund, Sie bis zur Tollheit zu lieben, so glaube ich, ich würde darüber wütend, eifersüchtig wie ein Tiger sein. Sie werden sie mir morgen nicht schicken, denn sie scheint mir sehr abgemagert und muß viel frische Luft haben; ich bitte

[1] Sein Bild nach einer Miniatur im Besitze des heutigen Herzogs de La Trémoïlle s. S. 341.
[2] Archives nationales. W. 351. Dossier 713, 4e partie, pièce 87.
[3] Ebenda pièce 88.

[1] Natürlicher Sohn Ludwigs XV.
[2] Derbez führte das Protokoll.
[3] Archives nationales zu Paris. Carton F. 3299. 19. Prisons d'état.

Sie, sie baden zu lassen und ihr nicht zu viel Nahrung zu geben. Adieu, ich will Ihnen nicht mehr von Ihrem Porträt sprechen, denn es scheint mir, meine liebe Amélie, als seien Sie vom Verse des Abbé de Lile[1] (sic) durchdrungen: „Versprechen heißt geben, hoffen heißt sich freuen.“ Ich umarme meinen vielgeliebten· Friedrich; liebt er mich immer noch ein wenig? Ich habe Ihr Billet dem kleinen Nachbarn · übermittelt, er küßt Ihre Hände. Am 27. abends.“[2]

Wir finden hier ganz denselben leidenschaftlichen Ton wie in den Briefen an die Dubarry, eine durchaus impulsive Natur tritt uns entgegen. Auf einer Visitenkarte nahm Rosalie von der „Bürgerin Amélie“ Abschied mit den Worten:

„Adieu, Amélie, bald werde ich aufhören zu leben, erinnere dich deiner Freundin und liebe mich in der Person meines Kindes.

Rosalie.

An die Bürgerin Amélie.“[3]

Ich weiß nun nicht, welche Dame des Hohenloheschen Hauses mit Amélie gemeint sein könnte, vermute aber, daß die Fürstin Amalie Zephyrine von Hohenzollern-Sigmaringen in ihr zu suchen ist, die sich damals in Paris aufhielt und die nach dem Tode ihres Bruders, des Fürsten Friedrich III. zu Salm-Kyrburg, eines Opfers der unersättlichen Guillotine (23. Juli 1794), dessen Sohn, ihren kleinen Neffen Friedrich, erzog, eine ebenso geistvolle wie merkwürdige Frau.

Seit dem 14. Juni 1794 stand die Guillotine nicht mehr auf der Place Saint-Antoine, sondern an der Barrière du trône renversé, und hierhin führten die Henker am 30. Juni 1794 (12. Messidor des Jahres II) die einstige Freundin der Prinzessin von Lamballe, der Frau Roland und der Gräfin Dubarry, die „kleine polnische Rose“, wie Bykowski[4] sie nennt. Der öffentliche Ankläger Leblois meldet ihren Tod in folgender Weise:[1]

Paris, den 4. Tag der Sansculottiden des Jahres II der einen und unteilbaren Republik.

Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit oder Tod.

Der öffentliche Ankläger am Revolutionstribunal an den Kommissär der auswärtigen Angelegenheiten.

In Beantwortung des gestrigen Briefes teile ich dir, Bürger, mit, daß die Frau Rosalie Lubomirska zum Tode geführt worden ist.

Heil und Brüderlichkeit.

Leblois.

Der Kommissär Philibert Buchot setzte darunter sein

Für konforme Abschrift

Der Kommissär
der auswärtigen Angelegenheiten
Buchot

und schrieb an Jean Nicolas Pache, den früheren Maire von Paris, am 3. Vendémiaire des Jahres III (23. September 1794), nach dem Sturze des Schreckensregiments:

Ich schicke dir, Bürger, die Abschrift eines Briefes, den mir der öffentliche Ankläger am Revolutionstribunal wegen der Frau Lubomirska geschrieben hat.

Buchot.

Rosalies wunderbare Schönheit wird uns durch eine Miniatur im Museum Czartoryski in Krakau vergegenwärtigt. Ihr Gemahl, Fürst Alexander Lubomirski, starb 1807 als französischer maréchal de camp.

Das Geschick ihrer Tochter, der Prinzessin Rosalie, sollte noch die Welt interessieren. Sie war in den Temple gebracht worden, diente bei der Pförtnerin, trug Wasser, fegte die Zimmer und besorgte die niedersten Arbeiten;[2] als Adoptivkind der Gefangenen ging sie von Hand zu Hand, je nachdem ihre Beschützer guillotiniert wurden, war

---

[1] Jacques Delille.
[2] Manuskripte der Gräfin Kossakowska.
[3] Manuskripte der Gräfin Kossakowska. Darunter steht: Haare und Billet der Fürstin Lubomirska an ihrem Todestage 1794.
[4] Aufsatz von 1879.

---

[1] Museum der Fürsten Czartoryski in Krakau.
[2] Erinnerungen von Olechnowitsch-Stetzki.

schließlich bei der Wäscherin in der Conciergerie[1] und wurde Ende 1795 von jener Amélie, der Freundin ihrer Mutter und ihrer Mitgefangenen, zu sich genommen. Sie heiratete den Grafen Waclaw Rzewuski, den bekannten „Emir Al-Omrah", spielte auf dem Wiener Kongreß als Schönheit eine Rolle,[2] lebte dann, fern der Welt, in Opola und im Niczdowski-Palaste der Erziehung ihrer drei Söhne Witold, Leo und Calixt, beschäftigte sich litterarisch, schrieb französische Romane, z. B. „Jadwiga Królowa", und hielt das Andenken ihrer Mutter heilig.

Bis zum 10. Thermidor 1794 begrub man die Hingerichteten in Paris auf dem Friedhofe Picpus; an der Mauer des jetzt den Augustinerinnen gehörenden Klosters liegen die binnen sieben Wochen gefallenen Opfer des Terrorismus, 1315 an Zahl, unter ihnen die Fürstin Lubomirska. Jedes Jahr wird nach Ostern für sie eine feierliche Seelenmesse gehalten. Rosalies Tochter ließ zum Gedächtnisse ihrer Mutter folgende lateinische Inschrift in die Mauer der katholischen Kirche zu Opola einfügen:

Rosaliae Principi Lubomirska Natae Ex Comitibus Chodkiewicz Alexandri Principis Lubomirski Con-Jugi Plurimis Et Animi Et Corporis Dotibus Or-Natissimae Quae Dum Parisiorum Lutetiae Per-Egre Esset Motuum Civilium Victima Cruento Regicidarum Ferro Mactata Interiit Pridie Kal. Julias MCCXCIV. aetat. anno XXIII.

Im Jahre 1854 verkaufte Gräfin Rosalie Rzewuska die ererbten Güter in Opola, zog nach Warschau und schenkte den Palast in Opola der russischen Regierung, alle wissenschaftlichen Hilfsmittel, Bücher u. s. w. den Ortsschulen. Bei ihrem am 11. Januar 1865 in Warschau erfolgten Tode gingen die Reliquien ihrer unglücklichen Mutter an ihren Sohn, den Grafen Leo Rzewuski, über; es waren jene zwei Briefe an „die Bürgerin Amélie", ein Päckchen goldblonder Kinderhaare, ein Päckchen Haare aus späterer Zeit, künstliche Rosen, ein Stück Spitze, ein weißes Bändchen und ein dem Gebetbuche entnommenes Bildchen der heiligen Therese. Graf Leo schenkte alles der Gräfin Kossakowski, geborenen Gräfin Chodkiewicz, und heute sind diese letzten Zeugen des Schicksals der schönen Dulderin im Besitze des Grafen Stanislaus Kossakowski auf Wojtkuszki im Gouvernement Wilna.

[1] Erzählung des Grafen de Lagarde.

[2] Sie wirkte in der Darstellung des Olymps bei der Kaiserin als Minerva mit.

Ihr Schwanenlied.

Von

Hedwig Dohm.

(Nachdruck ist untersagt.)

Eine schlanke, aber gebeugte Frauengestalt erregte, als sie rasch am Berliner Kurfürstendamm entlang schritt, die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden. Sie lief so mechanisch dahin, als wisse das Hirn nichts von ihrer eiligen Vorwärtsbewegung. Eine sonderbare Starrheit lag auf ihrem Gesicht mit den weitaufgerissenen Augen, die in die Leere blickten, in die Leere oder in eine Ferne hinaus.

Plötzlich blieb sie stehen. Wo war sie? Wo war ihr Haus? Sie war daran vorübergegangen. Sie kehrte um, trat in ein palastartiges Gebäude, ging über den Flur, über den Hof, stieg im Quergebäude vier Treppen hinauf und öffnete die Thür zu einem Maleratelier. Ihr Atelier. Sie war Malerin.

Sie blieb auf der Schwelle stehen. Noch immer mit dem abwesenden Blick nahm sie Hut und Cape ab; sie glitten ihr aus der Hand zu Boden.

Langsam irrten ihre Blicke durch den Raum, und nur ganz allmählich wich ihre tote Starrheit einer großen Verwunderung.

Das Atelier war im Geschmack der Zeit eingerichtet: phantastisch bunt, ein wenig chaotisch. Ein plastisches Bildwerk — ein Kreuz mit dem toten Heiland, an seinem Fuß Maria, das Haupt zu ihm emporgewandt, stand unter grünen Gewächsen. Es hatte keinen besonders künstlerischen Wert, war nur um der dekorativen Wirkung willen da.

Durch ein kleines Westfensterchen, das bei der Arbeit durch eine Jalousie leicht zu schließen war, fiel ein Sonnenstrahl auf eine grüne Palme.

An dem Sonnenstrahl blieben ihre Blicke fast gierig hangen. Ihre Nüstern blähten sich, und wie ein Hauch kam es von ihren Lippen: „Leben!“

Aber gleich schlossen sich ihre Augen wieder, als ob das Licht ihnen wehe thäte. Ein dumpfer, schwerer Seufzer quoll aus der Tiefe ihrer Brust: „Sterben!“

Sie bewegte mechanisch den Kopf hin und her, ein halb irres Lächeln verzerrte ihre Lippen.

Es war so verwunderlich, so ungeheuer verwunderlich — unfaßbar, unfaßbar! Sie mußte sterben.

Sie kam vom Arzt. Seit einigen Monaten war sie leidend gewesen. Endlich hatte sie heute eine medizinische Autorität aufgesucht. Der Arzt hatte sie gründlich untersucht, und als sie ihn gefragt, was es sein könne, hatte er kurz geantwortet: er sage seinen Patienten nicht, was ihnen fehle. Dann hatte er abseits einige Worte mit seinem Assistenten gewechselt, nicht abseits genug. Sie verstand die Worte: „ein paar Monate noch.“ Einige lateinische Worte hatte er hinzugefügt. Sie verstand auch diese oder glaubte sie zu verstehen.

Es war also das, was sie im stillen gefürchtet. Deshalb hatte sie so lange gezögert, einen Arzt zu konsultieren, sie wollte keine Gewißheit — aus Feigheit. Sie lebte so gern.

Sie setzte sich auf den Diwan. Ihr Kopf sank herab. Sie preßte beide Hände gegen die Schläfe, als wollte sie die Gedanken einklammern.

Und diese Gedanken — sonderbarerweise — umkreisten nicht die nächste Zukunft, nicht das, was ihr bevorstand, sie liefen rückwärts in die Vergangenheit. Da war das Leben. Sie dachte an ihre fröhliche Kindheit. Von stiller Art war sie gewesen, nur wie ein Vögelchen vor sich hin und in sich hineinzwitschernd und trillernd und auch wie ein Vögelchen unversehens in den Lüften verschwebend.

Sie lernte nicht viel, war lässig und sah leicht verwundert aus, was vielleicht an ihren großen dunkelgrünlichen Augen lag, die einen tiefen, fragenden Blick hatten. Und auch als junges Mädchen hatte sie etwas von der Vogelart bewahrt, etwas sorglos Spielendes, kindlich Unbewußtes, Huschendes. Daneben zeigte sie einen starken Hang zur Schwärmerei; Gefühlsduselei nannte es die Mutter. Und ihr Gatte später neckte sie bisweilen mit ihrer „Sonntagsseele“. Er bemerkte einmal, er müsse seine Frau jeden Morgen wie eine Uhr aufziehen, sonst bliebe sie stehen.

Künstlerische Anlagen verriet sie sehr früh. Hindernisse, die sich ihrer Ausbildung in den Weg stellten, zu überwinden, dazu fehlte es ihr an Willenskraft und Temperament. So begnügte sie sich, fröhlichen Herzens allerliebste Sächelchen auszupinseln, die sich als Geschenke für die Eltern und die Freundinnen so gut verwerten ließen.

Und sorglos wie ein Vögelchen hatte sie sich ohne viel Besinnen und Erwägen ein Nest für die Ehe gebaut, die sie aus Neigung geschlossen.

Er war Maler.

In der Ehe hatte sie anfangs schüchterne Versuche mit der Malerei gemacht. „Male du nur deine Bilderchen,“ hatte ihr Gatte gesagt, „ich habe nichts dagegen.“ Er verbesserte ihr sogar die Bilderchen. Es schien ihr, als würden sie nicht besser dadurch. Sie gab die ernsthaften Versuche auf und zeichnete und pinselte nach wie vor allerliebste Sächelchen, jetzt aber für ihre Kinder, zum Austuschen.

Sie verwertete ihr Talent auch zur Ausschmückung der Wohnräume. Sie stellte in Gesellschaften lebende Bilder und war eine gesuchte Ratgeberin bei Toilettenangelegenheiten. Ihre äußere Erscheinung war ungemein sympathisch. Sie hatte Erfolge in der Welt.

Ihr Mann hatte sie lieb. Sie fehlte ihm, wenn sie nicht da war. Deshalb war sie fast immer da. Über kleine Abschweifungen, die er sich als Künstler zur Befruchtung seines Genius gestattete, sah sie weg. Konflikte waren ihr antipathisch.

Sie hatte ein hervorragendes Anpassungstalent, ein erwerbendes kaum.

Als ihr Sohn eben die Universität bezog, starb ihr Gatte. Sie war noch nicht vierzig Jahr alt.

Nun wollte sie doch noch Malerin werden, anfangs wohl nur, um ihren Gram zu bemeistern. Sie studierte einige Jahre in einem der besten Ateliers, machte überraschende Fortschritte, und jetzt in ihrem fünfzigsten Jahre war sie eine tüchtige und beliebte Malerin, die ihre Bilder gut verkaufte; nicht alle, die unverkauften hingen an den Wänden ihres Ateliers.

Ihr Sohn war seit sechs Jahren verheiratet, hatte zwei Kinder, ein Zwillingspaar, und stand vor einer glänzenden Carriere.

Sie durfte mit dem Rückblick zufrieden sein.

Gewiß, sie hatte auch zuweilen, wie wohl jeder Mensch, Stunden gehabt, wo sie weniger

zufrieden war, wo die Seele plötzlich von einem Hunger befallen wird nach einer Kost, die das Alltagsleben nicht bietet, wo man sich gewissermaßen auf die Zehen stellt, um über einen Zaun zu sehen, hinter dem man etwas Neues, Niegesehenes, Herrliches vermutet.

Auch als ihr kleines Mädchen im vierten Jahre starb, da berührte sie aus den brechenden Augen des Kindes ein geheimnißvoller, frommer Schauder, wie er den gläubigen Katholiken durchzittern mag, wenn der Priester die Monstranz erhebt, die Nähe der Gottheit kündend.

Sie waren vorübergegangen, diese Sekundenbilder ihrer Sonntagsseele. Im ganzen war sie zufrieden gewesen, jawohl, zufrieden, zufrieden.

Das Bild da auf der Staffelei, sie hatte es mit so viel Liebe begonnen — eine ganz in Sonne gebadete Landschaft, mit einem blondlockigen Kinde, das, sich zwischen Bäumen in einer Hängematte schaukelnd, die Händchen nach einem Schmetterling ausstreckt.

Sie würde das Bild nicht zu Ende malen. Sie hatte Wichtigeres zu thun. Sie mußte eben sterben.

Es überrieselte sie kalt vom Kopf bis zu den Füßen.

Ein schmaler, roter Streifen der untergegangenen Sonne glitt über den Raum und vergoldete den Saum ihres Kleides.

„Ach was!“ Sie sprang auf. Mit einem Ruck schüttelte sie die Gedankenschwere ab. Sie lebte ja noch, und es ging ihr ganz leidlich. Und vielleicht hatte der Arzt sich geirrt, sie irren sich ja oft. Im schlimmsten Fall hatte sie noch einige Monate vor sich, und wenn sie die Verordnungen des Arztes befolgte — und das wollte sie —, währte es wohl noch ein halbes Jahr, vielleicht ein ganzes.

Und laut sagte sie zu sich selber: „Ich glaube nicht an den Tod. Ich will nicht! Sterben — Unsinn! Punktum.“ Sie richtete sich hoch auf und atmete aus voller Brust. Sie blickte in den Spiegel. Sah so eine Sterbende aus?

Sie mußte schön gewesen sein. Das Profil war noch jung und sehr fein. Das dunkle Haar hatte sie, graziös und lose zusammengefaßt, im Nacken in einen leichten Knoten verschlungen. Nahe der Stirn erglänzte ein einzelner weißer Streifen des Haares silbern aus der dunklen Masse heraus. Das gab ihr etwas Ungewöhnliches.

Ungewöhnlich war auch ein Diamantring von auserlesenem Feuer, den sie am Finger trug. Er war ein Erbstück, an das sich — wie sie von ihrer Mutter wußte — eine uralte romantische Geschichte knüpfte. Die Geschichte selbst erfuhr sie nicht, um so mehr phantasierte sie hinein, so etwas vom Ring des Polykrates, jedenfalls etwas geheimnißvoll Fatalistisches.

Sie ließ den Ring in allen Farben spielen. Ja, sie wollte weiterleben, als wäre nichts geschehen — bis zuletzt, bis zuletzt.

Sie nahm Hut und Cape vom Boden und hängte sie mit geflissentlicher Sorgfalt in den Schrank.

Blumen, welche halb verwelkt in einem Glase standen, gab sie frisches Wasser. Dann trat sie an die Staffelei und begann zu malen, hastiger, energischer, als es sonst ihre Art war.

* * *

Eine Zeit lang lebte sie in fieberhafter Hast. Sie schaffte an dem Bilde in einer Woche mehr als sonst in der doppelten Zeit. Sie bestellte sich ihre Lieblingsspeisen. Sie trank starke Weine. Zu ihren Spaziergängen oder Fahrten holte sie ihre Schwiegertochter oder ihre Enkelchen ab. Und der Kutscher mußte immer schnell fahren, so schnell er konnte. Die Abende, wenn sie nicht bei ihrem Sohn war, brachte sie im Theater zu. Aber nur lustige Stücke sah sie. Ganz entgegen ihrer sonstigen Art, war sie immer munter und redselig. Sie redete unaufhörlich. Es war, als fühlte sie immer einen Sporn. Und wollte abends der Schlaf nicht kommen, so nahm sie Chloral.

Sie hatte den Tod vergessen. Nur morgens, wenn sie aus tiefem traumlosen Schlaf erwachte, flog ein Schauer durch ihre Glieder. Sie tastete an ihrem Körper entlang. Wie warm pulsierte überall das Lebensblut, wie kräftig war der Schlag des Herzens. Und in wenigen Monaten — nichts mehr davon, gar nichts.

Sie klingelte schnell nach dem Frühstück. Der starke Kaffee beschwichtigte die zitternden Angstgefühle.

* *
*

An einem Tage, als sie besonders lange und eifrig gemalt hatte, empfand sie plötzlich eine schwere Mattigkeit, einen Stich in der Brust, ein leises, kaltes Überrieseln.

„Schon —“ dachte sie.

Ehe sie den Pinsel beiseite legte, warf sie noch einen Blick auf das Bild.

Ein jäher Schreck durchzuckte sie. Das war ja ein fremdes, ganz anderes Bild als das, was sie hatte malen wollen.

Unwillkürlich hatte sie der Landschaft, die freudig und sonnig gewesen, einen düsteren, einsamen Charakter gegeben. Das dichte Laubwerk im Hintergrund erschien bei einbrechender Dämmerung schwarz. Im Vordergrund weiße Baumstämme. Ein paar nackte, starke Zweige, wie flehende Arme emporgereckt, schnitten mitten in der Gebärde mit dem Rahmen ab, ins Unbekannte hineinragend. Das Licht der weißen Stämme wirkte gespenstisch. Zwischen den Stämmen ein schwärzliches Wasser mit einem Schimmer dunkel kupferfarbener Glut. Das Schilf, das den Teich einfaßte, schien leise zu rauschen und zu raunen. An einem der Bäume lehnte eine lange verhüllte Gestalt, die ihre Hand über das Wasser streckte, und an der Stelle quirlte es in einem Wirbel auf, aus dem sich etwas emporhob, das noch nicht erkennbar war.

Wer hatte ihr beim Malen die Hand geführt?

Lächerlich, lächerlich, daß sie den Tod nicht hatte sehen wollen. Dumm, maßlos dumm war sie gewesen, wie der Vogel Strauß, der der Gefahr zu entrinnen glaubt, wenn er den Kopf in den Sand steckt.

Es war ja alles, alles hohle Affektation gewesen. Wenn sie im Theater lachte oder zu lachen glaubte, hatte sie nicht immer das Gefühl gehabt, als grinse sie oder etwas in ihr? Der Tod?

Auf ihren Spazierfahrten, wenn das Gefährt so pfeilschnell dahinrasselte, wer peitschte die Pferde? wer berührte eisig ihre Lippen, wenn sie aß, so daß sie die Speisen hastig, mechanisch herunterwürgte? Und wenn sie einen Menschen oder ein Bild hart beurteilte, wer sah ihr höhnend über die Schulter: „Bring doch andere nicht um, du liegst ja nächstens selbst im Grabe.“

Der Tod! Der Tod! Er war dagewesen, immer, immer, hinter ihr, vor ihr, in ihr.

Nicht sterben wollen! Wie war das niedrig, ja gemein.

Nicht sterben wollen, während Tausende und Tausende in der Blüte ihrer Jahre hingerafft werden, die Jünglinge, die der Krieg verschlingt, Mütter, die von ihren kleinen Kindern fort müssen, Kinder, die mit ihrem Scheiden das Herz der Mütter brechen, geniale Menschen, die gemäht werden, ehe sie ihre Saat gesät.

Und sie schämte sich, schämte sich.

Nun wollte sie den Tod erwarten, vornehm, in stiller Würde, schon aus Klugheit. Sich aufzubäumen gegen Unabwendbares war ja nutzlos und darum grausam, als wollte man in eine offene Wunde Ätzendes thun.

Sie erinnerte sich an eine Freundin, die, als sie erfuhr, daß sie sterben müsse, sich ganz unsinnig gebärdete, ganz wütend, und die ihre ingrimmige Verzweiflung an ihren Kindern, an ihrer Umgebung ausließ. Das Bild einer Todesmegäre mußte von ihr im Gedächtnis der Ihrigen haften bleiben.

Nein, sie wollte in Schönheit sterben wie Hedda Gabler, in Schönheit und liebenswürdig.

Ob sie es ihren Angehörigen sagen sollte, daß eine Sterbende unter ihnen weilte? Nein. Man würde sich dann so belästigend rücksichtsvoll gegen sie verhalten, jeder Blick, jedes Wort eine diskrete Beileidsbezeigung. Erst ganz zuletzt sollten sie erfahren, daß sie es längst, längst gewußt; und hinterher würde man dann ihre moralische Kraft bewundern.

Sie wollte aber nicht nur in Schönheit sterben, sie wollte auch in Schönheit tot sein.

Und sie legte sich in Gedanken ihr Sterbekostüm zurecht.

Einem schönen Marmorbild gleich wollte sie im Sarge, ganz in weiches, weißes Linnen gehüllt, im Schnee ihrer weißen Haare

ruhen. Sie wußte, in einigen Monaten würden sie weiß sein. Die Hände über der Brust gekreuzt, an einem Finger den strahlenden Diamanten. Sie verband eine unbestimmte, mystische Idee damit.

Schön? Aber sie war zu alt, um schön zu sein. Und sie fügte einen langen, feinen, schwarzen Florschleier hinzu, der das Gesicht zart verhüllte.

Einen Augenblick schwebte ihr auch ein Kranz von schwarzem Lorbeer vor. Aber nein, das ging nicht. Lorbeer bedeutet ja Ruhm.

Während ihre Phantasie so mit schwermütiger Lust an ihrem Bilde im Sarge malte, herrschte tiefe Dämmerung im Atelier. Der Himmel war bewölkt, die Sonne schon untergegangen. Da plötzlich brach ein letzter, roter Strahl durch das kleine Westfenster und fiel auf das Kreuz, an dessen Fuß Maria kniete. Und das Bildwerk leuchtete in übersinnlichem Glanz aus dem Dunkel hervor, eine Sprache des Lichtes, der Offenbarung redend. Unter dem Purpurschein wurde der Jammer im Antlitz Marias zu einem selig stillen Hoffen, und das Haupt des Heilands gewann Leben. Dieses Haupt, ob auch tot, hatte den Tod schon überwunden, knospende Verheißung verklärte die Züge; aus der Knospe wird die Wunderblume „Auferstehung" reifen.

Mit staunendem Entzücken hingen der Kranken Blicke an der magischen Glut.

Ja, der da am Kreuz, der war in Schönheit tot.

Sie aber, sie hatte den Tod noch nicht erfaßt. Mit einem malerischen Vorwurf, einem Bildthema hatte sie ihn verwoben, ihn als Bräutigam empfunden, zu dessen Empfang die Braut sich schmückt. Ihr weißes Haar hatte sie zur Drapierung benutzt.

Und nun begriff sie eine andere, höhere Schönheit im Tode.

* * *

Seit jener Stunde schmolz der Tod mit all ihren Vorstellungen zusammen, so daß sie ihn schließlich in einer bestimmten Gestalt zu sehen glaubte. Sie sah ihn — beinah kindlich —, wie er auf der Bühne in „Hanneles Himmelfahrt" dargestellt wurde: übergroß, unbeweglich, in lange, schwarze Gewänder gehüllt, ein Antlitz, starr wie von Erz, von eisiger Schönheit. In der Rechten das Schwert. Wie eine düstere Bergpredigt. Nur seinen Augen wollte sie nicht begegnen. Sie hatte die Vorstellung, sie würden ohne Augäpfel sein und weiß, weißer als weißestes Schneelicht, oder schwarz wie die Finsternis selbst, wie das ungeheure Nichts, das sie sich nicht vorstellen konnte.

Und allmählich kam eine wunderbare, ganz neue Stimmung über sie, oder doch nicht ganz neu? Vielleicht war sie dagewesen, aber nur wie ein Harfenton aus weiter Ferne, etwas leise Singendes, Klingendes, das der Lärm des Tages übertäubt hatte.

Und sie freute sich an der mutigen Entsagungskraft, mit der sie nun das Ende erwartete. Sie bedurfte des Mutes, ja, einer gewissen Charaktergröße. Oder nicht? War das Leben, das sie lassen mußte, nicht reich für sie gewesen? Wirklich? ja?

Sie nahm gewissermaßen ein Inventarium ihres Besitzstandes auf, und immer wiederholte sie vor sich hin dieselben Worte: „Es war so gut, so gut."

Da war's ihr, als redete etwas aus ihrem tiefsten Inneren: „Blick tiefer hinab!"

Sie stand schnell auf. Sie wollte zu ihrem Sohn.

Und wieder die Stimme: „Blick tiefer hinab."

Ihr Fuß zögerte auf der Schwelle. „Zu deinem Sohn willst du? Du liebst ihn, deinen Sohn?"

Ein kalter Atem streifte sie. Sie erbebte. Sie wußte, der Tod war es, der aus ihr redete.

„Ja, ja!" schrie sie, als wollte sie die Worte eines anderen übertönen.

Und als es zum drittenmal fragte: „Liebst du deinen Sohn?" da senkte sie tief den Kopf und hauchte: „Ich weiß es nicht."

Sie starrte vor sich hin.

Und es redete: „Sieh deinen Sohn, wie er ist." Und es zwang sie, ihn zu sehen, wie er war: ein mittelmäßig begabter Mensch, ein zielbewußter Streber, der nur eines wollte: Carriere machen. Ein trostloser Egoist. Gesinnung, Überzeugungstreue gab es für ihn nicht.

Und sie, die Mutter, hatte sie seine Gesinnungslosigkeit schmerzlich empfunden? Kaum. War sie nicht mit seiner Art heimlich zufrieden gewesen, weil er so schnell, so glänzend dabei vorwärts kam? Und hätte sie die Wahl gehabt, ihn als servilen Streber im Sonnenschein äußeren Glückes zu sehen oder als Adelsmenschen auf dem Dornenpfad des Idealismus, sie würde für den Streber gestimmt haben. So war sie. So waren die meisten.

Die Röte der Scham stieg ihr ins Gesicht.

Und die Stimme: „Wäre er nicht dein Sohn, würdest du dich nicht geringschätzig von ihm wenden?"

„Muß man denn nicht sein Kind lieben?"

„Muß man," klang es höhnisch zurück. „Ist solche Liebe mehr als ein Gemisch von Angewöhnung, blindem Instinkt, Bequemlichkeit und Egoismus? Gegenliebe wolltest du einheimsen und allerlei Familienannehmlichkeiten und Rücksichten. Und er liebt dich, dein Sohn?"

Sie wollte nicht weiter hören. Der Tod aber sprach: „Du sollst! Die letzte Hülle fort."

Sie zitterte wie einer, der nackt in der Kälte steht.

Und langsam, mit tiefem, traurigem Ernst schüttelte sie das Haupt. „Nein, er liebt mich nicht. Er respektiert den Begriff Mutter. Mich selbst kennt er nicht."

Und der Tod ließ sie nicht los. Er spann das Zwiegespräch mit ihr weiter.

„Und deine Ehe, war sie glücklich?"

„O ja."

„Hast du nicht seine Bilder gelobt, auch wenn sie dir nicht gefielen?"

„Ach ja. Er freute sich immer so darüber!"

„Und du freutest dich so sehr, als er Professor wurde und Senatsmitglied?"

„Das that ich."

„Und zuweilen hast du ihm abends zugeredet, in den Künstlerverein zu gehen, weil du ihn los sein wolltest. War es nicht so?"

„Ja." Sie lächelte beinahe, setzte aber gleich hinzu: „Wir waren doch glücklich. Ich war eine treue Gattin."

„Was nennst du Treue?"

Sie stotterte, zögerte. „Daß ich nie einem anderen Mann angehört habe."

„Und keinen anderen hast du geliebt?"

„Doch." Um ihre Lippen spielte es weich und wehmütig. „War meine Pflichttreue nicht deshalb um so anerkennenswerter?"

„Und jener andere — bestand zwischen euch eine Ideengemeinschaft, ein Seelen- oder Geisterband?"

„Ich glaube es."

„Und du gabst dich mit dem Bilde des anderen im Herzen deinem Gatten? Weißt du, wie man das nennt?"

Sie kroch in sich zusammen und preßte die Hand auf die Lippen, als wollte sie zurückhalten, was aus der Tiefe heraufredete.

Und nach einer Pause sagte sie: „Er war mein Gatte. Was Gott zusammenfügt, soll der Mensch nicht trennen."

„Hat euch wirklich Gott zusammengefügt? nicht eher eine ganz banale, oberflächliche Verliebtheit und — die Angst um die Versorgung? Und weil es nicht die rechte Ehe war, war es auch nicht das rechte Kind. Und dein kleines Mädchen starb — vielleicht, wer weiß —, weil es dem anderen ähnlich sah. War wirklich dein Leben so reich?"

„Und meine Kunst?"

„Du hältst dich für eine bedeutende Künstlerin?"

„Ja." Sie errötete.

„Blick auf deine Bilder."

Ihre Augen schweiften von einem Bilde zum anderen, und immer schmerzlicher zogen sich ihre Mundwinkel herab, immer tiefer wurde die Falte zwischen den Augenbrauen. „Nein, ich bin keine Künstlerin."

„Warst du es vielleicht doch einmal im Geist und in der Seele?"

„Ich weiß es nicht."

„Du weißt es."

Sie sprang auf. Ja, sie wußte es. Es gab eine Zeit, wo sie Bilder in der Seele empfing. Sie hatte Träume malen wollen, Weltentrücktes: seraphische Gestalten mit weißen Lilien, schwarze Blumen mit blutroten Kelchen, die in einem Märchenwald blühten, Mystisches von übergeistiger Zartheit, etwas, aus dem es wie von versunkenen Glocken klang.

„Warum maltest du diese Bilder nicht?“

„Meine Technik reichte nicht aus.“

„Warum suchtest du sie nicht zu bessern?“

„Mir fehlten Lust und Geduld.“

„Du hättest deine Bilder ja doch nicht gemalt. Du maltest lieber, was gefällt und — verkäuflich ist.“

„Ja.“

„Und so willst du weiter malen?“

„Nein.“ Sie nahm ihre Pinsel und zerbrach sie, einen nach dem anderen. „Du machst mich arm, bettelarm. Henker!“

„Nein — Wecker. Tod und Wahrheit sind verschwistert.“

„Es wird wohl so sein,“ sagte sie matt.

* *
*

Sie sank gebrochen in sich zusammen. Ja — alles war falsch gewesen, grundfalsch. Sie grübelte vor sich hin. Das ganze Leben, dachte sie, müßte man wie eine Geliebte behandeln, die jeden Augenblick von uns gehen kann, und der wir deshalb alles zuliebe und nichts zuleide thun dürften. Leben ist Zeit, und wieviel Zeit — mehr als die Hälfte all ihrer Jahre — hatte sie an Nichtigkeiten verschwendet, Phrasen und Geschwätz für Tiefe und Geist gehalten, Mode mit Schönheit verwechselt, ihre Kunst verschachert. Lebensraub! Lebensraub! Und sie selbst der Dieb an sich selber.

* *
*

Noch einmal raffte sie sich aus ihrer Versunkenheit empor.

War sie, war ihre Persönlichkeit denn alles? Wenn sie von sich absah, gab es nicht da noch eine ganze Welt von Freude, Glück, Sonne, Schönheit? Gab es nur Freude an sich selbst, an seiner Familie, seinen eigenen Erlebnissen?

Noch einmal wollte sie Augen und Seele mit Lebensglanz füllen.

Sie ging hinaus auf die breite Chaussee, die am Kurfürstendamm entlang zum Grunewald führt.

Ein strahlender Aprilnachmittag. Praller Sonnenschein. Sprossendes, flimmerndes Grün. Und eine unabsehbare Menschenmenge. Schnaubende Dampfbahnen, die aufeinander folgten. Scharen von Radfahrern mit ihrem hellen Geklingel. Kinderwagen, von Spreewälderinnen geschoben. Reiter, deren Pferde sich vor den Dampfbahnen bäumten. Equipagen, Droschken, ein Gerassel, eine tobende Lust und wirbelnder, wirbelnder Staub.

Und die Landschaft: Sandflächen, Spargelbeete, dünne Reihen kleiner Kiefern, Bauplätze, Zäune. Und rechts am Wege die Glockentürme und die künstlich hergestellten Palmen und Bananenbäume, die über die Mauern eines ephemeren Indien emporragten. Und wie diese verstaubten und vergrauten Imitationen ferner Länder, die von Pappe und Holz flüchtig zusammengekleistert waren, so erschien ihr auch die Lust und Freude all der Leute so pappen, so hölzern, so verstaubt, vergraut und flüchtig zusammengekleistert.

Ab und zu am Wege ein Leierkasten, und am Anfang von Halensee Gastwirtschaft neben Gastwirtschaft, mit oder ohne Karussell.

Und sie waren alle so brünstig nach Freude. Sie warteten nicht, bis sie kam, sie jagten nach ihr wie nach einer Beute. Und in den Gastwirtschaften tranken und tranken die Leute aus dem Volke, und sie hatten schwer arbeiten müssen, um trinken zu können, und das Trinken bekam ihnen hinterher so schlecht.

Warum waren sie denn so lustig?

Sie meinte, vielleicht läge es daran, daß so viele, viele beisammen waren, gewissermaßen ein Kollektivvergnügen, wo die Lust der Masse jeden einzelnen miterfaßt. Und das Atmen im Staub der Vorder- und Hintermänner gehört dazu.

Sie fuhr mit der Dampfbahn zurück, stieg am Zoologischen Garten aus und ging durch den Tiergarten, wo es vornehmer und stiller war.

Es war dämmerig geworden. Sie vergaß, daß sie Freude, Schönheit hatte suchen wollen. Sie sah den Radfahrern nach, die an ihr vorübersausten, den Kopf weit vornüber gebeugt, fast gierig in die Ferne starrend, so eilig, eilig wie auf der Flucht. Und die Kutscher hieben auf die Pferde ein, als hätten sie es auch so eilig, eilig. Wohin? wohin?

Alles erschien ihr wie ein langer Zug des Todes, und als wüßten sie alle, daß er hinter ihnen her war, der Tod, und deshalb eben waren sie auf der Flucht.

Es war schon ganz dunkel, als sie an den schönen Villen der Tiergartenstraße vorüberkam. Aus vielen Fenstern drang ein Strom elektrischen Lichts hinaus auf die Straße.

Vor einem der sonnenhaft strahlenden Fenster blieb sie stehen. Es war weitgeöffnet. Auf dem Flügel wurde ein Choral gespielt.

Wie schön! dachte sie. Plötzlich fiel ihr ein: hinter jenem Fenster lag ja ein Sterbender. Sie kannte ihn. Ein jüngerer Mann noch, der sich im Lauf eines Jahrzehnts ungeheure Reichtümer erworben hatte. Und nun, da er sie genießen wollte, mußte er fort, fort von seinen Kindern, welche noch klein waren, und die keine Mutter hatten. Die rastlos gierige Arbeit hatte ihn aufgerieben.

Und vielleicht morgen schon würden Wachskerzen ihr blasses Licht auf einen silberfunkelnden, blumenbedeckten Sarg werfen, und heiße Kinderthränen würden das funkelnde Silber verdunkeln, und unter den Blumendüften würde das Werk der Verwesung beginnen.

Oft auf ihren Spaziergängen hatte sie gesehen, wie auf einem großen, langen Regenwurm oder einem Riesenkäfer eine Anzahl kleiner Würmchen hockten, die das große Tier allmählich töteten. Die wilden Tiere, dachte sie, hat man ausgerottet, aber Milliarden mikroskopisch kleiner Lebewesen sind da, die den großen Wurm „Mensch“ töten. Sie wühlten im Körper jenes Sterbenden, und sie wühlen auch in ihrem eigenen Leibe, und es giebt kein Entkommen.

Sie ging weiter. Vor einem anderen Hause blieb sie stehen. Eine Hochzeit wurde gefeiert. Auch Musik. Aber kein Choral. Der Brautchor aus Lohengrin.

In einer Fensternische, zwischen Rosen, stand das Brautpaar, und er neigte sich kosend zu der reizenden, weißen Braut nieder. Sie kannte ihn wohl. Sie wußte — wußte ... wenn die reine, weiße Jungfrau es wüßte!

Der Brautchor aus Lohengrin!

Würde sein hymnisch feierlich süßer Jubel nicht das Ende sein vom Lied der Liebe?

Sie ging zu ihrem Sohn. Ihre Schwiegertochter stammte aus einem eleganten, reichen Hause. Es war gerade ihr Empfangstag, sie hatte nicht daran gedacht. Die Damen, die sie dort traf, kannte sie alle, mit einigen verkehrte sie.

Sie blickte von einer der Damen zur anderen, und mit immer größerem Erstaunen hörte sie ihren Gesprächen zu. Und doch — hatten sie nicht immer so geredet? gerade so? War sie früher geistig taub gewesen? Hellhörig war sie nun, dank dem düsteren Arzt, der ihr verkümmerte Sinne erschlossen.

Was man redete? Boshaftes, Klatsch, Nichtigkeiten. Sperlingsgezwitscher.

Gewiß, all diese Damen hielten auf Moral, nur durfte sie ihnen nicht viel kosten. Ihre Moral ruhte gern auf den Lorbeeren der sittlichen Entrüstung, die sie sündhaften Mitschwestern widmeten.

Da sagte man einer jungen Frau ein häßlich pikantes Abenteuer nach.

„Aber das ist ja nicht wahr!“ rief die Kranke.

Möglich, daß es nicht wahr sei. Was thäte das? ob die Geschichte etwa nicht amüsant wäre?

Mein Gott, was bewegte denn Geist und Gemüt dieser Frauen? Gesellschaftlichen Nimbus wollten sie.

Ja. Alle waren Gläubige der Mode. Ihre Meinungen, ihre Urteile, ihre ganze Denkweise — eine Modefrage. Und wäre Moral, Frömmigkeit und Idealität Mode — sie thäten auch mit.

Lag nicht aber doch ein Hauch von Idealität wenigstens auf denen, die so lebhaft über die Öde des Gesellschaftslebens klagten? Das thaten viele. Aber doch nur, weil es eben auch Mode war. Es hinderte sie nicht, Abend für Abend in Gesellschaft zu gehen.

Warum war sie jahrelang zu diesen Leuten gegangen, warum waren sie zu ihr gekommen? Hatten sie sich etwas zu sagen gehabt? Ach nein.

Alle, die da saßen, sie wußten nichts vom Tode. Sie waren so eminent diesseits veranlagt, zu plebejisch für seine Vornehmheit.

Ihr war wie einem, der kommt, um Abschied zu nehmen für eine lange, weite Reise,

und er hat ein leises Mitweinen erhofft, und sie lachen und zwitschern. Ein greller harter Mißklang. Requiem und Couplet.

Sie fühlte, daß ihr die Augen feucht wurden in tiefer, tiefer Unlust. Unter dem Vorwand, ihre Enkelchen begrüßen zu wollen, entfernte sie sich.

Die Zwillingsenkelchen liefen ihr entgegen.

„Was hast du uns mitgebracht, Großmuttchen?"

„Nichts."

Da liefen sie gleich wieder fort.

Sie lockte sie zurück. Sie wollte ihnen eine Geschichte erzählen.

„Ja," sagte das kleine Mädchen, „aber recht viel Folterqualen müssen in der Geschichte vorkommen."

Und das Bübchen rief dazwischen: „Weißt schon, Großmuttchen, was ich werden will?"

„Nein." Sie wußte es nicht.

„Schiffebauer werde ich."

„So, warum denn?"

„Weil ich so ungeheuer gern sehe, wenn Schiffe untergehen. Und da könnte ich doch immer gleich neue bauen, daß immer welche untergehen können."

Es kam ihr vor, als läge ein tiefer, dunkler Sinn in dem, was die Kinder sagten.

* * *

Nein, das Leben war doch nicht schön. „Weh dem, der nicht lügt!" steht über seiner Pforte.

Ja — wehe dem! Wer darf bekennen, was er erkannt hat, wenn es im Widerspruch steht mit den Zeitbegriffen? Wer darf thun, was er für recht hält, wenn die Masse anderer Meinung ist? Und thut er es doch? Boykott, Ostracismus, Bannflüche. Die Krippen der Herde werden ihm gesperrt. Ach — und Hunger macht so gefügig. Nein — des Menschen Wahrheiten, wenn er damit abseits steht, müssen sein Geheimnis bleiben.

Ganz Kleines, Unbedeutendes fiel ihr ein. Unter anderem, daß sie sich ja nicht einmal kleiden durfte, wie es ihr gefiel. Ihr Sohn, der Minister werden wollte, konnte keine Mutter brauchen, die ihr Gewand etwa griechisch oder ähnlich gürtete. Und einmal — sie erinnerte sich mit einem halben Lächeln daran — hatte sie auf einem Bilde ein paar nackte symbolische Knabengestalten doch schließlich mit etwas Verhüllendem beschönigt, weil von Mutterhand gemalte Nuditäten der Carriere des Sohnes nicht dienlich waren.

Und begleiten nicht die verlogenen Gebärden den Menschen noch über das Grab hinaus? Und trug man nicht gerade auf Grabsteinen und in Nekrologen die Lügen faustdick auf? Da steht auf einem Grabsteine: „Hier ruht ein treues Weib." Und jedermann weiß, daß sie untreu war.

Sie erinnerte sich jener Freundin, die so böse starb, und wie der Geistliche an ihrem Sarge ihr lauter himmelsfähige Eigenschaften andichtete, von denen nicht ein Hauch in ihr gewesen, über ihre wirklichen großen Vorzüge aber — freilich ganz weltliche und irdische — schwieg er.

Sie hatte sich damals aus der Totenkapelle ins Freie geflüchtet, und draußen lag der Schnee so weiß und rein auf den Grabhügeln.

Und der Geistliche schämte sich nicht davor. Und sie wußte im voraus, sie wußte es ganz genau, auf ihrem Grabstein würde stehen: „Der liebenden Mutter und der edlen Künstlerin", und der Geistliche würde ihren Idealismus rühmen.

Wie entging sie dem Grabstein?

* * *

Wenn sie abends die Zeitungen las, geriet sie jedesmal in große Aufregung. Kaltes Entsetzen durchzuckte ihre Nerven. Immer las sie von Haß und Wut. Immer noch Folter und Scheiterhaufen. Hier wird der Jude verbrannt, da der Socialist, und immer noch, wo der Mensch seine wahren Gedanken ausspricht, ist Golgatha.

In den Parlamenten nennen sie sich gegenseitig Verräter, Elende, Flachköpfe, und sie ersinnen gräßliche Wunden, der eine für den anderen, und indem der eine das Thun des anderen brandmarkt, begeht er vielleicht selbst einen Schurkenstreich: er denunziert, er verleumdet, und die Bestandteile seiner sittlichen Entrüstung sind Rachedurst, Größenwahn, Neid, Grausamkeit, Eigennutz.

Und niemand fragt: Bist du ein guter Mensch? Sie sagen nur: Du bist ein an-

derer Mensch als ich, mit einem anderen Gehirn, anderen Meinungen, und darum in die Hölle mit dir, wenn du nicht in meinen Himmel willst!

Und an dieses Leben sich klammern, aus dem es grinst und heult und wehklagt wie aus einem Irrenhaus, einem Hospital, einem Schlachtfeld, einem Hexensabbath.

An dieses Leben sich klammern!

Und sie fragt sich: Sind denn die Gesetze des Erdkreises ganz dieselben für Natur und Mensch? Und wie Erdbeben, Orkane, feuerspeiende Berge periodisch den Schoß der Erde zerreißen, so brechen undämmbar aus dem Gemüt der Menschen, mit eherner Notwendigkeit periodisch die wilden, schimpflichen, todbringenden Leidenschaften hervor?

„Der Kampf ums Dasein“, wirklich die Quintessenz der Schöpfung? Kampf zwischen den einzelnen, Kampf zwischen Völkern, zwischen Rassen, Kampf zwischen Welten, Sternen, Sonnen, Ewigkeiten?

* * *

Und nun kam ein tiefer Schmerz über sie, nicht über den Tod, nein, über das Leben. Das Karussell im Grunewald fiel ihr ein. Die Reiterchen und die Fahrenden, sie waren so lustig, und um so lustiger, je schneller Pferdchen und Wagen dahinsausten. Und der Leierkasten spielte dazu auf. Und wenn das Geld verfahren ist, steht das Karussell still. Aussteigen! absteigen! Daß sie bei dem Dahinrasen nicht vorwärts kommen, sich immer im Kreise drehen, macht ihnen nichts.

Wer die Scheibe des Karussells dreht, wissen wir, wer die Scheibe der Lebenstretmühle dreht, wissen wir nicht.

* * *

Je mehr sie dachte, desto mehr zerbröckelte alles. Es schien ihr, als lebten alle wie in einer Art Verzauberung. Jeder einzelne war verzaubert. Wer verzauberte? der Geist der Masse?

Sie glauben zu leben und leben nicht. Sie glauben zu lieben und tragen nur einem Sinnentrieb Rechnung, sie glauben zu denken und ihr Gehirn ist nur das Handwerkszeug, mit dem sie vorgezeichnete Muster grob oder fein ausführen. Sie glauben zu sterben und — — sterben sie denn?

„Der schönen Gewohnheit des Daseins entsagen“, nennt Goethe das Aufhören des Lebens.

Gewohnheit — ja.

Und mit einem Mal erkannte sie: die übermächtige Tyrannin, die ihren Fuß auf unser aller Nacken setzt, die Herrin aller Herren — die Gewohnheit ist's.

Was wir denken, thun, fühlen, vollzieht sich auf Befehl Ihrer Majestät Gewohnheit. Und eine große Töterin ist sie. Sie entseelt die einzelnen und bewilligt ihnen dafür einen Anteil an der Kollektivseele der Massen.

Und wenn die Menschen nicht längst mumienhaft erstarrt, zu Automaten geworden sind, so danken sie es den großen Genies, den Sehern, die ab und zu geboren werden und die, mit den Sturm- und Feuerfluten ihres Geistes alle Gewohnheit brechend, neue Entwickelungen schaffen, bis auch diese neue Kultur wieder mechanisiert und in Gewohnheiten eingekapselt wird und ein neuer Simson kommen muß, unter gestürzten Säulen die Philister zu begraben.

Gewaltiger aber als die löwenherzigsten Simsons, als die freisten, revolutionärsten Geister bricht ein Anderer, Größerer die Gewohnheit, er bricht sie, und wäre sie tausendjährig und ureingesessen: es ist der Tod.

Das Leben singt dem Menschen ein Wiegenlied: „Schlaf ein! schlaf ein!“ Der Tod reißt ihn empor: „Wach auf! wach auf!“

Das Skelett mit Sense und Hippe wird zum Genius. Denen, die er gezeichnet, leuchtet seine Fackel, und sie leuchtet in alle Finsternisse hinein. An ihrem reinen Feuer verlodern die narkotischen Dünste, verlodern ephemere Zeit- und Ortbegriffe, in den Staub sinkt die breite, majestätische Usurpatorin: die Gewohnheit, die Inschrift über der Pforte des Lebens: „Weh dem, der nicht lügt!“ erlischt.

Der Atem der Ewigkeit umweht das Haupt der dem Tode Geweihten.

* * *

Allmählich rückte der Losgelösten alles ferner und ferner. Immer stiller wurde es um sie her, zuletzt ganz einsam, gleichviel ob sie durchs Gewühl der Straßen schritt oder in ihrem Atelier war. Zu malen oder zu lesen wäre ihr lächerlich vorgekommen, so überflüssig. Sie nahm keine Zeitung mehr in die Hand, sie empfing keine Besuche mehr! Was sie früher nur wie aus weiter Ferne vernommen, war näher gekommen, stärker und heller klang es ihr in die Seele.

Ihre Schwiegertochter hatte sie schon einigemal forschend angesehen und sie gefragt, ob ihr etwas fehle. So trug ihr Gesicht also schon den Todeszug.

Sie wollte mit ihrer Krankheit ihre Angehörigen nicht aufregen, nicht schmerzlüsterne Augen sollten die Stadien ihres Ablebens wie ein Schauspiel verfolgen. Ein geselliges Kranken- und Sterbebett widerstand ihr. Sie wollte für sich allein sterben. Nur den Lebenden damit nicht lästig fallen.

Das Wort eines Bekannten fiel ihr ein, der, als er vom Begräbnis einer alten Dame kam, meinte, die Dame habe mit ihrem Sterben kein Glück gehabt, man hätte sich in ganz leidlicher Stimmung um ihr Grab geschart.

Ans Meer wollte sie, dort auf dem kleinen dörflichen Kirchhof begraben werden.

* *
*

Sie reiste ab. Es war Ende Mai; sie würde noch keine Gäste in dem Badeort treffen.

Am Meer brachte sie fast den ganzen Tag am Strande zu, oder sie lag auf dem Wasser. Sie war eine gute und sichere Schwimmerin.

Kam ein verfrühter Badegast des Weges, so hielt sie gewissermaßen den Atem an, bis er vorüber war. Die Schiffer störten sie nicht. Sie waren Staffage, gehörten zur Natur.

Immer mehr fühlte sie sich eins mit der schwimmenden, rinnenden Grenzenlosigkeit des Wassers; sie fühlte es wie das leise, zärtliche Umfangensein von etwas Ungreifbarem. Die Weidenbäume nah ihrem Hause erschienen ihr grob und derb der verträumten Seelenhaftigkeit des Meeres gegenüber. Für den Menschen, der auf der Brücke zwischen dem Diesseits und dem Jenseits stand, mußte das Meer, das ewige, freie, in grandiosen Rhythmen dahinrollende, von unaussprechlichem Zauber sein, das Meer, das am fernen Horizont den Himmel berührt und eins mit ihm wird. Land und Himmel kommen nie zusammen oder doch nur da, wo unermeßliche Wüsten wie das Meer sind.

Sie wollte tiefe Stille.

Ihre Vision von der Gestalt des Todes wandelte sich allmählich. Er wurde ihr zu einem Symbol der Einsamkeit — eine Gestalt, hoheitsvoll, lichtumflossen, von erhabener Reinheit, weiß wie Schnee, mit Geisterfüßen über den weißen Dünensand schattenlos, lautlos dahingleitend.

Und nicht ein Schwert trug sie. Eine Schale hielt sie in der Hand, aus der eine stille silberne Flamme in den Äther emporstieg.

Und in der Einsamkeit wandelte die Heimgehende wie durch eine Milchstraße von Sternen.

Ihr Gang wurde schwebend, zuweilen schwankend, als fühle sie keinen festen Boden unter ihren Füßen. Ihr Haar war nun wirklich fast weiß geworden. Und wie früher der einzelne Haarstreifen silbern glänzte, so erschien jetzt der ganze Kopf silberumsponnen.

Damit glich sie in der Ferne einem Heiligenbild. Wer ihr begegnete, blieb überrascht stehen und sah ihr nach.

Sie hatte kein Alter mehr. Sie war schön.

Eine Inbrunst der Lebensverneinung kam über sie. Das Sein und Leben schien ihr immer mehr nur Oberfläche. Wenn man tief in die Erde gräbt, dachte sie, bricht Feuer heraus. Bohrt man tief in unser Innerstes, bricht wohl auch eine Flamme heraus, und die verzehrt den Leib.

Die Nähe des Todes wirkte auf sie wie eine Evolution in der Natur, wo vielleicht aus dem Grund des Meeres sich eine Insel hebt, ein morgenfrisches, unberührtes Land, über das keines Menschen Fuß noch geschritten. Die ihm Geweihte hat der Tod aus der Masse herausgehoben. Sie ist eine einzelne geworden.

Der Glaube an die ewige Fortdauer des Geistes oder der Seele war ihr früher kindlich vorgekommen, zuweilen absurd. Nun wunderte sie sich über den Größenwahn ihres armseligen Gehirns, das der letzten und tiefsten Dinge Quintessenz zu durchdringen sich angemaßt hatte. Sie glaubte nicht mehr, daß der „Kampf ums Dasein“ den Inhalt alles Seins bedeutet.

Die Somnambulen können sehen ohne Augen, sie können denken ohne Bewußtsein, denken, was sie wachend nie zu denken vermöchten.

Warum? weil ihre gröberen Sinne suspendiert, gelähmt sind.

Wie, und wenn der Tod nun die ganze Materie, die grobe, unseres Körpers beseitigt hat, könnte da nicht ein tiefer, geistiger Kern von der Schale des Leibes frei werden, frei die Sonntagsseele, frei zu einem Flug — sein Ziel und seine Grenze wissen wir nicht.

Nur ein Glaube — ja. Niemand kann sagen: „Es ist so.“ Und niemand kann sagen: „Es ist nicht so.“

* *
*

Eines Morgens in der Frühe kam der Strandwächter — er war zugleich Jäger — an ihr vorüber. Wenige Schritte von ihr entfernt schoß er seine Flinte gegen eine Schar von Krähen ab. Eine fiel zu Boden und zappelte und zappelte.

Der Strandwächter ging pfeifend weiter, ohne sich nur nach dem verwundeten Tier umzusehen.

Sie trat an das Tier heran; sie wollte es ins Wasser werfen, um damit seine Qual zu enden. Ihre Finger bebten vor dem blutigen Flügel zurück.

Ein ältlicher Herr kam des Weges. Sie bat ihn, dem verwundeten Vogel den letzten Liebesdienst zu erweisen. Er nahm die Krähe auf, untersuchte sie und sagte: „Es ist nur eine leichte Verwundung. Ich bin Arzt. In einigen Tagen kann sie wieder fliegen.“

Er schlug vor, sie an eine abgelegene Stelle im Walde zu tragen, wo sie ohne Gefahr ihrer Genesung entgegenkrächzen könne. Nur die Ernährung würde Schwierigkeiten machen. Die Kranke erbot sich, dafür Sorge zu tragen.

Sie gingen zusammen eine Strecke in den Wald hinein, bis sie eine passende Stelle fanden. Sie trug Moos zusammen, und er bettete behutsam den Vogel in das Nest.

Auf dem Rückweg sprach er angenehm über dies und jenes, über Land und Leute der Ostsee. Er hatte eine eigene humoristische Art dabei.

In ihr war ein stilles Freuen, daß da ein guter Mensch an ihrer Seite schritt.

Täglich brachte sie nun dem Vogel Futter. Er kannte sie bald und schlug mit dem gesunden Flügel, wenn er sie kommen sah. Einigemal traf sie den Arzt dort, der seinen Patienten besuchte. Das letzte Mal, als sie bei dem Moosnest zusammentrafen, war der Vogel auf und davon.

„Die Krähe wird mir fehlen,“ sagte sie zu dem Arzt.

„Und ich verliere mit ihr meinen einzigen Patienten,“ erwiderte er, „oder“ — er sah sie forschend an — „Sie müßten meine Krähe werden. Ich möchte Ihnen helfen. Sie sind krank.“

„Ja, todkrank,“ sagte sie.

Eine Idee kam ihr. Sie fürchtete sich vor dem letzten Stadium der Krankheit. Sie wußte, es würde schrecklich sein. Wenn einer ihr helfen könnte, so war es dieser gute, edle und kluge Mensch.

Sie sagte ihm, was ihr fehle, und mit bebenden Lippen trug sie ihm ihre Bitte vor.

Er sah sie mit inniger Sympathie an. „Ich kann Ihnen kein Versprechen geben, ehe ich Sie nicht untersucht habe.“

Sie zögerte. Endlich willigte sie ein.

* *
*

Am nächsten Tage kam er. Er untersuchte sie. Als er zu Ende war, hatte sein Gesicht einen sonderbaren Ausdruck, einen strahlenden.

„Sie sind gesund. Ich habe nicht das leiseste Symptom der Krankheit, an der Sie zu leiden glauben, gefunden.“

Sie sah ihn ungläubig an. „Unmöglich.“

„Mein heiliges Ehrenwort, Sie sind gesund.“

„Ein Irrtum ausgeschlossen?“

„Ausgeschlossen. Sie sind blaß wie eine Tote. Ich begreife es. La joie fait peur.“

Sie sah ihn groß mit leeren Blicken an.

Er ging. Er fühlte, sie mußte allein sein.

* * *

Sie zweifelte nicht mehr daran, daß der Arzt recht hatte. Sie hätte es eigentlich längst wissen müssen. Die beängstigenden Symptome waren in den letzten Monaten mehr und mehr geschwunden. Sie hatte nicht darauf geachtet, weil ihre Gedanken ganz wo anders waren. Vielleicht hatte sie auch damals die lateinischen Worte falsch verstanden.

Sie ging an den Strand. Rastlos lief sie da auf und ab.

„Zurück ins Leben!“

Und angstvoll sucht sie das „Ja“, das zum Leben zurückführende, und überall findet sie das „Nein“.

Es kam ihr beinah lächerlich vor und unbequem, dieses: „Zurück ins Sein.“

Sie empfindet das Wiederleben, Weiterleben als eine jähe, erschreckende Unterbrechung einer friedvollen Wanderung hin zu einem schönen, lockenden Ziele.

Was könnte sie lebend noch erleben!

Ihre Augen schweifen über das Meer. So still und schwanengleich glitten in der Ferne die großen Schiffe dahin, und man weiß doch — dachte sie — auf den Schiffen selbst herrscht wüster Lärm, Theer- und Maschinengeruch, so ganz das Gegenteil von Schwanenhaftigkeit. Auf den Fischerboten rote Segel. Leuchtenden Meerblumen gleichen sie über den rollenden Wogen, und auf dem Boden der Schiffchen verenden unzählige kleine Fische.

Wie sie so schnell am Strande dahinschritt, bemerkte sie, daß ihr Fuß Haufen von Ameisen zertrat. Sie hemmte den Fuß. Aber, wohin ihn setzen, ohne zu töten?

Sie sah am Ufer Fischer ihre Netze aus dem Meer ziehen. Nichts war darin als schwarzer Schlamm. Gleich von neuem ruderten sie hinaus an eine andere Stelle des Meeres.

Sie sah auf einer Bank ein kosendes Liebespaar. Mit heimlichem Widerwillen wendet sie sich ab.

Alles Leben stößt sie ab.

Sie hat monatelang in einem Tempel gewohnt. Durch seine schlanken Säulen, sein krystallenes Dach sind Mond und Sterne geflutet, und nun soll sie zurück in ein Mietshaus, in das der Straßenlärm dringt. Zurück auf die abgegraste Weide, das tausendfach Wiedergekäute noch einmal wiederkäuen!

Es würde ja immer, immer dasselbe sein, vielleicht noch zwanzig Jahre lang, nur mit ihrem zunehmenden Alter immer alles geringer, matter. Dieselben Bilder malen, die sie schon gemalt hat. Sie kann es ja nicht. Sie hat die Pinsel zerbrochen. Ihr Sohn! sie würde ihn fortan immer sehen, wie er war, und was früher anheimelnde Gewohnheit gewesen, würde widrige, bewußte Heuchelei sein. Und die Enkelchen würden immer davonlaufen, wenn sie ihnen nichts mitbrachte oder ihnen keine Geschichten mit Folterqualen erzählte.

Sie hat sich von der Gewohnheit entwöhnt. Sie hat das Leben verlernt. Es kommt nicht wieder — es kommt nicht wieder! Die Seele, die anders, die größer geworden, braucht eine andere, eine neue Welt.

Der trügerische Lebenswahn ist verflogen, zerrissen sind die schimmernden Schleier, die das Dasein vergoldeten.

Wer nur einen Zipfel vom Schleier der Isis gehoben, der stirbt.

Sie ist dem Leben nicht mehr angepaßt. Dem Tode ist sie's.

Seltsam ging die Sonne unter, weiß feierlich, ohne Feuer, ohne Purpur, rein, hell, fast silbern schwebte sie durch das übersinnliche Blau des Himmels. Und über ihre in brennendem, transcendentalem Durst halb geöffnete Lippen drängt sich Brunhildens Todesruf: „Richtet mir Scheite ...“

* * *

Am anderen Morgen — die Sonne war noch nicht aufgegangen — ging sie ans Meer. Im Westen war es noch nachtblau, von klarer Unberührtheit, im Osten vom zarten Schimmer der kommenden Sonne überhaucht.

Sie stieg ins Meer.

Immer rosiger spannte sich der Himmel darüber. Es wurde wie das Lächeln eines träumenden Seraphs, schmeichelnd süß, von echoleiser Zartheit.

Die kranken Kinder im Asyl begannen ihren Morgengesang.

Sie lag auf dem Rücken und ließ sich treiben, weiter, immer weiter, bis nur leise noch, als ob Engel die Silbersaiten einer Harfe rührten, der Gesang zu ihr hintönte.

Und nun verwandelte sich ihr abermals die Vision des Todes.

Asrael war's, der Erzengel, mit den nachtdunklen Schwingen, die Himmel und Meer umspannen.

Und sie sah im Geist ein letztes — ihr letztes Bild. Sie sah sich selbst, eine weiße Tote, in einem Liliennachen über den zärtlich zarten Goldduft des Wassers hingleiten. Ihr zu Häupten — Asrael. Die ganze Gestalt in glühender Bewegung, das Gewand wie vom Sturm erfaßt, den Arm mit einer großen Gebärde hinausgestreckt, als zeigte er einem unsichtbaren Steuermann die Richtung, in der er zu steuern hat. Wilde Göttlichkeit im Blick, ein Blick voll siegender Kraft, ein demantener Pfeil, der Raum und Zeit durchdringend ins Herz des Alls sich bohrt.

Weit im Umkreis seiner Flügel leuchtet der Äther. Und es braust um sie wie von heiligen Orgeln.

Da plötzlich zwischen den rauschenden Accorden ein kreischender Schrei, ein jammernd schrilles Krächzen.

Über der Sterbenden Haupt schwebt die Krähe.

„Meine Krähe!“

Sie streckt die Arme empor.

Die Sonne geht auf. Ihr erster Strahl trifft die Krähe. Von weißem Licht leuchtend umflossen, gleicht sie der symbolischen Taube.

Und in einem einzigen Augenblick fühlt die Sinkende ihre Brust von einer glühenden Erkenntnis durchbohrt.

„Meine Krähe. Ja! Ja!“

Sie ruft das Leben.

Und sie sinkt — sie sinkt.

Noch eine Weile liegt ihr silbernes Haar wie eine Glorie über dem Wasserspiegel.

Der Gesang der kranken Kinder verhallt. Nur die Krähe krächzt und krächzt. Ihr Schwanenlied.

Das Ameisenleben.

Von

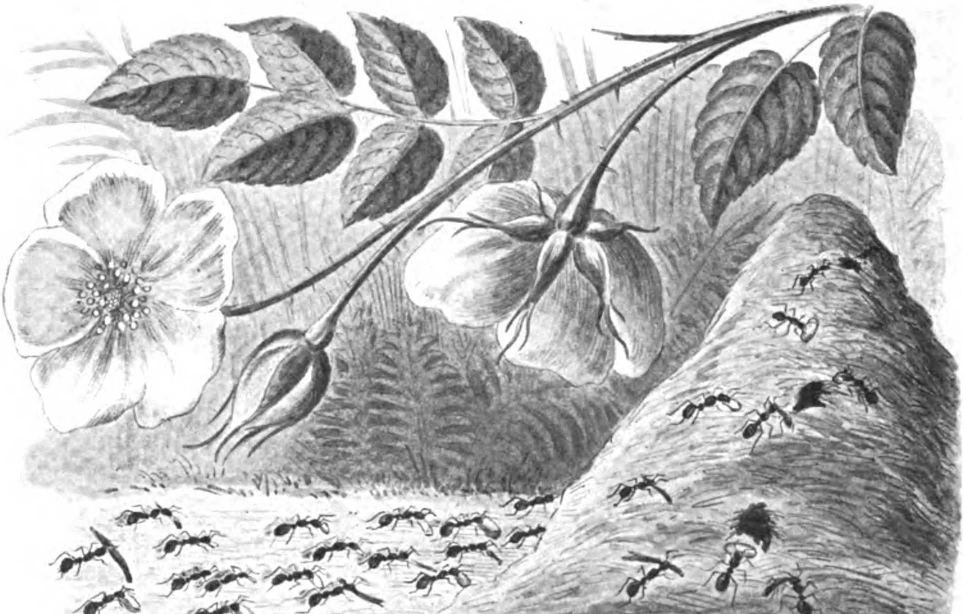
Friedrich Knauer.

II. (Nachdruck ist untersagt.)

Vervollständigen wir unsere Skizzen aus dem Ameisenleben noch durch einige weitere Einzelheiten, so müssen wir zunächst auf das Wandern der Ameisen zu sprechen kommen. Wir meinen da nicht die Wanderzüge der nicht seßhaften Nomaden in den Tropen — der Visitenameisen und Ecitons werden wir ja noch gedenken —, sondern das gelegentliche Auswandern unserer heimischen Ameisen. Gar mancherlei Veranlassungen können dazu führen. Günstige Lebensverhältnisse, reichliche Nahrungsvorräte haben die Bevölkerung einer großen Ameisensiedelung nach und nach auf mehrere Hunderttausende anwachsen lassen — der Raum ist für so viele zu eng geworden. Oder anhaltende Hitze und Dürre haben um die Ansiedelung herum alles versengt. Oder die Kolonie hat unangenehme, unreinliche, lärmende Nachbarn bekommen, oder wiederholte Überschwemmungen, feindliche Überfälle oder andere Katastrophen haben den Ansiedlern ihr Heim verleidet. Da heißt es denn einen passenden Platz für eine neue Ansiedelung ausfindig machen. Endlich bringen Kundschafter willkommene Kunde von der Entdeckung eines entsprechenden Platzes. Nun werden sofort Arbeiterinnen ausgeschickt, welche das neue Haus herrichten und empfangbereit machen. Dann geht es an die Übersiedelung. Im langen Zuge ziehen sie dahin, die Hunderttausende, mit Eiern, Larven, Puppen, Weibchen, Nahrungsvorräten, allerlei brauchbarem Baustoff und manch wertlosem Ballast beladen. Auch die Haustiere, die Blattläuse, dann die bevorzugten Gäste samt ihrer Brut werden nicht vergessen und mitgeschleppt. Die Gesindeameisen gehen selbst mit; sie sind ja bei all den Arbeiten, die solch ein Umzug im Gefolge hat, die rührigsten. Manch ungebetener Gast wandert ebenfalls mit, wenig zur Freude der Wirtinnen. Ich habe solche Auswandererzüge viele Stunden lang verfolgt und war immer wieder erstaunt, wie rasch das neue Heim eingerichtet und in Ordnung gebracht war. Mit solchem gänzlichen Auswandern ist nicht das Hin- und Herwandern aus dem Sommer- in das Winternest und umgekehrt und zwischen dem Haupt- und den Nebennestern, von denen wir oben gesprochen, zu verwechseln. Aber wie es so vielen Europamüden ergeht, treffen es auch die Ameisenauswanderer nicht immer gut, kommen oft aus dem Regen in die Traufe und finden in ihrer neuen Umgebung noch ungünstigere Lebensverhältnisse — dann kommt das verlassene Heim wieder zu Ehren, und reuig kehren die Auswanderer zurück.

Hier mag es am Platze sein, einer anderen jährlich sich wiederholenden Episode im Ameisenleben, die gar manches Mitglied seinem Heim für immer entführt, des Hochzeitsfluges, Erwähnung zu thun. Wie die Bienen, wenn sie schwärmen, in einem dichten Haufen um die Königin gereiht, das Vaterhaus verlassen und einen neuen Bienenstaat gründen, so verlassen auch die Ameisen, aber nur die Weibchen und die Männchen, den Bau und schwärmen in die Luft

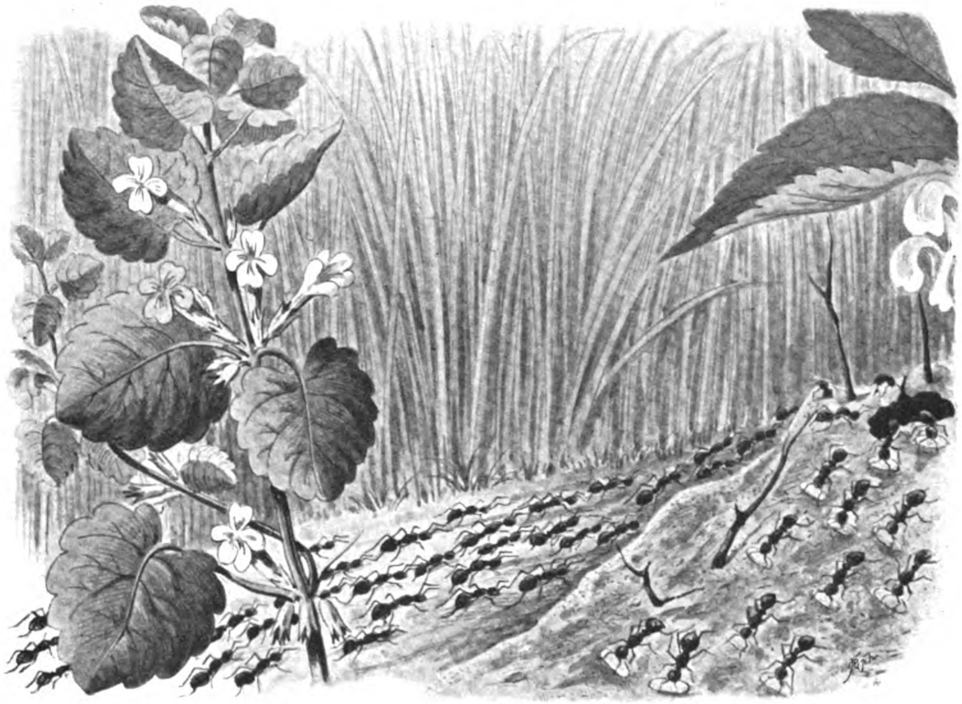
aus. Aber hier ist dieser Hochzeitsflug ein wilder, ungeregelter. Die ungeflügelten Arbeiterinnen, diese Hüter und Träger der Ordnung im Ameisenhaushalte, können nicht mit. Es bleibt dem Zufall überlassen, wo die in die Lüfte ausgeflogenen wieder zur Erde herabkommen, wohin sie der Wind entführt. Da sehen wir denn an heißen Tagen des Juli bis in den September hin auf den Ameisenbauen die geflügelten Männchen und Weibchen lebhaft herumkrabbeln und gegen den Abend hin in dichten Schwärmen, die oft ganze Wolken bilden, in die Luft sich erheben. Wer zu solcher Zeit eine hochliegende Warte, etwa eine Kapelle auf einem freistehenden Berge besucht, sieht da viele Tausende geflügelter Ameisen den Boden bedecken und durcheinander wirbeln. Wohl sind die Arbeiterinnen fleißig auf der Suche nach den Verirrten; aber es ist nur ein kleiner Bruchteil, der wieder eingefangen wird. Weibchen in einer Erdhöhle, unter Steinen ihre Eier ablegen und sich hier eine Zahl herumstreifender Arbeiterinnen zusammenfindet, die auch gleich, ihrem Brutpflegetriebe folgend, an die Wartung der Eier gehen. Daß die Arbeiterin auf das künftige Werden aus dem Ei Einfluß nimmt, daß es nicht von Hause unabänderlich feststeht, ob aus einem Ei ein fruchtbares Weibchen oder eine sterile Arbeiterin hervorgehen soll, daß da die besondere Art der Pflege und Fütterung mitspricht, Verhältnisse, die auch im Bienenleben zu Tage treten, das haben wir ja schon bei Besprechung der Krüppelformen in einer Ameisenkolonie angedeutet. Gewiß ahnen wir da vorläufig mehr, als wir beobachten können. Wenn es aber wahrscheinlich ist, daß schon die Fütterung und Behandlung des Weibchens seitens der Arbeiterinnen die Zukunft der Eier beeinflußt, dann wird diese Aufgabe der Arbeiterinnen bei einer solchen



Ameisen nach einer neuen Siedelung auswandernd.

Es steht da wohl außer Frage, daß Weibchen einer Art auch in einem anderen Neste gleicher Art freundliche Aufnahme finden. Vielleicht auch finden neue Koloniegründungen derart statt, daß da und dort verirrte Koloniegründung primitivster Art eine ganz besondere Rolle zu spielen haben.

Ganz flüchtig will ich hier sonderbarer zeitweiliger Ring- und Raufübungen bei Ameisen, wie man sie im Freien und im



Amazonenameisen überfallen ein fremdes Ameisennest und schleppen Larven und Puppen weg.

Beobachtungsneste leicht und wiederholt zu bemerken Gelegenheit hat, Erwähnung thun. Man sieht da oft rauflustige Exemplare andere Nestgenossinnen anfallen und mit ihnen sich herumbalgen. Dies ist besonders der Fall nach kalten, trüben Tagen, wenn wieder recht warme Witterung sich eingestellt hat und sich die Ameisen vor den Pforten sonnen und einander lebhaft mit den Fühlern beklopfen. Man hat diese Balgereien auch als Spiele gedeutet. Ich kann aber nicht sagen, daß dieses Ringen auf mich den Eindruck des Spielens gemacht hat; es erscheint viel eher als ein Dehnen und Strecken der Glieder, wie etwa jemand, der vom Schlafe erwacht, die Glieder dehnt und reckt, ehe er daran geht, zur Tagesarbeit sich zu rüsten.

Über die Hilfsbereitschaft der Ameisen, von der man so rührend zu erzählen weiß und die jede Ameise jederzeit willig finden soll, gefährdeten, überlasteten, verunglückten Genossinnen helfend beizuspringen, wollen wir, um nicht von vornherein das landläufige Bild, das man sich von der Ameise und ihrem Thun entwirft, zu trüben, an anderer Stelle sprechen. Hier sei nur noch einiges über das Alter, die Lebensdauer der Ameisen und über ihre Nützlichkeit oder Schädlichkeit im Naturhaushalte angeführt. Mit wenigen Ausnahmen ist ja bekanntlich die Lebensdauer der Insekten eine sehr kurze. Es kann zwar das Larvenstadium bei einzelnen Arten ein längeres sein — braucht ja der Maikäfer vier Jahre, eine Cicade gar siebzehn Jahre zu ihrer Entwickelung —, das fertige Insekt überlebt in der Regel nicht das Jahr seiner Geburt. So mag es wohl auch bei der Ameise sein, obschon ich Ameisenweibchen wiederholt mehrere Jahre am Leben erhalten konnte, Lubbock ein Ameisenweibchen dreizehn, ein anderes vierzehn Jahre lang am Leben erhielt. Was dann die Nützlichkeit und Schädlichkeit der Ameisen betrifft — wir wollen da von den exotischen Ameisen absehen, die wir ja doch noch zu wenig kennen und bei denen die Verhältnisse, wo sie im Urwalde oder wenig kultiviertem Gebiete vorkommen, doch ganz anders liegen —, so nützen die allerlei Abfälle zusammentragenden Ameisen, wie z. B. die Waldameise, dann die in morschem Holze, alten Bäumen

sich einquartierenden der Forstkultur ohne Frage durch die Waldsäuberung, durch die Beschleunigung der Humifizierung der Holzrückstände auf den Baumschlägen, durch die Vertilgung mancher schädlichen Insekten, während wieder andere Arten, die in lebendem Holze minieren, die in Saatschulen den Boden übermäßig auflockern, die die Wurzeln angehen oder den Pflanzentrieben durch die Ameisensäure verderblich werden, als kulturschädlich bezeichnet werden müssen. Daß viele dem Landwirte durch die Ausdauer, mit der sie verschiedenen Süßigkeiten nachzugehen wissen, recht lästig fallen, ist ja bekannt.

Wir wollen nun aus der ganzen Ameisenfamilie einige der markantesten und ihrer Lebensweise nach am besten bekannten Ameisenarten der Heimat und fremder Länder herausgreifen und deren Siedelungen und Thun und Treiben näher betrachten.

Wie es im Hause der Waldameise und um ihre Hügel herum zugeht, haben wir schon geschildert. Vielfach interessanter ist das Getriebe in den Niederlassungen der blutroten Ameise. Sie baut keine so hohen Hügelhaufen wie die Waldameise, beherbergt auch bei weitem nicht so viel Gäste wie diese, aber sie ist durch ihren Sklavenraub, ihre Kriegslust ungleich auffallender und merkwürdiger. Sie hält sich die obengenannten Ameisenarten: die Sklavenameise und die Kaninchenameise, bisweilen auch die Lasius alienus als Gesindeameisen und verwendet sie für die reichliche Arbeit in den mehrfachen, weitverzweigten Bauen. Je nach Ort und Umständen sind ihre Niederlassungen überaus verschieden in Bauart und Einwohnerzahl. Meist baut sie unterirdisch auf freier Wiese oder unter einem Baume oder Strauche oder unter einem Steine und trägt die herausgeschaffte Erde, Zweig- und Blattreste in niederem Haufen über dem unterirdischen Bau auf; diese äußeren Partien einer sehr großen Ameisensiedelung können sich oft mehrere Meter im Umfange ausbreiten. Aber die Ameise baut auch unter der Rinde, unter den Wurzeln oder im morschen Holze alter Baumstrünke und begnügt sich selten mit einer Niederlassung, sondern gründet näher oder ferner voneinander mehrere Nester, die sie gleichzeitig oder abwechselnd als Sommer- und Winterresidenz bewohnt. Ihre Sklaven holen sie sich nicht als schon fertigentwickelte Arbeiterinnen, sondern als noch im Larvenzustande befindliche Tiere, die sie aus deren Bauen rauben. Es ist hochinteressant zu verfolgen, wie einzelne Kundschafter ein Nest der Sklavenameise oder Kaninchenameise aufspüren, wie sie dann nach Hause eilen und an der Spitze kleiner Trupps ausziehen, das Nest umstellen, ein Teil dasselbe erstürmt, ein Teil auf mit Eiern und Puppen Flüchtende lauert und ihnen dieselben abnimmt, wie sich, wenn die Zahl der Überfallenen unerwartet groß, mehrere Trupps zu gemeinsamem Angriffe vereinigen, wie sie sich damit begnügen, den Überfallenen die Eier und Larven abzunehmen und ihre Feinde nur dann töten, wenn diese sich zur Wehr setzen. Nicht immer ist solch ein Überfall von Erfolg begleitet; nicht selten wird der Angriff abgeschlagen und ein solcher Raubzug von der Übermacht ganz oder teilweise aufgerieben. Was das Verhältnis der Sklavenzahl zu der ihrer Herren betrifft, so ist die Zahl der Gesindeameisen in sehr starken Kolonien klein: es kommt auf hundert, höchstens auf zehn Herren eine Sklavin, in mittelstarken Kolonien aber schon auf drei Herren eine Sklavin. In schwachen Kolonien können Herren und Sklavinnen gleich stark vertreten sein, in seltenen Fällen auch wohl die letzteren in der Überzahl sich befinden. An solchen Nestern sieht man die Gesindeameisen geschäftig den häuslichen Arbeiten nachgehen, während die Herren sich im Inneren des Hauses halten; man könnte glauben, eine Niederlassung der Sklavenameise vor sich zu haben. Sobald man aber an den Bau rührt, stürzen auch schon die blutroten Ameisen zur Verteidigung hervor, während die Gesindeameisen sich zurückziehen.

Ist es bei der blutroten Ameise nicht etwa absolute Arbeitsscheu, die sie Arbeiterinnenpuppen aus fremden Bauen rauben und aus diesen Arbeitskräfte großziehen läßt, so liegen die Verhältnisse bei der Amazonenameise ganz anders. Diese Sklavenhälterin ist allgemach von ihren Gesindeameisen so abhängig geworden, daß sie nicht nur das Arbeiten im Hause, sondern auch das Proviantbeschaffen, ja das Selbstessen verlernt hat und sich von ihren Sklavinnen füttern läßt,

daß sie ohne diese elend verhungern würde. Schon die walzenförmigen, ungezahnten Kinnbacken der Amazonenameise verraten ihre Arbeitsunfähigkeit und Abhängigkeit von ihrem Gesinde. In ihrer Kriegstaktik sind sie den blutroten Ameisen weit überlegen. Nicht in kleinen, oft unzulänglichen Trupps, sondern in großen, wohlgeordneten, geschlossenen Kolonnen ziehen sie in den Kampf und wissen den oft an Zahl weit überlegenen Gegner vor allem durch die Heftigkeit und Plötzlichkeit ihres Überfalles zu überwältigen.

Unter den exotischen Ameisen, welche keine festen Niederlassungen gründen, sind die Treiberameise (Anomma arcens) Westafrikas und die brasilianischen Ecitons, deren Gäste wir oben besprochen haben, zu besonderem Rufe gelangt. Beide Arten vagabundieren unstet hin und her, bald da, bald dort plündernd einfallend. Die Treiberameise meidet das Sonnenlicht, hält sich den Tag über unter Sträuchern oder zwischen Gräsern verborgen und geht erst des Nachts auf Beute aus; muß sie ja einmal am Tage aus ihren Verstecken heraus, dann überwölbt sie den Weg, den sie ziehen muß, mit aus Erde und Speichel hergestelltem Mauerwerk. Wo sich ihre Vorposten einfinden, flüchtet alles Ungeziefer aus Haus und Stall; Mäuse, Ratten, Eidechsen, Schlangen, Parasiten suchen dem im Anzuge befindlichen Ameisenheere zu entkommen, und auch dem Menschen bleibt nichts übrig, als Reißaus zu nehmen. Wenn er nach dem Abzuge der Ameisen wiederkehrt, findet er seine Wohnräume wohl von allem lästigen Ungeziefer frei, aber auch die Tauben und Hühner in den Stallungen aufgefressen. Und so räumen die brasilianischen Ecitons, die in vieltausendköpfigen Heerscharen im Urwalde umherwandern, unter der Kleintierwelt des Waldes und der Felder auf, indem sie andere Ameisen überfallen, allerlei Kerbtiere und deren Brut, Spinnen, Krebstiere vertilgen.

Eine andere recht merkwürdige exotische Ameise ist die Honigameise (Myrmecocystus mexicanus) von Mexiko und Süd-Colorado (s. Abbild. S. 256). Der amerikanische Ameisenforscher Henry C. Mc. Cook fand bei dieser Art viererlei Arbeiterinnen, große, kleinere, kleinste und Honigameisen; die letzten glichen im Bau den anderen, fielen aber durch ihren stark angeschwollenen Leib auf; ihr Kropf oder Vormagen ist nämlich über und über mit Honig angefüllt. Die Arbeiterinnen ziehen nachts aus und holen von Eichengallen den Honig, den sie dann diesen Honigameisen einflößen, aber nicht, um diese zu füttern, sondern um sich den Honig in diesen lebenden Flaschen aufzubewahren. Man sieht dann, wie die hungrigen Weibchen, Männchen und Arbeiterinnen bei diesen ihren lebenden Vorratskammern sich einfinden und ihrem Schlunde Honigtröpfchen entnehmen. Unbehilflich und fast unbeweglich hangen diese Honigbäuche, an den rauhbelassenen Wänden der Honigkammern sich festhaltend, mit dem Rücken nach unten. Der aus dem Körper dieser Honigameisen hervorgepreßte Honig erinnert in seinem angenehmen Geschmack an den Bienenhonig und wird auch von den Eingeborenen nicht verschmäht. Nach Cooks Berechnung geben tausend solcher Honigbäuche ein Pfund Honig.

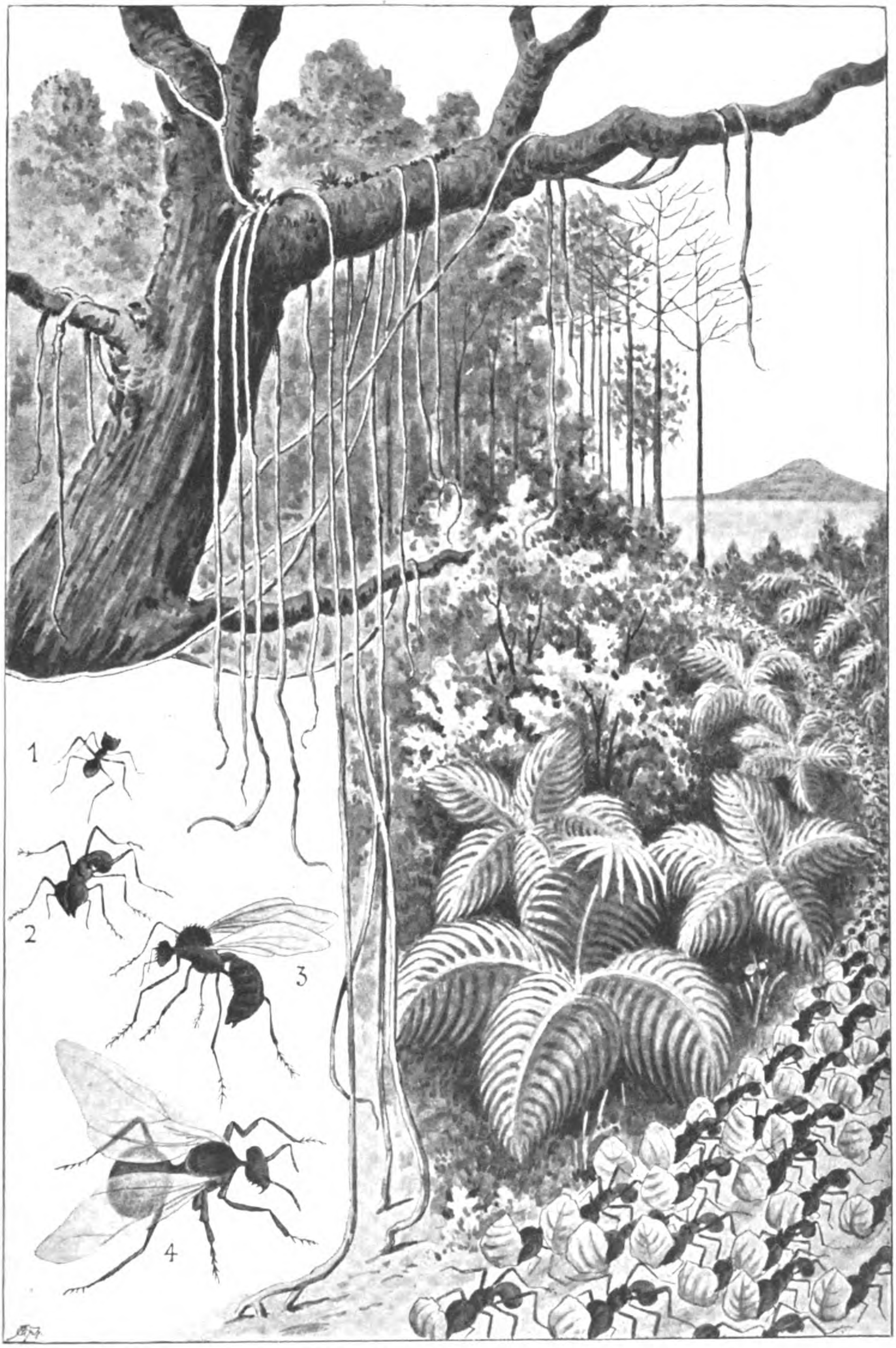
Durch die Verheerungen, die sie an den Waldbäumen anrichtet, und den Schaden, den sie dem Ackerbau zufügt, ist die Mandioc-, Zug- oder Visitenameise (Oecodoma cephalotes), eine der südamerikanischen Saubas, berüchtigt geworden. Sie baut weitverzweigte unterirdische Niederlassungen, die nach außen in halbmeter bis zweieinhalb Meter hohen, domartigen Hügeln zu Tage treten. Die zu den weitverbreiteten und tiefen Gängen führenden zahlreichen Öffnungen sind nach außen meist verschlossen. Große, dickköpfige Soldaten verteidigen den Bau, mittelgroße schleppen Proviant und Baustoff zu, kleine Arbeiterinnen liegen den häuslichen Arbeiten ob. Das sind die Ameisen, vor deren Angriffen die oben erwähnten Cecropien durch die bei ihnen wohnenden Ameisen geschützt werden. Zu vielen Tausenden zieht die Visitenameise nach dem Walde oder nach den Kaffee- und Orangenkulturen, um für ihre Baue Blattstückchen zu holen; jede Ameise setzt sich auf ein Blatt, schneidet ein pfennig-großes Stück ab, faßt es mit den Zangen und trägt das Blattstück nach Hause. Tausende solcher, wie mit grünen Sonnenschirmen ausgestatteter, heimwärts wandernder Tiere müssen einen sonderbaren Anblick gewähren (s. Abbild. S. 365). Zu Hause über-

wölben sie mit diesen Blattstücken die Eingangspforten und inneren Gänge ihrer unterirdischen Wohnungen. Wie sie dem Kolonisten durch solche Blattzerstörung unangenehm werden, so fallen sie ihm auch durch die nächtlichen Visiten, die sie seinen Mehlvorräten und verschiedenen Süßigkeiten abstatten, lästig. Der eingeborene Indianer, dem die legereifen Weibchen dieser Ameisenart als besondere Delikatesse gelten, weiß sich freilich diesem verderblichen Insekt gegenüber in seiner Weise schadlos zu halten.

Zu welchem Zwecke wohl Blattschneiderameisen die abgeschnittenen Blattstücke nach Hause schleppen? Gehen wir einem solchen Zuge heimkehrender Blattträger, der oft über eine halbe Meile weit führen kann, nach, so gelangen wir zu dem Neste, Hügeln aus brauner Erde, welche röhrenartige, bis acht Zoll weite Gänge durchziehen. Wie schon vor fast dreißig Jahren Thomas Belt und dann später Alfred Möller beobachtet haben, werden die Hügel und Höhlungen in denselben mit einer dichten Decke der welken zerschnittenen Blätter überdacht. Im Inneren findet man immer eine lockere, grauflockige, weiche, wie ein grobporiger Badeschwamm von größeren und kleineren Höhlungen durchsetzte Masse — dies sind die „Pilzgärten“ der Blattschneiderameisen, die sich meterweit ausdehnen und in Baumstümpfen und Baumwurzelwinkeln angelegt werden. Wird ein Bruchteil eines solchen Pilzgartens abgelöst, so sieht man unter einem einfachen Mikroskop diese ganze Masse aus vielen weichen, ungeformten Klümpchen von dunkelgrüner, schwarzer oder gelblichbrauner Farbe gebildet. Die einzelnen Klümpchen sind von weißen Pilzfäden durchzogen und zusammengehalten. Weiße Körperchen in diesen Klümpchen — Möllers „Kohlrabihäufchen“ — sind es, denen die Ameisen nachgehen und um derentwillen sie diese Pilzzucht treiben. Andere Pilze lassen die Ameisen nicht aufkommen.

Es ist viel und oft von ackerbautreibenden Ameisen die Rede gewesen, so von der Ackerbauameise von Texas (Pogomyrmex barbatus), von der abendländischen Ameise (Pogomyrmex occidentalis), von der Ernteameise Floridas (Pogomyrmex crudelis). Man wird da wohl richtiger von körnersammelnden, erntenden Ameisen als von ackerbautreibenden sprechen. Diese Ameisen säen nämlich nicht Gräser selbst aus, sondern jäten den Raum um ihren Bau und auf den zuführenden Straßen aus, lassen dagegen bestimmte Gräser stehen und ernten dann die Körner ein. Die Ameise von Texas bevorzugt das Aristida-Gras, die abendländische giebt keiner bestimmten Grasart den Vorzug, legt auch keine Straßen an, die Ernteameise Floridas, vielleicht die Grundform der körnersammelnden Ameisen, baut einen Hügel mit centraler Eingangsöffnung und ganz kleinem Hofe, welcher bei der von Texas ziemlich umfangreich ist und auf dem bei ihr nur das schon erwähnte Aristida-Gras geduldet wird.

So hätten wir denn bald eingehender, bald nur flüchtig streifend das Alltagsleben der Ameisen geschildert. Fassen wir die Einzelheiten zu einem Gesamtbilde zusammen, so erscheint uns das Leben der Ameisen ungleich vielseitiger, abwechselungsvoller als das der Bienen oder anderer Insekten. Ihre Macht und Stärke liegt in ihrem geselligen Beisammensein, ihrem gemeinsamen Zusammenwirken, ihrem unermüdlichen Fleiß. Ganz in der Sorge für die Brut aufgehend, nicht für sich, sondern für diese das Heim bauend und sorgsam in stand haltend, Vorräte sammelnd, eine vielseitige Ökonomie treibend, liebt die Ameise ihr Heim und verteidigt es auf das tapferste. In weitgehendster Arbeitsteilung haben es die Ameisen zu überraschender Kunstfertigkeit und Gesamtleistung gebracht. Vieltausendköpfig und in drei Stände gespalten ist jede Ameisensiedelung, indem die arbeitenden Individuen ganz im Dienste für die Gesamtheit aufgehen, nach außen eine sociale Einheit. Alle Inwohner fühlen sich als eins; alles außer der Siedelung, und mag es von gleicher Art sein, ist Feind. Keine andere Tiergesellschaft kann sich an Vollkommenheit, Zweckmäßigkeit und Vielseitigkeit des Zusammenwirkens mit dem Ameisenstaate messen, denn keine andere begnügt sich nicht bloß mit dem gemeinsamen Eintreten zum Schutze des Ganzen, mit dem gemeinsamen Nahrungserwerbe, sondern baut auch gemeinschaftlich, erzieht die Jungen gemeinsam, verpflegt alle die vielen Tausende durch eigens zu diesem Dienste Bestellte, entfaltet eine so



Blattschneiderameisen mit abgetrennten Blattstücken heimwärts wandernd.
Im Hintergrunde entblätterte Bäume.
(Links: 1 kleine Arbeiterin, 2 große Arbeiterin, 3 Männchen, 4 Weibchen der Blattschneiderameise.)

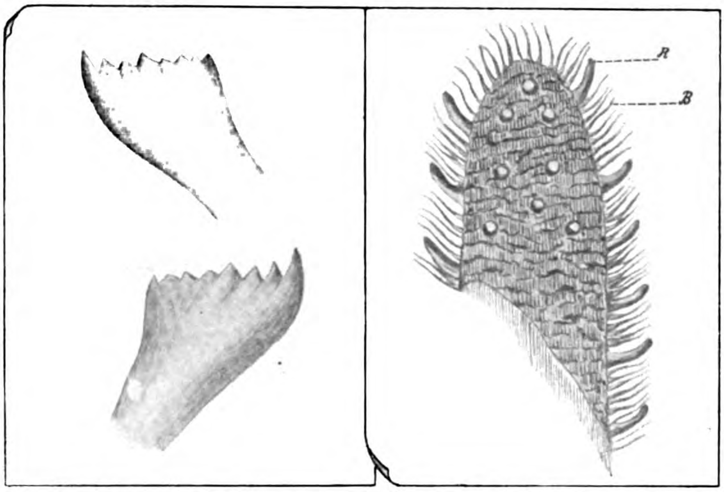
vielseitige Ökonomie, die neben der Jagd Viehzucht, Ackerbau, Gärtnerei betreibt, und keine andere Tiergesellschaft nimmt fremde Familienangehörige in den Staatsverband auf. So erscheinen uns denn die Ameisen in ihrem Gesellschaftsleben, einerseits durch das einmütige, zweckmäßige Zusammenwirken aller, andererseits durch die mannigfache Selbstständigkeit des Individuums charakterisiert, in der Fertigkeit, wie sie sich ihre Baue herstellen und den verschiedenen Situationen anpassen, in der Art, wie sie sich gegenseitig fördern, Mitteilungen machen, mit anderen Kriege führen, Bündnisse schließen, in ihrem Sklavenraube, in ihrer opferwilligen, fürsorglichen, von Fall zu Fall die Methode ändernden Brutpflege als überaus begabte, kluge, intelligente Tiere, deren psychische Fähigkeiten zu ihrer geringen Größe in grellem Gegensatze stehen. Über diese eminente Klugheit und Intelligenz ist so warm geschrieben, so eingehend berichtet worden, daß man sich nicht wundern darf, wenn der Laie die Ameise in der That für ein seelisch begabtes Tier hält, das in der Tierwelt kaum seinesgleichen hat.

Ist aber die Ameise auch wirklich das vielbegabte, kluge Tier, als das es allgemein gilt? Haben wir uns nicht etwa durch oberflächliche Beobachtung täuschen lassen? Haben wir bei Deutung des Thuns und Treibens der Ameise nicht zu sehr anthropomorphisiert, menschliche Auffassungen zu Grunde gelegt? Ist es nicht die gewaltige Gesamtleistung, die ja in dem vieltausendköpfigen Zusammenwirken ihre Erklärung findet, welche uns imponiert und verleitet, hervorragende psychische Fähigkeiten des Einzelindividuums als selbstverständlich anzunehmen? Handelt die einzelne Ameise wirklich bewußt, weiß sie, was sie und warum sie es thut?

Überlegt man diese Fragen, so will es bei eingehender Beobachtung, die sich nicht mit oberflächlicher Betrachtung des Ameisentreibens im großen ganzen begnügt, sondern das Verhalten der einzelnen Individuen studiert und prüft, scheinen, als wenn die Ameise denn doch nicht das kluge Tier sei, für das man sie hält. Man sieht da Ameisen unbegreifliche, unnötige Umwege machen, selbst dann, wenn sie mit überschwerer Last beladen sind. Man sieht sie allerlei wertlosen Ballast nach Hause schleppen — Glasperlen z. B. statt Körner. Man sieht eine Ameise stundenlang mit dem Transporte einer viel zu großen Last sich abquälen und sie dann plötzlich im Stiche lassen. Zwei oder drei Ameisen sind daran, eine Last weiter zu befördern, die eine zieht vorwärts, die andere rückwärts, die dritte nach links oder rechts. Ganz kleine Zwischenfälle genügen, eine Ameise von ihrem Wege abzubringen und ratlos umherirren zu lassen. Auch mit der gerühmten Nächstenliebe der Ameisen ist es nicht sonderlich bestellt; eine stürzt ins Wasser oder bleibt an einem Klebestoffe hangen, es fällt keiner der vorbeiwandernden Genossinnen ein, der Hilfsbedürftigen beizuspringen; wäre es aber eine fremde Ameise, die da zappelt, sofort blieben die Wandernden stehen, um mit der in Not geratenen anzubinden; die Rauflust ist größer als die Freundesliebe. Aber nicht bloß solches Verhalten des Einzelindividuums, auch Einzelheiten aus dem Gesamtleben sprechen gegen die Ameisenintelligenz. Wenn z. B. die blutrote Ameise trotz wiederholter schlimmer Erfahrungen immer wieder in kleinen Trupps auf Sklavenraub auszieht und dann oft von der Übermacht der Angegriffenen mit blutigen Köpfen heimgeschickt wird und doch immer wieder mit unzulänglichen Streitkräften den Kriegspfad betritt, so spricht das doch gewiß nicht für ihre Intelligenz. Und gewiß ist es ein ganz ungeheuerlicher Mangel an Intelligenz, wenn die Amazonenameise allgemach von ihren Gesindeameisen so abhängig werden und das Selbstessen verlernen konnte. Es spricht auch wenig für die Intelligenz der Ameisen, daß sie, die zangen- und stachelbewehrten, in ihrer erdrückenden Überzahl sich die Anwesenheit so vieler lästiger, unerwünschter Gäste und Mitesser im Hause gefallen lassen. Daß die Ameisen aber auch ihre allergefährlichsten Feinde unter diesen fremden Gästen nicht erkennen, daß sie, einerseits durch deren Ameisenähnlichkeit, Fühlerspiel irregeführt, andererseits durch deren wohlschmeckende, angenehm riechende Exsudate verblendet, selbst jene verderblichen Ameisengäste, deren Mordgier oft die ganze Ameisenbrut zum Opfer fällt, auch nicht mit der Zeit als ihre Todfeinde erkennen, daß sie sie im Hause

belassen, ja ihre Eier und Larven auf das sorgsamste betreuen (wenn sie es auch nie lernen, diese richtig, d. h. anders als die eigene Brut zu behandeln), daß die Ameisen Krüppelformen, die doch gewiß nur zur Entartung der Kolonie führen, mit allem Eifer großziehen, so sind das doch ohne Frage wichtige, die ganze Existenz des Ameisenhauses berührende Momente, die die Ameisenintelligenz wohl nicht in günstigem Lichte erscheinen lassen.

Solchen nicht bestreitbaren Thatsachen gegenüber drängt sich uns eine ganze Reihe von Fragen auf. Wie ist es denn mit dem Sinnesleben der Ameisen, mit ihren Sinnesorganen bestellt? Wie erkennen sich denn alle die Hunderttausende einer großen Ameisenkolonie als zusammengehörig? Woran erkennt eine Ameise eine andere gleicher Art, aber aus anderem Neste, als Freund? Wie machen Ameisen einander Mitteilungen, wie verabreden sie sich zu gemeinsamem Handeln? Wie orientieren sich die Ameisen, wie finden sie den Heimweg?

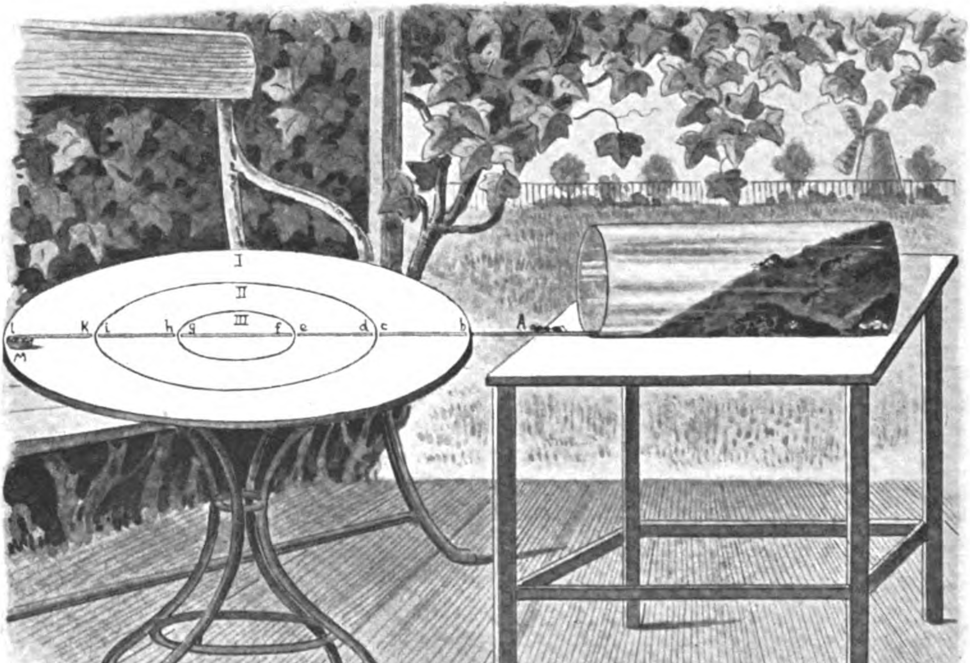


Links oben: der linke Oberkiefer der Waldameise, unten der rechte Oberkiefer der blutroten Ameise; rechts: Fühlerende einer Ameise (B Borsten, R Riechkegel). Stark vergrößert.

Recht mangelhaft ist die Sehkraft der Ameisen. Schon die kleine Zahl der Facetten ihrer Augen deutet darauf hin. Die brasilianischen Ecitons z. B. haben gar keine Netzaugen, nur sehr kleine, einfache Augen, und auch diese können fehlen. So sieht man denn Ameisen knapp an einem Gegenstande, der für sie gewiß Wert hätte, ahnungslos vorbeigehen. Wenn man sie selbst an ihrer Larvenbrut vorbeigehen und deren erst gewahr werden sieht, wenn sie sich rühren, möchte man sie für blind halten. So erklärt es sich, wie leicht verschiedene Ameisengäste ihre Wirtinnen, die für die feineren Details der Körperform blind sind, täuschen können. Noch am besten sehen die Männchen, deren Augen gewölbter sind und auch eine größere Zahl von Facetten besitzen; sie vermögen daher die Weibchen im Fluge zu verfolgen. Doch mangelt den Ameisen durchaus nicht das Vermögen, Farben wahrzunehmen. Lubbocks interessante Versuche in dieser Richtung haben ergeben, daß die Ameisen die Farben unterscheiden, daß sie gegen Violett sehr empfindlich sind und daß sie außer den Strahlen des Spektrums, die unser Auge wahrnehmen kann, auch noch die über Violett und Rot hinausliegenden, unserer Sehkraft sich entziehenden Wärmestrahlen und chemischen Strahlen wahrnehmen. Bedeckte Lubbock seine Beobachtungsnester mit verschieden gefärbten Glastafeln, so fand er immer unter Rot die meisten, unter Violett die wenigsten Ameisen, so z. B. unter Rot 890, unter Grün 544, unter Gelb 495, unter Violett 5 Ameisen; nach dem weißen Lichte ist es das violette, das ihnen am unangenehmsten ist. Als Organe des Geschmackes dürften die von Forel und Meynert an der Zungenspitze und den Kiefern der Ameisen beschriebenen Nervenendigungen anzusehen sein. Nach verschiedenen Versuchen scheint das Gehör bei Ameisen ein sehr schlechtes zu sein. Bildungen in den Fühlerenden und der Tibia der vorderen Beine dürften als Gehörorgane aufzufassen sein. Als Tastorgane treten besonders ge-

baute, über den ganzen Körper zerstreute Haare auf. Als besondere Art des Gefühlsinnes ist bei den Ameisen der Temperatursinn besonders ausgebildet, der ihnen für leiseste Schwankungen in der Temperatur feine Empfindung verleiht, wie sie auch Helligkeitsunterschiede durch die Haut zu empfinden vermögen. Unstreitig am schärfsten aber ist der Geruchssinn der Ameisen ausgebildet. Leydig hat in den Fühlern nervöse Endapparate nachgewiesen, und Forel beschreibt eigentümliche, flaschenförmige Organe, die vielleicht gleichfalls als Geruchsorgane funktionieren. Jedenfalls haben Lubbocks, Forels, Wasmanns zahlreiche Beobachtungen und Versuche den Beweis dafür erbracht, daß es der Geruch ist, der die Ameisen beim Finden des Weges, beim Erkennen von Freund und Feind leitet und sie, von Gefühl und Gedächtnis unterstützt, bestände, die da leiten, so sind beim Geruche die chemischen Eigenschaften der Körper maßgebend. Daß die Fühler der Ameise der Sitz ihrer Geruchsorgane, geht aus vielfachen Beobachtungen hervor, u. a. aus dem fleißigen Beklopfen der Gegenstände mit den Fühlern, der Ratlosigkeit und der Orientierungsunfähigkeit der ihrer Fühler beraubten Ameisen.

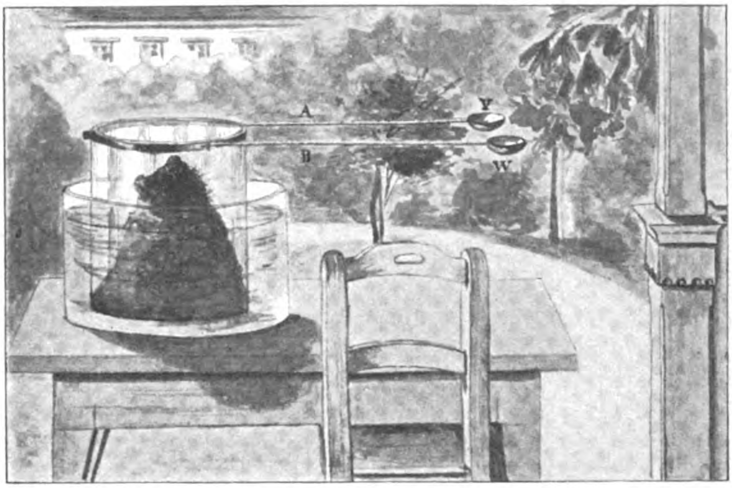
Auch der Laie kann jederzeit interessante Beobachtungen darüber anstellen, was die Ameisen bei ihrem täglichen Hin- und Herwandern leitet, wie sie sich orientieren und den Hin- und Rückweg finden und daß sie einander Mitteilungen machen. Lubbock hat in verschiedensten scharfsinnigen Kombinationen gezeigt, wie man solche Versuche anzustellen hat. Er konstruierte sich z. B. aus drei je für sich drehbaren konzentrischen Stücken (I, II, III) einen Tisch, über dessen



Lubbocks Dreiplattentisch.

fähigt, sich zu orientieren. Der Geruch ersetzt ihnen einigermaßen das mangelhafte Gesicht. Sind es beim Tasten und Sehen die physikalischen Eigenschaften der Gegen-

Platte der Papierweg b l von dem Ameisenneste A zu einer Schale mit Larven (M) führte. Um nun zu erproben, was denn die Ameisen bei ihrem Gange vom Neste zu den Larven

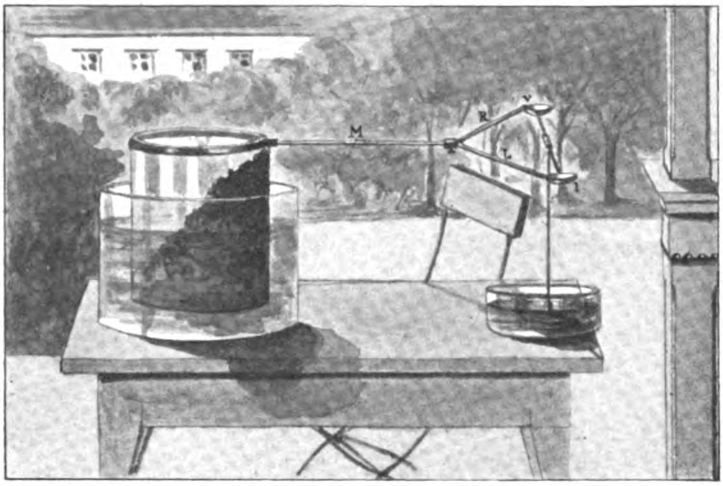


Lubbocks Zweistegweg.

führe, wurde die aus den Einzeletappen bc, de, fg, hi, kl bestehende Straße bl durch Drehung des einen oder anderen der drei Tischplattenteile verschiedentlich verschoben. Drehte er z. B. das centrale Stück III um, so daß der Weg fg umgekehrt wurde und g zu e, f zu h zu stehen kam, so gingen die Ameisen, ohne sich aufzuhalten, ihren Weg fort. Drehte dann Lubbock, als einige Ameisen eben auf dem Wege zwischen i und d waren, das äußere Stück I um, so daß jetzt die Schale mit den Larven von l nach b kam, so kümmerten sich die Ameisen nicht darum, sondern gingen nach l weiter. Bei einem anderen Versuche stellte er das Beobachtungsnest in ein Wassergefäß, so daß es isoliert war; vom Neste führten zwei parallele Kartonstreifen zu je einem Schälchen, deren eines mit zahlreichen, aus dem Neste stammenden Larven angefüllt war, während das andere deren nur ein Paar enthielt. Nun setzte Lubbock auf jeden der Stege je eine Ameise, die er, um sie von den übrigen zu unterscheiden, bezeichnete. Es war vorauszusehen, daß die von den Larven nach dem Neste wandernden Arbeiterinnen wiederkommen würden und gewiß nicht allein. Es kamen in der That beide wieder und war in zwanzig Beobachtungsfällen die von der Schüssel mit den vielen Ameisenlarven kommende nur in acht Fällen von weniger als zehn Genossinnen, die andere in ebensoviel Fällen von niemand begleitet. So oft Larven den Schüsseln entnommen wurden, wurden wieder ebensoviel Larven zugesetzt. Auf eine Gesamtversuchszeit von je hundert Stunden berechnet, besuchte die eine Arbeiterin die volle Schüssel 1127 mal und brachte 539 Genossinnen mit, die andere 1040 mal und brachte nur 167 Genossinnen mit. Bei wieder einem anderen Versuche ließ Lubbock von dem isolierten Neste einen Steg wegführen, der dann gabelig abzweigte und auf der einen Seite zu einer Schüssel, die mit vielen Larven gefüllt war, auf der anderen zu einer leeren führte. Die Versuchsameise hatte bald heraus, auf welchem Wege etwas zu finden war, und ging dann nur den Weg zur vollen Schüssel. Nun aber brachte Lubbock zu dieser ersten Versuchsameise andere Ameisen ihres Nestes und verschob, sowie eine Ameise aus dem Neste herauskam, den Steg, so daß dieser zur leeren Schüssel führte. Trotzdem kamen sämtliche siebzehn Versuchsameisen zu den Larven; es mußte ihnen also der Weg von der Leitameise mitgeteilt worden sein.

Lubbock, Wasmann und andere haben auch zahlreiche Versuche angestellt, um die Intelligenz der Ameisen zu erproben. Lubbock hängte über einem Ameisenneste ein Honigschälchen auf, zu welchem die Ameisen auf einer Papierbrücke gelangen konnten; dann schüttete er unter dem Schälchen Erde auf, so daß die Ameisen direkten Zugang zu dem Schälchen hatten; als er dann von dieser Erdunterlage etwas Erde wegnahm, so daß sie das Schälchen nicht mehr erreichen konnten, kamen sie nicht darauf, ein wenig Erde aufzutragen, um die Verbindung mit dem Schälchen wiederherzustellen. Wasmann füllte ein weites Uhrglas mit Wasser, setzte in das Wasser ein Schälchen mit Ameisenpuppen und brachte das Uhrglas in das Ameisennest, aus dem die Puppen stammten. Die

Ameisen regten und streckten sich nach den Cocons, ohne sie erreichen zu können. Da begann plötzlich eine Arbeiterin, Erdkrümchen in das Wasser zu werfen, bald thaten auch andere desgleichen, und nach Verlauf einer halben Stunde war aus Erde, Holzstückchen, Ameisenkadavern eine Brücke bis zu dem Schälchen hergestellt, so daß die Puppen herübergeholt werden konnten. Aber dieses scheinbar verständige Verfahren fand eine andere Erklärung, als die Ameisen bei späterer Wiederholung des Versuches die Brücke auch herstellten, obwohl in dem Schälchen keine Puppen sich befanden. Es war ihnen in beiden Fällen nur um die Trockenlegung der unangenehmen Feuchtigkeit zu thun. Und ebenso geht aus den vielen angestellten Versuchen und Beobachtungen unzweifelhaft hervor, daß sich die Ameisen untereinander mittels einer sinnlichen Fühlersprache verständigen, daß sie sich durch diese Fühlerberührung als zusammengehörig erkennen, indem die überaus feine Geruchswahrnehmung mittels der Fühler sie den charakteristischen Nestgeruch der einem Neste Angehörigen von dem Geruche Fremder unterscheiden läßt, und weiter, daß sie diesen speciellen Geruch anderen Wesen, die sie belecken oder die sie füttern, so also ihren echten Gästen, mitteilen können und sie so für alle Inwohner als zum Hause gehörig stempeln. „Der Geruch der Speicheldrüsensekrete,“ sagt Wasmann, „scheint somit bei den Ameisen, wie bei den Bienen, als Erkennungszeichen für die Staatsbürgerschaft zu dienen.“



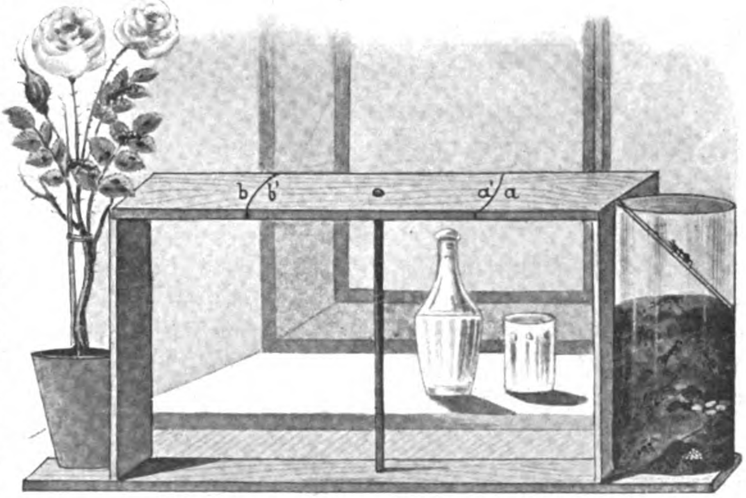
Lubbocks Gabelweg.

Sind schon alle diese Beobachtungen, die wir hier nur ganz flüchtig besprechen konnten, in ihren Schlußfolgerungen nicht dazu angethan, die landläufige Ansicht von der hohen Intelligenz der Ameisen zu bekräftigen, so haben vor Jahresfrist interessante Versuche, wie sie A. Bethe angestellt hat, der Ameise alle psychischen Fähigkeiten absprechen, sie zum reinen Reflexautomaten stempeln wollen. Die Beweisführungen Bethes haben viel Aufsehen erregt, so daß wir ihnen hier wohl etwas näher treten müssen.

Zunächst suchte Bethe zu ergründen, woran sich die Ameisen als einer Siedelung angehörig, woran sie fremde Ameisen erkennen. Gerät eine Ameise in eine fremde Kolonie, so wird sie sofort angegriffen und getötet. Zerdrückte nun Bethe einige Ameisen eines Nestes, nahm eine fremde Ameise, reinigte sie mit Alkohol und badete sie dann in der Brühe der zerdrückten Tiere, so wurde die so vorbehandelte Ameise in dem Neste, dem die Zerdrückten angehörten, freundlich aufgenommen. Nahm er eine Ameise aus einem Neste heraus und behandelte sie in gleicher Weise, indem er sie im Blute fremder Ameisen badete, so wurde die wieder zu den Ihren gebrachte Ameise von ihren Blutsverwandten feindlich angegriffen. Die Ameisen haben also in dem einen Falle eine Fremde für ihresgleichen, in dem anderen Falle ihre Genossin für eine Fremde gehalten. Ein solcher Versuch erscheint um so greller, wenn es auf solchem Wege gelingt, eine riesige Roßameise in die Siedelung winziger Rasenameisen einzuschwärzen und die Riesin von den Zwergen als zum Hause gehörig aufgenommen zu sehen. Solche Versuche beweisen doch deut-

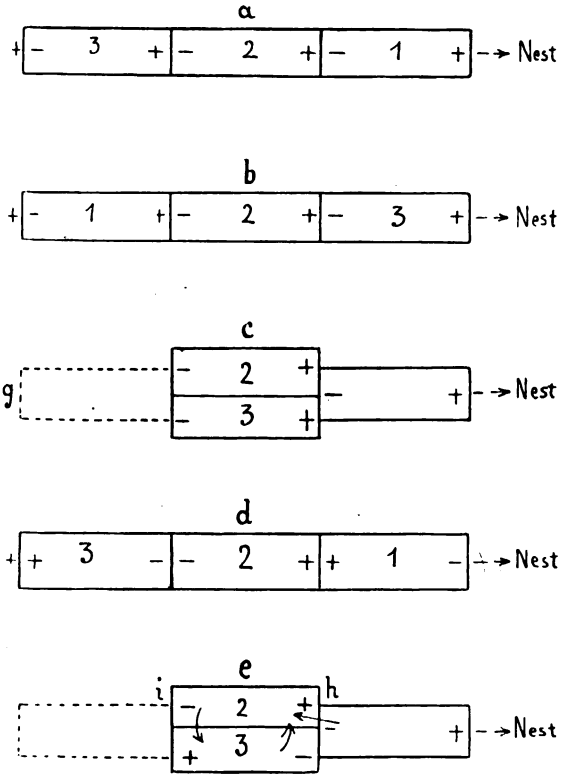
lich, einmal daß es um das Sehvermögen der Ameisen recht schlecht bestellt ist, dann aber vor allem, daß sich die Ameisen nicht an ihrem Äußeren, sondern an einem flüchtigen Stoffe, an einem all den Inwohnern einer Siedelung gemeinsamen Geruchsstoffe erkennen.

Nun, das haben wir ja schon oben ausgeführt. Aber Bethe denkt sich die Sache nicht so, daß eine Ameise an einer anderen den Hausgeruch oder den fremden, also feindlichen Geruch wahrnimmt, sie also als Freundin oder Feindin erkennt und dementsprechend behandelt, sondern daß ihr die Reaktion auf gleichen und ungleichen Geruchsstoff schon angeboren ist, daß sie nicht auf irgend welche sinnliche Empfindung und Wahrnehmung hin erfolgt, sondern lediglich auf einem „Chemoreflex“ beruht. Und ebenso sieht Bethe auch in dem Wegfinden der Ameise nur Reaktionen auf Chemoreflexe. Die Ameisen orientieren sich nicht, weil sie etwa einen ausgeprägten Ortssinn haben oder den Weg an gewissen Spuren erkennen, sondern weil gewisse Spuren einen Reiz auf sie ausüben, auf den sie reagieren müssen. Legt man über eine vielbegangene Ameisenstraße einen schmalen Streifen Papier oder beseitigt mit dem Finger einen schmalen Streifen Erde aus der Straße, so bleiben die ankommenden Ameisen ratlos stehen; man hat ihnen mit der Erde den leitenden Geruchsstoff weggenommen. Läßt man die Ameisen vom Beobachtungsnest über berußtes Papier z. B. zu einem Stück Zucker wandern, so sieht man deutlich, daß die Ameisen ganz denselben Weg zurückgehen, den sie gekommen, auch wenn man sie in langen Kurven und Zickzacklinien gehen läßt und der direkte Weg viel kürzer wäre. Die Ameisen folgen also beim Gehen vom und zum Nest den flüchtigen chemischen Stoffen, die den eigenen Wegspuren anhaften, nach Bethe aber auch wieder nur durch Reaktion auf den Reiz, nicht durch sinnliche Wahrnehmung. Und da weitere Versuche ergeben, daß, wo eine Ameise auf einem bestimmten Wege keine Beute gemacht hat, dieser Weg von anderen Ameisen der Siedelung nicht beschritten wird, dagegen andere Wege, die zum Honig, Zucker, Fleisch führen, von anderen Ameisen fleißig begangen werden, nimmt Bethe an, daß jede Ameise nicht nur eine Spur zurückläßt, welche ihr und anderen als Wegweiser dient, sondern daß dieser Spur auch etwas anhaften muß, was der nächsten Ameise andeutet, daß auf dem Wege nichts zu holen ist, daß also die Spuren glücklicher Finderinnen von Beute einen „Fortlaufreflex“ in den Nachkommenden auslösen. Es muß aber, wenn die Ameise sich orientieren soll, auch „Hinspuren“ und „Herspuren“ geben, die auf die Wandernden verschiedene Reize ausüben; zwei verschiedene chemische Spurenstoffe, einen Hinspurstoff und einen Herspurstoff, anzunehmen, hätte keinen Sinn, denn wie soll die Ameise mitten auf einer Ameisenstraße, auf der ja beide Stoffe nebeneinander sich befinden müßten, wissen, wohin sie sich zu wenden habe? Bethe meint nun, daß eine Polarisation der hinterlassenen Spur die Ameise



Bethes Drehbrücke.

avisiert, da geht es zum, da vom Neste. Bezeichnet man die Polarisation mit + —, so würde eine Ameisenspur vom Neste weg zur Beute lauter + — + — + — ergeben, eine von der Beute weg nach Hause zurück — + — + — +. Versuche, die Bethe in dieser Richtung anstellte, scheinen seine Ansicht zu stützen. Er stellte auf einem Ameisenwege zwischen dem Beobachtungsnest und Blattläusen eine Drehbrücke ein; drehte



Bethes Dreibretterweg.

er nun, während eine Ameise auf dem Wege zu den Blattläusen war, die Brücke um hundertachtzig Grad, so daß b′ zu a, a′ zu b zu liegen kam, so lief die auf der Brücke befindliche Ameise geradeaus weiter, kam also nach b′ und so wieder zu a; hier aber angekommen hielt sie an, betrillerte den Weg und lief unruhig hin und her; sowie die Drehbrücke wieder in die alte Lage gebracht war, beruhigte sich die Ameise und eilte ihrem Ziele zu. Ging der Weg über drei gleichlange dünne Bretter (an dem Ende gegenüber dem Neste mit +, an dem anderen mit — bezeichnet), so konnten die drei Bretter in gerader Reihenfolge beliebig verwechselt werden, ohne daß die Ameisen darauf reagierten; wurde aber eines der Bretter um hundertachtzig Grad derart gedreht, daß die Kombination d zustande kam, also die gleichen Vorzeichen aufeinander trafen, so blieben die Ameisen unruhig und außer Fassung gebracht auf dem Brette, auf dem sie sich gerade befanden, stehen. Stellte man die Bretter, wie in der nebenstehenden Abbildung (e) ersichtlich, so liefen die Ameisen immer in der Richtung der Pfeile.

Ohne Frage sind alle diese Versuche Bethes hochinteressant, und mancher Leser dieser Ameisengeschichten wird sich versucht fühlen, diese Experimente, die mit den von Lubbock angestellten Beobachtungen zum Teil im Widerspruch stehen, nachzuprüfen. Dem eifrigen Beobachter des Ameisenlebens fällt es recht hart, seine Lieblingstiere von der hohen Intelligenzstufe, auf die sie überschwengliche, viel zu sehr vermenschlichende Schilderung gestellt hat, so tief zu Fall gebracht zu sehen; er kann es nicht fassen, den so lange für so begabt gehaltenen Tierchen nicht nur die Intelligenz, sondern überhaupt alle psychische Fähigkeit, sogar die der Empfindung und sinnlichen Wahrnehmung abgesprochen und sie zu reinen Reflexmaschinen erniedrigt zu sehen. Der unermüdliche Ameisenforscher Wasmann, welcher uns Jahr für Jahr mit fesselnden Arbeiten über Ameisen erfreut und uns insbesondere das Dunkel der Brutpflege und der intimen Beziehungen zwischen Ameisen und ihren echten Gästen gelüftet hat, hat auch die Ehrenrettung der Ameisen übernommen. Wohl ist Wasmann ein Leugner der Tierintelligenz überhaupt; er gesteht diese auch den begabtesten Säugetieren nicht zu. Aber er tritt warm dafür ein, daß die Ameise fern von schablonenhaftem, automatischem Handeln ihre Sinnesorgane gebraucht, sinnliche Wahrnehmungen macht, Erfahrungen sammelt, diese ausnutzt, ihre Handlungen demgemäß entsprechend einrichtet und ab-

ändert, also nicht nur in angeborenem Instinkt handelt, sondern lernt. Und wer der Beobachtung des Ameisenlebens eingehend und lange sich gewidmet hat, wird Wasmann beistimmen müssen.

Man verfolge nur das Verhalten begabterer Ameisenarten, wie z. B. der blutroten Ameise und ihrer in besonders eifrigem Schaffen sich hervorthuenden Gesindeameisen. Anfangs stürzen sie, sowie der Finger der Außenwand ihres Nestes sich nähert, wütend auf denselben los; das thun sie noch einigemal; bald aber beruhigen sie sich, reagieren auf die Fingerbewegung nicht mehr; sie haben einsehen gelernt, daß ihnen diese Bewegung hinter dem Glase keine Gefahr bringt. Man bringt einen ihrer echten Gäste in die Siedelung — alle fallen sie über den Fremdling her; da bekommen sie seine süßen Exsudate zu kosten, seinen sympathischen Geruch zu spüren — ihre Wut weicht der Fürliebe, liebkosend betrillern sie den Gast mit den Fühlern, und unter ständigem Belecken geleiten sie ihn in die inneren Räume, sie haben seine guten Eigenschaften kennen gelernt. Man legt in die Nähe einer Ameisensiedelung ein Häufchen Ameisenlarven; da stößt eine der herumirrenden Arbeiterinnen auf den Fund; schnurstracks stürzt sie in das Haus zurück und kommt bald wieder, begleitet von einer Schar ihrer Genossinnen, die Larven zu holen. Da ist doch eine regelmäßige Meldung gemacht worden und diese Meldung ist verstanden worden. Daß sie gut verstanden worden ist, erhellt am besten daraus, daß die Botin viele Kolleginnen mitbringt, wenn der Larvenhaufen groß ist, wenige, wenn sie nur einige Larven gefunden hat. Wie vermöchten auf Raub ausgezogene Ameisen oft nach einer Woche wieder nach Hause zurückzufinden, wenn sie den Weg nur in Reaktion auf den Spurenreiz zu finden vermöchten, der doch in der Zwischenzeit schon längst verschwunden sein müßte? Was sollen den Ameisen ihre Sinnesorgane, wenn sie überhaupt nichts sinnlich wahrzunehmen vermögen?

Wir sind am Schlusse. So manchem unserer Leser war es vielleicht entgangen, daß in den letzten Jahren und gerade jetzt wieder die psychischen Fähigkeiten der Ameisen eine so vielumstrittene Frage der Tierpsychologie bildeten, und es muß ihn Wunder nehmen, bei Würdigung der Ameisenpsyche so grellen Gegensätzen zu begegnen. Es wird dem Leser, der diese Skizzen aus dem Ameisenleben mit einigem Interesse zu Ende las, auch nicht entgangen sein, wie vieles im Ameisenleben uns noch rätselhaft ist, wie insbesondere die Frage, wie sich Ameisen gegenseitig Mitteilung machen, wie und ob sie sich zu gemeinsamem Thun verständigen und wie sie sich eigentlich orientieren, ein noch ungelöstes Problem ist, ebenso dunkel und unerklärt wie die Fragen, was die Biene ihren Stock, die Brieftaube ihren heimatlichen Schlag, den Zugvogel nach dem Süden und zurück zum Norden finden läßt.

Das East-End oder der „Dunkle Erdteil" Londons
und der People's Palace.

Von

Lina Hug.

(Nachdruck ist untersagt.)

Das Sorgenkind Londons ist das East-End. Es bedeutet für die Stadt eine stets frisch quellende blutige Wunde. Und doch wendet sie ihm seit Jahren ihre größte Fürsorge zu.

Es wäre indessen ein kühnes Unterfangen, von der Gesamtthätigkeit auf dem Gebiet der Volkswohlfahrt im Osten ein Bild geben zu wollen. Die Reichhaltigkeit des Stoffes verlangt, daß man sich mit einer Anstalt bescheide, da sich damit unabweislich die Schilderung des East-End verknüpft. Denn wer diese Volksinstitute verstehen will, muß auch die Bevölkerung kennen, für die sie zugeschnitten sind.

Und da dürfte dann der viel umstrittene People's Palace von Whitechapel weit eher in Frage kommen, wenn auch nicht mehr Interesse erwecken als die viel kleineren, aber tiefer greifenden und nachhaltiger wirkenden Institute, die University-Settlements, da Volksfreunde auf dem Kontinent es versuchen, Volkshäuser nach englischem Muster bei uns einzuführen.

Über das East-End sind viele und verschiedenartige Berichte, manche sogar in Romanform erschienen, so daß es beinahe den Charakter des Fabelhaften angenommen hat. Auch noch jetzt genießt der Osten keines viel besseren Rufes.

Das Millionenviertel der Armen ist noch immer der „Dunkle Erdteil", über den mit Recht oder Unrecht die abenteuerlichsten Gerüchte umgehen. Nun zieht aber das Geheimnisvolle an, und so gab und giebt es noch Neugierige, die unter sicherer Deckung dem East-End einen Besuch abstatten. Kein Wunder, daß vor wenigen Jahren im West-End spekulative Köpfe die Idee ausheckten, für teures Geld — eine Guinee die Person, die Gruppe von fünf Personen zu vier Guineen — die Neugierigen ungefährdet durch die gefährlichsten Slums zu führen. Noch im Jahre 1897 unternahm die „West-End Agency" nächtliche Herrenexkursionen ins East-End. Damen waren, der großen Gefahren wegen, davon ausgeschlossen und wurden vom gleichen Unternehmer am Tage hingeführt. Die Agentur machte glänzende Geschäfte. Sie ließ Prospekte unter der Aristokratie im West-End cirkulieren, auf denen sie in beredten Worten die Reize ihrer „Touren durch das dunkelste London" ins hellste Licht setzte und Scenen des Elends und der Niedrigkeit versprach, die ganz konkurrenzlos seien, da auf diesem Gebiete keine Stadt der Welt mit London zu wetteifern vermöge! Der pikante Sport wurde so lebhaft betrieben, daß aus dem Besuch der Slums das Wort Slumming entstand.

Diese Exkursionen hatten schließlich das Gute zur Folge, daß sie mit einem Ruck den Osten mit dem Westen auf Besuchsfuß erhoben, die Aufmerksamkeit auf seine verrotteten Zustände lenkten und wohl auch die Sympathie der Vornehmen für die armen Outcasts (Ausgestoßenen) wachriefen. Der Sport mit Cicerone ist inzwischen wieder erloschen, nicht aber die Neugierde. Ausländer, besonders Amerikaner, lassen sich die

Sehenswürdigkeit nicht entgehen. Nur verschaffen sie sich das Vergnügen auf billigere und gefahrlosere Weise. Sie steigen auf Deck eines East-End-Omnibusses und fahren mit ihm die Runde ab. Ohne Schutzmann, barmherzige Schwester oder Geistlichen, dem sich oft noch ein Schutzmann beigesellt, gelangt man ja nicht in die Wohnungen der Slumpeople und würde sich auch nicht hineinwagen.

Und was haben wir unter Slums und Slumpeople zu verstehen? Slumpeople deckt sich nicht mit „Hefe des Volkes", da sich Slum (Schlamm, Schmutz) nicht auf Charakter, sondern auf Quartier, Wohnung bezieht. Übersetzen wir das Wort, das in England gäng und gäbe ist, mit Schlammhöhlenbewohner und nennen wir sie, der Kürze wegen, wie die Engländer, die nicht viel nach Etymologie fragen.

Ihre Zahl ist schaudererregend. Sir Walter Besant, eine Autorität auf diesem Gebiete, schätzt sie auf eineinhalb Millionen, auf zwei Millionen in ganz London. Hieraus ist zu ersehen, daß die sociale Frage im Osten eine brennende geworden ist. Dies um so mehr, als sich das East-End zu immer drohenderen Dimensionen auswächst. Es hängt das mit der Zunahme der Fabriken zusammen, die sich hier ansiedeln, statt aufs Land zu ziehen, dem Heer von Arbeitern in ihrem Gefolge und fremden Elementen aus aller Herren Ländern, welche Arbeit, Gewinn, englische Freiheit, und was weiß ich sonst noch, anlockt. Man hört in der That mehr fremde Sprachen in den Straßen des Ostens als im ganzen übrigen London. Auffallend viel Deutsch, Russisch, besonders aber Yaddish, wie der Engländer die Sprache der Juden zu nennen beliebt. In den University-Settlements sind letztere gern gesehene Gäste, weil aufgeweckte Köpfe. Toynbee-Hall stellt ihnen z. B. eine eigene Abteilung von Büchern, in ihrer Sprache gedruckt, in seiner Bibliothek zur Verfügung.

Ein größerer Gegensatz als zwischen dem Westen und Osten Londons ist kaum denkbar. Es sind zwei getrennte Welten!

Im Westen: Glanz, Reichtum, der Hof, die Paläste des Adels und der Aristokratie, herrliche Parks und Gärten, glanzvolle Handelsstraßen mit prachtvollen Auslagen, die die Produkte aller Weltteile, besonders der englischen Kolonien vor Augen führen; zur Weihnachtszeit fühlt man sich bei ihrem Anblick ins Reich der Märchen von Tausendundeine Nacht versetzt. Eine Hochflut von Menschen und Equipagen, wie keine andere Stadt der Welt sie aufweist. Überall frisch pulsierendes Leben, vermischt mit niemals endendem, fröhlichem, sinnbethörendem Stimmengewirr — im Osten alles grau in grau, Arbeit, Schmutz und Armut.

Zwischen beide Enden der Stadt schiebt sich die City, die monumentale Handelswelt, die im Golde wühlt, und von wo es nach allen Stadtteilen abfließt, nur nicht nach dem Osten. Sobald man die City verläßt, von Fenchurchstreet in die Aldgatestreet tritt, verändert sich die Physiognomie der Stadt. Die Straßen werden auffallend breiter, doch unendlich langweilig, sind schlecht gepflastert, schlecht gekehrt und schwimmen im Schmutz. Die Häuser, mit Ausnahme der Fabriken, Spitäler, Theater, sind klein, niedrig, unregelmäßig, ihre Farbe ist grau oder schwarz. Vor vielen Läden hangen Waren aus wie in den Judenvierteln der italienischen Städte, um die Leute anzulocken. Droschken fehlen gänzlich. Der Verkehr geschieht zu Fuß, Omnibus oder Pferdetram. Als ich einmal mit Freunden aus der Heimat, die vorübergehend in London waren und für den Volkspalast und anderes mehr sich interessierten, in einem Zweispänner nach dem East-End fuhr, wurden wir von den Bewohnern umringt, als ob wir unter Hinterwäldler oder Wegelagerer geraten wären.

Die Buntheit der Kleidung, die das Straßenbild im Westen so angenehm belebt, fällt hier weg. Die Menschheit geht in Schwarz oder ist samt der Kleidung schwarz angelaufen. Es fehlt an Licht und Farbe in der von Ruß gesättigten Atmosphäre. Freundliche Oasen bilden ab und zu die grünleuchtenden Rasenplätze der Squares und hier und da größere oder kleinere Gärten und ganz im Osten der riesige Viktoria-Park, der zum Teil als Tummel- und Spielplatz angelegt ist.

Interessant ist das Straßenbild abends, besonders in der Nacht vom Sonnabend auf Sonntag. Wenn das West-End sich zur Ruhe anschickt oder sich zur Sonntagsstim-

mung vorbereitet, beginnt das East-End seine Schläfrigkeit abzuschütteln und macht die Nacht zum Tage. Der Westen hat sich schon seit zwei Uhr nachmittags zur Sammlung Zeit genommen, insofern er nicht radelt oder anderen Sport betreibt. Um diese Zeit werden bekanntlich alle Geschäfte ersten Ranges geschlossen, und die Stadt hat somit ihre Hauptanziehungskraft verloren, denn die Upper Ten (oberen Zehntausend) setzen ihren Fuß nicht in Verkaufslokale zweiter oder dritter Güte.

Die Straßen sind wie ausgestorben. Im Verkehr ist zum ersten- und einzigenmal in der Woche Ebbe eingetreten. Die Stille wirkt beklemmend, besonders die steinerne City erweckt eine Art Friedhofsgefühl. Schon am Sonntag, der von seiner einstmaligen Heiligkeit viel eingebüßt hat, setzt der betäubende Lärm wieder ein und erreicht seinen Höhepunkt bereits am Montagnachmittag.

Sonnabendabend tritt das East-End in sein Recht. Es pulsiert fieberhaftes Leben in den Straßen, als wollte man sich für die lange Woche schadlos halten. Überall schleichen die Menschen aus ihren Schlammhöhlen ans Licht und streben den Hauptverkehrsadern zu. Sie besorgen ihre Sonntagseinkäufe, kneipen Luft, lustwandeln und raffen sich zu einer menschlich-anmutigeren Stimmung zusammen. Denn der Wochenlohn klimpert ihnen in der Tasche und will auf die Wanderschaft. Seiltänzer, Taschenkünstler, Sänger, Schauspieler haben improvisierte Bühnen längs der breiten Straßen aufgeschlagen, kleine Gemüse-, Fisch- und Fleischhändler ihre Buden auf den Trottoirs, dazwischen wälzt sich eine unabsehbare schwarze Menschenflut in zerrissenen Kleidern und ergötzt sich an den Hanswurstiaden und dem Possenspiel des fahrenden Komödiantenvolkes. Wieder andere Passanten drängen in die taghell erleuchteten Schenkbuden (Bars), die wie Schildwachen an allen Straßenecken auftauchen und als strahlende Feuerinseln über dem düsteren Nachtbild die schwache Menschheit anlocken wie die flammende Kerze die Mücken. Die unbehaglichen Trinkbuden sind nicht zu langem Verweilen bestimmt wie etwa unsere Schenken. Der englische Arbeiter ist kein „Causeur", er versteht sich nicht aufs Plauschen wie der Wiener. Die Bars enthalten nur wenig Sitzplätze, und die Gäste leeren stehend ihr Glas, dicht aneinander gedrängt wie die Vögel auf einem Stänglein an einem Regentag. Beim flackernden Licht der rauchenden Naphthafackeln, die die provisorischen Marktbuden erleuchten, beugt sich manche Hungergestalt über ein fettes Stück Fleisch oder Fisch, betastet es gierig mit spitzen Fingern wie die Hexe im Märchen und läßt es unvermerkt in die Tasche gleiten, die sie verhängnisvoll am Arme schwingt, während der Händler zerstreut über sie hinwegblickt und nach weniger zerlumpter Kundschaft ausschaut.

Düster blickend oder schwermütig, stumpfsinnig oder mit listigem Ausdruck gleitet Armut und Elend kaleidoskopisch, als unheimlicher Schatten an dem Wanderer vorüber, der es wagt, an diesen Abenden sich zwanglos, gleichsam inkognito, unter die East-Ender zu mischen. Gewiß trägt er dabei Sorge, sich nicht in ein Gespräch mit ihnen zu verwickeln oder ihre Aufmerksamkeit zu erregen, sich nicht allzuweit aus dem Bereich eines Schutzmannes zu entfernen oder in eine Seitengasse zu geraten. Ein solcher Ausflug könnte ihm leicht neben seinen Habseligkeiten auch sein Leben kosten.

Etwas freundlicher gestaltet sich das Nachtbild an Sonntagen. Da mischt sich die Jugend, in lebhaftere Farben gekleidet, unter das Einerlei von Grau oder Schwarz und schlendert harmlos plaudernd oder flirtend, die Geliebten Arm in Arm — denn die Sweethearts (Schätzchen) sind hier Mode —, in den jungen Tag hinein. Der ganze Osten ist in Bewegung und lustwandelt en famille mit Kind und Kegel wie die Italiener auf ihrem sommernächtlichen Korso im Süden, trotzdem es Winter ist; denn das milde englische Klima ist hierzu günstig. Auch das Leben in den Straßen ist an Sonntagen noch viel bewegter als am Sonnabend, obschon Läden und Theater geschlossen sind. Für den Fremden ist das Promenieren aber um so ungemütlicher, als auch die Polizei feiert oder doch nur spärlich auf der Bildfläche erscheint.

So konnte es mir an einem solchen Abend begegnen, daß ich, auf eine scheinbar harmlos plaudernde, doch auffallend fröhliche Menge aufmerksam geworden und von den

aufgeweckten heiteren Gesichtern angezogen, mich in eine Seitengasse verirrte. Ich kam soeben von Toynbee-Hall und hatte Carlyle, einen Neffen des berühmten Schriftstellers, zu den unteren East-Endern über Raffael reden hören. Und noch halb unter dem Eindruck des packenden Vortrages und der Begeisterung, mit der die Hörer gefolgt waren, vergaß ich, genauer auf meine Umgebung zu achten. Zu meiner Überraschung war diese auf einmal wie vom Erdboden verschwunden — ich blieb allein mit zwei Jungen in der einsamen Straße. War es ein Spuk oder hatte ich geträumt? Mittlerweile schlug es elf Uhr von einer nahen Turmuhr, und ich besann mich auf die zwei Burschen, was sie so spät hier zu thun haben möchten. „Mein Vater ist im Klub, und ich warte, bis er heimkommt,“ entgegnete der eine gelassen auf meine Frage, blinzelte aber listig zu seinem Kameraden hinüber, so daß dieser alsbald antwortete: „Der meine auch, wir gehen nie vor Mitternacht nach Hause.“ Nachdem ich einige Zeit mit ihnen geplaudert, durchzuckte mich plötzlich der Gedanke: Wie, wenn dich die Jungen zu unterhalten suchten, bis ihre Väter erscheinen? Einer solchen Begegnung wollt ich mich lieber nicht aussetzen und trat meinen Rückzug an.

In die breite Whitechapel-Road zurückgelangt, entdeckte ich endlich einen Schutzmann und bat ihn um Auskunft über die Straße, in die ich da geraten war. „Das ist die ehemalige Pettycoatlane (Unterrockgäßchen), eine notorische Diebeshöhle, die wegen des bösen Rufes, in dem sie steht, sich auf einen anderen Namen umtaufen ließ.“ Ich glaube, er nannte sie Middlesexlane. „Sie können von Glück sagen, daß Sie wieder heraus sind.“ — „So schlimm wird es wohl nicht sein,“ meinte ich etwas ungläubig, „die Leute sehen ganz harmlos aus.“ — „Harmlos mögen sie wohl aussehen,“ entgegnete er achselzuckend, „aufs Aussehen geben Sie aber lieber nichts, sondern aufs Wissen. Neunmal können Sie vielleicht die Straße unbeschadet passieren, das zehnte Mal aber ausgeplündert (stripped) liegen bleiben oder verschwinden, wer weiß wohin? Die Bande dort macht uns mehr zu schaffen als die breite Whitechapel-Road. Gegen Morgen haben wir zu vier und sechs dort zu thun und werden kaum fertig.“ Und nach einer Pause lächelnd: „Nun, 's ist eine angenehme Abwechselung, interessanter als hier Wache stehen.“ —

Seit dem Jahre 1882 war es nicht mehr von der Hand zu weisen: etwas mußte für das weltvergessene, wenngleich mit der City nachbarlich so eng verknüpfte East-Ender Industriequartier geschehen, wenn es nicht ganz verkommen sollte. Sir Walter Besant sprach das erlösende Wort: Palace of Delight (Vergnügungspalast), und es ergriff die Gemüter wie eine Prophetenstimme.

Der Volkspalast ist aus der Initiative der Beaumont-Philosophical-Institution, die später zurücktrat, und der Draper's Company, einer reichen Korporation von Tuch- und Leinwandhändlern, welche viel Land im East-End besaß, hervorgegangen. Die Stifter gestehen selbst, daß sie die Idee eines Volkspalastes aus dem Besantschen Roman „Allerlei Arten Leute“ geschöpft haben. Sie beschlossen ursprünglich den Bau eines Vergnügungspalastes, einer Great-Hall mit Konzertsaal, einer Bibliothek ꝛc. und erweiterten erst später ihren Plan, indem sie zugleich die Gründung einer Lehranstalt in Aussicht nahmen.

Im Jahre 1887 wurde die Great-Hall von der Königin Victoria an ihrem goldenen Jubiläum, am 14. Mai, als Queenshall (Königinhalle) eingeweiht. Zu gleicher Zeit legte sie den Grundstein zu der Lehranstalt, den Technical-Schools, und erhob Sir John Jennings, das Haupt der Draper's Company, in Würdigung der großen Verdienste der Gesellschaft in den Ritterstand.

Leopold II., König von Belgien, lenkte in demselben Jahre seine Schritte ins East-End und legte am 25. Juni den Grund zur Volksbibliothek. Zwei weitere großartige Stiftungen erfolgten durch zwei adelige Stifter: durch Lord Rosebery, den ehemaligen Premier, im Jahre 1888 die eines Schwimmbades, durch Lord Iveagh im Jahre 1894 die eines Wintergartens. Die Kosten des ersteren betrugen 3500 Pfund Sterling (70000 Mark), des zweiten 15000 Pfund Sterling (300000 Mark), wie mir der Sekretär der Anstalt mitteilte.

Den Löwenanteil der Ausgaben hat jedoch die Draper's Company bestritten. Sie leistete

zunächst 20000 Pfund Sterling an den Bau des technischen College — eine drei- bis viermal so große Summe wurde zum gleichen Zweck in kürzester Zeit vom Publikum zusammengebracht —, baute auf eigene Kosten eine Turnhalle (gymnasium), eine besondere Ingenieurschule mit eigenem Laboratorium und eigener Werkstatt und stellte die elektrische Beleuchtung im ganzen Palast. 1892 machte sie sich anheischig, jährlich 7000 Pfund Sterling für den Betrieb auszusetzen, und als das Unternehmen gesichert war, trat endlich der Staat auf den Plan mit einer jährlichen Beihilfe von 3500 Pfund Sterling, die er den City-Parochial-Charity-Funds, aus denen die technische Ausbildung in London unterstützt wird, entnimmt. Die Draper's Company gründete hierauf noch aus eigenen Mitteln eine Stipendienstiftung von jährlich 1000 Pfund Sterling zu Gunsten des technischen College. Somit beträgt die jährliche Unterstützung an den Palast von privater Seite 8000 Pfund Sterling (160000 Mark), von seiten des Staates 3500 Pfund Sterling.

Die Gesamtkosten für alle Gebäulichkeiten, ausgenommen das Schwimmbad und den Wintergarten, stellten sich in den bisher verlaufenen zehn Jahren auf rund hunderttausend Pfund Sterling (zwei Millionen Mark), wie der Sekretär versicherte. Ich muß nämlich hinzufügen, daß es sehr schwer hält, sich über diese Anstalt genaue Informationen zu verschaffen, da die amtlichen Quellen sehr spärlich fließen oder fast gänzlich fehlen. Der Palast veröffentlicht keine jährlichen Berichte wie die anderen Volksinstitute, außer dem sogenannten Almanach. Vom Sekretär war nichts anderes zu erhalten als der Schulplan der Lehranstalt, der auf einer Seite in Zahlen und Daten die Entstehungsgeschichte des Palastes schildert. Ich verdanke meine Kenntnisse darüber nächst dem Almanach zumeist den Mitteilungen des Sekretärs, an den mich Sir Walter Besant durch ein Handschreiben empfohlen hatte, und meinen wiederholten Besuchen am Tage wie am Spätabend.

Der Palast steht unter der Aufsicht der schon genannten Gesellschaften, ferner der Londoner Universität und School-Board, des London-County-Council und der Präsidentschaft des Lord Horace D. Seymour.

„Der Volkspalast ist der Erholung und dem Vergnügen, der intellektuellen und materiellen Förderung der großen Arbeiterbevölkerung des East-Ends gewidmet," steht in großen Lettern über dem Eingang zu lesen. Ich glaube aber, Walter Besants Roman und die Bezeichnung „Palast" tragen schuld daran, daß der erste Eindruck uns eine Enttäuschung bereitet. Der People's Palace ist groß angelegt, aber kein Prachtbau und imponiert mehr durch die Zahl seiner durch weite Höfe getrennten Gebäude als durch die Schönheit der Architektur. Mit Ausnahme der Hall, die eine hübsche steinerne Renaissancefassade schmückt, ist das Äußere der schon stark angegrauten Backsteinbauten von verblüffender Schlichtheit. Die Anlage umfaßt: Halle, Ingenieurschule, Schwimmbad — es bleibt im Winter wegen Nichtgebrauch geschlossen und ist nicht zu besichtigen — Turnhalle und Ausstellungsgebäude. Vor der Halle breitet sich ein großer, mit Rasenplätzen gezierter und mit vielen Ruheplätzen ausgestatteter Vorhof. Schönes, hohes Gitterwerk, von Wächterhäuschen flankiert, aus deren Mitte ein hoher elekrischer Uhrturm aufsteigt, schließt das Ganze gegen die Chaussee, die Mile-End-Road ab.

Die Hall oder Palace of Delight schließt Gesellschaftshaus, Wintergarten und Lehranstalt in sich. Zu ersterem gehören mehrere Gesellschafts-, ein Lesezimmer, Volksbibliothek, die in einer großen, schönen Rotunde mit Oberlicht untergebracht ist, die Königinhalle (Queenshall), Wintergarten und ein verhältnismäßig kleines und einfaches Restaurant im Souterrain.

Die stark vorspringenden vergoldeten Galerien der Queenshall sind mit überlebensgroßen Thonfiguren, die englische Königinnen darstellen, aber wenig künstlerisch wirken, karyatidenartig geschmückt. Die Südgalerie ziert das Monument der Königin Victoria, das Nordende umspannt ein großes Podium mit Orgel. Der Konzertsaal ist vierzig Meter lang, faßt 2500 Plätze, bei Nichtbestuhlung des Schiffes 5000. Er ist mit farbigem Glasdach überwölbt und macht trotz des vielen Goldes, das zur Verwendung kommt, keinen luxuriösen, wohl aber einen behaglichen Eindruck. Da es ein Theater nicht

giebt, wird die Queenshall nicht nur für Konzerte, sondern auch für andere gesellschaftliche Zwecke, z. B. theatralische Aufführungen, ferner für Vorträge — politische Versammlungen sind, meines Wissens, nicht gestattet — und allerlei kleinere Ausstellungen benutzt.

Der Wintergarten erhebt sich auf der Westseite der Queenshall in einem riesigen Glasgebäude und besteht nicht in Beeten, sondern in zahlreichen Gruppen schöner Kübelpflanzen. Breite Wege schlängeln sich zwischen ihnen durch, und eine Menge Sitzplätze laden zum Ausruhen ein. Er dient als luftspendende Promenadenhalle während der nichtbestuhlten Abendkonzerte. Eingekeilt zwischen hohen Menschenmauern, flüchtet man gern hinüber, um der Überfülle in der Queenshall zu entgehen.

Die Erfrischungsräume im Souterrain sind klein und verabreichen nur alkoholfreie Getränke und größtenteils kalte Speisen. Für die Schüler hingegen ist ein warmer Mittagstisch vorgesehen.

Das Ausstellungsgebäude, durch einen Hof von der Hall getrennt, ist ein ausgedehnter leichter Bau, nach außen zur Sicherheit mit Blech gekleidet. Hier finden von Zeit zu Zeit allerlei Maschinen-, Industrie- und Gartenbau-Ausstellungen statt, welche die East-Ender belehren und zur Mitwirkung und Nachahmung anfeuern sollen. Die Ausstellungen — auch solche von Hunden, Katzen, Geflügel u. s. w. werden hier abgehalten — stehen oft unter dem Schutz des Adels und werden vielfach von ihm beschickt. Es ist dies indessen ein vom Palast getrenntes, jedoch ganz in seinen Dienst gestelltes Unternehmen, das wiederum Gönner, besonders Kaufleute, ins Leben gerufen haben.

Der Stolz der East-Ender ist vor allem die Queenshall. Der größten Beliebtheit erfreuen sich die Lieder- (Balladen-) und Promenadenkonzerte. Letztere sind aber nicht etwa ein Zugeständnis an den East-Ender Geschmack, sondern vom West-End geborgt. Der Engländer liebt es, volkstümliche Musik — im Westen wird Wagner besonders dazu gerechnet — ungezwungen auf- und abwandelnd anzuhören. Im People's Palace ist jedoch von Promenieren keine Rede; denn der Konzertsaal ist bei Nichtbestuhlung gefüllt wie eine Sardinenbüchse.

Ich hatte einmal Gelegenheit, einem Preßkonzert beizuwohnen, und brauchte über eine halbe Stunde, um vom Eingang bis zum Podium zu gelangen. Und eigentlich verlockte mich nur die Neugierde zu diesem Ausflug. Ich wollte wissen, was die vor der Orgel flatternden und durch die Menschenlücken leuchtenden weißen Gewänder oder Fähnlein bedeuteten. In der Nähe betrachtet, entpuppte sich das Streichorchester, mit Ausnahme des Direktors, als eine Gesellschaft von weißgekleideten Jungfrauen. „Echtes East-Ender Vollblut", wurde mir versichert. Unter dem feurigen Dirigenten, südlicher Abkunft, wurde flott und sauber gespielt. Englische Kompositionen wechselten mit klassischen, Sullivan und andere mit Haydn und Mozart. Während ich langsam zum Podium vordrang, sah ich manche wetterharte oder arbeitsmüde Gestalt an eine Säule gelehnt, traumverloren den süßen Klängen lauschen. Ab und zu stieß ein Hörer den anderen leise flüsternd an, wenn ihm eine Tonfigur besonders gefiel. „Na, ist das nicht hübsch?" oder „Das haben sie gut gemacht!" (well done). Offenbar war das männliche Publikum stolz auf seine musizierende Weiblichkeit auf dem Podium, die ihm so viel sonnige Heiterkeit ins Gemüt zauberte.

Und was ferner sehr hübsch und bezeichnend ist für England: die Hörer waren familienweise gekommen, Eltern mit Söhnen und Töchtern, ohne den Eintrittspreis von drei Pence (fünfundzwanzig Pfennig) für die Person für einen Steh- oder sechs Pence für einen Sitzplatz auf der Galerie zu scheuen. Die leichtmütige Jugend verharrte indessen nicht allzulange, sondern strebte bald wieder anderen Unterhaltungslokalen oder dem Straßenkorso zu.

Eine hübsche Chrysanthemen-Ausstellung fand ich zu meiner Überraschung einmal in der Queenshall vor, die sich durch sehr schöne Exemplare auszeichnete. Vornehme Namen wie des Duke of Fife und anderer prangten auf den Blumentöpfen neben denen der schlichten Bewohner von Stepney, Bethnal-Green u. s. w. Man pflegt den East-Endern abgeschnittene Zweige zuzustellen, die sie zum Blühen heranziehen sollen, um ihren Sinn für das Schöne zu wecken. Der mich begleitende Kustos bemerkte dazu aber etwas

spitz: „Den East-Endern macht die Pflege der Blumen mehr Spaß als die ihrer Kinder!"

Wohl der weitaus größte Teil des People's Palace ist nicht dem Vergnügen, sondern „der intellektuellen und materiellen Förderung der East-Ender", d. h. dem Studium und der Arbeit, gewidmet. Die Lehranstalt, die mit der Queenshall in einem Riesenbau vereinigt ist, umfaßt eine große Zahl hoher, luftiger Schulzimmer, Hörsäle, vorzüglich ausgerüsteter Laboratorien, ein physikalisches, chemisches, ein solches für Ingenieure und Elektrotechniker u. s. w., Werkstätten für sie sowohl als für Mechaniker, Schreiner, Baumeister, Buchbinder, Dekorationsmaler u. s. w., eine vollständig ausgerüstete Schmiede, Zeichensäle, Studios, denn die Anstalt sucht auch das Handwerk- und Gewerbewesen zu fördern. Ferner außer der Volksbibliothek, die zu beiden Abteilungen gehört, zwei weitere Bibliotheken: für Studierende (students library) und eine belletristische (Wilkie Collins). Von der Volksbibliothek wurde mir erzählt, sie sei immer gut besucht, namentlich vom männlichen Geschlecht, achtzig von Hundert ergeben sich freilich der Romanlektüre.

Der „Almanach" entfaltet ein so reichhaltiges Programm, daß leicht Zweifel an der Durchführbarkeit desselben aufsteigen dürften. Indessen, da der Staat außer den unentgeltlichen Primarschulen, die bis zum zwölften Altersjahr reichen, auch im East-End keine weiteren, d. h. Mittelschulen für das Volk gebaut hat, muß das College des Volkspalastes verschiedenen Altersstufen und Bedürfnissen Rechnung tragen.

Entsprechen die Erfahrungen und Ergebnisse nun aber auch — ist man zum Schluß geneigt, zu fragen — den großen Anstrengungen und riesigen Ausgaben?

Leider giebt es, wie man ja schon weiß, keine amtlichen Berichte über den Volkspalast. Nach dem Sekretär ist die Besuchsziffer der einzelnen Promenadenkonzerte 5000, des College, d. h. der Tagesschulen, 400 und der Abendschulen 2000 jährlich. London besitzt eine Unzahl technischer Schulen mit verhältnismäßig viel größerem Besuch. Das Polytechnic-Institute, für die unteren Klassen im West-End bestimmt, zählt allein elftausend männliche Schüler. Ähnlich verhält es sich mit denjenigen von Nord- und Süd-London. Ferner erzielt der aus einem Theater hervorgegangene Volkspalast Royal-Victoria-Hall in Süd-London, mit ungleich bescheideneren Mitteln, vorzügliche Ergebnisse und hat große Verdienste um die Schaffung gesunder, gesitteter Zustände unter dem niedrigsten Proletariat, den ehemaligen Slumpeople in Southwark.

Die Lehrer am People's Palace behaupten, die verhältnismäßig hohen Unterrichtsgelder hielten zum Teil die jungen Leute vom Schulbesuch ab. Da die Unentgeltlichkeit in England verpönt ist, weil sie das individuelle Selbst- und Selbständigkeitsgefühl untergrabe, wundert man sich mit Recht, daß nicht für die unteren Volksschichten niedrigere Sätze am College eingeführt sind.

Der Sekretär, meine beste Quelle auf diesem Gebiet, suchte nun meine Bedenken in Bezug auf die Slumpeople zu beschwichtigen, indem er mir erzählte: „Sie setzen ihren Fuß niemals ins College noch in die Queenshall, weil sie keine anständigen Kleider haben; sie wollen deshalb nicht von den einige Zoll über ihnen stehenden Klassen über die Achsel angesehen werden. Ihnen ist nicht beizukommen und nicht zu helfen. Außer etwa der Heilsarmee vermag niemand auf ihr Niveau hinabzusteigen." Kein Wunder, daß sie auf die Straßen gehen, um sich zu ergötzen, weil da Toiletten- und Etikettenfragen wegfallen!

Der Herr Sekretär befindet sich indessen im Irrtum. Vor allem sind es doch die University-Settlements, die in die Tiefe zu dringen vermögen. Slumpeople besuchen z. B. die Vorträge, die Sonntagabends und in der Woche von ausgezeichneten Männern wie Augustin Birrel M. P., einem geistreichen Parlamentarier, Reverend Carlyle, General Laner u. a., ferner von Docenten der University-Extension an diesen Anstalten gehalten werden, und gehören zu den eifrigsten Hörern. Sie erscheinen auch an den für die East-Ender veranstalteten musikalischen und geselligen Abendunterhaltungen. Ja, man trifft nicht selten junge Leute bei den intimeren Afternoonteas im Salon von Toynbee-Hall, die einst dem Diebes- und Gaunerhandwerk oblagen, wie es Morrison schildert, und die im Gefängnis gesessen

haben. Die Settlers wußten sie einem ehr- und arbeitsamen Lebenswandel zurückzugewinnen, verstehen sie in ihren Vorsätzen zu stärken, durch ihr sympathisches, vorurteilsfreies Wesen an sich und ihre Anstalt zu ketten und verkehren im humansten Sinne freundschaftlich mit ihnen.

Ein so tief greifender, persönlicher Einfluß steht selbstredend nicht in der Macht von Rieseninstituten, sondern nur von kleineren Anstalten mit intimem Charakter. Die Unfähigkeit des People's Palace, die Slumpeople an sich zu ziehen, für die er doch mit bestimmt war, ferner der Mangel eines Internats für gebildete Leute oder eines anderen Mittels, die verschiedenen Schichten der Bevölkerung miteinander und mit höher gebildeten Nicht-East-Endern in geselligen Verkehr zu setzen, fallen schwer ins Gewicht. Man wird kaum die Preß-Zusammenkünfte von fünftausend Menschen im Gesellschaftssaal Queenshall als ein Mittel gegenseitiger Förderung durch herzerfrischende Geselligkeit betrachten können.

Besant hält denn auch viel größere Stücke auf die University-Settlements als auf die Volkshäuser. Das berühmte Mansfield-House-University-Settlement, das im fernen Osten segensreich wirkt, hatte eben ein siebentes Settlement-Home, verbunden mit Internat, Schulen u. s. w., errichtet, und mir bot sich die Gelegenheit, der Eröffnung durch Besant beizuwohnen und ihn über das East-End und seine Institute sprechen zu hören. Das Bild, das er von den früheren Zuständen im East-End entwarf, war schauerlich genug. Er stellte nur langsame, allmähliche Fortschritte fest und schrieb das Hauptverdienst den U.-Settlements zu, nicht dem Volkspalast. Obgleich er als „Vater“ desselben und als Verfasser von „Allerlei Arten Leute“ gefeiert wurde, nannte er ihn mit keinem Wort. Es fehlt ihm das Moment des persönlichen ethisch-ästhetischen Einflusses, auf welches Besants Volkserziehungssystem sich aufbaut und das seinem Roman zu Grunde liegt. Die University-Settlements, die Royal-Victoria-Hall und die moderne englische Gemeinnützigkeit haben es sich ganz zu eigen gemacht, während der People's Palace darüber hinweggeht. Besants Glaube an die Mission der ersteren ist unerschütterlich. Er vergleicht die ständigen Mitglieder mit den alten Franziskanern, weil sie, wie diese, ihr Leben in den Dienst der Menschheit stellen. Nach ihm sind diese Anstalten dazu angethan, wenn einmal in genügender Zahl vorhanden, das ganze, auch das verkommenste East-End moralisch umzuwandeln.

Das mag noch lange oder gar für immer ein frommer Wunsch bleiben. Allein es geht ein thatkräftiger Zug durch den Idealismus Besants und der englischen Gemeinnützigkeit überhaupt, der immer wieder anspornt zur Hingabe an das große Werk im Osten.

Der People's Palace ist gewiß ein glänzender Beweis englischen Opfersinns und kommt in mancher Richtung den Bedürfnissen der besser Bemittelten im East-End entgegen. Allein er wird stets als ein Paradestück, wenn auch einzig in seiner Art, dastehen. Man ist jetzt nämlich in England von Rieseninstituten mit unlenkbarem Menschenmaterial zurückgekommen und zieht kleinere Anstalten vor. Der People's Palace ist von dem vor zwei Jahren gegründeten Paßmore-Edwards-Settlement, im Centrum Londons gelegen, überholt; denn Mrs. Humphry Ward hat aus den bisher gemachten Erfahrungen Nutzen gezogen. Ihre Anstalt vereint die Vorzüge beider Systeme, von Settlement und Volkshaus: Internat für Gebildete, Gesellschafts- oder Konzertsaal (für vierhundert Personen) und College u. s. w. in verkleinertem Maßstab. Ferner verschlingt der Betrieb nicht so riesige Summen, etwa 2500 Pfund Sterling jährlich. Man verspricht sich große Erfolge; doch jung, wie das Volkshaus noch ist, muß es dafür erst noch den Nachweis bringen. Anders verhält es sich mit der Royal-Victoria-Hall, dem dritten Volkshaus, welches London besitzt. Es blickt bereits auf eine siebzehnjährige Thätigkeit zurück und arbeitet ganz im Geiste Besants; am College sowohl als am Gesellschaftshaus ist der persönliche Einfluß der Leiterinnen ausschlaggebend.

Die neuen Ausgrabungen von Korinth: vorn die Exedra der Peirenequelle, hinten die Ruine des altdorischen Tempels.

In der Trümmerwelt Griechenlands.

Von

Paul Pfitzner.

(Nachdruck ist untersagt.)

Griechenland ist kein Land für Modereisende und wird es wohl auch niemals werden, trotz der zahllosen Reste antiker Bauten, welche über das ganze Land verstreut sind und die Wißbegierde oder auch die Neugierde reiselustiger Scharen anregen müßten. Nur Athen ist von dieser Behauptung auszuschließen, denn hier kommen alle günstigen Bedingungen zusammen, um auch dem Nichtfachmann reichen Genuß zu bieten, ohne zugleich seine Entbehrungsfähigkeit auf allzuharte Probe zu stellen; hier findet man wie in einem Brennpunkt vereinigt das Beste und Schönste, was uns das klassische Griechentum hinterlassen hat, und selbst wer kaltherzig an den Schätzen vorübergeht, welche im großen Nationalmuseum aufgehäuft sind, wird doch vom Formen- und Farbenzauber der Akropolis ergriffen werden. Sobald man aber das Weichbild Athens verläßt, ist, bis auf wenige Ausnahmen, für das Behagen des Reisenden nur mangelhaft gesorgt, das leichte mühelose Genießen wird immer seltener, und wenn man vollends der Bahnlinie den Rücken kehrt, so ist selbst vom bescheidensten Komfort keine Rede mehr.

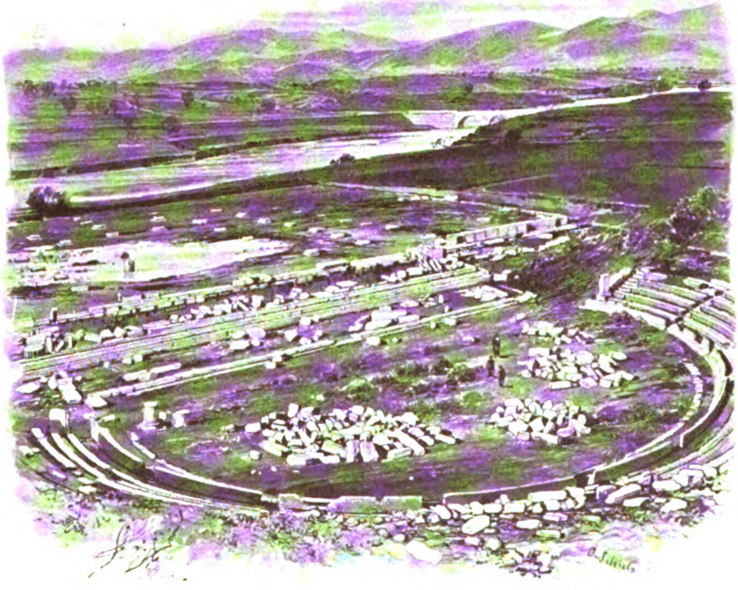
Was aber vor allem die Besuchslustigen abschrecken muß, ist die vielfach recht schlechte Erhaltung der antiken Überreste. Während z. B. in Ägypten noch eine große Zahl uralter Tempel sich in überraschend gutem Zustande befindet und auch auf den Besucher, der sich um wissenschaftliche Vorbereitung nicht bekümmert hat, einen gewaltigen Eindruck ausüben muß, haben wir in Griechenland verhältnismäßig nur wenige Gebäude, die sich an Vollständigkeit mit den ägyptischen messen können, und es gehört immerhin einiges Stu-

dium dazu, um die oft bis auf die Fundamente zerstörten Tempel vor dem geistigen Auge wieder erstehen zu lassen, die auseinandergefallenen Säulentrommeln wieder aufgerichtet und die zerstreuten Gebälk- und Gesimsstücke zusammengefügt zu denken. Da ist es denn ein außerordentlicher Glücksumstand, wenn man die Führung und Erläuterung durch einen Gelehrten genießen kann, der nicht nur als einer der ersten gilt, sondern der sogar selbst in hervorragender Weise an der Freilegung zahlreicher antiker Stätten mitgewirkt hat. Professor Wilhelm Dörpfeld, der erste Sekretär des Kaiserlich Deutschen Archäologischen Instituts in Athen, — einer Art Zweiganstalt des älteren römischen Instituts — veranstaltet in jedem Frühjahr für Freunde der Altertumsforschung eine dreiteilige Rundfahrt durch die griechische Ruinenwelt: eine Tour von siebzehn Tagen gilt dem Peloponnes, in einer zweiten von neun Tagen werden die schönsten Inseln bis hinab nach Santorin besucht, und endlich führt ein kürzerer Ausflug nach den vielumstrittenen Trümmern von Troja — Hissarlik. Da Professor Dörpfeld den Reiseteilnehmern auch die Sorge um Unterkommen und Beköstigung abnimmt, so ist es begreiflich, daß der Andrang mit jedem Jahre wächst — diesmal waren es nahezu fünfzig Personen — und daß außer Deutschen und Österreichern auch Angehörige fast aller anderen europäischen Nationen sich herzudrängen, um so mit verhältnismäßig geringen Kosten alles Schöne zu sehen und die erläuternden Vorträge des deutschen Gelehrten mitzugenießen; sogar Damen wagen es, wenigstens an den minder beschwerlichen Partien sich zu beteiligen. Da nun neben der rein archäologischen Ausbeute auch die große Fülle landschaftlicher Schönheit, welche sich besonders auf den beiden erstgenannten Touren darbietet, allgemein interessieren dürfte, sei es mir als einem der vorjährigen Teilnehmer in folgendem gestattet, über das Gesehene kurz zu berichten.

Was zunächst die Peloponnesreise anlangt, welche im April von Athen aus über Korinth in einem großen Bogen quer durch das arkadische Gebirge nach Olympia führte, um sodann mit einem Abstecher nach der Insel Ithaka und nach dem heiligen Delphi zu enden, so ist es nicht leicht zu entscheiden, welcher von den zahlreichen großen Eindrücken der tiefste und imponierendste gewesen ist. Das großartigste bleibt doch wohl immer das Trümmerfeld von Olympia, trotz der tiefgehenden Zerstörung, die von keinem Gebäude viel mehr als die Fundamente verschont hat; nur ein paar Säulenstümpfe des Heratempels (merkwürdigerweise gerade des ältesten Tempels auf griechischem Boden) und die Mauern einer frühbyzantischen Kirche reichen höher empor. Und dennoch gelang es Dörpfeld während unseres nahezu viertägigen Aufenthalts, den imposantesten Festort der Hellenen, die prunkvolle Stätte der olympischen Spiele, vor unserer Phantasie fast lückenlos wieder aufzubauen und mit neuem Leben zu erfüllen. Er ist dazu allerdings auch der Berufenste einer, da er selbst an der auf Kosten des Deutschen Reichs unternommenen Freilegung des heiligen Bezirks (1875 bis 1881) als technischer Leiter in hervorragendem Maße beteiligt war. Dörpfeld ist von Haus aus Architekt, und seinem scharfen Blick entgeht in den Fundamentblöcken oder den verstreuten Säulen- und Gebälkstücken auch nicht die kleinste Spur, aus welcher sich ein Schluß auf den Aufbau des Ganzen gewinnen läßt, und mit Erstaunen sahen wir im großen Zeustempel, von welchem keine einzige Säule mehr aufrecht steht, wie im Laufe des Dörpfeldschen Vortrags ein Stück um das andere sich einordnete, wie jede Standspur im Stylobat, jede Einarbeitung in den Steinblöcken, ja jedes Klammerloch und jede Fuge dem Erklärer zu scharfsinnigen Schlußfolgerungen diente, bis schließlich selbst das herrliche, über zwölf Meter hohe Goldelfenbeinbildnis des Zeus, das Meisterwerk des Phidias — es wurde gegen 400 n. Chr. nach Konstantinopel entführt und ist dort bei einem Brande zu Grunde gegangen — vor unseren Augen emporwuchs, so schön und gewaltig, „daß es das Tempeldach einstieße, wenn es sich aufrichten wollte." Hier hat Dörpfeld, unter gewandtester Benutzung des Pausanias, seine Erläuterungen in willkommenster Weise auch auf den bildnerischen Schmuck des Tempels erstreckt und nächst der Erläuterung des Zeusbildes, des Thronsessels und der umgebenden, mit wichtigen Darstellungen ge-

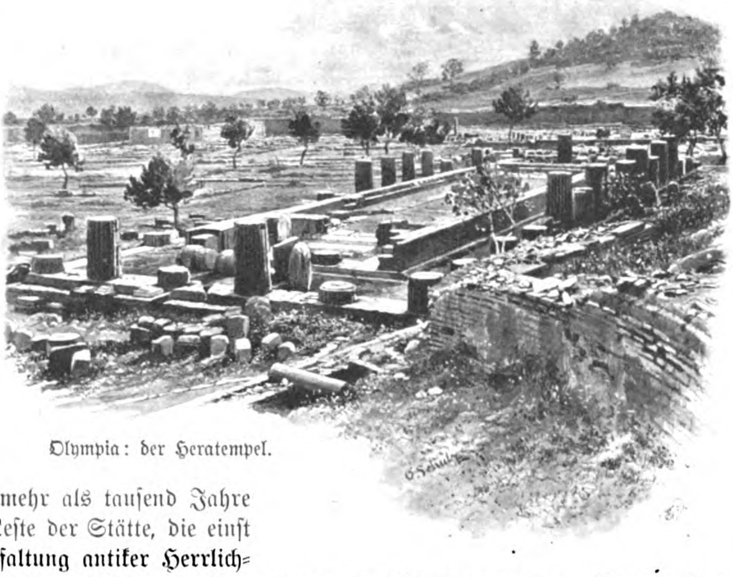
schmückten Marmorschranken auch die im benachbarten Museum befindlichen Giebelskulpturen eingehend besprochen, während er sonst seine Betrachtung im wesentlichen auf die Architektur zu beschränken pflegt. Sein Vortrag ist überaus gewandt und wird durch ein klangvolles und ausdauerndes Organ in hohem Maße unterstützt; und wenn er bisweilen etwas langsam vorschreitet oder sich wiederholt, so ist dies in der Rücksicht auf die Nichtfachleute unter seinen Zuhörern wohl begründet.

Nächst dem Zeustempel, dessen gewaltige Säulentrommeln noch immer des Mäcens harren, der sie wieder auftürmt — es wäre dies bei mehreren Säulen sehr wohl möglich und würde, bei zehn Metern Säulenhöhe, eine imposante Wirkung ergeben! — ist es besonders der uralte Heratempel, welcher von hohem Interesse ist und einer genauen Erklärung bedurfte. Hier bestand der Oberbau aus Lehmziegeln, deren zerflossene Substanz der herrlichsten griechischen Bildsäule, dem Hermes des Praxiteles, als schützendes Bett gedient hat; und obwohl man denken sollte, daß Lehmziegeln, die vor 1400 Jahren zerweicht sind, und ein Holzdach, das ebensolange vermorscht oder verbrannt ist, keine Spur ihres Vorhandenseins hinterlassen können, zumal wenn der Unterbau in späterer römischer Zeit mit einer Ziegelmauer bedeckt wurde, so gelang es dennoch auch hier, aus der Anlage und Einrichtung des Unterbaus in scharfsinnigster Weise die Form des ursprünglichen Gebäudes aus dem siebenten Jahrhundert v. Chr. zu rekonstruieren. Wie klar, wie selbstverständlich erschienen uns alle diese Schlußfolgerungen — und wie viel Nachdenken und geistvolle Kombination mußte vorangehen, bis die früheren falschen Anschauungen beseitigt waren und bis man sich klar wurde, daß die schwere dorische Bauweise keineswegs, wie Vitruv meinte, gleich der jonischen aus dem Holzbau abzuleiten ist, sondern daß nur der Lehmziegelbau und das schwere mit Lehm oder Erde bedeckte horizontale Holzdach die gedrungenen Proportionen und die starken Säulen des dorischen Stils begründen konnten. Nicht minder fein ist der hier am Heräon geführte Nachweis, daß die fast alle größeren Tempel umgebende Säulenstellung mit den Innensäulen der Cella in Beziehung steht, insofern ein jedes Paar korrespondierender Säulen den Überrest einer Querwand darstellt, welche einem großen Dachbalken als Unterlage diente und gleichfalls durch das ältere schwere Erddach bedingt wurde. Auf ähnliche Weise gewannen die übrigen Gebäude des heiligen Bezirks, die Prunkhallen und Schatzhäuser, die Altäre und Standbilderbasen, das große Gymnasium und das Stadion, die Stätten der Vorbereitung und der Wettkämpfe selbst, neues Leben in unserer Vorstellung; und



Das große Theater in Megalopolis.

weiter lernte man, wie Kaiser Nero durch pietätlose und unverständige Umbauten sich verewigte, bis endlich, nach der Aufhebung der Spiele durch Theodosius im Jahre 394, der vollständige Verfall eintrat. Ein christliches Dorf gründete seine elenden Hütten inmitten des Festplatzes, und eine starke Festungsmauer, welche gegen die schweifenden Barbarenhorden der Völkerwanderung schützen sollte, wurde aus den Trümmern der schönsten Tempel und der kostbarsten Kunstwerke zusammengetragen. Dann kam der Kladeosbach und schüttete seine Sandmassen darüber, und stumme pfadlose Wildnis deckte mehr als tausend Jahre lang die kläglichen Reste der Stätte, die einst die glanzvollste Entfaltung antiker Herrlichkeit gesehen hatte.



Olympia: der Heratempel.

Eine ähnliche centrale Bedeutung für die hellenische Welt, wenn auch in anderm Sinne, hatte Delphi, die wichtigste Orakelstätte des Altertums, deren Freilegung durch die französische Schule bald beendet sein wird. Auch hier ist die Zerstörung eine erhebliche, und der prachtvolle Apollontempel, in welchem die Weissagungen stattfanden, kann nur notdürftig aus den gewaltigen Fundamenten rekonstruiert werden. Er lag auf einer besonderen Erhebung, die durch eine vorzüglich erhaltene polygonale Terrassenmauer gegen die tieferen Partien des sehr unebenen, an den steilen Felsen angelehnten Festortes abgestützt war. Sehr gut erhalten sind aber das Theater und das Stadion; vom ersteren ist zwar das für unsere Kenntnis der antiken Bühneneinrichtung wichtige Skenengebäude zerstört, aber die Sitzreihen sind wohl erhalten, und noch vollständiger sind sie im Stadion, in welchem die eigentümlichen Vertiefungen für die Ablaufschranken noch immer der einwandfreien Erklärung harren. Die übrigen Gebäudereste sind kaum vollständiger als in Olympia, aber in einer Beziehung haben die Franzosen in Delphi mehr Glück gehabt als die Deutschen in Olympia: ihre Funde an Skulpturen, sowohl Marmor wie Bronze, sind zahlreicher. Während von den zahllosen Statuen, die einst Olympia schmückten, nur der Hermes dem Schicksal entgangen ist, zu Kalk gebrannt zu werden, fand man hier eine ganze Reihe guter Marmorwerke, und wundervolle Bronzestatuen — die in Olympia fast ganz fehlen, wenn man von den kleinen archaischen Idolen absieht — haben unsere Kenntnis der Kunst des fünften Jahrhunderts beträchtlich erweitert. Den Giebelskulpturen des olympischen Zeustempels stehen die noch älteren, höchst interessanten und eigenartigen Skulpturen vom Schatzhaus der Knidier gegenüber, und obwohl die Wissenschaft kosmopolitisch sein soll, konnten wir ein leises Gefühl des Neides nur schwer zurückdrängen, als Mr. Perdrizet, der jugendliche Leiter der delphischen Ausgrabungen, uns seine Schätze zeigte und erläuterte.

Ein dritter Gebäudekomplex von hervorragendem Interesse ist der heilige Bezirk des Asklepios bei Epidaurus. Hier hatten die Priester des Heilgottes eine Art Sanatorium

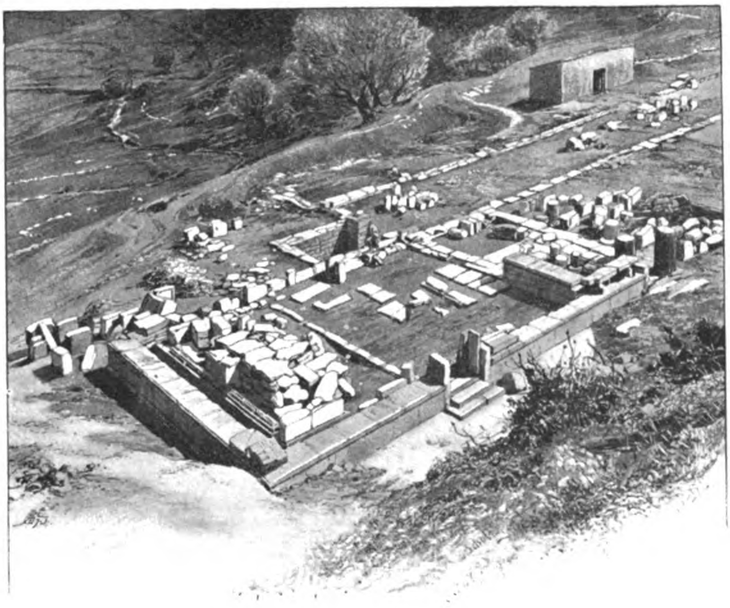
errichtet, denn neben den Tempeln und Altären befanden sich Bauten, die sicher den aus der Ferne herbeigeeilten Kranken zur Unterkunft dienten, wie auch zahlreiche Ruhebänke und Votivtafeln diese Deutung sichern. Ganz wunderlich und eigenartig ist aber die Tholos, ein vom jüngeren Polyklet erbauter, prachtvoll ausgeschmückter Rundbau, dessen verstreute Stücke fast die volle Rekonstruktion ermöglichen, während das im Fundament befindliche, aus drei konzentrischen Ringen bestehende Labyrinth ganz erhalten ist; leider läßt sich seine Bedeutung nicht erraten, man weiß nur, daß in dem oberen Bau bei besonderen Gelegenheiten gespeist wurde. Der Glanzpunkt des Ganzen ist aber, infolge seiner vorzüglichen Erhaltung, das geschickt in eine Hügelfalte geschmiegte große Theater, dessen zweiundfünfzig Sitzreihen, in vierundzwanzig gleiche Keile gespalten, stolz emporsteigen und nur an den seitlichen Teilen etwas beschädigt sind. Auch das Skenengebäude ist leidlich erhalten und gab unserem Führer Gelegenheit, seine früher mehrfach bekämpfte, jetzt ziemlich allgemein anerkannte Ansicht von der Gestalt des älteren griechischen Theaters — im Gegensatz zur späteren römischen Umgestaltung — ausführlich zu begründen. Danach war die kreisrunde, ebenerdige Orchestra (vor dem Skenengebäude) der Spielplatz sowohl für die Schauspieler wie für den Chor, und höchstens Götter erschienen oben auf dem Skenengebäude, während in römischer Zeit der Spielplatz allerdings hoch gelegt wurde, was natürlich eine vollständige Umgestaltung des Bühnengebäudes wie des Proskenions und meist auch eine teilweise Tieferlegung der Orchestra zur Folge hatte. In den meisten griechischen Theatern sind die Spuren dieser Umänderung mehr oder weniger deutlich nachweisbar, und obwohl wir unter Dörpfelds Leitung nicht weniger als ein volles Dutzend antiker Theater besichtigten, fand sich doch nirgends ein Punkt, der nicht durch seine Theorie in der einfachsten und natürlichsten Weise erklärt worden wäre. Daß Dörpfelds Geschick, aus den geringfügigsten Spuren zwingende Schlüsse zu ziehen, bei der Einrichtung des Bühnengebäudes, des säulengeschmückten Proskenions und seiner bemalten Holztafeln (anstatt Kulissen), der seitlichen Rampen mit Zugvorrichtungen für Flugmaschinen und dergleichen hier in besonderem Maße zur Geltung kommen würde, war von vornherein zu erwarten. Aber es sollte noch mehr geschehen, um das griechische Theater vor uns aufleben zu lassen: zunächst wurden einige Soldaten beordert, welche hier zur Bewachung der Ausgrabungen stationiert waren, um auf der Orchestra den einfachen rhythmischen Tanzschritt des antiken Chors nachzuahmen, dann sprangen die neugierig zuschauenden Rosselenker unserer Wagenkarawane herzu, und schließlich ging nach Dörpfelds Beispiel fast unsere ganze Gesellschaft hinab, um sich

Ruinen des Heratempels bei Argos.

bei den Händen zu fassen und den Schwebeschritt der lustigen Hellenen, so gut es gehen wollte, nachzumachen — ein allerliebstes lebendiges Bild! Dann stiegen wir wieder in die oberen Sitzreihen hinauf und lauschten der Deklamation eines griechischen Herrn, und siehe da, kein Wort ging verloren! Auch ein Gesangsvortrag gab uns Gelegenheit, die vorzügliche Akustik dieses schönsten aller griechischen Theater zu bewundern.

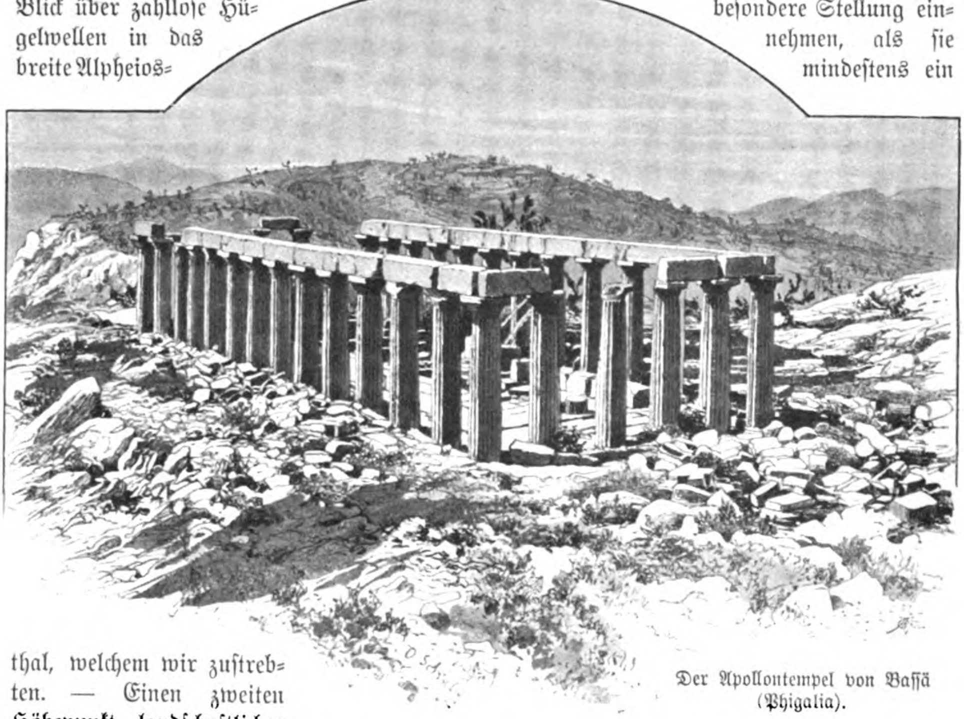
Von den übrigen Theatern des Peloponnes verdient noch dasjenige von Megalopolis erwähnt zu werden, welches die größte Orchestra besitzt — 30 Meter Durchmesser — und dadurch merkwürdig ist, daß ein benachbartes Gebäude, das Thersilion — das Versammlungshaus für zehntausend Arkadier — mit seiner säulengeschmückten Fassade in frühester Zeit den Hintergrund des Spieles bildete, erst später wurde das übliche Proskenion davorgelegt. Dieses Thersilion ist ferner besonders bemerkenswert durch die Säulenverteilung, welche keineswegs regellos ist, sondern einem ebenso eigenartigen wie praktischen Gesetze folgt und den Ausblick von allen Seiten des großen Raumes nach dem Mittelpunkt möglichst wenig behindert.

Eine große Anzahl von Tempelruinen wurde genau betrachtet. Das große Heräon bei Argos, das Nationalheiligtum des argivischen Kreises, ist bis auf das nackte Fundament zerstört, und von dem Athenatempel in Tegea, welcher die berühmten Skulpturen des Skopas trug, ist nichts mehr zu sehen. Besser steht es um den Tempel von Korinth, der nach dem olympischen Heratempel der älteste auf griechischem Boden ist; hier stehen noch sieben der schwerfälligen altdorischen Säulen mit einem Teil des Architravs. Von ganz besonderem Interesse sind aber zwei Tempel, die tief im ungangbaren arkadischen Gebirge liegen: der Tempel der Despoina in Lykosura und der Apollontempel von Bassä (Phigalia). Nachdem wir die Bahnlinie bei Megalopolis verlassen hatten, durchquerten wir in dreitägigem, beschwerlichem Ritt das von der Kultur noch äußerst wenig berührte Gebirgsland; doch für alle Strapazen und Entbehrungen wurden wir reichlich entschädigt, einmal durch die romantische Schönheit der Landschaft, deren schneebedeckte Berghäupter in wundervollem Kontrast mit der reichen Frühlingsvegetation in den tief eingeschnittenen Thälern standen, und sodann durch jene beiden Tempel, deren Lage inmitten dieser formenreichen Berge eine ideale zu nennen ist. Während der Tempel von Lykosura aber ziemlich zerstört ist, steht bei dem Apollontempel die Ringhalle noch fast vollständig, und auch die von der Regel beträchtlich abweichende Einteilung des Inneren läßt sich leicht erkennen. Dieser schönste aller peloponnesischen Tempel, der wahrscheinlich im Jahre 419 v. Chr. errichtet wurde und dessen Baumeister kein Geringerer ist als Iktinos, der Meister des Parthenons, ist seit Anfang dieses Jahrhunderts bekannt



Tempel der Despoina bei Lykosura.

und oft gemalt und beschrieben worden; aber gerade hier habe ich gesehen, wie wenig durch diese Hilfsmittel der wundervolle Eindruck griechischer Kunst und griechischer Landschaft wiedergegeben werden kann. Wir waren allerdings auch in ganz hervorragender Weise vom Wetter begünstigt, nicht ein einziger Tag wurde uns durch Regen verdorben, und gerade jener Vormittag, der uns durch wildzerrissene Gebirgsschluchten hinauf nach dem in stolzer, einsamer Höhe thronenden, weithin leuchtenden Tempel führte, war einer der schönsten und strahlendsten. Noch war die Sonnenglut erträglich, in wolkenloser Bläue wölbte sich ein echt griechischer Himmel über dem schneebedeckten Taygetus im Süden, dem Erymanthos und Chelmos im Norden; im Westen erstrahlte das mattblaue Meer mit den schattenhaften Umrissen der Insel Zante, und weiter nördlich schweifte der Blick über zahllose Hügelwellen in das breite Alpheiosthal, welchem wir zustrebten.



Der Apollontempel von Bassä (Phigalia).

— Einen zweiten Höhepunkt landschaftlicher Schönheit bezeichnete die Insel Ithaka, die Heimat des vielgewanderten Odysseus, die wir mit Hilfe eines besonders gemieteten griechischen Dampfers — desselben „Poseidon“, den wir nachher für die neuntägige Inselreise benutzten — von Patras aus besuchten. Von antiken Resten ist hier nichts vorhanden, dessen Erwähnung sich verlohnte, aber da unser Schiff an drei verschiedenen Stellen anlegte und uns so Gelegenheit gab, das reizend gelegene Städtchen Wathy an der gleichnamigen tiefen Bucht, darüber die angebliche Nymphengrotte (eine merkwürdige Stalaktitenhöhle), ferner den steilen Berg Astos mit gewaltigen cyklopischen Mauern und endlich das liebliche Polis, wahrscheinlich den Ort der odysseischen Königsburg, zu besuchen, so konnten wir die Reize dieses zerrissenen Felseneilandes von allen Seiten aus bewundern, zumal wir zuletzt in wundervollster Abendbeleuchtung den engen Kanal zwischen Ithaka und Kephallenia entlang fuhren, während rosige, bizarr geformte Wolken sich auf die obersten Bergzacken herabsenkten.

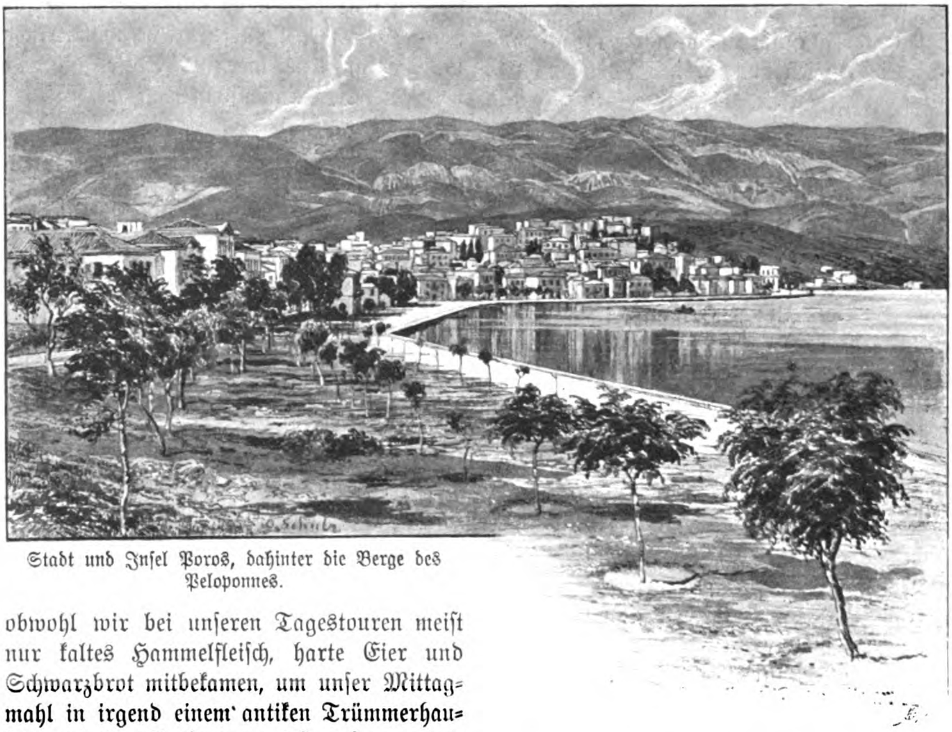
Von den Hauptsehenswürdigkeiten der Peloponnesreise sind noch zwei unerwähnt geblieben, die insofern eine besondere Stellung einnehmen, als sie mindestens ein halbes Jahrtausend älter sind als die ältesten der vorhin erwähnten Tempelbauten: ich meine die Königsburgen von Tiryns und Mykenä, sowie die großen Kuppelgräber bei letzterem Orte, welcher der hochinteressanten, den Kulturstand der homerischen Helden be-

zeichnenden Epoche den Namen gegeben hat. Obwohl begreiflicherweise stark zerstört und im wesentlichen nur für den Fachmann von tieferem Interesse, gestatten diese Zeugen uralter Kultur doch in überraschendem Maße die Möglichkeit weitgehender und sicherer Schlußfolgerungen, und dank der Unermüdlichkeit Heinrich Schliemanns, dessen Eifer durch die bekannten großen Goldfunde belohnt wurde, wie auch dank der umsichtigen Thätigkeit Dörpfelds, der in Tiryns mit Schliemann zusammenwirkte, sind wir genau unterrichtet über die Anlage eines Königspalastes der mykenischen Zeit und über die Kunstformen, welche auf die gleichzeitigen Formen aus dem Neuen Reich in Ägypten, noch mehr aber auf die nordsyrische Kunst hinweisen, und es giebt kaum etwas Interessanteres, als die Übereinstimmung der homerischen Schilderungen mit den in Tiryns und Mykenä gefundenen Resten im einzelnen zu verfolgen. Aber auch dem flüchtigen Betrachter müssen die kolossalen Steinmassen imponieren, die durchaus nicht plan- und regellos, sondern mit wohlerwogener Berechnung des ausgeübten Druckes und kluger Vermeidung ungebührlicher Belastung aufgeschichtet sind. Besonders tritt dies zu Tage bei der gewaltigen Kuppel des großen Königsgrabes, das bis auf einige Risse dem Einfluß dreier Jahrtausende vorzüglich widerstanden hat.

Was endlich die äußerliche Seite der Reise, die Art des Transportes, der Verpflegung und des Unterkommens anlangt, so ließen sich neben manchen wenig erbaulichen Dingen auch viele lustige Züge erwähnen. Man muß in Italien schon ziemlich tief in die vom Strom der Reisenden seitab liegenden Gegenden eindringen, um solch primitive Zustände zu finden, wie sie im Peloponnes die Regel bilden. Das wunderliche Lattengerüst, das hier als Sattel gilt, ist bei geschickter Anpassung auf die Dauer schließlich gar nicht so unbequem, wie es zunächst erscheint; aber daß die Steigbügel meist durch offene Strickschlingen gebildet werden, die vorn und hinten am Sattel angeknüpft sind, und daß man statt zweier Zügel nur ein Strickende hat, welches unter dem Kinn des Reittieres (meist Maultier) befestigt ist und eine beliebige Lenkung kaum ermöglicht — das sind Dinge, an die sich manche unserer Reisegenossen, die daheim mehr den Geist als den Körper in equilibristischen Künsten zu üben pflegten, nur schwer gewöhnen konnten. Dazu kam ferner, daß die Beschaffenheit der griechischen Gebirgswege für Ziegen geeigneter ist als für Menschen, daß tief eingerissene Wasserrinnen die Wege vielfach kreuzten, wenn nicht ganz zerstört hatten, und daß unsere Karawane infolge der großen Teilnehmerzahl eine schier endlose Länge bekam, so daß die letzten bisweilen in Gefahr kamen, den Anschluß zu verlieren. Erstaunlich war, wie sicher die Maultiere die steilen, mit Geröll und glattem Geschiebe bedeckten Pfade erkletterten, und obwohl die nebenher trabenden Treiber (Agogiaten) nicht sonderlich aufmerksam und umsichtig waren, ereignete sich kein nennenswerter Unfall.

Südecke des Hügels von Tiryns, Blick auf die Bucht von Nauplia.

Die Verpflegung war nicht übel, solange wir nahe der Eisenbahnlinie blieben, und



Stadt und Insel Poros, dahinter die Berge des Peloponnes.

obwohl wir bei unseren Tagestouren meist nur kaltes Hammelfleisch, harte Eier und Schwarzbrot mitbekamen, um unser Mittagmahl in irgend einem antiken Trümmerhaufen aus der Faust zu genießen, so mundete uns doch alles infolge der anstrengenden Bewegung in frischer Luft aufs beste. Während des Gebirgsrittes waren wir hauptsächlich auf die von Athen mitgenommenen Konserven angewiesen; einmal jedoch, bei dem vorhin gepriesenen Tempel von Bassä, harrte unser ein ganz besonderer Genuß: hier wurden von den Hirten einige Hammel über offenem Feuer am Spieß gebraten, und unvergeßlich wird es allen sein, wie diese knusperigen, äußerst wohlschmeckenden Tierchen auf einer herabgestürzten Säulentrommel des Tempels in handliche Stücke zerhackt und an die eifrig zugreifenden Reisenden verteilt wurden, die mit Vergnügen die urwüchsigen Schilderungen der homerischen Schmausereien wieder aufleben sahen; und da auch Schwarzbrot und Landwein — an dessen abscheulichen Harzgeschmack man sich wohl oder übel gewöhnen muß — zur Genüge vorhanden waren, gestaltete sich unsere Mahlzeit in den Tempeltrümmern weit zufriedenstellender als die umfänglichen Diners im ersten Hotel von Olympia, wo die unverschämten Preise durch unglaubliche, nur in Griechenland mögliche Unsauberkeiten ihren besonderen Reiz erhielten.

Wenig erfreulich aber fanden wir meist unser Nachtlager; selbst in den verhältnismäßig guten und civilisierten Hotels von Nauplia, Tripolitza und Olympia hatten wir in der Nacht von ungebetenen Gästen viel zu leiden, und in Megalopolis, wo wir Massenquartiere in Bürgerhäusern bekamen, spottete die Unsauberkeit jeder Beschreibung. Am ärgsten war es aber in einem Gebirgsdörfchen mit dem schönen Namen Kakaletri, dort lag ich mit sieben Kameraden bei einem armen Landmann, dessen elende Hütte nur einen einzigen Raum aufwies; das harte Lager auf der schmutzstarrenden Diele, die hustengeplagten, fieberblassen Kinder, das zwischen uns einherspazierende Hühnervolk und endlich — das Ungeziefer bildeten ein höchst unbehagliches Ensemble, welches durch die matten Strahlen eines elenden Öllämpchens nicht in vorteilhaftere Beleuchtung gerückt werden konnte. Köstlich war die Unbekanntschaft unseres Wirtes mit allen Kulturerrungenschaften, es gab weder Tisch noch Stuhl, weder Wasserglas noch Waschbecken; und als wir am anderen Morgen ihn ersuchten, uns nach der schlechten Nachtruhe mit einer Tasse Kaffee zu erquicken, ent-

gegnete er mit einer des Diogenes würdigen Bescheidenheit, das sei nur ein den reichen Leuten vorbehaltener Genuß, den wir hier nicht suchen dürften.

* * *

Die Inselreise (Anfang Mai v. J.), zu deren Schilderung ich jetzt übergehe, war in vielfacher Beziehung wesentlich anders geartet als die Peloponnestour. Schon äußerlich trat der Charakter einer Vergnügungspartie in dem Umstande hervor, daß wir für diese neun Tage uns ganz häuslich auf unserem Schiff einrichten konnten, da dieses uns völlig als schwimmendes Hotel diente; der Reiseplan war derartig festgesetzt, daß wir nicht nur zum Schlafen, sondern auch zu allen Mahlzeiten auf das Schiff zurückkehrten, und es ist eine ganz außerordentliche Annehmlichkeit, wenn man nicht jeden Morgen mit Tagesanbruch eilig seine „sieben Sachen“ packen muß und sich nicht jeden Abend in einer neuen Unterkunft einzurichten hat. Andererseits war freilich unser Nachtlager auf dem „Poseidon“ keineswegs einwandfrei; in den geschlossenen Kabinen der ersten Kajüte, wo die Damen und die „nobleren“ Herren logierten, war es entsetzlich heiß, und in den engen Betten der zweiten Kajüte, welche etwas luftiger waren, da sie ohne besonderen Abschluß den „Salon“ rings umgaben, fand man vor Mitternacht doch keinen Schlaf. Vor Tagesanbruch herabrasselnde Ankerketten — und ungebetene Bettinsassen, die wohl auf keinem griechischen Schiff fehlen, thaten ein übriges, unsere Nachtruhe zu verkürzen. Mancherlei Attentate auf unsere Geschmacksnerven und Verdauungsorgane verübte ferner der griechische Schiffskoch, dem wir natürlich während der ganzen Zeit auf Gnade und Ungnade überliefert waren. Was so ein Grieche für kulinarische Ungeheuerlichkeiten fertig bringt, ist unsagbar; besonders seine in Hammeltalg zubereiteten Mehlspeisen und seine entsetzlichen Gemüse (ganze Erbsen, kaum viertelsweich gekocht!) liegen mir noch heute im Magen. Das sträflichste war aber, daß man für alle diese Frevelthaten nicht einmal durch einen anständigen Tischwein entschädigt wurde; hier im Lande des köstlichsten Traubenblutes, wo man für ein Spottgeld die edelsten Sorten haben kann, mußten wir einen höchst unedlen Harzwein schlucken. Und dennoch denken wir nachträglich alle mit großem Vergnügen an diese Mahlzeiten zurück, da sie auf dem Verdeck unseres Schiffes stattfanden; ein Blick auf die Pracht des Meeres und die herrliche Landschaft brachte alle kleinen Verdrießlichkeiten sofort zum Verstummen.

In Bezug auf die archäologische Ausbeute war der Abstand gegen das Festland unverkennbar, und wenn auch die geringere Stärke der Eindrücke sich wohl zum guten Teil daraus erklärt, daß nunmehr, nach den vielen im Peloponnes gesehenen Tempel- und Theaterruinen, der Reiz des Neuen nicht mehr in gleichem Maße vorhanden

Das Kloster Panagia auf der Insel Poros.

war, so trug doch auch vielfach die starke Zerstörung der antiken Überreste die Schuld, wenn die Erwartung bisweilen nicht ganz erreicht wurde. Um so herrlicher war aber der Genuß der landschaftlichen Schönheit, und es ist wohl begreiflich, daß viele Leute, die keinerlei wissenschaftliche Ziele verfolgen, besonders auch Damen, diese prächtige Gelegenheit benutzen, um die reich gegliederte

Inselwelt auf die denkbar bequemste Weise kennen zu lernen. Denn während unser Schiff meist die Nacht zu Hilfe nahm, um den Tag uns beschäftigte. Syra und seine Hauptstadt Hermupolis, ein Hauptkreuzungspunkt für die Schiffahrt und ein immer noch

Der Athenatempel auf Ägina.

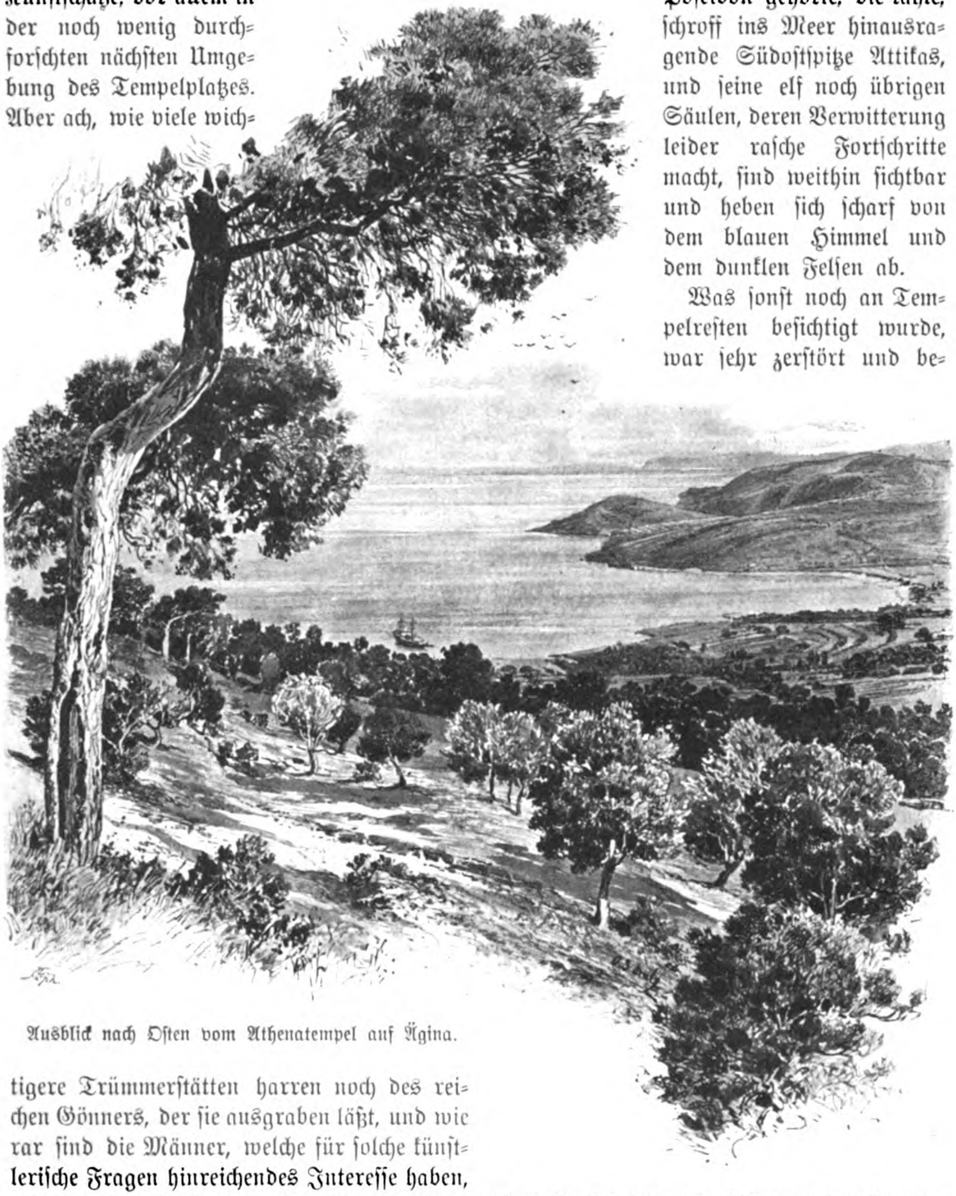
bedeutendes Handelscentrum, konnte leider nur in den späten Abendstunden betrachtet werden; dann wandten wir uns südwärts, um Paros, die unerschöpfliche Fundgrube des berühmten Marmors, das sagenumwobene Naxos — dieses leider nur flüchtig —, ebenso Amorgos und endlich Santorin, das alte Thera, den südlichsten Punkt unserer Reise und damit landschaftlich ihren Glanzpunkt, zu erreichen. Dann kam Melos an die Reihe, und schließlich führte uns der letzte Tag bis hart an die Küste des Peloponnes, wo das schöne, mit dichtem Nadelwald bedeckte Poros und endlich die große Insel Ägina, einst die hartnäckige Rivalin des aufstrebenden Athen, einen entzückenden Abschluß bildeten.

die Fahrt von einer Insel bis zur nächsten zurückzulegen, so daß wir am Morgen stets vor unserem nächsten Ziele lagen und unsere Exkursion in aller Frühe beginnen konnten — funktioniert hingegen die reguläre Schiffsverbindung zwischen den einzelnen Inseln nur in großen Zwischenräumen und wohl oft mit zweifelhafter Exaktheit.

Es dürfte nicht uninteressant sein, unsere Fahrt auf der Karte zu verfolgen: zunächst umfuhren wir, von Piräus aus, das Kap Sunion und wandten uns nordwärts, um die Insel Keos zu besuchen und danach in die Meerenge zwischen Attika und Euböa hineinzufahren. Auf letzterer Insel liegt die schon von den Persern 490 v. Chr. zerstörte Stadt Eretria mit ihrem wichtigen Theater. Nun ging die Fahrt wieder rückwärts, an der Ostküste von Attika entlang, wo Oropos, Rhamnus, Thorikos und Laurion besucht wurden; dann erst steuerten wir in das eigentliche Inselmeer hinaus: Andros, Tinos und Mykonos, die dicht beieinander in einer Linie liegen, erforderten nur einen Tag, da sie keine antiken Schätze besitzen, während die heilige Insel Delos den ganzen folgenden Tag uns beschäftigte.

Bekanntlich befindet sich auf Ägina der herrliche Athenatempel, dessen ausgezeichnete Erhaltung einen unmittelbaren hohen Genuß gewährt; Dörpfeld konnte also unmöglich einen schöneren Punkt an das Ende unserer Fahrt setzen als diesen, wo die landschaftliche Schönheit einer äußerst abwechselungsreich gestalteten, bis zu schroffen Bergspitzen sich emportürmenden Insel mit einem Meisterwerk antiker Baukunst sich zu wundervoll harmonischer Wirkung vereinigt. Hier war es, wo man im Schutt des Tempels die berühmten Ägineten der Münchener Glyptothek fand, die hochwichtigen archai-

schen Giebelskulpturen aus dem Anfang des fünften Jahrhunderts; noch jetzt ist aber das Innere des Tempels so unaufgeräumt, die Trümmer der Cellasäulen und -wände bilden ein solches Chaos, daß man auch hier, wie in Olympia, einen Mäcen herbeiwünschen möchte, der die Mittel gäbe, um wieder aufzurichten, was noch möglich ist; vielleicht ruhen auch hier in der Tiefe noch Kunstschätze, vor allem in der noch wenig durchforschten nächsten Umgebung des Tempelplatzes. Aber ach, wie viele wich-



Ausblick nach Osten vom Athenatempel auf Ägina.

tigere Trümmerstätten harren noch des reichen Gönners, der sie ausgraben läßt, und wie rar sind die Männer, welche für solche künstlerische Fragen hinreichendes Interesse haben, um ihnen große Summen zu opfern! Einstweilen müssen wir froh sein, wenn das Vorhandene einigermaßen behütet, durch Stützen und Eisenklammern vor dem Einsturz bewahrt und gegen den Vandalismus schatzgrabender Nachbarn und andenkenlüsterner Fremder geschützt wird.

Während der Tempel von Ägina auf einer Art Sattel liegt und daher von unten her nicht überall sichtbar ist, krönt der Tempel von Sunion, der nach den neueren Forschungen wohl nicht der Athena, sondern dem Poseidon gehörte, die kahle, schroff ins Meer hinausragende Südostspitze Attikas, und seine elf noch übrigen Säulen, deren Verwitterung leider rasche Fortschritte macht, sind weithin sichtbar und heben sich scharf von dem blauen Himmel und dem dunklen Felsen ab.

Was sonst noch an Tempelresten besichtigt wurde, war sehr zerstört und beschränkte sich im wesentlichen auf mehr oder minder lehrreiche Fundamente. Am interessantesten waren die gleichfalls auf dominie-

render Höhe liegenden Tempel von Rhamnus; hier hatten die Perser das alte schlichte, der Themis und zugleich der Nemesis geweihte Gotteshaus zerstört, man hatte es jedoch wieder notdürftig hergerichtet, um es noch so lange zu benutzen, bis der dicht daneben begonnene glänzende Neubau fertig sein würde; dann sollte das alte Gebäude — welches das neue in unschönster Weise verdeckt und gedrückt hätte — weggerissen werden. Zur Freude der heutigen Archäologen ist dies aber unterblieben, der Neubau wurde nie vollendet — wir wissen nicht, warum —, und so ist uns nicht nur genug vom alten Bau erhalten geblieben, um ihn zu rekonstruieren, sondern wir thun auch am neuen Bau einen wichtigen Einblick in die Technik der alten Baumeister, welche in umsichtigster Weise durch Werkzoll und Schutzsteg alle die scharfen Kanten der Marmorstufen rc. bis zur Fertigstellung des Werkes schützten und die Säulenkannelüren zunächst nur dort anarbeiteten, wo es später schwierig gewesen wäre; erst nach Beendigung des Aufbaus sollten die Schutzstege abgearbeitet, die Kannelüren eingetieft werden. Im alten Tempel lag noch die prächtige Themisstatue, die jetzt das Nationalmuseum in Athen schmückt.

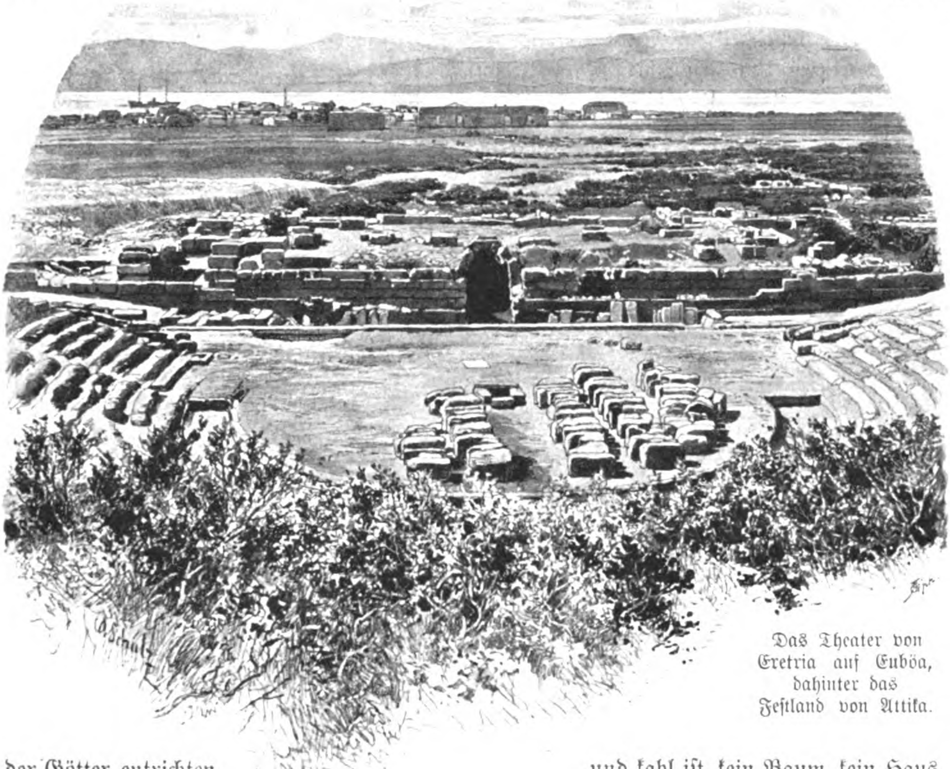
Sehr zu bedauern ist die völlige Zerstörung des Poseidontempels auf der Insel Poros, denn seine Lage übertrifft sogar die des äginetischen Tempels um ein bedeutendes. Auf einem hohen Vorsprung hart am Nordrande der Insel gelegen, bietet die Tempelstätte einen Ausblick auf das Meer, wie er großartiger nicht gedacht werden kann. Gerade vor uns liegt Ägina und wendet uns seine höchste Erhebung zu, den scharf geschnittenen Gipfel des Oros; davor schwimmen kleinere Inseln in der stahlblauen Meeresflut, seitlich schiebt sich die langgestreckte Halbinsel Methana vor, darüber weg erblickt man die Schneegipfel des Parnaß und seiner Nachbarberge, und deutlich liegt Attika, besonders Athen mit seiner charakteristischen Höhenumrahmung, über dem jenseitigen Meeresrand. Das alles sind ja leider nur tote Worte; was ihnen erst Leben verleiht, sind die unbeschreiblichen Farben, die zahllosen Nuancen des glitzernden, in der Abgrundtiefe zu unseren Füßen schäumenden Meeres und die wunderbare Harmonie aller Farben und Formen in dieser unvergleichlichen Landschaft, die mit jeder geringen Veränderung des Standpunkts wieder wie neu erscheint und selbst nüchterne Gemüter zu lauter Bewunderung hinzureißen vermag.

Uralte Kultgrotte des Apollon auf der Insel Delos; rechts vorn der runde Altar.

Kap Sunion mit der Ruine des Poseidontempels.

Von der berühmten Insel Delos und

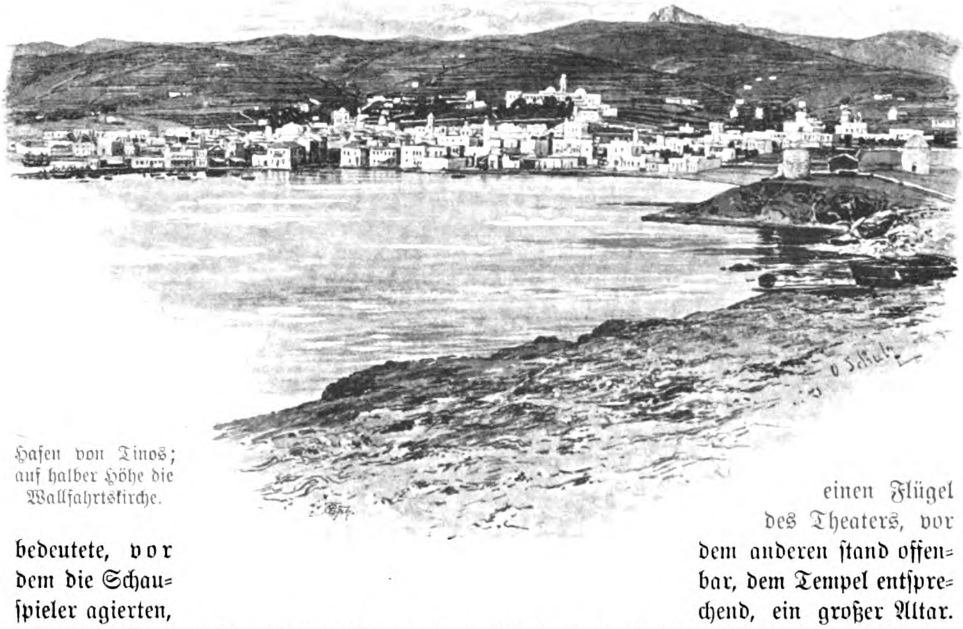
ihren weitläufigen Tempel- und Gebäudetrümmern kann ich Ähnliches nicht behaupten. An dem beinahe deprimierenden Eindruck, den wir hier empfingen, war zum Teil allerdings die Ungunst der Beleuchtung schuld, da uns gerade hier ein häßlicher, dunstiger Sciroccotag den Genuß beeinträchtigte und so — als erstes und einziges Mal! — den Tribut an den Neid der Götter entrichten ließ. Aber auch bei strahlendster Beleuchtung wird das ungeordnete, von verschiedenen französischen Gelehrten ziemlich planlos zerwühlte Trümmerfeld wohl keinen viel besseren Eindruck hinterlassen. Delos, dieser glanzvolle Wallfahrts- und Festort aller Jonier, der an Pracht der Ausstattung und Reichtum des künstlerischen Schmuckes mit Olympia und Delphi wetteiferte, ist leider noch gründlicher als diese zerstört worden; vor allem hat es jahrhundertelang als Steinbruch gedient, indem die schönen antiken Werkstücke nach den Nachbarinseln, ja selbst nach Konstantinopel wanderten. Es ist daher nicht sehr leicht, sich in dem unübersichtlichen verschütteten Terrain zurechtzufinden, und auch nachdem Homolle seine Absicht der planmäßigen Freilegung ausgeführt haben wird, ist kaum anzunehmen, daß die Gesamtwirkung mit der jener beiden anderen Festorte in Vergleichung treten kann. Dazu kommt, daß die kleine Insel völlig öde und kahl ist, kein Baum, kein Haus, außer der Wächterhütte, ist zu erblicken. Für den sehr zerstörten Apollontempel — eigentlich sind ihrer drei vorhanden, aus drei verschiedenen Epochen — und eine Anzahl schlecht erhaltener Hallen und Paläste wird man aber einigermaßen entschädigt durch vorzügliche Reste römischer Privathäuser; leider haben die Franzosen nichts gethan, um die prächtigen Wandmalereien und Stuckzieraten, die kunstvollen Mosaikfußböden ꝛc. nach der Freilegung vor den Witterungseinflüssen zu schützen, und so verdirbt hier, was in Pompeji sorgfältig konserviert wird. Höchst eigenartig ist ferner



Das Theater von Eretria auf Euböa, dahinter das Festland von Attika.

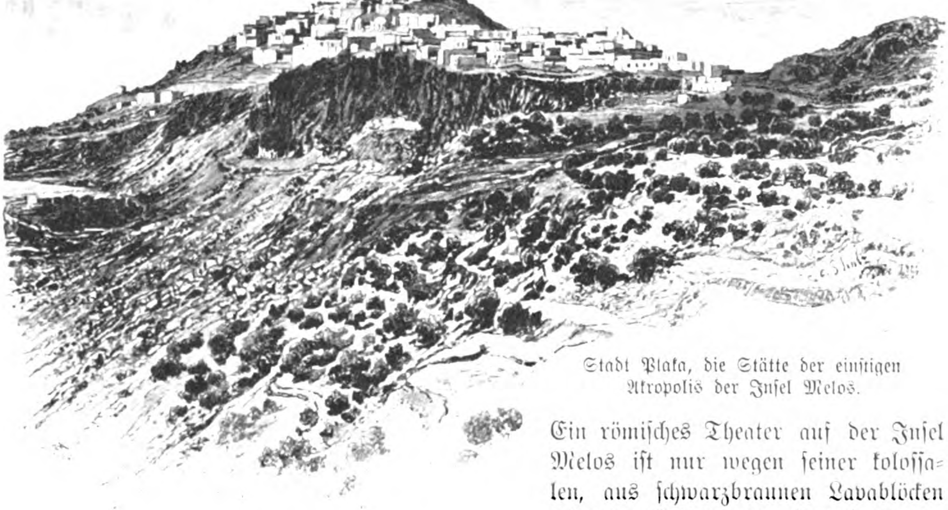
auf halber Bergeshöhe eine äußerst altertümliche Felsengrotte, die wohl schon in uralten Zeiten dem Apollonkult gedient hat, und etwas ganz Besonderes ist der Ausblick vom Gipfel des Kynthosberges, denn infolge der centralen Lage im Kreise der Cykladen hat man von hier aus einen Blick über eine so große Zahl von Eilanden jeglicher Größe wie sonst nur selten; und die matte blaugraue Sciroccobeleuchtung hatte, in scharfem Gegensatz zu dem gewohnten klaren Farbenspiel, immerhin seinen eigenartigen Reiz.

Ein halbes Dutzend antiker Theater stand nächst der Tempelwelt im Mittelpunkt unseres Interesses. Um gleich mit Delos zu beginnen, so findet sich hier insofern eine Besonderheit, als das Skenengebäude auf allen vier Seiten von einer Säulenhalle umgeben war — ein indirekter Beweis dafür, daß auch für den Zuschauer im Theater die Skene nur den Hintergrund für das Spiel bildete und irgend eine Halle, ein Gebäude



Hafen von Tinos; auf halber Höhe die Wallfahrtskirche.

bedeutete, vor dem die Schauspieler agierten, also kann sich der Spielplatz nicht auf dem Skenengebäude befunden haben, wie einige von Dörpfelds Widersachern noch immer annehmen. Am besten erhalten ist, wenigstens in den uns besonders interessierenden Teilen der Skene und des Proskenions, das Theater von Eretria, welches für Dörpfelds Ansichten die unwiderleglichsten Beweise enthält; einzig in seiner Art ist hier der unterirdische Gang, der zwischen Skene und Proskenion in die Tiefe führt und so dem Schauspieler gestattete, in der Mitte der Orchestra, gleichsam aus der Unterwelt, emporzutauchen. Deutlich tritt hier auch die Verknüpfung des Dionysoskultes mit dem Theater hervor, denn der große überwölbte Gang, der mitten durch das Skenengebäude hindurch nach der Orchestra führt, ist nichts anderes als der Abschluß jener Feststraße, die in gerader Linie den Tempel des Dionysos mit dem Theater verband; auf ihr bewegte sich die feierliche Prozession der Festteilnehmer, welche die Ehrung des Gottes durch Darbringung von Opfern im Tempel begannen und durch die theatralischen Spiele weiter fortsetzten. Noch unmittelbarer ist diese Beziehung in Thorikos ersichtlich, hier steht der kleine Tempel direkt vor dem einen Flügel des Theaters, vor dem anderen stand offenbar, dem Tempel entsprechend, ein großer Altar. Merkwürdig ist hier die Form des Zuschauerraums, die Sitzreihen sind nicht Teile von Kreisen, sondern von Ellipsen, was sich vielleicht dadurch erklärt, daß die ursprüngliche Anlage sich auf die drei Seiten eines Recht-



Stadt Plaka, die Stätte der einstigen Akropolis der Insel Melos.

ecks gründete — wie dies bei profanen Versammlungsgebäuden (ich denke an das Buleuterion von Priene in Kleinasien) vorkommt —, woraus durch Abrundung der Ecken leicht eine ellipsenähnliche Form sich ergiebt. Ein hübsches kleines Theater ist endlich auch dasjenige von Oropos im Heiligtum des Amphiaraos, welches in einer waldigen Schlucht, eine gute Stunde von Oropos, versteckt liegt. Hier war einst, an den Ufern eines kunstvoll eingedämmten Bergbaches, eine umfängliche Anlage mit Tempeln und Hallen, wo die Verehrer jenes Heilheros ihre Opfer darbrachten und Genesung suchten. Leider hat der später nicht mehr in Schranken gehaltene, zeitweilig reißende Bach die Uferbauten zerstört und den Tempel zur Hälfte weggerissen, und von den zahlreichen Weihestatuen stehen nur noch die leeren Basen. Unberührt blieb aber das Theater, das manche Besonderheiten zeigt und für die Art, wie die Alten ihre Göttererscheinungen schwebend, wohl mit Hilfe von kunstvollen Flugmaschinen, in der Höhe auftreten ließen, gute Anhaltspunkte gewährt. Rings um die Orchestra standen noch bis vor kurzem wohlerhalten die schönen marmornen Ehrensessel der Priester; ein Bauerlümmel hat sie aber vor einiger Zeit zerschlagen, um damit dem Antikenwächter einen Streich zu spielen. — Ein römisches Theater auf der Insel Melos ist nur wegen seiner kolossalen, aus schwarzbraunen Lavablöcken erbauten Außenmauer bemerkenswert, und das Theater der Stadt Rhamnus ist so zerstört, daß die schönen Reste der epheuübersponnenen Stadtmauer uns weit interessanter waren.

Auch anderwärts gab es mehr oder minder gut erhaltene Mauerreste und Akropolen (Burgbefestigungen) aus sehr alter Zeit, sowohl cyklopischen oder polygonalen Stils wie auch in regelrechtem Quaderbau; Eretria, Melos und vor allem die wenig bekannte und wohl höchst selten besuchte Stadt Karthaia auf der Insel Keos mögen nur eben erwähnt werden. Von sonstigen öffentlichen Gebäuden, Säulenhallen (Stoen), Marktanlagen, Gymnasien u. s. w. gab es auf Paros, Thera und Delos mehrfache, aber nicht eben hervorragend schöne Beispiele; am bedeutsamsten ist noch die in beträchtlichem Umfang durch Herrn Hiller v. Gärtringen* freigelegte Stadt Thera auf einem hohen Felsvorsprung der gleichnamigen Insel, wo ausgedehnte Straßenzüge mit zahlreichen Häusern und ein für die Geschichte des dorischen Tempelbaus äußerst wichtiger uralter Apollontempel leidlich erhalten sind.

* Dieser verdienstvolle Forscher hat auch einen mittelalterlichen Festungsturm auf der Insel Paros angekauft, um ihn niederzureißen, weil er aus Baugliedern benachbarter Tempel zusammengetragen wurde; man hofft so jene Tempel rekonstruieren zu können und die vermauerten Inschriften zu gewinnen.

Zum Schluß nenne ich noch eine Reihe von Grabanlagen verschiedener Epochen, die jüngeren bei Eretria und auf Thera, sowie die alten mykenischen Kuppelgräber bei Thorikos, welche den bei Mykenä erwähnten fast völlig gleichen; und etwas ganz Besonderes ist die mykenische Königsburg auf Melos, welche noch über einer prähistorischen Messerfabrik errichtet ist und somit einigermaßen einen Anhalt giebt, um die Zeit zu bestimmen, in welcher hier aus Obsidian, immerhin ziemlich sorgfältig, die zweischneidigen schwarzen Messerchen zurechtgeschlagen wurden, welche dann der Handel bis weithin auf die Nachbarinseln verstreute.

Damit wäre die wissenschaftliche Ausbeute unserer Fahrt im wesentlichen geschildert, während die landschaftlichen Schönheiten nur an einigen Punkten Erwähnung fanden; in dieser Hinsicht sind vor allem die Inseln noch nachzutragen, die keinerlei archäologisches Interesse darboten. Da ist zunächst die Südosthälfte von Euböa zu nennen, deren steile Gipfel — der Delph trug noch Schnee — wiederholt ganz wundervolle Konturen darboten; dann folgten Andros, Tinos und Mykonos, zum großen Teil kahle, kaum von niedrigem Gestrüpp bewachsene Felsen, deren dunkle, ungastliche Klippen wenig einladend aussahen. Dennoch hat Andros auch Partien, die, mit reicher Vegetation geschmückt, dem Wanderer köstlichsten Genuß gewähren, und eine prachtvolle Kletterpartie, die in der wildromantischen Schlucht eines Gießbachs uns steil hinauf zu einem hübschen Kirchlein führte, wird uns unvergeßlich sein, da das schluchzende Flöten der Nachtigallen uns unausgesetzt begleitete. Tinos hingegen ist nur durch eine reich geschmückte, ganz aus weißem Marmor erbaute Wallfahrtskirche bemerkenswert, welche schon von weitem dem Seefahrer entgegenleuchtet und kurz vor Ostern von vielen Tausenden gläubiger Pilger besucht wird. Unglaubliche Mengen der wunderlichsten Weihgeschenke aus Silberblech und dergleichen schmücken die Wände; das wunderthätige Madonnenbild ist mit so wertvollen Diamanten bedeckt, daß man es für ratsam hält, mit Einbruch der Dunkelheit das kostbare Stück in einen gleich daneben stehenden urmodernen eisernen Geldschrank zu verschließen. Endlich Mykonos, ebenso kahl wie Tinos, ist nur insofern wichtig, als es in seinem Museum die auf Delos gefundenen Skulpturen birgt; wir konnten diese leider nicht sehen, weil der würdige Hüter dieser Schätze eine Vergnügungsreise nach Athen unternommen, den Schlüssel aber fürsorglich eingesteckt hatte, und weder die Verhandlung mit der ebenso fürsorglich daheim gelassenen Schwiegermutter, noch der Appell an die Behörden war im stande, uns die Pforten des Heiligtums zu erschließen.

Von großer Schönheit ist dagegen die Insel Melos, deren tief eingeschnittene Buchten und sagenumwobene Grotten reiche Abwechselung gewähren, während die Höhen teils von malerisch gelegenen Ortschaften, teils von dunklen Nadelwaldungen geschmückt werden. Sehr gut gefiel uns auch Paros mit seiner sauberen und freundlichen Hafenstadt, während Naxos mit seinem gewaltigen, zackenreichen Gebirgsstock uns zwar durch die Schönheit seiner Silhouette entzückte, jedoch leider nur flüchtig an einer entlegenen Stelle betreten wurde; eine uralte riesengroße Dionysosstatue, kaum noch als solche erkennbar, liegt in einem antiken Steinbruch noch dort, wo sie herausgemeißelt wurde. Das Schönste und Eigenartigste bot aber die Insel Thera (Santorin), wo die steilen schwarzen Wände eines vorweltlichen Riesenkraters einen unergründlichen Meeresteil umschließen, in dessen Mitte ein moderner Vulkan emporgestiegen ist (die letzte Neubildung geschah in den Jahren 1707 bis 1712). Während dieser mit seinen Lavatrümmern und Aschefeldern gänzlich vegetationslos ist und schwarz und öde wie eine homerische Unterweltslandschaft erscheint, steigt der ihn in weitem Bogen umschließende Ring, die eigentliche Insel Thera, noch immer zwar ebenfalls schroff und unwirtlich empor, flacht sich aber nach außen ab und trägt auf seinem altvulkanischen Boden die köstlichsten und ergiebigsten Weinpflanzungen des griechischen Gebiets. Der obere Rand ist rings mit einer Kette von Städtchen und Ortschaften bekrönt, deren weißleuchtende Häuserketten, besonders vom Vulkan aus gesehen, ganz wundervoll wie ein Märchenbild von der schwarzen Felswand darunter abstechen. Und nicht weniger als vier Höhepunkte wurden uns dargeboten, um von ihnen aus all diese Herrlichkeit zu bewun-

dern: am frühen Morgen erkletterten wir den Vulkan, dessen centrale Lage den wichtigsten Hauptüberblick gestattete; dann führte uns unser Schiff an die Südküste, von der aus wir in schwindelndem Ritt die antike Stadt Thera erreichten, welche auf einem hohen und schmalen Plateau liegt und die abgeflachte formenreiche Außenseite der Insel übersehen läßt; hierauf ritten wir nordwärts nach dem Hagios Elias, dem höchsten Berge der Insel, welcher weit höher als der Vulkan ist und die weiten Fernen der umliegenden Inselwelt, bis Kreta südlich und bis Amorgos nördlich, dem trunkenen Blicke enthüllt, und endlich schwelgten wir, zum Innenrande der Insel nach Phira zurückgekehrt, beim deutschen Konsul auf „seines Daches Zinnen“ in einem Sonnenuntergang, der die unglaublichsten Farbennuancen zu einem berauschend schönen Gesamtbilde vereinigte, Meer und

Der Innenrand der Insel Santorin (Thera) mit der Hauptstadt Phira.

Himmel in Flammen aufzulösen schien und selbst den finsteren Vulkan mit Schönheit umkleidete. Ein verhältnismäßig nur geringer Teil der Herren beteiligte sich nachher von Athen aus noch an der viertägigen Fahrt nach Troja, dessen schwer zu deutende und nur durch fachmännische Führung verständlich werdende Trümmerreste ausschließlich archäologisches Interesse darbieten.

Es ist somit ein reiches Maß idealen Genusses, das den Teilnehmern der vorjährigen Dörpfeldschen Touren beschieden war, und was den besonderen Reiz solcher Reise ausmacht, ist die fortwährende Verschmelzung wissenschaftlicher Anregung und künstlerischen Genießens mit der zaubervollen Wirkung einer unvergleichlichen Landschaft. Möchten auch diese Zeilen zu ihrem bescheidenen Teile dazu beitragen, auf die verdienstlichen Unternehmungen unseres archäologischen Instituts hinzuweisen und das Interesse an den bedeutsamen Trümmern hellenischer Kunst zu fördern.

Robert Wilhelm Bunsen.

Von

Richard Meyer.

(Nachdruck ist untersagt.)

Am 16. August 1899 starb zu Heidelberg der berühmte Chemiker Robert Wilhelm Bunsen im hohen Alter von achtundachtzig Jahren.

Den weitesten Kreisen der Gebildeten wurde Bunsens Name, in Verbindung mit dem Gustav Kirchhoffs, bekannt durch die Entdeckung der Spektralanalyse. Diese wissenschaftliche Großthat hat nicht nur die Kenntnis von der chemischen Beschaffenheit der auf unserem Planeten vorkommenden Stoffe bedeutend gefördert: sie gewährte zugleich ein Mittel, die fernen Himmelskörper, welche man bis dahin nur ihrer Größe, Masse und Bewegung nach messend verfolgen konnte, auch hinsichtlich ihrer physischen und chemischen Natur zu erforschen.

Die Spektralanalyse ist zweifellos der Glanzpunkt in Bunsens Leben, sie bezeichnet den Höhepunkt seines Ruhmes; aber es hieße die Bedeutung seiner Lebensarbeit weit unterschätzen, wenn man glaubte, daß sie unter seinen sonstigen Arbeiten an Verdienst nicht ihresgleichen hätte. Der Wert einer Entdeckung wird nicht allein gemessen durch das Aufsehen, welches sie erregt. Mag dieses auch an sich vollkommen berechtigt sein, so wird es doch oft durch äußere Umstände mitbedingt. Nicht selten wird eine große Entdeckung erst viel später voll gewürdigt, wenn sie durch den weiteren Fortschritt der Wissenschaft oder Technik ein mehr „aktuelles“ Interesse gewonnen hat.

Glücklicherweise hat es der Naturwissenschaft niemals an Männern gefehlt, welche die Wahrheit um ihrer selbst willen suchten, und denen das Bewußtsein genügte, den Kulturaufgaben der Menschheit, sei es direkt oder indirekt, zu dienen. Solch ein echter Naturforscher war Bunsen. Einfach und anspruchslos in seinem Wesen, kannte er keine andere Leidenschaft als die, seinen wissenschaftlichen Problemen nachzugehen.

In den Arbeiten Bunsens offenbart sich vor allem eine Kardinaltugend des Naturforschers: das Streben nach der denkbar größten Exaktheit und, da die absolute Genauigkeit stets ein Ideal bleiben muß, dem wir uns nur mehr oder weniger nähern können: die größte Sorgfalt in der Bestimmung der Fehlergrenzen. Keine Mühe war ihm zu groß, um diese festzustellen. In der That, wenn unsere Messungen sich der Wirklichkeit nur nähern können, so haben sie offenbar einen Wert nur dann, wenn sich feststellen läßt, wie weit sie von ihr entfernt bleiben.

Bunsen schreckte vor keiner Schwierigkeit zurück, und ein anfänglicher Mißerfolg raubte ihm nicht das ruhige Gleichgewicht des Geistes. Wie Herr Geheimrat Königsberger dem Verfasser dieser Skizze mitteilte, waren 1870 durch einen unglücklichen Zufall Bunsens Notizen über spätere Spektralbeobachtungen verbrannt. Es vergingen kaum einige Tage, da war er schon an der Arbeit, die ganze Beobachtungsreihe von neuem auszuführen. Eine geradezu unerschöpfliche Erfindergabe befähigte ihn, die schwierigsten Probleme der Experimentierkunst oft mit Mitteln von fast verblüffender Einfachheit zu lösen. Zugleich erweckt die Feinheit in der

Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte. Zu Meyer: R. W. Bunsen.

Robert Wilhelm Bunsen.

mathematischen Behandlung der Probleme unsere Bewunderung — endlich die ungewöhnliche Mannigfaltigkeit der Wissensgebiete, die er durch seine Forschungen bereichert hat.

Die Spektralanalyse gehört ebenso der Physik wie der Chemie an. Auch sonst war Bunsens Interesse mit besonderer Vorliebe dem Grenzgebiete der beiden Schwesterwissenschaften zugewendet; beide hat er denn auch durch eine ganze Reihe höchst origineller neuer Forschungsmethoden bereichert. Daneben hat er von jeher mit großem Eifer geognostische Studien betrieben; eine übergroße Anzahl von Untersuchungen über die Zusammensetzung von Mineralien und Mineralwässern, welche in seinem Laboratorium teils von ihm, teils von seinen Schülern ausgeführt wurden, sind von der größten Bedeutung für Mineralogie und Geologie geworden. Besondere Verdienste erwarb er sich um die Entwickelung der Methoden zur Analyse gasförmiger Körper; diese Arbeiten ziehen sich wie ein roter Faden durch sein ganzes Leben hin: ihm zuerst gelang es, so komplizierte Gasgemenge, wie das aus den Steinkohlen erzeugte Leuchtgas, zu analysieren.

Im übrigen war sein Arbeitsgebiet wesentlich die unorganische Chemie. Mit Hilfe der Spektralanalyse entdeckte er zwei neue Elemente, deren chemische Eigenschaften er auf das genaueste ermittelte; ebenso erweiterte er die Kenntnis der übrigen in umfassendster Weise, und gerade die schwierigsten Kapitel bearbeitete er mit Meisterschaft. — Die organische Chemie verdankt ihm nur eine größere Untersuchung, welche er in jüngeren Jahren ausführte. Ihre Durchführung bot so außerordentliche Schwierigkeiten, daß nur ein Meister der Experimentierkunst sie zu bewältigen vermochte; für die theoretischen Anschauungen der Zeit war diese Arbeit von großer Bedeutung — wir werden noch Gelegenheit finden, sie zu würdigen.

Bunsens Arbeiten sind aber auch in höherem Maße, als allgemein bekannt, dem praktischen Leben zu gute gekommen. Er führte eingehende Untersuchungen aus über die bei der Gewinnung von Eisen und Kupfer im Hochofen stattfindenden Prozesse, sowie über den Vorgang bei der Verbrennung des Schießpulvers; er erfand eine große Anzahl von Apparaten, welche in den wissenschaftlichen und technischen Laboratorien schnell heimisch wurden. Ein nach ihm benanntes galvanisches Element war bis zur Einführung der Dynamomaschine das bequemste Mittel zur Erzeugung elektrischer Ströme; schon vor einem halben Jahrhundert ließ er mit seiner Hilfe ein intensives elektrisches Bogenlicht erstrahlen. Sein Photometer dient noch heute in den Gasanstalten und elektrischen Lichtwerken zur Prüfung der Lichtstärke des Leuchtgases und der elektrischen Lampen. Der „Bunsenbrenner" aber ist nicht nur die wichtigste Wärmequelle der chemischen Laboratorien, auch im Haushalte und in den Gewerben hat er allgemeine Anwendung gefunden: die jetzt so beliebten Gaskocher und Gasherde werden durch Bunsenbrenner gespeist und die Glühkörper des Auerlichtes durch die Flammen von Bunsenbrennern zum Leuchten gebracht.

Bunsen ist am 31. März 1811 in Göttingen geboren worden. Sein Vater, Christian, geb. den 1. April 1770 zu Frankfurt a. M., wo Bunsens Großvater das Amt eines Münzmeisters bekleidete, war an der Göttinger Universität Professor der neueren Sprachen und Bibliothekar. Die Mutter, Friederike, geb. 3. August 1774, gest. 12. Juli 1853, war die Tochter des Majors der großbritannisch-hannoverschen Armee Quensell.

Im Elternhause genoß Bunsen das Glück eines herzlichen Familienlebens und anregenden geistigen Verkehrs; so kam er dort mit dem entfernt verwandten späteren „Ritter" Christian Karl Josias Bunsen zusammen. Der Umstand, daß der Vater vielfach junge vornehme Ausländer als Pensionäre im Hause hatte, gab ihm Gelegenheit, sich in der Kenntnis fremder Sprachen zu vervollkommnen.

Über Kindheit und Jugend liegen sonst nur wenige dürftige Nachrichten vor. Bunsen selbst erzählte gelegentlich, er sei als Junge von äußerst reizbarem, heftigem Temperament gewesen und habe mehrfach deshalb in der Schule Konflikte gehabt. Dann habe ihn nur seine Mutter — der er stets mit rührend zärtlicher Liebe zugethan war — durch gütliches Zureden beschwichtigen kön-

nen. — Von früher Jugend an war Bunsen ein eifriger Fußwanderer. Dies trug ebenso zur Stärkung seines kräftigen Körpers bei, wie zur Entwickelung seines Natursinnes und einer vorzüglichen Beobachtungsgabe.

Nachdem er Ostern 1828 die Prima des Gymnasiums in Holzminden absolviert hatte — wo nach seinen Erzählungen auch mancher lose Schülerstreich vollführt wurde — studierte er in Göttingen, Paris, Berlin, Wien Chemie, Physik und Geologie. Im Jahre 1831 promovierte er in Göttingen mit einer Arbeit „Enumeratio ac descriptio hygrometrorum", welche bereits ein Jahr vorher mit einem königlichen Preise gekrönt worden war.

Schon während seiner Studienzeit ist Bunsen mit einer ganzen Reihe hervorragender Naturforscher in nähere Beziehung getreten: in Göttingen mit dem Chemiker Stromeyer und dem Mineralogen Hausmann; in Berlin mit den Chemikern Runge, Hermbstädt, Mitscherlich, H. Rose und dessen Bruder, dem Mineralogen G. Rose; in Paris mit den Chemikern Pelouze, Wurtz, Reiset, dem Mineralogen Brogniart, dem Geologen Boué und anderen.

Seine Studienzeit verbrachte er übrigens keineswegs nur in den Hörsälen; er verwandte sie teilweise zu ausgedehnten Reisen, auf welchen ihn neben mineralogischen und geognostischen Studien vielfach die Besichtigung industrieller Anlagen beschäftigte und lebhaft interessierte. Auf diesen Reisen wurde er in ausgedehntem Maße durch Regierungsstipendien unterstützt. Sie führten ihn auch nach Gießen, wo er Liebigs Bekanntschaft machte; doch sind beide Männer später, auch als Bunsen nach Marburg berufen wurde, trotz der räumlichen Nähe nicht in innigere Beziehungen getreten. Ihr Naturell und die Richtung ihrer Forschung war wohl zu verschiedener Art.

Die Vorliebe für das Reisen war ein Charakterzug Bunsens; seine schon erwähnte Neigung zu größeren Fußtouren hat er noch oft, und zuweilen in sehr umfangreichem Maße, bethätigt. So brach er am 19. Mai 1833 von Paris auf und wanderte über Clermont, Lyon, Genf, Chamounix durch die ganze Schweiz zu Fuß, wobei täglich zehn bis zwölf Stunden zurückgelegt wurden; schließlich über den Arlberg, Innsbruck, Salzburg nach Wien, wo er am 17. Juli eintraf. Er blieb dort bis Anfang September und zog dann durch Niederösterreich und Mähren über Prag, Dresden, Freiberg und Leipzig nach Göttingen zurück. Hier erfolgte am 25. Januar 1834 seine Habilitation mit einer von dem berühmten Physiker Wilhelm Weber begutachteten Abhandlung chemischen Inhaltes.

Als Göttinger Privatdocent veröffentlichte Bunsen gemeinsam mit Berthold eine Arbeit, welche seinen Namen wohl zuerst in weiteren Kreisen bekannt machte: sie enthielt die Angabe eines aus Magnesia und Eisenoxyd bestehenden Gegenmittels bei Arsenikvergiftungen, welches unter dem Namen Antidotum Arsenici in die Pharmacopœa Germanica aufgenommen wurde.

Im Januar 1836 wurde Bunsen als Nachfolger des nach Göttingen berufenen Wöhler zum Lehrer der Chemie an der höheren Gewerbeschule in Kassel ernannt; 1838 (oder 1839?) ging er als Professor an die Universität Marburg, wo er bis 1851 blieb. Hier waren die Chemiker Kolbe, Frankland, Debus, der Physiker Tyndall und andere seine Schüler.

In Kassel führte Bunsen im Auftrage der kurfürstlich hessischen Oberbergdirektion eine Untersuchung über die Vorgänge im Eisenhochofen aus, welche besonders deshalb denkwürdig ist, weil sie den Ausgang zu seinen gasanalytischen Arbeiten bildete. Das praktisch wichtigste Ergebnis dieser Arbeit war die Erkenntnis, daß auch in einem gut geleiteten Hochofenbetriebe nicht weniger als drei Viertel des aufgewendeten Brennstoffes verloren gehen. Bunsen stellte eingehende Berechnungen über eine Vermeidung dieser Verluste an — ein Problem, welches schließlich durch die moderne Hochofentechnik seine Lösung gefunden hat. In späteren Jahren hat er mehrfach ähnliche Fragen bearbeitet.

Das Laboratorium der Kasseler Gewerbeschule war auch die Stätte, in welcher Bunsen seine bahnbrechende Untersuchung auf dem Gebiete der organischen Chemie begann — freilich nur begann; denn ihre Durchführung erforderte sechs volle Jahre, so daß sie zum größeren Teile der Marburger Zeit

angehört. Den Ausgangspunkt zu dieser Arbeit bildete eine schon 1760 von Cadet entdeckte Flüssigkeit, welche bei der Destillation von arseniger Säure mit essigsauren Salzen erhalten wird. Ihr ekelerregender Geruch, die furchtbare Giftigkeit und die Eigenschaft, an der Luft zu rauchen und leicht Feuer zu fangen, waren wohl die Gründe, welche die Chemiker so lange von einer eingehenden Untersuchung dieser merkwürdigen Substanz zurückgehalten hatten. Bunsen schreckten weder die Unannehmlichkeiten, noch die Gefahren dieser Arbeit. Er isolierte zunächst aus der Cadetschen Flüssigkeit eine aus Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff und Arsen bestehende Verbindung und weiter eine ganze Reihe anderer mit dieser in nächster Beziehung stehender Körper. Der einfachste unter ihnen, welcher nur die Elemente Kohlenstoff, Wasserstoff und Arsen enthält, ist eine an der Luft sich von selbst entzündende Flüssigkeit. Sie wurde mit dem Namen Kakodyl belegt (von dem griechischen κακώδης, übelriechend); die übrigen konnten dann als Kakodylverbindungen aufgefaßt werden, z. B. Kakodyloxyd, Kakodylsäure, Schwefelkakodyl und so fort.

Diese Arbeit war aus folgenden Gründen von so großer Bedeutung für die Entwickelung der Ansichten von der Natur chemischer Verbindungen. Gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts war die Chemie durch die klassischen Untersuchungen von Lavoisier, Priestley, Scheele, Cavendish aus dem Stadium roher Empirie und zügelloser Phantasterei, wie sie die Alchymisten überliefert hatten, in den Rang einer exakten Wissenschaft erhoben worden. Nachdem ihr bald darauf Dalton durch die Atomtheorie auch die philosophische Grundlage gegeben hatte, begann eine Periode energischen und überaus fruchtbaren Schaffens. Naturgemäß beschäftigte man sich zunächst mit den einfacher zusammengesetzten Körpern, wie die unorganische Welt sie darbietet, und hier gelangte man auch bald zur Aufstellung allgemeiner gültiger Gesetze. Die komplizierteren Stoffe, welche im Tier- und Pflanzenkörper gebildet werden, wollten sich diesen Gesetzen nicht fügen, und in Übereinstimmung mit den damals herrschenden Anschauungen von den Vorgängen im belebten Organismus schrieb man ihre Entstehung der Wirksamkeit einer besonderen „Lebenskraft“ zu. Die Lehre von der Lebenskraft hatte zwar schon 1828 durch die Friedrich Wöhler geglückte künstliche Darstellung eines tierischen Stoffwechselproduktes einen starken Stoß erlitten; aber sie hatte noch immer zahlreiche Anhänger unter den Biologen, und auch die Chemiker waren der Ansicht, daß jedenfalls den „organischen Verbindungen“ eine ganz andere „chemische Konstitution“ zukomme als den „unorganischen“. — Allmählich aber bereitete sich ein Umschwung in diesen Anschauungen vor. Gewisse Ähnlichkeiten zwischen den beiden Körperklassen ließen sich nicht bestreiten. Man suchte ihnen Rechnung zu tragen durch die Annahme, daß in den organischen Verbindungen ganz bestimmte, aus mehreren Elementen bestehende Atomgruppen vorhanden sind, welche in ihnen dieselbe Rolle spielen wie die einzelnen Elemente in den unorganischen Körpern. Diese Atomgruppen wurden, im Gegensatz zu den unzerlegbaren Elementen der unorganischen Chemie, als „zusammengesetzte Radikale“ bezeichnet. — Die Lehre von den Radikalen hatte damals, außer den klassischen Untersuchungen Gay Lussacs über die Cyanverbindungen und denen Liebigs und Wöhlers über die Körper, welche sich vom Öl der bitteren Mandeln ableiten, kaum eine thatsächliche Stütze von ausreichender Beweiskraft. Da kam ihren Anhängern die Arbeit Bunsens sehr gelegen. Die Darstellung der Kakodylverbindungen bildete, wie Ad. Baeyer sich ausdrückt, den Höhepunkt der Radikaltheorie. Bunsen selbst sagt von ihnen: „Sie bieten Erscheinungen dar, welche uns die Überzeugung gewähren müssen, daß sich weder die Verwandtschaft selbst noch die Verhältnisse, unter denen sie in Wirksamkeit tritt, bei den Verbindungen der lebenden und toten Natur verschieden darstellen.“ — Der vornehmste Kämpfer für die Radikaltheorie, der große Schwede Berzelius, begrüßte daher auch Bunsens Arbeiten auf das freudigste und hat ihnen in seinen Jahresberichten der Chemie wiederholt das größte Lob gespendet.

Von Bunsens sonstigen Arbeiten aus der Marburger Zeit ist — außer der Konstruktion des schon genannten galvanischen Elements — vor allem eine größere wissenschaftliche Studienreise nach Island zu erwähnen, die

er im April 1846 mit längerem Urlaube antrat. Der dreiundeinhalbmonatige Aufenthalt auf der nordischen Insel war zum Teil mit großen Anstrengungen und Entbehrungen verbunden, welche aber nur einen günstigen, abhärtenden Einfluß auf seinen kräftigen Körper ausübten. Zwei Gegenstände hat er dort hauptsächlich studiert: die Geiser, jene merkwürdigen intermittierenden Springquellen, welche in regelmäßig wiederkehrenden Perioden große Massen kochend heißen Wassers viele Meter hoch emporschleudern, und die Natur der vulkanischen Gesteine, aus denen die Insel gebildet ist. Das Phänomen der Geiser hatte die Aufmerksamkeit der Naturforscher schon mehrfach beschäftigt, aber eine physikalisch haltbare Erklärung war dafür nicht gefunden worden. Bunsen zeigte, daß es auf die Überhitzung des unter starkem Druck aus der Tiefe aufsteigenden Wassers zurückzuführen ist, dessen Temperatur er gemeinsam mit dem Mineralogen Descloiseaux zu 127,5 Grad Celsius bestimmte, also 27,5 Grad höher als der gewöhnliche Siedepunkt. Um die Bildung der vulkanischen Gesteine zu erklären, hat er eine sehr große Anzahl von Analysen, auch eine wichtige physikalische Untersuchung über das Schmelzen und Erstarren ausgeführt, auf welche aber hier nicht näher eingegangen werden kann.

Im Jahre 1849 teilte Bunsen einen sehr interessanten Versuch mit, welcher bewies, daß vollkommen reines Wasser in dicken Schichten eine blaue Farbe besitzt. Die Frage, ob die Farbe klarer Gebirgsseen und Bäche dem Wasser selbst zukommt, oder ob sie etwa der Anwesenheit fremder, noch unbekannter Beimengungen zuzuschreiben ist, fand dadurch ihre Erledigung im ersteren Sinne; desgleichen das Phänomen der blauen Grotte von Capri, in welche Licht nur eintritt, nachdem es zuvor durch eine hohe Schicht Meerwasser hindurchgegangen ist.

Im Jahre 1851 ging Bunsen nach Breslau. Obwohl er hier nur ein Jahr blieb, so war die Breslauer Zeit für ihn doch von unermeßlicher Bedeutung; denn hier wirkte damals als außerordentlicher Professor Gustav Kirchhoff, und hier ward zwischen beiden Männern der Freundschaftsbund geschlossen, der für die Wissenschaft so köstliche Früchte tragen sollte. Bunsen wurde 1852 als Nachfolger Gmelins nach Heidelberg berufen, und schon 1854 gelang es seinem Einflusse, auch Kirchhoff (an Stelle des nach München gehenden Jolly) dorthin zu ziehen.

In Heidelberg galt es nun zunächst, ein seinen Bedürfnissen als Forscher und Lehrer entsprechendes Laboratorium zu schaffen. Im Frühjahr 1855 konnte es eröffnet werden, und sogleich entfaltete sich darin ein reges und arbeitsames Leben. Männer, deren Namen bald zu den ersten in der chemischen und physikalischen Wissenschaft gezählt wurden, wie Landolt, Lothar Meyer, Pebal, Quincke, Roscoe, Beilstein, Carius, Lieben, Baeyer und andere, haben damals in dem neuen Institut gearbeitet, wodurch ein Kreis anregendster Art entstand, dem auch die damaligen Privatdocenten Kekulé und Erlenmeyer sich anschlossen. — Zu den Schülern aus späterer Zeit gehörte auch Victor Meyer, welcher 1867 bis 1868 sein Assistent war und zwanzig Jahre später, auf Bunsens Wunsch, zu seinem Nachfolger berufen wurde. Ebenso hat der jetzige Leiter des Heidelberger Laboratoriums, Theodor Curtius, seine Studien zum Teil unter den Augen seines großen Vorgängers gemacht.

Es folgte nun eine lange Reihe von Jahren, während deren Bunsen eine Thätigkeit von fast beispielloser Fruchtbarkeit entwickelte. Die Heidelberger Periode brachte ihm aber auch das Glück der Freundschaft ausgezeichneter Männer. Mit Kirchhoff, Helmholtz, Hermann Kopp, dem Vater der physikalischen Chemie, der zugleich der Geschichtschreiber unserer Wissenschaft wurde, und mit dem Mathematiker Leo Königsberger stand er in innigster Beziehung. So nahm er auch den lebhaftesten Anteil an Kirchhoffs Bearbeitung seiner Vorlesungen über Mechanik und teilte ganz den darin vertretenen Standpunkt, nach welchem es die Aufgabe dieser Wissenschaft ist, „die in der Natur vor sich gehenden Bewegungen vollständig und auf die einfachste Weise zu beschreiben.“ — Ein reizendes Zeugniß für diesen ernsten und zugleich heiteren Verkehr hat uns Kopp in einer kleinen Schrift „Aus der Molekularwelt“ hinterlassen, welche er Bunsen zu seinem Geburtstage 1882 gewidmet hat, und in der er die atomistische Molekulartheorie in scherzhafter Form zur Darstellung bringt.

Von der fast unabsehbaren Reihe der Experimentalarbeiten, welche aus dem Heidelberger Laboratorium seit Bunsens Berufung im Jahre 1851 bis zu seinem 1889 erfolgten Rücktritte hervorgingen, können hier nur die bemerkenswertesten Erwähnung finden.

Im Jahre 1852 stellte Bunsen mittels des elektrischen Stromes das Magnesium dar, das heute in Pulverform zur Erzeugung des Blitzlichtes bei der Herstellung photographischer Momentaufnahmen dient. 1854 folgte die elektrolytische Abscheidung des Aluminiums und ferner noch einer ganzen Reihe anderer Metalle. Bunsen hat durch diese Arbeiten der später so wichtig gewordenen Entwickelung der Elektrochemie in wirksamster Weise vorgearbeitet.

Besonders denkwürdig war das Jahr 1855, welches die erste Mitteilung über eine mit H. E. Roscoe gemeinsam ausgeführte Untersuchungsreihe über die chemischen Wirkungen des Lichtes brachte. Diese Arbeiten, welche sich auf einen Zeitraum von zwölf Jahren erstreckten, bezeichnet Ostwald geradezu als „das klassische Vorbild für alle späteren Arbeiten auf dem Gebiete der physikalischen Chemie“.

Die Strahlen, welche in unserem Auge den Eindruck des Lichtes hervorbringen, haben außer dieser noch andere Wirkungen. Vor allem erwärmen sie die von ihnen getroffenen Körper; ferner aber können unter Umständen auch chemische Wirkungen von ihnen ausgehen. Das Bild, welches der Lichtstrahl auf der photographischen Platte zeichnet, beruht auf einer chemischen Zerlegung der in ihr enthaltenen Silberverbindungen; und die Fähigkeit der Pflanzen, in ihren Blättern aus Kohlensäure und Wasser organische Substanz zu bilden, ohne welche es auf der Erde ein organisches Leben nicht geben würde, bethätigt sich nur während der Belichtung und ruht in der Dunkelheit. Die Gesetze dieser chemischen Wirkung des Lichtes zu erforschen, war die Aufgabe, welche Bunsen und Roscoe sich gestellt hatten. Es ist hier nicht der Ort, die außerordentlichen Schwierigkeiten dieser Untersuchung und die Meisterschaft, mit welcher sie bewältigt wurden, zu schildern. Ihre Ergebnisse bilden noch heute die Grundlage unserer photochemischen Kenntnisse. Danach sind die chemisch wirksamen Strahlen im ganzen denselben Gesetzen unterworfen wie diejenigen, welche den Lichteindruck in unserem Auge erzeugen. Aber es zeigte sich auch, daß die verschiedenen Bestandtheile, welche das weiße Licht zusammensetzen, in ihrer chemischen Wirkung sehr ungleichwertig sind; und vor allem erwiesen sich auch gewisse Strahlenarten, welche gar keine optischen Wirkungen ausüben und daher dem Auge verborgen bleiben, photochemisch noch sehr aktiv — eine Thatsache, die heute jedem Photographen wohl bekannt ist und von ihm berücksichtigt werden muß. Neben einer sehr gründlichen physikalisch-chemischen Durcharbeitung des Gegenstandes wurde die Frage auch vom meteorologischen und klimatologischen Standpunkte aus eingehend untersucht, der Einfluß der Tageszeit und der geographischen Breite auf die Intensität der chemischen Lichtwirkung sorgfältig studiert. Ein näheres Eingehen auf die schwierige Materie ist leider an dieser Stelle nicht möglich.

Im Jahre 1857 erschien Bunsens Werk „Gasometrische Methoden“, in welchem er seine umfangreichen Untersuchungen über die Analyse von Gasgemengen im Zusammenhange darstellte. Der Gegenstand brachte es mit sich, daß diese Arbeit zugleich die physikalischen Eigenschaften der Gase, sowie die an ihnen zu beobachtenden Verbrennungserscheinungen berücksichtigen mußte, und auch hierin hat Bunsen Grundlegendes geleistet. 1877 erschien das Werk in zweiter, bedeutend vermehrter Auflage. Alle späteren Arbeiten auf dem Gebiete der Gasanalyse, welche nicht nur für wissenschaftliche Zwecke, sondern auch für die Kontrolle zahlreicher technischer Betriebe ein unentbehrliches Hilfsmittel ist, fußen auf Bunsens großartigem Werke. — Im Zusammenhange damit steht eine in Gemeinschaft mit Schischkoff ausgeführte Untersuchung über die Verbrennungsprodukte des Schießpulvers. Durch diese Arbeit wurden die damals herrschenden, meist willkürlichen und ganz irrigen Ansichten über diesen Vorgang in chemischer und physikalischer Hinsicht berichtigt; hier sei nur angeführt, daß die Maximaltemperatur, welche bei der Verbrennung im geschlossenen Raume entstehen könnte, zu 3340 Grad Celsius und der maximale Druck zu etwa 4500 Atmosphären be-

rechnet wurde. — „Die besten artilleristischen Schriftsteller“ der damaligen Zeit hatten diesen Druck auf 50000 bis 100000 Atmosphären geschätzt.

Wir kommen nun zu derjenigen Entdeckung, welche Bunsens Namen für alle Zeiten mit dem Gustav Kirchhoffs verknüpft hat: zur Spektralanalyse (1860). Sie beruht, kurz gefaßt, auf folgender Grundlage. Alle festen oder flüssigen Körper strahlen in stark glühendem Zustande ein mehr oder weniger weißes Licht aus; durch das Prisma Newtons wird dieses in das sogenannte „Spektrum“ aufgelöst, ein zusammenhängendes, in den Farben des Regenbogens erglänzendes Lichtband. Im Gegensatz hierzu senden gas- oder dampfförmige Körper, wenn sie stark erhitzt werden, ein farbiges Licht aus, welches aus einer begrenzten Anzahl einzelner Farben besteht, und dessen Spektrum sich daher aus einer ebenso großen — oder kleinen — Anzahl von einander getrennter, farbiger Linien zusammensetzt. Diese Linienspektren sind von der chemischen Natur des glühenden Gases bedingt, und es ergiebt sich daher die Möglichkeit, durch Untersuchung des von einem glühenden Körper ausgestrahlten Lichtes dessen physische und chemische Beschaffenheit zu ermitteln.

Die Erkenntnis dieser Dinge wurde von weittragendster Bedeutung nicht nur für Physik und Chemie, sondern ganz besonders auch für die Astronomie. In Verbindung mit einem von Kirchhoff gefundenen Fundamentalsatz über den Einfluß eines durchsichtigen Körpers auf das ihn durchstrahlende Licht führte sie zu der Folgerung, daß die Sonne aus einem glühenden festen oder flüssigen Kern besteht, welcher von einer Hülle gleichfalls glühender Gase und Dämpfe umgeben ist. Es war möglich, durch die Spektralanalyse die Anwesenheit einer ganzen Anzahl irdischer Stoffe in der „Sonnenatmosphäre“ nachzuweisen. Von anderen Forschern wurde diese Untersuchungsmethode später auf Himmelskörper außerhalb unseres Planetensystems ausgedehnt, und es ergab sich zunächst, daß die meisten Fixsterne eine der Sonne mehr oder weniger ähnliche Beschaffenheit haben. Schließlich wurden auch Sternhaufen und Nebelflecke im Spektroskop geprüft, und selbst in diesen fernsten Gebilden des Sternhimmels konnten nur solche chemische Grundstoffe aufgefunden werden, welche uns auch als Bestandteile unseres heimischen Planeten wohl bekannt sind.

Die Forschungen der messenden Astronomie hatten längst zu der Erkenntnis geführt, daß jenseits unseres Planetensystems dasselbe Gesetz der Schwere gilt, welches die Erde sich um die Sonne schwingen und den Apfel zur Erde fallen läßt; die Spektralanalyse hat dieser Einheit der Kraft die Einheit der Materie hinzugefügt. Bedenkt man, daß das Licht, welches in einer einzigen Sekunde die ungeheure Strecke von 300000 Kilometern durcheilt, Jahre gebraucht, um von unserem nächsten Nachbarn am Fixsternhimmel zu uns zu gelangen, so ahnt der Geist die Bedeutung dieser Einheitlichkeit von Kraft und Stoff in einem Universum, dessen Dimensionen sich vorzustellen unsere Phantasie zu schwach ist.

Aber auch die Chemie des Erdballes hat durch die Spektralanalyse wichtige Bereicherungen erfahren. Diese Methode übertrifft an Schärfe alle anderen Hilfsmittel zur Erkennung der Körper, und sie gestattet, noch unglaublich geringe Spuren derselben mit Sicherheit nachzuweisen. So führte sie bald zu der Erkenntnis, daß manche Elemente, die man damals zu den seltensten zählte, in den Mineralien, welche die Erdrinde zusammensetzen, außerordentlich verbreitet sind. Andere, welche bis dahin der Beobachtung ganz entgangen waren, wurden durch sie aus der Verborgenheit hervorgezogen. Bunsen selbst entdeckte sofort zwei neue Metalle, welche wegen der Farbe ihrer hellsten Spektrallinien die Namen Caesium und Rubidium erhielten. Später sind von anderen Forschern eine ganze Anzahl weiterer neuer Elemente auf demselben Wege aufgefunden worden.

Zur Entdeckung des Caesiums und Rubidiums hatte die Spektralanalyse nur den Weg gewiesen; um sie wirklich zu isolieren, so daß es möglich war, ihre Eigenschaften zu studieren, bedurfte es der ganzen ungewöhnlichen Ausdauer und Geduld, wie sie die Arbeiten Bunsens auszeichnet. Nicht weniger als 44000 Kilogramm Dürkheimer Sohlwassers und 150 Kilogramm sächsischen Lepidoliths mußten verarbeitet werden, um die

wenigen Gramm des für die Untersuchung erforderlichen Materials zu erlangen.

Die Auffindung eines neuen Elementes, deren Zahl jetzt etwa siebzig ist, mag dem ferner Stehenden nur geringes Interesse abgewinnen, etwa wie man von der Entdeckung eines neuen kleinen Planeten Kenntnis nimmt, ohne ihr besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Für die Chemie auf ihrem jetzigen Standpunkt ist aber solch scheinbar geringfügiger Zuwachs unserer Kenntnisse ein wichtiges Ereignis. Denn die chemischen Elemente stehen für uns nicht mehr, wie es früher der Fall war, als einzelne Welten unvermittelt nebeneinander, sondern sie bilden eine Kette, in welcher jedes Glied gleich wichtig ist. Die Auffindung eines noch fehlenden Gliedes dieser Kette schließt daher eine bis dahin empfindlich fühlbare Lücke. Die Theorie hat so die Existenz, ja selbst die Eigenschaften einiger früher noch unbekannter Elemente voraussagen können, und sie ist später durch die Erfahrung — zum Teil mit Hilfe der Spektralanalyse — auf das glänzendste bestätigt worden.

Wir können die Spektralanalyse nicht verlassen, ohne noch auf die Thatsache hinzuweisen, daß die große Entdeckung nicht ohne Vorläufer gewesen ist; die erste Beobachtung eines Metallspektrums wurde schon um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts gemacht, und eine ganze Anzahl weiterer Beobachtungen sind ihr gefolgt. Aber sie blieben vereinzelt, ohne Zusammenhang und daher auch ohne wesentlichen Erfolg. Bunsens und Kirchhoffs Verdienst war es, sie schärfer zu präcisieren, weiter auszudehnen und eine wirkliche Untersuchungsmethode auf sie zu begründen. Die Geschichte der Spektralanalyse gleicht hierin durchaus derjenigen anderer Entdeckungen von ähnlicher Tragweite.

Die spektroskopischen Arbeiten haben Bunsen noch jahrelang beschäftigt: die verschiedensten Mineralien und Mineralwässer wurden auf ihren Gehalt an seltenen Metallen geprüft, Verbesserungen und Vereinfachungen an den für den Laboratoriumsgebrauch bestimmten Spektralapparaten angebracht. Außerdem hat Bunsen dann noch eine große Anzahl Untersuchungen von speciellerem Interesse ausgeführt, er hat besonders die Chemie noch mit wertvollen Methoden und Apparaten beschenkt, auf welche näher einzugehen hier nicht möglich ist. Die auf der Erdoberfläche sparsam verbreiteten Elemente blieben auch ferner ein Lieblingsthema für ihn — es ist, als ob seine Lust an der Bearbeitung eines Problems mit dessen Schwierigkeit gleichen Schritt hielt. Auch die physikalisch-chemischen Untersuchungen hat er bis zuletzt mit seltenem Erfolge gepflegt. Sein Eiskalorimeter (1870) ist für die Physik und die theoretische Chemie von besonderer Wichtigkeit geworden.

Im Jahre 1887 erschien seine letzte Veröffentlichung; sie enthielt gleichfalls die Beschreibung eines neuen Kalorimeters. Die Originalität der Idee, welche dieser Arbeit des sechsundsiebzigjährigen Greises zu Grunde liegt, erfüllt uns ebensosehr mit Bewunderung wie die Feinheit und Sorgsamkeit ihrer Durchführung — auch sie atmet Geist von Bunsens Geiste.

Zwei Jahre später trat er von seinem Lehramte zurück, aber noch ein volles Jahrzehnt war ihm beschieden, um sich der Ruhe des Alters zu erfreuen. Obgleich ihm selbst die allmähliche Abnahme seiner körperlichen und geistigen Kräfte nicht verborgen blieb, so bewahrte er sich doch die ruhige Heiterkeit des Geistes und eine fast kindliche Freude an der Natur. Stundenlange Fahrten durch die herrlichen Wälder, welche die schöne Neckarstadt umgeben, mußten den müden Greis für den Mangel der früher so geliebten Fußwanderungen entschädigen. Das letzte Ende ist aber nach den Mitteilungen der Angehörigen recht schwer gewesen.

Wie nicht anders zu erwarten, sind Bunsen zahlreiche und hohe Auszeichnungen zu teil geworden; er gehörte zu den wenigen Excellenzen im akademischen Talar. In der Bescheidenheit seines Wesens nahm er all das gleichmütig hin. Als ihm einst in späteren Jahren ein hoher Orden verliehen wurde, bemerkte er: dergleichen habe nur Wert für ihn gehabt, weil seine Mutter sich darüber freute, und die sei nun tot. So war er auch nur sehr schwer zu bewegen, sich photographieren zu lassen, und alle Bemühungen, seine Züge auf der Leinwand oder in Marmor zu fixieren, wies er erfolgreich zurück.

Von seiner Persönlichkeit sei noch erwähnt, daß er im Jahre 1836 durch eine Explosion die Sehkraft eines Auges einbüßte; 1869 erlebte er eine zweite, sehr heftige Explosion, welche aber ohne dauernde Schädigung verlief. Verheiratet war er nicht.

Unter den zahlreichen Reisen Bunsens darf ein Ausflug nach Schweden nicht unerwähnt bleiben, den er 1841 gemeinsam mit dem Pariser Chemiker Pelouze unternahm. Bei diesem Anlasse trat er in nahe Beziehung zu Berzelius. Dieser blieb ihm stets der treueste Freund und Ratgeber; eine Erzstatue des von ihm so hoch verehrten Mannes, welche ihm zu Weihnachten 1881 von Freunden geschenkt wurde, bildete den schönsten Schmuck seines Arbeitszimmers. Seine Reisen führten ihn auch nach Spanien und wiederholt nach Italien. Von klassischem Boden brachte er zahlreiche Erinnerungsblätter mit, die, an der Wand, gegenüber seinem Schreibtische aufgehängt, ihm täglich die früher geschauten Herrlichkeiten vor Augen führten.

Bunsens Vorliebe für das klassische Altertum zeigte sich auch darin, daß er den Cicero noch bis ins hohe Alter hinein las. Daneben hatte er freilich auch ganz andersartige litterarische Liebhabereien: mit Eifer verfolgte er wirkliche oder erdichtete Kriminalgeschichten, wobei er durchaus nicht besonders wählerisch war.

Eine Charakteristik Bunsens darf an seiner Thätigkeit als Lehrer nicht vorübergehen. Diese war gewiß ebenso bedeutungsvoll wie seine Wirksamkeit als Forscher. Schon die Namen seiner berühmten Schüler sind dafür ein beredtes Zeugnis. Aber viel größer noch ist die Zahl derer, auf die er durch sein Beispiel im Laboratorium und durch seine so überaus anregenden Vorlesungen gewirkt hat. Sein Vortrag war einfach und anspruchslos, dabei durch eine große Anzahl eigenartiger Versuche erläutert. Bei der Vorführung seiner eigenen Arbeiten blieb sein Name ungenannt; aber unter seinen Zuhörern war immer eine Anzahl Wissender, auf deren Zeichen dann ein donnerndes Beifallsgetrampel ausbrach. Bunsen, dem dies infolge der langjährigen Erfahrung schließlich nicht mehr unerwartet kam, wußte es meist so einzurichten, daß im kritischen Moment der Schluß der Vorlesung erreicht war, so daß er sich mit einer raschen, etwas verlegenen Bewegung vor dem Beifallssturm flüchten konnte. Auch der Unterricht im Laboratorium trug das besondere Bunsensche Gepräge: man ging nach Heidelberg, um Spektralanalyse und Gasanalyse zu lernen. Die für letztere erforderlichen Meßapparate mußte sich jeder Praktikant selbst anfertigen und sorgfältig ausmessen — das war mühsam und zeitraubend, aber man lernte exakt arbeiten. Bunsen nahm selbst das größte Interesse an diesen Arbeiten; doch verschmähte er es ebensowenig, gelegentlich dem Anfänger die eine oder andere der zahlreichen von ihm eingeführten Methoden eigenhändig vorzuführen. In diesem Zusammenhange sei erwähnt, daß er ein sehr geschickter Glasbläser war, was ihm bei der Herstellung seiner zum Teil minutiösen Apparate außerordentlich zu statten kam. Sehr bewundert von seinen Schülern wurden seine „feuerfesten Fingerspitzen": er bedurfte kaum einer Zange, um von einem glühenden Tiegel den Deckel abzunehmen.

Bunsens Leben ist äußerlich ruhig verlaufen. Von ihm gilt genau, was Ludwig Boltzmann von Gustav Kirchhoff sagte: „Die großen Ereignisse vollzogen sich bei ihm lediglich im Gehege seines Kopfes" — und, darf man wohl hinzufügen, in den bescheidenen Räumen seines Laboratoriums.

Litterarische Rundschau.

Die Zeichen mehren sich, daß die Zeit nicht mehr fern, wo neben dem litterarischen Wahrheits- und Wirklichkeitsfanatismus eine Neuromantik emporsteigt, auf deren Altären wieder das heilige Bild der „Schönheit" steht. In der Lyrik hat sich diese Reaktion wider den Naturalismus seit einiger Zeit ein besonderes Organ geschaffen, das, ursprünglich nur für eine auserwählte, durch persönliche Beziehungen beschränkte Gemeinschaft von Künstlern und Kunstfreunden bestimmt, jetzt seine Stimme in weitere Kreise hinauszusenden beginnt. Zu dem Zwecke haben die **Blätter für die Kunst**, die vornehmlich auf die Namen Hugo von Hoffmannsthal und Stefan George getauft sind, neuerdings eine Auslese aus ihren Jahrgängen 1892 bis 1898 veranstaltet und sie in einem gehaltvollen, mit gewählter Vornehmheit ausgestatteten Bande einem größeren Publikum dargeboten (Berlin, Georg Bondi). An der Spitze ihrer Veröffentlichungen stand einmal der Leitsatz: „Wir wollen die geistige Kunst auf Grund der neuen Fühlweise und Mache — eine Kunst für die Kunst — und stehen deshalb im Gegensatz zu jener verbrauchten und minderwertigen Schule, die einer falschen Auffassung der Wirklichkeit entsprang ... In der Kunst glauben wir an eine glänzende Wiedergeburt." Diese Wiedergeburt aber schien ihnen nur möglich, wenn es wieder eine Kunst gäbe, die frei von jedem Dienst, über dem Leben, nachdem sie das Leben durchdrungen hat, eine Kunst aus der Anschauungsfreude, aus Rausch, Klang und Sonne. Man hat dieser ganzen „Artistenkunst" vorgeworfen, sie sei zu südlich, zu wenig deutsch; nicht ganz mit Unrecht, wie mir scheinen will, denn der Hinweis auf das mittelalterliche Bedürfnis des deutschen Wesens, im Süden, jenseits der Alpen seine Ergänzung zu suchen, will doch unseren endlich zur stammeseigentümlichen Selbständigkeit erwachten Tagen nur schlecht taugen. Neben Goethe wird Jean Paul, „der suchende, der sehnende," der unserer Sprache die glühendsten Farben gegeben und die tiefsten Klänge, bewundernd gepriesen als der „Vater der ganzen heutigen Eindruckskunst", des Impressionismus, jener Kunstweise, die uns aus der modernen Malerei, dem prophetischen Herold der Künste, längst bekannt und geläufig ist. Klare und bestimmte Deutlichkeit der Umrisse und Linien oder gar plastische Körperlichkeit wird man in dieser Kunstart nicht suchen dürfen, dafür aber alles das finden, was in Gefühl, Stimmung und Ahnung durch den vorherrschenden, zunächst auftretenden und wirkenden Eindruck in uns mit erlöst wird. Man wird dabei — und die Verkünder der neuen Kunst selber sind dankbar genug, diese Namen nicht zu verschweigen — an Baudelaire, Gautier, Swinburne, Rossetti, Wagner, Böcklin, Klinger u. a. denken, doch aber auch, sobald man in ihren Liedern, Legenden und Phantasien ein wenig heimisch geworden, das Neue nicht verkennen, das die Jünger dieses poetischen Evangeliums bieten: außer der strengsten, von innen heraus erzogenen Formtechnik in Rhythmus und Reim gilt vor allem die Stimmung als ein Kunstideal, dessen Reinheit ihnen heilig und unverletzlich ist, sucht ein jeder nach einem ihm allein gegebenen und angemessenen Stil, der aus seiner eigensten Individualität geboren. Stefan George, ein Lyriker par excellence, eröffnet mit Legenden, Hymnen, Pilgerfahrten, Algabal, Sagen und Sängen die vorliegende Sammlung. Da es mir hier nur darauf ankommt, sie in ihrer Eigenart zu kennzeichnen, gebe ich die Worte wieder, mit denen der theoretische Impressario der Gruppe, Karl August Klein, ihren Inhalt geschildert hat: „Jedes einzelne Gedicht ist ein Bild, eine Scene. Handelnde Person ist überall die Seele des modernen Künstlers. In den Hymnen sehen wir sie mit noch deutlicher Weltfreude über Gärten und Uferlandschaften schweben, in den Pilgerfahrten tritt sie uns entgegen unter dem Symbol des Wanderers mit sehnsüchtigen aber unterdrückten Leidenschaften, in Algabal unter dem Symbol des byzantinischen Imperators, der im Rieseln der Metalle und überreichen Gewänder sich zu Tode trauert. Im ersten Buch herrschen Trompete und Pauke vor, im zweiten Leier und Flöte, im dritten lange vibrierende Fiedelstriche, die wie Verzweiflung klingen und den Sinn verwirren." Zur Probe — ich behalte genau die Druckart bei, weil diese nicht ohne Bedeutung — ein Gedicht aus der letzten Sammlung, dem „Jahr

der Seele", darin sich übrigens schon deutlich eine Neigung zur unmittelbaren lyrischen Vergeistigung im Sinne der älteren Poetik kundgiebt:

Nach der Lese

Komm in den totgesagten park und schau!
Der schimmer ferner lächelnder gestade
Der reinen wolken unverhofftes blau
Erhellt die weiher und die bunten pfade.

Dort nimm das tiefe gelb das weiche grau
Von birken und von buchs · der wind ist lau,
Die späten rosen welkten noch nicht ganz
Erlese küsse sie und flicht den kranz.

Vergiss auch diese lezten astern nicht!
Den purpur um die ranken wilder reben
Und auch was übrig blieb von grünem leben
Verwinde leicht im herbstlichen gesicht. —

Licht, Glanz, Wärme, Schönheit — das sind die Sonnen, um die alle Gedanken dieser „Schule" kreisen. Auch bei Hugo von Hoffmannsthal, der doch lange nicht so ausschließlich Lyriker ist wie Stefan George und sich mit dramatischen Dichtungen wiederholt schon die Bühne erobert hat. Seine Art ist weicher und weiblicher als die seines älteren Genossen; er sieht die Dinge nicht mehr so wirklich, rein und bloß wie jener, sondern umwindet sie gern mit Reflexionen, die sie uns vertrauter erscheinen lassen. Wenn der erhabene Vergleich nicht falsch gedeutet wird, so möchte man bei George an Äschylos oder Sophokles, bei Hoffmannsthal an Euripides denken. Deshalb folgen wir ihm auch weit leichter und befriedigter als dem anderen, der ein gut Teil Mühe des Nachdenkens von uns fordert und sie oft nur karg belohnt. Er kommt uns entgegen und giebt auch den Dingen, deren Natur uns groß und abschreckend erscheint, einen freundlichen, uns und unserem Herzen holden Sinn. Tizian und Böcklin sind seine bewunderten, begeisterungstrunken gepriesenen Kunstideale, die Antike und die Renaissance die liebsten Stätten seiner Dichtung. Doch auch heimische Naturgefühle weiß er lyrisch wundervoll zart und voll auszuschöpfen:

Vorfrühling

Es läuft der frühlingswind
Durch kahle alleen,
Seltsame dinge sind
In seinem wehen.

Er hat sich gewiegt
Wo weinen war
Und hat sich geschmiegt
In zerrüttetes haar.

Er schüttelte nieder
Akazienblüten
Und kühlte die glieder
Die atmend glühten.

Durch die glatten
Kahlen alleen
Treibt sein wehen
Blasse schatten

Und den duft
Den er gebracht
Von wo er gekommen
Seit gestern nacht.

Lippen im lachen
Hat er berührt,
Die weichen und wachen
Fluren durchspürt,

Er glitt durch die flöte
Als schmelzender schrei
An dämmernder röte
Flog er vorbei.

Er flog mit schweigen
Durch flüsternde zimmer
Und löschte im neigen
Der ampel schimmer.

Ich lasse es mit dieser Charakteristik der Gruppe bewenden, ohne auf die anderen Mitglieder: Paul Gerardy, Karl Wolfskehl, Leopold Andrian, Richard Perls, Oskar Schmitz, Ernst Hardt, Karl Gustav Vollmöller, August Oehler u. s. w. besonders einzugehen, empfehle aber allen, die sich nach Klängen der Schönheit und Freude sehnen und nicht so anspruchsvoll sind, auf jungen Frühlingsbäumchen gleich reife Früchte wachsen zu sehen, sich mit den „Blättern für die Kunst" näher bekannt zu machen.

Auch Max Dauthendey hat sich mit ein paar Versen der Gruppe angeschlossen, daneben aber kürzlich eine eigene Sammlung lyrischer Gedichte, **Reliquien** (Minden, J. C. C. Bruns' Verlag), in zweiter Auflage erscheinen lassen. Es steckt viel offensichtlich Gekünsteltes und Geziertes in diesen impressionistischen Kleinigkeiten, von denen keine über den ganz flüchtigen Hauch oder Einzelton hinwegkommt, man muß demnach zweifeln, ob Dauthendey jemals ein lyrischer Dichter werden wird, aber ein lyrischer Empfinder ist er, weich und stimmungsreich, jedem Eindruck der Natur schmelzend hingegeben. Über seine sonderbaren Farbenempfindungen hat man es leicht, die Schale des Spottes auszugießen, wenn er von „jungen, blauen Herzen", von „silbernen Winden", vom „rötesten Lachen" spricht oder „blauen Himmelsklang im Munde" zu haben wähnt. Auch seine Reimkünste sind weit eher Spielereien als Kunstmittel:

Draußen rinnen die weißen Flocken,
Um den weißen Platz hocken die Häuser weiß und grau.
Die stillen dunkeln Häuser,
Drinnen die heißen Menschen funkeln ...

und wenn er einmal Miene macht, statt der Farbentöne Gedankenaccorde zu geben, wirbelt Sinn und Unsinn in einem „stammelnden Hexensabbath" durcheinander, denen nur „Eingeweihte seiner Mysterien" Reiz abgewinnen werden. Gern möchte man die Hoffnung auf geläutertere Gaben auch hier sich an Strophen klammern lassen, die einfacher, ruhiger und verständlicher sind, wenn nur gerade in diesen mehr dichterische Eigenart und Selbständigkeit der Vorstellung wäre:

Laß mich in deinem stillen Auge ruhen,
Dein Auge ist der stillste Fleck auf Erden.

Es liegt sich gut in diesem dunklen Blick,
Dein Blick ist gütig wie der weiche Abend.

Vom dunklen Horizont der Erde
Ist nur ein Schritt
Hinüber in den Himmel,
In deinem Auge endet meine Erde.

Viel Verwandtes mit Dauthendey weist Richard Schaukal auf, der seinen vor längerer Zeit hier besprochenen „Tristia" neuerdings ein lyrisches Bändchen **Tage und Träume** (Leipzig, C. F. Tiefenbach) hat folgen lassen, leichte Gelegenheitsverse, die nur vereinzelt einige hübsche Wendungen haben und anekdotischen Erlebnissen gefälligen Schliff zu geben wissen.

Dichterisch weit ernster zu nehmen, weil aus seinem Schaffen ein ganzer Mann, eine volle und reife Persönlichkeit spricht, ist der Schweizer Karl Spitteler, der bei uns im Reiche eigentlich erst vor einigen Jahren durch seine scharf ausgeprägte Essaysammlung „Lachende Wahrheiten" recht bekannt geworden ist. Spitteler ist ein durch und durch gesundes Talent, das Feinsinn mit einer derb zugreifenden Natürlichkeit vereinigt. Kam er damals in dem Harnisch des litterarischen Kämpfers für seine persönliche Kunst- und Lebensanschauung, so naht er diesmal im friedlichen Gewande des romantischen Epikers. Sein **Olympischer Frühling** (Leipzig, Eugen Diederichs; geb. M. 3.50) ist eine in durchweg klangvollen und leichtbeschwingten gereimten Alexandrinern geschriebene Dichtung, reich an hervorstechenden Einzelschönheiten, kühn und groß in der poetisch-philosophischen Anschauungskraft ihrer Gesamtidee. Indem der Dichter seine olympischen Götter unsere Erde und deren Schönheiten entdecken und kosten läßt, macht er seine Leser zu freudigen Teilnehmern an diesen Entdeckungswonnen. Man erkennt, daß sich ein ganzes Leben in diesem Werke spiegelt, ein Leben mit all seinen trüben und heiteren Gedanken, eine zu dichterischen Gebilden krystallisierte Weltanschauung.

Schon vorhin, bei der Besprechung der „Blätter für die Kunst", ward angedeutet, wieviel diese neuromantische Kunstrichtung dem Auslande zu danken hat. Vornehmlich der englische Präraffaelismus hat ihr stark vorgearbeitet. Was sie insbesondere Dante Gabriel Rossetti verdankt, lehren dessen soeben zum erstenmal in deutscher Übersetzung hervortretende Sonette **Das Haus des Lebens** (Leipzig, Eugen Diederichs; geb. 4 Mk.). In der Künstlermonographie, die unsere „Monatshefte" dem genialen Meister vor einiger Zeit gewidmet haben (Februarheft 1899), war von diesen Sonetten, die eine so bedeutsame Rolle in seinem Leben gespielt haben, wiederholt die Rede. Sie befanden sich mit unter den Manuskripten, die Rossetti seiner leidenschaftlich geliebten Frau (Elizabeth Eleanor Siddal) mit in das Grab legte und die uns für immer verloren geblieben wären, wenn es den Freunden des Dichters nicht gelungen wäre, ihn im Jahre 1870 zur Ausgrabung der Blätter zu veranlassen. Eine feinsinnige Charakteristik der Sonette, die ich bei abermaliger Durchsicht fast in jedem Zuge bestätigt finde, enthält schon der angeführte Aufsatz; weshalb ich sie mir hier wohl ersparen darf. So tief und fromm erfaßt in ihrer heiligsten Poesie ward die Liebe selten wie in diesen herrlichen Gebilden einer vollendeten Empfindungs- und Gedankendichtung. Unter Frau Professor Loesches und Miß Alice Maddocks sprachkundigem Beistand hat nun Otto Hauser die Sonettenfolge ebenso treu wie gewandt übersetzt, die Verlagshandlung sie uns in gediegenster, ruhig-vornehmer Ausstattung dargebracht, so daß das liebliche Werk jetzt auch unserer Litteratur einverleibt ist. Eines der weichsten und innigsten Gedichte aus der Sammlung stehe hier als Zeugnis für das Ganze:

Stiller Nachmittag.

Lieb, deine Hände ruhn im langen Gras, —
Sind Blüten zart die Fingerspitzen nicht?
Du lächelst still. Bald ist die Wiese licht,
Bald matt, verdunkeln Wolken den Topas

Des Himmels. Rings, soweit das Auge maß,
Um unser Nest stehn Butterblumen goldig,
Am Hagdorn wilder Fenchel silberdoldig. —
Sichtbare Ruh, still wie das Stundenglas.

Libelle dort hängt am besonnten Stiel,
Ein blauer Faden, der vom Himmel fiel,
Wie diese Stunde, die er uns beschied.

O, schließ dein Herz an meins zu ewigem Bunde
In dieser wortlos süßen Liebesstunde,
Da zwiefach Schweigen unser Liebeslied.

Zu den fremden Vorbildern und Anregern des neuromantisch-symbolistischen Dichterkreises gehört auch Baudelaire, dessen Sehnsucht nach der Schönheit sich eine künstliche Traumwelt aus leuchtendem Marmor und glänzendem Metall in seinen Gedichten erbaute. Auch diesen Einfluß kann man jetzt an dem gediegenen Übersetzungsbande, den Paul Wiegler **Baudelaire und Verlaine** gewidmet hat (Berlin, B. Behrs Verlag; mit Buchschmuck von Edmund May), genauer verfolgen. Auch hier bei Baudelaire die Hinwendung zu einer kalten, unerregten Dichtung, einer weichlichen Schönheit, die nur in architektonischen Linien sich Genüge thut, ohne sonst Zwecke zu kennen, und so die Macht eines dekorativen Gemäldes erhält. Dabei eine ausgemeißelte Form, die nur zu vollendet sich glättet und deshalb die Wahrheit des inneren Lebens vermissen läßt. — **Paul Verlaines Gedichte** sind gleichzeitig in einer besonderen Übersetzung von Otto Hauser erschienen (Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt), demselben Wiener, der uns die Rossettische Sonettensammlung übertragen hat. Der Übersetzer hat aus den verschiedenen Epochen der Verlaineschen Dichtung sorgsam ausgewählt: die Poèmes saturniens (1866), sein unter dem Einfluß des Gautierschen L'art pour l'art entstandenes Erstlingswerk, sind durch

zehn Gedichte, die dann folgenden Fêtes galantes (1869) durch eine der schönsten und harmonischsten Gruppe „Rokoko“ vertreten. Auch aus der ganz aus eigenen Liebeserlebnissen geflossenen „Bonne chanson“ werden bezeichnende Proben mitgeteilt, desgleichen aus der kleinen Sammlung „Romances sans paroles“ (1873) und Verlaines 1884 erschienenen Hauptwerke „Sagesse“. Ergreifender als in irgend einem seiner Werke zeigt uns in diesem der „arme Lelian“ sein blutendes Herz; er selbst ist der verstoßene Kaspar Hauser, dem er ein Lied weiht:

Ich kam zur Stadt, ein Waisenkind,
Mein Reichtum nur die stillen Augen.
Was sollt ich unter Menschen taugen?
Sie fanden mich zu dumm, zu blind.

Da plötzlich, wie aus Himmelshöhn,
Kam's, als ich zwanzig Jahre zählte,
Ein Glühen, das mich neu beseelte —
Die Frauen fanden mich nicht schön.

Dann, königslos und heimatlos,
Im Kriege wär ich gern gestorben: —
Ich habe keinen Ruhm erworben,
Empfangen nicht den Todesstoß.

Kam ich zu früh, kam ich zu spät
In diese Welt? O, habt Erbarmen
Mit mir, dem Ärmsten aller Armen,
Und sprecht für Kaspar ein Gebet.

Auch die Sammlungen „Jadis et Naguère“ (1884), „Amour“ (1888), „Parallèlement“ (1889) und „Bonheur“ (1891) sind berücksichtigt, so daß wir in dem schmalen Bändchen wirklich einen charakteristischen Abriß des zerrissenen Lebens und Schaffens des unglückseligen Dichters erhalten. Theoretisch wichtig für die ganze symbolistisch-dekadente Schule, die Verlaine vertritt, ist folgende Apostrophe „An einen Dichter“, die Art poétique der Richtung:

Musik vor allen andern Dingen!
Das Unbestimmteste ziehe vor,
Denn nichts beschwere des Lauschers Ohr,
Er braucht die Rätsel nicht zu durchdringen ...

Gieb stets und ganz den Nuancen Raum —
Was soll die Farbe, die grelle, scharfe? —
Nur sie verschmelzen Geige mit Harfe,
Flöte mit Horn und Traum mit Traum!

Vermeide ganz am Schlusse die Spitze,
Das dumme Lachen vermeide ganz,
Dem Himmelsauge trübt es den Glanz,
Flieh das Banale, die Küchenwitze!

Die schöne Sprache, die laß nur sein,
Und auch dem Reime begegne kräftig,
Dräng ihn zurück, der allzugeschäftig
Uns führt bis in den Himmel hinein! ...

Es sei dein Lied einer Seele Sang,
Die selig flieht aus dem Weltgetriebe
Zu andern Himmeln, zu andrer Liebe,
Musik, Musik in jeglichem Klang! ...

Nach längerer Pause — und damit betreten wir wieder den altvertrauten deutschen Dichterhain — ist der Schwabe Eduard Paulus von neuem mit einem Bändchen Berglieder auf dem Plan erschienen, aus denen echt schwäbische Sangeslust, ein warmes Herz, tapfere Vaterlandsliebe und heiterer Natursinn sprechen. Er hat sie **Der Alte vom Hohen-Neuffen** (Stuttgart, J. G. Cotta) getauft, nach sich selbst offenbar und dem breiten, mit der gewaltigsten Burgruine des Württemberger Landes gekrönten Felsberg, der schwäbischen Alb. Von dieser hohen Warte der Landschaft wie der Geschichte — der Bau der Burg reicht nach Paulus' Forschungen bis in die Tage Theodorichs des Großen zurück —, im Ausblick auf einen weiten Gesichtskreis in Natur, Lebenserfahrung und vaterländischer Vergangenheit hat der „Alte“ diese „Berglieder“ gesungen: ihnen haftet bei aller Schlichtheit viel Hergebrachtes an, bei dem man an bekannte Namen besonders der schwäbischen Dichterschule denkt, aber es sind durchweg frische, gesunde, echt männliche und echt deutsche Klänge, ledig aller Künsteleien in Inhalt und Form. Am besten gelingen Paulus die „Lieder und Elegien“, die unmittelbar aus Stimmungen der ihm so innig vertrauten Landschaft herauswachsen; die großzügigen Geschichtsbilder, in denen sich der Dichter daneben vereinzelt versucht, wollen ihm nicht recht glücken, wohl aber die volkstümlich balladenhaften Weisen, mit denen er nach alter heimischer Überlieferung allvertraute, uns noch heute frisch im Gedächtnis lebende Gestalten unserer Sage und Geschichte verherrlicht. Zu dem Besten gehört jedenfalls das „Wanderlied“, mit dem der Band eröffnet wird:

Noch einmal, eh ich scheide
Aus dieses Lebens Traum,
Noch einmal auf die Heide
Zum grünen Waldessaum!
Die Berge will ich grüßen,
Die fern im Blauen stehn,
Derweil zu meinen Füßen
Die goldnen Ströme gehn ...

O wunderbare Weite
Hoch über Strom und Thal,
Die Sonne mir zur Seite
Im hellen Himmelssaal!
Oft in den Wolkenbergen
Sah ich ein göttlich Licht,
Sie schienen zu verbergen
Allvaters Angesicht.

Dem Zusammenhang mit der volkstümlichen Ader in unserer Dichtung, dessen sich Paulus rühmen darf, verdankt auch Gustav Falke die besten Gaben in seiner neuesten Gedichtsammlung **Mit dem Leben** (Hamburg, Alfred Janssen). Auch diesmal wieder sind ihm eine Reihe frischer, leichtbeschwingter Lieder gelungen, die zu dem Besten gehören, was unsere an der alten Tradition festhaltende Lyrik hervorgebracht hat. Feines musikalisches Gefühl hat hier Stormschen und Geibelschen Nachklängen eine neue Melodie zu geben gewußt. Die rechte persönliche Note freilich fehlt bei näherem Hinhorchen, und im Vergleich zu den früheren und frühesten lyrischen Schöpfungen Falkes

(„Tanz und Andacht“, „Zwischen zwei Nächten“, „Neue Fahrt“) kann man aus den vorliegenden Blättern nur schwer eine Entwickelung herauslesen. Doch erscheint mir der Lyriker Falke unendlich viel ernster und ehrlicher als der gequälte Romanschriftsteller, der sein Instrument durchaus auf den impressionistischen Ton stimmen möchte. Sehr gut steht seinem jüngsten Bande ein gewisser, schalthaft-heiterer Plauderton, der die kleinen, unscheinbaren Freuden des Hauses hübsch und anmutig zu vergolden weiß: ein idyllischer Zug, der ein wohliges Behagen ausströmt und Herz und Gemüt erwärmt.

Ein wenig von dieser inneren Ruhe thäte dem leidenschaftlich aufgeregten Gefühlssturme not, der durch Hermione von Preuschens „erlebte Gedichte“ **Vom Mondberg** rast (Zürich, Caesar Schmidt). Ihrem „Dämon“ hat die Dichterin ihre fessellosen Poesien zugeeignet:

Wenn Lebenswellen mich brandend umwogen,
Mein ganzer Himmel hängt wolkenumzogen,
Wenn ich verzweifle, wenn ich verzage,
Keine Ruh, keine Rast, keinen Frieden erjage,
Dann bet ich zu dir, mein Dämon, zu dir,
Errette mich!

Und du kommst durch brausende Lüfte gezogen,
Du entsteigst den weißschäumenden, wallenden Wogen,
Zäh umwetterst, umbrandest, umflutest du mich.
Errette mich!

Da durchschütterst du wild mich, in Wonnen und Weh,
In quellenden Düften, in Firnenschnee,
Die Welt durchrasen wir, auf und ab,
Es öffnen sich Himmel, es gähnt uns das Grab,
Errette mich! ...

Diese wilde, nervöse Aufgeregtheit, die sich den Anschein von wunder welcher Tiefe zu geben sucht und doch immer nur Schnitzel kräuselt, steigert sich von Blatt zu Blatt bis zu pathologischer Höhe. Eine Individualität, die sich rücksichtslos zu geben wagt und jeder anderen, die ihr „Gemach, gemach!“ zuruft, in heilig glühendem Zorn ihren Fehdehandschuh zuwirft, müssen wir in diesen ungestauten Expektorationen vielleicht achten — einen reinen poetischen Genuß darf sich niemand vom „Ultraviolettschatten des Mondbergs“ versprechen.

Was sich bei Hermione von Preuschen auf dem Gefilde der angebeteten „Schönheit“ hält, das ergießt sich bei Marie-Madeleine, die man aus mehr als einem Grunde ihre, die Meisterin übrigens noch übertrumpfende Jüngerin nennen könnte, in das uferlose Meer der Liebe. (**Auf Kypros.** Berlin, Vita, Deutsches Verlagshaus.) Der Sturm wird zum Orkan, die Flamme zur lodernden Feuersbrunst:

Mein schwarzumschattetes Augenpaar
Soll dir entgegengluten,
Und es soll mein wildes dunkles Haar
Über deine Schultern fluten.

Mit meinem weichen, wollüstigen Mund
Will ich dein Herzblut trinken
In der Sommernacht, in der Mitternachtstund,
Wenn die Wellen sinken und winken ...

Doch ist weit mehr Mannigfaltigkeit in ihren phantasievollen Bildern: eine Buntheit der Gestalten, die zuweilen des spannenden novellistischen Reizes nicht entbehrt. Im Grunde aber herrscht auch hier immer wieder jene erotische Schwüle, die Begierde für Liebe und Worttrunkenheit für Poesie hält.

So wenig mit hoher, großer Kunst eine Reihe anderer Gedichtbücher, die noch eines kurzen charakterisierenden Wortes harren, zu thun haben mögen, nach dieser überpfefferten Kost sind sie eine erquickende Labe. Ein hübsches Talent für jene behende weibliche Gelegenheitspoesie, die all und jedes im Wechsel der Tage, draußen wie drinnen mit dem leichten Schaumgold ihrer mehr gereimten als gedichteten Verschen umspinnt, ist Elise Müller, die nur ihren leichten Strophen einen weniger männlichen Titel als **Frisch von der Schmiede** (Stuttgart und Wien, Jos. Rothsche Verlagshdlg.) hätte geben sollen. Sonst hat sie doch die Grenzen und Eigenschaft ihrer freundlichen Begabung besser erkannt, wenn sie singt:

Nicht mit fliegenden Locken
Lächelt sie dem Genie,
Nicht auf goldenen Socken
Nahet die Poesie;

Keine lodernden Blicke
Und kein quellender Mund,
Nichts von lärmendem Glücke
Ladet zum fröhlichen Bund:

Schlicht die Haare gewunden,
Ernst das reine Gesicht,
Glatt mit Lorbeer umbunden
Sinnend steht das Gedicht.

Eine recht anerkennenswerte Formgewandtheit, aber wenig Eigenart in Auffassung und dichterischem Ausdruck verraten die Gedichte von Julius Koch: **Im Frühglanz** (Leipzig, Eduard Avenarius), wenigstens die Liebeslieder und Naturbilder. Dagegen zeichnet die Balladen und erzählenden Gedichte, die den Beschluß der Sammlung machen, eine gewisse Frische und Unmittelbarkeit der Anschauung aus, vornehmlich dort, wo der junge Bremer historische Gestalten seiner Heimat zum Leben erweckt oder in die Landschaft hinauszieht, um Figuren aus dem Volke in ihrer stimmungsvollen Umgebung zu zeichnen. Gedichte wie „Herr Balthasar von Esens“, „Anke“, „Heimkehr“, „Not lehrt beten“ und „Die Schuhe der Mutter“ verdienten durch unsere volkstümlichen Blütenlesen in weitere Kreise getragen zu werden: es steckt Gemüt, ein gesundes Empfinden und vor allem das richtige Verständnis für die schlichte Gefühls- und Vorstellungswelt unseres Volkes darin. Rücksichten auf den Raum verbieten uns leider, Proben daraus zu geben.

Leichter und lustiger tummeln sich die Lieder und Schwänke, die Friedrich van Hoiss als **Bunte Schmetterlinge** (Leipzig, Eduard Avenarius) in die Welt hinausflattern läßt. Es sind viele recht hübsche singbare Lieder dabei, von denen einige auch bereits ihren Komponisten gefunden

haben. Ein launiger Humor, welcher sich nach Scheffels und Baumbachs Art gern mit Wein, Weib und Gesang befaßt, aber auch die handfeste Anekdote nicht verschmäht, wird dem anspruchslosen Büchlein viele Freunde werben, zumal da der Verfasser bei aller Leichtigkeit seiner Reimereien eine gut deutsche Gesinnung zur Schau trägt und seine Leier wiederholt mit bestem Erfolge in den Dienst vaterländischer Kreise, u. a. des Deutschen Sprachvereins gestellt hat.

Ein offenbar noch sehr junger Herr ist Leo Lenz oder wie er sonst im bürgerlichen Leben heißen mag, der Autor des **Heiligen Lachens** (Dresden und Leipzig, Carl Reißner), einer bunten Schüssel von allerhand „Dichtungen“ und lyrischen Kleinigkeiten, satirischen Radierungen, Aphorismen, Märchen, Skizzen, Phantasien u. s. w. Manches darunter nicht ohne einen gelegentlichen Silberblick echter poetischer Empfindung, im Grunde aber doch noch so voller studentischer Unreife, daß man an dem vorzeitigen Flug in die Öffentlichkeit keine Freude haben kann.

Aus seiner Jugendlichkeit und auch wohl Unreife eine Tugend macht und darf dagegen der Musenalmanach der Berliner Studenten machen, den diese **Dem neuen Jahrhundert** darbringen (Berlin, Hermann Walther). Solches Unternehmen faßt eben jeder gleich als eine Palästra auf, in der die jungen ungelenken Glieder erst geschmeidigt werden sollen. Man sieht es der ziemlich umfangreichen Sammlung jedoch beim ersten Durchblick an, daß kundige kritische Hände sie durchgesiebt haben, bevor sie in die Welt hinauszog: die Brüder Hart, die das Censorenamt übernommen hatten, werden zum Teil nicht leichte Arbeit gehabt haben, und wir werden ihnen, um mit Lessing zu reden, mehr noch für das dankbar sein müssen, was sie uns vorenthalten, als was sie uns gegeben haben. Ein Einzelner ragt nicht gerade auffallend und imponierend aus der Allgemeinheit empor; der Gesamteindruck bleibt der eines guten lyrischen Durchschnitts, der übrigens, zu unserer Freude, viel weniger im Pessimismus befangen ist, als man zur Zeit der Dekadence fürchten sollte. Diese ist eigentlich in ihrer ganzen Fülle nur in einem der Mitarbeiter, Otto Werden, vertreten, dem freilich ein außergewöhnlich starker Raum vergönnt ist. In seinen zum Teil social gefärbten Liedern spürt man wirklich etwas vom großstädtischen Leben, er hat einen scharfen Blick für seine Umgebung und den kecken Mut, sie zu packen. Außer ihm wissen nur wenige die flatternden Gebilde ihrer Phantasie zu dichterischen Bildern zu ballen — vielleicht wären noch Radbruch, Warbola, Sydow zu nennen. Aber eigenartige, neue Töne, aus denen man schon etwas von den Symphonien des neuen Jahrhunderts heraushören könnte, eine starke Persönlichkeit habe ich in dem umfangreichen Bande nicht entdecken können. Sein Wert ist mehr kulturhistorischer denn rein poetischer Natur. Sehr ansprechend, gewählt in der Erfindung, zart und sicher in der Zeichnung erscheint der Buchschmuck von Hans Sewig.

Unter der Überfülle ihrer Ernte leidet die Sammlung, die Kurt Holm **Meine Welt** getauft hat (Berlin, S. Calvary u. Co.). Wer aus dem fast zweihundert Seiten starken Bande eine Auslese von etwa zwölf bis fünfzehn Gedichten treffen dürfte, würde sich um den jungen Dichter ein Verdienst erwerben. Was dieser Auszug enthalten würde? Wenig oder gar nichts von den billigen lyrischen Reimereien, die sich um die blonden oder braunen Heldinnen der ersten Liebesgefühle, um die Marien, Lieschen, Olgas, Almas, Elsas, und wie sie sonst noch heißen mögen, mehr oder weniger üppig ranken, desto mehr aus den jüngsten Gedichten, die die letzten Seiten füllen und mit reiferer Form auch einen reiferen, ernsteren und männlicheren Inhalt gefunden haben.

Die poetische Erzählung pflegen zwei Lyriker-Bändchen, die in zierlich-eleganter Ausstattung — ein Schmuck für jedes Damenstübchen — bei der Deutschen Verlagsanstalt (Stuttgart und Leipzig; je 3 M. geb.) jüngst herausgekommen sind. Reinhold Fuchs ist unseren Lesern aus wiederholten anerkennenden Besprechungen, zuletzt seiner Sammlung „Strandgut“, vorteilhaft bekannt: ein anmutiges Talent, das seine Stärke in einer sich einschmeichelnden, leichtbewegten Diktion hat, in einer novellistischen Komposition, die Spannung auch durch feinere, innere Schilderungsmittel zu erzielen weiß. Zum Vorlesen eignen sich die **Herzenskämpfe**, drei Erzählungen in Versen, vortrefflich: „Yolande von Blonay“ ist ein Sang aus der savoyischen Troubadourzeit, „Gesühnte Schuld“ spielt in den Urwäldern Wisconsins, „Helga“ ist eine Dichtung aus Shetland, die bereits ins Englische übertragen. — Wie diese, so haben auch Jakob Schiffs **Gedichte**, deren Kern gleichfalls in größeren poetischen Erzählungen besteht, zum Teil in öffentlichen Vortragssälen bereits ihre Feuerprobe bestanden. Doch scheint es mir, als wirkten sie beim stillen, einsamen Lesen durch die innerliche Art, mit der sie seelische Motive behandeln, noch tiefer und nachhaltiger. Gedichte wie „Die sechste Bitte“ oder „Gwendoline“ sind Glanzstücke ihrer Art. Auch manches rein lyrische gelingt dem liebenswürdigen Verfasser, wenn sich auch hier deutlich die Neigung zum Balladenhaften, Epischen oder pointiert Anekdotischen verrät. Jedenfalls ein Büchlein, das uns wirklich etwas zu sagen hat und uns festzuhalten vermag. Viel Sinniges enthalten die fein geschliffenen Sprüche, auf die ich besonders aufmerksam machen möchte.

Und nun zu dem Besten, was mir bei dieser jüngsten großen Musterung auf den weiten Gefilden der Lyrik begegnet ist! Leider kann ich den Ruhm daran nicht der Gegenwart zu gute schreiben; denn was ich meine, ist Gold aus den Schächten der Vergangenheit. Unter dem Titel **Aus deutscher Seele** (Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag; geh. 2,50 Mk., geb. 3 Mk.) hat Dr. Ludwig Jacobowski, der sich durch wohlfeile Blütenlesen um die Vermittlung echter

großer Poesie an das Volk auch sonst schon Verdienste erworben, ein Buch deutscher Volkslieder zusammengetragen, das viele ältere Sammlungen dieser Art durch die feine Auswahl und den inneren Zusammenklang seiner Stücke tief in den Schatten stellt. Eine solche Auslese aus dem Wust der seit dem „Wunderhorn" neu ans Licht getretenen folkloristischen Einzelsammlungen zu geben, war es hoch an der Zeit. Immer mehr ging uns der Überblick verloren, der sichere Takt für das Wertvolle. Die Spreu vom Weizen zu scheiden, war deshalb des Herausgebers vornehmste Aufgabe, und der eigentliche ästhetische Wert seines Buches liegt, paradox gesprochen, in dem, was er uns **nicht** gegeben hat. Dazu gehört auch der sonst wohl bei solchen Büchern hergebrachte umständliche kritische Apparat, der der unmittelbaren Wirkung des Inhalts im Grunde doch nur Abbruch thun würde. Jacobowski hat seinen aus fünf Jahrhunderten geschmackvoll zusammengetragenen Stoff in Abschnitte gesondert, die dem inneren Wesen der Volkspoesie jedoch nicht den geringsten Zwang anthun: der Dichter hat bei aller Ordnung doch sehr wohl die Buntheit und farbige Mannigfaltigkeit der leicht beieinander wohnenden Gefühle und Stimmungen des Volksgemütes zu wahren gewußt. Deshalb schüttet uns sein Buch auch, wo man es aufschlagen mag, seine reichen, glänzenden Schätze entgegen, blank und frisch, als seien sie eben aus dem Schoße der Mutter Erde gegraben. Wir empfehlen das prächtige Buch allen Liebhabern echter Poesie als treuen Haus- und Herdgenossen!

Ein heiterer Epilog zum Schluß! Vor mir liegt ein in das lockende Moselweingrün gekleidetes Büchlein: **Der Sängerkrieg zu Trarbach**, Beiträge zur Geschichte des Wettbewerbs um den Preis für das beste Moselweinlied, zusammengestellt von **Johannes Trojan** (2. Auflage. Trarbach a. d. Mosel, Georg Balmer; geh. 2 Mk., geb. 2,50 Mk.). Man wird sich erinnern, wie im verflossenen Jahre das Trarbacher Kasino die Sänger Deutschlands zum Wettstreit um ein Mosellied aufforderte und welche Geisterscharen es damit rief. Die besten der damals eingelaufenen Lieder werden nun hier mitgeteilt, aber auch von den — weniger guten eine erkleckliche Anzahl: und es ist noch fraglich, wo mehr Witz, Humor und Fröhlichkeit zu finden, dort oder hier. Trojan hat es allerliebst verstanden, den ergiebigen Stoff, der so recht für seine Feder geschaffen, in origineller, aber doch schonendster Weise zu bearbeiten. Köstlich ist vor allem der Abschnitt „Preisrichters Leiden und Freuden"; er hat auch mich entschädigt und getröstet für ähnliche bittersüße Empfindungen und wird nebst den dann folgenden „Lesefrüchten" auch anderen eine heitere Stunde bereiten. F. D.

Mit der Wende des Jahrhunderts scheint, wie auf vielen Gebieten unseres geistigen Lebens, so auch in dem volkstümlichen Betriebe unserer **deutschen Sprachwissenschaft** eine Wandlung eintreten zu wollen. Ein ganzes Jahrzehnt lang, seit dem Erscheinen des aufsehenerregenden Büchleins Otto Schröders „Vom papiernen Stil" (1889) oder — um ein vielleicht noch bemerkenswerteres Datum zu nennen — seit der ersten Auflage der Wustmannschen „Sprachdummheiten" (1891), standen unsere populären sprachwissenschaftlichen Schriften unter dem Zeichen der reformatorischen Anklagelitteratur: gegen das leblose, verknöcherte „Tintendeutsch" und seine Begleiterscheinungen wurde von allen Seiten her ein Kampf geführt, dessen Leidenschaftlichkeit oft über das Ziel hinausschoß, der letzten Endes aber doch viel mehr Segen als Unheil gestiftet hat. Trotzdem wird man es nunmehr mit einer gewissen Genugthuung und Freude begrüßen dürfen, daß die Bewegung allmählich zurückflutet und wieder einer ruhigeren, sachlichen und **historischen** Betrachtung des Sprachlebens Platz macht. Gewissermaßen als Schlußwort jener nun überwundenen Kampfperiode erscheint uns die Aufsatzreihe, die Prof. Dr. **Otto Behaghel** in den „Wissenschaftlichen Beiheften zur Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins" veröffentlicht (Heft 17 und 18. Berlin, Verlag von Ferd. Berggold). Das Grundthema aller dieser Abhandlungen und Untersuchungen behandelt nämlich die Frage **Gesprochenes Deutsch oder geschriebenes Deutsch?** und beantwortet sie in einer so gründlichen, verständigen und gerechten Weise, daß die Abhandlungen in allen gemäßigteren Kreisen volle Zustimmung finden werden. Nachdem nämlich Behaghel in sorgfältiger, Wissenschaft und praktisches Leben gleich einsichtsvoll berücksichtigender Untersuchung die ganz verschiedenartigen Lebens- und Schaffensbedingungen des geschriebenen und des gesprochenen Deutsch aneinander abgewogen hat, erklärt er: „Wer all das unbefangen ins Auge faßt, wird nicht daran denken können, das eine als Maßstab für das andere zu betrachten. Es wäre unmöglich; aber wenn es auch möglich wäre, so wäre es verhängnisvoll." Wohl aber sei eine **Annäherung** beider möglich und durchaus erwünscht. Denn das geschriebene Wort und das gesprochene Wort, sie sind keine zwei getrennte Welten, weniger als je gerade heute, wo alles in die lebendige, laut oder leise widerhallende Öffentlichkeit hinausdrängt. Darum soll ein **beständiger Ausgleich** stattfinden zwischen den wohlberechtigten Forderungen beider Teile. Daß dabei aber die geschriebene Sprache der gesprochenen mehr und häufiger entgegenkommen muß als umgekehrt, liegt in der Natur der Sache: neben der Umgangssprache steht als mächtiger Rückhalt die Mundart. Nicht überall freilich in gleicher Stärke. Freieren Eingang in die Schriftsprache gestattet dem gesprochenen Wort der Süden, der Rhein,

während der Norden viel mehr auf seinem papiernen Schein besteht. Das ist kein bloßer Zufall, sondern hängt mit dem verschiedengearteten Wesen des Nieder- und des Oberdeutschen zusammen. Die schriftgemäßere Regelrichtigkeit des Norddeutschen entspricht dem großen Wert, den er überhaupt auf die Durchführung strenger Formen legt; der Süddeutsche liebt sich ungebundener, freier und eigenwilliger. Aber auch die Eigenheit der Sprache selbst leitet den Norddeutschen auf die Bahn der strengeren Sprachgestaltung. „Zwischen der Schriftsprache und seinem Platt ist der Abstand viel größer als der zwischen der Schriftsprache und den süddeutschen Mundarten; viel mehr also ist er darauf angewiesen, die schriftgemäße Rede nach den Regeln der Grammatik künstlich zu erlernen. Mit diesem starken Gegensatz zwischen Kunst und Natur ist aber zugleich die Möglichkeit gegeben, daß das Verhältnis zwischen Nord und Süd geradezu sich umkehrt, daß der Rückschlag dort viel stärker wird, daß der Norden viel mächtiger als der Süden die Umkehr zur Natur erstrebt, wenn einmal die Zeit erfüllt sein wird.“ Denn bestanden hat ja die Scheidung des geschriebenen und des gesprochenen Wortes zu allen Zeiten. Behaghel verfolgt den bald größeren, bald geringeren Zwiespalt durch die Geschichte unserer Sprache, von Gottfried von Straßburg und Wolfram von Eschenbach an bis zu Adelung und den Stürmern und Drängern. Dann kommt er auf unsere Zeit zu sprechen, und da ist es gleich erfreulich, wie vorurteilslos er die sprachlichen Fortschritte unseres gegenwärtigen Dichter- und Schriftstellergeschlechtes anerkennt und wie mutig er sich auf die Seite der Jugend, des Lebens, der frischen, freien Natur stellt: „Weit unbefangener und treuer,“ heißt es da, „als die Stürmer und Dränger des achtzehnten Jahrhunderts haben die der lebendigen Rede gelauscht, die nach einem Jahrhundert des Rückschritts die Arbeit wieder aufnahmen, die neuen Stürmer und Dränger. Und gerade da sind sie zumeist aufgestanden, wo der Geist der sprachlichen Regel am stärksten waltet, auf norddeutschem Boden. Was sie schrieben, ist nicht immer erfreulich. Und die Flut beginnt bereits sich zu verlaufen; der Drang nach Wirklichkeit macht bereits dem Sehnen Platz nach dem Dämmerschein der Romantik. Und doch ist uns bleibender Gewinn erwachsen. Im Kampfe zwischen der Vergangenheit, der starren Gebundenheit und der Gegenwart, der freien Bewegung ist heute und wohl auf geraume Zeit hinaus das Zünglein nicht mehr schwankend, sondern der Sieg gehört der Freiheit, dem Leben, soweit von Sieg die Rede sein kann in einem Streit, der immer sich erneut und ewig sich erneuen muß. Daß dies der Gang der Dinge geworden, das hätten jene Männer nicht allein zu stande gebracht. Es mußte hinzukommen, daß der gesamte Entwickelungsgang des deutschen Geistes in dieser Richtung sich bewegte. Der Gegensatz zwischen gesprochenem Wort und geschriebenem Wort läßt sich auf einen noch tieferen Gegensatz zurückführen. Der Geist des geschriebenen Wortes — er bedeutet das Verleugnen des eigenen Selbst, die Verbeugung vor Mächten außer uns, vor der Gewalt der Vergangenheit, vor der Gewalt des Auslandes. Der Geist des gesprochenen Wortes — er bedeutet die Selbstherrlichkeit des wirklich Empfundenen, das Ausleben höchst persönlicher Eigenart. Dieser Geist der Wahrheit muß wachsen in dem Maße, als bei der Gesamtheit wie bei dem Einzelnen das Vertrauen wächst in die eigene Kraft, auf das Recht des eigenen Sondertums.“ Ein solches Auswachsen haben wir in den letzten Jahrzehnten unserer Geschichte erleben dürfen, vor allem an dem unvergleichlichen Werk Bismarcks, der mit seinem ausgeprägten Sinn für das Wirkliche nicht nur durch seine politische Thaten der Überwinder der Vergangenheit, der Schöpfer der großen nationalen Bewegung war, sondern auch in seinen Worten ein stark und weit wirkendes Beispiel für die heilsame innere Ausgleichung zwischen geschriebenem und gesprochenem Deutsch gegeben hat. „Fichte hat seine Hörer hingerissen mit einer Beredsamkeit, die ganz schüchtern nur und vereinzelt Töne des gesprochenen Wortes erklingen läßt. Die Männer der Paulskirche haben die Grundrechte erörtert in zumeist höchst akademischen Reden. Dagegen in Bismarcks Reden die Abkehr vom Alten, Gebundenen, die Zuwendung zum Neuen und Bewegten. Wir wissen, daß nicht leicht ihm die Rede von den Lippen floß. Dieser Mann hat keine Zeit gehabt, seine Sätze voraus zu bedenken, zu glätten und zu feilen; er hat nicht Worte gesucht, um zu reden; er hat nicht fertig gemünztes Wortgepränge ausgegeben. Wie die Gedanken ihm zufluten, so sucht er sie zu gestalten, im Ringen mit dem Ausdruck, im Suchen nach dem Wort, das genau die Vorstellung deckt. Da mag es ihm wohl begegnen, daß das Satzgebäude aus den Fugen gerät, daß aus zwei gangbaren Wendungen eine dritte, noch nicht erhörte, geprägt wird, daß die Teile nicht so zusammenstimmen, wie die strenge Regel es verlangt. Mit vollkommener Frische und Unmittelbarkeit werden die Sätze vor uns hingestellt, selbständig, nicht selten lose gegliedert, Musterleistungen der echten mündlichen Rede, wie nur der sie zu schaffen vermag, der wirklich etwas zu sagen hat. Das war ja das Große bei dem ersten Kanzler des Deutschen Reiches, daß er allüberall gehandelt hat nicht irgend welchen theoretischen Forderungen zuliebe, nicht nach dem Gebrauche, nach der Überlieferung, sondern heraus aus den unmittelbaren Forderungen des Tages, des Lebens. Nur so gedeiht die wahre Kunst des Staatsmanns, nur so gedeiht echte deutsche Rede.“

Eine Sammlung dichterischer Äußerungen über unsere Sprache bietet ein hübsch ausgestattetes Büchlein, das nach einer Schrift des siebzehnten Jahrhunderts sinnig und treffend zugleich **Teutscher Sprache Ehrenkranz** benannt ist (Berlin, Verlag des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins). Was seit Otfrieds Tagen bis auf die jüngste

Gegenwart von deutschen Dichtern unserer Muttersprache zu Liebe und zu Leide gesungen und gesagt worden, das hat hier Belesenheit und Fleiß, sprachwissenschaftliche Schulung und geschichtliche Kritik zweier auch sonst äußerst verdienter Vorstandsmitglieder des Sprachvereins zusammengetragen, gesichtet und bearbeitet, so daß ein in seiner Buntheit doch übersichtliches und einheitliches Gebilde zu stande gekommen ist. Als Ziel der Veröffentlichung ist eine Zusammenfügung des überhaupt Vorhandenen — nicht nur eine bloße willkürliche Blütenlese des „Besten“ — angestrebt und zwar nicht etwa allein der Lobpreisungen unserer Sprache oder einzelner deutscher Mundarten, sondern auch alles dessen, was in Zorn, Unverstand, Bosheit oder Kurzsichtigkeit übles über sie in dichterischer Form gesagt worden ist. Die Ordnung ist streng nach der Zeitfolge getroffen, ausführliche, gehaltreiche geschichtliche und, wo es not, auch knappe sprachliche Erläuterungen machen das Lesen des Büchleins auch für den nicht philologisch geschulten Laien zu einem glatten, mühelosen Genuß, ohne daß dadurch der wissenschaftlichen Zuverlässigkeit der überall sorgsam bis auf die letzte Quelle zurückverfolgten Texte irgendwo Abbruch gethan worden wäre. In dieser fein abgewogenen, echte Volkstümlichkeit mit gediegener Wissenschaftlichkeit versöhnenden Herausgeberarbeit verrät sich die sichere Germanistenhand des Prof. Dr. Paul Pietsch; nur wer selbst einmal solche sprachgeschichtliche Erhebungen angestellt hat, wird die Mühe und Schwierigkeit solcher äußerlich so unscheinbaren Arbeit zu schätzen wissen. Es sind alles in allem etwa drittehalbhundert Dichtungen von nahe an zweihundert Dichtern oder, vorsichtiger gesagt, Verfassern, die hier an uns vorüberziehen: fast alle Tonarten werden darin angeschlagen, fast alle Versformen gebraucht, fast alle deutsche Mundarten aufgeboten. Eine Geschichte des deutschen Sprachbewußtseins und -gewissens aus dieser Sammlung abzuleiten, müßte eine lohnende Aufgabe sein. Der Ergänzungsfähigkeit des „Ehrenkranzes“ sind sich die Herausgeber wohl bewußt gewesen, und schon haben eifrige kritische Ährenleser, an denen ja kein Volk so reich ist wie das der „Dichter und Denker“, manchen mehr oder minder wertvollen Nachtrag geliefert; auch ich könnte aus Stolbergs, Chamissos, Sallets, Platens, Leopold Jacobis und Detlev von Liliencrons Dichtungen Ergänzungen darbringen, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß sie die „eifrig zum Besseren arbeitenden“ Herausgeber inzwischen selbst gefunden haben. Trotzdem sei es erlaubt, mit ein paar Strophen eines unserer mit Unrecht völlig übergegangenen „Modernen“ zu schließen. Es sind Verse, die man Klopstockisch nennen könnte, wüßte man nicht, daß sie von — Otto Erich Hartleben stammen:

Nicht sank in Schwachheit unserer Sprache Kunst,
Seitdem verhallt ist früher Heroen Schritt,
Wir wandeln weiter ihre Bahnen
Tönenden Fußes und schreiten lichtwärts.

Wir meistern stolz nicht minder wie jene noch
Das Wort, und kunstreich meißelt die sichere Hand
Aus deutscher Sprache reinstem Marmor
Nimmer vergängliche Formen der Schönheit.

Äußerst zeitgemäß kommt eine weitere Veröffentlichung des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins, die sich **Wider die Engländerei in der deutschen Sprache** richtet (Berlin, Ferd. Berggold). Prof. Dr. Hermann Dunger zeigt in dieser kleinen, frisch und schlagend abgefaßten Schrift, in welchem Umfange sich in neuester Zeit die aus dem Englischen entlehnten Fremdwörter vermehrt haben und zugleich — worin der eigentliche Wert des Büchleins besteht — durch welche gut deutschen Ausdrücke sie sich ohne Einbuße an Bestimmtheit, Klarheit und Allgemeinverständlichkeit ersetzen lassen. Ich denke, die jüngsten Ereignisse in Südafrika werden dem tapferen Verfasser wirksame Bundesgenossen sein in seinem rühmlichen Bestreben, die neuen Eindringlinge aus dem Gehege unserer Muttersprache zu vertreiben, ehe sie sich so fest bei uns eingenistet haben, wie es viele Fremdwörter unserer westlichen Nachbarn leider seit Jahrhunderten schon gethan haben. Unseren deutschen Sportkreisen vor allem sei Dungers Mahnwort und Heiltränklein nachdrücklich empfohlen!

Dem in Leben und Wissenschaft eng verbundenen deutschen Brüderpaar **Jakob und Wilhelm Grimm**, auf deren Namen die deutsche Sprachwissenschaft für alle Zeiten getauft bleiben wird, hat Karl Franke eine in gemeinfaßlicher Weise ausgeführte Lebensbeschreibung gewidmet (Dresden und Leipzig, Carl Reißner), die nach Form und Inhalt im einzelnen manches zu wünschen übrig läßt, sich aber durch die angestrebte Verknüpfung der brüderlichen Einzelverdienste zu einem Gesamtcharakterbilde ihrer starken Persönlichkeiten vorteilhaft auszeichnet. Für die Schilderung der Kindheit, die gerade bei solchen reinen Naturen, wie die Brüder Grimm es im Grunde zeitlebens blieben, von besonderer Bedeutung sein muß, hätten Herman Grimms vor etwa fünf Jahren in der „Deutschen Rundschau“ veröffentlichte Erinnerungen, für die Beziehungen der Brüder zu Goethe Reinhold Steigs grundlegende Forschungen („Goethe und die Brüder Grimm“. Berlin, Wilh. Hertz, 1892) reichlicher herbeigezogen werden müssen, wie auch sonst wohl die Briefsammlungen und Aufzeichnungen von Freunden und Zeitgenossen noch stärker hätten ausgebeutet werden können — indessen ist durchgehends das echt deutsche Gemüt, die Vaterlandsliebe und dementsprechend die erzieherische Bedeutung der Brüder warm und kräftig betont. Entstehung, Inhalt und Wirkung ihrer Werke werden unter diesem Gesichtspunkte gut volkstümlich ohne alle gelehrten Ansprüche geschildert und erläutert. Es wirkt tröstlich und erhebend, wie eigentlich jetzt erst, und zwar von Tag zu Tag lebendiger, die rechte innerliche Wirkung dieser beiden stillen Männer nationaler Wissenschaft erwacht, die an ihrem Teile doch auch so

mächtig an dem großen Einigungswerke unseres Volkes mitgearbeitet haben.

Das Urteil über die einst arg geschmähten Sprachgesellschaften des siebzehnten Jahrhunderts hat sich mittlerweile vielfach gewandelt. Im allgemeinen, darf man sagen, werden diesen seltsamen Vereinigungen heute eher Loblieder gesungen, als Strohkränze geflochten; man hat einsehen gelernt, daß unter der manchmal absonderlichen Kruste doch ein tüchtiger vaterländischer Kern saß, der aller Achtung wert, zumal in jener verworrenen undeutschen Zeit. Auch die neueste Veröffentlichung auf diesem Gebiete, Friedrich Zöllners Schrift über **Einrichtung und Verfassung der Fruchtbringenden Gesellschaft** (Berlin, Verlag des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins), kommt zu diesem Ergebnis, was um so schwerer wiegt, als hier zum erstenmal der ganze weitschichtige Stoff nach den Quellen gründlich und vorurteilslos bearbeitet worden ist. Leider läßt die Darstellung an einzelnen Stellen die rechte Klarheit und Anschaulichkeit vermissen, die gerade solche abstrakten Dinge ganz besonders nötig haben; dafür aber enthält das Büchlein lückenlos alles, was über die Verfassung, die Einrichtung, das innere Leben und die äußere Thätigkeit der Gesellschaft heute noch nur irgend wissenswert erscheinen kann.

Aus einer Zeit, die uns sonst wenig oder gar nichts an volkstümlicher Dichtung vererbt hat, tritt soeben eine Liedersammlung ans Licht, die lange im Handschriftenschatz der Königlichen Bibliothek zu Berlin verborgen gewesen ist. Es handelt sich um die sogenannte v. Crailsheimische Liederhandschrift, ein wertvolles Kleinod des reichhaltigen Meusebachischen Nachlasses. Arthur Kopp, ihr Herausgeber, hat auf Grund dieses Fundes eine quellenmäßige Gesamtdarstellung des **Deutschen Volks- und Studentenliedes in vorklassischer Zeit** aufgebaut (Berlin, Wilh. Hertz), die nicht gerade zur Familienlektüre empfohlen werden kann, deshalb aber von desto größerem kulturgeschichtlichem Werte ist. Ihr Urheber, der kaiserl. königl. Kämmerer Freiherr von Crailsheim, ein leichtlebiger Kavalier und offenbar kein Verächter scharf gepfefferter litterarischer Kost, hat sich diese Blumenlese zum Hausgebrauch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zusammengestellt, von ihm erhielt seine vierzehnjährige Tochter das Büchlein „zum Presend“ — ein Zeichen, wie unbekümmert man in solchen Dingen damals verfuhr. Im Mittelpunkt des Ganzen stehen die Liebeslieder; die Trinkgesänge, Tabaklieder und Quodlibetdichtungen, welche sich um sie gruppieren, sind zu zählen. Als besonders bemerkenswert tritt die erste bisher bekannte, drastische Fassung des Gaudeamus igitur hervor, um derentwillen allein sich diese Veröffentlichung gelohnt haben würde.

Zu der stattlichen Reihe von Darstellungen einzelner Standessprachen fügt Paul Horn eine neue, indem er der **Deutschen Soldatensprache** (Gießen, J. Rickersche Verlagsbuchhdlg.) ein Büchlein widmet. Es leuchtet ja ohne weiteres ein, daß von allen Sprachen einzelner Stände die der Soldaten die meiste Fühlung mit dem Volke hat. Reich, mannigfaltig und kernig ist deshalb auch das Sprachgut, das der Verfasser, der sich übrigens statt einer bloßen lexikalischen Aufzeichnung eine zusammenhängende Charakteristik angelegen sein läßt, in drittehalbtausend soldatischen Bezeichnungen, Ausdrücken und Redewendungen zusammenträgt. Die Arbeit behandelt ihre Funde in einzelnen Kapiteln, die sich durch ihre Überschriften kurz selber kennzeichnen mögen: „Soldat und Civilist“ — „Soldaten untereinander“ — „Der Soldat und seine Vorgesetzten“ — „Dienst und Kaserne“ — „Der Soldat vor dem Feinde“ — „Mars und Venus“ — „Schelten und Fluchen“. Horn packt ein durch und durch realistisches Lebensgebiet realistisch, d. h. wahr und natürlich an, und der Stand, dem er sein liebevolles Werkchen widmet, hat diese Ehrlichkeit gewiß am allerwenigsten zu scheuen. Unser deutscher Offizier insbesondere hat allen Anspruch darauf, endlich einmal von der erbärmlichen „Idealisierung“ befreit zu werden, die ihm unsere Witzblätter, die fade Mache unserer sogenannten „Militärhumoresken“ und auch gewisse Lustspielfabrikanten immer noch schuldig zu sein glauben.

Bereits in sechster Auflage ist kürzlich Karl G. Andresens Werk **Deutsche Volksetymologie** (Leipzig, O. R. Reisland) erschienen. 1876 als erster Versuch auf diesem fesselnden Grenzgebiete sprachwissenschaftlicher und kulturhistorischer Forschung zum erstenmal veröffentlicht, hat es inzwischen auf dem seither vielfach angebauten Felde seine Führerrolle zu behaupten verstanden dank den unermüdlichen Nachträgen und Erweiterungen, die ihm bis unmittelbar vor seinem Tode (1891) der Verfasser selbst, nach dessen Hinscheiden der Sohn desselben hat angedeihen lassen. Mehr und mehr ist es dadurch zu einem jener wahrhaft lebendigen Bücher geworden, die aus den täglichen unmittelbaren Beobachtungen und Erfahrungen des Einzelnen ein geistiges Band hinüberschlingen in das Reich wissenschaftlicher Kritik und Erkenntnis.

Wer Andresens Werk benutzt, findet fast auf jeder Seite Beispiele, die zeigen, wie sehr die Volksetymologie mit der Rechtschreibung zusammenhängt, deren Mängel und Irrtümer sowohl von ihr ausgehen als auch sie selbst veranlassen und befördern können. — Es ist deshalb vielleicht doch mehr als ein zufälliges Zusammentreffen, daß Konrad Dudens bekanntes **Orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache** (Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut; geb. M. 1,60) mit Andresens Werk gleichen Schritt gehalten hat und heute gleichfalls in sechster, verbesserter und vermehrter Auflage vorliegt. Unmittelbare Veranlassung zu der letzten Durchsicht und Ergänzung haben offenbar die vielerlei Neuerungen gegeben, die unser öffentliches Leben gerade mit Abschluß des letzten Jahres hervorgebracht hat. So fehlen — ist doch der „Duden“ auch ein Wort- und Sacherklärungs- und Verdeutschungs-

wörterbuch — die neuen Fachausdrücke aus dem Bürgerlichen Gesetzbuch („Erbschein" u. s. w.) ebensowenig wie die Neuerungen der Felddienstordnung („Leutnant" u. a.) oder fremde Ausdrücke aus dem südafrikanischen Kriege. Seinen Zweck, für das Bedürfnis des Augenblicks den notwendigsten und schnellsten Aufschluß zu geben, erfüllt das Buch in jeder Beziehung.

In diesem Zusammenhange sei kurz der jüngsten Bemühungen um Regelung der Bühnenaussprache gedacht, von der übereifrige Linguisten spornstreichs gar zu einer „deutschen Musteraussprache" haben vorgehen wollen. Was auf der Bühne, der Stätte einer bewußt und überlegend auswählenden und gestaltenden Kunst, vielleicht seine Berechtigung, wenn auch seine gewaltigen Schwierigkeiten hat, taugt noch lange nicht fürs Leben. Ich bin im Gegenteil geneigt, in unserer verschiedenartigen, mehr oder weniger mundartlichen Aussprache, die den Holsteiner vom Schwaben, den Schlesier vom Rheinländer so charakteristisch unterscheidet, einen wohligen Reiz unseres deutschen Volkstums zu erblicken, den man um alles in der Welt nicht durch das pedantische Gleichmaß der Regelrichtigkeit vernichten sollte! Was dagegen über die **Grundzüge der Bühnenaussprache** insbesondere verhandelt und neuerdings von Theodor Siebs in einem eigenen Büchlein auszugsweise auch der Öffentlichkeit übergeben ist (Berlin, Albert Ahn), empfehle ich den beteiligten Kreisen zur Durchsicht und kritischen Beherzigung.

Mehr als unterhaltende Kuriosität denn als strenge wissenschaftliche Studie giebt sich Rudolf Kleinpauls hübsch ausgestattetes **Internationales Hundenamenbuch** (Leipzig, H. Schmidt u. C. Günther), obgleich sich auch hier zwischen den Zeilen mancherlei fesselnde Durchblicke auf die Kultur und den Geschmack der Zeit eröffnen.

Schließlich der Hinweis auf ein Büchlein, das zu den anregendsten und erfreulichsten gehört, die je auf sprachlichem Gebiete erschienen sind. **Aus dem Naturgarten der Kindersprache** (Leipzig, Th. Grieben) bringt Gustav Lindner in zusammenhängender, schlichter, aber desto liebenswürdigerer Darstellung alles, was er an der Sprachentwickelung seiner eigenen Kinder in den ersten vier Lebensjahren beobachtet hat. Ein köstlicher Genuß, den oft verschlungenen, immer aber reizvollen und bedeutsamen Pfaden zu folgen, die die kindliche Sprachkunst vom ersten „verständigen Schreien" bis zum Sätzebilden und Zählen einschlägt! Der Verfasser sucht seine hübschen Einzelbeobachtungen wohl sprachphilosophisch zu verknüpfen und zu vertiefen, hütet sich aber wohlweislich vor gar zu weitgehenden allgemeinen Schlüssen, mit denen sonst gerade auf diesem Felde der Sprachwissenschaft so arg gesündigt wird. Um so verlockender und leichter ist es für glückliche Eltern, Lindners Aufstellungen nur als Anleitungen und Fingerzeige zu nehmen für eigene Beobachtungen, deren geringe Mühe sich überreichlich belohnt machen wird. F. D.

Industrie, Handel und Flotte. Unter diesem Titel hat der Deutsche Flottenverein einen Volkswirtschaftlichen Atlas herausgegeben (Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig; Preis 1,50 Mk.), der bestimmt ist, dem gebildeten Laien das zur gründlichen Beurteilung der Flottenfrage notwendige volkswirtschaftlich-statistische Material in einer Form darzubieten, die das Studium dieser wichtigen Frage leicht und anschaulich gestaltet. Man hat zu diesem Zwecke die Hilfe einer Reihe von Künstlern, an ihrer Spitze den rühmlichst bekannten Marinemaler Willy Stöwer, in Anspruch genommen, um die sonst in solchen Fällen hergebrachten toten Tabellen durch bildliche oder graphische Darstellungen zu ersetzen, die sich der Vorstellung des Betrachters mit lebendiger Anschaulichkeit einprägen und ein Bild in seinem Gedächtnis zurücklassen, das die Phantasie auch künstlerisch anregt. Dabei ist man in richtigem Verständnis für Geschmack und Bedürfnis des Volkes nicht bei der üblichen Schwarz-Weiß-Abbildung stehen geblieben, sondern hat, entsprechend unserer soeben wieder neu erwachten Farbenfreudigkeit, bunte Darstellungen gewählt, die sogar absichtlich eine kräftige Wirkung anstreben. So veranschaulicht die erste Tafel des Atlasses die Ausfuhr des deutschen Seehandels: in der Mitte die gewappnete Germania, die Linke auf den Reichsschild gestützt, mit der Rechten das mächtige Schwert schulternd, von der deutschen Flagge umrauscht, im Hintergrunde stolze Masten, um sie herum aber — und das ist das wichtigste an dem Blatt — ein beredter Kranz von bildlichen Darstellungen aus den verschiedensten Zweigen des deutschen Ausfuhrhandels, jede einzelne mit der entsprechenden Zahl versehen. Noch lebendiger und dramatischer wirkt die zweite Tafel. Hier sehen wir die Seeeinfuhr von industriellen Rohstoffen veranschaulicht: ein Tischler führt den Hobel und belehrt uns, wieviel Leute in den verschiedenen Betrieben der Holzindustrie mit überseeischen Rohstoffen beschäftigt werden; Gerber führen das Schabeisen und erinnern uns dabei, eindrucksvoller als es durch eine langatmige Statistik geschehen könnte, daß die deutsche Lederindustrie in 47 325 Betrieben 160 343 Personen für die Bearbeitung überseeischer Rohstoffe in Anspruch nimmt. In ähnlicher Weise wird die Einfuhr der Genuß- und Nahrungsmittel bildlich dargestellt, der Handel Deutschlands mit dem anderer Länder in Parallele gesetzt, das Verhältnis der Flottenmächte veranschaulicht und endlich auf einer besonderen Karte ein übersichtliches Bild der Handelsströme zwischen Deutschland und dem Auslande gegeben. Begleittext tritt zu all diesen Tafeln nur in ganz knapper Form auf; er ist für den bestimmt, der sich genauer über die Verteilung der einzelnen Summen belehren will, zum Verständnis der bildlichen Darstellun-

gen aber keineswegs unerläßlich. Das Ganze darf als ein volkstümliches Anschauungsmittel allerersten Ranges empfohlen werden, überall da nützlich und nötig, wo an der Notwendigkeit einer starken deutschen Flotte noch der geringste Zweifel besteht. Mir fällt angesichts dieser sprechenden Blätter die bekannte Anekdote vom alten Jahn und der Quadriga der Siegesgöttin auf dem Brandenburger Thore ein: „Woran muß ein braver deutscher Junge denken, wenn er da oben hinaufsieht?“ fragte der Turnvater einen Berliner Gassenbuben, der während der traurigen Jahre der preußischen Erniedrigung einmal gedankenlos zu der leeren Plattform emporschaute. „Daß er nicht eher froh werden darf, als bis wir den Franzosen den Raub wieder abgejagt haben!“ So könnte man auch vor diesen Tafeln fragen: „Woran mahnen sie uns?“ Daß unser nationaler Wohlstand ausgeblasen werden kann wie ein Licht, wenn ein zur See überlegener neidischer Feind — was jetzt leicht geschehen kann — unsere Häfen blockiert; daß uns dagegen keine Macht der Welt den ersten Platz im Rate der Völker streitig machen wird, wenn erst unserer stetig wachsenden Volkskraft und unserem gewaltigen Landheer auch unsere Flotte und Seemacht entspricht! l.

* *
*

Die Jugendfürsorge. Centralorgan für die gesamten Interessen der Jugendfürsorge (Waisenpflege, Armenwesen, Fürsorge für die schulentlassene Jugend). Unter Mitwirkung hervorragender Pädagogen, Ärzte, Juristen, Vertreter der Kirche, Mitglieder der Parlamente, der Staats- und Kommunalbehörden herausgegeben von Franz Pagel. Erster Jahrgang, Heft 1 bis 3. (Berlin, Nicolaische Verlagsbuchhandlung [R. Stricker].) — Die praktische Liebesarbeit an den Kindern und Unmündigen hat in den letzten Jahren einen erfreulichen Aufschwung genommen. Vereine sind gegründet, Anstalten und Rettungshäuser gebaut und Petitionen eingereicht worden, um dem Elend und den gefährlichen Einflüssen zu steuern, denen die Jugend heute mehr denn je ausgesetzt ist. Leider fehlte es bisher aber an einem Centralorgan, welches den gesamten Interessen der Jugendfürsorge diente und die Erfahrungen des einen den Bestrebungen des anderen zu gute kommen ließ. Ein solches Bindeglied zwischen allen: Privatpersonen und Behörden, die auf den verschiedenen Gebieten der fürsorgenden Arbeit thätig sind, will und soll nun das oben genannte Monatsblatt werden. Um eine größere Übersichtlichkeit in Bezug auf den ungemein reichhaltigen Stoff zu erzielen, gliedert es seinen Inhalt in sechs Gruppen: 1) Abhandlungen aus allen Gebieten der Jugendfürsorge und des Armenwesens; 2) Rundschau über die gegenwärtige Praxis derselben im In- und Auslande, Beschreibung von Musterinstituten, Musterorganisationen rc.; 3) Erlasse und Verordnungen von Staats- und Kommunalbehörden; 4) Besprechung der einschlägigen Litteratur; 5) Auskunfterteilung; 6) Vakanzen-Anzeiger bezw. Arbeitsnachweis. Schon die ersten drei Hefte enthalten eine Reihe trefflicher Berichte — zumeist aus berufenen Federn —, die uns in das weitverzweigte Reich der Jugendfürsorge einführen und in ihrer leichtverständlichen Fassung nicht nur für diejenigen von Interesse sind, die schon mitten in der Arbeit stehen, sondern auch für alle die Menschen- und Kinderfreunde, welche den Bestrebungen an sich zwar freundliches Wohlwollen entgegengebracht, um den eigentlichen Betrieb sich jedoch bisher wenig gekümmert haben.

M. Dr.

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. — Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten.
Redaktion unter Verantwortung von Dr. Adolf Glaser in Berlin und Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen sind zu richten an:
die Redaktion von Westermanns Illustrierten Deutschen Monatsheften in **Braunschweig.**

Junge Leiden.

Roman
von
Sophie Junghans.

(Schluß.)

(Nachdruck ist untersagt.)

XII.

Polizeikommissar Henne verfügte über ein schmales Bureau neben der größeren Amtsstube, in dem nur noch ein Schreiber am Pulte ihm gegenüber arbeitete. Diesen schickte er einfach durch einen Wink hinaus, wenn hier Besprechungen völlig privater Natur mit jemand stattzufinden hatten, und das war eben geschehen. Ein junger Herr war eingetreten, Kommissar Henne hatte rascher als sonst wohl die Zeit des an der Thür Wartens für diesen Ankömmling ein Ende nehmen lassen, indem er den Blick von den blaugehefteten Tabellen auf seinem Pult losmachte, und dann gleich dem Schreiber den bewußten Wink gegeben. Jetzt begrüßte er den Besucher sehr wohlwollend: „Bitte, Platz zu nehmen, Herr Riedinger —“ er nahm also von vornherein an, daß die Sache nicht im Stehen abzumachen sein werde. „Nun, was bringen Sie mir? Gute Nachrichten von unserer Patientin hoffentlich?“

Obgleich Kommissar Henne im ganzen eine menschenfreundliche Art hatte und die Polizei gern in einer gewissen konzilianten Form verkörperte, so war diese Liebenswürdigkeit doch auffallend, und Fritz Riedinger brachte sie in Gedanken, und wahrscheinlich nicht mit Unrecht, mit etwas wie einem Wischer in Verbindung, den der Beamte für sein Vorgehen gegen ein harmloses junges Mädchen vom Ministerium mochte erhalten haben. Er verdankte denselben alsdann den Schritten, die Fritz Riedinger selber seiner Zeit beim Minister gethan hatte, und es war recht hübsch vom Kommissar Henne, daß er das den jungen Riedinger jetzt nicht etwa entgelten ließ.

Auf die Frage antwortete Fritz dankend, Fräulein Wienandt sei nun wohl völlig über den Berg, sie könne schon den ganzen Tag auf sein „und es wird von nun ab, hoffen wir, rasch vorschreiten mit der Kräftigung, was uns auch sehr lieb ist —“

Er brach ab, und so unvollendet konnten die Worte einen ziemlich falschen Eindruck geben, als wären die Riedingers etwa besonders deshalb froh, weil die Last der Pflege nun aufhöre — Fritz hatte aber etwas

ganz anderes hinzufügen wollen. Er unterbrach sich, weil Kommissar Henne ihm nicht mehr recht zuhörte, sondern aus seinem Pulte eine Lage zusammengeschlagener Papiere nahm, mit denen er sich in die Nähe des jungen Mannes setzte. Dann sagte er aber doch so ungefähr auf die letzten Worte desselben: „Das freut mich, freut mich außerordentlich. Es kann wohl niemand die unglücklichen Folgen unserer durch die Umstände nun einmal gebotenen Maßregeln für die junge Dame mehr bedauert haben als ich. Das arme Fräulein hatte alles übrigens ganz falsch aufgefaßt, wie ich Ihnen schon neulich bemerkte ... oder vielmehr sehr übertriebene Befürchtungen gehegt. Und man wird doch, dächte ich, gerade mir nicht den Vorwurf machen können, jemals rücksichtslos vorzugehen ... schon mein Besuch bei Ihrer Frau Mutter zu Anfang, gewissermaßen als alter Freund des Hauses ...“

Fritz Riedingers offenes Gesicht verdunkelte sich bei der Erinnerung. Wenn jener Besuch des im Grunde harmlosen Herrn da eine mildernde Vorbereitung auch für Magdalene hatte sein sollen — wie ihm jetzt nachträglich glaublich wurde —, so war sein Zweck verfehlt worden, und Fritz wußte wohl warum. Nur zu gut kannte er eine gewisse beschränkte Unbestimmbarkeit seiner Mutter... alle seine Bitten von damals, sie möge sich schützend neben Magdalene stellen, waren vergeblich gewesen. Etwas steif sagte er jetzt: „Die Durchsuchung der Effekten von Fräulein Wienandt bleibt aber doch bestehen als etwas, was man wohl nur auf eine Art auffassen kann.“

Herr Henne zuckte die Achseln und fuhr fort, ohne alle Empfindlichkeit übrigens: „Die Recherche ist der jungen Dame nur zu statten gekommen, da sie für mich, der ich hierin einigen Blick zu haben mir schmeicheln darf, sofort die Überzeugung von der Grundlosigkeit der Verdächtigungen ihrer Person mit sich führte. Daß diese Verdächtigungen, als sei sie in die russische kommunistische Propaganda verwickelt, aber nicht auf Irrtum oder Verwechselung unsererseits beruhten, sondern wirklich eine gegebene Thatsache waren, das, lieber Herr Riedinger, will ich Ihnen beweisen.“ Und dann entnahm Kommissar Henne dem Konvolut von Papieren, das er in der Hand hielt, nach sorgfältiger Wahl ein Blatt und reichte es dem jungen Riedinger hinüber.

Fritz brauchte sehr lange zum Lesen, und dann saß er mit dem Papier in der Hand zunächst sprachlos da und wußte zuletzt auch nichts weiter, als ein paarmal zu murmeln: „Unbegreiflich — schändlich und unbegreiflich.“

Ein wenig weidete sich Kommissar Henne an der Betroffenheit und Bestürzung des Laien. Dann sagte er mit einem kleinen Lächeln: „Sie wundern sich, daß Name und Personalien eines deutschen kleinen Mädchens, einer harmlosen Konservatoristin, einer hohen russischen Polizei bekannt sein sollen? Mein lieber Herr Riedinger, so etwas ist manchmal leichter zu erklären und hat, das will ich Ihnen zum Troste sagen, dann auch weit weniger zu bedeuten, als Außenstehende denken. Ich habe mir die Sache etwas zurechtgelegt. Fräulein Wienandt ist, wie ich mir habe sagen lassen, sehr hübsch — pardon, Herr Riedinger“ — da Fritz unwillkürlich zu einer sehr steifen, abwehrenden Haltung in die Höhe geschnellt war — „ich will ja der Bescheidenheit, dem Takt und allen sonstigen guten Eigenschaften des Fräuleins in keiner Weise zu nahe treten, aber sie kann doch nicht dafür, wenn sie gut aussieht! Nun, bei den musikbeflissenen Damen, die man immer mit der Mappe hin und her gehen sieht, fällt so etwas wohl mehr auf als in anderen Verhältnissen — da giebt es kleine Intriguen, ja, ja, glauben Sie's oder nicht — so ein bißchen 'ne Denunziation von 'ner anderen, die vielleicht irrtümlich meint, einen Verehrer durch Fräulein Wienandt eingebüßt zu haben ... Der Verkehr mit den Russen, der Kervo und einem gewissen Alexandroff, war nun einmal da, als gegebenes Moment; die Kervo wohnte ja doch auch bei Ihrer Frau Mutter — ein unglücklicher Zufall, wenn Sie wollen ... Dann der wiederholte Besuch jener Versammlungen —“

„Magdalene ist zweimal dagewesen und wäre gewiß nicht wieder hingegangen,“ sagte Fritz Riedinger rasch.

Kommissar Henne warf ihm einen aufmerksamen Blick zu. „Wenn sie erst einmal gemerkt hatte, in was für eine Gesellschaft

sie da geraten war — sicherlich nicht," bemerkte er.

Fritz Riedinger hielt indessen noch immer das Blatt:

„Gestatten Sie eine Frage, im Interesse einer früheren Hausgenossin?"

„Bitte," sagte der Kommissar.

„Liegt denn gegen Fräulein Kervo wirklich etwas vor? wird sie verfolgt?"

Kommissar Henne verzog den Mund und zuckte die Achseln. „Sie hat es für gut befunden, sich nach der Schweiz zu begeben, nicht nach München, wie sie bei Ihnen ja wohl mitgeteilt hatte. Sie wird jedenfalls wohl thun, sich dort recht ruhig zu verhalten. Den Kopf voll von allerlei nagelneuen Ideen hat sie jedenfalls. Aber zugleich eine schlaue Person ... in dem großen Koffer, den sie zurückgelassen hatte, war mit wirklich klassischer Auswahl nur alter Kram verstaut, hauptsächlich Noten, sonst natürlich kein Blättchen Papier: nichts als ein Vermächtnis an den Trödler, das Ganze, und keine fünf Mark wert — für uns ein sehr deutlicher Avis, daß sie selber ihre Rolle in Dresden für ausgespielt hält. Aber nach außen hatte der Koffer doch für ein paar Tage seinen Zweck erfüllt, die Abreise als nicht definitiv oder doch den Zusammenhang mit Fräulein Kervo und Ihrem Hause als noch bestehend erscheinen zu lassen. Ja, gerade diese russischen Frauenzimmer sind besonders gerieben. Ziemlich unbegreiflich hat dagegen der junge Mensch, der Alexandroff, sich benommen. Er ist auch kompromittiert und reist trotzdem nach Rußland zurück, läuft seiner Polizei in den Rachen. Warum? weil er dort eine kranke Mutter hat, die er besuchen will — aber den kannten Sie wohl gar nicht?"

„Nein," erwiderte Fritz, der Wahrheit gemäß.

Kommissar Henne streckte nun die Hand aus, um das Blatt zurückzunehmen, da heftete der Blick des jungen Riedinger sich noch einmal darauf. „Der Name hier: von — von —"

„Von Spiersberg," ergänzte der Kommissar.

„Von Spiersberg — ‚von' — natürlich." Fritzens Lippen verzogen sich verächtlich. „Ein Werkzeug der russischen Polizei demnach ... hält sich der Mensch immer hier auf?"

„Oho, Herr von Spiersberg ist ein sehr nobler Herr, ganz der Gentleman, der Aristokrat, sogar — Salonmann, was man so nennt," sagte Henne, wie um jene Ausdrucksweise zu rügen und wirklich nur halb scherzhaft.

„Ich danke," bemerkte Fritz energisch. „Hier hat man aber doch bisher nichts von einem solchen Herrn gehört?"

„Er kommt nur zuweilen von Berlin herüber; dort ist sein Standquartier," sagte der Kommissar bedeutungsvoll. „Der Name ist ja deutsch wie der so vieler Russen: er mag aus den baltischen Provinzen stammen."

„Und ist, verstehe ich Sie recht, in dieser — dieser —" Fritz Riedinger verzichtete darauf, das richtige Beiwort zu finden und fuhr fort — „in dieser Angelegenheit von Berlin gekommen?"

Die bedeutungsvoll emporgezogenen Brauen des Beamten gaben die Antwort; Fritz Riedinger sah sehr nachdenklich aus. Aber es wurde nun hohe Zeit, zu dem eigentlichen Zweck seines Besuches hier zu gelangen. Fritz rückte sich nun auf seinem Stuhl zurecht, eine trotz seiner schlanken und nicht großen Figur doch stattliche und so sympathische Erscheinung, daß selbst die Augen des Kommissars Henne mit einem gewissen Wohlgefallen auf ihr ruhten. Herr Henne, der ja meist Uniform trug und auf Verschönerung seines Äußeren durch Schneiderkünste im Civil lieber verzichtete, bemerkte trotzdem mit Interesse den großstädtischen, sogar internationalen Kleiderschnitt seines Gegenübers, der einen ungemein anständigen Eindruck machte, die tadellose moderne Wäsche — was doch die jungen Leute sich heutzutage darin alles leisten konnten! — und sogar die gesund klare, auf fast vornehme Gewohnheiten täglicher Bäder und Körperübungen einen Schluß gestattende bräunliche Haut desselben und das ohne Geckerei gepflegte Haar und Bärtchen — er selber, der Kommissar, leider ein etwas schwammiger Herr, sah dagegen wie lauter Bureauluft und Wasserscheu aus — und der Gedanke: „Ein prächtiger Kerl, wirklich" war ihm fast aufs Gesicht getreten, als Fritz begann: „Wir

sind Ihnen dankbar, Herr Kommissar, für Ihre Behandlung dieser peinlichen Angelegenheit. Wenn das Schicksal sie uns zugedacht hatte, so war es ja wohl noch ein Glück zu nennen, daß sie in Ihre Hände kam. Ich sage uns, denn — das wollte ich Ihnen doch mitteilen — ich habe mich mit Fräulein Wienandt verlobt — Gott sei Dank, jetzt habe ich das Recht, für sie einzutreten ...“

„Verlobt! Ein Bräutigam sind Sie? Was tausend! was tausend!“ sagte der Kommissar, erstaunt, aber doch nicht gerade übermäßig. „Da gratulier ich, von Herzen —“ Die Männer schüttelten einander die Hände. „Aber läßt es sich denn das Fräulein Braut gefallen, daß Sie nun gleich wieder so weit weggehen? Wie? Oder haben Sie die Stelle dort in Afrika aufgegeben? Na, das ist in diesem Falle auch nicht zu verwundern!“

„Nein, ich behalte meinen Posten in Tanga und reise in sechs bis acht Wochen dorthin zurück ... Aber das bedeutet keine Trennung für uns: wir heiraten vorher ... Magdalene hat sich entschlossen, mich zu begleiten ...“

Das fiel dem Kommissar Henne doch ein wenig auf den Atem. „Donnerwetter, das nenne ich einen Entschluß,“ sagte er nach einer Pause. „Alle Achtung! Und sind denn dort — ja, sind denn dort die Verhältnisse so weit vorgeschritten, daß Damen überhaupt möglich sind? Das hätte ich gar nicht gedacht!“

Fritz lächelte, sein ernstes Lächeln, das er sich seit dem Aufenthalt in Afrika angewöhnt hatte.

„Es existiert dort ein schönes bequemes Haus für uns,“ sagte er, „und Dienerschaft und gute Lebensmittel zum Haushaltführen sind auch vorhanden. Auf die Gesellschaft von Landsmänninnen, ja von Europäerinnen wird Magdalene freilich fürs erste fast ganz verzichten müssen; nur eine englische Missionarsfrau giebt es, einige Stunden weiter landeinwärts. Aber das Klima ist gesund, das ist die Hauptsache ... sonst ... nun, sonst hätte ich ja überhaupt nicht an Verheiratung denken dürfen.“

* * *

Magdalene saß an einem der drei sonnigen Fenster des Wohnzimmers in einem alten bequemen Korbsessel, still zurückgelehnt, die Hände, die schmäler und viel weißer waren als früher, leicht zusammengefaltet im Schoße. Sie war allein; die Familie, zu der sie nun gehörte, an ihren verschiedenen Beschäftigungen, Fritz von einem Ausgang — dessen Ziel er heute wohlweislich nicht erwähnt hatte; was brauchte sie an Polizeikommissar Henne erinnert zu werden? — noch nicht zurückgekehrt. Aber lange würde er nicht bleiben, das war gut. Es war wohl ein Rest, und so ziemlich der letzte, von der eigentümlich hilflosen Schwäche nach der Krankheit, daß Magdalene ein fast kindisches Gefühl der Verlassenheit hatte, wenn Fritz nicht im Hause war. Sie gestand das gar niemandem ein, sie hätte sich geschämt; das würde auch nicht so bleiben, durfte nicht so bleiben, denn was hätte Fritz mit einer so unselbständigen Frau anfangen sollen, die, wenn er einmal außer Sicht war, fortwährend nach der Thür blickte, durch die er sich entfernt hatte und wiederkommen mußte!

Die Thür vom Flur ging auf, und über das erwartungsvolle schmale Gesicht flog ein leichter Schatten, zum Glück wohl nicht bemerkt von der Dame des Hauses, die eingetreten war und freundlich auf den Fenstersitz zukam.

Frau Riedinger war im ganzen doch eine bewundernswerte Frau. Wie sie sich in die merkwürdige Verlobung auf dem Krankenbette gefunden hatte, das machte ihr so leicht niemand nach, dazu mußte man eben die seltene innere Gleichgültigkeit haben, womit die Natur die hübsche Dame ausgestattet hatte. Man kann eine sehr bequeme Gattin, eine sehr duldsame Mutter und — eine sehr angenehme Schwiegermutter sein, wenn man alle diese Berufe ziemlich leicht nimmt und dabei das Glück hat, einen guten Mann und gut beanlagte Kinder zu besitzen und besessen zu haben. Das war das günstige Geschick von Frau Riedinger gewesen. Nur allein durch ihren Witwenstand, der sie auch wirklich vorübergehend in schwierige Lagen brachte, war sie zeitweise aus dem Gleichgewicht gekommen und hatte dies ihr Schicksal der Vorsehung auch dauernd übel genommen,

so daß sie bei irgend einem Anlaß noch jetzt darüber in vorwurfsvolle Klagen ausbrechen konnte.

Was aber nicht in unmittelbarer, täglich und stündlich fühlbarer Einwirkung den ruhigen Lauf der Dinge störte, wie hätte das bei ihr tief gehen sollen? Fritz hatte sich verlobt — das war früher oder später zu erwarten gewesen. Er war kein Haussohn mehr, er hatte schon Jahr und Tag den Schwerpunkt seines Lebens in weiter Ferne gehabt. Er würde wieder fortgehen, wieder in den dunklen Erdteil; er hätte das so wie so gethan. Und wenn er diesmal eine junge Frau mit dorthin nahm, so berührte das seine Mutter ja nicht unmittelbar und überhaupt nur insofern, als sie beruhigter als sonst über ihn sein konnte, wenn sie ihn dort in größerem Behagen wußte. Sich etwa gar Sorgen über das künftige Ergehen des jungen Haushaltes zu machen, für den ja mit der vermehrten Personenzahl auch vermehrte Aussichten auf Krankheiten oder sonstige Gefahren der noch uncivilisierten Tropengegenden eintraten, dazu hätte man mehr Phantasie verwenden müssen, als Frau Riedinger für solche noch im Schoße der Zukunft ruhende Dinge in Bewegung zu setzen pflegte!

Und daß die Braut ein vermögens- und gänzlich konnexionsloses Mädchen war? Ja, das war auch nur Fritzens eigene Angelegenheit. Sie verlangte nichts von ihm — verzichtete er auf die Bequemlichkeit eines jährlichen Zinszuschusses aus dem Vermögen seiner Frau oder auf andere Vorteile durch eine angesehene Verwandtschaft, die sie möglicherweise hätte haben können und nicht hatte — nun, so ging das nur ihn an. Sein Gehalt war sehr gut, mehr als ausreichend auch für einen verheirateten Mann, die Firma Wustermans u. Co., welche sich allerdings durch einen so respektvollen wie klugen und entschiedenen Brief Fritzens vor die Alternative gestellt gesehen hatte, den tüchtigen Beamten zu verlieren oder ihm die junge Frau dort zu bewilligen, die Firma Wustermans also hatte sich sehr entgegenkommend, ja liebenswürdig in der Angelegenheit bewiesen. Hätte nun Frau Riedinger allein dem guten Sohn in dieser Herzenssache Schwierigkeiten machen sollen? Das lag gar nicht in ihr; das entgegengesetzte Verhalten war bei weitem bequemer für sie.

Vorbereitet hatte sie ja auch sein können durch Fritzens merkwürdige Stellungnahme zu Magdalenes Krankheit. Wie er da so unwiderstehlich eingriff, das hatte sie freilich stutzig machen müssen. Da waren sie alle im Hause langsam an ein heranrückendes Seltsames gewöhnt worden, Zeit dazu war gewesen während der Wochen, in denen Fritz ganz ruhig durch die That bewiesen hatte, daß, wie es in den beiden Zimmern dort hinten um Leben und Tod gegangen war, es nun auch während der langsamen, schwankenden Genesung um das große Glück oder Leid seines Lebens gehe. Und dann — dann hatte Fritz sie alle eines Tages ganz schlicht vor die vollendete Thatsache gestellt. Da hatte sich das gute Gretchen zuerst außer sich in seine Arme geworfen, schluchzend vor Freude, Wehmut und überhaupt unter dem Rückschlage einer wochenlangen heimlichen Aufregung, so daß er die Schwester nur erst streicheln und beruhigen mußte. Indessen hatte aber auch Frau Riedinger ihr Taschentuch gezogen und weinte sanft hinein. Als Fritz ihr mit ernster, ja bekümmerter Zärtlichkeit den Arm um die runden Schultern legte, widerstrebte sie seiner Liebkosung jedoch keineswegs.

„Nimm es mir nur nicht übel, Fritz," sagte sie noch hinter dem Tuche hervor, „daß ich — anstatt eines Glückwunsches, den du doch erwarten konntest ... aber dies ist mir auf die Nerven gefallen ... und das wird auch ein jeder begreifen! Ein solcher Entschluß ... fürs ganze Leben ..."

„Hast du ihn denn nicht vorausgesehen, Mutter?" fragte Fritz einfach, ohne jeden Vorwurf, jede Schärfe.

Seine Mutter blieb ihm die Antwort schuldig, aber sie faßte sich, wischte die Augen trocken und litt es, daß ihr Sohn sie an sich zog und küßte, etwa als habe er sie um Verzeihung zu bitten.

„Ich habe das Mädchen zu lieb, Mutter," raunte er dabei. „Ich will nicht sagen: ich kann nicht ohne sie leben, denn das würde ich, wenn alles anders gekommen wäre, ja wohl gemußt haben. Aber das Leben mit ihr, wenn Gott sie mir wirklich giebt und läßt, und das Leben, das es ohne sie ge-

wesen wäre, das unterscheidet sich für mich wie Himmel und Hölle."

Seine Mutter schob ihn etwas zurück, betroffen über diese verhaltene Leidenschaft in dem sonst so ruhigen, gleichmäßig heiteren Menschen, und sah den eigenen Sohn wie in naiver Neugier an. „Eine solche Passion — das hätte ich dir gar nicht zugetraut," sagte sie. Und dann warf sie hin, was ihr eben durch den Kopf fuhr, etwas zu unbekümmert vielleicht im Verhältnis zur Wichtigkeit des Gegenstandes: „Aber Magdalene ist noch nicht mündig ... da muß der Vormund, dieser Doktor Edenkoven, doch auch erst seinen Segen zu der Geschichte geben ..."

Fritzens Gesicht veränderte sich: ein Ausdruck der Sorge, die er aber nicht recht eingestehen wollte, war rasch darüber geflogen. „Nun, an diesen Doktor Edenkoven, wie du ihn nennst, schreibe ich natürlich noch heute. Er kann uns doch keine ernstlichen Schwierigkeiten machen wollen!"

Seine Mutter war das auch zufrieden. Der Brief war geschrieben worden und hatte seine Reise nach Kleinasien, nach der türkischen Stadt angetreten, bei welcher das Ausgrabungsgebiet für die archäologischen Schätze lag, an deren Hebung auch die deutsche Wissenschaft, eben in der Person des Doktor Edenkoven, sich beteiligte. Antwort auf den Brief war bis jetzt noch nicht eingetroffen, aber das erklärte sich durch die weite Entfernung und die Natur jener Gegenden, in denen der regelmäßige Postbetrieb wohl noch in den Windeln liegen mochte. Fritz Riedinger wartete mit geheimer Unruhe; Magdalene nicht. Sie hatte seiner Zeit von dem Briefe erfahren, die Kunde aber mit argloser Gleichgültigkeit aufgenommen. Wenn sie je, vielleicht in flüchtigen Augenblicken vor der Krankheit, in Moritz Edenkoven, dem einstigen sogenannten Pflegebruder, etwas anderes, ja, etwas näheres als einen solchen, zu sehen geglaubt hatte, so hatte sie das jetzt vergessen. Und so gut wie vergessen auch ein anderes, wie er ihr nämlich jenen kühl verweisenden Brief geschrieben und sie damit in der höchsten Not ihres Lebens allein gelassen hatte. Sie trug es ihm nicht nach, denn, wie gesagt, sie dachte kaum noch daran; es lag eine zu große Kluft zwischen der Zeit vor und der Zeit nach der Krankheit: Magdalene wandelte jetzt, träumerisch noch und unsicher, wie in einer neuen Welt und in einem neuen Leben.

Fast verständnislos blickte sie daher auch jetzt Frau Riedinger an, als diese, freundlich dicht zu ihr an den Korbstuhl tretend, ihr von einem Besuche sprach, der eben gekommen sei, und einen Namen nannte. Sürin? Fräulein Sürin? wer, ja wer? — aus Dietersburg? Plötzlich errötete das schmale Gesicht lebhaft — es ergoß sich darüber wie Scham: wie konnte man so vergeßlich sein! Fräulein Sürin, die Gesanglehrerin, die immer gütig und lebhaft teilnehmend gewesen war — die damals Magdalenes Stimme entdeckt hatte! Magdalene sah Frau Riedinger ein wenig hilflos fragend an; kann ich mich denn sehen lassen? kann man jemand Fremdem zumuten, mit mir zu sprechen, so, wie ich jetzt bin? sollte das heißen.

Frau Riedinger löste den Zweifel im bejahenden Sinne: „Ich denke, du nimmst den Besuch an," sagte sie, „einmal mußt du dich ja doch wieder daran gewöhnen. Und dies Fräulein sieht verständig aus; die wird schon merken, daß man dir noch nicht zu viel Konversation zumuten darf, und nicht zu lange bleiben."

Sie strich Magdalene freundlich über das weiche dunkle Haar, das in einem reizenden, lockeren Knoten aufgesteckt war, arrangierte den alten blaßblauen Morgenrock noch ein wenig über den Knien und Füßen und ging an die Thür, um dem Mädchen die Anweisung zu geben.

Übrigens war ihr selber, nebenbei bemerkt, ein Besuch für Magdalene Wienandt aus Dietersburg gar nicht unwillkommen; endlich einmal jemand, in dessen Benehmen sich doch wahrscheinlich die Auffassung, die man an ihrem früheren Aufenthaltsorte von Magdalenes Verhältnissen hatte, so ungefähr widerspiegeln würde. Und so beschloß sie, gut acht zu geben, empfing indessen das nunmehr eintretende Fräulein Sürin mit angenehmster Höflichkeit.

Die Sürin war aber auch heute einmal wieder eine wirklich imponierende Erscheinung. Sie verstand sich zu kleiden wie wenige, mit gediegener Eleganz; sie war

hoch, schlank und voll, fern von gesuchter Jugendlichkeit in Anzug und Wesen und doch mit dem ruhigen Bewußtsein ihrer ganz ungewöhnlich wohl konservierten sechsunddreißig, nein, jetzt siebenunddreißig Jahre; unter dem getüpfelten Schleier sah das Gesicht mit den ausdrucksvollen Augen heute wirklich fast schön aus.

Überwältigend groß, voll und nachdrücklich dem schlanken jungen Ding da im Korbstuhl gegenüber, zu dem sie sich jetzt aber angelegentlich und mit Augen niederbeugte, die vor wirklicher Teilnahme schimmerten; ein Unterschied wie zwischen einem stattlichen Baum und einer schwanken, zartgefärbten Blume etwa. „Mein liebes Kind, Sie sind krank gewesen —" sagte sie hastig; etwas, was sie vorher gehört haben mochte, wiederholend und sich zugleich die Veränderung erklärend, die mit Magdalene Wienandt vor sich gegangen war.

„Ja, sehr krank ..." Das war Frau Riedinger, und diese beiden Damen begrüßten einander nun rücksichtsvoll, und Magdalene stellte vor, worauf unmerklich die Unterhaltung mehr und mehr sich zwischen ihnen beiden bewegte, während Magdalene gefällig und freundlich zuhörte und antwortete, wenn die Sürin einmal direkt eine Frage an sie richtete.

Zunächst kam Frau Riedinger am meisten auf ihre Rechnung. Schon das teilnehmend beeiferte Wesen dieser Besucherin, die wie eine Verkörperung der gediegenen guten Gesellschaft selber aussah, ließ einen günstigen Rückschluß auf die bürgerliche Geltung einer Familie Edenkoven zu; und besonders viel war es, daß sich dieser auch auf das Pflegetöchterchen mit erstreckte. Frau Riedinger hatte dabei reichlich Muße, den Anzug der Fremden zu studieren. Alles schwarz — ein kostspieliger Kreppstoff am Kleide; überhaupt alles vom teuersten; den Capotehut, ein diskretes Kunstwerk, Schmelz, Spitzen, Federn schätzte Frau Riedinger auf fünfundvierzig Mark etwa. Wer sich so kleidet, muß sehr gut bezahlte Stunden geben; und diese teuren Stunden waren dem Doktor Edenkoven also für sein Mündel nicht zu teuer gewesen; das alles gab mancherlei zu denken.

Im Gegensatz zu Frau Riedinger verstand die Sürin, weltlich klug wie sie war, trotzdem den ganzen Zustand hier noch gar nicht. Es war nicht Mangel an Scharfsinn bei ihr; ihr fehlte eben der Schlüssel — sowohl zu dem gelassenen mütterlichen Wesen dieser hübschen Pensionsdame gegenüber dieser jungen Hausgenossin, wie auch zu dem selbstverständlichen, wohlig-matten Sichgehenlassen der Rekonvaleszentin selber. Dem schmal gewordenen Gesichtchen und den durchsichtigen Händen gegenüber hatte sie nach den Gesangsstudien noch gar nicht fragen mögen. Aber je länger je mehr wollte es ihr scheinen, als ob eben diese Musik, um derentwillen sich Magdalene Wienandt doch allein in Dresden aufhielt, mehr in den Hintergrund getreten sei, als bei einem Lebens- und Brotstudium zulässig ist, selbst wenn es von Krankheit unterbrochen wird. War sie etwa — der flüchtige Gedanke durchfuhr Fräulein Sürin merkwürdigerweise mit einer gewissen Schärfe — war sie schon gar nicht mehr das, was die Sürin zu besuchen gekommen war: die mittellose Konservatoristin, die sich später ihr Brot in Konzertsälen ersingen oder am Klavier jahraus jahrein neben den Schülerinnen, deren Versuche sie begleitet, verdienen soll? War sie statt dessen die Braut eines reichen Mannes? Mit anderen Worten: hatte Doktor Edenkoven sich schon erklärt? Nun, darüber würde doch Gewißheit zu erlangen sein.

Sie nahm also jetzt, wie in überwallendem Mitgefühl, eine von des Mädchens edelschlanken Händen zwischen die beiden ihren, klopfte sie liebkosend, bewegte dann Magdalenes Finger prüfend hin und her und meinte halb im Scherz: „Armes Händchen ... noch ganz schlaff und lose ... und Sie hatten so gute Klavierfinger, Magdalene. Aber das kommt wieder und die Stimme hoffentlich auch ... probiert haben Sie noch nicht wieder? Nein, natürlich —" rasch einfallend, da Magdalene verwundert und betrübt zum Sprechen ansetzte ... „pardon; ich sehe ja, daran ist noch nicht zu denken gewesen. Schade, ich hätte mich gern von Ihren Fortschritten überzeugt ... Ihr seltenes Material — wir versprachen uns viel davon. Aber wissen Sie, was ich thue" — wie nach einer plötzlichen Eingebung — „ich besuche die David-Daniela, und wir plaudern von Ihnen! Sie ist ja eine alte Bekannte von mir. Und

ich schätze sie als ungemein zuverlässig und gewissenhaft. Die sagt nicht leicht zu viel, und wenn die Sie lobt ...“ mit einem liebenswürdigen Lächeln die beiden umfassend — „ich darf mir ja wohl ein bißchen was darauf einbilden, Ihre Stimme entdeckt zu haben, Magdalene.“

Merkwürdig, das leicht betretene Schweigen der beiden Damen nach all diesen Liebenswürdigkeiten! Frau Riedinger lächelte dabei, ein kleines geheimnisvolles Lächeln, über die schmalen Wangen des jungen Mädchens aber hatte sich langsam eine heiße Röte gebreitet. „Meiner Stimme wegen brauchen Sie nicht zur Daniela zu gehen, Fräulein Sürin,“ sagte sie hastig. „Ich weiß nicht, ob ich sie noch habe, und wenn nicht —“ sie brach ab und begann wieder ... „ach, wie wäre mir das früher gewesen, der Gedanke, meine Stimme zu verlieren ... furchtbar ... kaum zu ertragen. Und jetzt? Es ist alles so ganz, ganz anders geworden ... Sie wissen ja nicht ... bitte, Mama“ — mit einer eigentümlichen, rührenden Bewegung der Scham und Schwäche senkte hier Fräulein Wienandt den Kopf und wendete ihr Gesicht von den beiden ab, dem Fenster zu, und zeigte ihnen nur noch die halbe heiße Wange — „bitte, sage du dem Fräulein Sürin alles ... sie muß es ja doch erfahren ...“

Fräulein Sürin verfärbte sich leicht; sie war so betroffen und innerlich verwirrt — unbegreiflich! — daß sie das „Mama“ da eben überhört hatte. Ein ganz fatales Gefühl saß ihr in der Kehle, als diese hübsche Frau mit den braunen Scheiteln jetzt so recht behaglich lächelnd, wie Frauenzimmer von solchen Dingen ja immer sprechen, begann, ganz so, wie die Sürin nun schon erwartete: „Ja, Fräulein — es ist allerdings ganz anders für unsere Magdalene gekommen, als sie selber dachte, und für uns wohl auch ... Sie sehen nämlich da eine Braut vor sich —“

Nun hatte Fräulein Sürin sich aber gefaßt und eine ihr selber befremdliche Regung des Unbehagens völlig und, wie sie hoffte, auf immer überwunden, und frank und freundlich streckte sie auch schon dem jungen Mädchen die Hand entgegen. „Also wirklich? Ich hatte es gedacht,“ sagte sie leise mit leicht vibrierender Stimme. So leise aber zum Glück, daß Frau Riedinger die Worte, die ihr auch recht sonderbar hätten vorkommen müssen, nicht zu hören brauchte und vielleicht wirklich nicht gehört hatte, denn während Magdalenes dunkle Augen sich in Betroffenheit, ja Schreck, weit öffneten, fuhr die Mutter Fritzens mit lächelnder Ruhe fort: „Ja, und mein liebes Töchterchen zugleich; Magdalene und mein Sohn Fritz wollen ein Paar werden und — im fernen Afrika werden sie sich in wenigen Wochen schon ihr Nestchen gründen.“

Magdalene Wienandt wußte im nächsten Augenblick nicht recht, wie ihr geschah. Fräulein Martha Sürin, die bei aller Gewandtheit und Zuvorkommenheit des Benehmens meist eine gewisse innere Kühle durchfühlen ließ, warf plötzlich ihre Arme um das junge Ding, und Magdalene fühlte sich einen Augenblick wie leidenschaftlich heftig gegen die Schmelz- und Spitzenbesätze des Umhangs und den Tupfenschleier gedrückt, während die Sürin eine feste warme Wange an die ihre preßte. „Gott segne Sie, Kind,“ flüsterte sie dabei hastig, „und lasse es Ihnen gut gehen,“ und das kam so von Herzen wie jeder Glückwunsch, der das Kind einer plötzlichen, unerwarteten Erleichterung ist; in einer solchen Stimmung gönnt man dem anderen das, was man ja selber weder begehrt noch braucht, mit Überschwang.

Ob Frau Riedinger von der Wärme dieser Gratulation vielleicht doch ein wenig befremdet war, mußte dahingestellt bleiben, denn in diesem Augenblick klopfte es, und das Dienstmädchen erschien in der Thür mit einem stockenden: „Gnädige Frau“ und einem ganz besonders verheißungsvollen Gesicht. Und es ergab sich, daß ein Besuch da war, den man weder abspeisen noch warten lassen konnte, ein durchreisender fremder Herr, ein Engländer — bei der Erinnerung an seine Handhabung der deutschen Sprache flog über das Gesicht der Guste ein nicht zu unterdrückendes Lächeln — Frau Riedinger nahm die Karte vom Tablett, das Guste hinhielt; richtig: Edward G. Hastings. Der Papa jedenfalls, den der junge Hastings erwartete! Der Vater eines wichtigen, gut zahlenden Pensionärs ... sie bat Fräulein Sürin mit Wort und Blick um Entschuldigung — aber

sie konnte nicht anders, sie mußte hinüber in den Salon und diesen Besuch sofort empfangen. Aber natürlich! selbstverständlich! Die Sürin sprang auf, und die Damen verabschiedeten sich voneinander mit gegenseitigen Versicherungen, wie angenehm ihnen die Bekanntschaft gewesen sei, was sie auch beide wohl sagen mochten. Und so kam es, daß Fräulein Martha Sürin mit Magdalene allein blieb.

„Nur noch ein paar Minuten," sagte die Sürin, setzte sich aber wieder und rückte ihren Stuhl noch dichter an den Korbstuhl heran. „Wie mich das freut, Ihre Neuigkeit da! Das heißt, es ist auch ein großer Entschluß, Kind ... aber da ich die Mutter Ihres Verlobten gesehen habe ... das ist eine reizende Frau ... so mütterlich, so behaglich. Man fühlt gleich: zu dieser Familie kann nichts Abenteuerliches gehören ... man gewinnt den Eindruck von Zuverlässigkeit, Tüchtigkeit. Hab ich's getroffen? — Ihr Verlobter ist wohl das alles und ein wahres Wunder überhaupt, wie?"

Sie lächelte. „Ein Wunder?" wiederholte Magdalene fragend.

„Nun, so ziemlich eine jede junge Braut hält ihren Auserwählten dafür. Und nun gar hier! Um ihm so, in so weite Ferne zu folgen, da müssen Sie ihn doch — nun: sehr, sehr lieb haben."

Magdalene antwortete nicht gleich, sondern blickte still zum Fenster hinaus, ohne draußen etwas zu sehen. „Lieb?" sagte sie dann halblaut; „ich glaube, ich könnte nicht mehr ohne ihn leben. Ich lebte überhaupt nicht mehr ohne ihn ... er hat mich gesund gemacht, so weit ich's bin; ohne ihn wäre ich verkommen ... aber das ist alles nicht zu erzählen, das kann niemand verstehen außer uns beiden. Und jetzt: die Leute thun immer, als wäre es ein Opfer, was ich brächte, indem ich mit ihm nach Tanga gehe! Ein Opfer!" sie lachte leise auf. Dann rasch wieder ernst werdend: „Ja, das könnte ich wohl auch für ihn bringen, wenn es von mir verlangt würde, ich hoffe es wenigstens: ich hoffe, daß ich dazu die Kraft haben werde, wenn es einmal sein muß. Aber es darf nur nicht darin bestehen, daß ich mich auf lange von ihm trennen soll! Er ist ... wie soll ich nur sagen: er ist mir so nötig wie die Luft, die ich atme! Er ist mir das Mark in meinen Gebeinen: ohne ihn breche ich zusammen und liege am Boden, ohne ihn bin ich nichts, nichts ..."

Die Sürin antwortete nicht sogleich, und zwar, weil ihr gegenüber diesem Ausbruch geradezu die Worte fehlten. Sie war starr vor Verwunderung, ja, die Sache kam ihr sogar ein wenig unheimlich vor. „Kind, Kind," sagte sie endlich mahnend, „dergleichen lassen Sie andere Leute lieber nicht hören. Ich verstehe Sie ja schließlich ... Ihr Empfinden ist noch ein wenig krankhaft reizbar ... Aber" — hier sprach wirkliches Wohlwollen und ihre Klugheit zugleich aus ihr .. „Sie müssen völlig gesund werden ... das ist jetzt die Hauptsache, auch gerade für ihn, an dem Sie so hangen. Stark und gesund ... denn das wird Ihnen ein jeder Erfahrene sagen: zum Auswandern in die Kolonien braucht es gesunde Menschen."

Sie sah, wie ein Schatten von Angst bei diesen Worten über das junge Gesicht flog: ob sie wieder kräftig werden würde ganz wie sonst, das war ja längst Magdalenes heimliche Sorge. Und wie um den Eindruck ihrer letzten Worte zu verwischen, sprang Martha Sürin nun auf etwas anderes über. Sie hatte sich in der Gewalt, als langjährige Lehrerin, und brachte es fertig, nun ganz leichthin zu fragen: „Auf eins bin ich aber neugierig: was sagt denn eigentlich Doktor Edenkoven zu Ihren Plänen und zu Ihrer Verlobung?"

„Moritz? mein Pflegebruder? Er weiß noch gar nichts davon," gab Magdalene unbefangen zurück.

„Er weiß nichts davon? Magdalene, sind Sie verrückt!" Die Sürin schrie es heraus; völlig dahin war auf Augenblicke ihre erprobte Selbstbeherrschung. Magdalene hatte sie erst verständnislos angestarrt; nachträglich aber kam der Schrecken und kroch an sie heran, so daß sie blaß wurde und zitterte. „Ach, Verzeihung," sagte die Sürin, ärgerlich über sich selbst, „daß ich so herausfuhr. Aber dies ist ja Unsinn, wohl ein Mißverständnis von Ihnen: Sie sind ja noch gar nicht mündig; Doktor Edenkoven ist, soviel ich weiß, Ihr Vormund ..."

„Und Sie meinen, er könnte es mir verbieten, Fritz jetzt gleich zu heiraten?" sagte

Magdalene. Mit einem hilflosen, ins Herz schneidenden Lächeln der Angst fügte sie hinzu: „O, das wird er nicht ... das darf er nicht."

„Das darf er nicht, nein, nein," wiederholte die Sürin, auch lächelnd, beruhigend. „Aber Sie irren auch gewiß, waren wahrscheinlich noch nicht wohl genug, als daß Ihnen die Einzelheiten mitgeteilt worden wären: der Einwilligung des Doktor Edenkoven, dafern sie nötig war, hat sich Ihr Verlobter gewiß längst versichert. Wo steckt Doktor Edenkoven eigentlich? doch wohl noch in Berlin?" warf sie nachträglich hin.

„Nein. Haben Sie davon nichts gehört? Er macht eine große wissenschaftliche Reise," sagte Magdalene, wieder gleichgültig. Dann aber: „Sie hatten ganz recht: ich habe mich eben geirrt oder vielmehr ich habe etwas vergessen und Ihnen deshalb falsch berichtet. Ich sagte, er wisse noch nichts von meiner Verlobung; das war falsch, hoffentlich. Fritz hat ihm natürlich geschrieben und ihm alles mitgeteilt. Und den Brief wird er längst haben. Nur daß seine Antwort noch nicht da ist ... die Briefe gehen so langsam. Er ist nämlich in Kleinasien ... oder in Syrien. Dort werden Ausgrabungen vorgenommen nach Altertümern, und die Regierung hat Moritz hingeschickt."

„Ah! ich glaube, ich habe davon gelesen," sagte Martha Sürin mit Interesse. „Nur den Namen nicht — der wäre mir doch aufgefallen; da ist er wohl schon lange von Berlin fort?"

„Ja, viele Wochen ... er muß nun wohl bald zurückkommen," erwiderte Magdalene. Sie versank in Schweigen, weil sie jetzt, zum erstenmal seit ihrer Genesung, ihr Verhältnis zu Moritz Edenkoven klarer zu überdenken begann. Auch die Sürin sah gedankenvoll vor sich hin, dabei Magdalenes Hand mit leichten Fingern liebkosend. Endlich begann sie, vertraulich, unwillkürlich leiser sprechend, obwohl beide nach wie vor allein und weit genug weg von allen Thüren des altmodisch geräumigen Zimmers waren: „Zuweilen hatte ich mir Ihre Zukunft anders gedacht, Magdalene."

„O, ich auch," erwiderte das Mädchen, rascher und unbefangener, als die andere erwartet hatte. „Ich wollte Sängerin werden" — sie lächelte, aber ohne Trauer diesmal — „eine große Sängerin sogar."

„Nein, das meinte ich nicht," sagte Martha Sürin. „Eine große Sängerin? die können Sie vielleicht noch immer werden, wenn auch nicht eine für das große Publikum. Das Heiraten thut da manchmal weder ab noch zu. Nein, als ich vorhin hörte, Sie seien verlobt, da dachte ich an einen anderen. Können Sie sich nicht denken an wen, Magdalene?"

Magdalene Wienandt mußte wirklich nachdenken. Dann fragte sie leise: „Sie meinen Moritz Edenkoven? Ich kenne ja sonst keinen Menschen, und keiner kennt mich."

Fräulein Sürin bejahte mit Blick und Gebärde. Da zog sich Magdalenes noch blasse Stirn zusammen unter einer peinlichen Erinnerung, der sie eigentlich in diesem Augenblick zuerst wieder Raum gab. Und nun sagte sie — und die Worte kamen rasch, unter einer mächtigen inneren Nötigung und aus tiefstem Herzen: „Nie, nie — ich meine: das konnte nie sein. — Da irren Sie sich ganz und gar. Aber Sie sollen alles wissen, ja, gerade Sie, weil Sie ihn kennen. Ich habe eine Zeit lang vielleicht dasselbe gemeint wie Sie. Nicht deutlich, aber ich war wie eingewiegt in ruhige Zufriedenheit, und die kam daher, daß ich meine Zukunft für immer in seiner Hand wähnte. Und das war mir damals ganz recht. Denn er war ja hier gewesen, hatte mich singen gehört, war nur deshalb von Berlin hierher gekommen, ohne daß ich's wußte, und war, o, so gut, so freundlich. Ich schien ihm gerade recht, so wie ich war, und das that mir wohl, ach, Sie glauben nicht, wie sehr. Ich war ja doch ganz allein auf der Welt, hatte weiter niemand als ihn. Aber das ist alles vorbei, ach, und wenn Sie wüßten, wie das alles gekommen ist! Wie ich zu der Gewißheit gelangt bin, daß er doch gar keinen rechten Anteil an mir nahm, nein, keinen! Ich kann es Ihnen nicht erzählen; nur das sollen Sie wissen: ich war in einer furchtbaren Not ... mir war etwas Schreckliches begegnet, was ich nicht sagen kann. Da schrieb ich an ihn, und mir war, als hinge Leben und Tod von seiner Antwort ab. Und das ist auch eigentlich der Fall gewesen, denn wie er mich da im Stich ließ, wie seine Antwort spät kam und

dann kalt und unfreundlich war, da — ja, da bin ich fast gestorben; da ist die Krankheit gekommen, die fürchterliche Zeit, wo ich nichts von mir wußte und doch fühlte! Ja, fühlte, können Sie sich das denken?“ Ihre großen Augen richteten sich ernstlich auf das betretene Gesicht der Sürin. „Ich war in der Hölle, lange, lange ... dasjenige war in der Hölle, was ich, als ich wieder zu denken vermochte, als mein Ich erkannte. Sie verstehen das nicht? Nein, nein, das kann niemand verstehen, der es nicht erlebt hat; es klingt ein bißchen verrückt, nicht wahr? Ich hatte ja auch ein Gehirnfieber.“ Nach einer Pause fuhr sie in ruhigerem Tone fort: „Und als ich dann noch so schwach war, daß ich den Kopf nicht heben konnte, da war Fritz Riedinger bei mir, dessen Liebe ich als ein Gottesgeschenk schon lange besaß, ohne daß ich dummes Ding es nur gewußt hatte. Und nun, nach all diesem meinen Sie, der, der andere, könnte kommen und uns trennen? meinen Sie das wirklich?“

Martha Sürin blickte betroffen und hingenommen wie selten in das junge Gesicht, um dessen Lippen aber jetzt ein so herbes Lächeln spielte und dessen Augen plötzlich so voll Kraft und Willen waren, daß es gereifter als je zuvor aussah. „Nein, nein, das wird er auch gewiß nicht wollen.“ Weiter wußte sie nichts zu sagen.

Dann kam Grete Riedinger herein. Fräulein Sürin lernte also noch ein Familienglied kennen und sah das lang aufgeschossene Kind mit dem Hängezopfe und dem offenen Blick nunmehr nicht ohne ein besonderes Interesse an. So ganz anders als die Mutter; die kluge Sürin hatte aber das Gefühl, als ob sie sich nun den Bruder noch weit besser als vorher denken könne. Seine Rückkehr konnte sie nicht abwarten; sie hatte überhaupt für Dresden nicht allzuviel Zeit, war auf der Reise nach Berlin. Aber sie war sehr, sehr froh, ihre liebe Magdalene gesehen zu haben!

XIII.

Kein Wunder, daß die edlere Menschheit ihre Götter in ewiger Jugend bildete: die Jugend hat heute noch ihren Anteil an der ersten Frische der Schöpfung, an der schwellenden Kraft, welche die Gottheit aus sich in ihr neugeschaffenes Werk strömte. Sie hat heute noch etwas Wundergleiches im oft so raschen Erblühen der Individuen, und etwas Wundergleiches ist auch ihre Fähigkeit der Wiederherstellung. So, überraschend und beglückend, bewährte sie sich jetzt für Magdalene Wienandt. Wenige Wochen thaten das Werk von Monaten; das junge Geschöpf erstarkte wie mit einem Male, blühte, glühte und leuchtete in Schmelz und Glanz und schien, was es hatte werden können, jetzt, nach der Krankheit, erst geworden zu sein. Sie wunderten sich alle, wie ihr das so plötzlich gekommen war; sie selber wunderte sich und sann über den Zeitpunkt nach, von welchem an diese Wendung begonnen hatte. Er schien, merkwürdigerweise, ungefähr mit dem Besuche von Fräulein Sürin zusammenzufallen.

Sie sagten sogar, daß sie während der Krankheit noch gewachsen sei, und daß sich das jetzt zeige, jetzt erst, da sie elastisch dahinschreitend sich zu ihrer vollen Höhe aufrichtete! Sie lachte glückselig darüber; es machte ihr nichts aus, daß sie nun ihren Verlobten überragte; sie lachten einander in die Augen, wenn sie, zum Ausgehen gerüstet, ihren Arm in den Fritzens schob und die Gesichter nahe aneinander und wirklich in gleicher Höhe waren. Und das auch nur, weil Magdalene mit der ihr eigenen reizenden Biegung des Oberkörpers sich ein ganz klein wenig geneigt hatte! Der Halt, an den sie sich lehnte und ohne welchen es ihr nirgends wohl war, war er deshalb doch.

So schritten sie an einem Sommerabend in zufriedenem Geplauder nach Hause zu. Sie hatten eben etwas Wichtiges vollbracht: der neue Stutzflügel, der für sie nach den Kolonien geschickt wurde, war geprüft worden. Das Instrument war von denen, die eigens zu diesem Zwecke gebaut werden, mit gewissen Vorrichtungen zum Schutze gegen den nachteiligen Einfluß des Tropenklimas. Den Flügel schenkte Fritz seiner Braut, wer aber liebenswürdigerweise die äußerst kostspielige Verfrachtung und Verzollung auf ihre Rechnung übernommen hatte, das war die Firma Wustermans u. Co. gewesen; das war eine Courtoisie und eine Art Hochzeitsgeschenk für die künftige junge Frau Fritz Riedingers.

Jetzt, da sie gesundet war, ertrug es Magdalene auch, an die Vorgänge, die zu ihrer Krankheit Anlaß gegeben hatten, zu denken und zuweilen davon zu sprechen. Und gerade heute hatte sie eine Frage auf dem Herzen und kam heraus damit, geschwind, ehe sie das Haus erreichten, wo sie dann nicht mehr allein und ungestört sein würden wie eben jetzt. „Du, Fritz,“ sagte sie rasch, „hast du, als du bei dem Polizeikommissar warst, auch von anderen als der Kervo, von anderen Russen meine ich, gehört?“

Fritz hatte es sich zur Regel gemacht, gerade das, was Magdalene damals so furchtbar geängstigt hatte, ganz ruhig und offen mit ihr durchzusprechen, sobald die Rede darauf kam. Es sollte da nichts Dunkles bleiben, keine Stellen auch, an die man sich ängstlich hütete, den Finger zu legen, in der Meinung, daß sie bei der Berührung schmerzten. Die Heilkraft seiner Liebe mußte sich da erproben: sie mußte sogar zurückwirken und jener Vergangenheit ihre Schrecken benehmen.

So wies er sie denn jetzt keineswegs etwa rücksichtsvoll zurück mit ihrer Frage: er legte nur wie zufällig seine Hand auf die ihrige, die auf seinem Arm ruhte, und sagte dabei nachdenklich: „Du meinst, ob er Namen genannt hat? Ja, da weiß ich wirklich nicht ... Nach einem, soviel ich mich erinnere, fragte er mich, ob ich ihn kenne ... das war aber nicht der Fall — ich hatte höchstens den Namen erwähnen hören, einen echt russischen ... warte ... es war ...“

„Alexandroff?“ fiel sie hastig ein.

„Ja, nun, da du es sagst — ganz recht, Alexandroff.“

„Und hast du gehört, was aus ihm geworden ist, Fritz? Ich möchte es wohl wissen.“

Sie sah, wie er sich ernstlich besann und aus keinem anderen Grunde mit der Antwort zögerte. Dann kam dieselbe, lebhaft: „Gewiß, jetzt fällt mir die Geschichte deutlich ein: Henne wunderte sich darüber, daß, während Fräulein Kervo sich vorsichtigerweise in die Schweiz begeben habe, dieser nach Rußland zurückgekehrt sei, verdächtig, wie er doch war, und zwar, weil er seine kranke Mutter dort besuchen wollte. Wie gesagt, den Polizeimenschen wunderte das, er fand es thöricht; wir können so etwas begreifen, nicht wahr, Magdalene?“

Aber auch sie schien es vor der Hand nicht zu begreifen; sie war stehen geblieben und wiederholte leise, in ungemessenem Staunen, wie es schien: „Nach Rußland hat er sich begeben? In die Gefahr? Und um seine kranke Mutter zu besuchen? Fritz, irrst du dich da auch nicht im Namen?“

Nein. Des Namens und gerade dieser Umstände, nach der Mitteilung des Polizeikommissars, war Fritz nun aber ganz sicher.

Da faltete Magdalene ihre Hände um den Arm ihres Verlobten und hielt ihn so zurück, während sie tief aufatmend, ja fast feierlich sagte: „Das hat er gethan, und weißt du, wie er sprach? zu was für Grundsätzen er sich bekannte? Wir hätten gelernt, die Eltern sollte man ehren, das sei aber Unsinn. Wir schuldeten ihnen nur so viel Rücksicht, wie sie als Menschen, auch wenn sie uns fremd wären, von uns beanspruchen könnten, darüber hinaus nichts. Wir würden sie ja wohl, wenn sie in Not wären, nicht gerade verhungern lassen, aber auch da ihnen nur so weit helfen, als der Selbsterhaltungstrieb es uns gestattete. Der hebe überhaupt jedes Gesetz und alle Moral auf. Ja, und noch weiter ... Dankbarkeit sollte man Vater und Mutter schulden? Nein, sie schuldeten nur uns; sie hätten unsere Verzeihung nötig dafür, daß sie die Kinder überhaupt in die schonungslose Welt und meist schlecht ausgerüstet für den Kampf ums Dasein gesetzt hätten. Solche Lehren predigte er, das nannte er Befreiung! Und der so sprach —“

„Der geht hin und setzt sich schmählichen Strafen aus, um seine kranke Mutter noch einmal zu sehen,“ vollendete Fritz und drückte Magdalenes Arm an sich. „Er ist also, Gott sei Dank, noch nicht so befreit, wie er sich eingebildet hatte. Von Herzen wünsch ich ihm, daß die Sache mit seiner Polizei für ihn glimpflich verläuft. Aber wie genau du ihn citierst, Magdalene! Hat er dir denn so oft Vortrag gehalten?“

„Ein einziges Mal,“ sagte sie unbefangen. „Er hatte uns bei einem Ausgang abends auf der Straße getroffen, die Kervo und mich, und ging eine Weile mit uns. Was er da sagte, hat sich mir aber fest einge-

prägt, eben weil es mir so fürchterlich vorkam."

Sie waren am Hause, und nun, auf der Treppe, sagte Fritz rasch:

„Magdalene, du hast da vorhin an dem Flügel ein paar Töne probiert — der Saal hat ja eine famose Akustik, der Instrumente wegen. Aber abgesehen davon, sie klangen herrlich —"

Sie war stehen geblieben und sah ihn mit glänzenden Augen an. „Wirklich?"

„Ja. Wenn du heute abend oben einmal wieder sängest —"

Er brach ab, unsicher, welche Wirkung die Aufforderung haben würde. Bisher hatten sie es alle doch mit einer gewissen Sorge vermieden, auf dies Kapitel zu kommen. Sie fürchteten für Magdalenes wiedergewonnene Frische und Heiterkeit, wenn sie etwa inne würde, daß die Stimme sich verändert habe. Jetzt aber sagte sie einfach und ruhig, mit einem herzlichen Blick: „Gut, ich will es versuchen."

Und nun, ein paar Stunden später, waren sie alle im großen Wohnzimmer, wo das Pianino stand, Frau Riedinger mit Ottchen mitten auf dem alten Sofa sitzend, die übrigen, unter ihnen auch der ganz verklärte junge Mr. Hastings, rings umher verteilt, und alle, sogar der Quartaner Otto — was gewiß viel heißen will — waren sie im Banne der Stimme, die vom Klavier her erklang. Ottchen saß nun schon eine lange Weile stockstill mit starrem Blick und offenem Munde. Das sah nicht gerade geistreich aus, aber es bekundete ein Hingenommensein, das ihm hoch anzurechnen war.

Daß die Älteren, Verständigeren so andächtig lauschten, war wohl begreiflich. Eine Fülle von Wohllaut quoll für sie aus einer anscheinend unermüdlichen Kehle — Magdalene hatte zaghaft angefangen, dann aber, selber erstaunt über die neugewonnene Kraft, schien sie an gar kein Aufhören zu denken. Sie sagten alle absichtlich nicht viel in den Pausen, während sie mit ihren schlanken Fingern in den Notenheften weiter blätterte und meinte: „Dies noch, wenn es euch recht ist ... ich denke, es wird gehen" — ein wenig war sie dabei doch in Thun und Wesen wie eine Schlafwandlerin, die man nicht anrufen darf.

Leise war während des Gesanges das Dienstmädchen eingetreten und hatte mit Frau Riedinger geflüstert, die betroffen auf die ihr übergebene Karte blickte. Die Dame war dann wie unschlüssig aufgestanden und noch nicht an der Thür, als in dieser die hohe Gestalt eines Fremden erschien. Der Herr trat leise auf, gab auch sonst keinen Laut von sich und machte lächelnd ein Zeichen, daß die übrigen seine Anwesenheit auch nicht verraten möchten, damit die Sängerin um keinen Preis unterbrochen werde. Er sah unverkennbar nach einer weiten Reise, so ungefähr nach dem internationalen Expreßzug aus, gebräunt übrigens und mit einem kühnen Shlips und Hut, der mehr an die Brüderschaft von Malstock und Pinsel als an den eleganten weltmännischen Privatdocenten erinnerte. Denn ein Fremder war dieser unvermutete Eindringling ja nur auf den ersten Blick gewesen; der zweite schon ließ Frau Riedinger den Doktor Moritz Edenkoven erkennen.

Doktor Moritz Edenkoven, der über Prag und Wien direkt von Konstantinopel kam. Dort aber hatte er sich, um bei nötigen Verhandlungen mit den türkischen Behörden den Rückhalt der deutschen Botschaft zu haben, schon vier Wochen lang aufgehalten. Das alles flüsterte er der Frau Riedinger in den knappsten Worten zu, und dann faßte er neben dem Sofa und zugleich dicht an der Thür Posto, an deren Rahmen er sich gemächlich anlehnte, und trank mit Behagen das, was Augen und Ohren ihm hier boten. Die Gruppe am Klavier, das ganz verträumte, wonnetrunkene Gretchen, Fritz, der natürlich dicht am Stuhle Magdalenes stand und ihr die Notenblätter umwandte, und die Sängerin selber, hatte vom Eintritt eines neuen Zuhörers noch gar nichts bemerkt.

Und daß dies noch eine Weile so bleiben würde, war zu hoffen, denn Magdalene hatte sich an eine Händelsche Arie gewagt, der die edle Stimme auf eine staunenswerte Weise gerecht wurde. Das sehr große, etwas niedrige Zimmer war, nach den läßlichen Gewohnheiten dieses Haushaltes, nur sehr mäßig erhellt. Kerzen waren in den am Klavier angebrachten Leuchtern gerade keine vorhanden gewesen, und so hatte man die

Tischlampe einfach oben auf den Deckel des Pianinos gesetzt, wo sie die Noten und zugleich Köpfe und Gesichter dort oben am Ende des Zimmers mit ihrem ruhigen, soliden Licht erhellte, das übrige Gemach aber in einem Halbdunkel ließ.

Und doch für eine gewisse verstohlene Beobachtung von seiten der Frau Riedinger hell genug. Immer wieder ließ die Mutter Ottchens die Blicke nach dem Gesicht des Ankömmlings schweifen und gewann dabei je länger, je mehr die unbehagliche Überzeugung, daß Doktor Edenkoven den nach Syrien gerichteten Brief ihres Sohnes Fritz nicht erhalten habe.

Nein, gewiß nicht. Er war ahnungslos. Seine Augen strahlten durch die Kneifergläser Bewunderung und Staunen über Sängerin und Gesang in einer Weise, die — nun, die Sache wäre schwer auszudrücken gewesen, aber die kluge Dame fühlte es mit untrüglicher Sicherheit heraus, so — so — so mit einer gewissen befriedigten Billigung des Besitzers kann man nur etwas, worauf man ein noch unbestrittenes Recht hat, kann man die Braut eines anderen nimmermehr ansehen.

Was würde nun werden? Magdalene sang noch; mit reinen Seelenklängen, die zuweilen etwas Unirdisches hatten, erfüllte sie das Gemach, so völlig ahnungslos des neuen Hörers, der diese Töne entzückt eintrank — sie würde furchtbar erschrecken, wenn sie gerade ihn entdeckte! Frau Riedinger auf ihrem Sofa sah aber nicht ein, wie man ihr das ersparen konnte.

Und nun war die Arie zu Ende. Fritz, dicht hinter dem Stuhle Magdalenes und im Begriff, dankend und liebkosend den Arm um sie zu legen, fuhr herum, als von der Thür her ein leichtes Händeklatschen ertönte. So war dem Doktor Moritz Edenkoven, der solchergestalt applaudiert hatte, noch einmal ein böser Moment erspart, während er den anderen nicht geschenkt wurde.

Fritz Riedinger biß sich auf die Lippen und fühlte, wie er blaß wurde. Zeit, Magdalene vorzubereiten, hatte er nicht; auch sie hatte sich auf ihrem Klavierstuhle herumgedreht und starrte nun mit weitgeöffneten Augen ihm entgegen, der strahlend auf sie zukam.

„Aber famos, Kind — ganz herrlich, wahrhaftig! Was ist aus der Stimme noch geworden! Das ist ein Empfang, den man sich gefallen lassen kann!“ Wie selbstverständlich kam ihm das alles von den Lippen, wie nachdrücklich und gefällig auch wieder die Erscheinung, trotz jener ganz fremden Nuance des Weitgereistseins darin. Man merkte, auch in diese Rolle fand er sich zur Vollkommenheit, gefiel sich darin und durfte sich gefallen. Die Arme weit ausgestreckt, griff er nach den beiden Händen Magdalenes, die sie ihm auch überließ ... Fritz Riedinger, Unbeschreibliches empfindend, stand daneben mit stummem Munde; er sah, wie jener andere, der ihn physisch so in den Schatten stellte, das junge Geschöpf ohne weiteres an sich zog und küßte und wie Magdalene das ruhig geschehen ließ. Da — endlich! ... Moritz hatte diesem brüderlichen Willkommenskuß, dem das Mädchen noch unschuldig die Lippen gereicht hatte, plötzlich einen zweiten folgen lassen, und nun, als wäre dieser letzte Kuß ein Schlangenbiß gewesen, fuhr Magdalene zurück und entwand sich ungestüm seinen Armen. „Nein, nein, Moritz!“ rief sie dabei mit blitzenden Augen, und dann war es geschehen, sie hatte sich herumgeworfen und an Fritzens Schulter, in seinen Arm gedrückt, den er jetzt auch innig und fest um sie legte. Etwa wie nach raschem Laufe, mit noch fliegendem Atem, sich aber jetzt, am Ziele, rasch beruhigend, sagte sie von hier: „So darfst du mich nicht küssen ... weißt du nicht? Nein?“ Ihr Blick glitt von einem zum anderen der beiden Männer, die sich jetzt in die Augen sahen, während auf dem Gesicht des Doktor Edenkoven ein hochmütiger, kalter Zug hervortrat. „Dies ist Fritz Riedinger, mein Verlobter ...“

Blasiert und dazu übermütig durch stetes Gelingen, wie Moritz Edenkoven war — dies traf ihn, wie ihn noch nichts getroffen hatte. Er konnte es nicht hindern, daß ein viele Sekunden langes, lastendes Schweigen eintrat und daß dann nachher seine Stimme den furchtbaren Zwang verriet, als er sagte: „Ein Brautpaar? Das allerneueste Brautpaar, wie ich annehmen darf. Sonst ... ich hätte in meiner Stellung dir gegenüber erwarten können, Magdalene, daß mir

diese — Überraschung erspart geblieben wäre."

„Wir tragen an der Überraschung keine Schuld, Herr Doktor," sagte da Fritz in seiner schlichten aber merkwürdig überzeugenden Weise. „Ein Brief von mir mit der schuldigen Benachrichtigung ist schon vor fast drei Wochen an Sie unter der von Ihnen angegebenen Adresse abgegangen."

„Vor drei Wochen!" Das war alles, was Moritz Edenkoven aus dieser Antwort herausgriff, denn das gerade hatte ihn wieder wie ein Schlag getroffen. Drei Wochen lang spielte dieser Mensch nun schon den Bräutigam des wundervollen Geschöpfes, das Moritz heute tausendmal schöner fand, als die Erinnerung es ihm gezeigt hatte — drei Wochen lang Zärtlichkeiten, Küsse ... es durchlief ihn siedend heiß, und eine unvernünftige Empfindung war dabei, als ob das, was ihm so furchtbar das Ziel verrückte, durch diese Zeitdauer unwiderruflicher sei, als wenn es etwas ganz Frisches gewesen wäre.

„Der Brief hat Sie nicht erreicht?" sagte Fritz Riedinger in die wieder entstandene peinliche Pause hinein.

„Nein," erwiderte Doktor Moritz kurz, mit einem feindseligen Blicke. Dann, sich zusammennehmend: „Daher werden Sie einige Betroffenheit meinerseits bei einem Wiedersehen dieser Art ja wohl erklärlich finden." Aber er fühlte, daß er ein Ende machen mußte ... ein längeres Beisammensein mit allen diesen Menschen war nicht denkbar ohne irgend einen Ausbruch; die Gegenwart Magdalenes unter solchen Umständen drückte einen zu unerträglichen Stachel in seine Seele. Er richtete sich steif auf, sie sahen alle, daß er zu gehen beabsichtigte, ohne sich gesetzt zu haben, eine grobe Unhöflichkeit gegen die Familie Riedinger, eine Unhöflichkeit, die in den harmlos bürgerlichen Verkehrsformen dieser Kreise ganz dasselbe, was in der hohen Politik und im Verkehr der Staaten untereinander der Abbruch der diplomatischen Beziehungen bedeutet. Aber irgend etwas mußte er doch noch sagen; was würde es sein?

Es waren, im steifsten Tone gesprochen, die Worte: „Ich muß um Entschuldigung bitten, so zur Unzeit in einen Familienzirkel hineingeplatzt zu sein. Sprechen möchte ich dich aber noch einmal, ehe ich weiterfahre, Magdalene. Ich werde morgen früh wieder kommen; du schenkst mir dann wohl eine halbe Stunde."

In Fritz Riedinger, über welchen er solchergestalt hochmütig hinwegging, hatte sich Doktor Edenkoven aber wie überhaupt im ganzen so auch in diesem einzelnen Falle verrechnet. Fritz, wieder in seiner beherrschten und dadurch imponierenden Art, trat einen Schritt vor und sagte: „Auch ich, Herr Doktor, stehe Ihnen jederzeit zur Verfügung, und ich nehme an, daß auch wir vor Ihrer Weiterreise Verschiedenes zu besprechen haben. Soll ich Sie in Ihrem Hotel aufsuchen?"

Doktor Edenkoven maß den Sprecher durch seine Kneifergläser und sah ihn eigentlich jetzt zum erstenmal wirklich. Mit den Worten „ein rotbäckiges Individuum mit einem bunten Shlips" hatte er ihn früher einmal bei Magdalene abgefertigt; ein fatales Gefühl schlich sich ihm ins Herz, als er jetzt erkennen mußte, daß diese Bezeichnung, und was er alles hineingelegt hatte, heute auf jeden anderen Menschen eher als auf den schlanken sehnigen Menschen mit dem gelblich fahlen Teint des Tropenkolonisten, dem merkwürdig eindringenden hellen und scharfen Blick und dem gepflegten Äußeren des Gentleman gepaßt hätte.

Fritz Riedinger hatte gefragt, ob er den Doktor und Privatdocenten in seinem Hotel aufsuchen solle. „Wie Sie wünschen," bemerkte Edenkoven darauf kühl und empfahl sich wirklich. Fritz Riedinger begleitete ihn aber hinaus, höflich doch schweigend; erst hart an der Vorthür sagte er: „Ich werde mir erlauben, morgen um neun Uhr bei Ihnen vorzusprechen; hoffentlich ist Ihnen die Stunde nicht zu früh — aber wir haben ja allseitig nicht viel Zeit zu verlieren."

Was sollte das heißen? Moritz Edenkoven warf den Kopf auf, wie mit einer scharfen Frage auf den Lippen. Sie blieb indessen unausgesprochen; eine Art Hochmut band ihm die Zunge: er durfte nicht aus der Rolle fallen; heute nicht aus dem protestierenden Schweigen des tief Beleidigten heraustreten.

Als Fritz in das Zimmer zurücktrat, richteten sich auf ihn lauter bestürzte fragende

Blicke. Aber von Magdalene wich die Unruhe, sobald sie sich an ihren künftigen Gatten geschmiegt hatte. „Was finge ich jetzt ohne dich an, Fritz,“ sagte sie nur, leise und mit einem tiefen Atemzuge. Daß sie ohne Fritz Riedinger jetzt ein sehr vielverheißendes Wiedersehen mit Doktor Edenkoven gefeiert haben würde, fiel ihr offenbar gar nicht bei.

Frau Riedinger hingegen blickte ihrem Sohne ziemlich sorgenvoll in die Augen. „Daß ihn auch der Brief verfehlen mußte!“ sagte sie. „Übrigens: so wenig liebenswürdig hätte ich mir den Herrn gar nicht vorstellen können, wenn ich's nicht selber erlebt hätte.“ Halblaut warf sie noch hin, zu Fritz, der seiner Braut zwar mit hellem Blick zugenickt hatte, doch aber schweigsam und nachdenklich geworden war: „Du willst hin, ehe er mit Magdalene gesprochen hat?“

„Ganz entschieden,“ sagte Fritz.

XIV.

Die Unterredung der beiden Herrn, die in einem Zimmer des Hotels Bellevue stattfand, näherte sich ihrem Ende. Und doch schien sie von einem abschließenden Ergebnis noch ungefähr so weit wie im Anfang entfernt zu sein. Doktor Moritz Edenkoven trug eine undurchdringliche Miene zur Schau, und auf Fritz Riedingers Gesicht lag ein Ernst, so schwer, daß er anderen, weniger gefaßten und energischen Zügen den Ausdruck der Mutlosigkeit verliehen haben würde. Fritz sprang jetzt aus seinem Sessel auf und trat ans Fenster; auch Edenkoven erhob sich, und das sah aus, als ob er auf den Abschied seines Besuches warte. Aber es sah auch nur so aus, denn so weit war man noch nicht.

„Herr Doktor,“ begann Fritz noch einmal, wie mit innerer Überwindung, „Sie können als Vormund von Fräulein Wienandt unserer Verbindung Hindernisse in den Weg schieben, Sie können das arme Geschöpf quälen, wieder krank machen — aber auf die Dauer eine Heirat zwischen uns verhindern können Sie nicht — das werden Sie mir zugeben.“

Doktor Edenkoven neigte zustimmend leise das Haupt.

„Ich habe,“ fuhr Fritz fort, „bisher auch aus allen Ihren Einwänden nur herausgehört, daß Ihnen alles zu rasch gekommen sei, wie Sie sich ausdrücken. Zu rasch, das heißt in diesem Falle überraschend für Sie, da Sie fern waren und das allmähliche Werden unserer innigen Vereinigung nicht haben beobachten können —“

Er stockte, und Doktor Edenkoven begnügte sich damit, fragend die Augenbrauen in die Höhe zu ziehen. Fritz Riedinger, mit einem eigentümlichen Sinken der Stimme, begann wieder: „Ich muß auch völlig darauf verzichten, Ihnen dies näher zu erklären. Und wenn ich Ihnen erzählen wollte, daß ich schon draußen, in Tanga, Magdalenes Bild geliebt habe, so kann Ihnen das sehr gleichgültig sein; immerhin aber mag die Thatsache das vielleicht zunächst Befremdliche des Anteils verringern, des leidenschaftlichen, darf ich wohl sagen, den ich an ihrer Krankheit hier dann genommen habe. Meine Überzeugung, daß es gerade eines solchen bedurfte, um Magdalene wenn nicht dem Leben, so doch völliger geistiger Gesundheit wiederzugeben, diese Überzeugung will ich Ihnen nicht aufdrängen; sie gehört zu denen, die ein jeder für sich hat, sie bestimmt aber mein Handeln: ich lasse Magdalene nicht! Und nun: Sie wollen Ihre Zustimmung zu unserer sofortigen Heirat versagen ... Sie werden dabei sogar sehr viele Leute auf Ihrer Seite haben. Denn was sich gegen eine frühe Heirat und nun gar unter diesen Umständen, gegen die Verpflanzung einer kaum Genesenen in eine ferne afrikanische Kolonie, unter vielleicht schwierigen Verhältnissen, sagen läßt, das liegt auch für den plattesten Verstand offen genug da. Wie aber die besonderen Umstände unseren Fall modifizieren, wie sie manche Bedingungen geradezu umund in ihr Gegenteil verkehren, das entzieht sich der Beurteilung Außenstehender völlig. Mit kaltem Blute, und indem Sie sich hinter ein fragwürdiges, mindestens sehr der Beglaubigung entbehrendes Wohlwollen für Magdalene verschanzen, wollen Sie zwei Menschen völlig unglücklich machen. Aber es ist nicht Magdalenes Unglück, was Sie bezwecken, natürlich, es ist ihr eigentliches Glück, nach der Auffassung, die Sie davon haben. Und es ist unschwer zu erkennen,

welches Antlitz dies Glück tragen wird: das einer anderen Bewerbung und zwar der Ihrigen! Sie wollen mir das heißgeliebte Geschöpf nehmen — denn jetzt vorenthalten ist so viel wie nehmen —, um sie zu Ihrer Frau zu machen. Und mit dieser Bewerbung, die die meinige erst beiseite schieben, dann nach und nach entwurzeln soll, wollen Sie heute, im Hause meiner Mutter, beginnen ... Sprechen Sie endlich — bezeugen Sie als ein Ehrenmann, ob ich ein Wort zu viel gesagt habe."

„Ich glaube doch wohl." Das war Doktor Edenkoven, sehr ruhig, sehr überlegen, und ein Glück für Fritz und Magdalene, daß er den Ausweg in diese Rolle hinein gefunden hatte. Sie war ihm gemäß, er warf sich hinein, und von nun an wäre es unmöglich gewesen, festzustellen, wo die gespielte Rolle begann und die Natur aufhörte, wenn es nicht überhaupt schon viel zu viel ist, vom Spielen einer Rolle in diesem Falle zu reden. Moritz Edenkoven selber, hätte er Rechenschaft geben müssen, würde sein Verhalten von diesem Punkte ab etwa so erklärt haben: es war der Ausfluß des ihm innewohnenden Bedürfnisses, das Leben vor allem ästhetisch, als ein Kunstwerk aufzufassen und — sein eigenes so zu gestalten. Und dies Kunstwerk durfte bei Leibe in keinem Augenblick ein von enttäuschter Leidenschaft entstelltes Antlitz tragen!

Mit ganz anderen Worten — in der zutappenden dummschlauen Weise des gewöhnlichen Lebensverstandes ausgedrückt, hätte die Erklärung vielleicht geheißen: Doktor Moritz Edenkoven war viel zu klug, um sich einer Sache willen zu zerreißen, die er nun einmal nicht haben konnte.

„Ich glaube doch wohl," hatte er soeben auf die halblaute, heiße Frage des anderen, ob er ein Wort zu viel gesagt habe, erwidert; „aber ich kann mich kaum dadurch verletzt fühlen, daß Sie von einer falschen Voraussetzung ausgehen. Wenn Ihnen die Annahme natürlich erscheint, ich hätte eine Unterredung mit meinem Mündel gewünscht, um Ihnen die Braut abspenstig zu machen, so ist das Ihre Sache."

Fritz preßte die Lippen aufeinander ... wie ihn der hochtrabende Geselle da geschickt ins Unrecht setzte! Dennoch fühlte er sich erleichtert, als Edenkoven fortfuhr: „Wünschen Sie diese Unterredung nicht, so unterbleibt sie eben ... sie ist so wichtig nicht. Das heißt: für Sie doch wohl insofern wichtig, als ich im Verlaufe derselben Magdalene mitgeteilt hätte, daß ich gegen die Heirat mit Ihnen einen Widerspruch als Vormund nicht erheben werde."

Der anfängliche Freudenschreck Riedingers wurde alsbald wieder verschlungen von einem Mißtrauen, dessen er sich bei diesem ihm so polweit entgegengesetzten Herrn noch nicht erwehren konnte, und so erwiderte er denn weiter nichts als: „Sie überraschen mich — aber darauf war es auch wohl abgesehen."

Diesmal war es an Doktor Edenkoven, das Schnurrbärtchen etwas nervös zwischen die Zähne zu nehmen; es ist bekanntlich kein angenehmes Gefühl, sich auf einem Motiv so gewissermaßen ertappt zu finden. Doktor Edenkoven fühlte plötzlich den sehr lebhaften Wunsch, diesen Fritz Riedinger los zu sein. Er hatte ihn im Anfang stark unterschätzt, das mußte er sich zugeben — dieser junge Afrikaner war eine unmeßbare Potenz für ihn gewesen ... er war aber jedenfalls trotz seiner zierlichen Figur und des schmalen jungen Gesichtes ein Mann im vollen Sinne des Wortes. Und daher eine Persönlichkeit, der er Magdalene, da er sie hergeben mußte, ohne Belastung seines Vormundsgewissens anvertrauen konnte. Es konnte wahrhaftig aber auch als ein glücklicher Umstand von ihm empfunden werden, daß er sich auf diesen Skrupel: seine Gewissensverantwortlichkeit als Vormund des jungen Mädchens, nun gerade eben besann, um seiner auch zugleich wieder ledig zu sein!

Er begnügte sich jetzt damit, auf die letzten Worte Fritz Riedingers hin die Achseln zu zucken. Beide standen noch immer; nach Überwindung eines gewissen inneren Widerstrebens begann Fritz noch einmal: „Auf die Gefahr hin, von Ihnen für zudringlich gehalten zu werden, muß ich Sie um eine noch deutlichere Erklärung ersuchen. Sie wollen uns keine Schwierigkeiten in den Weg legen, wenn wir unserem Plane nach uns in etwa drei Wochen vermählen —"

Er stockte, als sei das Unterlassen jedes Protestes von seiten dieses jungen Vor-

mundes fast etwas zu Gutes, um wahr zu sein. Aber wirklich, Moritz Edenkoven machte eine Bewegung, nur mit den dunklen scharf gezeichneten Augenbrauen, welche deutlich besagte: nein, keine ...

„Sie wollen es auch nicht," fuhr Fritz entschlossen fort, „obwohl Ihnen bekannt ist, daß unsere Hochzeit unserer gemeinsamen Abreise nach Tanga nur um wenige Tage vorausgehen wird? Nein, wirklich nicht? Gott sei Dank."

Moritz Edenkoven hätte es vielleicht nicht gern eingestanden — vielleicht nicht, vielleicht auch doch; er war in solchen Dingen ziemlich unberechenbar —, daß dies aus tiefster Brust quellende „Gott sei Dank" einen starken Eindruck auf ihn machte. Die drei Worte sagten unendlich viel mehr, als ein ganzer Schwall von Beteuerungen gethan haben würde.

Und nun war man also miteinander fertig. Ein Reden über gleichgültige Dinge wäre nach dieser Verhandlung nicht wohl denkbar gewesen.

„Sie reisen heute noch?" warf Fritz hin, im Begriff zu gehen.

„Ja; mit dem Ein-Uhr-Zug," war die Antwort.

„Und Sie werden kommen und Magdalene adieu sagen?"

„Ich denke doch," bemerkte Doktor Edenkoven etwas leichthin.

„Vielleicht bin ich dann aber nicht zu Hause, gestatten Sie also: mein Lebewohl und — meinen Dank ... Es ist viel, unendlich viel, was Sie mir gönnen ..."

Er streckte seine Hand aus, und Doktor Moritz konnte nicht wohl umhin, sie zu ergreifen und ihren Druck zu dulden. Eine energische, lebensvolle Hand allerdings, die dieser junge Riedinger besaß. Moritz Edenkoven aber hatte nun einmal heute den Kitzel, dem tiefen Ernst seines Nebenbuhlers etwas ganz anderes, eine unbeirrbare äußere Ruhe und höfliche Kühle gegenüberzusetzen; dabei blieb er bis zuletzt. Er verneigte sich nur sehr verbindlich und sagte auf jene letzten Worte — die hervorgedrungen waren etwa wie der Dampf aus einem Ventil, unwiderstehlich — nicht eine Silbe.

Fritz Riedinger eilte zurück, um seiner Braut mitzuteilen, was er im Hotel Bellevue ausgerichtet hatte. Den Rest seines Vormittags füllten allerlei Besorgungsgänge aus, wie sie vor einer weiten Reise — und da nebenbei die Hochzeit der Reisenden unmittelbar vorausgeht — sich nötig zu machen pflegen. Gegen ein Uhr, zur gut bürgerlichen Mittagsessenstunde der Pension Riedinger, langte er zu Hause wieder an. Immer größer war in der letzten Viertelstunde die Spannung geworden, was er hier erfahren würde: sie saß ihm an der Kehle, als er Gretchen, die ihm die Vorthür öffnete, an der Schulter faßte mit der hastigen Frage: „Nun?"

Gretchen sah ihn aber nur verwundert an, und so mußte er weiter fragen: „Ist Doktor Edenkoven dagewesen? Nein? Er ist nicht bei Magdalene gewesen? Du weißt von nichts? Aber du warest wohl fort?"

Ja, aber nur auf zehn Minuten, und über die Straße hinüber. Wenn Doktor Edenkoven indessen gekommen wäre, so hätte sie das erfahren. Zum Überflusse rief sie nach Guste in der nahen Küche: „Guste, ist jemand hier gewesen, während ich fort war?"

„Ja. So einer mit der Hotelmütze; und er hat einen Brief an Fräulein Magdalene gebracht," klang es aus der Küche zurück.

Fritz ließ den Blick nach der alten großen Wanduhr auf dem Korridor schweifen. Es fehlten fünf Minuten an ein Uhr; in fünf Minuten fuhr der Kurierzug nach Berlin ab.

Und nun stand Fritz vor Magdalene, die ihm in der Wohnstube mit einem Brief in der Hand entgegentrat. Sie sah ihn sonderbar, mit beredten Augen an. „Er ist nicht gekommen, Magdalene ... er hat dich nicht mehr sehen wollen — hat nur geschrieben? um Abschied zu nehmen?"

Sie neigte bejahend das Haupt.

Fritz atmete tief. „Mir ist es lieb," sagte er endlich, aber doch noch etwas gepreßt. „Und du, Magdalene — sieh mich an ... dies hat dich beleidigt, gekränkt ... Du hättest ihn gern noch einmal gesehen?"

Sie nickte ihm ernhaft zu, und sein Herz zog sich in einem unleidlichen Schmerz zusammen. „Ja, er hat mich gekränkt, so recht bis ins Innerste, durch sein Fortbleiben," fuhr sie indessen fort. „Und das hat er auch gewollt — er hat nicht gewollt, daß

ich ihm von dir sprechen sollte, Fritz, und was du mir bist. Weiter hatte ich ihm ja nichts zu sagen, aber das, ach, das habe ich ihm einmal sagen wollen!"

XV.

Doktor Edenkoven war auch während seiner Orientreise mit Frau Lydia Kalström in Verbindung geblieben, dafür hatte sie selber gesorgt. Sie hatte ihm geschrieben, so amüsante Briefe geschrieben, daß es ihm wirklich schmeicheln mußte, der Freund einer solchen Frau zu sein. Er hatte geantwortet, sie gebeten, ihm auch ferner solche entzückend bewegte Wandelbilder auf den Hintergrund seiner syrischen Wüste zu zaubern, und so war, während sie sich volle dreizehn Breitengrade voneinander entfernt fanden, in den brieflichen Verkehr unmerklich wieder eine Lebhaftigkeit und Wärme gekommen, die den persönlichen Berührungen in Berlin zuletzt nicht mehr eigen gewesen war.

Zu Lydia Kalström also würde er wieder gehen; er dachte flüchtig daran, während er mit geschlossenen Augen in der Polsterecke seines Coupés lehnte. Die äußere Welt hatte er dergestalt ausgesperrt; aber selten war es ihm, so mit sich völlig allein und dem Innenleben preisgegeben, so fatal wie heute zu Mute gewesen. An ihm nagte das Gefühl eines schnöden Verlustes, den man ihn zu erleiden zwang: er empfand es als Demütigung vom Glück, das ihn stets verwöhnt hatte, zum erstenmal ein herbes Versagen erfahren zu haben. Und dabei saß ihm wie ein Bohrwurm am Herzen eine noch kaum verständliche unruhige Reue, als sei er an allem schuld und als hätte ganz leicht alles anders kommen können, wenn, ja wenn von irgend einem für ihn noch ununterscheidbaren Punkte an sein Thun eine andere Richtung genommen hätte.

Der Zug lief in die mächtige Empfangshalle des Anhalter Bahnhofes ein; schon viertelstundenlang vorher hatte der Bannkreis der Großstadt die Reisenden umfangen. Und nun atmete man wieder in ihrer verzehrenden und zugleich nährenden Atmosphäre, und Moritz Edenkoven atmete auf. Schon die Großstadttypen, denen gleich beim Aussteigen sein Auge begegnete, thaten ihm wohl, er fühlte, daß er in gerade dies Milieu gehörte. Hier eigentlich erst konnte eine Persönlichkeit wie die seine voll zur Geltung kommen, weil sie, in diesem Strom führender Geister, auf andere traf, die den richtigen, den nötig großen Maßstab in sich trugen. Ein flüchtiges Mitleid erfaßte ihn — in diesem Zusammenhang der Ideen — sogar mit Magdalene, die ihn nicht voll zu würdigen gewußt hatte. Ein gutes, schönes Kind, aber eine Kleinstädterin.

Hier im Geschwirr der Angekommenen und zur Abfahrt Eilenden gefiel ihm gleich vielerlei, zum Beispiel die Art der Frauen, sich zu kleiden ... Umhänge vom seltsamsten auffallendsten Schnitt, verwegene Reisetoiletten, getragen mit ruhiger Selbstverständlichkeit. Gleich hier mehrere Männerköpfe und Gestalten von geistig bedeutendem Gepräge — und dazu die kaltblütige Berliner Art — seine Brust weitete sich noch einmal zu einem tiefen Atemzuge; Gott sei Dank, daß ich hier zu Hause bin, bedeutete das.

Unter verschiedenen Gruppen war ihm eine Gestalt aufgefallen, die sich in dem Gedränge in gleicher Richtung mit ihm bewegte. Eine vornehm gekleidete, stattliche Frauenfigur; er hatte sie nun schon ein paar Minuten vor sich und hatte konstatiert, daß alles, was sie trug, von erlesenem Geschmack war. Und neben ihr der große Herr mit dem grauen Charakterkopf und der überlegenen Art und Weise, sich selbst hier, im Gedränge, zu bewegen, die von allen Sterblichen eigentlich nur der langjährige Berliner Universitätsprofessor hat — natürlich war es auch einer, und ein guter Bekannter sogar, wie sich auswies, als sie jetzt dicht aneinander hertrieben.

„Guten Abend, Herr Geheimrat!"

„Ah, guten Abend, lieber Doktor —" kam es unbekümmert laut über das profanum vulgus hinweg von dem alten Herrn, und dann hatte sich die Dame auch zur Seite gewendet, und über ihr nicht jugendliches, aber sehr hübsches verschleiertes Gesicht lief ein Blitz des Erkennens. Und „Guten Abend, Herr Doktor!" sagte auch sie mit einem Lächeln.

Moritz Edenkoven stutzte. „Gnädigste Frau?" sagte er, noch einmal verbindlich den Hut hebend, und sah ihr rasch in die

Augen, mit dem fast peinlichen Gefühl aber, daß dies Tauchen von Blick in Blick zwischen ihnen beiden schon einmal geschehen sein mußte, daß er aber für sein Leben in diesem Augenblick nicht zu sagen gewußt hätte, wann und wo — wer die hübsche Person sei, mit anderen Worten.

„Ah, die Herrschaften kennen sich!“ tönte die starke Stimme des Herrn Geheimrats und Professors Doktor von Vischer hier hinein, und nun spielte ein etwas mokantes Lächeln um die Lippe der Dame.

Zugleich aber erbarmte sie sich des Doktors, im selben Augenblick übrigens, wo er mit Gewalt seinem Gedächtnis das bisher Vorenthaltene abgerungen hatte: „Martha Sürin,“ soufflierte sie rasch, damit der alte Herr nicht merke, wie es um dies Sichkennen der beiden stand.

Nun war aber auch Moritz wieder Herr der Lage. „Ich habe Sie in der That im ersten Augenblick nicht erkannt, meine Gnädigste,“ sagte er laut. „Ich konnte Sie ja hier nicht vermuten — und dann“ — etwas leiser — „haben es manche Gesichter an sich, daß sie immer wieder aufs neue überraschen und — fesseln.“

Wieder zuckte es um die Mundwinkel von Fräulein Sürin; ein überlegener Zug, der ihr gar nicht übel stand. Während sie nun in das Portal gelangten, war aber auch dem alten Herrn — er war eine staatsrechtliche Kapazität ersten Ranges, ein sehr vornehmer und berühmter Mann — etwas eingefallen, und er wendete sich zu Edenkoven mit den Worten: „Ja, sagen Sie mal, lieber Kollege, jetzt besinne ich mich erst: Sie kommen von Ihrer großen Reise, nicht wahr? — He, Schutzmann, Droschke erster — Sie haben ja Wunderbares geleistet ... kommen jetzt eben direkt von dort, wie? Da freue ich mich, Sie gewissermaßen als erster hier zu begrüßen ... Ihnen im Namen unserer Körperschaft zu sagen, daß wir stolz auf Sie sind ...“ und die Herren schüttelten einander die Hände.

Der beeiferte Schutzmann, der den Geheimrat kannte — so groß ist Berlin doch noch nicht, daß es seine großen Männer sich unbeachtet in der Menge verlieren läßt — der Schutzmann also hatte eine Ausnahme gemacht und den Wagen selber herein-, an die Freitreppe bugsiert, und es ergab sich nun, daß der Geheimrat mit Fräulein Sürin einen kleinen Ausflug mit der Bahn gemacht hatte und sie jetzt zu ihrem Hotel begleitete. Sie sei zum Besuche in Berlin, hatte sie Zeit gefunden, Moritz zu sagen, und wohne im Central-Hotel. „Aber ich bin wenig dort; Geheimrats machen mir in so liebenswürdiger Weise die Honneurs von Berlin.“

„Einem so liebenswürdigen Gast sich zur Verfügung zu stellen, ist ein Genuß,“ sagte der Geheimrat mit der nachdrücklichen Galanterie alter Herren.

Doktor Edenkoven hatte gerade angefangen, zum Abschied das übliche: er hoffe, Fräulein Sürin auch noch zu sehen, vorzubringen, als sie, ihn fest ansehend, während seine Hand die ihre hielt, unterbrach: „Ich hoffe es nicht nur, ich bitte sogar ausdrücklich darum, Herr Doktor. Ich habe auf Ihre Rückkehr gewartet. Wollen Sie mich in meinem Hotel aufsuchen? Ich will in den nächsten Tagen stets bis elf Uhr vormittags zu Hause sein. Ich möchte Sie sprechen: ich bin nämlich auf meiner Herreise in Dresden gewesen.“

Sie sah, wie der sichere Mann sich verfärbte, und fühlte einen jedenfalls unwillkürlich stärkeren Druck seiner Finger. „So? Sie auch?“ erwiderte er tonlos; „auch ich komme gerade von dort,“ wobei er ihr mit einem sonderbaren Ausdruck zunickte.

Die ganze Zwiesprache hatte nur eine Minute gedauert, während welcher der Geheimrat die Treppe vom Portale hinunterstieg. Moritz eilte ihm jetzt nach, um sich am Schlage der Droschke verbindlich von den beiden zu verabschieden.

Der Aufforderung von Fräulein Sürin mußte Doktor Edenkoven natürlich bald nachkommen. Wenn eine Dame einem Herrn sagt, daß sie nur seinetwillen ihre sonstigen Berliner Angelegenheiten hintenan setzen und für ihn zu Hause bleiben will, so kann er sie nicht warten lassen. Wer weiß übrigens, ob Martha Sürin ihm durch ihren offenbaren Zusammenhang mit dem hochangesehenen Gelehrten und seiner Familie nicht doch noch etwas wichtiger geworden war, als ihm die Gesanglehrerin an und für sich gewesen sein würde?

Am zweitnächsten Tage schon erklomm er also die vielen teppichbelegten Stufen im Cen-

tral-Hotel bis zum dritten Stock, da er gegen die Benutzung des Aufzuges eine Abneigung hatte, und saß alsbald der Sürin in dem für ein Hotelzimmer auffallend behaglichen Raume gegenüber, den sie hier inne hatte. Sie konnte ganz gut hier empfangen, da das Bett und alles, was man zum Toilettemachen braucht, in einer durch eine mächtige Portiere verhüllten Nische stand.

Fräulein Martha Sürin begrüßte den Privatdocenten ernst-freundlich und ruhig, wie einen alles Vertrauens werten alten Bekannten. Und er? Schon nach wenigen Minuten gestand er sich wieder, daß dieses Mädchen von sechsunddreißig Jahren gerade jetzt, in diesem Stadium, etwas Fesselndes habe.

Angenehm und pikant war schon die Sicherheit, mit der sie die Leitung dieses Gespräches in ihre Hand nahm. „Darf ich Sie wohl bitten, Herr Doktor," begann sie unverweilt, „mir zunächst zu sagen, wie Sie zu Dresden stehen? Nachher will ich Ihnen dann erzählen, was ich gerade Ihnen mitteilen zu sollen glaube."

Moritz Edenkoven dehnte sich ein wenig in seinem bequemen Sessel. „Wie unendlich erleichternd, einmal mit einer scharfblickenden Frau zu reden," sagte er zunächst. „Seien wir über die sonderbare Angelegenheit, die wir beide im Sinne tragen, kurz und klar, mein gnädiges Fräulein. Kurz — aber nicht um etwa die Dauer dieses Zusammenseins zu verkürzen —" schob er, sich leicht verbeugend, mit etwas gesenkter Stimme ein; „so war es natürlich nicht gemeint. Sie wollen mir von der bevorstehenden Heirat unserer Magdalene mit diesem jungen Riedinger reden, natürlich. Sie ahnen, wie es scheint, daß ich durch die Sache überrascht worden bin?" Ihre aufmerksamen Blicke standen ihm, während er sprach, beständig stumm Rede und Antwort. „Und wollen Sie wissen, bis zu welchem Grade überrascht? Denn davon können Sie wohl noch keine Kenntnis haben. Nun also: ich bin von Konstantinopel auf dem nächsten Wege mit Kurierzügen, wo es welche gab, nach Dresden gefahren. Sie können sich vielleicht vorstellen, vielleicht auch nicht, wie einem ist, wenn er nach monatelanger Abwesenheit aus dem Orient nach unserem Norden zurückkommt. Man hat sich gewissermaßen vollgesogen von Sonne, Luft, Licht. Der Blick hat sich geweitet durch die Wüstenlandschaften. Man kehrt zurück in den Bereich der Ordnung und Bequemlichkeit allerdings, aber auch des Engen, Begrenzten, Eingezwängten, und man begreift es noch nicht recht wieder. Man ist lange so ganz auf sich selbst gestellt gewesen in jenen Ländern der Halbkultur, hat sich fortwährend nur auf seine Persönlichkeit verlassen und ihr alles verdanken müssen, so, daß man von dem Gewicht dieser Persönlichkeit für andere in unserem Schablonenlande doch wohl die richtige Schätzung verloren hatte. Ich gestehe es Ihnen offen: ich dachte Magdalenen und ich dachte mich — weiter niemanden. Schon längst hatte es für mich festgestanden, daß ich nach meiner Rückkehr nach Deutschland zuerst sie, dies Wesen, das so völlig von mir abhing, dessen Schicksal ich doch eigentlich war, sehen müsse. Sie war krank gewesen, das hatte ich erfahren, aber sie mußte längst gesundet sein. Ich hatte, als ich sie zuletzt in Dresden gesehen, ein entzückendes Geschöpf an ihr gefunden, das sich in einem köstlichen Vertrauen an mich anlehnte. Die Saat jener Stunden des Zusammenseins war indessen in mir gereift, und ich — gab mich dem Zuge hin, der gerade jetzt mächtig in mir wurde; was werden konnte, durfte werden — ich hatte keinem Rechenschaft abzulegen."

Martha Sürin hatte es zuletzt vermieden, den Augen des beredten Sprechers zu begegnen, und blickte ernst zur Seite. Nach einer kaum merklichen Pause, in welcher er vielleicht auf ein Zeichen von ihr vergeblich gewartet hatte, fuhr er fort: „Meine Ankunft in Dresden vorher anzuzeigen, hielt ich für unnötig. Ich erstieg also eines Abends die Treppen des bekannten Hauses, und schon vor der Glasthür hörte ich singen. Sie haben da harmlose Gewohnheiten; das Mädchen ließ mich ein und nahm meine Karte, und ich fand mich nicht gehindert ihr zu folgen bis ins Zimmer, in dem Magdalene am Klavier saß. Sie sang — sie war offenbar wieder in blühendster Gesundheit — eine ergreifende Prachtstimme" — hier endlich hatte ihm Martha Sürin wieder gespannt nach den Augen gesehen — „und da

hatte ich einen der besten und fünf Minuten später den niederträchtigsten Moment meines Lebens. Wir begrüßten uns, als sie geendet hatte — ich glaubte mein Lebensglück in den Armen zu halten, und ich sah — buchstäblich, ich sah gar nicht, daß noch ein Mann im Zimmer war ... Pah — malen Sie sich das aus, wenn Sie können" — er war aufgesprungen und hatte mit einem Ausdruck des Widerwillens, ja des Ekels jenen Ausruf ausgestoßen. „Der andere war seit drei Wochen der Bräutigam, und nun — lachen Sie mich aus, mein gnädiges Fräulein, lachen Sie! denn die Figur, die ich nun machte, können Sie sich allenfalls vorstellen ..."

Martha Sürin lachte natürlich nicht; sie sah unruhig und zweifelnd aus. Wie sonderbar doch dies Ganze ... dieser Vertrauensausbruch des ihr bisher fast fremden Mannes. Und dabei konnte sie wohl durchfühlen, daß, was sie eben erfuhr, noch kein Mensch von ihm erfahren hatte und nun vielleicht auch keiner weiter erfahren würde, wenigstens auf Jahre hinaus nicht. Sie suchte übrigens jetzt nicht nach irgend ein paar gleichgültigen Worten, um über das Peinliche des eben Gehörten hinwegzukommen, sondern schwieg sich aus, und das gefiel ihm. Endlich mußte aber doch wieder geredet werden, und so begann sie: „Sie glauben nicht, wie mich dies alles berührt, Herr Doktor. Und nun frage ich mich: hätte ich es Ihnen ersparen können? Dies letzte wenigstens? Hätte ich Ihnen schreiben sollen? Ihre Adresse wäre ja zu erfahren gewesen ..."

„Aber was schreiben, mein gnädiges Fräulein? Jene Verlobung mir mitteilen? Nun, das war Sache der Beteiligten. Sie haben es auch gethan ... der Brief ist wochenlang hinter mir her gereist und erwartete mich dann schließlich hier in Berlin. Der freilich hätte mir viel erspart ..."

Sie schüttelte leise und ernst den Kopf; die energischen weißen Hände hatte sie gefaltet aufs Knie gelegt. Wie sie sich in die Angelegenheit vertiefte, bis zum völligen Ausschluß alles Konventionellen im Benehmen ... „Die Verlobung Ihnen mitteilen? Nein, das war allerdings nicht meine Sache. Aber wie es gekommen ist, daß Magdalene sich von Ihnen löste ... warum Sie sie verloren haben — ja, verloren, denn daß Sie Ihnen angehört hätte, sobald Sie wollten, daraus hat sie mir gar kein Hehl gemacht. Wissen Sie das auch? Nein?" Sie sah ihn an, jetzt doch erstaunt über seine Ahnungslosigkeit. „Nun, das kann ich Ihnen erzählen ..."

XVI.

War denn dies wirklich das Haus? Vierundvierzig — die Nummer stimmte. Moritz Edenkoven blickte erstaunt an dem großen Gebäude mit seinen vorspringenden Erkern in die Höhe und nebenaus in den Vorgarten. Vor Monaten war dies ein eleganter Neubau gewesen, jetzt sah es schon merkwürdig verwittert aus, und in dem umgitterten Fleckchen zur Seite des Portals wuchs grobes, verwahrlostes Gras neben dem mit derben Kieseln beschütteten Pfade, und die Blumen waren vertrocknet; statt ihrer lagen schmutzige Papierfetzen umher und allerlei, was die Mägde aus den Fenstern oben geworfen hatten.

Innen im Treppenhause die Verwahrlosung ähnlich, und sehr schmutzig der rote Plüsch auf dem Geländer neben den Stufen. Moritz Edenkoven fand sich gerade heute lebhaft berührt durch diese Äußerlichkeiten der Wohnung Lydia Kalströms, die er seit langer Zeit zum erstenmal wieder betrat. Widerlich das alles, heruntergekommen — wie konnte man es in einem solchen Hause aushalten!

Oben in der Nähe der Wohnung begegnete ihm ein anderer Besucher, der herabkam, gleich ihm ein Mann von stattlichster Eleganz, der ihn im Vorbeigehen verbindlich grüßte. Doktor Edenkoven hatte ihn hier und da getroffen, diesen Herrn von Spiersberg, bei Lydia aber noch nicht. Also auch eine Bekanntschaft von ihr ... Moritz lächelte flüchtig in sich hinein, während er oben auf die Klingel drückte.

„Ach, Moritz!" ... Lydia hatte einen hellen Schrei ausgestoßen, als sie ihn, von ihrem Schreibtisch herumfahrend, erblickte. Sie flog auf ihn zu, faßte seine beiden Hände in die ihren und drückte sie an ihre Brust, sie sah ihm mit schimmerndem Blick in die Augen und flüsterte nun den Namen,

den sie eben hinausgeschrieen hatte: „Moritz — Moritz —“ Und nun — er hatte sich vorgenommen, es dazu nicht kommen zu lassen, denn einmal mußte dies doch aufhören — nun war sie doch wieder in seinen Armen oder vielmehr: er in den ihren; sie faltete ihn hinein in ihr buntseidenes Hausgewand, das um ihn in weichem Falle rieselte und ihm ein eigenartiges Parfüm in die Nase ziehen ließ, und er konnte sie doch nicht von sich weg drängen — passiv genug freilich verhielt er sich, aber sie brauchte nicht zu thun, als merke sie das.

Als sie ihn losgelassen hatte und mit ihm zu einem der weichen, ganz tiefen kleinen Sofas schritt, stieg aber doch der Hautgout solcher Scenen und das Ungesunde der Rolle, die sie ihn dabei spielen ließ, bis zum Ekel in ihm auf. Ihre Briefe, in denen sie sich immerhin von der geistigen Seite gezeigt hatte, waren etwas anderes gewesen, aber dies ... nein, nein, wenn es ihr nicht abzugewöhnen war, würde er ganz abbrechen müssen.

Anstatt neben sie in den kleinen Diwan setzte er sich jetzt auf einen der wenigen richtigen Stühle, die das Zimmer aufwies, und den er zu diesem Zwecke aus einer Ecke hervorholen mußte. „Immer noch dieselbe demonstrative liebe Seele,“ sagte er dabei bedächtig, mit einem Lächeln. „Immer noch nicht — klüger geworden?“

Gleich schoß nun aber auch der argwöhnische Blick von ihr nach ihm; Lydia schielte ein ganz klein wenig mit einem Auge; manche Menschen hatten darin, besonders als sie jünger gewesen war, sogar einen Reiz gefunden; die kleine Eigentümlichkeit trat bei Erregungen stärker als sonst zu Tage. „Immer noch nicht älter und klüger geworden, wollten Sie eigentlich sagen, Moritz, nicht wahr?“ begann sie jetzt, und es zitterte eine heimliche Erregung in der vollen Kunststimme. Den eigentlichen Grund dafür konnte er nicht wissen; er konnte nicht ahnen, wie das Abhängigkeitsverhältnis zu Spiersberg Lydia nun schon demütigte; wie diese Drahtschlingen, die der furchtbare Mensch um sie gelegt hatte, jetzt bei mancher Bewegung ihre Glieder wundschnürten. Moritz Edenkoven, der im Vergleich zu Spiersbergscher Lebensführung völlig reine Mensch, der tadellose Gentleman, kam ihr vor wie die Verkörperung der Freiheit, ach, vielleicht auch ihrer Befreiung, wenn er nur gewollt hätte!

Sie hatte aber in den letzten Monaten auf eine verhängnisvolle Weise die Fühlung mit seinem Empfinden verloren, wenn sie je viel davon besessen hatte. Sie fuhr fort, in ihrer heimlich erregten Weise, die ihn geradezu abstieß: „Seien Sie nur ruhig, ich werde älter und klüger, alle Tage ... ich könnte Ihnen davon Proben geben — Proben! ... vielleicht später, wenn ich Sie einmal in der Verfassung finde, eine Beichte zu hören“ — Gott behüte mich davor, dachte Moritz — „aber jetzt erzählen Sie ... Sie kommen direkt von Konstantinopel?“

„Nein, nicht direkt, und nicht von Konstantinopel. Ich bin von dort aus über Wien und Dresden gefahren.“

„Dresden ... ah, Dresden ...“ Lydia kroch mit einem Mal auf ihrem Diwan wie wohlig in sich zusammen, in ihr loses Seidengewand, das sich dabei um sie bauschte, entfernt an das behaglich aufgesträubte Fell der großen Salonkatze erinnernd. „Hier in Berlin sind wir alle alt, nicht wahr, aber in Dresden, da nippen Sie immer einmal wieder an Ihrem Lebenselixir, in Dresden, da wohnt Ihre Jugend! Nun, und was macht sie, diese Jugend? Wie lebt, sprüht, schäumt sie? Wie, oder wäre ihr das Überschäumen vielleicht vergangen? Aber warum sehen Sie mich denn so schwerfällig an ... geschwind, so reden Sie doch!“

Moritz saß starr — so unverkennbar funkelte ihn die Bosheit aus Lydias Augen bei all diesen sonderbaren Reden an. Einen Augenblick durchfuhr ihn der Gedanke: litt sie an Nervenüberreizung oder vielleicht an den Folgen der Mittel gegen eine solche? War sie etwa — morphiumsüchtig und jetzt in dem Stadium, welches der Erschlaffung voraus̈ging?

Aber nein, sie sah eigentlich jetzt geradezu üppig gesund aus. „Ich verstehe Sie gar nicht, Frau Kalström,“ sagte er kalt, wie nur er sein konnte. „Sprachen Sie eben von Fräulein Wienandt?“

„Frau Kalström und Fräulein Wienandt,“ spottete sie ihm nach; „wie förmlich!“ Dann mit einem lauernden Blick: „Ja, von Fräu-

lein Wienandt. Übrigens, eben fällt mir ein: mir war da etwas zu Ohren gekommen durch Dresdener Bekannte — was hat das Mädchen denn angestellt? Versammlungen besucht, die polizeilich aufgelöst worden sind, sich verdächtig gemacht, so daß in ihrer Wohnung recherchiert worden ist ... Stadtbekannte Geschichten in Dresden ... nicht sehr förderlich für den Ruf einer jungen Dame, für den Schmelz der unberührten Blume ... wie, wußten Sie von dem allen etwa nichts, Moritz?"

Hier ging Moritz Edenkoven in die Falle. Der bittere Hohn da eben, die Gehässigkeit der ganzen Darstellung, erklärte sich aus Lydias Eifersucht auf Magdalene Wienandt, die sie nie verhehlt hatte. „Sie sollten die albernen Übertreibungen nicht nachsprechen, Lydia," sagte er ernst, ein wenig pedantisch. „Die arme Magdalene hat ihre Unerfahrenheit und den Zufall, der sie in russische Gesellschaft brachte, schwer gebüßt. Sie ist lebensgefährlich krank geworden — übrigens jetzt völlig wieder hergestellt ..."

„Natürlich — diese unbezwingliche Jugend," sagte Lydia Kalström mit verzogenem Munde. „Nun? und —? schöner als je, wie?"

Er sah sie ruhig an. „Ja, schöner als je," sagte er mit einem unerklärlichen Ausdruck.

„Nun — und, und —" Daß Lydia sich heute ein wenig toll gab, entsprang halb der inneren Unruhe, halb war es Berechnung. „Und sie wird jetzt geheiratet? wahrhaftig? Ah —"

Das letzte war ein langgezogener Kehlton, was man so auf der Bühne einen Naturlaut nennt.

„Ja, sie wird geheiratet — in diesen Tagen ..." Er weidete sich eine Weile an ihrer Tortur, ehe er fortfuhr: „Nur werde ich nicht, wie Sie anzunehmen scheinen, eine der Hauptpersonen bei dieser Hochzeit, werde vielmehr gar nicht dabei sein ..."

Lydias Lippen blieben halb geöffnet vor Staunen.

„Was heißt das?" stieß sie endlich rücksichtslos hervor. „Sie heiratet einen anderen? Sie haben sie aufgegeben?"

„Nein — sie hat mich aufgegeben." So sehr Doktor Moritz stets die Paradoxen geliebt hatte, und so teuer ihm jede Gelegenheit war, in einem Gespräche nicht das zu sagen, was der andere erwartete, sondern das Gegenteil, so sah es doch um ein Haar so aus, als ob er hier eine tiefere Empfindung verberge. „Sie heiratet, was Sie schwerlich interessieren wird, einen jungen Kaufmann, den Sohn des Hauses, in dem sie dort lebte, einen tüchtigen, anziehenden Menschen übrigens, und geht mit ihm nach Deutsch-Afrika. Sie schwindet aus meinem Leben ... ich hatte es mir anders gedacht ... Ihnen, der nichts Menschliches fremd ist, brauche ich es ja nicht zu verhehlen" — wie der leise Hohn sie traf! wie verletzend dies Aufdecken seines Innersten vor ihr, als vor einer Person, die hier von jeher außer aller Konkurrenz gestanden hatte! — „ich gehe jetzt herum mit dem Gefühle, mir etwas Unersetzliches verscherzt zu haben ... Über jene unglückliche Geschichte habe ich Magdalene verloren. Ich hatte keine Ahnung davon, wie ernst die Sache war, oder wie schwer wenigstens das arme Geschöpf sie nahm ... sie hat sich von mir abgewendet, weil sie glauben mußte, daß ich in ihrer höchsten Not sie im Stiche gelassen habe ..."

Eine Pause, und dann fuhr Moritz Edenkoven förmlich zusammen über ein hartes Lachen, das Lydia aufgeschlagen hatte. „Also das wäre geglückt!" rief sie und sah ihn mit funkelnden Augen an. Und dann kam mit einem Ausdruck der Abwesenheit, den er freilich für gemacht erkannte, eine Wiederholung einzelner Ausdrücke von ihm: „Es wird mich schwerlich interessieren, daß dies Geschöpf einen anderen heiratet — daß sie sich aus dem Wege bringt, Gott sei Dank sogar noch weiter, als ich gehofft hatte! sie schwindet aus deinem Leben ... du wagst, mir zu gestehen, daß das für dich einen unersetzlichen Verlust bedeutet ... wagst, deine abgeschmackte Verliebtheit in dies bißchen Jugendreiz hier in meinen vier Wänden schonungslos mir ins Gesicht zu werfen ..."

Hier war Doktor Edenkoven aufgesprungen. „Lydia, Sie sind verrückt!" rief er heftig.

„Verrückt — o nein ..." Auch sie war aus dem Sofa aufgefahren und kam mit einem seltsamen, gleitenden Theaterschritt, halb Natur, halb unbewußtes Rollenspielen,

immer näher auf ihn zu. „Nein, nicht verrückt ... aber sieh mich an ... so sieht ein Weib aus, das Rache schlürft! Übrigens, was man so eine noble Rache nennt,“ schob sie ein, mit einem Umspringen des Tones, das bei ihr in diese ganze Scene gehörte. „Ich habe dich vor dem dümmsten Streich deines Lebens bewahrt, der eine Heirat mit dieser jungen Gans, wenn es nicht doch eine ganz abgefeimte Person ist, jedenfalls gewesen wäre. Ich, ja, ich! Erinnerst du dich, wie ich dir einmal sagte, leiden könne eine Frau wie ich, aber dulden nicht ...?“ Sie verfärbte sich, denn Moritz Edenkoven hatte sich plötzlich abgewendet mit einem Achselzucken, das deutlich sagte: ich habe des Unsinns jetzt genug angehört, und schritt auf die Thür zu. Da war sie mit einem Mal zwischen ihm und dieser Thür und stellte sich dagegen, die Hände hinter sich. „Nein, dulden nicht,“ fuhr sie von hier aus fort, „daß ihr die Jugend so ohne weiteres den Rang abläuft. An der holden Unerfahrenheit mußte ich dir doch ein wenig den Spaß versalzen. Du, mit deiner Leidenschaft, mir Konfidenzen zu machen, hattest mir ja die Russenfreundschaft des Mädchens selber verraten ... da half ich nach — ein kleiner Fingerzeig zur rechten Zeit ... weißt du, man hat doch seine Verbindungen ...“

Es dauerte ein paar Sekunden, bis Moritz Edenkoven begriff, dann fuhr die Bedeutung ihrer Worte wie ein Blitz vor ihm nieder. Aber ein Ausbruch, wie sie ihn vielleicht erwartet hatte, erfolgte nicht; Schrecken und Wut preßte dem Doktor die Kehle zusammen. „Sie haben sie denunziert!“ zischte er heiser. „Sie, mit Hilfe dieses Spiersberg“ — die Erleuchtung kam ihm plötzlich — „des Spions, des Schurken ...“

Er ballte die Hände, und sie wich zurück und that, als erwarte sie einen mörderischen Anfall von ihm: in dem französischen Unsittendrama, aus dem sie sich eine Scene zu spielen schien, wäre das jedenfalls das nächste psychologische Moment gewesen. „Wollen Sie mich etwa erdrosseln?“ sie schrie es und — kroch auf dem kleinen Sofa in sich zusammen, nur halbwahr bis in diese Augenblicke der Leidenschaft hinein, denn wenn sie wirklich für ihr Leben gefürchtet hätte, so würde sie wohl etwas mehr Raum und zunächst einmal eine Thür zwischen ihn und sich gebracht haben.

Er lachte auch nur verächtlich auf. „Komödiantin — Närrin!“ in seinem wütenden Ekel spie er die Worte nur so auf sie herab. „Aber eine gefährliche Närrin ... das haben Sie nicht umsonst gethan ... warten Sie ... das Handwerk soll Ihnen gelegt werden ...“

XVII.

Und war er nun wirklich schon hinaus, und war sie wirklich allein? Zehn Minuten, eine Viertelstunde vergingen, und Lydia saß noch immer in ihrem kleinen Sofa, wo etwas wie eine geistige Lähmung sie überkommen hatte. Sie hatte nur ein dumpfes Bewußtsein davon, daß dies anders ausgegangen war, als sie gedacht hatte. Und höher und höher kroch die Angst in ihr herauf vor seiner Drohung, und sie fühlte und wußte zugleich noch eins: daß da nicht etwa Liebe plötzlich in Haß umgeschlagen war, sondern daß Wut und Verachtung etwas ganz anderes in ihm, die vollste Kälte und Gleichgültigkeit gegen sie, heute ausgelöst hatten. Welcher Regungen der schöne, gewandte, glatte Mensch eigentlich fähig war, das hatte sie heute zuerst von seinem wutentstellten Gesicht gelesen. Er würde ihre Existenz hier vernichten wollen — sie fühlte, daß sie keine Schonung von ihm zu erwarten hatte.

Moritz Edenkoven verließ das Haus, das er heute zum letztenmal betreten hatte, innerlich aus dem Gleichgewicht gerückt wie nie zuvor im Leben. Dessen mochte sie da oben sich immerhin rühmen: so viel hatte sie doch fertig gebracht.

Was ihn an der Offenbarung, die ihm eben geworden war, so ganz besonders traf, war das: daß ein fremder Wille einen so tiefen, folgenreichen Eingriff in sein eigenstes Leben zu machen vermocht hatte. Unter diesem Bewußtsein knirschte er: der Verlust Magdalenes an sich trat darüber sogar in den Hintergrund, mit ganz derselben Folgerichtigkeit, mit der nur in dem einen der Weiber vor dem Thron Salomonis das Herz entbrannte gegen das Kind, das zum Schein geteilt werden sollte, während die andere in kalter Rachsucht nichts weiter zu sagen hatte als: laß es teilen — es sei weder mein noch

dein! Wäre die Liebesneigung zu Magdalene das echte Kind seines Herzens gewesen, so hätte er wohl anders empfunden, als er jetzt that. Einer unbedingten Liebe zum Weibe war dieser durch und durch moderne, das heißt innerlich geteilte Mann vielleicht überhaupt nicht fähig: was ihn aber jetzt erfüllte, so kräftig, daß er sich beinahe selber wunderte, das war der Trieb, Lydia den Streich heimzuzahlen, und zwar mit Zinsen, mit Überschwang. Daß er sie in der Gesellschaft als wahrscheinlich bezahlte Polizeispionin unmöglich machen werde, stand zunächst fest — und in der That hatte der Salon von Frau Lydia Kalström und hatten ihre lebhaften Empfangsabende schon sehr bald nach diesem Tage aufgehört zu existieren — aber das war nur ein Teil seiner Rache. Als er aber in diesen Tagen einmal die Einladung zu einer Abendgesellschaft in Händen hielt, zu der Geheimrat Professor von Vischer und Gemahlin baten, da kam es wie eine Erleuchtung über ihn, so daß er wußte, wie diese Lydia Kalström, das überreife Weib, das gemeint hatte, nur der Jugendreiz einer anderen könne ihr bei ihm gefährlich werden, am allerempfindlichsten zu treffen sei!

* *
*

Wenn ein heimlicher Wonneschreck bei der Werbung des Doktor Edenkoven Martha Sürin auch beinahe umgeworfen hatte, so behielt sie doch so viel Besinnung, daß sie sich weigerte, ernstlich weigerte, dieser Werbung Gehör zu geben. Erblassen, erröten, beben, zittern steht in einem solchen Falle dem reifen Frauenalter nicht mehr; schon Teint und Textur der Haut sind so ganz anders als in den Zeiten durchsichtiger Jugendblüte, und selten dient das stockende und dann wieder ungestüm andrängende Blut dem Antlitz der Dreißigerin zur Verschönerung. Der Sürin kam ihre gewohnte Selbstbeherrschung zu statten, und Moritz Edenkoven bewunderte sie wirklich fast leidenschaftlich für die Art und Weise, wie sie sich in jenem Moment zu fassen und kräftig zusammenzunehmen gewußt hatte. Es war in den Prachträumen der geheimrätlichen Wohnung, in einem der zahlreichen Salons; er hatte sie von den anderen Gästen fortgelockt, angeblich um ihr ein Bilderwerk über den Orient zu zeigen. Den ganzen Abend schon hatte er sich sagen müssen, wie vollkommen sie in den Rahmen dieser vornehmen Umgebung passe: sie war ohne Frage eine der ausgezeichnetsten Frauenerscheinungen selbst in dieser Elite der Berliner Gesellschaft.

Man würde sich anfangs wundern über seine Wahl — selbst das schmeichelte ihm einigermaßen —, dann aber wahrscheinlich bald finden, daß er, von den landläufigen Gesichtspunkten abweichend, doch hier einen ausgezeichneten Griff gethan habe. Das alles, soweit er in Betracht kam; sollten ihm denn aber etwa von ihrer Seite wirklich ernstliche Schwierigkeiten erwachsen? Mit ungläubigem Staunen wurde er es nach und nach gewahr: es war kein kokettes Spiel, es war der in ihr zur Besinnung kommende sehr nüchterne Verstand, der sich ihm weigerte.

„Herr Doktor — ich bin sechsunddreißig Jahre alt,“ hatte sie ihm nach dem Überwinden der ersten Erregung gesagt.

„Und ich fünfunddreißig ...“ Er lächelte überlegen. „Ich weiß nicht, wie es Ihnen mit mir geht, aber ich gestehe Ihnen offen, daß ich Sie auch gar nicht für jünger gehalten habe ...“ Sein lächelnder, aber eigentümlich scharfer Blick ruhte dabei rücksichtslos auf ihren jetzt eben durch die Plafondlampen voll beleuchteten Zügen: sie fühlte, daß er sie studierte und daß das bei ihm etwa so gemeint war: denke nicht, ich tappe in einem Nebel künstlicher Verliebtheit: ich sehe dich ganz, wie du bist, und doch begehre ich dich.

Ihre volle Brust hob sich unter einem Seufzer, der aber noch im Aufsteigen unterdrückt wurde. Dann sprach sie — ernst, nachdenklich: „Ich will Ihnen nicht Ihre lieben Worte von vorhin damit danken, daß ich Ihnen entgegne: es ist nur die Enttäuschung, der Kummer um den Verlust einer Anderen, Jüngeren, tausendmal Begehrenswerteren und Schöneren, der dich zu mir treibt. Das freilich weiß ich: ohne Ihr Dresdener Erlebnis und ohne den Zufall, der mich flüchtig in dies Geschick mit verwickelte, hätten Sie nimmermehr an mich gedacht —“

„Möglich," sagte er nur, sie immer noch mit dem lächelnden, aber doch warmen Blick voll umfassend.

Dies offene Zugeständnis gefiel ihr und verwirrte sie zugleich. „Das thut auch gar nichts," fuhr sie fort, „denn was bringt die Menschen nicht alles zusammen ... Die Hauptsache ist, daß sie sich nebeneinander wohl zu fühlen vermögen ..."

„Das denke ich auch."

„Sie nehmen das von uns beiden an. Es thut mir wohl — ja, es beglückt mich unbeschreiblich, daß Sie in mir gerade diejenige sehen, neben der Sie ihr Leben hinbringen möchten. Das Glück können Sie mir auch nicht wieder nehmen. Aber —"

„Aber —" Er flüsterte es heiß, jetzt dicht neben ihr stehend und ihre Hand fest fassend und haltend.

Trotzdem fuhr sie fort: „Aber diese Überzeugung ist doch ein Kind Ihrer jetzigen Stimmung. Sie sind innerlich verwundet, und da wollen Sie vor allem Ruhe haben, und die erwarten Sie neben mir; sie trauen mir, gerade weil ich kein blühend junges unerfahrenes Mädchen mehr bin, das sich in der Ehe wer weiß wie entwickeln wird. Nach dieser Ruhe aber, lieber, lieber Freund, verlangt es auch mich, und glauben Sie, daß ich die neben Ihnen finden werde? Ich nicht — nein, nein — um gerade so viel weniger werde ich sie finden, um so viel Sie glänzender, bedeutender, jünger in den Augen der Welt und begehrenswerter als ich sind! Ich hatte mir mein Leben gestaltet, ich hatte Frieden, außen und innen, aus dem wollen Sie mich nun herausreißen —"

Hier lag der Gedanke nahe, daß den Frieden des Altjungfernstübchens der Gesanglehrerin mit dem glänzenden vom Leben durchwogten Heim der Professorengattin zu vertauschen denn doch in den Augen der meisten keine allzu große Zumutung gewesen wäre. Vielleicht kam dem Doktor der Gedanke wirklich oder wäre ihm gekommen, wenn sie ihm Zeit gelassen hätte. Aber Martha Sürin fuhr fort, leise, hastig, als koste ihr das Folgende zu sagen einige Überwindung: „Sie haben sogar schon einmal beinahe diesen Frieden gestört — heute darf ich, muß ich Ihnen das sagen. Sie werden sich eines Besuches wohl kaum erinnern, den Sie mir in Dietersburg machten, um mit mir über Magdalenes weitere musikalische Ausbildung zu sprechen; mir ist er desto besser und viel zu lange im Gedächtnis geblieben ..."

Sie stockte, als habe sie schon genug, wenn nicht viel zu viel gesagt.

Doktor Edenkoven besann sich jetzt mit aller Kraft auf die Scene, auf welche sie hindeutete, aber ohne viel Erfolg; ein untrügliches Gefühl überzeugte ihn indessen, daß er damals wohl werde seiner Art nach mit diesem anziehenden Mädchen kokettiert haben. Und das hatte auf diese Verständige so viel Eindruck gemacht — rührend doch wieder!

„Meinen Sie, das hörte ich ungern?" sagte er jetzt leise, mit einem festen Händedruck.

Da sah sie ihn aber plötzlich mit Augen an, vor denen er erschrak. „Sie leugnen gar nicht, daß Sie von jener Stunde, die mich monatelang verfolgt hat, so viel wie nichts mehr wissen! Und ich, als Ihre Frau, sagen wir gleich, als Ihre alternde Frau, soll zu Hause sitzen mit dem Gedanken, daß Sie jede Beliebige — immerhin jede anziehende weibliche Erscheinung — mit dem Blick ansehen, mit dem Sie mich damals angesehen haben? Der darauf berechnet war, die alte Jungfer auch noch einmal aus der Fassung zu bringen? Nein, nein — bitte, lassen Sie mich los, dort kommt der Geheimrat ..."

Er ließ notgedrungen ihre Hand fahren. Aber zu einigen Worten war immer noch Zeit, und Moritz Edenkoven benutzte diese Zeit wahrlich nicht schlecht, indem er hastig, klagend sagte: „So lassen Sie es mich entgelten, daß ich damals gleich merkte, welchem ungewöhnlichen Weibe ich gegenüber stand, und daß ich in meinen Blicken davon etwas verraten habe? Martha, hüten Sie sich ... vor dem klügelnden Verstande in Ihnen hüten Sie sich ... Sehr interessante Bilder in der That, Herr Geheimrat ... ausgezeichnete, mit künstlerischem und ethnographischem Verständnis gemachte Aufnahmen ... es ist nämlich ein sehr großer Unterschied zwischen Photographie und Photographie. Da, die Pyramide von Gizeh, wie oft sieht man die, das reine Salonstück für Briefbeschwerer —

hier endlich ist einmal der mächtige Hauch der Wüste, möcht ich sagen, in die Darstellung mit übergegangen."

Während sich die Herren über die letzte Reise des Doktor Edenkoven zu unterhalten begannen, war Martha Sürin hinweggeschlüpft, und Moritz fand sich an jenem Abend nicht wieder allein mit ihr zusammen: sogar der Abschiedshändedruck und Blick in Gegenwart der anderen sagte ihm nichts Besonderes mehr. Schon am zweitnächsten Tage suchte er das Haus des Geheimrats wieder auf, um zu erfahren, was er fast geahnt hatte — von dem Dienstmädchen — die Herrschaften waren nicht anwesend — daß Fräulein Sürin in der Frühe abgereist sei. Er verbrachte die sonderbarsten Stunden, bis — ebenfalls wie er geahnt hatte — am nächsten Morgen schon ein Brief aus Dietersburg an ihn kam. Es war ein merkwürdig kurzer Brief, und das war vielleicht das beste daran. Denn

Man spricht vergebens viel, um zu versagen;
Der andere hört von allem nur das Nein!

Ein Nein nun aber, ein entschiedenes Nein brauchte Doktor Moritz Edenkoven aus diesen augenscheinlich einer mächtigen Aufregung abgepreßten Zeilen nicht herauszulesen. Sie begannen mit einer leidenschaftlichen Bitte um Verzeihung wegen der fluchtartigen Abreise. „Es war eine Flucht — vor Ihnen und vor mir ... Glauben Sie, es ist für uns beide am besten, wenn ich meine volle Besinnung behalte oder sie wiedergewinne, und das konnte ich nur hier, nicht dort, wo ich täglich Ihnen zu begegnen fürchten oder — hoffen konnte."

Moritz Edenkoven saß lange über dem Briefe. Dann setzte er sich zurecht, um zu antworten, aber es kam nichts zu stande. Immer pausierte er wieder, die Feder in der Hand, und las und studierte wieder ihren Brief mit der festen Handschrift. Und das temperamentvolle, kluge Weib von schöner, gesunder Körperlichkeit trat dabei immer greifbarer vor seine Seele, greifbarer und begehrenswerter! Zuletzt sprang er auf, ging an das nächste Bücherregal seines Arbeitszimmers und suchte — das Kursbuch. Er fand den richtigen Zug, legte sich die Reise im Geist zurecht, so daß sie seine Vorlesungen hier am wenigsten störte, und dann kam ihm ein Gedanke: er saß still und lächelte sogar. Er beantwortete den Brief nicht, reiste aber auch nicht gleich. Drei volle Tage ließ er verstreichen, den mit eingerechnet, an dessen Morgen er Marthas Brief erhalten hatte. Er wußte, daß sie am ersten vielleicht ein Telegramm, am zweiten und dritten mit jeder Post einen Brief von ihm erwartet hatte. So viele Enttäuschungen, wie Tritte auf der Treppe erschallten, wie die Flurklingel tönte ... so etwas macht mürbe! Ein anderer Mann, dem das erregbare Nervenleben der Frau ein ewig verschlossenes Buch ist, hätte daran nicht gedacht und daher dies alles nicht in seine Berechnungen gezogen, Moritz Edenkoven aber schmeichelte sich nicht umsonst, ein moderner Mann zu sein, der sich in seinem gesteigerten Empfindungsleben von dem hochstehenden Weibe so weit wie der derbe Sohn früherer Epochen nicht mehr unterscheidet. Am Morgen des vierten Tages reiste er.

* * *

Sie wußten es alle schon in der ersten halben Stunde, die Passagiere des von Hamburg nach Deutsch-Afrika bestimmten Dampfers, daß man ein blutjunges Ehepaar an Bord habe, und der Dampfer war ziemlich voll, da er verschiedene französische und italienische Häfen anlaufen sollte. Und alle, ohne Unterschied der Nationalität, betrachteten sie die beiden jungen Menschen, die sich ihrerseits zunächst um andere wenig kümmerten, mit Anteil und mit Wohlgefallen.

Der Lotse hatte noch einmal Telegramme und Briefe mit an Bord gebracht, die letzten Grüße der Heimat, und Fritz und Magdalene hatten davon ihr reichliches Teil empfangen. Moritz Edenkoven hatte geschrieben, daß er sich eins wisse mit seiner Braut, Martha Sürin, in ehrlichen Wünschen, in steter lebendiger Teilnahme am Geschicke der Scheidenden, und die Sürin hatte ein paar wahrhaft herzliche Worte hinzugefügt. Das und manches andere war gelesen, besprochen, vergessen, und nun standen sie an der Brüstung des Decks, still aneinander geschmiegt, während das mächtige Schiff, scharf und ruhig durch die Wassermassen schneidend, die offene See gewann. Dies war noch lange

nicht das Weltmeer, aber doch schon eine unermeßliche Fläche, eine weite Wasserwüste. Furchtlos, in zufriedener Träumerei, blickte Magdalene darüber hinaus, und ihre herrlichen dunklen Augen füllten sich mit dem Lichte, das von dem letzten hellen Streifen auf den dunklen Gewässern, da wo Meer und Himmel ineinander flossen, ahnungsvoll herüberschien. Sie hatte neben sich den, der ihr Freund, Geliebter und Gatte, Vater, Mutter und Geschwister war, und so brachten diese beiden, insofern die echten Kolonisten, die Heimat überall, wo sie zusammen waren, mit sich.

Fritz Riedinger hatte den Arm fest um sein junges Weib gelegt, und als sie jetzt miteinander sprachen, waren es keine hochfliegenden Dinge, sondern er ließ sie gleichsam durch seine Augen sich umsehen, mit dem heiteren, offenen Blick für Natur und Welt, erzählte ihr von seinen Seefahrten und ließ sie verstehen, was in Wasser und Atmosphäre ihre Augen erreichten, und gab ihr mit jedem seiner Worte, ruhig, innig, fest und treu, immer mehr das köstliche Gefühl der Lebenssicherheit.

Hinter ihnen in einiger Entfernung saßen ein paar alte Herren. „Da, Deutschlands Zukunft auf dem Meere,“ sagte der eine, der groß, stattlich und behaglich war, mit einem lächelnden Augenwink nach den beiden hin.

„Eigentlich aber doch schade um das wunderschöne junge Frauchen,“ meinte der andere, kleinere.

„O, die lassen Sie nur, die ist bei ihrem Manne in guten Händen. Und ich muß sagen, mich freut's, so etwas zu erblicken. Die sind ein *ver sacrum*, ein geweihter Frühling, das Saatkorn einer neuen Welt, wie es irgendwo in einem schönen deutschen Gedichte heißt,“ murmelte er etwas leiser vor sich hin. Und dann wieder laut: „Ja, ja, Sie Pessimist, der allenthalben nur sieht, wo etwas fehlt oder nichts taugt ... ich sehe mit anderen Augen, ich gewahre überall im Reiche Wachsen, Blühen und Gedeihen. Und ich sage: wohl dem Lande, das stark und gesund genug ist am inneren Marke, um solche edle Triebe in den fremden Boden, den es zu seinem eigenen gemacht hat, einzusenken!“

Der Mainzer Dom.

Von

B. Wohlfahrt.

(Nachdruck ist untersagt.)

Karl Simrock nennt in seinem vielgesungenen Liede „Warnung vor dem Rhein“ als Wahrzeichen des schönsten Stromes unseres Vaterlandes auch „die Stadt mit dem ewigen Dom“. Der Dichter hat dabei ganz gewiß an das heilige Köln gedacht, und ihm folgte hierin sicherlich die große Menge der Sänger seines Liedes. Aber mit Unrecht. In viel höherem Maße als Köln muß Mainz — das goldene — als die Stadt mit dem ewigen Dom gelten. Ist doch das hehre Gotteshaus der Aurea Moguntia viel höheren Alters als das der Colonia Agrippina. Denn als 1248 in Köln Erzbischof Konrad von Hochstaden den ersten Spatenstich that zur Grundlegung des von ihm geplanten Gotteshauses, da erhob sich schon seit mehr als einem Vierteljahrtausend in Mainz der gewaltige Bau des Domes. Auch Straßburg, Basel, Freiburg sahen ihre Gotteshäuser erst im späteren Mittelalter erstehen. Nur Worms erbaute etwa gleichzeitig mit dem benachbarten Mainz seinen Dom. Auch der Dom zu Speyer ist nur wenig jünger als der zu Mainz.

Dem äußeren Umfange nach darf der Mainzer Dom sich getrost den größten Gotteshäusern in deutschen Landen an die Seite stellen; nur um sieben Meter übertrifft ihn der hundertneunzehn Meter in der Längsachse (Langhaus mit Chor) messende Kölner Dom. An Höhe der Gewölbe und der Türme überragt ihn freilich bei weitem das Kölner Gotteshaus, die Breite des Mittelschiffes aber ist wieder größer beim Mainzer Dom.

Die erste Stelle indes unter Deutschlands Domen nimmt der zu Mainz schon wegen seiner Geschichte ein. Stand doch hier der erzbischöfliche Stuhl des Apostels der Deutschen — wurde doch also von hier aus das Evangelium hinausgetragen in die düsteren Wälder, in denen bisher der Wodankult seine Pflege gefunden hatte. Wenn nun freilich auch Bonifacius sein Grab nicht in Mainz fand und die gottesdienstlichen Stätten, die seine Zeit erstehen sah, weil nur aus Holz errichtet, nicht Jahrhunderte überdauerten — die Stätte, wo der Erzbischof von Mainz, der Nachfolger des heiligen Bonifacius, seines Amtes als Priester waltete, galt doch gewissermaßen als das Gotteshaus Germaniens. So groß auch das Ansehen war, das von alters her den Trägern des Krummstabes in Köln und Trier entgegengebracht wurde, am höchsten stand doch unter den rheinischen Erzbischöfen und Kurfürsten des Reiches Erzkanzler; und diese Würde haftete am erzbischöflichen Stuhl zu Mainz; nur des Kaisers Thron war höher als dieser.

So wird man schon aus diesen Gründen dem Dom in Mainz eingehendes Interesse nicht versagen können. Und der Dom ist auch thatsächlich ein unmittelbarer Zeuge der für Deutschland folgenschwersten Ereignisse gewesen. Fast ein Jahrtausend deutscher Geschichte ist über ihn dahingegangen. Nicht minder aber ist in kunstgeschichtlicher Beziehung eingehendes Interesse gerechtfertigt.

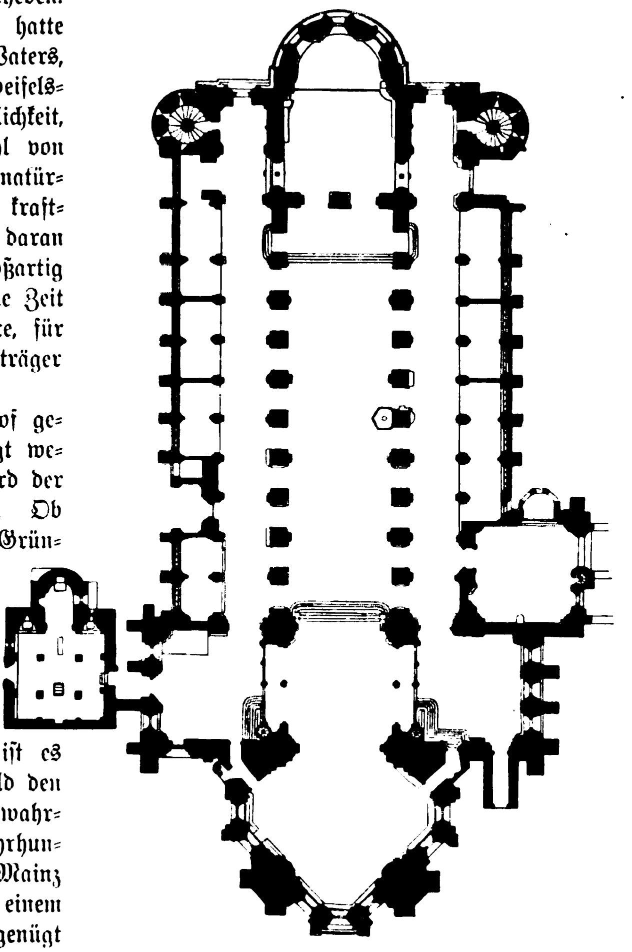
* * *

Die Gründung des Mainzer Domes führt uns in das Jahrhundert, das an seinem Anfang noch den letzten Sproß des Herrschergeschlechtes der Karolinger als deutschen König gesehen hatte. Noch war das erste Jahrtausend christlicher Zeitrechnung nicht vollendet, da sah die schon damals alte Stadt Mainz unfern des Rheinufers gewaltige Mauern und Pfeiler sich emporheben. Der deutsche Kaiser Otto II. hatte den Kanzler seines großen Vaters, Willigis mit Namen, eine zweifelsohne hervorragende Persönlichkeit, auf den erzbischöflichen Stuhl von Mainz erhoben. Was war natürlicher, als daß des Erzbischofs kraftvolle Persönlichkeit alsbald daran ging, ein Gotteshaus so großartig und gewaltig, wie es eben jene Zeit überhaupt hervorbringen konnte, für den ersten kirchlichen Würdenträger Deutschlands zu errichten.

975 war Willigis Erzbischof geworden; schon 978 — so sagt wenigstens die Tradition — ward der Grundstein zum Dom gelegt. Ob dieses Jahr thatsächlich als Gründungsjahr des Mainzer Domes zu betrachten ist, muß freilich dahingestellt bleiben. Aber der offenbar kraftvollen Persönlichkeit des, wie wir wissen, auch besonders baulustigen Erzbischofs Willigis ist es wohl entsprechend, daß sie bald den Bau in Angriff nahm. Die wahrscheinlich schon im sechsten Jahrhundert zur Merowingerzeit in Mainz begründete Martinskirche mag einem Manne wie Willigis nicht genügt haben; er bedurfte eines größeren Gotteshauses.

Ist thatsächlich 978 der Bau begonnen worden, so deutet schon die geraume Zeit, die bis zur Weihe verging, auf ein gewaltiges Unternehmen. Denn erst ein Menschenalter danach, am 29. oder 30. August 1009, sollte Willigis' Dom geweiht werden. Aber ein tragisches Geschick trifft das vollendete Gotteshaus, denn eine Feuersbrunst legt den stolzen Bau an dem für die Weihe bestimmten Tage in Asche. Dieses Feuerzeichen war eine Weissagung für die Geschichte des Domes bis an die Schwelle der neuesten Zeit. Hat doch noch so manches Mal das Feuer zerstörend in ihm gewaltet, ohne freilich jemals ganz des stolzen Baues Herr werden zu können.

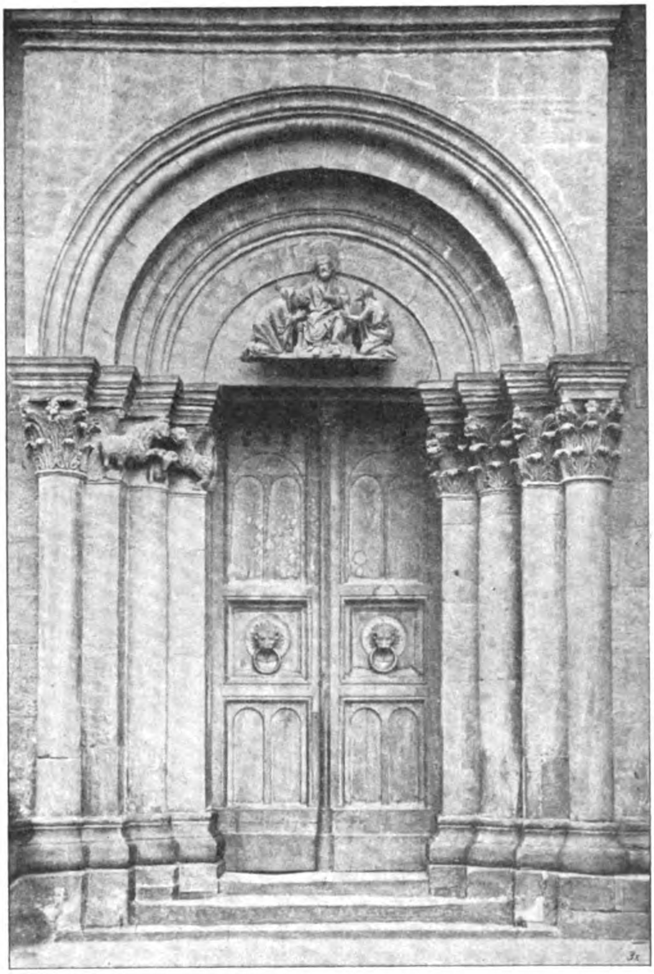
Auch nach jenem ersten Unglück erhob der Dom sich bald wieder aus den Trümmern.



Grundriß des Domes mit Gothardskapelle.

Der thatkräftige Willigis ging alsbald an den Aufbau, erlebte aber die Vollendung nicht, da er schon nach zwei Jahren starb.

Erst Erzbischof Bardo (1031 bis 1051) vollendete den Dom. Noch verstand man damals nicht, große Wölbungen herzustellen. Das Hauptschiff konnte darum nur eine flache Decke erhalten; die schmäleren Seitenschiffe mögen damals schon gewölbt gewesen sein. Die Wandflächen prangten noch nicht



Südliches Portal der Ostseite.
(Nach einer Photographie aus dem Verlage von Ernst Kern in Mainz.)

Mainz aus der Wahl hervorgegangen war. Auch die Kaiserin Gisela, sowie der bereits als Knabe in Aachen zum König gekrönte Heinrich III. mit seiner Gemahlin fehlten nicht. Zahlreich waren außerdem die Großen des Reiches vertreten, und den Erzbischof umgaben nicht weniger als siebzehn Bischöfe. Dreizehn Jahre nach diesen glanzvollen Tagen sollte der Dom wieder den denkbar höchsten Pomp, über den die Kirche gebietet, sich entfalten sehen. Weilte doch im Jahre 1049 kein Geringerer als der heilige Vater Leo IX. selbst im goldenen Mainz, hier eine Synode abhaltend, bei der vierzig Bischöfe anwesend waren. Feierlich wurde bei dieser Gelegenheit der Hochaltar des Domes zu Ehren der Mutter Gottes konsekriert. Aber es sollte nun lange währen, ehe der Dom wieder so glanzvolle Tage sah. In der Folgezeit ist seine Geschichte fast zwei Jahrhunderte hindurch eine Chronik von schweren Unglücksfällen, die das Gotteshaus, die Stadt, ja das ganze Land trafen.

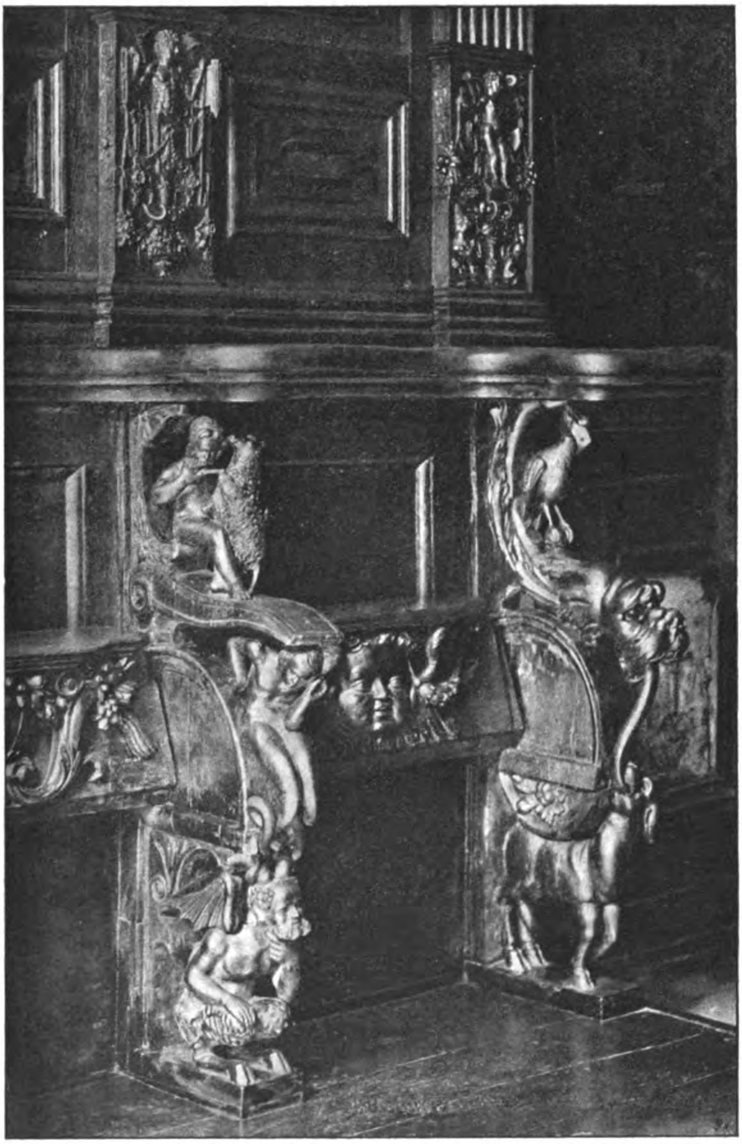
In der Pfingstwoche 1081 brannte der Dom und ein großer Teil der Stadt nieder.

Kaiser Heinrich IV. war alsbald eifrig besorgt um den Aufbau des hehren Gotteshauses; aber seine Zeit war doch zu sehr erfüllt von Streitigkeiten mit Papst und Fürsten und den eigenen Söhnen, als daß solche Werke des Friedens besondere Förderung hätten erfahren können. Wir wissen nicht, in welchem Maße jene Feuersbrunst den Dom geschädigt, jedenfalls aber hat es lange gewährt, bis er wieder seiner Bestimmung dienen konnte, denn erst mehr als ein halbes Jahrhundert nach dem Brande, erst

in den farbenreichen Malereien, die der romanischen Bauart eigen; in schlichtem Weiß waren sie gehalten. Also noch keineswegs als einen so großartigen Bau, wie ihn die spätere Zeit sah, haben wir uns den Dom Bardos vorzustellen. Aber doch mögen schon damals die gewaltigen Raumverhältnisse wuchtig gewirkt haben.

1036 am Vorabend des Tages des heiligen Martin, des Schutzpatrones der Kirche, vollzog Bardo die Weihe. Welche Bedeutung damals dem Werke beigemessen wurde, geht wohl daraus hervor, daß diesem glanzvoll gestalteten Fest kein Geringerer als des römischen Kaisers Majestät selbst beiwohnte. Es war noch der erste Salier Konrad II., der zwölf Jahre vorher nicht weit von

1137 ist er vollendet, d. h. die Bedachung ausgeführt. Und bald sollte der Dom die Stätte wüstester Scenen werden, unerhört bisher für das Heiligtum. 1159 brachen Streitigkeiten aus infolge der Einforderung des Heerbannes zum Kriegszuge Kaiser Rotbarts nach Italien. Die Mainzer empören sich. Ohne Scheu vor dem Heiligtum be-

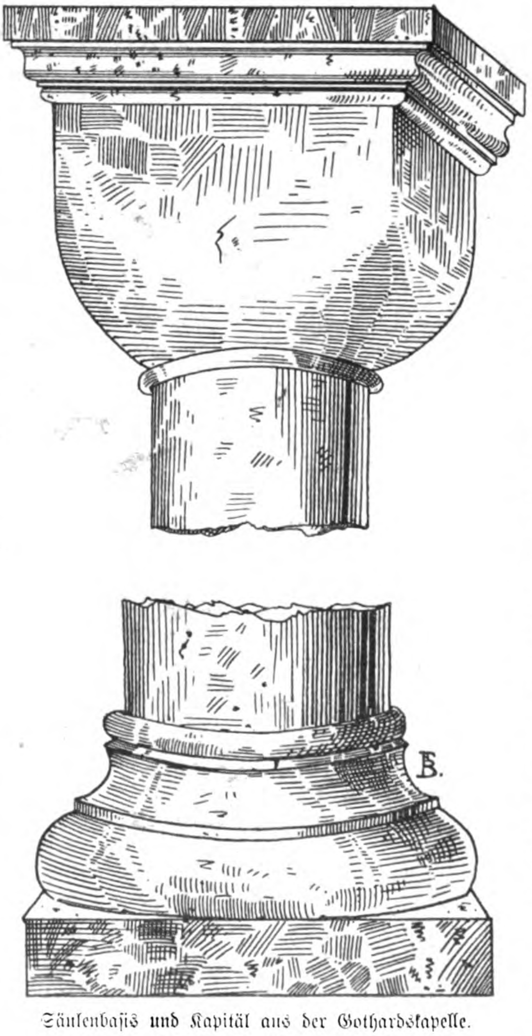


Teil des Gestühles im Westchor.
(Nach einer Photographie aus dem Verlage von Ernst Kern in Mainz.)

setzen sie, während Erzbischof Arnold beim Kaiser in der Lombardei weilte, den Dom, bringen Kriegsgerät hinein und verwandeln ihn in eine Festung. Die Schatzkammer wird erbrochen, das Heiligste geschändet. Zornig droht der Kaiser ob solchen unerhörten Frevels. Die Mainzer beugen sich der Macht des Kaisers, stellen das Zerstörte wieder her und liefern den Raub aus. Aber nur kurze Zeit währt die Ruhe. Arnold, nach Mainz zurückgekehrt, achtet der Warnungen nicht, die ihm zu teil werden. „Die Mainzer Hunde," meint er, „bellen zwar, können aber nicht beißen; nur ein Feiger fürchtet sich vor

ihnen."* Am Johannistage 1160 wird in einem neuen Aufstande Erzbischof Arnold auf grauenhafte Weise ermordet.

Der Kaiser hielt nunmehr strenges Gericht über Mainz auf dem 1163 hierher berufenen Reichstage. Die Schuldigen, soweit man ihrer habhaft werden konnte, erlitten die Todesstrafe, und ihre Häuser wurden niedergerissen. Freilich, viele gerade der Schuldigsten hatten vor dem feierlichen Einzuge des zornigen Kaisers die Stadt verlassen. Aber das Strafgericht half dem verwüsteten Dom nicht auf. Er glich einer Ruine. 1146 schon hatte ein großes Erdbeben Mainz betroffen, unter dem gewiß der Dom gelitten hatte. Dann war die Wahl des Erzbischofes nicht ohne Zwistigkeiten verlaufen. Konrad von Wittelsbach mußte einer ihm feindlichen Partei 1165 weichen, und sein Nachfolger Christian I. hatte keine Zeit, sich um den Dom zu kümmern. Unter ihm hat jedenfalls eine Feuersbrunst den Dom geschädigt; denn als 1183 der vertriebene Erzbischof Konrad zurückkehrte, fand er den Dom in Trümmern. Unglück reihte sich an Unglück: auch am Ende des zwölften Jahrhunderts verheerte ein Brand das Gotteshaus, und um 1190 riß ein Sturmwind die Turmspitze herab. Es war, so hieß es im Volke, die gerechte Strafe Gottes für den Frevel, den einst die Mainzer durch die Schändung des Domes, die Ermordung des Erzbischofs Arnold und die Sittenlosigkeit von Klerus und Volk auf sich geladen hatten.



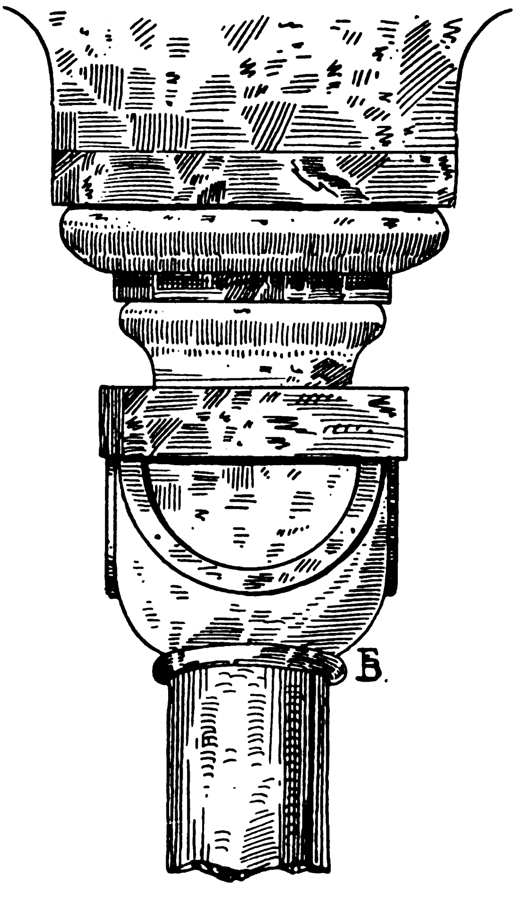
Säulenbasis und Kapitäl aus der Gothardskapelle.

Doch auch in diesen Zeiten hat die Arbeit am Dom keineswegs ganz geruht. Um 1200 ist die Vollendung des Ostchores abgeschlossen, und jene glanzvollen Tage, die unter Bardo 1036 der Dom gesehen, sollten sich 1239 wiederholen; denn nun wurde die Vollendung des Westbaues glänzend gefeiert. Der Kaiser allerdings, Ostern 1239 von neuem gebannt, weilte in Italien, aber sein Sohn, König Konrad IV., und natürlich auch zahlreiche Große des Reiches und Bischöfe waren im Dome wieder zugegen, als er von neuem geweiht und seiner Bestimmung übergeben wurde. Bis zur Mitte des dreizehnten Jahrhunderts waren lediglich romanische Formen am Dom zur Anwendung gekommen. Nun aber hielt die Gotik ihren Einzug auch in dieses Gotteshaus. Hierzu bot zunächst die Erweiterung des Schiffes durch Kapellen, später der Aufbau der Türme ausgiebige Gelegenheit.

Um 1360 wird der östliche Vierungsturm erbaut. Die Stiegentürme, diese Reste des ältesten Baues, werden entsprechend erhöht. Der Westturm wird im letzten Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts errichtet.

* Raumer, Geschichte der Hohenstaufen, II, S. 180.

Erst jetzt, am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, also ein halbes Jahrtausend nach den ersten Anfängen des Baues, gewinnt der Dom das ihn kennzeichnende Ansehen; denn nun überragen sechs Türme den stolzen Bau. Das zu Ende gehende Mittelalter sah im Mainzer Dom eines seiner stolzesten und gewaltigsten Bauwerke in Deutschland vollendet.


Säulenkapitäl aus der Gothardskapelle.

Das sechzehnte und das siebzehnte Jahrhundert haben wenig am Dom gefördert. Das Jahrhundert der Reformation und das des Dreißigjährigen Krieges waren großen baulichen Unternehmungen nicht günstig; auch war ja im wesentlichen der Bau abgeschlossen. Der Dreißigjährige Krieg mit der Schwedenzeit in Mainz ging ohne Nachteil für den Dom vorüber. Die Befürchtung, die Schweden würden den Dom sprengen und an seiner Stelle eine Sternschanze errichten, erfüllte sich natürlich nicht.

Verhängnisvolle Zeiten indes standen dem Dom im achtzehnten Jahrhundert bevor. Mit dem 22. Mai 1767 beginnt ein halbes Jahrhundert der Zerstörung, um freilich dann einer ebenso langen Periode des Aufbaues zu weichen.

An genanntem Tage schlug der einzige Blitzstrahl eines schweren Gewitters in den Westturm und legte den Dom in Asche, bis auf das Dach des Schiffes und den Ostturm. Zu allgemeinem Erstaunen wurden diese Teile verschont. Mit Eifer wurde die Wiederherstellung in Angriff genommen und von Michael Neumann nach Überwindung mancher Schwierigkeit glücklich zu Ende geführt. In herrlicher Weise wurde von ihm der Westturm emporgeführt.

Am 25. März 1774 war der Dom vollendet. Aber nicht ganz zwei Jahrzehnte sollte das Gotteshaus seinem Zwecke erhalten bleiben.

Die gewaltigen Umwälzungen aller Verhältnisse, die anderthalb Jahrzehnte später von Paris aus die ganze Welt in Bewegung setzten, mußten naturgemäß von deutschen Gebieten zu allererst das linke Rheinufer treffen. Mainz fiel 1792 dem französischen General Custine als leichte Beute in die Hand. Ein tolles Treiben begann in der alten Stadt der Erzbischöfe. Unmittelbar gegenüber dem Marktportale des Domes erhob sich der Freiheitsbaum — ein Hexensabbath, wie ihn bis dahin eine deutsche Stadt noch nicht gesehen hatte, ward um ihn von den Männern der Freiheit aufgeführt, bis die Kanonen der Deutschen ihre ernste Stimme erhoben. Aber diese Kanonen wurden dem Dom verhängnisvoll; er ging am 28. Juni 1793 in Flammen auf. Zwar sorgte man, als im Juli 1793 Mainz wieder in die Gewalt der Deutschen kam, nach Rückkehr der erzbischöflichen Regierung alsbald für die notdürftigste Bedachung; aber der Belagerungszustand blieb bestehen, darum behielt die Heeresverwaltung den Dom als Magazin in ihrer Hand. Er diente zur Lagerung von Pferdefutter. Nur notdürf-

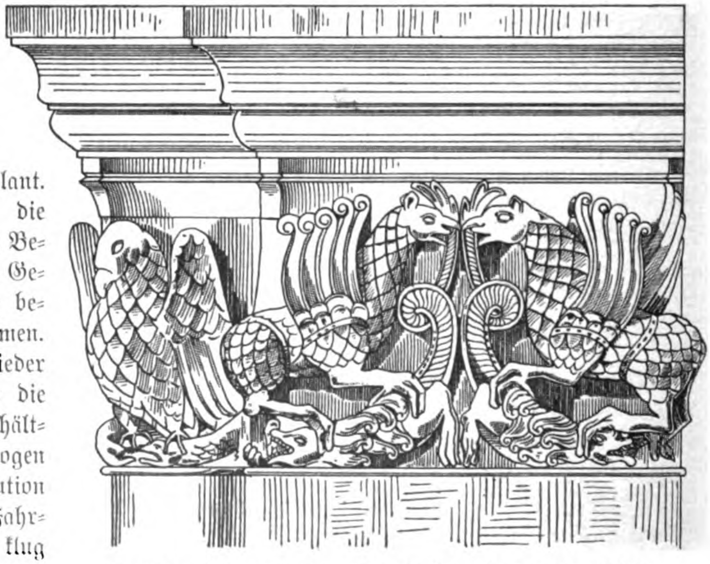
Kapitäl aus dem Durchgang des südlichen Portals der Ostseite.

tiger Gottesdienst konnte gehalten werden. Und auch der mußte ganz aufhören, als Ende 1797 zum zweitenmal die Franzosen in Mainz eingezogen waren und die Trikolore auf dem Hauptturm flattern ließen.

In rücksichtslosester Weise verfuhr die rohe Soldateska mit den herrlichsten Kunstwerken. Die Denkmäler wurden zertrümmert; was von Metall war, wurde geraubt. Am 17. Februar 1801 versteigerte die französische Behörde, was bis dahin nicht raubgierigen Händen zur Beute geworden war.

Alles Ernstes wurde sogar von dem französischen Präfekten die völlige Abtragung des gewaltigen Bauwerkes geplant. Glücklicherweise waren die dem entgegenarbeitenden Bemühungen des Mainzer Gemeinderates von Erfolg begleitet. Bessere Zeiten kamen. Seit 1802 wurden wieder geordnete Zustände für die Mainzer kirchlichen Verhältnisse angebahnt; die Wogen der französischen Revolution lenkten in ruhigeres Fahrwasser. Napoleon war klug genug, der Kirche sich freundlich gegenüberzustellen und dem Volke die Ausübung seiner religiösen Pflichten zu gewährleisten. In der Person des Bischofs Colmar erhielt auch Mainz darum einen neuen Hirten. Freilich, die Verhältnisse, unter denen er sein Amt übernahm, waren die denkbar traurigsten. Vor allem — der Dom lag in Trümmern. Mutvoll begann der Bischof seine Herstellung. Es gelang ihm, den Widerstand der Präfektur zu brechen. Von der geplanten Niederlegung des Domes sah man ab, allerdings zunächst nur, weil auch sie große Kosten verursacht hätte. Nach langen Verhandlungen wurde endlich am 29. November 1803 vom Präfekten die Urkunde der Übergabe des Domes an den Bischof vollzogen. Im Januar 1804 wurde er geräumt, und schon am 15. August — dem Tage der Himmelfahrt Mariä, zugleich bekanntlich Napoleonstag — konnte der erste Gottesdienst nach allerdings erst notdürftiger Herrichtung gehalten werden.

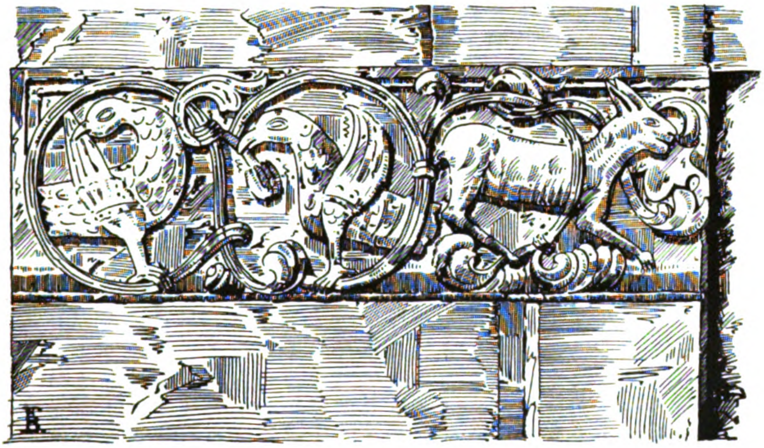
Huldvoll erwies sich alsbald Napoleon gegenüber den Bestrebungen Colmars. Dieser hatte sich für die Annahme des Kaisertitels



Kapitäl aus dem Durchgang des südlichen Portals der Ostseite.

durch Napoleon ausgesprochen und wurde nun zum Ritter der Ehrenlegion ernannt. Dem Domkapitel wurde Kanonenmetall aus der preußischen Beute zum Glockenguß überwiesen. Noch heute tönt dieses Metall über der alten Stadt mit ihrer preußischen Garnison! Die völlige Herstellung des Domes sollte in den Jahren 1813 bis 1816 vorgenommen werden. Napoleons Sturz trat zunächst hindernd dazwischen: noch einmal sollte der Dom alle Schrecken mit ansehen, die im Gefolge des Krieges einhergehen. Nach den Schlachten bei Leipzig und Hanau führte die große Rückzugsstraße der Franzosen über Mainz; da wurden denn im Dom die zahllosen verwundeten und sterbenden Soldaten untergebracht, die bis über den Rhein gelangt waren. Ein Augenzeuge erzählt, er habe gegen dreißig Feuer gesehen, die man im Dom angezündet habe, dazu das Holz der Bänke und Altäre benutzend. An den Denkmälern der Erzbischöfe hingen die Waffen und Gepäckstücke der Soldaten; stumpf geworden gegen das Leiden anderer, rauchte der Krieger seine Pfeife Tabak neben dem sterbenden Kameraden. Später wurde der Dom Kaserne; sechstausend Soldaten fanden darin Raum; beiläufig bemerkt, fast soviel, wie jetzt in sämtlichen Kasernen der Städte Mainz und Kastell untergebracht sind, woraus ein Schluß auf die gewaltige Ausdehnung des Gebäudes gezogen werden kann.

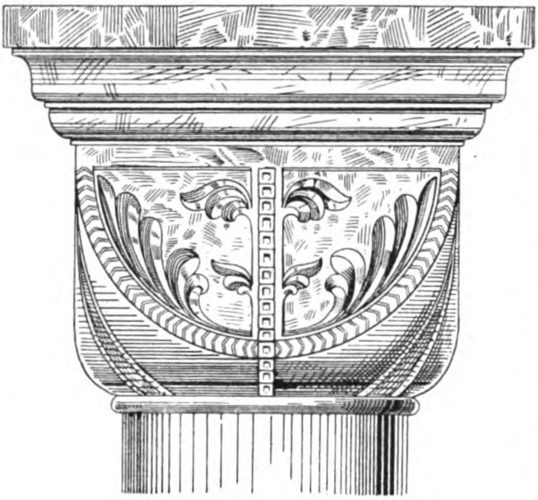
Im Mai 1814 räumten die Franzosen Mainz. Noch einige Monate hindurch diente der Dom militärischen Zwecken; aber schon im November 1814 konnte wieder Gottesdienst gehalten werden. Die Leidenszeit war zu Ende. Freilich — nun galt es, das Gebäude herzurichten. Es war keine Kleinigkeit, die hierzu erforderlichen Mittel in jenen Zeiten aufzubringen. Mainz war durch den Wiener Kongreß zu Hessen gekommen; seine Fürsten förderten die Bestrebungen des Domkapitels, nicht minder aber die Stadt Mainz und weite Kreise im Reiche; denn die Bedeutung des Mainzer Domes ging eben weit hinaus über das Weichbild der Stadt Mainz und des Großherzogtums Hessen. Es hat freilich lange gewährt, bis die Herstellungsarbeiten zu einem gewissen Abschluß gelangten, und lange noch starrten die östlichen Stiegentürme unbedacht gen Himmel. Aber endlich wurde doch das Ziel erreicht. Seit Ende der siebziger Jahre ist der Dom in würdiger Weise vollendet. Das großartige Denkmal einer fast tausendjährigen Geschichte unseres Vaterlandes ist mit ihm erhalten geblieben.



Fries aus dem Durchgang des südlichen Portals der Ostseite.

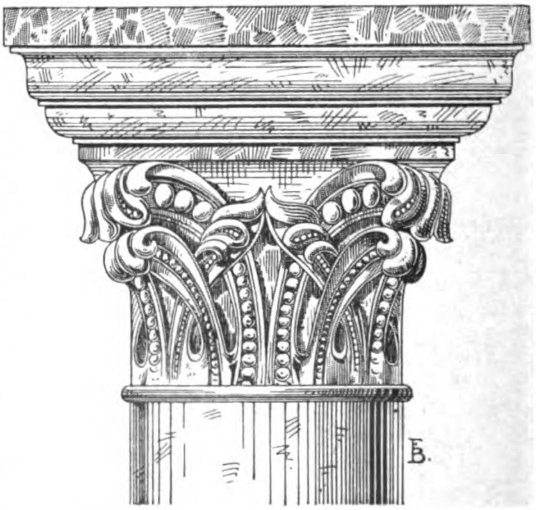
* * *

Bot nun die Baugeschichte unseres Domes des Interessanten viel, so wird nicht minder auch die Betrachtung des Gebäudes selbst uns fesseln. Die Maße, um die es sich bei ihm handelt, sind gewaltige. 112 Meter in der Längsachse und 45,50 Meter in der größten Breite ausgedehnt, erreicht der Dom



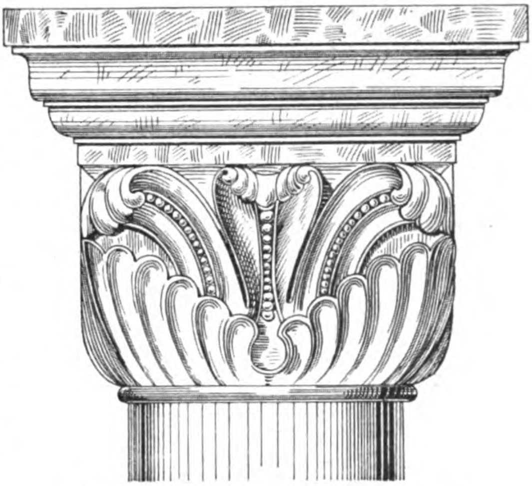
Kapitäl aus dem inneren südlichen Seitenschiff.

mit der Spitze des Westturmes eine Höhe von 82,50 Metern; der Ostturm ist 71,50 Meter, das 13,40 Meter breite Mittelschiff 27,15 Meter hoch. Von den romanischen Gotteshäusern auf deutschem Boden ist einzig der Dom von Speier um ein geringes ausgedehnter in der Längsachse; an Breite des Schiffes ist aber der Mainzer Dom dem von Speier überlegen. Leider ist gerade unser Dom in solchem Maße mit Häuserbauten umgeben, daß ein das ganze Gebäude umfassender Blick nur schwer zu gewinnen ist, eigentlich nur von der Höhe des Turmes der Stephanskirche aus. Sind nun die meisten an den Dom unmittelbar herantretenden Häuser auch nicht hoch genug, um uns den Blick auf die höheren Teile zu entziehen, so ist doch der nordwestliche Teil, wo am lebhaftesten der Verkehr vorüberströmt, durch einige geradezu kasernenmäßige Häuser so gut wie völlig verbaut. Als vor einigen Jahren ein älteres Haus niedergelegt wurde, hoffte man allgemein, das würde der entscheidende Anfang auch zu weiterer Freilegung des Domes sein. Aber das Domkapitel mochte die guten Einnahmen aus den Mieten dieses Hauses nicht entbehren. Das Haus wurde, wenn auch stilgerecht und nicht in der alten Ausdehnung, wieder aufgebaut. Da witzelte der Mainzer, und in den Blättern wurde die Bürgermeisterei aufgefordert, einen Aussichtsturm auf dem Markte zu erbauen, damit die Fremden den Dom doch sehen könnten. Eigentlich hatte der Mainzer Volkswitz damit gar nicht so unrecht; denn freiliegend ist lediglich die Ostseite des Domes. Hier nämlich stand bis in den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts die schöne gotische Liebfrauenkirche. Sie fiel den kriegerischen Zeiten zum Opfer; aber ihr mit Recht tief zu bedauernder Fall ermöglicht doch wenigstens von einer Seite einen freien Ausblick auf den Dom. Und gerade der Ostbau erweckt unser besonderes Interesse. Er bietet dem vom Rheine her sich nahenden Beschauer sogleich den Blick auf die schönen, rein romanischen Formen des gewaltigen Baues, und in den beiden runden Stiegentürmen sieht man den ältesten erhaltenen Teil des Domes. Mit großer Wahrscheinlichkeit ist anzunehmen, daß diese Türme — natürlich bis auf die oberen Teile — noch dem ersten von Willigis 978 begonnenen Bau angehören. Ihre massige Ausführung mag sie widerstandsfähig gegen das Feuer gemacht haben, dem die übrigen Teile jenes ursprünglichen Baues zum Opfer fielen. Im Inneren der Türme führen Spindeltreppen empor, deren Stufen auffallend flach sind. Der Volksmund spricht von solchen Treppen



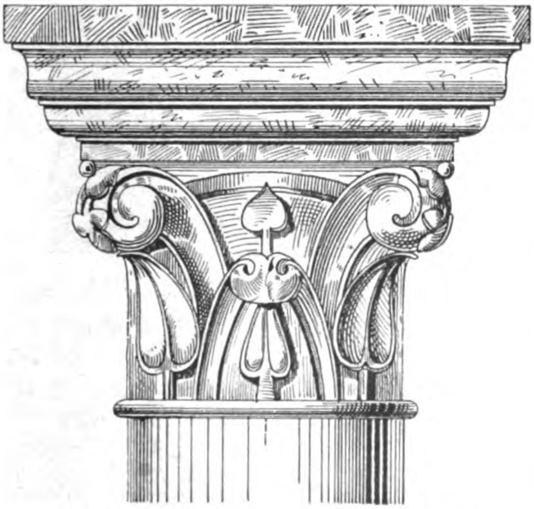
Kapitäl aus dem inneren südlichen Seitenschiff.

als von Eselstreppen; und es ist durchaus nicht unwahrscheinlich, daß auf ihnen thatsächlich durch Esel das mühevolle Emporschaffen des Baumaterials besorgt wurde; denn mit der Anbringung von Gerüsten ging das Mittelalter bei seinen Bauten nur sparsam um. Erst die jüngste Bauzeit am Dome hat den Stiegentürmen sowie dem gewaltigen östlichen Vierungsturm die Ausführung gegeben, wie sie unser Bild aufweist; ältere Darstellungen zeigen uns die Stiegentürme ohne Bedachung und den Vierungsturm mit einem wenig schönen kuppelförmigen Helm versehen.



Kapitäl aus dem inneren südlichen Seitenschiff.

Wir treten nun in das Gebäude selbst durch das südliche der beiden Portale der Ostseite (Abbild. S. 452) und wenden uns alsbald, den Bau des Chorhauptes rechts liegen lassend, der Betrachtung des Mittelschiffes zu. Seine gewaltigen Pfeiler sind der nächst den Stiegentürmen älteste Teil des ganzen Baues. Jedem Beschauer wird die Einheitlichkeit in der Färbung des verwendeten Gesteins alsbald ins Auge fallen; es ist ein Kalkstein, wie ihn die Umgegend von Mainz bietet. Vergebens suchen wir nach besonders kunstvoll ausgearbeiteten Basen und Kapitälen an Pfeilern und Halbsäulen. Die Zeit, da dieser Teil des Domes entstand, befaßte sich in unseren Gegenden noch nicht damit, den Bau mit kunstvoll bearbeitetem Detail auszustatten, wie das später die romanische Bauart in so reichem Maße übte. Aber wir wollen hierin keineswegs einen Mangel sehen; gerade die Einfachheit und schlichte Größe des Ganzen, die mächtige Weite, das glückliche Verhältnis der Höhe dieses Raumes zu den Nebenräumen, alles wirkt auf den Beschauer mächtig ein. Der Protestant wird kaum daran erinnert, daß er in einem katholischen Gotteshause ist; die ganze Umgebung wird auch auf ihn erhebend wirken. Berücksichtigen wir das Gewölbe über uns nicht, so können wir uns gerade hier im Mittelschiff des Domes in jene Zeit zurückversetzen, da die Kirchenbauten noch die Form der Pfeilerbasiliken mit flacher Holzdecke wiesen. In solcher Gestalt haben wir uns auch jenen ersten Bau in Mainz zu denken, der freilich nicht lange stand. Daß gerade der Mainzer Dom aus dem Zeitpunkt des Überganges zu einer neuen Bauart stammt, lehrt alsbald ein Blick auf die den Pfeilern angefügten Halbsäulen.

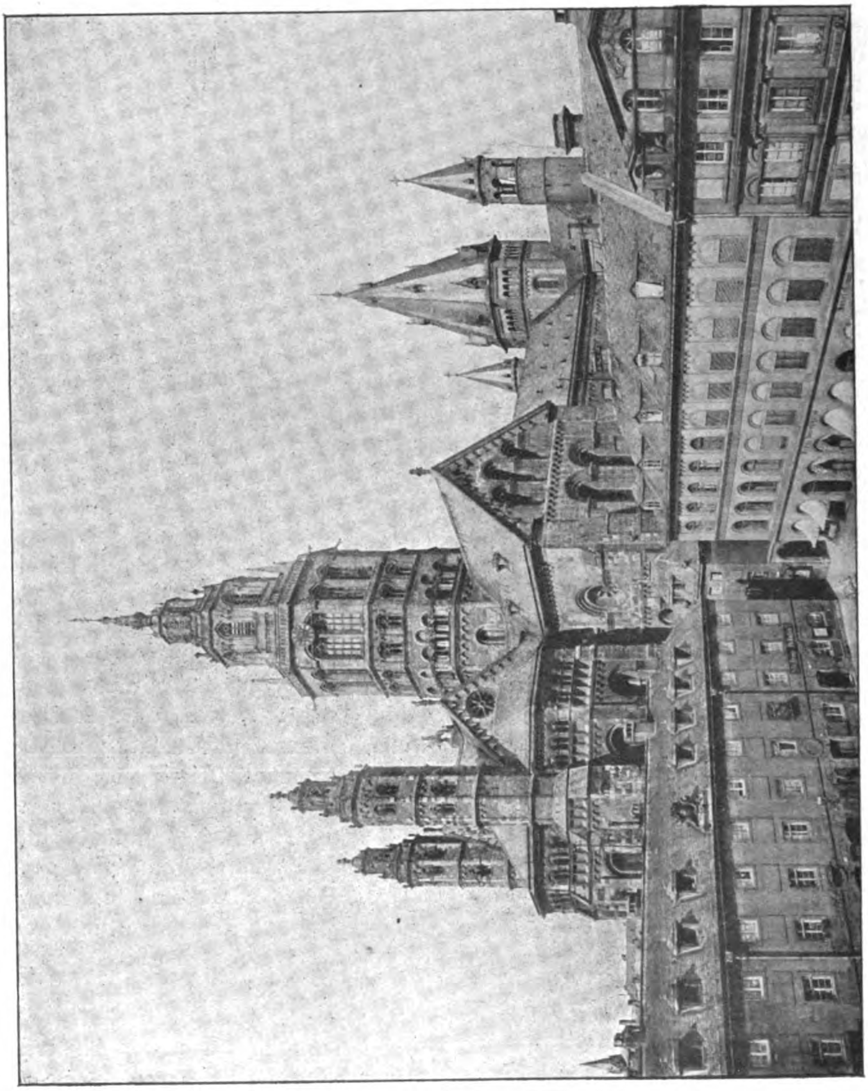


Kapitäl aus dem inneren südlichen Seitenschiff.

Eigentümlich ist das schlanke Verhältnis dieser Halbsäulen an den gewaltigen Pfeilern, die eine Fläche von vier Quadratmetern am Boden bedecken; nur jeder zweite Pfeiler weist übrigens solche Halbsäulen auf. Sie haben der Einwölbung zu dienen. Bekanntlich hat die früheste Zeit der ro-

manischen Bauart das Einwölben größerer Räume noch nicht verstanden; erst später ging man daran, Räume wie die, um die es sich hier handelt, statt mit flacher Holzdecke mit Wölbung zu versehen.

Die Halbsäulen an den Pfeilern im Mittelschiff des Mainzer Domes nun weisen darauf hin, daß man hier alsbald bei der ersten Anlage dieses Teiles unseres Domes, also noch im elften Jahrhundert, an die Wölbung dachte. Denn die Halbsäulen an den Pfeilern sind nicht etwa spätere Hinzufügung; genaue Untersuchungen haben vielmehr festgestellt, daß sie mit den Pfeilern zugleich entstanden sein müssen. Nun ist aber das Mittelschiff in der Zeit von 1081 bis 1137 erbaut; in so früher Zeit, nahm man lange allgemein an, war die Überwölbung großer Räume noch nicht Brauch. Unser Bau ist also wahrscheinlich die Stätte, an der dieser große Fortschritt in der Baukunst zum erstenmal wirksam wird.* Freilich, die Erfahrung mangelte noch. Die Halbsäulen waren viel zu gering an Ausdehnung, als daß auf ihnen das gewaltige Gewölbe in der Art, wie es jene Zeit

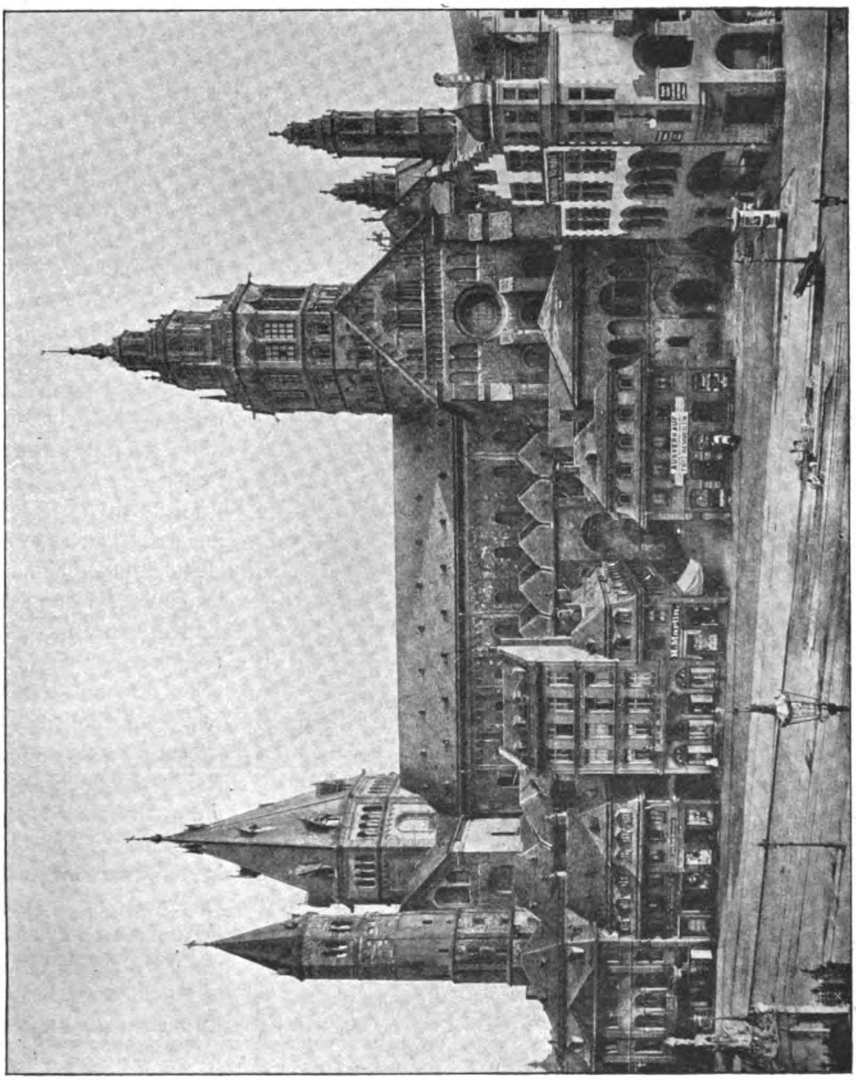


Der Dom vom Leichhof aus. (Blick auf den Westbau.)
(Nach einer Photographie aus dem Verlage von Ernst Kern in Mainz.)

* So nach den vorzüglichen Ausführungen (Spalte 68 ff.) in dem Werke des Mainzer Prälaten Friedrich Schneider „Der Dom zu Mainz". Berlin, 1886 bei Ernst u. Korn.

ausführte, hätte ruhen können.* Jene erste Wölbung war nicht dauerhaft. Sie mag aus halbkreisförmigen Gurten und schlichtem Gratgewölbe mit gleich hohen Scheiteln bestanden haben, wie man aus den vielleicht gleichzeitigen der Gothardskapelle geschützt; hätte 1793 die Wölbung des Hauptschiffes, sowie die jüngere des Westbaues nicht vorzüglich standgehalten, der Dom wäre wohl nicht bis auf unsere Zeit gekommen.

Dem Bau des Hauptschiffes gleichzeitig,



Der Dom von der Nordseite (in der Mitte das Marktportal, rechts von diesem die Nordseite der Gothardskapelle.)
(Nach einer Photographie aus dem Verlage von Ernst Kern in Mainz.)

schließen kann. Die jetzt dem Blick sich bietende Wölbung ist wohl hundert Jahre nach jener ersten entstanden. Ihre hochbusige, spitzbogige Ausführung läßt das gotische Element schon deutlich erkennen. Sie hat seit nun wohl siebenhundert Jahren den Dom

vielleicht sogar noch etwas höher hinauf anzusetzen, ist der der Gothardskapelle. Sie liegt an dem nördlichen Kreuzarm und war ursprünglich mit dem Dom nicht verbunden. Jedenfalls weisen die einfachen schlichten Formen an den Säulen auf die früheste Zeit des romanischen Stils (Abbildungen S. 454 u. 455). Die Wölbung zeigt wahrscheinlich die Form, die zuerst allgemein zur Anwendung

* Vergl. die Ausführungen über das romanische Kreuzgewölbe bei Otte, Handbuch der kirchlichen Kunst-Archäologie, II. Bd. (5. Aufl. 1884), S. 46 ff.

kam, als die flache Decke der Wölbung wich. Die Gothardskapelle ist zur Zeit für gewöhnlich geschlossen, obgleich sie durch eine Thür mit dem Dom verbunden ist. Hoffentlich wird das wüste Durcheinander, das in ihr zur Zeit herrscht, bald einem würdigeren Zustande weichen.

Zeitlich reiht sich an den Bau des Mittelschiffes der des Ostchores (1137 bis 1200), den wir nun ins Auge fassen. War bisher das Baumaterial Kalkstein aus der Nähe von Oppenheim, so wird nun roter Sandstein aus der Maingegend verwendet. Dieser Sandstein hat viel größere Bildsamkeit als der spröde Kalkstein. Das kommt insofern dem Bau zu gute, als nun das Ornament mehr als bisher in sein Recht tritt — freilich ist es im ganzen immer noch recht spärlich vertreten. Vielleicht war der Fortschritt, der gerade in Beziehung auf das Ornament anderswo gemacht worden war, maßgebend für die Wahl des neuen Gesteins an unserem Dom. Reichlicheres Ornament bemerken wir namentlich in dem Durchgang des südlichen Portals der Ostseite. Unsere Abbildungen S. 456 und 457 zeigen zwei Kapitäle und einen Fries aus diesem Teile des Domes. Es ist nicht zu verkennen, daß diese Ornamente weder an Fülle noch Feinheit mit den gleichzeitigen Bauten im Elsaß und auch im kölnischen Gebiet wetteifern können: den Mainzer Meistern mochte doch noch die Schulung fehlen; auch war der rote Sandstein immer noch ein sprödes Material.

Das Marktportal (Nordseite).
(Nach einer Photographie aus dem Verlage von Ernst Kern in Mainz.)

Die Vierungspfeiler weisen gewaltige Maße auf; sie sind darauf berechnet, die Last eines mächtigen Vierungsturmes zu tragen.

Heute ist der Hochaltar im erst später erbauten Westchor untergebracht, ein Umstand, der gerade den Aufbau des Ostchores unbehindert zur Schau stellt, besonders auch weil ausreichendes Licht durch die Vierungsfenster auf den hoch heraufgezogenen Chor fällt. An die Vollendung des Ostchores reihte sich der Bau der inneren Seitenschiffe um 1200. In ihnen verrät sich die fortgeschrittene Zeit besonders durch das viel reichere Ornament an den Kapitälen (Abbildgn. S. 458 u. 459). Kelchform mit reich entwickeltem Blattwerk ist vorherrschend.

Doch wir schreiten nun zur Betrachtung des gewaltigen Westbaues, durch den der romanische Bau in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts eigentlich seinen Abschluß

fand. Grundriß und Aufbau weisen mächtige Verhältnisse auf. Wir sind nicht unterrichtet über den eigentlichen Anlaß zu diesem gewaltigen Bau und daher auf Vermutungen angewiesen. Wahrscheinlich hatte hier der aus sehr alter Zeit stammende Martinsdom gestanden; vielleicht sollte dieses Heiligtum des Schutzpatrons der Stadt in seiner ganz besonderen Bedeutung durch den Bau hervorgehoben werden. Und es war ja damals unstreitig eine Zeit der Blüte für Deutschland; ihr Denkmal steht vor uns in dem Westbau des Mainzer Domes. Durch ihn stellt sich unser Dom in die Reihe der Gotteshäuser mit doppelter Choranlage. Meist nur in Kathedralen und großen Abteikirchen findet sich solche reiche Anordnung; so z. B. in Deutschland außer in Mainz und Worms noch in Münster, Bremen, Naumburg und Bamberg. In unserem Falle hat die mächtige Anlage des Westchores diesen auch zum Hauptchore werden lassen. Denn hier ist fortan der Hochaltar; der ältere Ostchor mußte vor dem jüngeren Genossen zurücktreten.

Denkmal des Erzbischofs Siegfried III. von Epstein (1230 bis 1249).
(Nach einer Photographie aus dem Verlage von Ernst Kern in Mainz.)

Dem ganzen Westbau liegt die Kreuzform zu Grunde, indem über die Vierung ein Chorquadrat nach Westen, je ein Kreuzflügel nach Norden und Süden vorgelagert ist. Das Chorquadrat wieder ist durch ausspringende dreiseitige Apsiden nochmals zu einem Kreuzbau gestaltet.

Auch im Querschiff ist der bisher beobachtete schlichte Charakter des ganzen Baues gewahrt, denn auch hier begegnen wir im wesentlichen nur einfachen Formen der Architektur; die Fenster sind nur durch Abstufungen gegliedert; die Wölbung gleicht der des Mittelschiffes.

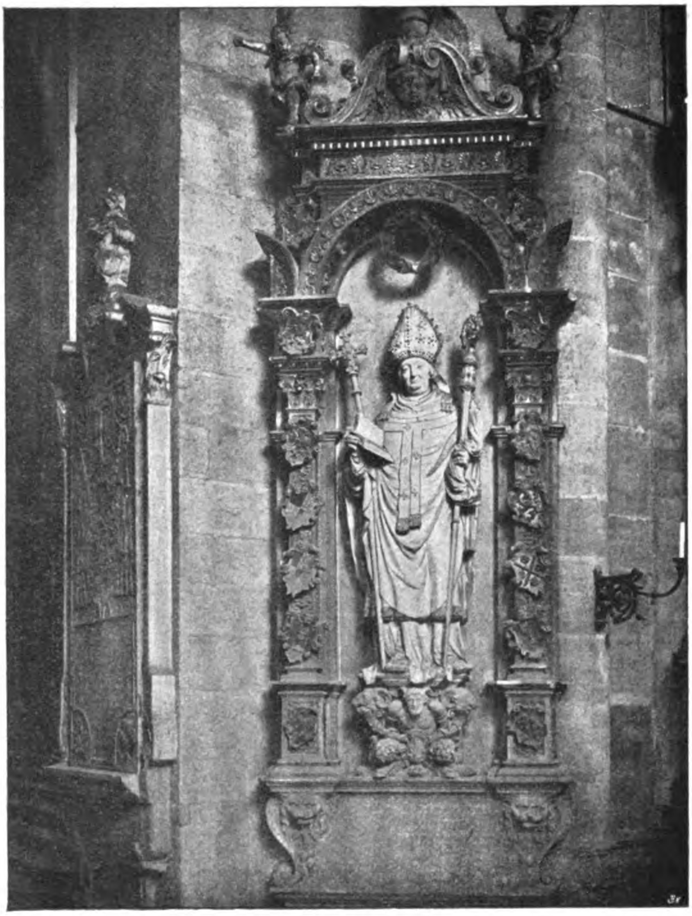
Besonders interessant ist das Chorhaupt. Die Mauerfläche verschwindet hier im Aufbau, ein bezeichnender Übergang zur Gotik. „Der Raum an sich" — lesen wir bei Schneider* — „mit seiner Lichtfülle und den in gefälliger Linie zusammengeschlossenen Ausbuchtungen macht einen erhebenden, festlichen Eindruck, wie er an einem mittelalterlichen Bau so leicht nicht wieder zu treffen sein dürfte."

Eingehende Beachtung verdient das Chorgestühl. Besonders glückliche Umstände haben es mit sich gebracht, daß gerade dieses Stück der Einrichtung des Domes der Vernichtung entging. Der Reichtum an Formen, der hier sich bietet, wird jeden Kenner entzücken (Abbild. S. 453).

In der Außenarchitektur des Westchores — leider ist gerade hier alles so gut wie völlig zugebaut — begegnen wir in den Strebepfeilern einem neuen, bisher nicht gefundenen Element am Mainzer Dom. Wir sehen in ihnen ein zweites Merkmal der Gotik — ganz entsprechend der Zeit, aus der dieser Teil stammt. Wir finden diese Pfeiler sogar an den geraden Seiten des Flügelbaus, wo sie zwecklos bis über die Fenster reichen — ein Kennzeichen des unsicheren Tastens der Übergangszeit von der romanischen zur gotischen Bauweise. In den ausspringenden Winkeln der Apsiden setzen die Pfeiler sich in zierlichen Achtecktürmen fort.

Wir verlassen nun den Dom durch die aus dem südlichen Kreuzarm gegen Westen sich öffnende Pforte. Sie führt nach dem Leichhof. Das reiche Portal ist leider nicht zu sehen, es ist völlig verbaut. Auf dem Leichhof treten wir an die Mündung der Augustinerstraße und gewinnen von hier aus einen sehr lohnenden Blick auf den Westbau des Domes (Abbild. S. 460). Auf jeden Beschauer wird die Krönung des schönen Baues durch den in gotischen Formen hochstrebenden Westturm mächtig einwirken.

* A. a. O. S. 91.



Denkmal des Erzbischofs Albrecht von Brandenburg (1514 bis 1545).
(Nach einer Photographie aus dem Verlage von Ernst Kern in Mainz.)

kanntlich die Hälfte seines Mantels spendet. Wir erinnern uns bei dieser Gelegenheit daran, daß der heilige Martin Schutzpatron des Domes ist und daß wahrscheinlich ursprünglich an der Stelle des heutigen Westbaues eine Kirche dieses Heiligen ihre Stätte gefunden hatte.

Lassen wir von der Höhe dieses Standbildes den Blick hinabgleiten, so wird auch hier wieder alsbald das Bedauern rege werden, daß uns nur so spärliche Ausblicke auf den mächtigen Bau vergönnt sind; thatsächlich ist gerade an seiner südlichen und fast ganzen nördlichen Seite der Dom verbaut. Wir gehen nun auf der Schöfferstraße bis zum Markt, auf diesem Wege den für uns bis auf seine Türme so gut wie unsichtbaren Dom rechts lassend, biegen rechts um und gelangen so zur Marktpforte, durch die wir den Dom wieder betreten. Der Weg, den wir so zurückzulegen haben, läßt uns die Größe des ganzen Gebäudes einigermaßen erkennen. Mehrere große Häuser bleiben zur Rechten, bis wir die schmale Lücke in der Häuserreihe erreicht haben, durch die wir das Marktportal sehen (Abbild. S. 461). Vorher ist uns noch ein Blick auf die oben erwähnte Gothardkapelle gewährt, deren Nordseite neuerdings wenigstens zum Teil freigelegt ist.

Wir erwähnten vorhin, daß ein Ausblick auf das Ganze des Dombaues von ebener Erde aus gar nicht zu gewinnen ist und daß die Mainzer gelegentlich ihre Witze darüber machen. Ähnliche Witze werden auch im Hinblick auf die nur schwer auf-

Das Ringen zwischen romanischen und gotischen Formen ist gerade an diesem Turme am augenfälligsten. Die unteren Teile sind streng romanisch, die oberen durchaus gotisch. Jedenfalls ist in sehr glücklicher Weise gerade an dem Hauptturm unseres Domes die Aufgabe gelöst, den gewaltigen Bau durch den mächtig emporstrebenden Turm gebührend zu krönen in einer Weise, die dem Auge des Beschauers wohlthut trotz des Massigen in der Anlage des Turmes. Die romanischen Formen würden dieses Massige viel schwerer überwinden können; viel leichter ist das gelungen durch die geschickte Anwendung der Gotik.

Westlich vom Turm — links vom Beschauer aus — erblicken wir das Standbild des heiligen Martin zu Pferde, neben ihm die Gestalt des Bettlers, dem der Heilige be-

findbaren Zugänge zum Dom gemacht, und in der That, außer durch das Ostportal, durch das wir zuerst den Dom betraten, wird nur dem Ortskundigen der Zugang leicht auffindbar sein. Der Fremde, wenn er von Süden, Westen oder Norden dem Dome naht, soll zuweilen schon daran verzagt haben, überhaupt einen Eingang zu finden. Die außer jenem vorhandenen zwei Eingänge sind derartig versteckt, daß es nicht ganz leicht ist, sie aufzufinden.

Das Marktportal selbst (Abbild. S. 462) mit seinen metallenen, allgemein als Willigis-sche bekannten Thürflügeln wird für alle Beschauer von großem Interesse sein. In ihren oberen Feldern enthalten diese Thürflügel eine für die Verfassung von Mainz sehr wichtige Urkunde des Erzbischofs Adalbert I. († 1137). Daß natürlich der Erzbischof Willigis, der Gründer des Domes, mit diesen Thürflügeln nichts zu thun haben kann, ist ohne weiteres klar, da Willigis mehr als hundert Jahre vor Adalbert I. schon gestorben war. Nicht immer übrigens hatten die Bronzethüren hier ihre Stätte; sie dienten früher einem Portal der oben schon erwähnten, am Anfang des Jahrhunderts abgebrochenen Liebfrauenkirche. Merkwürdigerweise paßten die Erzflügel genau in die Angeln des Marktportals, in dem sie nun ihre Stelle gefunden haben. Eine genaue Betrachtung sind auch die gewaltigen metallenen Thürklopfer wert (Abbildung S. 466).

In den Dom eingetreten, wenden wir uns alsbald nach links und bemerken in dem äußersten nördlichen Seitenschiff eine Reihe von Kapellen und hinter ihnen die breiten Fenster, alles in durchaus gotischen Formen gehalten. Genau so in dem südlichen Seitenschiff. Vom Ende des dreizehnten bis um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts ist der Ausbau dieser Kapellenreihe zu setzen. Genauere Betrachtung läßt erkennen, daß beim Ausbau der nördlichen Kapellenreihe wohl minderwertigere Kräfte wirkten als bei dem der gegenüberliegenden südlichen. Vielleicht waren es einheimische, weniger geschulte Kräfte, die bei den nördlichen Kapellen Verwendung fanden. „Auch hier“ — sagt Schneider* — „bewährt sich wieder, daß auf minder befähigte Kräfte der oft früh schon hervortretende Verfall der edleren Formen zurückzuführen ist.“ Als besondere Eigentümlichkeit der gotischen Bau-

* A. a. O. S. 102.

Denkmal des Generals von Lamberg.
(Nach einer Photographie aus dem Verlage von Ernst Kern in Mainz.)

weise beachte man auch die zopfartig herabhangenden Schlußsteine der Gewölbe (Abbild. S. 467). Die älteren Schlußsteine sind flacher gehalten; eigentümliche Fratzen weist ein solcher auf, dessen Abbildung Schneiders Werk nach einem auf dem Dombaubureau vorhandenen Gipsabdruck bringt.

Im südlichen Seitenschiffe, am westlichen Ende der Kapellenreihe begegnen wir einem schönen Doppelportal und dürfen in ihm „den vollkommensten Ausdruck für die Leistungsfähigkeit der Mainzer Gotik des fünfzehnten Jahrhunderts" sehen (Schneider). Das Portal führt aus dem Seitenschiff zur sogenannten Memorie, einer mächtigen Halle, die aus dem Dom zu Nebengebäuden und zum Kreuzgang führt.

Thürklopfer am Marktportal.

Der Kreuzgang als nicht wesentlicher Bestandteil des Domes, zudem aus der jüngsten Bauzeit stammend, bietet für uns kein besonderes Interesse. Er dient augenblicklich nicht mehr gottesdienstlichen Zwecken, wird vielmehr vornehmlich als Aufbewahrungsort für Grabdenkmäler verwendet, die wegen ihres Zustandes zur Aufstellung im Dom selbst sich nicht eignen. Auch aufgefundene ältere Baureste und Proben der verwendeten Bausteine haben hier ihre Stätte gefunden, so daß der Kreuzgang nach und nach zu einem Dommuseum geworden ist.

Wer das Gotteshaus betritt, ist wohl zuerst erstaunt, daß gerade hier in einer so lange schon dem katholischen Kultus dienenden Kirche jedes Übermaß kirchlichen Schmuckes fehlt. Diese Einfachheit läßt vielleicht manchen zuerst an ein protestantischem Kultus dienendes Gotteshaus denken. Es hängt das mit der Geschichte des Domes zusammen, der eigentlich doch erst seit 1814 mit Altären und sonstigem Schmuck, an dem die katholischen Gotteshäuser so reich sind, neu ausgerüstet wurde. Sehr vieles von dem, was bis dahin das Innere geschmückt hatte, ging ja verloren. Nur die in die Pfeiler eingelassenen Denkmäler, so grausam sie auch behandelt wurden, entgingen zum großen Teil der völligen Vernichtung. Sie waren ja von Marmor. Wären sie aus Holz oder Metall gefertigt gewesen, sie wären heute nicht mehr vorhanden. Die abgeschlagenen Nasen und Glieder an den Figuren konnten ersetzt, die Wappen wiederhergestellt werden. Die Denkmäler lassen heute nicht mehr ahnen, wie sie im Anfang unseres Jahrhunderts ausgesehen hatten.

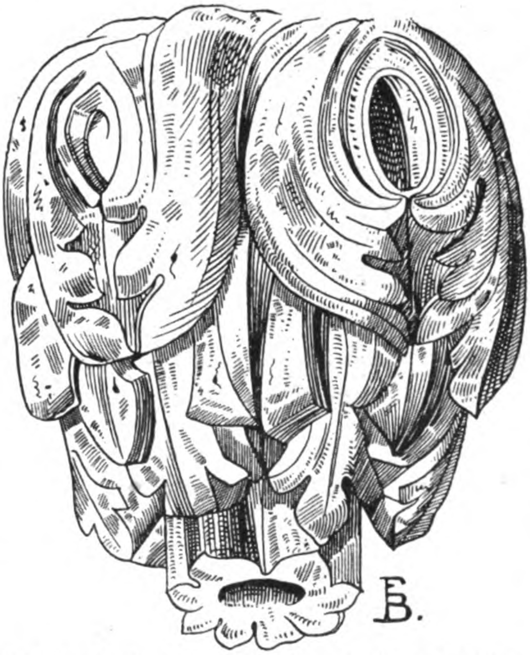
Wir können hier natürlich nur einige von den hervorragendsten näher betrachten und dieselben im Bilde vorführen.

Eins der ältesten ist das Denkmal des Erzbischofs Siegfried III. von Epstein (1230 bis 1249) (Abbild. S. 463). Die deutschen Könige Heinrich Raspe und Wilhelm von Holland wurden von ihm gekrönt; sie erscheinen beide auf dem Denkmal rechts und links neben dem Erzbischof, der natürlich die Könige mächtig überragt, ein Bild der hierarchischen Ansprüche zur Zeit des Hohenstaufen Friedrich II., mit dem der Erzbischof nicht immer auf freundschaftlichem Fuße stand. Siegfried von Epstein war es gewesen, der

vornehmlich den Kaiser dazu gebracht hatte, die von König Heinrich den deutschen Fürsten verliehenen Hoheitsrechte zu bestätigen. 1235 hielt Friedrich II. inmitten von siebzig oder gar fünfundachtzig Fürsten und Prälaten und zwölfhundert Edlen in Mainz einen Reichstag. Hier ward der Mainzer Landfriede erlassen, das erste Gesetz, das in deutscher Sprache öffentlich bekannt gemacht wurde.* Dem Erzbischof Siegfried soll das zu danken sein, jedenfalls allein schon Anlaß genug, sein Denkmal einer näheren Betrachtung zu unterziehen.

Aus dem Jahre 1321 stammt das Denkmal des Erzbischofs Peter von Aspelt. Es verrät in seiner Ausführung im Gegensatz zum vorigen einen Rückschritt in der Kunst der Skulptur; jedenfalls die Nachwehen der „kaiserlosen, der schrecklichen Zeit“. Die drei Könige, die wir auf dem Denkmal sehen, sind Heinrich VII. (1308 bis 1313), Ludwig der Bayer (1314 bis 1347) und Friedrich von Österreich (1314 bis 1330). Noch kleiner als beim vorigen Denkmal erscheinen hier die Könige im Verhältnis zu der Gestalt des Erzbischofs.

Besonderes Interesse wird man dem Denkmal des Erzbischofs Albrecht von Brandenburg (Abbild. S. 464) entgegenbringen. Ein Hohenzoller saß einst auf dem erzbischöflichen Thron von Mainz. Freilich — eine besonders erfreuliche Gestalt ist dieser Hohenzoller nicht. Seine Regierungszeit (1514 bis 1545) fiel in die folgenschwerste Periode deutscher Geschichte; sein Name ist mit der Geschichte der Reformation eng verknüpft. War es doch der Mainzer Erzbischof, der vom Papst die Einkünfte des Ablasses gepachtet hatte. Wie mußte ihn, der unausgesetzt in der größten Geldverlegenheit und aufs tiefste verschuldet war, das Auftreten des Reformators gegen den Ablaß erbittern! Ein Theolog war Albrecht nicht, jedes Verständnis für Luthers Ansichten vom Ablaß lag ihm fern. Mit heftigem Zorn schrieb der Reformator bald gegen den Hohenzoller. „Der Teufel von Mainz“ war die wenig höfliche Bezeichnung, die er dabei gebrauchte. Eine Zeit lang freilich hatte auch Luther gehofft, Albrecht würde der Reformation beitreten, war doch Ulrich von Hutten an Albrechts Hofe gewesen, und erst auf Drängen des Papstes hatte ihn der Kurfürst entlassen; ja, Capito und Hedio predigten in evangelischem Sinne auf der Kanzel des Mainzer Domes! Wie anders hätten sich Deutschlands Geschicke gestalten können, wenn der Bruder des brandenburgischen Kurfürsten am Rhein geherrscht hätte als weltlicher Fürst wie sein Vetter gleichen Namens in Preußen! Aber es war den Hohenzollern noch nicht beschieden, schon damals am Rhein machtvoll zu gebieten.



Gewölbeschlußstein aus einer Kapelle im südlichen Seitenschiff.

Das in edler Renaissance gebildete Denkmal zeigt die überlebensgroße Gestalt des Hohenzollern aus weißem Marmor gemeißelt. Das doppelte Pallium — denn Albrecht war auch Erzbischof von Magdeburg — ziert den Kirchenfürsten; ein Lorbeerkranz schwebt über seinem Haupt. Die Umrandung ist geziert mit den Wappen der Domherren, die zu seiner Zeit das Domkapitel bildeten. Zeitgenössische Berichte wissen zu sagen, daß

* von Raumer a. a. O. III, 577.

das Denkmal durchaus treu die Züge Albrechts wiedergiebt.

Noch ist von besonderem Interesse, weniger

Denkmal des Minnesängers Heinrich von Meißen (1844 von Schwanthaler gefertigt).
(Nach einer Photographie aus dem Verlage von Ernst Kern in Mainz.)

wegen der Person, der es gilt, als wegen der Art der Ausführung, das Denkmal des kaiserlichen Generals von Lamberg (Abbild. S. 465) vom Jahre 1689. Er fiel beim Sturm auf Mainz am 6. September 1689. Das Denkmal zeigt den General, wie er den Deckel des Sarges aufhebt und sich zu erheben sucht; aber der Tod drängt ihn zurück; ein Engel winkt ihm von der anderen Seite. Vorzüglich gelungen sind die Bildwerke aus weißem karrarischem Marmor. In seiner ganzen Auffassung erinnert das Denkmal an das des Marschalls Moritz von Sachsen in der Thomaskirche zu Straßburg.

Die lange Reihe der durch Denkmäler verewigten Gestalten der Mainzer Erzbischöfe schließt das Grabmal des in der Geschichte des Kulturkampfes viel genannten Erzbischofs Freiherrn von Ketteler, welches die Familie dem Kirchenfürsten setzen ließ. Aber das Denkmal wird in keiner Weise der zweifelsohne bedeutenden Gestalt des Erzbischofs gerecht.

Unter den zahlreichen Denkmälern im Kreuzgang fassen wir ins Auge das des Mainzer Minnesängers Heinrich von Meißen, Frauenlob genannt, weil er der Benennung Frau, d. h. Herrin, den Vorzug gab vor dem Namen Weib. Er soll 1318 von den Mainzer Frauen zu Grabe getragen worden sein. Das Denkmal ist in übler Verfassung, läßt aber doch noch das Bildnis des Dichters und die Darstellung seines Begräbnisses deutlich erkennen. 1844 wurde ein von Schwanthaler in München gefertigtes Denkmal gesetzt (s. nebenstehende Abbild.).

Vergebens suchen wir ein dem Andenken des großen Gutenberg gewidmetes Denkmal im Mainzer Dom. Aber wenigstens das Wappen der Gensfleisch ist an einem seiner Denkmale nachgewiesen worden.

Aus dieser flüchtigen Betrachtung nur einiger weniger Denkmäler erhellt doch schon, daß unser Dom selbst ein Denkmal deutschen Lebens auf den verschiedensten Gebieten sein will. In seinen Bauformen und Ornamenten finden sich alle Perioden deutscher Baukunst und Plastik vertreten. Nicht bloß Persönlichkeiten, die kirchlich und politisch eine Rolle

gespielt, nicht bloß die Erzbischöfe der römischen Kirche und die Erzkanzler und Kurfürsten des Reiches, auch der tapfere Soldat und der lorbeergekrönte Dichter haben hier ihr Denkmal erhalten.

So ist der Mainzer Dom an sich und durch seine Denkmäler eine an Erinnerungen reiche Stätte, wie vielleicht kaum eine zweite auf deutschem Boden zu finden sein dürfte. Er gleicht einem Organismus, der immer wieder sich verjüngt. Wie oft — dem Phönix gleich — hat er sich schon aus der Asche erhoben! Wie manches Glied an seinem gewaltigen Körper, das dem Zahn der Zeit oder ungünstigen Verhältnissen zum Opfer fiel, ward an ihm wieder erneuert! Ein Jahrtausend seines Bestehens neigt sich schon dem Ende zu. Wie lange noch werden die hochragenden Türme dem der alten Stadt auf dem Rücken des Rheinstromes sich Nahenden grüßend entgegenwinken und zum Eintritt in die Aurea Moguntia einladen? Die Frage ist schwer zu beantworten. Jedenfalls aber ist die Aussicht vorhanden, daß so schwere Zeiten, wie sie über den Dom gekommen, sich nicht wiederholen werden. Mainz ist zwar noch Festung, und seine Lage der Mündung des Mains gegenüber erheischt wohl, daß es immer ein starkes Bollwerk bleibt. Und das könnte vielleicht im Laufe der Zeiten dem alten Mainzer Dom wieder einmal verhängnisvoll werden. Aber die Wälle der Festung, die teilweise wohl kaum ein bis zwei Kilometer vom Dom entfernt die Stadt umgaben, sind zum Teil doch auch bereits viel weiter hinausgerückt, und schon ist ihre Niederlegung in ausgedehntestem Maße fest beschlossen. Ein Gürtel einzelner Forts wird in meilenweiter Entfernung um den Mittelpunkt der alten Stadt sich herumziehen. Und kaum dürfte bei noch so schweren Kämpfen jemals ein Geschoß sich nach dem Dom verirren, selbst wenn die Ehrfurcht vor diesem hehren Denkmal deutscher Geschichte und deutschen Lebens außer acht bliebe, was kaum zu fürchten ist.

So wollen wir hoffen, daß unser Dom, auch wenn das zweite Jahrtausend seines Bestehens zu Ende geht, noch wie heute zum Himmel emporragt und daß auch dann noch um ihn her die Stätte ist, wo deutsche Sitte und deutscher Glaube, deutsche Vaterlandsliebe und Frömmigkeit walten, und daß die Nachkommen mit gleicher Ehrfurcht wie wir auf solch hehres Denkmal der Vergangenheit im goldenen Mainz am deutschen rebenumzogenen Rheinstrom blicken und dann mit noch mehr Recht als wir von der alten Aurea Moguntia sprechen als von der Stadt mit dem ewigen Dom.

Zwei Frauengestalten aus Schillers Leben.

I. Schiller und Henriette von Arnim.

Von
Heinrich Borkowski.

(Nachdruck ist untersagt.)

Oft sehen wir das Bild, das unsre Träume malen,
Aus Menschenaugen uns entgegenstrahlen,
Der, rufen wir, der muß es sein!
Wir hoffen es — und es ist — Stein.
(Am 2. Mai 1787.)

Henriette Elisabeth von Arnim hieß sie, an welche Schiller einst diese Verse gerichtet hat. Kurze Zeit glaubte er, in ihren Augen das Bild seiner Träume zu schauen. Doch es war, wenn auch nicht Stein, so doch Schein.

Immer wieder lockt diese Episode aus dem Leben des Dichters zu neuer Darstellung, obgleich die Hoffnung fehlt, sie jemals zu erschöpfen, weil die Quellen zu spärlich fließen. Doch werden stets Beiträge zu dem interessanten Verhältnis willkommen sein, weshalb ich mich entschlossen habe, die bereits als erledigt angesehenen Akten Henriette von Arnims von neuem vorzunehmen und zu prüfen. Auch wollte ich den schon verwischten Spuren ihres späteren Lebens nachzugehen und vor allem — das war mein größter Wunsch — ihr Bildnis wieder aufzufinden versuchen. Dazu schien allerdings wenig Aussicht vorhanden. Noch der jüngste Schiller-Biograph war der Meinung, daß ein Porträt dieser Dame wahrscheinlich nicht vorhanden sei. Doch dem Suchenden kam der Zufall zu Hilfe: ich erfuhr, daß sich dieser Schatz im Hause des Rittergutsbesitzers Herrn Ernst von Reibnitz auf Geißeln (Kreis Mohrungen) befindet. Für die Güte, mit der er mir das Bild zugänglich machte, werden ihm alle Freunde des Dichters Dank wissen. Es ist ein kleines Aquarellbildchen von überaus zarten Farben, doch gut erhalten.* Auf der Rückseite steht, von einer mir unbekannten Hand geschrieben, der Name der Dargestellten. Das Bild ist wohl infolge von Verschwägerung der beiden Geschlechter Reibnitz und Kunheim (so heiratete Johann von Reibnitz eine Schwester des ersten Gemahls Henriettes) in den Besitz der Familie gelangt.

Wer der Maler gewesen sein könnte, erfuhr ich wieder durch Zufall — im Eisenbahnwagen von Ludwig Pietsch. Wir fuhren von Schlobitten nach der Marienburg. Die Stadt Elbing brachte uns auf die Besitzergreifung Westpreußens, diese auf den Kriegsrat Pietsch, den Königl. Kommissar bei der Teilung Polens, nebenbei Justitiarius auf den Gütern des Grafen von Kunheim, des zweiten Gemahls Henriettes; es war der Großvater des verdienten Künstlers und Schriftstellers. Der Großvater endlich brachte uns auf den Vater, der, wie mein Reisegefährte erzählte, durch lange Freundschaft der Gräfin von Kunheim, geb. von Arnim, verbunden war. Bei einem seiner längeren Besuche auf dem Landsitze hat er ein aquarelliertes Brustbild seiner Beschützerin gemalt. Wer über dieses Freund-

* Das auf S. 473 befindliche Bildnis ist nach einer von diesem Aquarellbildchen genommenen Photographie wiedergegeben.

schaftsverhältnis Näheres erfahren will, lese den reizenden Aufsatz von Pietsch in der „Schlesischen Zeitung" vom 1. April 1896: Henriette von Arnim. Eine Jugenderinnerung.

Als Pietsch mir das Bild beschrieb: Hals, Schultern, Brust in hochgegürtetem Kleide, die Arme in langen Ärmeln mit Schulterpuffen, die Haare dunkel, über die Stirn herabfallend, ein blühendes, noch immer jugendanmutiges, rundliches Frauenantlitz mit dunklen, braunen, großen, heiter blickenden Augen, einem feinen Näschen und roten, ziemlich vollen, lächelnden Lippen, war ich so ziemlich von der Identität der Bilder überzeugt.

Schiller weilte vom September 1785 bis Juli 1787 in Dresden. Wenn auch der Verkehr mit Körner und anderen Freunden einen beruhigenden Einfluß auf sein leicht erregtes Temperament ausübte, so war er doch auch jetzt noch oft dem Wechsel der Stimmung unterworfen. Die Macht des Augenblickes, die der Dichter in seinen Werken so nachdrücklich betont, hat er an sich reichlich erfahren: „Der Mensch ist, der lebendig fühlende, der leichte Raub des mächt'gen Augenblicks."

Am Weihnachtsfeste 1786 belastete ganz besonders der Druck schlechter Stimmung sein Gemüt. Körners waren nach Leipzig gefahren, die anderen Bekannten durch die Feiertage anderweitig in Anspruch genommen. „Der schwarze Genius der Hypochondrie" beschattete ihn mit seinen Flügeln und ließ ihn an Welt und Menschen, an sich selbst, an seinem Dichterberufe und Werte verzweifeln. „Ich möchte mich gern auf einige Tage vergessen, und hier ist niemand, der mir das erleichterte." (An Körner, 26. Dezember 1786.) Unter diesen Umständen gehen die Arbeiten am „Don Carlos" nicht vorwärts. „Denken mag ich nicht, auch schäme ich mich, zu schlafen." Diese langweilige, öde Stimmung folgte ihm ins neue Jahr. Er suchte sich auf jede Weise zu zerstreuen.

Da nahte ihm auf einem Maskenfeste, das er gegen Ende Januar oder Anfang Februar 1787 besuchte, eine bildschöne Zigeunerin. Die Langeweile wurde zwar bald vergessen, aber die innere Unruhe aufs höchste gesteigert. Es war Henriette Elisabeth von Arnim, die zweite Tochter eines bereits verstorbenen Offiziers. Die Mutter wohnte in Dresden, in der Schloßgasse, als garde-dame bei Hofe, eine geldgierige, eitle, putz- und genußsüchtige, gewissenlose Frau. Karoline von Dacheröden, die Gemahlin Wilhelm von Humboldts, schreibt über sie an Charlotte von Lengefeld (Erfurt 1790): „Die alte Mama ist zum Totlachen mit ihrem Putz; stell dir vor, sie ist Gouvernante der Hofdamen in Dresden, d. h. sie muß mit ihnen ausfahren, wenn sie ins Schauspiel oder sonst zu einem Besuch in die Stadt wollen. Eine hübsche garde-dame."

Henriette hatte noch eine ältere und eine jüngere Schwester, alle drei waren im Kloster der Ursulinerinnen zu Erfurt, dessen Superiorin eine Schwester ihrer Mutter war, erzogen worden. Die älteste heiratete einen Herrn von Besser, die jüngste einen Herrn von Willbeck. Henriette war zur Zeit von Schillers Bekanntschaft ungefähr dreiundzwanzig Jahre alt und von auffallender Schönheit: eine hohe, edle, volle Gestalt, ein feines, intelligentes Gesicht, umrahmt von tiefschwarzem, üppigem Lockenhaar; unter schöngeschwungenen Augenbrauen ein Paar große, strahlende, dunkle Augen, dazu die vollendete Grazie ihrer gesellschaftlichen Formen. Selbst Frau von Kalb und Karoline von Wolzogen, Schillers Schwägerin, die doch mit den Augen der Eifersucht sahen, mußten diese Schönheit bewundern. Auch ihr späterer erster Schwiegervater, der alte Graf Otto Ludwig von Kunheim, der die Ehe seines Sohnes nicht zugeben wollte, mußte vor der Macht der Schönheit die Waffen strecken.*

Um diesem herrlichen Frauenbilde zu erliegen, brauchte man nicht einmal so empfänglich für Frauenschönheit zu sein wie Schiller, der nach dem eigenen Geständnis damals für eine Schäferstunde seine besten Freuden hingegeben hätte, der von jeder Koketten, wenn nicht entzündet, so doch genug beunruhigt wurde, dessen gefühlvolles Herz

* Er hatte von der Schönheit seiner Schwiegertochter gehört und wollte sie sehen, ohne ihre Bekanntschaft machen zu müssen. Sie wurde daher veranlaßt, durch ein bestimmtes Zimmer zu gehen, wobei der Graf sie im Spiegel sah.

immer einen Gegenstand brauchte, auf den er seine Liebe übertrug.

Nun halte man gegen jene blendende Schönheit Schillers Figur aus jenen Jahren. Sophie Albrecht und Luise Schwan schildern seinen dürftigen mausfarbenen Rock mit den stählernen Knöpfen, die langaufgeschossene, reizlose, vornüber gebeugte Gestalt mit dem gesenkten, immer sinnenden Haupte, im Gesicht die Spuren des viel gebrauchten Spaniols.

In Friedrich Försters Nachlasse* befindet sich eine Schilderung der ersten Bekanntschaft auf jener Faschingsredoute aus dem Munde der Frau Körner: "Die brave Hausfrau ist in dem Gewühl ängstlich geworden und läßt ihren Mann nicht los. Huber, Schillers Freund, der sich unter Leitung des Ministers von Stutterheim damals für den Posten eines Legationssekretärs vorbereitete, führte Dorchen Stock, Körners Schwägerin. Schiller ist auf sich selbst angewiesen und macht von der Maskenfreiheit ungenierten Gebrauch. Als Frau von Arnim seine Anwesenheit erfährt, veranlaßt sie Henriette, ihm allerhand schmeichelhafte Prophezeiungen zu machen. Die ganze Nacht weicht er nicht von ihrer Seite. Fortan fehlte er jeden Abend am Theetische in Körners Hause, zu deren stillem Kummer. Er verbrachte diese Stunden entweder in den Salons der eleganten Schauspielerin Sophie Albrecht, wo Henriette verkehrte, oder in der Familie Arnim. Er war ganz toll und blind verliebt.

Körners, die das Arnimsche Haus nicht liebten, warnten vergeblich. Schiller schwebte in peinigender Ungewißheit, ob er wieder geliebt würde. An Arbeit dachte er in dieser Zeit natürlich wenig. Endlich überredete ihn Körner, für einige Zeit Dresden zu verlassen und nach dem nahen Tharandt zu ziehen, um dort am „Don Carlos" weiter zu arbeiten. Er selbst brachte ihn am 16. April dorthin, um sicher zu sein, daß der Freund nicht umkehre. Dann schickte er ihm zur Belehrung die „Liaisons dangereuses". „Du hättest, dächt ich, trotz des Ovid Tristia schreiben können. Überhaupt sind ich hier eine große Analogie zwischen dir und dem armen Ovid; wie ihn hat dich die Liebe ins Exilium gejagt" (Huber an Schiller). Auch Arnims hatten eine kleine Reise angetreten.

* Herausgegeben von Hermann Kletke. Berlin 1873.

Die Ungewißheit Schillers über Henriettes Gefühle hatte zu einer Spannung geführt, die von Tharandt aus auf schriftlichem Wege zum Austrag kommen sollte. Körner mußte trotz Dorchen Stocks Widerrede die Briefe an ihre Adresse übermitteln. Henriette wollte sich mit dem Dichter in Tharandt persönlich aussprechen, doch der reiche Graf von Waldstein-Dux, ein Nebenbuhler Schillers, traf unvermutet ein und störte die Zusammenkunft zum großen Ärger Henriettes.

Unterdessen hatte Huber die Entdeckung gemacht, daß Schiller von der Mutter getäuscht wurde. Ihm war gesagt worden, wenn Licht am Fenster ihrer Wohnung stünde, solle er nicht heraufkommen, weil sie dann nicht allein wären. Nun hatte Huber in Erfahrung gebracht, daß in dieser Zeit reiche Bewerber, wie der Graf von Waldstein, der jüdische Bankier Eppsteiner und andere, empfangen wurden. Huber schreibt unter dem 2. Mai an seinen Freund: „Schüttle dich zusammen, zum Henker! Lulle dich zurück in die Tage deiner Kraft ... ich hätte dir tausend interessante Dinge zu sagen."

Als Schiller gegen Ende Mai nach Dresden zurückkehrte, erfuhr er alles; „mehr stille Scham als gerechter Zorn ergriff ihn." Die ungestümen Sinne hatten sich beruhigt. Schon am 1. Juni konnte er an Koch schreiben: „Als wir uns voneinander trennten, ist mir von einem Mädchen, das Sie gesehen haben, der Kopf so warm geworden, daß ich Ihre Adresse in Berlin darüber vergessen habe. Wir sind ja allzumal arme Sünder, und Sie werden ja wohl auch noch die Zeit zurückdenken, wo Sie von ein paar Augen aus dem Concept gebracht wurden —" und am 15. Juni an Fr. Schröder: „Die Umstände (der Verzögerung des ‚Don Carlos') kommen zum Glück nicht so gar oft wieder, und wenn sie kommen, so kommen sie doch nicht zugleich. Eine Abhaltung und die stärkste könnte ich Ihnen nennen, weil sie sehr — menschlich ist, aber ich brauche mein Papier jetzt zu notwendigeren Dingen."

Der alte Plan, sich nach Weimar zu wenden, wurde jetzt Schiller von seinen Freunden nahe gelegt, und er ging darauf ein, allerdings mit dem Vorsatze, bald wieder zurückzukehren. Der Abschied fiel ihm nicht leicht, auch Henriette zerfloß in Thränen. Ihr Porträt und ein blaues Band waren die Andenken, die er mit sich nahm. Am 21. Juli traf er in Weimar ein. Hier fand er sich bald ganz wieder. Die Verbindung mit Henriette wurde zwar noch nicht aufgehoben: am 2. August besuchte er ihre jüngste Schwester im Kloster zu Erfurt, Huber trug er unter dem 9. August auf, ihn im Arnimschen Hause zu empfehlen. „Sage Jettchen recht viel Schönes von mir. Ich muß gestehen, daß ich fast zu oft an sie denke. Treibe sie an, mir recht bald zu schreiben. Meinen Brief wird sie doch haben?“* Aber was Schiller in Tharandt ahnend an Körner geschrieben hatte: „Der Himmel wird wieder blau über Wittelspach,“ traf allmählich ein. In der Erinnerung blieben nur die schönen Seiten jenes Verhältnisses haften. Schiller freute sich stets, daß Henriette in späterer Zeit glücklich wurde. Den dauernden Gewinn, der ihm aus jener Liebesgeschichte zu teil ward, beschreibt er in einem Briefe an Huber (Weimar, 28. August 1789). Er spricht von dem Ziele, das er mit allen Kräften zu erlangen suchen wolle, „zu werden, was ich soll und kann.“ ... „In welcher armseligen Proportion stehen die Befriedigungen irgend einer kleinen Begierde oder Leidenschaft gegen dieses richtig eingesehene und erreichbare Ziel? ... Ich schäme mich meines Daseyns biß hieher, und auch in Deinem Namen erröthe ich darüber. Glaube mir, es steht unendlich viel in unserer Gewalt, wir haben unser Vermögen nicht gekannt — dieses Vermögen ist die Zeit.“ In Schillers Dichtung erinnern der Prinz und die schöne Griechin im „Geisterseher“ an das Dresdener Erlebnis.

Henriette Elisabeth von Arnim.

Der Anfang unser Freundschaft war nur — Schein!
Die Fortsetzung soll Wahrheit seyn.

Anders, als Schiller erwartet hatte, waren diese Worte des Gedichtes, das er der Geliebten am 2. Mai 1787 gewidmet hatte, in Erfüllung gegangen. Die Biographen des Dichters sind nicht einig, welche Rolle Henriette in der Liebesaffaire gespielt habe. Die einen erklären sie für eine herzlose Kokette, die anderen für ein schuldloses Werkzeug des Betruges, die dritten lassen es unbestimmt. Ihr Briefwechsel mit Schiller ist bis auf zwei Briefe nicht mehr vorhanden.* Diese müssen wir zur Grundlage der Beurteilung ihres Charakters machen. Der erste ist vom 28. April 1787: Henriette schreibt, sie denke unaufhörlich an den Geliebten, beschäftige sich nur mit ihm. Sie legt eine vorläufige Beichte ab und verspricht ihre Vollendung: sie sei von einem Manne getäuscht worden und habe die ganze Männerwelt verachtet, weil sie alle nach dem einen beurteilt habe. Sie ist eifersüchtig auf Frau von Kalb. Der zweite Brief ist vom 5. Mai: Schiller hat ihr den Vorwurf gemacht, nicht oft genug geschrieben zu haben; sie entgegnet, sein Stolz sei größer als seine Liebe. Auf den zweiten Vorwurf, sie schmeichele sich, Empfindungen erweckt zu haben, die sie im übrigen

* Ob dieser Briefwechsel, wie Henriette nach einem Briefe Karolines von Dacheröden behauptet haben soll, noch 1790 bestand, scheint mir zweifelhaft.

* Einige Familienbriefe Henriettes soll ein Fräulein von Arnim in Königsberg i. Pr. besitzen. Es ist mir nicht gelungen, die Blätter zur Einsicht zu erhalten.

nicht erwidere, antwortet sie, er sei des armseligen Geschöpfes überdrüssig. Sie liebe ihn über alles. Sie wäre nicht der Flattergeist, das schale Geschöpf, wofür er sie halte. Wenn er meine, sie heuchele nur Liebe und wolle ihn an ihren Triumphwagen spannen, so wisse sie wohl, woher diese Meinung stamme.

Es liegt kein Grund vor, an diesen Worten zu zweifeln, geschweige denn die Meinung zu teilen, daß diese Briefe auf Henriette ein schlechtes Licht würfen. Gerade das Gegenteil muß man aus ihnen schließen. Danach hat sie den Dichter wirklich aufrichtig geliebt. Hiermit stimmen die Zeugnisse der beiden Frauen überein, die Schiller am nächsten standen, und Frauenaugen pflegen in affaires d'amour schärfer zu sehen als die der Männer: ich meine Karoline von Wolzogen und Charlotte von Lengefeld, von denen besonders die erste über das Liebesleben des Dichters genau unterrichtet war. Sie messen der Mutter alle Schuld bei. Eine kurze Charakteristik dieser Dame ist bereits gegeben worden. Sie wollte ein Leben in großem Stile führen, die Mittel dazu sollten ihr reiche Schwiegersöhne ins Haus bringen. Schiller diente ihr dazu, den Preis der zweiten Tochter zu erhöhen. An dieser Beurteilung der Sachlage kann der Privatbrief des sächsischen Residenten in Paris, Grafen Joseph Gabalion von Salmour, an den Minister von Stutterheim, welcher die Verhältnisse der Arnimschen Familie in schlechtem Lichte erscheinen läßt,* nichts ändern, denn es läßt sich nicht feststellen, wie viel Hof- und Stadtklatsch darin verwertet worden ist. Außerdem richtet er sich nicht ausdrücklich oder in erster Linie gegen die Tochter. Henriette war allerdings schwach, haltlos und oberflächlich genug, dem Einfluß der Mutter zu unterliegen. So konnte vielleicht 1790 Karoline von Dacheröden mit Recht an Charlotte von Lengefeld von den Töchtern der Frau von Arnim schreiben: „car elles sont très sujettes à caution“ und „Sie sind in D. auf einen gewissen Ton bekannt“, aber sie setzt doch hinzu: „Es hat mir noch kürzlich jemand daher gesagt, daß die Mama sie zu dieser löblichen Lebensart einweiht.“

Wie Schiller selbst die Geliebte nach dem Sturme beurteilt hat, zeigt die freundliche Gesinnung, mit der er ihrer auch später gedachte, und die schöne Griechin, die auch nur ein Werkzeug des Betruges in anderer Händen war.

Über die nächsten Lebensjahre Henriettes wissen wir fast gar nichts. Die Familie scheint einstweilen in Dresden geblieben zu sein. Im Jahre 1790 besuchten die Töchter Erfurt. Fräulein von Dacheröden schreibt, daß sie sich viel auf Schillers Bekanntschaft zu gute thaten und ihn einen einzigen Mann an Geist und Liebenswürdigkeit nannten. Bald darauf heiratete Henriette Dietrich Friedrich Ludwig, Herrn von Kunheim, Besitzer von Spanden im Kreise Pr.-Holland. Dieser scheint schon 1798 verstorben zu sein, denn das Grafendiplom der Kunheims vom 5. Juni 1798 lautet unter anderen auf seinen und Henriettes einzigen Sohn Ernst Wilhelm Alexander, der in jugendlichem Alter (1810) starb. Ein Bild von ihm, das ihn als Kind darstellt, befindet sich in Spanden. Ein Bruder des ersten Gemahls Henriettes besaß Juditten im Kreise Pr.-Eylau, wo vor zweihundert Jahren Margarete Luther als Hausfrau gewaltet hat.

In zweiter Ehe vermählte sich Henriette mit dem Grafen Erhard Alexander von Kunheim, dem Onkel ihres ersten Gemahls, dem Besitzer der freien Allodialrittergüter Kloschenen mit Kipitten, Kaidam und Hohenstein,* welche ihm seine Mutter, die verwitwete Oberburggräfin Marie Helene geborene von Wallenrodt, 1776 vermacht hatte. So gelangte Henriette zu Stand und Reichtum. Die Ehe, welche kinderlos blieb, soll nicht sehr glücklich gewesen sein,** obgleich der Graf, welcher fünfundzwanzig Jahre älter war, seine Gemahlin aufrichtig liebte. Er setzte sie auch bei seinem am 21. November 1815 erfolgten Tode als Universalerbin ein, mit dem Hinzufügen, daß nach ihrem Tode die Güter an den Grafen Ernst Wilhelm

---

* S. Schnorrs Archiv für Litteraturgeschichte, Bd. 11 (1882).

* Einen Teil der folgenden Angaben verdanke ich der Liebenswürdigkeit des jetzigen Besitzers von Kloschenen, Herrn Rittergutsbesitzers Krause.

** Anders F. Reusch in seinen „Historischen Erinnerungen“. Neue Pr. Provinzialblätter, 1848, S. 47.

von Kanitz, einen Freund des Hauses, übergehen sollten.

Nach dem Tode ihres zweiten Gemahls blieb die Witwe noch über ein Jahrzehnt in Kloschenen. Über ihr Leben findet man interessante Angaben in dem oben erwähnten Aufsatz von Ludwig Pietsch und in dem Briefe eines Studenten, der auf seiner Ferienreise 1820 in Kloschenen die Herrin des Hauses aufsuchte. Spärlich sind die Mitteilungen, die ich aus dem Munde noch lebender Personen gehört habe, welche die Gräfin gekannt haben. Sie lebte sehr zurückgezogen und empfing nur selten Besuch. Zeitweise befand sich in ihrer nächsten Umgebung nur der alte Johann, der schon der Mutter gedient und Schiller oft im Hause gesehen hatte. Auch mit dem Adel der Provinz verkehrte sie fast gar nicht. Sie widmete sich der Bewirtschaftung ihres Gutes, wobei ihr der Landrat von Wehlau, Landschaftsrat Pfeiffer-Pomedien,* und neun Jahre lang auch ein Neffe von ihr, Leutnant von Arnim, der auf ihre Bitte den Abschied genommen hatte, zur Seite standen. Ihre hauptsächliche Fürsorge galt dem Parke, für den sie viel Geld aufwandte, um ihn zu einem kleinen Schaustück zu gestalten. Darinnen lag ein Sommerhäuschen, in dem sie den für Schiller schwärmenden Studenten empfing; hier sah dieser des Dichters Bild, von Epheu und Wintergrün umkränzt, an der Wand hangen. Bisweilen besuchten sie Freunde. Nach dem Abgange ihres Neffen nahm sie ihre nunmehr auch verwitwete jüngste Schwester, Frau von Willbeck, zu sich. Gegen ihre Leute war sie äußerst gütig, alle liebten sie. Ihre Schönheit hatte sie sich bis ins Alter erhalten.

Der Brief des Studenten schildert sie uns als Frau von etwa fünfzig Jahren, deren prächtiges Haar noch ganz schwarz und voll war; unter den schön gewölbten Augenbrauen glänzten die feurigen, geistreichen, dunklen Augen wie zwei blitzende Sterne. Sie neigte etwas zur Wohlbeleibtheit, aber dennoch paarte sich in ihrer Haltung Hoheit und Anmut. Ihre Stimme war weich und sehr wohltönend. Schillers Gedächtnis war ihr heilig, doch galt es wohl mehr dem großen Dichter als dem Geliebten. Denn das Verhältnis war von zu kurzer Dauer gewesen und Henriettes Gefühle nicht tief genug, als daß sie diese Jugendliebe bis ins Alter bewahrt hätte. Bei Schillers Tode soll sie, wie der alte Johann zu erzählen weiß, heftig geweint haben, worüber der Graf lange verstimmt war. Während sie in jungen Jahren, wie wenigstens Fräulein von Dacheröden meint, mit der Bekanntschaft Schillers geprahlt hat, sprach sie später nur ungern darüber. Unser Studiosus berichtet über diesen Teil des Gespräches folgendes: „Wenn Sie nach Dresden kommen," sagte die Gräfin, „versäumen Sie es nicht, das Städtchen Tharandt zu besuchen. Es liegt in einer reizenden Gegend. Scheuen Sie nicht die Mühe, den Knieberg zu besteigen; die Ruinen des alten Schlosses Tharandt stehen darauf. O, wie oft habe ich dort gestanden und meine Augen und meine Seele an all den Herrlichkeiten geweidet, die ich von dort aus überblickte." — Mir kam es vor, erzählt der Briefschreiber, als ringe sich bei diesen Worten ein Seufzer aus ihrer Brust, und ich hätte wohl darauf schwören können, daß sie in diesem Augenblick an den großen Dichter dachte. — „Die Ruinen Tharandts sind wohl jedem heilig," sagte mein Freund, „denn sie sollen ein Lieblingsaufenthalt des Dichterfürsten unserer Nation gewesen sein." — Die Dreistigkeit meines Freundes erschreckte mich, und verlegen sah ich nach der Gräfin. Sie blickte uns aber ernst und ruhig an und erwiderte dann: „Sie meinen Schiller. Soviel ich weiß, ist er allerdings mehrmals auf dem Knieberg gewesen, namentlich im Frühling, wenn alles blühte, aber ich glaube, er hat andere Punkte bei Dresden mehr geliebt." Wir sahen, daß sie ungern mit uns von diesem Thema sprach, und darum ließen wir es fallen. Sie erkundigte sich darauf noch nach unseren Studien, unserem Reiseplan und bot uns dann eine kleine Erfrischung an, die ihr Diener besorgen sollte. Sie rief einen in der Nähe des Sommer-

* Gelegentlich nahm er sein Töchterchen nach Kloschenen mit, das jedoch durch die französische Unterhaltung und andere kleine Sonderbarkeiten eingeschüchtert wurde und ungern dort weilte. Als die Gräfin nach Dresden zog, schenkte sie ihm ihre Orangerie für Pomedien und ein großes Zwiebelservice der Berliner Porzellanmanufaktur. Der mit ihm geführte Briefwechsel ist nach der freundlichen Mitteilung seiner Enkelin, Fräulein Avenarius in Königsberg, nicht mehr aufzufinden.

häuschens arbeitenden Gärtner zu sich und erteilte ihm, ohne daß wir es verstehen konnten, einen Auftrag. Der Gärtner verschwand, und bald darauf trat der alte Johann mit einer Flasche Rheinwein und einem Teller voll kleiner Kuchen ein. Die Gräfin kredenzte uns das erste Glas, wünschte uns eine glückliche Reise und verließ dann so schnell das Gartenhäuschen, daß wir kaum Zeit hatten, unseren Dank für die gnädige Aufnahme abzustatten.

Mit zunehmendem Alter erwachte in Henriette religiöses Bedürfnis. Sie schloß sich dem Kreise der Frommen an, die sich um Dr. Ebel, den Pfarrer an der Altstädtischen Kirche zu Königsberg, scharten. — Seine Lehre — er bezeichnete sie als seine Privatansicht —, welche auf Heiligung des ganzen Lebens ausging, verfolgte wohl die beste Absicht, konnte aber von Verdächtigungen nicht freibleiben. So spielte sich denn in den Jahren 1835 bis 1842 jener sensationelle Religionsprozeß ab, an dem ein Teil des ostpreußischen Adels beteiligt war, in erster Linie der bereits erwähnte Graf Ernst von Kanitz, königlich preußischer Tribunalsrat, der Verfasser der umfangreichen Verteidigungsschrift: Aufklärung nach Aktenquellen über den 1835 bis 1842 zu Königsberg i. Pr. geführten Religionsprozeß für Welt- und Kirchengeschichte (1862).

Nach Palleske* ist auch Gräfin von Kunheim in den Muckerprozeß verwickelt gewesen. Ich habe ihren Namen nirgends finden können. Unter den Hauptzeugen wird sie nicht genannt. Die ganze Angelegenheit harrt übrigens noch des Geschichtschreibers, der den Mut hat, die siebzig umfangreichen Aktenstücke und vierzig Bände Druckschriften zu einer genauen und objektiven Darstellung zu verarbeiten.

Die äußeren Verhältnisse der Gräfin hatten sich im Laufe der Jahre verschlechtert. Die Verwüstungen des Krieges hatten den Grund dazu gelegt. Immerhin besaß sie noch so viel, daß sie ein ziemlich sorgenfreies Alter verbringen konnte. Um 1830 hat sie Kloschenen für immer verlassen. Das Kirchenbuch von Allenau erwähnt sie 1827 zum letztenmale als Pate eines Sohnes ihres Wirtschaftsinspektors.* Das Gut wurde an Otto Regenborn, dann an Gustav Adolf Thulke verpachtet, an welchen es später Graf Kanitz verkaufte.

Die Gräfin zog es nach der Stätte ihrer Jugenderinnerungen. „Hier in Preußen,“ hatte sie zu dem Studenten gesagt, „ist es oft so kalt und tot, und die Sehnsucht nach dem schönen Dresden ergreift mich oft mit voller Gewalt.“ In Dresden hat sie im August 1841 denn auch abermals ein reisender Studiosus, diesmal ein Jünger der Kunst, Ludwig Pietsch, besucht, einen Empfehlungsbrief seines Vaters in der Tasche. Doch hören wir ihn selbst: In wundersamer Aufregung immer jenes Bild der schönen Frau vor meines Geistes Augen, zog ich in Dresden die Klingel ihrer Thür ... Die Frau Gräfin wohne im Sommer in Laubegast auf dem Lande, sagte der Hausdiener, der mir öffnete. Am nächsten Morgen wanderte ich nach Laubegast. Dort bewohnte die Gräfin eine kleine altväterische Villa mit einem Kuppeldach und zwei hölzernen Säulen zu den Seiten der Hausthür. Die Magd im Flure bat ich, mich zu melden, und nannte ihr meinen Namen ... Nach etwa zehn Minuten kam ein krumm gebückt gehendes Mütterchen von etwa dreiundsiebzig Jahren auf den Flur hinaus. Es war ganz in Weiß gekleidet, und die Rüschen eines weißen Häubchens umrahmten ein faltiges, kleines, feines Gesichtchen mit gelblicher Haut und halb erloschenen, aber freundlich blickenden braunen Augen. An den Schläfen stahlen sich spärliche weiße Haare unter der Haube hervor. Blinzelnd wie die ganz Schwachsichtigen schaute sie mich an. „Bringen Sie mir das Los?“ fragte sie mich mit zitterndem Stimmchen. — Ich fühlte, wie ich feuerrot vor Verlegenheit wurde. „Welches Los? Ich möchte die Frau Gräfin sprechen. Ich habe ihr einen Brief von meinem Vater in Danzig, einem alten Bekannten von ihr, zu übergeben,“ erwiderte ich. — „Ja, aber ich bin ja die Gräfin, und das Mädchen hat mir's doch gesagt, der Herr Picht wäre da, so heißt der Lotteriekollekteur, der mir heute mein Los bringen wollte. Heißen Sie denn

* Schillers Leben, S. 58 Anm.

* Nach Angabe des Herrn Pfarrers Kuntze in Böttchersdorf.

anders?" ... Ich nannte meinen Namen mit voller Deutlichkeit und übergab ihr den Brief, indem ich die Grüße seines Schreibers ausrichtete. Eine matte, verblaßte, wenn nicht schon völlig erloschene Erinnerung schien da langsam in ihrer Seele aufzusteigen, als sie den Brief nahm und ihn dicht an die Augen hielt und die mit der linken Hand geschriebenen Zeilen betrachtete. „So, so, der Pietsch! Verzeihen Sie die Verwechselung. Ich werde ihn lesen. Sie kommen wohl noch einmal wieder!" — —

Henriette von Arnim starb am 12. Januar 1847 in Dresden, an der Stätte der Triumphe ihrer Mädchenjahre; wo der ihr zu kurzem Verweilen an die Seite trat, welcher bald mit seinem Namen die ganze gebildete Welt erfüllen sollte.

II. Schiller und Katharina Baumann.

Von

O. Salten.

(Nachdruck ist untersagt.)

Das bisher unbekannte Schillerbildnis, welches zu dieser Veröffentlichung, einem bescheidenen Beitrage zu Schillers Leben, Anlaß giebt, ist vielleicht das älteste und ähnlichste, das von dem Dichter überhaupt erhalten ist. Das älteste, weil es wahrscheinlich noch aus den Tagen seines Aufenthaltes in der hohen Karlsschule stammt; das ähnlichste, weil der Maler kein anderer ist als des Dichters bester, vertrautester Freund, der Eleve Scharfenstein, dem wir ja bekanntlich die eingehendsten und wahrheitsgetreuesten Schilderungen vom Wesen und Aussehen des jungen Schiller zu verdanken haben. Das kleine Bild war thatsächlich bis heute in weiteren Kreisen gänzlich unbekannt. Wohl thun verschiedene Schiller-Biographen seiner Erwähnung, allein daß das für verschwunden gehaltene Bildnis noch existierte, und zwar in derselben Familie, deren schöner Ahnfrau es Schiller einst selbst geschenkt, wie ein Heiligtum verwahrt wurde, davon hatte niemand eine Ahnung. Der Zufall hat hier seltsam gewaltet, indem er das teure Vermächtnis vor den Augen der Welt verborgen hielt. Vielleicht ist es auch als Zeichen höchster Pietät aufzufassen, wenn sich seither niemand dazu entschließen konnte, eine Reliquie, an welche nur wenige Personen ein Anrecht zu haben glaubten, der allgemeinen Betrachtung zur Schau zu stellen.

Unsere Wiedergabe zeigt das Miniaturbild in etwa sechsfacher Vergrößerung. Das Original, in sehr zarten Pastellfarben auf Elfenbein gemalt, ist nicht viel größer als ein Zehnpfennigstück.

Schiller trägt einen roten, mit schmaler Goldlitze besetzten Rock, am Halse die weißen Jabots. Das Haar scheint über der Stirn etwas abgeschoren, dagegen am Hinterkopfe in den Haarbeutel gezwängt zu sein, während an der Seite die vorschriftsmäßige „steife Rolle" prangt.

Leider hat das Bildchen mit den Jahren gelitten, die Farben erscheinen etwas verblaßt, auch ist die Elfenbeinplatte an zwei Stellen über dem Hinterkopf der Länge nach zersprungen.

Was indessen die Hauptsache bleibt: die edle Profillinie des Dichters, so erblicken wir diese völlig unversehrt und in ihren charakteristischen Zügen vollkommen mit den anerkannt besten Bildnissen Schillers, dem Gemälde der Frau Simanowitz, dem Bildnis von Graff, der Zeichnung von Dora Stock und Danneckers vortrefflicher Büste, übereinstimmend. Es ist der jugendliche Schiller, der Dichter der „Räuber", voller Energie und Thatkraft, welcher uns hier entgegenschaut. Der leidende Ausdruck, der jeden Beschauer an den späteren Porträts mit so hehrer Wehmut erfüllt, fehlt auf unserem Miniaturbilde vollständig.

Und was für Empfindungen und Erinnerungen erweckt dies unscheinbare Bildchen! Viele innig damit verknüpfte, uns wohlbekannte Personen, die sich einstmals um den Dichter gruppierten, tauchen aus dem Dun-

kel wieder auf. Sie sind uns alle vertraut; nur eine steht abseits, kaum bemerkt, von den Wenigsten gekannt. Es ist eine der besten Darstellerinnen der Schillerschen Frauengestalten, ein Stern auf Mannheims Bühne, der einst Schiller selbst, durchglüht von Liebe und Dankbarkeit, das Bildnis in die Hand gedrückt hat: die Schauspielerin Katharina Baumann.

Schillers Flucht aus Stuttgart im September 1782 befreite ihn zwar aus einer überaus mißlichen Stellung, jedoch sie zog gleichzeitig ein Heer von neuen Verpflichtungen und Bedrängnissen nach sich, denen der Dichter auf die Dauer nicht gewachsen war. So entschloß er sich denn bald, von dem Anerbieten der Frau von Wolzogen Gebrauch zu machen und für längere Zeit auf dem thüringischen Gute Bauerbach ihr Gast zu sein. Als er im Sommer des nächsten Jahres, innerlich gestärkt, in seinem künstlerischen Selbstgefühl erhöht, in die kurpfälzische Hauptstadt zurückkehrte, brachte er als bühnenreife Frucht der ländlichen Einsamkeit die „Luise Millerin“ mit, nach der Dalberg, der Mannheimer Intendant, der den „Fiesco“ verschmäht, schon aus der Ferne begierig die Hand ausgestreckt hatte. Trotz dieser frohen Zukunftshoffnungen fühlte sich Schiller in dem Strom des Lebens, der ihn nun so bald nach der trauten thüringischen Landidylle ergriff, um ihn hinfort nicht mehr loszulassen, anfangs begreiflicherweise nicht sonderlich wohl. Die Sehnsucht zog seine Gedanken oft nach Bauerbach zurück. Er fühlt sich vereinsamt in dem neuen Kreise, darin er zu bewegen sich gezwungen sieht. Der Verkehr mit den Schauspielern ist ihm ungewohnt und nicht immer nach seinem Sinn.

Auch sein Herz, das er so „wohlverwahrt“ geglaubt, leidet zuweilen Schiffbruch. Die Eindrücke, denen er unterworfen war, waren zu verschiedenartig, um ihn, der mit großer Erregtheit des innersten Wesens eine seltene Zartheit der Empfindung verband, nicht zu verwirren und dennoch zu fesseln. „Mit den Schauspielern vermenge ich mich nicht genau, aber ich lebe mit ihnen höflich und aufgemuntert“ sind seine eigenen Worte.

Die Schwärmerei für Lotte von Wolzogen begann unter diesen neuen Eindrücken mehr und mehr zu verblassen. Andere Frauengestalten traten ihm entgegen und versetzten seine leicht entflammte Phantasie in Aufruhr. Es ist allgemein bekannt, wie die Reize der „schönen Schwanin“, der etwas koketten Tochter seines Verlagsbuchhändlers Schwan, ihn gefangen hielten. Um dieselbe Zeit aber berichtet er in einem Schreiben an Frau von Wolzogen folgendes: „Die Frauenzimmer bedeuten hier sehr wenig, und die Schwanin ist beinahe die einzige, eine Schauspielerin ausgenommen, welche eine vortreffliche Person ist.“

Diese Schauspielerin, die thatsächlich dank ihrer künstlerischen Leistungen, ihrer vorzüglichen Charaktereigenschaften und ihrer auserlesenen Schönheit alle überragte, war Katharina Baumann. Sie stammte, im Jahre 1764 in Mannheim geboren, aus einer einfachen Bürgerfamilie. Als vierzehnjähriges Mädchen hatte sie bereits bei Gelegenheit einer Dilettanten-Aufführung hervorragendes schauspielerisches Talent verraten. Dalberg wurde auf sie aufmerksam. Mit scharfem Blick erkannte er die außergewöhnliche Begabung des jungen Mädchens. Anfangs Kinderrollen spielend, zählte schon nach einem Jahre die Fünfzehnjährige zu den dauernd engagierten Mitgliedern der Bühne, allgemein geliebt und geachtet ihres ernsten Strebens und sittsamen, bescheidenen Betragens wegen. Der Intendant wußte das junge Talent zu fördern und zur vollen Entfaltung zu bringen. Auch der in tragischen Rollen vortrefflichen Madame Seyler verdankte Katharina Baumann viel für ihre Ausbildung; sie erwähnt noch in späteren Jahren deren günstigen Einfluß mit wärmster Anerkennung ihrer Verdienste.

Fräulein Baumann vertrat an der kurpfälzischen Bühne das erste tragische und sentimentale Fach. Sie zeichnete sich besonders in solchen Rollen aus, welche innige Empfindung, Rührung und edle Weiblichkeit erforderten. Bei der ersten Aufführung des „Fiesco“ am 11. Januar 1784 gab sie die Bertha. Ebenso war sie die erste Elisabeth im „Don Carlos“ am 6. April 1788. Im übrigen waren ihre Hauptrollen Marianne, Amalia in den „Räubern“, Juliane von Lindorach, Lotte im „Hausvater“. In Schillers späterer Beurteilung der damaligen

Bühnenmitglieder finden wir über sie folgende Stelle: „Unter den Schauspielern entwickelt sich Katharina Baumann sehr vorteilhaft. Sie giebt ihre Rollen mit Gefühl, mit weiblicher Würde und feinen Accenten. Das Achtungswerte ihres Charakters interessiert um so mehr für jedes Wort, welches sie herzlich spricht.“

Als Schiller nach Mannheim zurückkehrte, zählte Katharina Baumann dort bereits zu den bedeutendsten Schauspielerinnen. Er war von der jugendlichen Künstlerin ganz entzückt. Alles fesselte ihn an ihr, ihre dramatischen Leistungen, die schöne anmutsvolle Erscheinung, und in schwärmerischer Weise legte er ihr seine Huldigungen zu Füßen.

Die Begeisterung unseres Dichters für die talentvolle Mannheimerin wird von Schillers meisten Biographen als eine „vorübergehende Liebelei“ oder als „kleine unbedeutende Episode“ in seinem Leben bezeichnet. Beide Bezeichnungen sind unrichtig. Es handelt sich hier um eine ernste, tiefgehende und auf höchster Achtung begründete Liebe, welche in Schillers Leben keine unwichtige Rolle gespielt hat. Der Grund für die allgemein verbreitete unklare Auffassung der Sachlage dürfte darin zu suchen sein, daß wir den Dichter eine Zeitlang rasch hintereinander in die verschiedensten Liebesbande verstrickt sehen oder, sagen wir lieber, scheinbar verstrickt sehen, denn während man sich im Kreise seiner fernerstehenden Freunde in allen nur möglichen Vermutungen ergeht, ob Lotte von Wolzogen oder Margarete Schwan oder wiederum eine andere den Sieg in seinem Herzen davontragen werde, dringt die verdächtige Nachricht nach Stuttgart, Schiller habe sich mit einer Schauspielerin verheiratet. Niemand legte dem Gerücht Wert bei. Und doch wäre vielleicht, hätte es recht gehabt, Schillers heißester Wunsch damit erfüllt gewesen. Sein ganzes leidenschaftliches Denken und Fühlen gehörte lange schon im geheimen der schönen Katharina.

Schiller.

In Mannheim selbst war diese Liebe zur Zeit durchaus kein Geheimnis. Das diskrete Verhalten des Publikums, sowie von Schillers Freunden mag in Fräulein Baumanns allgemein bekannter ablehnender Haltung des Dichters stürmischer Werbung gegenüber seine Begründung finden. Während sie auf der Bühne, als Darstellerin seiner Frauengestalten, ihr bestes Können einsetzte, machte sie im Leben einen scharfen Unterschied zwischen dem Dichter Schiller und dem Menschen Schiller. Den Dichter verstand und bewunderte sie, dem Manne gegenüber blieb sie kalt und ungerührt. Vielleicht ließ gerade diese Zurückhaltung unserem Schiller die Geliebte nur noch liebenswerter erscheinen. Jedenfalls dauerte es geraume Zeit, ehe es der verschmähte Dichter fassen konnte, daß diese liebliche Blume nicht für ihn geblüht. Noch nach Jahresfrist, als Charlotte von Kalb ihn eines Tages bat, ihr einiges über die Mannheimer Bühnenkünstlerinnen mitzuteilen, und die Frage stellte, welche von ihnen Talent und Anmut vereinige, geriet er in große Erregung und rief mit geröteten Wangen aus: „Man nennt sie Amalia (nach ihrer Rolle in den Räubern)! Ein liebliches, holdes Wesen, das bis zu Thränen Sie bewegen kann! Wie süß ist ihrer Stimme Zauber, wie bewegt er und spricht zum Herzen! Und wer ihren Blick nicht empfangen, wie kann der von Entzücken sagen? Ja, sie ist schön! Nicht auszusprechen vermag ich, wie ich fühle und denke. Die Begeisterung, die aus mir spricht, ist wohl nur Laune des Augenblicks!“ fügt er verwirrt hinzu, als die Freundin ihn aufmerksam prüfend anschaut, fährt aber sogleich fort im selben Ton: „O, sähe ich sie in violettem Taftgewand, der Locken Schmuck von einem Schleier umflossen — welch edle Erscheinung!“ Später noch gesteht Schiller seiner Braut und Goethe, daß er in Mannheim „mit einer miserablen Leidenschaft in der Brust herumgegangen sei“.

Im Jahre 1789 verheiratete sich Katharina Baumann mit dem Violoncellisten Peter Ritter, der, geboren am 2. Juli 1763, im Jahre 1803 zum Kapellmeister in Mannheim ernannt wurde. Wir finden darüber eine Notiz in dem Tagebuch von Backhaus, wo es heißt: „Am 13. Februar 1789 trat Mlle. Baumann zum erstenmal als Madame Ritter auf. Sie hat sich mit dem Violoncellisten, späteren Kapellmeister Ritter vermählt, nachdem sie vorher den berühmten Iffland und Schiller ausgeschlagen, die sich beide um ihre Hand bewarben.“ Also war es unser Lieblingsdichter nicht allein gewesen, dessen Herz sie gefangen nahm. Über Ifflands Bemühungen und ob er vor oder nach Schiller sich einen Korb geholt, ist uns nichts bekannt. Nur so viel wissen wir, daß er im Verein mit Schiller ihr zuweilen Rollen einstudierte, unter anderem auch die der Luise in „Kabale und Liebe“, welche Fräulein Baumann nach dem Tode der Frau Beck übernommen hatte.

Peter Ritter.

Die Aufführung des Stückes war auf den 18. Januar angesetzt. Schiller freute sich kindlich, die angebetete Künstlerin darin auftreten zu sehen. Schon seit längerer Zeit ging er mit dem Gedanken um, ihr einen besonderen Beweis seiner Anerkennung und Liebe zu geben. Er schrieb daher an Scharfenstein, um sich von diesem ein Miniaturbildchen, das der Freund einst gemalt, zurückzuerbitten. Am Abend nach der Vorstellung, entzückt und gerührt von Katharinas Spiel, begleitete er sie, wie öfters, nach ihrer Wohnung, wo er ihr das so lange in einem ledernen Beutelchen wohlverwahrte Bildchen überreichte. Einen Augenblick sah er ihr gespannt in die schönen Augen, um darin zu lesen, wie sie seine Gabe aufgefaßt habe, und seine Enttäuschung war gewiß nicht gering, als er nur hörte: „Aber, Herr Schiller, was soll ich denn damit?“

Er wird über und über rot — die Sprache versagt ihm, dann stammelt er verlegen auf gut schwäbisch: „Ja, sähet Se, i bin halt a kurioser Kauz, dös kann i Ihne net sage.“

Übrigens scheint „der kuriose Kauz“ später doch noch einiges gesagt zu haben, denn er setzte, keineswegs eingeschüchtert, nach dieser Enttäuschung seine Bemühungen um Katharinas Gunst fort. Er schrieb ihr nach wie vor begeisterte Liebesbriefe, machte ihr auch kleine Geschenke, die sie freundlich aufnahm. Ein Trinkglas, an dessen Inschrift noch zu ersehen ist, daß es ihr von Schiller gestiftet worden, befindet sich im Mannheimer Museum.

Da man nicht wohl verstehen konnte, wie Fräulein Baumann einem Verehrer, wie Schiller, gegenüber so ungerührt geblieben, ist vielfach behauptet worden, sie sei schon damals mit ihrem späteren Gatten heimlich verlobt gewesen; erwiesen ist das nicht. Sie selbst hat, als sie bereits hochbetagt ihrer Schwiegertochter von ihren Beziehungen zu Schiller erzählte, sich über diesen Punkt geäußert: „Der Herr Schiller ist damals meist sehr malproper gewesen, ich freute mich freilich, wenn er mir den Hof machte, aber ich konnt ihn halt nicht lieben.“

Katharina Baumann hat auch fernerhin ihrem jungen künstlerischen Rufe alle Ehre gemacht und gehörte mit ihrem Gatten, der damals als Violoncellist in der Mannheimer Kapelle thätig war, zu denjenigen bevorzugten Theatermitgliedern, welche im Jahre 1790 lebenslänglich engagiert wurden. Welcher Achtung sich die Schauspielerin in den Kreisen ihrer Kollegen wie des Publikums erfreute, geht aus zahlreichen Äußerungen ihrer Zeitgenossen hervor. Unter anderen

später übernommenen Rollen zeichnete sich Madame Ritter auch in dem sehr beliebten Melodrama „Medea“ von Benda aus. Es wird erzählt, daß, als Mannheim von den Franzosen hart bedrängt war und die Stadt beschossen wurde, während der Aufführung des genannten Melodramas vor dem Theater eine Haubitze platzte. Das Publikum war vor Schrecken fast sinnlos. Peter Ritter aber, nur an die geliebte Gattin denkend, erstieg vom Orchester aus die Bühne und flüchtete mit Katharina, die noch im Kostüm der Medea war, in seine Wohnung.

Unter den Schauspielern herrschte damals auch sonst mancherlei Not. Die Kriegsunruhen, namentlich aber das achttägige Bombardement der Stadt, wobei die Einwohner in die Keller flüchteten und mühsam das Notwendigste zu retten versuchten, hatten neben anderer Verwirrung auch die Schließung des Theaters zur Folge gehabt. Die Gehälter waren aufs äußerste herabgesetzt. Wir finden Briefe, worin Madame Ritter in rührenden Worten um eine Zulage einkommt, und solche, darin ihr treuer Freund Beck sich für sie bei der Intendantur verwendet. Dieser schreibt in einem Bittgesuch:

Katharina Baumann.

„Es ist die Wahrheit, die mir zu bezeugen obliegt, daß der Fleiß, die Gutmütigkeit und stete Bereitwilligkeit der Madame Ritter mir eine besondere Achtung für sie einflößen. Zu diesen Gründen des Bedürfnisses und des Verdienstes füge ich meine persönliche Bitte ‚Churfürstliche Intendance möge die Gnade haben, Frau Ritter eine Gehalts-Vermehrung oder mindestens eine Gratifikation zu gewähren, um solche aus ihrer dermahligen traurigen Lage zu befreien.‘

Beck.“

Das Ersuchen des treuen Freundes blieb indessen ohne Erfolg. Dalberg machte Beck brieflich klar, „daß Es die dermahlige sehr bedenkliche laage der Theater Cassa glatterdings nicht erlaubt fernere gratifikationen zu ertheilen“, welchen Umstand er bittet der Madame Ritter seinerseits „begreiflich zu machen“.

Als aber endlich das bedrängte Vaterland die verhaßten Fesseln abgeschüttelt hatte, besserten sich auch die Theaterverhältnisse Mannheims und mit ihnen die materielle Lage der Familie Ritter. Nach Kummer und Sorgen folgt eine Reihe glücklicher und schaffensfroher Jahre. Zahlreiche Opern, welche noch jetzt zu unseren beliebtesten gehören, kommen unter Kapellmeister Ritters Leitung zuerst in Mannheim zur Aufführung, und die bedeutendsten Komponisten suchen die Freundschaft des tüchtigen Mannes.

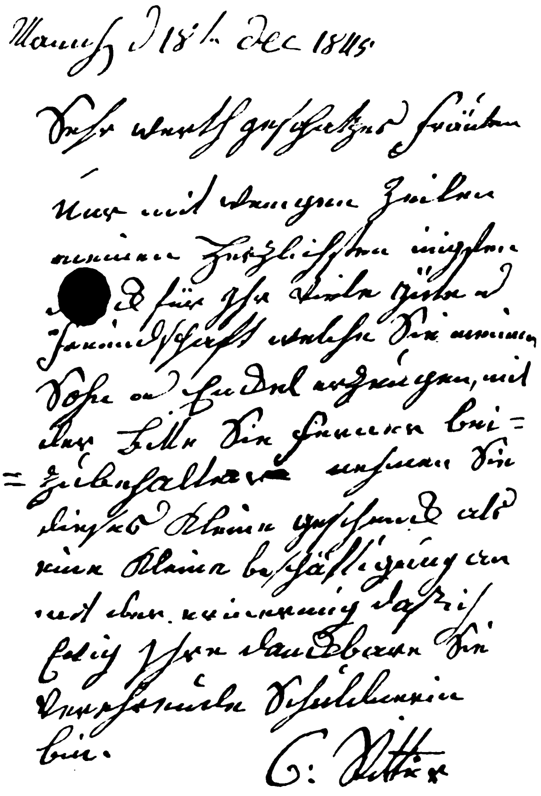
Mit Karl Maria von Weber, dem Schöpfer des „Freischützen“, und dessen liebenswürdiger Gattin stand die Familie Ritter in innigem Verkehr. Nachstehender Brief von Frau Karoline von Weber an Katharina Ritter legt von diesen freundschaftlichen Beziehungen Zeugnis ab:

„Liebe Freundin!

Erlauben Sie mir diesen Nahmen trotz unserer leider so kurzen Bekanntschaft. Mit innigem Wohlwollen fühlte ich mich schon in den ersten Stunden unsers Beysammenseins zu Ihnen hingezogen, und je länger ich die Freude Ihres Umgangs genoß, je herzlicher wurde das Gefühl. Es ward mir so wohl im Kreis Ihrer lieben Familie, der Ton eines so innig verbundenen Vereins guter Menschen machten mir die Stunden, die ich darin verleben durfte, zu den angenehmsten. Wie wehe that es mir aber auch, daß erst so spät mir diese Freude zu

Theil wurde. Wieviel angenehme Erinnerungen mehr hätte ich hieher zurückgebracht, hätte ich Sie früher gekannt.

Doch über Dinge, die nicht zu ändern


Mannh. d. 18t. Dec 1845

C: Ritter

Faksimile von Katharina Baumanns Handschrift.

sind, soll man ja nicht klagen! Bleibt mir doch die Hoffnung, Sie wiederzusehen! Mit Freuden denke ich jetzt schon an diese schöne Zeit, und die Hoffnung schon ist ja ein Genuß. — Darf ich Sie nun wohl aber an Ihr Versprechen mahnen, mir zu schreiben? Darf ich hoffen, durch Sie Nachricht über das Befinden Ihrer lieben Familie zu erhalten? und wollen Sie es gütig übernehmen, alle die Ihrigen meiner herzlichen Ergebenheit zu versichern? Es wäre wohl zu viel verlangt, wenn ich Sie noch bäte, durch Sie auch von dem Ergehen meiner Familie, besonders meiner Mutter und meines Bruders etwas zu erfahren. Ich weiß, es ist schwer, manches der Feder anzuvertrauen, und auf dem harten Papier nimmt jede Sache eine andere Gestalt an; Ihrer Güte, Ihrer Einsicht überlasse ich, was Sie hierin für mich thun wollen, aber die liebevollsten Grüße überbringen Sie wohl beiden, nicht wahr? Von Lenchen schreibe ich nichts, weil ich nicht weiß, ob Sie mit ihr in Berührung kommen wollen. — Es wird ein Freudentag für mich sein, theure Freundin, wenn ich die Züge Ihrer Hand erblicke. Lassen Sie mich nicht zu lange darauf warten. Hat mein Bruder meinen Dank für das überschickte Liedchen überbracht? Kann ich es auch nicht singen, so ist es mir als Andenken doch sehr werth. Gott schenke Ihnen frohe Tage, meine liebe Freundin, und erhalte Ihr Wohlwollen

Ihrer
Karoline von Weber."

den 29. Aug. 1827.

Nicht nur als hervorragender Musiker erfreute sich Katharinas Gatte der allgemeinen Beliebtheit, auch seine Uneigennützigkeit und edle Bescheidenheit waren fast sprichwörtlich. So ist eine Stelle in einem Schreiben Ifflands dafür bezeichnend, wie viel dieser von seinem einstigen Rivalen hielt und welche treue Freundschaft er Katharina das ganze Leben hindurch bewahrte. Iffland empfiehlt in diesem Schreiben Peter Ritter einen jungen Musiker Namens Rebenstein: „Im Vertrauen auf Ihr Wohlwollen empfehle ich Ihnen Herrn Rebenstein, meinen Schüler, und ich darf von diesem bescheidenen, guten Menschen sagen — meinen Freund! Seien Sie in den Kunstsachen der Musik sein Freund und Versorger — so ist ihm wohlberaten. Ich empfehle ihn Ihnen herzlich, denn sein Talent, seine Anspruchslosigkeit und sein Gemüt liegen mir am Herzen wie ein Sohn. Grüßen Sie Ihre liebe Frau, meine geehrte Freundin, von ganzer Seele." Auch der Sohn des großen Mozart zählte zu denjenigen jungen Talenten, die unter Ritters besonderer Obhut standen.

Während ganz Deutschland schon im Jahre 1805 den allzufrühen Tod Schillers betrauerte, war es dessen einstmaliger Jugendgeliebten vergönnt, sich noch lange des Zusammenlebens mit ihrem Gatten zu erfreuen.

Kapellmeister Ritter starb erst im Jahre 1846. In Pichlers Chronik des Mannheimer Theaters finden wir die auf ihn bezüglichen Worte: „In ihm starb ein wahrhaft deutscher Mann, echt deutsch an Gesinnung, echt deutsch in seinen Handlungen. Angebetet von seinen Untergebenen, ganz nur für seine Kunst lebend, jedem mit Rat und That beispringend, war er eine Zierde der Mannheimer Bühne."

Katharina Ritter überlebte ihn noch um vier Jahre. Sie hatte sich, obgleich im späten Alter schwer augenleidend, eine außergewöhnliche geistige Frische bewahrt und verstand ihre zahlreichen Freunde und Besucher durch die Erzählungen ihrer Jugenderinnerungen in hohem Grade zu fesseln. Von den Briefen Schillers, so oft die alte Dame auch um deren Veröffentlichung gebeten wurde, vermochte sie sich nicht zu trennen. Sie bewahrte aber mit Stolz und Freude die wertvollen Andenken an ihre interessante Jugendzeit bis kurz vor ihrem Tode. Niemand, selbst nicht die von ihr sehr geliebte Schwiegertochter, die zweite Frau ihres einzigen sie überlebenden Sohnes Karl August, konnte die Greisin davon abhalten, die Briefe den Flammen zu übergeben.

Katharina Ritter lebte bis zu ihrem Lebensende (1850) dauernd in Mannheim. Sie durfte sich noch daran erfreuen, daß auch ihr Sohn Karl August Ritter an der gleichen Stelle als Regisseur und Schauspieler wirkte, wo einst seine talentvolle Mutter alle Herzen gewann. Auch die spätere, zweite Verheiratung des Sohnes, welcher frühzeitig Witwer geworden war, mit der Sängerin Karoline Kuchenbecker verklärte den Lebensabend der alten Dame. Sie schätzte und liebte die Schwiegertochter aufrichtig, um so mehr, da sie keine eigene Tochter besaß. — Das in Faksimile beigegebene Briefchen an Karoline, noch vor deren Verheiratung mit Karl August Ritter geschrieben, ist für uns insofern interessant, als es das einzige von Katharina Baumann vorhandene Schriftstück ist.

Karl August Ritter, ein feiner Musikkenner durch und durch, hatte die Talente beider Eltern geerbt. Nachdem er viele Jahre hindurch Theaterdirektor in Bremen gewesen, zog er sich vom öffentlichen Leben gänzlich zurück und siedelte sich in Mittelheim am Rhein an, wo er im Jahre 1878 starb. Seine Frau Karoline Ritter, geb. Kuchenbecker, überlebte ihn noch um zwölf Jahre. Vieles in diesen Zeilen verdankt der Verfasser ihrer mündlichen Überlieferung. In allererster Linie jedoch bleibt hervorzuheben, daß uns durch sie auch das Schillerbildnis erhalten wurde, das allein zu diesen Zeilen Veranlassung und ihnen Rechtfertigung geben konnte.

Im Stillen.

Novelle
von
Therese Rösing.

I.

(Nachdruck ist untersagt.)

Der Westwind fegte über die Felder — so ungestüm, als wäre er sein grimmiger Bruder aus Norden. Die arme junge Saat, die schon von Frühling und Lerchensang träumte, duckte sich scheu zur Erde, und verächtlich fuhr der Wilde über sie dahin. Aber die hundertjährigen Eichen faßte seine rauhe Faust, schüttelte die Riesen, daß sie sich stöhnend bogen, und brauste dazu: Steht fest, ihr Stolzen! Haltet stand, ihr Starken! Warum beugt ihr euch wie die Kleinen, die Schwachen, die Armseligen? Ihr habt Kraft und Mark und doch wankt ihr im Wetter! Die Gehöhnten neigten in Demut ihre Häupter, da jauchzte der Unbändige gellend auf und zog weiter. In das dichte Regengewölk blies er hinein, ballte es zu schwarzen Massen zusammen und riß es dann übermütig in Fetzen, die er vor sich herscheuchte. Einen Schwarm Krähen, der den Heimweg suchte, nahm er mutwillig auf seinen Rücken und führte ihn pfeilgeschwind der Heimat zu; krächzend und flügelschlagend suchten die Geängstigten ihre Nester auf den alten Bäumen des Parkes, aber ihm war Ermattung fern. Mit frischen Kräften warf er sich gegen das alte Herrenhaus, hielt pfeifende Zwiesprach mit der Wetterfahne auf dem Turm, sang sein wildes Lied um die Giebel, wühlte sich in das träge Wasser des Wallgrabens und pochte mit Geisterfingern an die Fenster ... Wild und spukhaft war das Treiben hier draußen in der niedersinkenden Dämmerung ... und unheimlich war das Treiben drinnen: Lichter blitzten auf, leise Schritte huschten über die Treppen, Stimmen flüsterten wie gedämpft von Schrecken und Ehrfurcht! — Und so war es auch ... gedämpft von dem Schrecken und der Majestät des Todes!

In seinem altertümlich ausgestatteten, geräumigen Schlafgemach ruhte auf dem letzten Lager der Herr des Hauses. Nicht als ernster Freund war der Tod zu ihm getreten, einen Müden zur Ruhe zu betten; nein! Entsetzen und verzweifelnder Widerstand hatten den Sorgenlöser empfangen! Es stirbt sich schwer, wenn man jung ist, wenn das Herz heiß schlägt, wenn man Liebe und Glück fast in den Armen hält!

Aber der eiserne Wille, zu leben, erlag einem mächtigeren … eine kalte Hand hatte die schwer atmende Brust fest und fester zusammengepreßt, bis das heiße Herz aufhörte zu schlagen, auf Augen und Lippen drückte sie das Siegel des Schweigens … wie aus Marmor leuchteten die Züge des Toten, edel und ruhevoll, nur um den stummen Mund lag die unendliche Bitterkeit des Scheidens.

Alles, was an Krankheit erinnerte, war eilig hinweggeräumt worden, über das weiße Laken hatte man alle Blüten gestreut, die das Treibhaus bot, auch sie vorzeitigem Tode geweiht; grüne Bäume standen umher, am Kopfende des Bettes auf kleinen Tischen schwere silberne Armleuchter, Erbstücke des Hauses. Über den Tod hinaus hatten treue Hände für den Entschlafenen gesorgt. Der eine schmerzliche Trost, daß im Leben und Sterben nichts versäumt war, sollte die Braut empfangen, die verwitwet die Stätte des ersehnten Glückes betreten würde.

Vor dem Bett, auf seinem gewohnten Platz, streckte der Hund Othello die mächtigen Glieder; zuweilen hob er den Kopf, blickte lange und aufmerksam zu seinem stillen Herrn hinauf und winselte leise. Die Schritte draußen auf dem Gang beachtete er nicht, als aber vorsichtig der Thürdrücker gefaßt wurde, richtete er sich halb auf mit tiefem, grollendem Knurren. Er beruhigte sich, es war Prütern, die Wirtschafterin des Hauses, die eintrat — eine sehr würdige Leidtragende in ihrem schwarzen Abendmahlskleid, die behäbigen Züge kummervoll, in den Augen Thränen. Sie hatte ihrem freigebigen, glänzenden Herrn gern gedient, seine Hand war allezeit offen gewesen, sein Wort freundlich; was war von den Fremden zu erwarten, die nach ihm kommen würden?

Sie ging behutsam um Othello herum, der sie nicht mehr beachtete, zum Bett, legte auf die Brust des Toten eine Handvoll Schneeglöckchen, die sie trotz des Unwetters und ihres Rheumatismus im Garten gepflückt hatte, und machte sich bedächtig daran, die Kerzen auf den Armleuchtern anzuzünden. Als sie dies Werk beendet hatte, sah sie sich um, was etwa noch zu ordnen wäre, zog die Vorhänge dichter zusammen und rückte das Bild des schönen Mädchens auf der Staffelei unweit des Bettes zurecht, daß volles Licht darauf fiel. Das Pastellbild hatte sonst neben dem Schreibtisch des gnädigen Herrn im anstoßenden Zimmer gestanden, in seiner Krankheit hatte er es so stellen lassen, daß er immer die geliebten Züge sah. — Die Alte seufzte geräuschvoll und verließ das Zimmer.

Unten in der Halle im Erdgeschoß, das die Wirtschaftsräume enthielt, war die nicht zahlreiche Dienerschaft versammelt. Die Mädchen, angethan mit schwarzen Kleidern, schwatzten leise und erregt miteinander; die erwartete Ankunft der Braut war ein Ereignis für sie: es würde Thränen geben und Wehklagen, wer weiß? vielleicht eine Ohnmacht! Das Gespräch verstummte plötzlich, als Prütern die Treppe herunterkam und sich strafend umschaute, schuldbewußt eilten alle, ihre vergessenen Befehle auszuführen:

„Marie, die große Lampe hierher und die Matte … Deerns, wo habt ihr eure Gedanken? … Und Frieda, wenn der Wagen vorfährt, rasch die Hausthür auf. Trolsen" — zu dem Gärtner — „Sie legen die Matte hinaus, wie bei Gesellschaft, daß Fräulein Arenholdt und das Gesellschaftsfräulein nicht just in die dicken Pfützen treten." Die große altmodische Standuhr begann zu schlagen, tief und voll wie Kirchenglocken. … „O, Gott, wenn nur erst der Herr Doktor wieder hier wäre! sie müssen gleich kommen!"

Mit Aufbietung all seiner Kunst hatte Doktor Weihern um das Leben des Kranken gekämpft, der in den Armen des von Sorgen und Nachtwachen erschöpften väterlichen Freundes den letzten Atemzug that. Sein zum Munde des Sterbenden geneigtes Ohr hatte allein die Worte gehört, die dieser tonlos flüsterte, die der Geliebten galten, er mußte es sein, der die Beraubte bei ihrem Eintritt in das verödete Haus begrüßte. Während aber Prütern und Diener Heinrich, der Vielerfahrene, über die würdigste Art eines Empfanges unter so schwierigen Umständen beratschlagten und Heinrich in eigener Person zum Bahnhof fuhr, kroch der Doktor in seinen Pelz, drückte sich die Mütze tief über die Ohren, quälte sich in die schweren Wasserstiefel hinein und stapfte durch kniehohen Schmutz ins Dorf hinüber, wo es

in dieser ungesunden Zeit der Kranken allzuviele gab, um kostbare Stunden ungenützt verstreichen zu lassen. Schneidigkeit und Eleganz, die er sich vor fünfundzwanzig Jahren aus der Großstadt mitgebracht hatte, waren ihm längst in Wind und Wetter auf den schier lebensgefährlichen Landwegen abhanden gekommen; niemand hätte in dem ergrauenden Fünfziger mit dem ungepflegten Haupthaar und der abgetragenen Kleidung den schmucken Corpsstudenten von einst wiedererkannt. Aber die Kranken fühlten Vertrauen zu dem schlichten Mann, der sich mit gütigem Blick über sie beugte.

Schwere Schritte klangen an der Hinterthür, schmutzstarrend und halb durchnäßt trat der Doktor ein. Trolsen kam herbei, ihn der vielfachen Hüllen zu entledigen, da rasselte es dumpf über die Brücke des Wallgrabens, Laternen blitzten durch die Dunkelheit, und der Wagen fuhr die niedrige Rampe herauf. Ein Augenblick der Verwirrung! Durch die Thür, die Marie hurtig öffnete, drängte sich heulend der Wind herein, riß sie der Aufkreischenden aus der Hand und schmetterte sie gegen die Wand. Die Lampen flackerten wie am Verlöschen, und ehe Heinrich vom Bock springen und Trolsen herbeieilen konnte, standen zwei Frauen auf der Schwelle. Aller Augen richteten sich auf die zuerst eingetretene, größere. Sie schlug den Schleier zurück, ein suchender Blick flog über die Versammelten hinweg und heftete sich auf die Treppe im Hintergrund, ohne Wort, ohne Gruß eilte sie schnellen Schrittes dorthin. Auf der ersten Stufe schwankte sie und griff nach dem Treppengeländer — den Arm, den der Doktor ihr bot, sah sie nicht —, dann stieg sie mühsam, schleppend, die Treppe hinan. Oben blickte sie verwirrt umher. War es möglich? trugen ihre Füße sie nicht von selbst dorthin, wo ihr Herz war? stand sie hier, in seinem Hause, fremd unter Fremden? — Sie stöhnte tief auf, oder formten die blassen Lippen das Wörtchen: wo? Der Doktor wußte es nicht, aber er verstand sie und wies auf die Thür des Schlafzimmers. Als sie ohne Besinnen die Hand auf den Drücker legen wollte, kam er ihr zuvor. Er als Arzt durfte nicht erlauben, daß sich das fieberhaft erregte, von der weiten Reise erschöpfte Mädchen dieser furchtbaren Gemütserregung aussetzte: „Fräulein Arenholdt! … liebes Kind!“ mahnte er ab; bei ihrem flehenden Blick erstarben ihm die Worte, er sah sich nach Hilfe um: Wo ist ihre Begleiterin? dachte er zornig. Ich bin nicht verantwortlich für das, was hier geschieht, sie ist es.

Prütern, noch ganz atemlos von der Plötzlichkeit dieser Vorgänge, hatte die ältere Fremde langsam hinaufgeleitet, die jetzt, durch einen besorgten Wink des Doktors herbeigerufen, die Hand des Mädchens faßte: „Malwina,“ sagte sie, „willst du in diesem Zustande hineingehen? So verstört? So wenig gesammelt?“

Das Mädchen sah sie mit brennenden Augen an: „Laß mich,“ murmelte sie und drängte ungeduldig die andere zurück. „Laß mich allein, Luise!“ Sie trat rasch ein und zog die Thür hinter sich zu; die beiden blieben zurück, der Doktor in großer Gewissensunruhe.

Als Malwina im Sterbezimmer stand, überfiel sie Schwäche. Sie war an dem Ziel, nach dem sie sich Tag und Nacht so heiß gesehnt hatte, aber konnte sie ertragen zu sehen, was dort lag? … so still, so kalt und ach! — so unendlich geliebt? Kein zärtlicher Blick, kein liebevolles Wort, kein warmer Druck der Hand erwarteten sie … anstatt blühenden Lebens Tod und Erstarrung! Erst hier begann sie das Unfaßbare zu fassen und ihr ganzes lebensvolles, Liebe verlangendes, Glück heischendes Sein bäumte sich dagegen auf. Sie biß sich die Lippen blutig, um einen Schrei zu unterdrücken, ihre sehnsüchtig ausgestreckten Arme fielen in Verzweiflung nieder, vor ihren Augen wurde es dunkel … da drängte sich etwas Warmes, Feuchtes in ihre herabhängende Hand. Othello hatte sich bei ihrem hastigen Eindringen zornig aufgerichtet; aber als er, der stete Begleiter seines Herrn, sie erkannte, schlich er heran, den Schweif schleppend, den Kopf gesenkt, mit leisem, klagendem Winseln. So deutlich wie Worte sagte sein Blick: Ich verstehe dich! ich traure mit dir! wir beide haben ihn verloren!

Die stumme Teilnahme des edlen Geschöpfes löste den Krampf, der Malwinas Glieder fesselte, ihre Kehle würgte. Sie sank in die Knie, und den Kopf des Hun-

des an sich drückend, begann sie lautlos, bitterlich zu weinen. Sie verachtete Thränen ... aber dies waren nicht Thränen, die brennend aus ihrem Herzen heraufquollen — ihr Herzblut war es, das unaufhaltsam dahinströmte! ... Ach, wäre es so! Könnte sie hier, jetzt, ein Leben enden, das wertlos war! ... Man sagt, daß Herzen vor Jammer brechen können! war ihr Leid nicht groß genug dazu?

Der Wind heulte ums Haus und vereinigte seine Klagen mit ihren Seufzern, ängstlich winselte der Hund zu ihr auf, da erhob sie das thränenüberströmte Gesicht und sah nach dem Bett hinüber. Dort lag er ... und sie hatte gezögert, zu ihm zu eilen. Schwerfällig richtete sie sich auf, ihre Glieder zitterten ... die Aufregung, die lange Reise ohne Schlaf, ohne Nahrung! — sie ließ den Pelzmantel von den Schultern gleiten, und den Kopf des Hundes an sich drückend, näherte sie sich dem Bett. Die Kerzen warfen mildes Licht auf die Linnen, die Blüten, auf das starre, kalte Gesicht. Entsetzen ergriff sie, wie eine schreckliche Überraschung überfiel sie die Gewißheit ihres Verlustes, mit einem Schrei warf sie sich über die geliebte Gestalt.

„Mein Achim! warum bist du von mir gegangen,“ klagten die Thränen, mit denen sie das stille Gesicht überflutete. „War unser Glück zu groß? unsere Liebe zu heiß? ... warum durfte ich mein Leben nicht für das deine geben? — wie gern, wie gern hätte ich es gethan! Was liegt an mir? ... aber du — so stark, so schön, so stolz! Keiner konnte sich mit dir messen! alle bewunderten dich, alle liebten dich!“ Sie schmiegte sich fester an ihn. „Nicht ein Jahr war uns gegönnt, nicht ein kurzes, kleines Jahr! Ach, wäre ich nur einen Tag, nur eine Stunde dein gewesen, dann hätte ich deinen Namen getragen, dir gehört! ... Warum nahmst du mich nicht mit dir, wenn du fortmußtest? du warst grausam ... zum erstenmal! ... hielt die Sehnsucht dich nicht zurück? hattest du nicht einmal ein Abschiedswort für mich, einen Blick?“ Sie drückte die Lippen auf die geliebte Hand: „Meinen Ring! o, wie gut! meinen Ring haben sie dir gelassen ... nimm ihn mit dir, meinen Ring — und meine Treue! sie wird bei dir sein, Tag und Nacht ... und ich lebe weiter, ohne Herz, ohne Liebe ... ein Gespenst!“

Ihre zuckenden Hände umschlossen die seinen, sie ließ den Kopf auf seine Brust sinken: allein in ihrer wilden Trauer, fassungslos, verzweifelt! — Waren es Minuten, waren es Stunden? ... Die Verzweiflung mißt nicht nach irdischer Uhr, in einer Sekunde Dauer drängt sich eine Ewigkeit von Schmerz!

Im Schreibzimmer nebenan ging ein vorsichtiger Schritt. So leise er war, Malwina erkannte ihn. Sie erhob sich unwillig, ihre Thränen versiegten, mechanisch strich sie die halbgelösten Haare zurück, und die Trostlosigkeit ihrer Haltung verwandelte sich in Abwehr. Ihr Schmerz war ihr letzter Besitz, kein fremdes Auge sollte ihn entweihen! Mit fest verschlungenen Händen und brennenden Augen, die Brauen zusammengezogen, erwartete sie Luise. Diese kam langsam näher und blieb neben Malwina stehen. Die Augen auf das edle, tote Antlitz gerichtet, schwieg sie lange, dann fragte sie halblaut:

„Willst du nicht herüberkommen und dein Zeug wechseln? Ich habe dir alles herausgelegt!“

Malwina schüttelte voll Ungeduld den Kopf.

„Doktor Weihern will eine Depesche an deine Mutter mitnehmen!“ sagte nach einer Weile Luise. „Was soll telegraphiert werden?“

Malwina machte eine Handbewegung, sie hatte nicht so viel Selbstbeherrschung, sprechen zu können. Luisens Ruhe ging über das Maß des Erträglichen hinaus und reizte sie aufs äußerste.

„Willst du nicht etwas genießen?“ begann die Gesellschafterin aufs neue, ohne Malwina anzusehen; „ich habe dir nebenan etwas zurecht gestellt.“

Da gaben Malwinas überreizte Nerven nach, ihre Brust hob und senkte sich in wildem Schluchzen: „Warum quälst du mich?“ rief sie. „Laß mich hier! — ich kann nicht fort von hier ... ich will die Nacht hier bleiben ... bei ihm! ich kann ihn nicht allein liegen lassen! ... alles andere ist einerlei!“

Luise überlegte; jede Maßlosigkeit war ihr zuwider, und Malwinas Vorhaben mißbilligte

sie ernstlich. Sie hatte aber nicht die Macht, es zu verhindern, und wollte die Aufregung des zitternden Mädchens nicht durch nutzlosen Widerspruch steigern. Als Malwinas Schluchzen in leises Weinen übergegangen war, legte sie den Arm um ihre Schultern, die unwillig aufzuckten, aber die leichte Last nicht abschüttelten: „Es soll alles geschehen, wie du bestimmst,“ sagte sie beruhigend. „Ich werde dafür sorgen ... aber mit deinen Kräften mußt du haushalten, sonst brichst du zusammen ... vielleicht vor den Augen Fremder. Willst du einen Auftritt riskieren, der dich zum Gespräch der Nachbarschaft macht? — Ruhe dich hier nebenan aus — kein Mensch sieht dich — und iß etwas!“

Sie führte die schwach Widerstrebende in das anstoßende Zimmer, wohin Othellos vorwurfsvolle Blicke ihnen folgten. Malwina sank in den Lehnstuhl, den Luise neben den Kamin gerückt hatte, die hohe Rücklehne gegen das Schlafgemach gekehrt, und trank mechanisch die ihr gereichte Tasse Thee, andere Nahrung zurückweisend. Die Wärme des schwach glimmenden Holzfeuers fing an, die Kälte ihrer Glieder zu lösen, ihr fielen die Augen zu; Luise, die am Fenster stand und gedankenvoll in die Dunkelheit starrte, begann zu hoffen, daß sie Schlaf finden würde, als sie sich aber nach einer Weile leise zu ihr wendete, saß das junge Mädchen hochaufgerichtet, ganz in das Anschauen des Ölbildes über dem Kamin versunken. Luise erkannte es nach einer verkleinerten Kopie in Malwinas Besitz, es war Achims verstorbene Mutter. Unsicheren Blicks und mit schüchterner Haltung schaute auf dem Bilde die junge Frau in hellem Atlaskleid, an Hals, Armen und Fingern mit Diamanten reichlich geschmückt, aus dem prunkvollen Rahmen heraus, wie beängstigt von dem herrischen Auge des Gatten drüben, dessen Bann sie, wie im Leben, so auch im Tode nicht entrinnen konnte.

Als Malwina sich beobachtet sah, stand sie auf und ging zur Ausgangsthür, die sie öffnete: „Du versprachst mir!“ ... ihr Blick vervollständigte den Satz. Sie wartete, bis Luise das Zimmer verlassen hatte, drehte hinter ihr geräuschlos den Schlüssel im Schlosse herum, wiederholte im Schlafzimmer diese Vorsichtsmaßregel und fing an, langsam durch die beiden Zimmer zu schreiten. Die innere Unrast ließ sie nicht ruhen, sie mußte die Zeit benutzen, sich jedes Stück hier einzuprägen, alles, was Achim umgeben hatte und die Erinnerung an ihn vervollständigte. Aus seinen Schilderungen und den Photographien, die er ihr gebracht hatte, kannte sie alles, das Bild seiner sanften, von ihm so sehr geliebten Mutter, daß sie fast Eifersucht auf die Dahingegangene gefühlt hatte — ach! könnten sie jetzt zusammen um den weinen, der ihnen beiden so unaussprechlich teuer gewesen war! ... das seines Vaters, der dem Sohn die stolze Haltung und das blonde, kurzgelockte Haar vererbt hatte — die Jagdtrophäen an den Wänden, auf dem Gewehrschrank das in Silber modellierte Pferd, als Preis auf einer Ausstellung errungen — alles sprach mit stummer, schmerzlicher Beredsamkeit zu ihr. Und auf dem Schreibtisch zwischen dicken Wirtschaftsbüchern, Samenproben, Cigarrentaschen — ihr Bild! als Kind im kurzen Kleidchen, mit trotzigen Augen und hochmütig gesenkten Mundwinkeln; als hochaufgeschossener Backfisch mit hängenden Zöpfen; im dunklen Konfirmationskleid, der schwärmerische Blick von den langen Wimpern verschleiert; als italienisches Bauernmädchen, im Ballkleid, als Amazone ... in dem Kleid, in dem Achim sie zum erstenmal sah; im Profil, in ganzer Figur ... eine lange Reihe Variationen über das eine geliebte Thema: Malwina!

Sie glitt in den Sessel vor dem Schreibtisch und legte die Wange auf die Schreibmappe, die von dem Druck seiner Hand abgenutzt war. Wie oft hatte er hier gesessen, wie viele Gedanken, wie viele Briefe waren von hier aus zu ihr geflogen! Briefe! ... ein neuer Gedanke ergriff sie ... ihre Briefe! — wer würde sie mit spöttischem Lächeln über so viel zärtliche Thorheit durchsehen? welche fremde Hand würde sie ordnen? ... Sicherlich waren sie ihr Eigentum ... sicherlich hatte sie allein ein Recht darauf! Schon streckte sie die Hand aus, um die nicht verschlossenen Schubladen aufzuziehen, da zögerte sie. So lange Achim lebte, hätte sie durch seine Liebe das Recht dazu gehabt; jetzt war sie fremd hier, ohne noch heimisch gewesen zu sein, Rechte, die sie nicht besessen hatte, konnte sie nicht beanspruchen. Ein

fremder Wille entschied hier, von Fremden mußte sie erbitten, was ihr ein Schatz war, den anderen wertlos!

Sie seufzte tief ... vielleicht würde Luise es für sie thun oder der Doktor, der ihr während Achims kurzer Krankheit so teilnehmende Briefe geschrieben hatte und sie vorhin so mitleidig ansah ... aber dafür war später Zeit, jetzt hatte sie eine Pflicht, die keinen Aufschub litt!

Die sterbenden Blumen auf Achims Lager hauchten herben Duft aus, draußen schrie die Eule ihren Totenruf, die Kerzen knisterten leise, und die Stirn auf den harten Bettrand gepreßt, zur Seite des Hundes, hielt das junge Mädchen die Totenwacht, bleich, regungslos wie der Tote vor ihr —

Da huschte es auf unbeschuhten Füßen durch die Tapetenthür neben dem Bett herein und stand erschrocken still.

Das Zimmer war nicht leer? Die Herrschaften saßen nicht alle drüben beim Essen? Da war es besser, geräuschlos wieder zu verschwinden.

Malwina fuhr auf; sie hatte feste Riegel zwischen sich und die Außenwelt geschoben, und doch drang man zu ihr! Nur durch die Breite des Bettes von ihr getrennt stand ein junges, halb kindliches Wesen und starrte sie aus weitgeöffneten Augen an.

„Was wollen Sie?" klang ihre Stimme, rauh nach dem langen Schweigen, durch die Stille und hielt die schon zur Flucht Gewendete zurück.

„Nu? man wird doch herein dürfen?" entgegnete halb trotzig, halb verlegen die Angeredete, „ich bin hier doch oft genug gewesen!" Beschwichtigend drückte sie dabei ein blondes Köpfchen an sich, das sich schläfrig aus dem Bündel auf ihrem Arm hervorhob.

„Wer sind Sie?" fragte Malwina und stand hochaufgerichtet, die andere um Kopfeslänge überragend. „Gehören Sie zum Hause?"

Das Mädchen, durch die herrische Frage gereizt, lachte spöttisch, seine hübschen Züge nahmen einen frechen Ausdruck an. „Wo werd ich! ich bin aus dem Dorf!" Sie deutete mit einer Kopfbewegung nach dem Fenster hin und suchte das unruhige Kind auf ihrem Arm in Schlaf zu wiegen.

„Was wollen Sie hier?" fragte Malwina hart, mit erhobener Stimme; die Blicke der beiden trafen sich feindselig über die Gestalt des Toten hinweg.

Wieder lachte das Mädchen herausfordernd. „Was ich will? ich will die Leiche sehen! ... Meinen Sie, daß nur die feinen Leute wissen, was sich schickt?"

Malwina verlor den letzten Rest ihrer Selbstbeherrschung: „Gehen Sie!" rief sie gebieterisch und wies mit der Hand nach der Thür.

Das Mädchen trat einen Schritt näher und stand jetzt hart an dem Bett, neben dem lächelnden Mädchenantlitz auf der Staffelei: „Sie haben mir nichts zu befehlen!" sagte es verbissen. „Wir dürfen hier so gut herein wie Sie ... nicht du, Frieda?" fragte es das Kind. „Früher kam ich nicht oft genug."

Malwina erstarrte; sie hörte Schreckliches ... Schrecklicheres ahnte ihr. Mit beiden zitternden Händen hielt sie sich an dem Bettrand: „Gehen Sie!" wiederholte sie. Sie ertrug den Anblick der anderen nicht länger und wollte nicht darüber nachdenken, was deren Worte bedeuteten.

Das Mädchen erkannte seinen Triumph und verlor die letzte Scheu: „Er wäre mir treu geblieben, wenn er Sie nicht gesehen hätte!" murmelte es, zitternd vor Wut. „Er hatte mich sehr lieb ... Der Wilhelm wollte mich heiraten, wenn er vom Militär frei käme, aber der gnädige Herr litt es nicht ... er schickte ihn fort!" Die Zornbebende griff sich mit der Hand ins Haar und starrte mit flackernden Augen zu der Blassen, Unbeweglichen hinüber. War der feinen Dame alles einerlei? ... gab es nichts, dies hochmütige Herz zu treffen? ... Da rief sie und hob das Kind, das erschreckt von dem harten Ton und der fremden Umgebung zu weinen begann, bis dicht zu dem Antlitz des Toten: „Sieh ihn dir an, deinen Vater, den schlechten Menschen, der nichts von seinem eigenen Fleisch und Blut wissen wollte!"

Othello, der bis dahin regungslos geblieben war, mochte glauben, daß sie sich an seinem Herrn vergreifen wollte, und fuhr zornig auf sie los; geängstigt durch sein drohendes Aussehen, fürchtend, daß sein Bellen jemand herbeirufen möchte, räumte das

Mädchen eilig das Feld, im Hochgefühl des errungenen Sieges. Leise, wie es gekommen war, glitt es über den Teppich, im nächsten Augenblick verschwand seine Gestalt in dem Dunkel, aus dem sie aufgetaucht war.

Malwina stand gedankenlos, gefühllos ... dann hob sie, mühsam nachdenkend, die Hand an die Stirn ... ein müder Blick irrte durch das Zimmer, wo sie so grausam gelitten hatte ... Sie wendete sich ab und wankte die wenigen Schritte zur Thür — großer Gott! sie ließ sich nicht öffnen! ... Entsetzen erfaßte sie, ihre Gedanken verwirrten sich! War sie eine Gefangene? wollte man sie gewaltsam an diesem schrecklichen Ort festhalten?

Da erfaßten ihre tastenden Hände den Schlüssel ... die Thür gab ihrem Druck nach, sie zog sie eilig wieder hinter sich zu ... scheu sah sie sich um, mit einem Seufzer lehnte sie sich gegen die Wand und glitt bewußtlos auf den Fußboden nieder.

* *
*

Wenige Schritte den Gang hinunter, nur durch eine Thür von der Ohnmächtigen getrennt, saßen sich Luise Winter und Doktor Weihern an sorgfältig gedeckter Tafel gegenüber. Heinrich wußte, was er dem Hause, dem er diente, und dessen Gästen schuldig war und hielt inmitten aller Trübsal und Verwirrung standhaft an der Hausordnung fest, ein Verstoß dagegen hätte sein Herz gebrochen. Bedächtig trug er die Gerichte auf, die durch Anzahl und Wohlgeschmack für Mängel in der Aufnahme entschädigen sollten, die Prütern wie eine Schuld fühlte. Als sie Fräulein Winter in die einfachen, kleinen, für die Damen bestimmten Zimmer geführt hatte, erschöpfte sie sich in Entschuldigungen. Es war zu schrecklich, daß sie die Damen hier betten mußte, wo bei großen Jagden die Herren schliefen, die als berüchtigte Schnarcher in die Einsamkeit verwiesen wurden; aber in den schönen Fremdenzimmern im anderen Flügel waren die Handwerker, sie sollten für die junge Frau hergerichtet werden. Die großen Spiegel im Ankleidezimmer waren schon aufgestellt, auch der Kamin war fertig, sonst aber sah es drüben überall schrecklich aus. Die Möbel waren noch nicht ausgepackt, von Gardinen keine Spur, die Teppiche lagen in großen Ballen umher. „Als der gnädige Herr krank war, konnte er das Klopfen nicht aushalten ... er schrie, sie sollten seinen Sarg noch nicht zunageln, er wolle noch nicht sterben! ... es war gräßlich anzuhören, das Herz stand einem still dabei! — da schickte der Herr Doktor die Leute fort ... die werden nun wohl nicht wiederkommen! ... und all die schönen neuen Sachen!“

Prütern vergoß Thränen und erwartete Teilnahme und Fragen, die zu weiteren Herzensergießungen ermuntern würden.

Luise, die Hut und Mantel abgelegt hatte, ordnete ihren Anzug: „Liebe Frau,“ sagte sie freundlich, „sorgen Sie sich nicht unsertwegen. Es sieht hier alles so behaglich und reinlich aus wie Sie selbst — und die Betten sind gewiß gut.“

Prütern hatte die nutzlosen Thränen hinuntergeschluckt: „Das ist es ja gerade! alle Matratzen sind zum Umstopfen ... und ich weiß, daß die Herrschaften aus der Stadt nicht auf Federn schlafen können — aber dem gnädigen Herrn konnte ich doch seine Matratze nicht unter dem Leib wegnehmen ... und sie paßt auch nicht in diese Bettstellen!“

Überwältigt von so vielfachem Leid verstummte sie und starrte trostlos vor sich hin.

„Nun,“ sagte Luise begütigend, „ruhig wird es hier wohl sein, das ist die Hauptsache.“ Sie dachte an frühere ländliche Erfahrungen, an krähende Hähne und knarrende Buttermaschinen, die ihren Damen den besten Schlaf gestört und die Stimmung getrübt hatten. „Fräulein Arenholdt ist von der Reise angegriffen und wird lange schlafen.“

„Hier geht nichts vorüber, höchstens die Schweine!“ versicherte Prütern und fühlte sich entlassen, aber sie hatte noch etwas auf dem Herzen: Beliebten die Damen mit dem Herrn Doktor zu speisen, er wäre den ganzen Tag hier geblieben, um die nötigen Anordnungen zu treffen, bis die Herren von Wanglin, die Lehensvettern, kämen? Wünschten die Damen aber allein zu essen, so würde sie dem Herrn Doktor in der Bibliothek servieren lassen.

Luise verschob die Entscheidung bis zur Rücksprache mit Malwina, und Prütern zog sich in ihr Reich zurück. Während sie das Abendessen zubereitete, dachte sie darüber nach, ob Fräulein Winter sehr nett und vernünftig oder sehr hochmütig sei.

So war es gekommen, daß diese, nach dem kurzen Verweilen bei Malwina, mit dem Doktor bei Tische saß, er gegen seine Gewohnheit anfangs ein stummer Gefährte. Trotz Kummer und Erschöpfung waren ihm plötzlich seine zu kurzen Hosen, seine zu langen Bartstoppeln und die allgemeine Ungepflegtheit seines Äußeren niederdrückend zum Bewußtsein gekommen, er rief seine Jugenderinnerungen zur Hilfe, um eine möglichst weltmännische Haltung anzunehmen, aber reden konnte er dabei nicht. Luise, in jeder Stimmung an den Verkehr mit fremden, gleichgültigen Menschen gewöhnt, half ihm nach Kräften aus der Befangenheit heraus, auch der gute Wein, den er zerstreut und reichlich trank, that das Seine: der Doktor fand den Gebrauch seiner Zunge wieder. Er hatte in den letzten Tagen zu viel erlebt, um nicht mitteilungsbedürftig zu sein, und Luise, nicht selbst betroffen, aber doch in gewissem Sinne der Familie zugehörig, war die geeignetste Persönlichkeit zur Vertrauten. Er vertiefte sich in die Lebensgeschichte seines jungen, so aufrichtig betrauerten Freundes, sprach gerührt von dem Ursprung der Freundschaft zwischen ihnen beiden, die so verschieden an Alter und Art waren, und verweilte lange bei der Erinnerung an Achims Vater. Luises gleichgültig höfliche Aufmerksamkeit verwandelte sich bald in erstauntes Interesse; das waren Einblicke in eine unbekannte Welt und in eine seltsam überlebte Lebensauffassung. In Achims Munde hatte das alles so anders geklungen.

Den Freiherrn von Wanglin, Achims Vater, hatte man im ganzen Ländchen viel beachtet und viel besprochen; seine Rücksichtslosigkeit und Extravaganz, die geniale Ungebundenheit, mit der er sich über alle Gebote der Klugheit und Sitte hinwegsetzte, seine vollständige Unbekümmertheit um die Folgen seines Thuns machten ihn je nach der Gemütsart seines Beurteilers zu einem unerreichbaren Vorbild oder zu einem warnenden Beispiel. Die Nachbarschaft erzählte sich mit mißbilligender Bewunderung seine tollen, phantastischen Streiche: ohne den Wanglin wäre das Leben in jenem stillen Erdenwinkel oft recht langweilig gewesen.

Der Doktor lächelte bei diesen Worten vor sich hin. Vielleicht dachte er daran, wie ihm sein ungebärdigster Patient einmal die verordnete Medizin samt der Flasche, als unschädlichste Verwendung dafür, an den Kopf geworfen hatte.

„Achims Mutter," erzählte er weiter, „war eine liebe Frau — sie halten noch jetzt im Dorf ihr Andenken in Ehren, die Hälfte der Deerns heißt nach ihr Frida — aber zart ... zu zart für den kräftigen Mann! Sie hätten ihn sehen sollen, handbreit größer als Achim, breitschulterig, prachtvoll gewachsen, ich habe nie wieder solchen Brustkasten gesehen, Muskeln wie Eisen ... ein Prachtmensch!"

„Und woran starb dieser Prachtmensch so jung?"

„Die Herren hatten eine Wette gemacht, Herr von Wanglin soll sie vorgeschlagen haben ... der Wein muß schuld daran gewesen sein, obgleich er höllisch viel vertragen konnte ... nüchtern hätte selbst er es nicht unternommen, den steilen Abhang am Jägerberg hinunterzureiten! ... Keiner glaubte, daß es ihm Ernst damit sei, aber er hatte seinen Eisenkopf darauf gesetzt ... Das Ende war, daß Mann und Gaul mit gebrochenen Hälsen unten lagen."

„Das arme Pferd," sagte Luise.

„Ich wurde durch einen reitenden Boten gerufen, konnte aber nichts thun, als die gnädige Frau auf den entsetzlichen Schlag vorbereiten ... sie lag mit Migräne zu Bett und hatte all die Unruhe und Lauferei nicht gehört ... es ging hier im Hause immer etwas lärmend zu. Ich fürchtete das Schlimmste, aber es war merkwürdig ... sie ertrug den Verlust mit Fassung! ... Solche zarte, nervöse Naturen haben oft eine unglaubliche Widerstandskraft: sie biegen, aber brechen nicht!"

Luise lächelte: „Die gnädige Frau war im Biegen vielleicht geübt!"

Der Doktor sah sie nachdenklich an: „Weibliche Nerven spielen dem Arzt oft unerwartete Streiche, in diesem Fall freilich ebenso erfreulich wie unerwartet ... Ich

mußte ihren Bruder herantelegraphieren, der sich seit Jahren mit dem Verunglückten überworfen hatte, und der machte Ordnung, so gut es ging ... Ich erzähle nur, was jedes Kind hier weiß," unterbrach er sich erklärend, „sie sprechen hier noch viel von dem tollen Wanglin ... man könnte ihn einen Übermenschen nennen, mit gewöhnlichem Maß durfte man ihn nicht messen."

„Warum nicht?" fragte Luise und fischte mit einer Brotrinde behutsam ein Korkstückchen aus ihrem Wein.

Der Doktor räusperte sich und ließ die Frage auf sich beruhen: „Achim kam in ein berühmtes Erziehungsinstitut, wo er mehr lernte als in all den Jahren hier bei seinem Kandidaten, der vorzüglich L'hombre spielte, aber nicht viel Gelehrsamkeit hatte. An lustigen Streichen ließ Achim es freilich nicht fehlen, der richtige Sohn seines Vaters! Ich sage Ihnen ..." Er brach ab, sein gutmütiges Lächeln verschwand beschämt. „Hm, ja ... als er bei den Gardehusaren in Potsdam diente, starb seine Mutter — den Kummer hat der arme Junge lange nicht verwunden. — Nachdem er sein Jahr fertig hatte, ging er auf Reisen, Ägypten, Indien ... dann übernahm er Weißenhagen. Er behielt den Verwalter, der hier gewirtschaftet hatte, während er minorenn war, und der seine Sache verstand. Aber es kamen schlechte Jahre, glänzend waren die Finanzen schon zu des Vaters Zeiten nicht mehr ... und Achim hatte auch kein Organ für Zahlen, er verstand nicht mit Geld umzugehen, es lief ihm durch die Finger ... sein einziger Fehler! ... Na, da war es denn ein rechter Segen, daß er sich just in ein reiches Mädchen verliebte ... das Fräulein soll ja die reichste Erbin in Hamburg sein!"

Luises Talent zum Zuhören hatte ihr viele Freunde gewonnen, weniger bereit war sie, Rede zu stehen. Sie zuckte die Achseln: „Reiche Leute sind Arenholdts jedenfalls; aber Herr von Wanglin wird über ihre Vermögensverhältnisse besser unterrichtet gewesen sein als ich."

Doktor Weihern ärgerte sich: „Achim dachte nicht ans Geld, der Sinn dafür ging ihm ab, wie ich schon bemerkte," sagte er hitzig, „aber wir freuten uns für ihn darüber ... ganz natürlich, hm?"

„Ganz natürlich," bestätigte sie.

„Er war sterblich in seine Braut verliebt ... sehr begreiflich!" Er dachte an das schöne, leidvolle Mädchen. „Welch ein Gesicht! ... welch ein Charakter!"

Wieder sah er Luise, Zustimmung fordernd, an. Sie schälte einen Apfel und bot ihm ein Scheibchen an. Als er noch immer auf Antwort wartete, fragte sie dagegen: „Was nennen Sie Charakter?"

Bis jetzt hatte des Doktors Urteil über seine so sicher auftretende Tischgenossin, die ihre junge Herrin sich selbst überließ und hier saß, als sei sie die Dame des Hauses, zwischen Anerkennung und Abneigung geschwankt; jetzt wußte er, daß sie ihm vollständig widerwärtig war.

Luise ahnte nichts von dieser Gesinnung, die ihr auch gleichgültig gewesen sein würde, und betrachtete das schwere Silber auf dem Büffett, die Ledertapete, die geschnitzte Eichenholzdecke des Zimmers. „Wem gehört dies alles jetzt?" fragte sie nach einer Weile.

Der Doktor fuhr aus seinem Nachdenken auf, das anfing, in Halbschlaf überzugehen, sah sie verstört an und besann sich einen Augenblick: „Das Gut ist Lehen, es fällt an zwei entfernte Vettern, den Kammerherrn und den Regierungsrat von Wanglin. Sie werden darum losen."

„Malwina wird wünschen, dies oder jenes Stück als Andenken mitzunehmen," bemerkte Luise, „ich hoffe, die Herren werden es ihr nicht abschlagen."

Der Doktor wurde ganz wach: „Natürlich, selbstverständlich ... dafür werde ich sorgen!" versicherte er eifrig. „Fräulein Malwina darf nur bestimmen, ich werde mit den Herren darüber sprechen."

Luise überlegte: „Wir gehen von hier ohne Zweifel nach Montreux, wo Frau Konsul Arenholdt jetzt mit ihrer Jungfer allein ist. Es war ein Verhängnis! ... seit zwanzig Jahren begleite ich sie auf allen Reisen, und diesmal bleibe ich der Ausstattung wegen in Hamburg zurück! Als Frau Konsul mir die schlechten Nachrichten von hier und die übereilte Abreise ihrer Tochter von Montreux telegraphierte, hatte ich nur Zeit, Malwina bis Berlin entgegenzufahren, wo uns die Todesnachricht traf," sie hielt inne und horchte auf ein Geräusch, das die tiefe

Stille im Hause unterbrach: unterdrücktes Hundegebell, Öffnen und Schließen einer Thür, ein dumpfer Fall. Sie sprang auf, vor ihr eilte der näher der Thür sitzende Doktor auf den Gang hinaus, wo er in der schwachen Beleuchtung fast über die bewußtlose Malwina gestolpert wäre. Behender, als man ihm zugetraut hätte, kniete er nieder, bettete die zusammengesunkene Gestalt in bequeme Lage und löste mit bebenden Händen, aber rasch und geschickt, ihre Kleider. Da reichte über seine Schulter Luise ihm ein Glas Wein: „Flößen Sie ihr einige Tropfen ein, es ist nur Erschöpfung."

Als Malwina, aus ihrer Ohnmacht erwachend, in einem unbekannten Zimmer die Augen aufschlug, sah sie sich verwundert um. Wo war sie? ... Wie kam sie hierher? ... Ihr Kopf war leer und leicht, Nachdenken machte ihr Mühe. So lag sie stumm und gedankenlos, aber ein schwerer Druck auf dem Herzen erfüllte sie mit Grauen. Erinnerung würde Schmerz bringen, Qualen, die sie nicht ertragen konnte! ... Und da waren sie schon! ... Die Erinnerung an unsägliches Leid, der dumpfe, wühlende Schmerz — ihre künftigen Lebensgefährten!

Sie stöhnte ... das also war Weißenhagen! Das Land der Verheißung, das Paradies ihrer Zukunft! — Freilich, die Schlange hatte dem Paradiese nicht gefehlt! ... Voll Ekel verzog sie die Lippen und schloß die Augen, aber zu schwach zum Widerstand nahm sie die Nahrung, die Luise ihr löffelweise einflößte.

Eine halbe Stunde später konnte diese dem im Gange zornig auf und ab laufenden Doktor die Nachricht bringen, daß die Kranke in gesundem Schlaf liege. Er hörte stumm mit abgewendetem Blick ihre Botschaft an, entrüstet über die ihm widerfahrene Behandlung: ihn hinauszuweisen, ihn, den Arzt, sobald Malwina, vorsichtig auf ihr Bett niedergelegt, die ersten Zeichen des zurückkehrenden Bewußtseins gab — mit dem Bedeuten, daß seine Gegenwart die Erwachende beunruhigen würde. Ehe er noch wußte, wie ihm geschah, hatte er schon draußen gestanden; der den meisten Menschen innewohnende Trieb zum Gehorsam hatte ihn dem Willen dieses herrschsüchtigen Frauenzimmers unterworfen. Jetzt machte er stillschweigend seine Rechte als Hausarzt geltend und überzeugte sich durch den Augenschein von der Wahrheit des beruhigenden Berichtes.

Als er sein leichtes, hohes Wägelchen bestieg, um nach tagelanger Abwesenheit in sein Haus zurückzukehren — heute ausnahmsweise die Zügel dem Kutscher überlassend — und Heinrich sorgsam Pelzdecke und Schutzleder um seine Knie legte, hinterließ er die bestimmte Weisung, vor der Ankunft der Herren von Wanglin nichts ohne seine, des Doktors, Anordnung zu thun. Er würde morgen zeitig wieder herauskommen, träte aber irgend welche Veränderung in dem Zustand der Kranken ein, so solle man ihn unverzüglich benachrichtigen. Nachdem er so etwa geplanten Gewaltmaßregeln vorgebeugt und sein ärztliches Gewissen beruhigt hatte, fuhr er in die Nacht hinaus, seine Gedanken in Zorn und Mitleid mehr mit den Lebenden beschäftigt als mit dem geliebten Toten. —

Nach einer Nacht voll wilder beängstigender Träume erwachte Malwina in dem fahlen, nüchternen Licht des Märzmorgens zu einem Leben ohne Liebe, ohne Illusionen, ohne tröstende Erinnerungen, zu einem Leben voll erbitternder, erniedrigender Heuchelei. Voll Abscheu betrachtete sie das schwarze Kleid, noch von der Trauer um den Vater her, das Luise so vorsorglich mitgebracht hatte: sie sollte um etwas trauern, das nicht der Trauer wert war! — Aber nichts verraten! um Gottes willen, nichts verraten ... nicht zum Gegenstand spöttischen Mitleids werden — alles lieber als das! ... Sie versuchte auszudenken, wie sie gefühlt haben würde, was sie gethan haben würde ohne dieses schreckliche Ereignis, als Achims liebende, zum Tode betrübte Braut; die Rolle mußte sie spielen — ihretwegen ... seinetwegen! — eine schwere Aufgabe für ihren Stolz. .

Ihre eingesunkenen Augen, der Leidenszug um den Mund, ihre geisterhafte Blässe erschreckten Luise, die mit einer Botschaft des Doktors eintrat. Wie konnten wenige Stunden ein blühendes Antlitz so verwüsten?

„Doktor Weihern wünscht dich zu sprechen, willst du ihn sehen?" fragte sie. „Er hat dir Abschiedsworte auszurichten," setzte sie leise hinzu.

Malwina fuhr auf, ihre Lippen zuckten: „Natürlich, gewiß!“ sagte sie hastig — und zögernd, unsicher: „Es ist doch natürlich, daß ich ihn sehen will, nicht wahr?“

In der Bibliothek erwartete Doktor Weihern die schöne Trauernde. Er hatte mehr Zeit und Sorgfalt an seinen äußeren Menschen gewendet als gewöhnlich; ein fast neuer, schwarzer Rock hing um seine hageren Glieder, er war frisch rasiert, seine Wäsche tadellos. Zerstreut betrachtete er den Strauß weißer Kamelien, den er hielt, eine Seltenheit hier, die er dem Wohlwollen eines befreundeten Gutsgärtners verdankte.

Die Thür öffnete sich, in schwerem, schleppendem Trauerkleide trat Malwina ein. Er ging ihr hastig entgegen, faßte ihre Hand, unschlüssig, ob es passend sei, dieselbe zu küssen, drückte sie krampfhaft und reichte dem Mädchen wortlos den Blumenstrauß. Sie neigte schweigend den Kopf, sank in einen der schweren, altertümlichen Lehnstühle an dem großen Tisch in der Mitte des Zimmers, legte die Blumen neben sich und sagte endlich, als seine Bewegung ihn nicht zu Worte kommen ließ: „Ich danke Ihnen.“

Er räusperte sich, um Zeit zu gewinnen; ihr Anblick erschütterte ihn tief; das gestern Abend so leidenschaftlich belebte Gesicht war wie erstarrt! Er setzte sich in einiger Entfernung von ihr nieder und versuchte, sich der schönen, trostreichen Worte zu erinnern, die er sich in der schlaflosen Nacht ausgesonnen hatte: „Die Blumen sind für Achim … aber Ihre Hand —“ Er zog sein Taschentuch hervor und benutzte es: „Auch ich hatte ihn lieb,“ begann er von neuem — seine Stimme brach.

„Sie hatten mir etwas zu sagen,“ sagte Malwina klar und ruhig; sie saß hochaufgerichtet, die Hände im Schoß ineinander gelegt, die Augen gesenkt.

Viel zu aufgeregt, um ihre eisige Ruhe auch nur zu bemerken, wischte er sich mit dem Taschentuch über Stirn und Glatze und brachte mühsam heraus: „Kurz vor seinem Ende, nach all den Fieberphantasien, war er bei voller Besinnung … wir waren allein … nur die barmherzige Schwester … Er sah mich an und wollte sprechen … die Schwäche war zu groß … ich gab ihm Wein … Da wurden seine Worte ganz deutlich.“ Er stockte und atmete schwer: „‚Sagen Sie ihr, ich hätte sie unendlich geliebt … ich dankte ihr für ihre Liebe!‘“ Der Doktor fuhr sich mit der Hand über die Augen, Malwina war noch blasser geworden, um ihre Lippen zuckte es seltsam, sah das nicht aus wie Hohn? Der Doktor war sehr betreten: unmöglich! schon war ihr Gesicht ruhig und steinern, aber in den Augen, die sie zum erstenmal zu ihm aufschlug, lag eine Frage. Zusammenhängender fuhr er fort: „Er wird Ihnen zuweilen von mir erzählt haben. Wir waren gute Freunde, seitdem ich den kleinen Burschen vor fast fünfundzwanzig Jahren drüben an den Rendsbecker Tannen auflas … so weit hatten ihn die Beinchen getragen! Da saß er und weinte vor Müdigkeit. Ich hob den kleinen Peter in der Fremde auf meinen Wagen und brachte ihn nach Haus … Das war der Anfang unserer Freundschaft.“

Unter halbgesenkten Lidern hervor beobachtete Malwina den Redenden, mit dem neuen Sinn, der ihr über Nacht gewachsen war, der fortan mit ihren Augen sehen, mit ihren Ohren hören würde; mit dem unfrohen, alles trübenden Sinn des Mißtrauens. So ehrlich schaute der alte Mann aus! so treuherzig klang seine Stimme; ein halbvergessenes Bibelwort kam ihr in den Sinn: ein Mann, an welchem kein Falsch ist! Aber er hatte gewußt! … und war doch Achims Freund geblieben! Sie biß die Zähne zusammen: wußte er auch eine Entschuldigung für ihn … einen Trost für sie? um Gottes willen! einen Trost für sie! … Sie beugte sich weit über den Tisch, den Blick angstvoller Qual, mit dem sie ihn ansah, vergaß der Doktor nie — aber fragen? … nein, fragen konnte sie ihn nicht! — Ihr Seufzer klang wie ein Stöhnen, heftig stieß sie den schweren Stuhl zurück, murmelte einige Worte und war verschwunden.

Betroffen blickte er von der Thür, die hinter ihr ins Schloß fiel, auf die vergessenen Blumen: „Armes, liebes Mädchen! … glücklich, wer so geliebt wird!“

— — — — — — — — — — — — — — —

Die Tage bis zur Beerdigung waren für Malwina ein heißes, stummes Ringen mit allen Mächten der Finsternis — für Luise waren sie eine Zeit der Ratlosigkeit: Merkwürdig, wie wenig wir die Menschen ken-

nen! dachte sie, selbst wenn wir in ihrer Seele wie in einem aufgeschlagenen Buch zu lesen glaubten. Sie hatte Thränenströme erwartet und Ausbrüche einer verzweifelten Trauer, nicht dies dumpfe, beängstigende Hinbrüten. Sie war außer Achim die einzige gewesen, die jemals Einfluß auf Malwina ausgeübt hatte, trotzdem oder vielleicht deshalb war sie dem Mädchen unsympathisch geblieben, und aus diesem Grunde versagte jetzt ihr Einfluß vollständig; sie konnte Malwina nicht einmal überreden, das ihr von Doktor Weihern verordnete Schlafmittel zu nehmen. Malwina wollte nicht schlafen, sie hatte nicht Zeit zu schlafen: sie mußte denken! Ihr ganzes Leben würde nicht hinreichen, die Gedanken auszudenken, die sich in ihrem Kopfe jagten ... und vielleicht fand sie Ruhe, wenn sie recht lange, recht gründlich über die schweren Rätsel des Lebens grübelte.

Warum hatte Achim sie gewählt? Ihrer Millionen willen, zu denen ihre Liebe, ihre Jugend und Schönheit eine überflüssige Zugabe gewesen waren?

Und sie, die Kluge, Spröde, hatte ihn nicht durchschaut? ein albernes Mädchen, hatte sie sich, wie sie alle, durch einige heiße Blicke, einige zärtliche Beteuerungen täuschen lassen! Ihr Stolz litt unsäglich bei dieser Vorstellung. Oder war es Liebe gewesen? nannten die Männer das Liebe? Den schalen Rest einer in Leichtsinn und gemeinem Genuß vergeudeten Jugend? ein mattes, abgestandenes Gefühl, für das sie ihr unberührtes, gläubiges, anbetendes Herz hingegeben hatte! Keinen Augenblick kam ihr die erlösende Hoffnung, daß eine Täuschung möglich sei. Die schrecklichen Worte: „Sieh dir den schlechten Menschen an, deinen Vater!" — diese Worte des Gerichts waren aus einem Herzen gekommen, so gequält wie jetzt das ihrige; in einem solchen Augenblick lügt man nicht!

Und wenn sie nun diese Entdeckung nach der Hochzeit gemacht hätte, was dann? ... Unauflöslich an ihn gekettet — denn wie hätte sie ihre Schmach aussprechen können? — würde sie in klaglosem Elend die Folgen ihrer Leichtgläubigkeit getragen haben, nur heimliche Thränen hätte sie ihrem Unglück erlaubt! — So wäre sein Tod, der sie zu Boden geschmettert hatte, der ihr fast den Verstand geraubt hatte, etwa gar ein Glück für sie? die Rettung von lebenslanger Reue? ... Sie griff sich an die Schläfen ... Dieser Gedanke war der schrecklichste von allen! Ach! wer ihr die reine, tiefe Trauer der ersten Stunden wiedergeben könnte, den Glauben an ihn, die Hoffnung auf eine Wiedervereinigung! ... In dem Wechsel kommender und fliehender Gedanken tauchte endlich einer auf, an den sich Malwina mit Zähigkeit klammerte, der zu einer fixen Idee wurde: nichts von ihr sollte hier bleiben, kein Bild, keines ihrer Geschenke, vor allem nicht ihre Briefe, nur, entsetzlich! der Ring an der Hand des Toten. Ein äußeres Loslösen mußte das innere begleiten und es erleichtern. Ein Neuling in der schweren Kunst des Leidens, wußte sie noch nicht, daß Kraft nicht von außen kommt.

Aber es sollten ihr auch nicht unheimliche Schatten folgen, die im Dunklen zischeln und höhnisch auf sie weisen würden. Konnte sie sich der Geister der Vergangenheit nicht erwehren, anderen sollten sie sich nicht kund thun, Luise mußte ahnungslos bleiben. Erfuhr sie das nichtswürdige Geheimnis, so war Malwina nicht mehr Herr darüber, es gewann eine Macht, die stärker war als sie! Noch wußte Luise nichts, sie hätte sich durch irgend ein Zeichen verraten; nun galt es zu verhüten, daß ihr irgend jemand eine Andeutung machte.

Zu ihrem Befremden bemerkte Luise, daß sie plötzlich der Gegenstand einer ruhelosen Aufmerksamkeit wurde; das junge Mädchen bestand darauf, sie unausgesetzt um sich zu haben, folgte ihr auf Schritt und Tritt und verlangte jede Botschaft zu hören, die ihr ausgerichtet wurde.

Luise hatte lange Besprechungen mit Doktor Weihern gehabt, der täglich stundenlang im Hause war, schrecklich! Das hätte nicht sein dürfen ... das sollte nicht wieder geschehen. Jetzt wohnte Malwina zur Genugthuung des Doktors den Unterredungen als stumme, scharf beobachtende Zeugin bei, auch entschloß sie sich, mit Luise den Besuch der beiden Herren von Wanglin zu empfangen, die am Abend vor der Beerdigung eingetroffen waren und sich bei den Damen melden ließen. Es war doch unmöglich, daß

in ihrer Gegenwart Dinge zur Sprache kamen, Dinge ...

Die Damen waren wie gewöhnlich in der Bibliothek, Malwina lehnte mit verschränkten Armen am Kamin, Luise hielt in der Hand eine Zeitung, die sie ungern entbehrte, aber Augen und Gedanken schweiften über das Blatt hinweg. Ihre Abreise war auf morgen festgesetzt, wenige Stunden nach der Beerdigung; so hatte sie bestimmt, und von Malwina war kein Einspruch erhoben — ob es aber so geschehen würde? Malwina schien das Seltsame, Drückende ihrer Lage nicht zu empfinden; Gäste in einem Hause, wohin niemand sie gerufen hatte, kannten sie nicht einmal dessen Herrn, den das Los erst bestimmen mußte! Nun, morgen erwartete sie Hilfstruppen. Herr Johann Mertens, Frau Arenholdts einziger Bruder und nach dem Tode ihres Mannes Malwinas Vormund während der wenigen Monate ihrer Minderjährigkeit, hatte telegraphisch seine bevorstehende Ankunft angezeigt. Vor ihrer eiligen Abreise von Hamburg hatte Luise Zeit zur Verständigung mit ihm gefunden, er war bereit gewesen, sich in den nächsten Tagen in Weißenhagen einzustellen, geschäftliche Angelegenheiten verhinderten ihn, sie sofort zu begleiten. Nun alles so rasch und traurig verlaufen war, wollte er morgen in Begleitung von Sohn und Neffen auf der kleinen benachbarten Station eintreffen, wohin er sich einen Wagen erbeten hatte. Dieser sehr geliebte Onkel würde vielleicht Malwina veranlassen, an dem einzig vernünftigen Plan baldiger Abreise festzuhalten, und so hoffte Luise, in vierundzwanzig Stunden diesen Ort des Unglücks für immer verlassen zu haben. Veränderung der Umgebung, neue Eindrücke, das Wiedersehen mit der weichen, zärtlichen Mutter würden ihre Wirkung auf Malwina nicht verfehlen und den Paroxysmus ihres Schmerzes lindern. Wie müde war ihre Haltung! wie trostlos blickten ihre dunklen Augen! Armes Kind! dachte Luise, schmerzt es so sehr, daß dir dein glänzendes Spielzeug zerbrochen ist? ... nur ein wenig Geduld, bald wird dir ein neues beschert sein!

Die beiden Herren von Wanglin traten ein, schlanke, elegante Gestalten, unverkennbare Familienähnlichkeit mit Achim, ganz Ritterlichkeit. Mit wenigen gut gewählten Worten sprach der Kammerherr ihre Erschütterung über den plötzlichen Tod des jungen Verwandten aus, den sie als Haupt ihres Hauses verehrt hätten, ein Hinscheiden unter so ganz besonders schmerzlichen Umständen. Daß die unverhoffte Erbschaft für ihn die Rettung von dem finanziellen Zusammenbruch war, wurde selbstverständlich nicht erwähnt, machte aber seine Haltung um so würdiger. Er richtete die ergebenste Bitte an die Damen, ihre Abreise, von der man als nahe bevorstehend gesprochen habe, in keiner Weise zu beeilen, niemand habe ein besseres Recht hier zu sein als sie.

„Meine Briefe!“ murmelte Malwina, Luise erläuterte.

„Aber selbstverständlich, gleich morgen, unmittelbar nach der ... nach der traurigen Feier ...“ Fräulein Arenholdt möge die Güte haben zu bezeichnen, was sie als Andenken mitzunehmen wünsche, das ganze Schloß stünde zu ihrer Verfügung. Vielleicht den Hund Othello? ... man hatte den Herren gesagt ...

Eine heftig verneinende Bewegung Malwinas, dann kurzes Schweigen.

Hatte Fräulein Arenholdt irgend welche Wünsche in Bezug auf die Feier? ihre Ausführung, soweit sie sich mit den Familientraditionen vereinigen ließ, würde unverzüglich angeordnet werden. Nein? nun, dann würde man an dem üblichen Ceremoniell festhalten. Die Herren aus Hamburg erwartete man mit dem ersten Zuge, unmittelbar nach ihrer Ankunft ... Der teure Verstorbene hatte eine Vergrößerung der überfüllten Gruft geplant, eine solche erforderte aber Zeit, so würde man vorläufig durch Zusammenrücken der Särge Raum schaffen. — Pause. — Ob die Damen irgend welche Befehle hätten? Nein! so erlaubten sich die Herren, sich für heute abend ganz gehorsamst zu empfehlen ...

Die letzte Nacht in Weißenhagen! Wieder eine schlaflose Nacht für Malwina ... Kaum dämmerte der Morgen herauf, hell und sonnig wie nur je ein Frühlingstag, so trieb ihre Rastlosigkeit sie aus dem Bett, und obgleich ihre Abreise erst am Nachmittag stattfinden sollte, begann sie ihre wenigen Habseligkeiten zusammenzupacken, eine ungewohnte

Arbeit, die sie trotz ihrer Geringfügigkeit ermüdete. Auch im Hause entwickelte sich früh emsiges Getriebe. In der Großstadt geht das Erlebnis des einzelnen unter in dem gewaltigen Strom von Glück und Leid der vielen; das ruhig dahinfließende, oft stagnierende ländliche Leben gewährt dem Persönlichen breiteren Raum und bewahrt ihm treueres Gedenken. Hochzeiten und Begräbnisse sind hier Ereignisse, nach denen man datiert, die sich in der Erinnerung von Generationen erhalten, deren Pomp der Gradmesser für die Wärme des Familiengefühls ist. Die Anhänglichkeit an den verstorbenen Herrn äußerte sich hier in einem Eifer und einer Geschäftigkeit, die fast die traurige Veranlassung zu dem allen vergaßen. Vieles war vorbereitet — man war auf Weißenhagen in Beerdigungsfeierlichkeiten wohl erfahren —, anderes geschah noch eiligst auf Befehl der Erben, die genau ein Ceremoniell beobachten wollten, das den Glanz ihres alten Namens erhöhte.

Die Anfahrt der Nachbarn begann; bis in die entlegenen Hinterzimmer drang das Rollen der Wagen, die in elegantem Trabe die Rampe herauffuhren, das Schnauben der auf dem Fleck zum Stehen gebrachten Pferde, die kurzen Zurufe der Dienerschaft. Durch das Haus dröhnten wuchtige Schritte, Thüren klappten, man sprach, man begrüßte sich. Die Schuljugend hatte sich unter Führung des Lehrers schon vor geraumer Zeit versammelt und wartete seitwärts vom Hause, unweit des Fensters, an dem Luise stand, auf das Zeichen, sich zum Zuge zu ordnen. Die Kinder, die sich anfangs scheu zusammengedrängt hatten, fingen an ungeduldig zu werden, die Mädchen stießen sich an, flüsterten und lachten, unter den Buben brach eine Rauferei aus; der Lehrer hatte Mühe, mit drohenden Armschwenkungen seine unruhige Schar in Zucht zu halten. Die Feier verzögerte sich, man wartete auf die Fremden, der Zug mußte sich verspätet haben. ... Da ... das rasche Rollen eines Wagens, die Kinder nahmen eilig ihre Plätze wieder ein, alle Hälse streckten sich vor: die Fremden waren da!

Im Hausflur klang ein wohlbekannter Schritt, trotz der Verspätung wollte Herr Mertens nicht versäumen, die so schwer betroffene Nichte ans Herz zu drücken, dieses gute, sanfte Herz, das jetzt erfüllt war von Entrüstung über die schändlichen Landwege: „Grundlos ... gar nicht durchzukommen ... eine Schmach! ... dreimal sind wir stecken geblieben!“ lautete Herrn Mertens' Begrüßung an Luise, die ihm entgegenging; als er aber Malwinas blasses, entstelltes Gesicht sah, schmolz sein Zorn in Rührung dahin, mit Thränen in den Augen drückte er das Mädchen heftig an sich. Er konnte nicht sprechen, seine Bewegung sagte ihr genug. Sie lehnte an seiner Brust: hier war Liebe, war Treue! Die gab es doch noch in der Welt, — ach! wenn er wüßte! — Herr Mertens streichelte stumm den dunklen Kopf, der sich an ihn schmiegte, bis ein vorsichtiges Klopfen an der Thür ihn zur Eile mahnte. Er ließ die Nichte aus den Armen, seufzte schwer, rückte seine stattliche Gestalt zurecht und ging langsam hinaus.

Über die niedrigen Dächer des Dorfes, die zwischen den kahlen Parkbäumen sichtbar waren, wimmerte klagend der schwache, armselige Ton des Kirchenglöckleins. Die Schuljugend drängte vorwärts um die Ecke des Hauses, der Schall langsamer feierlicher Schritte kündete an, daß der traurige Zug sich in Bewegung setze. In der Mitte des Zimmers stehend, lauschte Malwina mit angehaltenem Atem, ihr Blick schien die Wände durchdringen zu wollen ... Das Geräusch verklang, die Glockentöne verzitterten wehmütig, im Hause, auf dem Hofe tiefes Schweigen, alles war dem Herrn gefolgt, den sie hinaustrugen ... Und welches Geleite gab sie dem Geliebten mit zu Grabe? — Erbitterung und Groll und leidenschaftliche Anklagen! ... aber nicht Verzeihung! ... nein! nicht Verzeihung! ...

Die Feier war beendet; mit dünnen, schrillen Stimmen hatten die Kinder den letzten Choralvers gesungen, die Herren aus der Nachbarschaft verabschiedeten sich mit feierlich bedeutungsvollem Händedruck von den leidtragenden Lehensvettern und bestiegen ihre Wagen — ein Segen, daß die Sonne so warm schien, der Kirchhof am Hügel war verdammt zugig! — Die Fremden waren nach dem Herrenhause zurückgekehrt, um sich durch einen Imbiß für die sofortige Rückfahrt zu stärken, nur Herr Mertens wollte

bis zum Nachmittag bleiben, um die Damen nach Berlin zu geleiten. Der Herr Pastor hatte sich der Amtstracht entledigt, spazierte in seinem Garten und prüfte, Trauer im Herzen, die schwellenden Knospen der Obstbäume, da betraten zwei schwarz gekleidete Damen den anstoßenden Kirchhof und stiegen den schmalen, von vielen Füßen zerwühlten Weg zur Kirche hinan. Von einer Tannengruppe gedeckt, beobachtete der geistliche Herr sie mit milder Neugier: das waren ohne Zweifel die vielbesprochenen Fremden — die Damen der Nachbarschaft kannte er —, die größere die Braut des Verstorbenen, von deren Schönheit die Dienerschaft Wunderdinge erzählt hatte. Schade, die Hecke, an der sie entlang ging, verdeckte sie fast ganz, auch wendete sie den Kopf nach der anderen Seite, vielleicht um sich die liebliche Landschaft einzuprägen, die ihr fast Heimat geworden wäre. In sanften Wellen senkte sich der Boden von diesem höchsten Punkt zu dem See hinab, der mit tiefblauem Auge zum Himmel aufblickte, überall wogende, junge Saat, die „sich grün erfreute“, oder fruchtbare, schwarze Ackerkrume, den Samen erwartend, den man ihrer treuen Hut anvertrauen würde. Dem Walde hatte des Frühlings Atem die winterliche Starrheit gelöst, über den Büschen lag es wie grüne Ahnung, und im Pfarrgarten schlug frohlockend ein Buchfink, der Himmel wölbte seine klare Glocke schützend über dem Keimen und Knospen, überall war Freude, Auferstehung und Leben, nur Malwinas Herz lag wund und eisig in ihrer Brust. Sie sah nichts von der Schönheit um sich her ... dennoch kehrte ihr das alles später oft in bangen Träumen wieder.

Das schmucklose, altersgraue Gruftgewölbe derer von Wanglin, unmittelbar neben der Kirche, ihrem Schutz und Segen zunächst gelegen, überragte stolz die eingesunkenen Gräber und Holzkreuze der Dorfleute. Schonungslos war der Epheu heruntergerissen, der das verwitterte Wappen über dem Eingang umsponnen hatte, seine grünen Ranken hingen wirr und zerzaust zwischen den wilden Rosenbüschen, die sich an die Seiten des Gemäuers schmiegten. Die schweren, eisenbeschlagenen Thüren standen offen, der Frühlingswind schlüpfte hinein, spielte mit den vergilbten Bändern der Totenkränze und rauschte unheimlich in ihren welken Blättern — alles vergangen und vermodert — nur auf dem Sarge, dicht an der Thür, der ganze Frühling, ein dem Tode geweihter Frühling! Daneben, halb von den Kränzen und Schleifen zugedeckt, die Augen unverwandt auf diesen Sarg gerichtet: Othello! — er war im Leichenzuge dicht hinter seinem Herrn gegangen, jetzt hob er den Blick schmerzlich zu Malwina: Kommst du endlich? ... wo warst du so lange?

„Treue über das Grab hinaus,“ murmelte Luise ergriffen.

„Treue für Treue!“ sagte Malwina; es klang hart und herausfordernd, nicht wie ein schwärmerisches Mädchengelübde.

Luise sah sie betroffen an, welch seltsame Gedanken trieben hinter dieser weißen Stirn ihr Wesen? — Sie reichte dem jungen Mädchen den Kranz mit mächtiger Atlasschleife, der heut morgen aus Montreux eingetroffen war; Malwina stand unbeweglich, da bückte Luise sich und legte den „Muttergruß aus der Ferne“, wie die Widmung sagte, von Othellos mißtrauischem Blick beobachtet, behutsam um das silberne Schild auf dem Sarge, das Wappen und Namen des Verstorbenen trug. Dann ging sie den Weg wieder hinunter, um der Braut einige Augenblicke des Alleinseins zu gönnen. Es waren wirklich nur Augenblicke; als sie die Kirchhofspforte erreichte, hatte Malwina sie eingeholt. Das junge Mädchen zog den Schleier vors Gesicht und schlug schweigend den Weg durch das Dorf zum Herrenhause ein. Die holperige, von Pfützen durchzogene, vor kurzem so belebte Straße war fast menschenleer. Die Männer hatten sich zur Feier des Tages schon jetzt im Kruge festgesetzt, die Kinder nutzten den unverhofften Feiertag in Feld und Wald aus; nur einige Frauen traten auf die Schwelle ihres Hauses, um die fremden Damen anzustarren und zögernd zu grüßen. Jetzt blieb Luise stehen. Mitten in dem Schmutz der Straße saß ein kleines Wesen, das, vielleicht angelockt durch das Spiel der Sonnenfunken auf den Lachen, mit ungeschickten Gliedern hierher gekrochen war und sich in einer Pfütze niedergelassen hatte.

„Nehmen Sie doch das Kind weg,“ sagte Luise zu der Frau, die in der Thür des

nächstgelegenen Hauses stand. „Es muß sich ja erkälten."

Die Frau rührte sich nicht, das Kind wendete der Sprechenden ein schmutzstarrendes Engelsgesichtchen zu und hob das Händchen, von dem trübe, schlammige Thränen herabtropften.

„Wem gehört das Kind?" fragte Luise mit lauter Stimme. „Nehmen Sie es hier weg!"

„Es ist Mutter Röllsch ihr Enkeltochter, Frida Röll ihr klein Deern," murmelte eine der Frauen und sah von dem Kinde auf die Fremde.

Malwina war teilnahmlos stehen geblieben, da drängte sich an der angeredeten Frau ein junges Geschöpf mit blondem, zerzaustem Haar vorbei, ergriff das Kind, das zu schreien begann, am Arm und zerrte es fort. Malwina wurde aufmerksam, der trotzige Blick des Mädchens begegnete dem ihren, sie errötete tief, zog mit hastiger Gebärde ihr Kleid an sich und ging erhobenen Hauptes weiter. Was hatte ihre stolze Reinheit mit solchem Schmutz zu schaffen?

Dieser kurze Auftritt, von Luise nicht beachtet, war die letzte deutliche Erinnerung, die Malwina sich aus dem verlorenen Paradiese mitnahm; alles, was nachfolgte, war Verwirrung, nur im letzten Augenblick raffte sie sich auf. Der Wagen, der die Reisenden davonführen sollte, war im Begriff abzufahren. Da reichte sie Doktor Weihern, von dem sie kurz zuvor die so heftig begehrten Briefe entgegengenommen hatte, die Hand, hastig, dringend flüsterte sie: „Wenn hier irgend etwas vorfällt ... wenn man uns etwas mitteilen will ... dann schreiben Sie mir, niemand anders! ... Nicht wahr, das versprechen Sie mir?"

Der Doktor stand mit abgezogenem Hut am Wagenschlag, sein kahles Haupt der scharfen Märzluft preisgebend, und sah mit trübem Blick in das blasse Gesicht, das sich zu ihm neigte. Zerstreut antwortete er: „So lange Leben ist, ist Hoffnung!" Er erschrak und nahm sich zusammen: „Sie können sich auf mich verlassen," sagte er ernst und faßte mit festem Druck ihre Hand. — Die Pferde zogen an, die Herren von Wanglin rissen ehrerbietigst die Hüte ab, im bescheidenen Hintergrund knixte Prütern, Luise und Herr Mertens grüßten zum letztenmal, Malwina drückte sich in die Wagenecke, und Doktor Weihern und Heinrich sahen dem Wagen nach, bis die Entfernung ihn zu einem Pünktchen zusammendrückte.

Es war Malwina eine Erleichterung, als sie sich in Berlin auch von dem Onkel trennten. Nach der ersten Aufwallung des Wiedersehens, die sie in seine Arme geführt hatte, wurde seine Gegenwart ihr bald lästig. Sein freundliches Gesicht, das den Ausdruck des Schmerzes nicht lange festhielt, reizte sie, die gutmütige Kritik, zu der ihn seine heutigen Beobachtungen und Bekanntschaften veranlaßten, verletzten ihre Eitelkeit, sie fand es unerträglich, daß er sich in ein gleichgültiges Gespräch mit Luise vertiefte. Wie sorglos die Menschen sind, sogar die besten, zu denen sie, trotz ihrer Mißstimmung, den Onkel zählte! Kam ihm denn gar nicht der Gedanke an eine Pflichtversäumnis, ihr, seiner Nichte und bis vor kurzem seinem Mündel, gegenüber, deren nächster männlicher Verwandter er war? Hätte er nicht zur Vorsicht mahnen müssen, Nachforschungen anstellen, ob der fremde Bewerber so großen Vertrauens wert sei? Wieviel Schmach und Elend hätte ein wenig Vorsicht ihr ersparen können. — Sie vergaß, daß sie den Onkel mit der vollendeten Thatsache überrascht hatte, daß er kein Recht zu einer Einmischung besaß, daß niemand eine solche schroffer zurückgewiesen haben würde als sie. ... Jetzt verzehrte der ahnungslose Gegenstand ihres Zornes behaglich ein Butterbrot: in all der Trübsal habe man sich nicht einmal satt essen können. — Malwina schloß die Augen, und ihre unruhigen Gedanken flogen in die Ferne, eine plötzlich erwachte Sehnsucht zog sie zu ihrer Mutter, an ihrem Herzen zu liegen, ihr das Leid zu klagen, das man ihr angethan hatte, in ihren gütigen Augen Thränen des Verständnisses und des Zornes zu sehen! — Jede Meile, die sie zurücklegten, erhöhte ihre Ungeduld, gegen den Rat des Onkels und trotz Luises Abmahnungen bestand sie darauf, die Reise ohne Aufenthalt fortzusetzen, auf jeder größeren Station mußte Luise ein Telegramm an die Mutter absenden, und in Lausanne war ihre Enttäuschung grenzenlos, diese nicht zum Empfang herbeigeeilt zu sehen. Luise

hatte ihr vorgestellt, daß Frau Arenholdt ungern mit der Jungfer allein die Fahrt machen würde, daß überhaupt ein so schmerzliches Wiedersehen besser nicht unter vielen gleichgültigen Augen stattfände, vergebens! — Malwina, die nur mit der eigenen Sehnsucht gerechnet hatte, glaubte den kurzen Aufschub nicht ertragen zu können.

Endlich erreichten sie den kleinen Bahnhof von Territet, unmittelbar vor der Thür ihres Hotels; Jungfer Auguste, in tiefes Schwarz gekleidet, stand bereit, und oben, auf dem Balkon ihres Zimmers, lehnte Frau Arenholdt. Als Malwinas Augen den ihrigen begegneten, drückte sie das Taschentuch vor das Gesicht und verschwand in das Zimmer; wenige Augenblicke später lag die laut und krampfhaft schluchzende Tochter in ihren Armen.

Die arme Frau war entsetzt! so leidenschaftlich, so widerstandslos einem Schmerz hingegeben, hatte sie ihr Kind noch nie gesehen; ihr selbst waren Thränen Bedürfnis und Erleichterung, Malwina hatte selten geweint, kaum beim Tode ihres Vaters! Mit zitternden Händen streichelte sie das thränenüberströmte Gesicht, das sich an ihre Schulter preßte, und sehnte sich nach Luises Beistand. Als diese, die draußen gezögert hatte, endlich eintrat, war Malwina ruhiger geworden; bewegt durch die Fassungslosigkeit ihrer Mutter, unterdrückte sie ihr Schluchzen und ließ sich, immer deren Hand haltend, in ihr Zimmer führen, wo sie ihr schweres Reisekleid mit einem bequemen, weißen Morgengewand vertauschte. Auf dem Ruhebett liegend, aß sie, von den Armen der Mutter gestützt, mit Anstrengung einige Bissen, die Augen unverwandt auf die geliebten Züge gerichtet, an denen sie sich nicht satt sehen konnte.

Frau Arenholdt, geängstigt durch diese ungewohnte Fügsamkeit und Hilflosigkeit, erwartete ungeduldig den Augenblick, wo sie unter einem Vorwand die Tochter sich selbst überlassen konnte, und kehrte dann in das Wohnzimmer zurück.

„O Gott! Luise, wie sieht das Kind aus!" klagte sie händeringend. „Ich hätte sie gar nicht erkannt! ... Wie aufgeregt ist sie! ... Was für ein Unglück, was für ein Unglück!"

Luise tröstete nach Kräften.

„Sie hat zu viel Gefühl," fuhr Frau Arenholdt fort. „Aber sie sollte sich nicht so aufregen! ... Als ich meinen Heinrich verlor ... Sie wissen, wie traurig ich war, Luise — aber so ließ ich mich nicht gehen ... Ich mag es gar nicht sagen, aber es ist fast gottlos ... Wissen Sie nicht, Luise, wie oft ich Ihnen sagte: Malwina liebt Achim zu sehr! Das ist nicht gut! ... Es klingt schrecklich, aber dies ist fast wie die Strafe dafür!"

„Sie müssen ruhig bleiben, Frau Konsul, um Malwina nicht noch mehr aufzuregen. In einigen Tagen wird sie ganz anders sein. Sie hat zu viel durchgemacht!"

„Ich sagte es ja," rief Frau Arenholdt, „diese Reise! ... solcher Unsinn! Ich wollte es ihr gar nicht erlauben, was sollte ich aber machen! ... Und sie wollte mich mithaben! Ich bitte Sie, Luise ... ich wäre gestorben! Hier war es freilich auch schrecklich ... so allein! Auguste war sehr nett und teilnehmend und aß auch immer mit mir, aber man sehnt sich doch nach anderem Zuspruch. Und dann fortwährend die Telegramme, bald so, bald so ... ich wußte ja gar nicht mehr, was ich thun sollte! Zweimal hat Auguste die Koffer gepackt, denken Sie, die vier großen Koffer, weil ich nach Hamburg wollte ... aber sie mußte wieder auspacken, Malwina wollte ja nicht ... Als all die Kondolenzbriefe kamen, hatte ich zum Glück viel zu schreiben ... sehr nette Briefe, glauben Sie, daß Malwina sie lesen möchte?"

Nein, Luise glaubte es nicht.

„Und hier hatten die Menschen auch viel Teilnahme, sie besuchten mich und fragten nach allem. Zweimal hat Frau Hellmann bei mir gegessen. Sie wissen, Hellmanns sind drüben im National ... Zur Table d'hote mochte ich doch nicht hinuntergehen! Das finden Sie doch auch? ... Frau Hellmann hat mir auch den Kranz besorgt, die Leute verstehen sich hier aber nicht so darauf ... wenn ich denke, in Hamburg! ... Ich hatte für Malwina zum Empfang auch Blumen bestellt, aber dann dachte ich, es wäre doch besser nicht! ... nicht wahr, Luise?"

Ja, es war entschieden besser nicht.

„Das meinte Auguste auch — sie hat dann die Blumen zu Frau Hellmann hinübergetragen."

Luise erzählte von den Tagen in Weißenhagen, und Frau Arenholdt hörte unter Thränen zu: „Schrecklich, schrecklich! ... aber wann werden wir hier abreisen? hat Malwina schon etwas darüber gesagt? ... es ist doch schrecklich, hier allein in der Fremde."

„Wir müssen uns schon darein finden, Frau Konsul," beschwichtigte Luise. „Malwina braucht Ruhe. Die hat sie hier besser als in Hamburg. Sie werden ihr auch dieses Opfer bringen!"

„Gewiß werde ich das," beteuerte Frau Arenholdt. „Ich lebe doch nur für mein Kind ... O Gott! wie das alles anders geworden ist! heute in vier Wochen sollte die Hochzeit sein! ... Die arme Malwina! ... Es ist schwer, sein einziges Kind herzugeben, aber ich hatte mich ganz darein gefunden ... Ich hatte mir alles zurecht gelegt ... im Sommer würde ich sie für einige Wochen besuchen ... im Winter wäre sie zu mir gekommen, auch wegen Theater und Gesellschaften ... Ich weiß gar nicht, wie das jetzt werden soll ... der arme, liebe Achim ... und sie so entstellt!"

„Sie müssen auch Ruhe haben, Frau Konsul," redete Luise der weinenden Frau zu. „Kommen Sie, legen Sie sich auf die Chaiselongue. Ich hole Ihnen Ihre Baldriantropfen; nachher gehen wir beide spazieren, und dann essen wir unten zu Abend."

Frau Arenholdt ließ sich in ihr Schlafzimmer führen: „Sie wissen immer, was mir gut ist. Luise, wenn ich Sie nicht hätte! ... Wissen Sie, ich würde Malwina gar nicht so sehr entbehrt haben, Sie verstehen mich viel besser!"

Die folgenden Tage brachte Malwina im Bett zu, in einem lethargischen Zustand zwischen Schlaf und Wachen. Der Arzt, den man ohne ihr Wissen gerufen hatte, konstatierte hochgradige Nervenüberreizung und verordnete Ruhe, nur Ruhe; an Abreise sei vorläufig gar nicht zu denken. Frau Arenholdt, die sich jeden Tag mehr nach ihrem schönen Hause und den teilnehmenden Freundinnen sehnte, sah diese tröstliche Aussicht wie eine Fata Morgana in unbestimmter Ferne verschwinden.

Zu einer Aussprache, nach der Malwina so heftig verlangt hatte, war es noch nicht gekommen ... sie fühlte sich so schwach ... die Gedanken waren so schwer zu sammeln ... sie konnte nur ruhig daliegen, am liebsten die Hand der Mutter in der ihren, während die Frühlingsluft Wärme und Duft und den Klang froher Stimmen durch das offene Fenster hereintrug.

Eines Tages hatte sich Frau Arenholdt auf Luises Veranlassung zu einem Ausfluge mit Bekannten entschlossen; heiter kehrte sie zurück, die Fahrt hatte sie erfrischt. Ihr blondes Haar, die rosigen Farben hoben sich jugendlich von dem Schwarz der Trauerkleidung ab; in der Hand trug sie weiße Narcissen, die jetzt reichlich an sonnigen Abhängen blühten.

Mit zärtlichem Kuß begrüßte sie die Tochter, strich ihr das Haar von den eingesunkenen Schläfen und reichte ihr den Frühlingsgruß: „Du siehst besser aus, Liebling, du wirst nun bald wieder ganz gesund sein!"

Malwina betrachtete mit müdem Wohlgefallen die zarten Blüten. Sie hatte Blumen immer geliebt, wie alles Schöne, allen Schmuck des Lebens ... Wie rein war das matte Weiß dieser Sterne, wie fleckenlos ... so anspruchslos und so vornehm! ... Er hatte sie seine Märchenblume genannt, seine stolze Rose, seine königliche Lilie! ... O, Blumen sind sehr bequem: sie wissen nichts, sie fragen nichts, die begehrliche Hand pflückt sie ohne Bedenken, unbekümmert ob ihre Reinheit besudelt und zerstört wird! ... und die dummen Dinger schweigen dazu! Heftig schob sie die Blumen von sich und rief: „Mama!"

Frau Arenholdt eilte erfreut herbei, das war der alte Klang in Malwinas Stimme: „Mein Liebling!"

Das Mädchen sah nach der offenstehenden Thür: „Ist Luise nebenan?"

Die Mutter verneinte, schloß aber die Thür; Malwinas Wunsch, mit ihr allein zu sein, machte sie stolz. Sie setzte sich an das Bett. Die Tochter legte sich mit zusammengepreßten Lippen in die Kissen zurück ... es war doch schwer, davon zu sprechen! ... Sie heftete die Augen auf die spielenden Sonnenlichter an der Decke und fragte nach einer Weile mit Überwindung: „Du hast Achim sehr lieb gehabt, Mama?"

Frau Arenholdts Thränen flossen, sie faßte die Hand Malwinas.

„Es ist merkwürdig!“ sagte das Mädchen nachdenklich, „man kennt sich so wenig, und doch hat man Vertrauen!“

„Mein Herz, das ist Liebe.“

„Wie wenig kannte ich Achim, wir hatten uns dreimal gesehen, da verlobten wir uns.“

„Dein lieber Vater und ich sahen uns nur zweimal ... es war wie bei euch, Liebe auf den ersten Blick,“ sagte Frau Arenholdt, die gern von ihrer Verlobung und ihrem Liebesglück sprach.

„Im Brautstand soll man sich kennen lernen,“ fuhr Malwina fort, „aber man kommt nicht dazu ... Man beschäftigt sich zu viel mit Nebendingen, an die Hauptsache denkt man nicht.“

Die Mutter war selig, daß Malwina so ruhig sprach, das hartnäckige Schweigen war entsetzlich und unnatürlich gewesen; jetzt hieß es, sie durch kein unvorsichtiges Wort verletzen, daher schwieg die besorgte Frau lieber ganz.

„Man ist so thöricht,“ redete das Mädchen weiter wie im Selbstgespräch, „man denkt, wenn man liebt, müßte man glücklich werden ... man weiß nicht einmal, ob man wiedergeliebt wird ... man küßt uns und sagt uns Schmeicheleien ... wir halten das für Liebe.“

Frau Arenholdt öffnete ihre Augen weit.

„Der Brautstand ist so ernst, unser ganzes Lebensglück steht auf dem Spiel, und wir sind wie Kinder, die sich auf Weihnachten freuen.“ Sie wurde erregt, die Mutter streichelte besänftigend ihre Hand. „Und wenn man verheiratet ist, wenn man dem fremden Mann in die Fremde gefolgt ist, dann kommen die Entdeckungen, dann lernt man sich kennen.“

„Das ist einmal so ... in der Ehe schleift man sich aneinander ab, und wir Frauen müssen uns fügen,“ sagte Frau Arenholdt, die von ihrem Mann auf Händen getragen worden war.

„Aber es giebt Dinge, in die man sich nicht fügen kann!“ rief Malwina und richtete sich auf dem Ellenbogen auf, um der Mutter ins Gesicht sehen zu können. „Wenn die Begriffe von Recht und Unrecht verschieden sind, was dann, Mama?“ Ihre heißen Finger umklammerten Frau Arenholdts weiche, kühle Hand. „Mama, was dann?“

Die arme Frau war ratlos — da kam ihr ein rettender Gedanke: „Mein liebes Kind, wir alle sind Christen!“ sagte sie feierlich.

Mit einem Seufzer sank Malwina zurück, die Mutter, stolz auf ihren Erfolg, fuhr fort: „Rege dich nicht so unnütz auf, Liebling, versuche doch, ruhiger zu werden ... um meinetwillen! Du weißt, ich kann nicht leiden sehen ... dich am wenigsten!“

Nein, die Mutter konnte nicht leiden sehen, Malwina wußte es. Ihr tauchte eine Jugenderinnerung auf, über die sie manchmal gegrübelt hatte, bis ihr Liebesglück sie ganz in Anspruch nahm. Sie hatte eine ältere Schwester gehabt, ein zartes, engelhaftes Wesen, sanft und nachgiebig gegen sie, die um vier Jahr Jüngere, Kräftige und Eigenwillige, dann kam eine Zeit, wo sie nicht mehr mit dieser Schwester spielen durfte, wo die kleine Kranke oft nach ihr verlangte, ihre Lebhaftigkeit aber nicht mehr ertragen konnte. In Luises Pflege, in Luises Armen kämpfte und litt das junge Leben, der Mutter weiches Herz konnte das geliebte Kind nicht leiden sehen! Gleich nach dem Tode der Kleinen hatte man Frau Arenholdt mit Malwina in Luises Begleitung auf Reisen geschickt; als sie heimkehrten, war jede Erinnerung an die kleine Verstorbene weggeräumt, um den Schmerz der Mutter nicht aufs neue zu wecken; jede Spur von diesem kurzen Erdenwallen war verwischt wie in flüchtigem Sande! Nein, die Mutter konnte nicht leiden und nicht leiden sehen!

Malwina drehte sich nach der Wand und schloß die Augen, erleichtert, als Frau Arenholdt die anscheinend Schlafende verließ.

In den nächsten Tagen und Nächten faßte sie einen Entschluß; der sonst so Impulsiven kostete das jetzt Mühe und Zeit ... Sie mußte ihre Briefe an Achim verbrennen! ... Dort, in jener Schublade waren sie, unter Schloß und Riegel ... Die Mutter hatte sie vor ihren Augen dort verschlossen, der Schlüssel lag unter ihrem Kopfkissen. Heimlich sollte es geschehen! ... es war sehr schwer, einen Plan dazu auszudenken, endlich glückte es ihr: wenn die Mutter und Luise ihren Spaziergang machten, mußte Jungfer Auguste aus dem Nebenzimmer entfernt werden ...

ein Vorwand dazu würde sich doch finden lassen! ... Richtig! Malwina wollte sie in die Küche schicken, um ihr selbst eine Tasse Schokolade zu kochen, dann würde sie Zeit haben! — So geschah es. Die gewissenhafte Auguste erhob freilich Einwendungen: der Koch bereite die Schokolade sehr sorgsam; aber Malwina bestand reizbar auf ihren Willen: sie könne während der wenigen Minuten allein sein, im Notfall durch die elektrische Klingel am Bett jemanden herbeirufen. Mit angehaltenem Atem horchte sie auf die sich entfernenden Schritte des Mädchens, dann erhob sie sich. Mein Gott! sie konnte ja kaum stehen! Die Glieder versagten ihr fast den Dienst! Vorsichtig tastete sie sich an den Möbeln entlang, den Schlüssel in der Hand ... er paßte, da lagen die Briefe ... eine ganze Schublade voll ... Blatt auf Blatt von ihrer großen, festen Handschrift beschrieben. Einzelne Worte sprangen ihr in die Augen: Mein ganzes Leben reicht nicht aus, dir für mein unendliches Glück zu danken ... ich lebte nicht, ehe ich dich kannte, es war nur vegetieren ... wie ist es möglich, daß man so glücklich sein kann! ... Nein, lesen durfte sie nicht, das ging über ihre Kraft! ... Sie griff, ohne hinzusehen, in den Haufen hinein und warf die Blätter in den kleinen, eisernen Ofen, noch eine Handvoll ... noch eine! das Ofenloch war schon halb gefüllt ... Nun die Streichhölzer! ... welches Unglück, die gab es hier nicht, man war nur auf elektrisches Licht eingerichtet ... entsetzlich! ... sie legte die Hand an die Stirn, sie dachte nach ... sie hatte doch? ... ach ja, in ihrer Reisetasche! Mit schwankenden Schritten holte sie das Schächtelchen herbei ... nun wollten die Hölzer nicht brennen! ... endlich! ... aber die dicht aufgeschichteten Briefe fingen nicht Feuer — sie sah sich verzweifelt um ... es mußte gehen! ... richtig! sie mußte die übrigen Briefe in Streifen reißen ... ihre zitternden Hände mühten sich vergeblich, aber endlich gelang es ... das Papier flackerte lustig brennend in die Höhe; gierig leckte die Flamme an den Briefen im Ofen ... auch die ergriff das Feuer ... Funken, die auf den Teppich sprühten, trat sie mit den nackten Füßen aus ... Jetzt stand alles in Lohe ... noch die letzten Briefe hinein ... in wenigen Minuten war nichts zu sehen als ein schwärzliches Häufchen. „Alles Rauch und Asche," wiederholte Malwina wie eine Beschwörungsformel, „alles Rauch und Asche," und halb betäubt von dem Qualm kroch sie in ihr Bett zurück.

(Schluß folgt.)

Aus zwei Jahrhunderten deutscher Schauspielkunst.

Von

Felix Hollaender.

I.

(Nachdruck ist untersagt.)

Wilhelm Scherer schwebte in den letzten Jahren seines schaffensreichen Lebens eine Art der Litteraturforschung vor, die in einem innigen Zusammenhang mit moderner Naturwissenschaft stehen sollte. Sein erstaunlich beweglicher und unaufhaltsam nach Entwickelung strebender Geist blieb von Darwinscher Erkenntnis nicht unbefruchtet. In seiner streng empirischen Poetik finden wir schüchterne Ansätze, wie und mit welcher Methode er moderne Litteratur betrachtet wissen wollte. Wenn wir heute auch nicht allen kühnen Kombinationen seines Feuergeistes zu folgen vermögen, wenn wir auch die unabweisliche Empfindung haben, daß der Umfang seiner naturwissenschaftlichen Bildung nicht groß genug war, um mit Darwinschem Rüstzeug die Entwickelungsstadien der Litteratur aufzusuchen, so sind wir doch überzeugt, daß die Litteraturforschung der Zukunft bewußt den Weg wird gehen müssen, den Scherer in genialem Ahnungsvermögen ihr gewiesen hat. Auch der Historiker einer großen Theatergeschichte, die uns immer noch fehlt, wird in dieser Richtung sich bewegen müssen. Durch die dunklen Gehege uranfänglicher Bestrebungen, durch fast undurchdringliches Gestrüpp wird er sich mühsam Bahn schaffen müssen, bis sich Höhen vor ihm aufthun, von denen aus sein Blick frei über die Ebene zu schweifen vermag.

Eine solche Höhe in der deutschen Theatergeschichte bedeutet Lessing. Wie will man von der Entwickelung auch des Berliner Theaters sprechen, ohne dieses einzigen Mannes Erwähnung zu thun! Für das deutsche Theater war sein Auftreten ein unerhörter Glücksfall, die Blütezeit auch der Berliner Schauspielkunst ist ohne ihn schlechterdings nicht denkbar. Man hat den Satz aufgestellt, daß bedeutsame Menschen, die etwas über ihre Zeit Hinausragendes zu sagen haben, häufig auf außergewöhnlich günstige Zeitumstände stoßen, die für sie wie geschaffen erscheinen. Wir möchten hierin weniger eine zufällige Konstellation als vielmehr ein Gesetz in der Entwickelung der Dinge sehen. Lessing war zu glücklicher Stunde nach Leipzig gekommen. Einer temperamentvollen Frau, die mit einer beispiellosen Energie und bewundernswerten Zähigkeit für den Aufschwung der deutschen Bühne gekämpft und der kompakten Majorität des Publikums geradezu einen edleren Geschmack aufgezwungen hatte, sollte es vorbehalten bleiben, hier den größten Reformator der Bühne in die Litteratur einzuführen. Der achtzehnjährige Student überreichte Karoline Neuber sein Lustspiel „Der junge Gelehrte“. Die thatkräftige Frau, die mit ihrer durchgreifenden Erkenntnis sofort das Talent des jungen Verfassers spürte, zögerte nicht, das Stück herauszubringen.

Wenn die Neuberin nach einer äußerst verwegenen und abenteuerlichen Jugend am Anfang ihrer Carriere dadurch Epoche gemacht hatte, daß sie im Verein mit Gottsched den Hanswurst von der Bühne vertrieben und für eine ernstere Richtung den Ton angegeben hatte, wenn sie dann nach

vielen Drangsalen und Entbehrungen eines kummerreichen Daseins, kampflustig und verbittert wie sie war, ihrem ehemaligen mächtigen Verbündeten, Herrn Gottsched, den Todesstoß versetzte, indem sie ihn auf die Bühne zerrte und der Lächerlichkeit preisgab, so war ihr das Schicksal noch ein letztes Mal hold: es führte sie mit Lessing zusammen. Der junge Student, der mit dem ganzen Enthusiasmus der Jugend am Theater hing und im bewußten Widerspruch zu den Traditionen des elterlichen Pfarrhauses den Verkehr mit leichten Schauspielern suchte, ihre Kunst im Leben und auf der Bühne studierte, hatte nicht zufällig Frau Karolines Mithilfe in Anspruch genommen; ein gemeinsamer Wesenszug verband ihn mit der Neuberin, die ihrer ganzen Art nach es verdiente, in unseren Tagen der Frauenemancipation auf den Schild gehoben zu werden. Lessing und die Neuberin, beide waren streitbare Wesen, die mit der unverbrauchten Kraft eines ungestümen Naturells ihre Persönlichkeiten und Kunstanschauungen durchzusetzen versuchten, und beiden wohnte ein Drang und eine Liebe zum Theater inne, die, von allem Äußerlichen weit entfernt, tief in ihnen wurzelten.

Gotthold Ephraim Lessing.
Nach einem Ölgemälde von J. H. Tischbein d. Ä. aus dem Jahre 1760.

Aber wenn die Neuberin aus materiellen Beweggründen und persönlichen Kränkungen heraus den ärmsten Gottsched unschädlich zu machen suchte, so stand Lessing in bewußtem Gegensatz zu ihm. Trotz seiner Jugend mochte er ein klares Bild seiner zukünftigen Mission in sich tragen. Er mochte in seinem ehrlichen Selbstbewußtsein ahnen, daß er als Dramaturg und Kritiker zur führenden Stellung in Deutschland berufen sei, und daß es vor allem für ihn darauf ankommen müßte, die Gottschedischen Einflüsse von Grund aus zu vernichten. Vielleicht hat er dies in einer Weise gethan, die für weiche Gemüter schroff und hartherzig erscheinen muß. Seine Kritik kannte keine Schonung, Mäßigung und Objektivität. Aber was hätte Lessing in diesen kampffrohen Tagen etwa mit Sanftmut erreichen können! Gottsched hatte die französische Bühne als mustergültig anerkannt und unter ihre Herrschaft das deutsche Theater gebracht; Lessing hingegen strebte danach, die Selbständigkeit des deutschen Theaters zu begründen. Bei solchem Gegensatz der Anschauungen war jede versöhnliche Tonart ausgeschlossen. Das alte Ideal mußte zertrümmert werden, um einem neuen Raum zu geben, und Lessing war nicht der Mann, halbe Arbeit zu thun, wenn es für ihn galt, neue Werte zu schaffen. Und so bitter, hart und ungerecht seine Beurteilung Gottscheds heute erscheint — sprach er ihm doch jedes Verdienst um das Theater grundsätzlich ab — so begreifen wir es doch, daß er nur kraft einer solchen Methode für seine grundlegenden Anschauungen Autorität gewinnen konnte. Die litterarische Hinrichtung Gottscheds, der unzweifelhaft dem deutschen Theater wesentliche Dienste geleistet und eine Zeit lang die führende litterarische Stellung

eingenommen hatte, entbehrt nicht eines tragischen Zuges. „Ganz Leipzig verachtet ihn; niemand geht mit ihm um," konnte ein junger Student im Jahre 1765 berichten, der bestimmt sein sollte, nach Lessing auf dem deutschen Theater Einzug zu halten. Das war Goethe.

Lessings Neigung für das Theater ist nicht nur ein Studentenrausch geblieben; ein Teil seiner Lebensarbeit hat ihm gehört. Ernsthafter und eindringlicher als er hat

Friederica Carolina Neuberin

sich niemand, weder vor noch nach ihm, mit der Bühne beschäftigt; aber wir wüßten auch bis auf den heutigen Tag keinen Dramaturgen zu nennen, dessen Urteilskraft mit der seinigen verglichen werden könnte, der eine so reiche Begabung, ein so natürliches Verständnis für das Nachempfinden schauspielerischer Kunst mitgebracht hätte. Er ist bis auf den heutigen Tag nicht nur der grundlegende, sondern auch der unerreichte deutsche Kritiker geblieben. Es ist gleichgültig, wer es gesagt hat — aber ein Fünkchen Wahrheit steckt in dem Satz —, daß der wirklich reformatorische Theaterkritiker selbst einmal ein Stück geschrieben haben müßte, um sowohl den Bau eines Dramas ganz durchdringen, wie auch eine schauspielerische Leistung voll bewerten zu können. Bei Lessing trifft das jedenfalls zu. Zu seinem ausgeprägten Kunstverstande kam ein respektables Kunstkönnen, das ihn befähigte, fremde Produktionen bis ins Innerste zu durchleuchten und für den Schauspieler die letzte und einfachste Forderung zu formulieren. Aber vielleicht hätte er doch nicht in dieser einzigen Weise unser Theater heben können, wenn er nicht dem Schauspieler begegnet wäre, in dem er die Erfüllung seiner künstlerischen Träume sah: Konrad Ekhof.

Von ihm aus nimmt das deutsche Theater seine eigentliche Entwickelung; ohne ihn ist die Blüte der Berliner Schauspielkunst nicht denkbar. In welchem inneren Zusammenhang er zu den Dingen steht, wie reiche Anregungen er nach allen Richtungen ausstreute, wie er als Mensch und Künstler auf gleicher Höhe seinen Stand gehoben hat, aus welchen Gründen ihn Lessing als ein vorbildliches Muster für die Schauspieler hinstellt, wird nun zu zeigen sein.

Aus ganz kleinen Verhältnissen war Ekhof hervorgegangen. Als Sohn eines armen Stadtsoldaten war er 1720 in Hamburg geboren. Von Erziehung oder besserer Bildung konnte in so engen Verhältnissen nicht die Rede sein, aber ein natürlicher Anstand, ein Hang zu feinerer Kultur mochten schon in dem Kinde geschlummert haben, das ganz frühzeitig eine heiße Neigung zum Theater faßte. Solch abenteuerliches Drängen sollte indessen zunächst nicht seine Erfüllung finden. Wir sehen ihn, kaum daß er die Kinderschuhe ausgezogen, zuerst bei einem Postkommissar, dann bei einem Advokaten als Schreiberlein beschäftigt. Durch einen seltsamen Zufall lernt er Sophie Charlotte Schröder, deren Ehe mit einem Berliner Organisten in die Brüche gegangen war, kennen. Die kouragierte Frau, die sich mühselig von Stickereien ernährte, und das von der Natur in seinem

Äußeren wenig begünstigte Bureauschreiberlein haben bei ihren abendlichen Unterhal-

Nach einem Stich aus dem Gothaischen Theater-Kalender auf das Jahr 1775.

tungen nur einen Gesprächsstoff, das Theater. Der junge Ekhof weiß die mutige Frau, die beim dürftigen Schein der Lampe unablässig sich über ihre Arbeit beugt, mit seiner Theaterbegeisterung anzustecken. Immer Neues erzählt er ihr von der Welt der Bretter, und den ganzen Tag freut er sich während dieser geisttötenden Schreibereien darauf, der teilnehmenden Seele des Abends sein Herz auszuschütten. Die Schröder lauscht ihm gespannt, und zuletzt beschließen beide, der bürgerlichen Existenz ein Ende zu machen und zur Schönemannschen Theatertruppe zu entlaufen. Besagter Schönemann hatte zu jener Zeit bereits die Erbschaft der Neuberin angetreten.

Hier lernten sie Konrad Ackermann kennen, der auf das Leben beider von nicht geringem Einfluß werden sollte. Man ist geneigt, an ein Fatum zu glauben, wenn man sieht, wie das Schicksal gerade die Menschen zusammenwürfelte und in die engste Berührung brachte, von denen eine neue Epoche des Theaters ausgehen sollte. Freilich, das konnte Ekhof damals noch nicht ahnen, daß der Sohn Charlotte Schröders, den sie von ihrem entlaufenen Organisten hatte, nicht nur sein größter Rivale, nicht nur ein chikanöser Kollege, sondern neben Lessing und ihm der grundlegende Reformator unserer Bühne werden sollte. Aber davon wird an anderer Stelle noch zu reden sein. Die Schröder heiratete später den eben erwähnten Ackermann, der dann seine berühmte Truppe gründete und mit seinem robusten, starken Schauspielernaturell auf Ekhof und seinen Stiefsohn, den großen Schröder, entscheidend gewirkt hat. Schon bei der Schönemannschen Truppe erwarb sich Ekhof innerhalb weniger Jahre die führende Stellung. Dabei war ihm sein Äußeres wenig förderlich; er war klein, hatte unangenehm hohe Schultern, Gesichtszüge, die im Alter wohl durch den Ausdruck von Energie und Güte charakteristisch waren, in seiner Jugend hingegen wenig Anmut zeigten. Auch seine Haltung und seine Bewegungen waren ungelenk. Aber wenn wir den Berichten Ifflands trauen dürfen, so besaß er zweierlei, wodurch er sofort auffiel: in seinem wunderbaren

Nach einem Stich aus dem Gothaischen Theater-Kalender auf das Jahr 1777.

Auge leuchteten Schmerz und Leidenschaft in gleicher Stärke auf wie Sanftmut und

Nach einem Stich von Geyser aus dem Gothaischen Theater-Kalender auf das Jahr 1776.

Güte, und seine Stimme war jedes Ausdrucks fähig. Die Wandlungsfähigkeit seines Organs war auf der deutschen Bühne ein noch nicht dagewesenes Phänomen. Was aber dieser Erscheinung in der Zeit des fahrenden Komödiantentums ihren besonderen Stempel aufdrückte, das war sein Pflichteifer, sein Bildungstrieb, seine Seßhaftigkeit und ein einziges Bewußt- und heiliges Erfülltsein von den Aufgaben und Zielen der Schauspielkunst. Durch seine Natur geht ein lehrhafter Zug und steter Vervollkommnungsdrang; Kunstverstand und Naivität waren in der glücklichsten Mischung bei ihm vertreten. Sein ganzes Streben war darauf gerichtet, zu Einfachheit und Schlichtheit sich durchzuringen. Wenn man bedenkt, daß Ekhof zuerst ganz in französischer Deklamationsart befangen war, und wenn man den Weg ermißt, den er zurückgelegt hat, um zur höchsten Naturwahrheit zu gelangen, so erhält man eine Vorstellung von der Thatkraft dieses Schauspielers. Ihm fehlten die großen Führer. Er war darauf angewiesen, alles aus sich selbst heraus zu finden, einen Weg zu gehen, der einsam und abseits von dem seiner übrigen Kunstgenossen lag. Man hat Ekhof den Schöpfer der deutschen Schauspielkunst genannt. Die Bezeichnung ist insofern nicht unglücklich, als dieser Mann den ernsthaften und systematischen Versuch gemacht hat, nach seinen Erkenntnissen und Studien eine deutsche Schauspielkunst zu finden und die Zunftgenossen und Kollegen zu fördern und zu heben.

Ekhof ist der Begründer der ersten deutschen Schauspielakademie, die am 5. Mai 1753 in Schwerin eröffnet wurde. Schönemann war Ehrenpräses, Ekhof die Seele des Ganzen. In vierundzwanzig Artikeln wurden die Statuten und Bestimmungen festgelegt. Die Hauptpunkte waren folgende: Vorlesung der neuen Stücke, Erläuterungen über die Schauspielkunst, „wobei weder Entrüstungen, Beleidigungen noch Empfindlichkeiten stattfinden durften“. Von besonders praktischer Bedeutung aber war § 16, laut welchem ein Mitglied die durch die Majorität gerügten Fehler auf Weisung des Prinzipals hin zu verbessern hatte. Erwies sich in diesem Falle das Mitglied störrig, so sollte die Autorität des Direktors dadurch eine besondere Stärkung erfahren, daß sämtliche Mitglieder ge-

Esther Charlotte Brandes.
Kupfer von G. A. Liebe aus dem Gothaischen Theater-Kalender auf das Jahr 1776.

meinsam gegen den Friedensstörer Stellung nahmen. Mit der größten Bescheidenheit und Selbstzucht eröffnet Ekhof die Akademie. Er betont, daß er nicht als ein Lehrender, sondern als ein Lernender unter die Kollegen trete. Diese Hochschule der Schauspielkunst vermochte sich nur ein reichliches Jahr zu halten. Im Jahre 1754 löste sie ihr Begründer mit den Worten auf: „Ich war ein Mensch, als ich sie stiftete, und konnte alle die Hindernisse, die Widerspenstigkeiten und elenden Spöttereien nicht vorhersehen.“ Obwohl in der Folgezeit Ekhof in der Erweiterung seines Repertoires mancherlei Schwierigkeiten hatte und Schönemanns Eitelkeit ihm entschieden im Wege war, hielt er dennoch wacker aus.

1756 giebt es in Hamburg ein Theaterereignis allerersten Ranges: Lessings „Miß Sara Sampson“ geht in Scene, Ekhof spielt den Mellefont. Mit dieser Sensation erreicht Schönemanns Truppe ihre letzte Blüte. Ekhof trennt sich von ihr und geht nach Danzig zu Franz Schuch. Schönemanns Ruin ist mit dem Scheiden seines bedeutendsten Mitgliedes besiegelt. Schon ein Jahr später löst er seine Truppe auf. Die ihres Leiters beraubten Mitglieder bestürmen Ekhof zurückzukommen, um ihnen aus der Not zu helfen. Ekhof besinnt sich keinen Augenblick; es genügt ihm, daß die Kollegen im Elend sind, um sofort zu ihnen zu eilen. Als die Verhältnisse der Truppe wieder geordnet sind, drängt man ihn, die Leitung zu übernehmen. Ekhof weist das kurzerhand ab, er will Schauspieler und nichts als Schauspieler sein; Regie führen gewiß, aber unter keinen Umständen die Geschäfte der Theaterkasse besorgen. So wird der Theaterdirektor Koch aus Leipzig an die Spitze der Gesellschaft berufen. Dieser hatte bereits im April 1756, also noch einige Monate vor Schönemann in Hamburg, Lessings „Miß Sara Sampson“ aufgeführt. In besonderem Maße erfreute er sich des Dichters Wertschätzung. Er war unzweifelhaft ein kluger, praktischer Theatermann, der gleichzeitig mit Ekhof Lessings überragende Größe erkannte und auch mit diesem das Bewußtsein hatte, daß von „Miß Sara Sampson“ eine neue Epoche des Dramas und der Schauspielkunst ausgehen mußte. Die Erwartungen jedoch, die man an

Joh. Friedr. Schönemann.
Nach einem Kupferstich aus dem Besitz der Hamburger Stadtbibliothek (um 1750).

Koch geknüpft hatte, sollten sich nicht erfüllen. Sein Verhältnis zu Ekhof wurde peinlich, er suchte den großen Schauspieler zu hemmen und niederzuhalten. Das Repertoire paßte er insofern dem platten Geschmack des Publikums an, als er zwischen die ernsthaftesten Stücke lächerliche Karikaturen einschob und mit besonderer Vorliebe das Ballett pflegte. Ekhof muß sich unter dem Regime Kochs, das er bis zum Jahr 1764 ertrug, mehr

als elend gefühlt haben; bis zu seinem Tode konnte der sonst so gütige Mann seine Verbitterung gegen Koch nicht überwinden. 1763 hatte Koch Hamburg mit seiner Truppe verlassen, um sich nach seiner Heimat Leipzig zu wenden. 1764 kehrte er noch einmal zur Elbestadt zurück, um endgültig Hamburg als Wirkungskreis aufzugeben und sich von Ekhof, dem die Reibungen unerträglich geworden waren, zu trennen. Koch ging nach Leipzig, während Ekhof in die Truppe jenes Ackermann eintrat, den er etwa vierundzwanzig Jahre früher gleichzeitig mit Charlotte Schröder beim Beginn seiner schauspielerischen Carriere in der Schönemannschen Truppe getroffen hatte. Ackermann, der inzwischen Charlotte Schröder geheiratet hatte und nun Kochs Erbschaft in Hamburg antrat, nahm Ekhof mit Jubel auf. Er erkannte Ekhofs überlegenes Können neidlos an und gewährte ihm den weitesten Spielraum.

Christiane Henriette Koch.
Nach einem Stich aus dem Gothaischen Theater-Kalender auf das Jahr 1776.

In diese Zeit der Ackermannschen Direktion fällt Ekhofs künstlerische Reife. Er wird von der Truppe unbedingt als Autorität angesehen, und selbst die Primadonna Madame Hensel, die neben Ekhof am stärksten gefeiert wurde, ordnete sich seiner höheren künstlerischen Einsicht unter und suchte von ihm zu lernen. Wenn man Ekhof den Vater der Schauspielkunst genannt hat, so darf man die Hensel als die Mutter der Theaterintrigue und Theaterkabalen bezeichnen. So groß sie als Künstlerin war, so kleinlich und engherzig muß sie als Mensch gewesen sein. Ihre Spielwut, ihr krankhafter Ehrgeiz, ihre Eitelkeit, die bis zu einer pathologischen Empfindlichkeit sich steigerte, wurden der Ruin für Ackermanns Gesellschaft. Doch war seine Direktion von entscheidendem Einfluß für die künftige Entwickelung der Dinge. Denn innerhalb dieser drei Jahre ist unter seiner und vor allem Ekhofs vorbildlicher Leitung mit einem hingebenden Fleiß und einem künstlerischen Ernst ohnegleichen gearbeitet worden. Durch Lessings anerkannte Bedeutung, durch seine Bühnenwerke war das deutsche Theater aus dem Sumpf der Harlekinaden und öden Operetten befreit worden. Der schädigende Einfluß des französischen Klassicismus sollte freilich erst während seiner Hamburger Dramaturgenzeit systematisch klargelegt werden. Aber wie hatte sich das Repertoire gehoben! Man spielte die Charakterkomödien von Molière und Holberg, man hatte sich vor allem an Lessings eigener Produktion geschult. Immer hängt die Entwickelung der Schauspielkunst auf das engste mit der zeitgenössischen Dichtung zusammen. Ekhof wurde der größte Lessingspieler und damit der Bahnbrecher einer neuen Schauspielkunst.

Es war gesagt worden, daß in der Ackermannschen Truppe das Können Ekhofs bedingungslos gewertet wurde. In einem bestimmten Sinne muß das eingeschränkt werden. Einen Opponenten hatte Ekhof, dessen Persönlichkeit und frischerwachtes Selbstbewußtsein gegen die dominierende Stellung des großen Rivalen sich auflehnte. Dies war Ackermanns Stiefsohn Schröder, der später Ekhofs Erbe antreten und nicht nur der genialste deutsche Theaterleiter, sondern auch der Wiedererwecker Shakespeares werden sollte. Schröder war damals in der Hauptsache Ballettmeister und Grotesktänzer, der mit seinen verwegenen Pas Aufsehen erregte; daneben war er als Theaterdiener und Maschinist thätig, wie er denn überhaupt vor

keiner Arbeit zurückschrak. Von vornherein trat er anmaßend und herausfordernd Ekhof gegenüber, erklärte, von ihm keine Lehren anzunehmen, da er eher das Recht hätte, Ekhof gegenüber den Lehrmeister zu spielen. So unerhört frech diese Äußerungen aus dem Munde eines zwanzigjährigen Burschen klingen, ihre psychologische Begründung werden wir später bei der Charakterschilderung Schröders zu geben versuchen.

Die Kabalen der Frau Hensel, die materiellen Nöte Ackermanns, die zur Auflösung der Gesellschaft führten, hatten ein bedeutsames Ereignis zur Folge: die Gründung des ersten deutschen Nationaltheaters zu Hamburg. Die Ackermannsche Truppe wird zum größten Teil engagiert; ihr zukunftsreichstes Mitglied freilich, der junge Schröder, kehrt Hamburg mißmutig den Rücken. Lessing wird Dramaturg, und nun beginnt sein epochales Zusammenwirken mit Ekhof, die Schöpfung der Hamburger Dramaturgie, der in unserer Litteratur einzig dastehenden und bis auf heute unerreichten Theaterberichte.

Christiane Henriette Koch.
Nach einem Stich aus dem Gothaischen Theater-Kalender auf das Jahr 1778.

Ekhof und Lessing schienen geradezu aufeinander angewiesen. Die Reinheit ihrer Gesinnung, ihre edle Auffassung vom Theater, ihr unablässiges, ernstes Streben nach Fortentwickelung und Höhe schufen ein inneres, unlösliches Band. Aber auch ein gewisser doktrinärer Zug, eine Klugheit und Kunsterkenntnis, die aus den Röhren des Verstandes emporgefördert wurde, war ihnen gemeinsam. In jedem Falle aber waren sie in ihrer ganzen Naturanlage die berufenen Reformer der deutschen Schaubühne. Niemals ist einem Schauspieler ein bedeutsameres und schöneres Monument gesetzt worden als Ekhof durch Lessing. Wo Lessing auf Ekhof zu sprechen kommt, thut er es im Tone der herzlichsten Verehrung. „Wie leicht, wie angenehm ist es, einem Künstler nachzuforschen, dem das Gute nicht nur gelingt, sondern der es macht!“ heißt es an einer Stelle und an einer anderen: „Alles, was Remond de Saint Albine in seinem Schauspieler beobachtet wissen will, leistet Herr Ekhof auf eine so vollkommene Art, daß man glauben sollte, er allein könne das Vorbild des Kunstrichters gewesen sein.“ Am Schlusse der Beurteilung eines französischen Stückes „Cenie“ faßt der Dramaturg sein Urteil über den genialen Interpreten in die Worte zusammen: „Herr Ekhof in der Rolle des Dorimond ist ganz Dorimond. Diese Mischung von Sanftmut und Ernst, von Weichherzigkeit und Strenge wird gerade in so einem Manne wirklich sein oder sie ist es in keinem.“ Wenn er zum Schlusse des Stückes vom Mericourt sagt: „Ich will ihm so viel geben, daß er in der großen Welt leben kann, die sein Vaterland ist; aber sehen mag ich ihn nicht mehr! Wer hat den Mann gelehrt, mit ein paar erhobenen Fingern, hierhin und dahin bewegt, mit einem einzigen Kopfdrehen uns auf einmal zu zeigen, was dieses Land ist, das Vaterland dieses Mericourt? Ein gefährliches, ein böses Land!“ Kann einem Schauspieler überhaupt ein größeres Lob gespendet werden?

Neben Ekhof wird in der Dramaturgie Madame Hensel gefeiert. Sie hatte den Anlaß zur Gründung des Nationaltheaters gegeben; hinter ihr stand ihr Liebhaber, der Kaufmann Seiler, der in Verbindung mit noch ein paar Großkaufleuten das Theater finanziert hatte. Sie war die Primadonna des Theaters und fühlte sich als solche. Sie

wollte gefeiert werden und wollte vor allem spielen. Ihre Stellung als Geliebte Seilers hätte bei ihrer Rollenwut für das Theater noch gefährlicher werden können, wenn sie nicht zufälligerweise wirklich ein überragendes Talent gewesen wäre. „Sie ist eine der besten Aktricen, welche das deutsche Theater jemals gehabt hat," sagt Lessing von ihr anläßlich der Beurteilung des Stückes „Olint und Sophronia" von Cronegk. „Ich glaube, die Liebeserklärung, welche sie dem Olint thut, noch zu hören," fährt er dann fort, „wie frei, wie edel war dieser Ausbruch, welches Feuer, welche Inbrunst beseelten jeden Ton! Mit welcher Zudringlichkeit, mit welcher Überschwenglichkeit sprach ihr Mitleid! Mit welcher Entschlossenheit ging sie auf das Bekenntnis ihrer Liebe los! Aber wie unerwartet, wie überraschend brach sie auf einmal ab und veränderte auf einmal Stimme und Blick und die ganze Haltung des Körpers, da es nun darauf ankam, die dürren Worte ihres Bekenntnisses zu sprechen. Die Augen zur Erde geschlagen, nach einem langsamen Seufzer in dem furchtsamen, gezogenen Ton der Verwirrung, kam endlich: ‚Ich liebe dich, Olint —' heraus, und mit einer Wahrheit! Auch der, der nicht weiß, ob die Liebe sich so erklärt, empfand, daß sie sich so erklären sollte." Und noch eine andere Anmerkung Lessings über sie sei hierher gesetzt. Er schildert sie in einer Scene, in der sie zu sterben hat, und sagt: „Besonders hat mich ein Zug außerordentlich überrascht. Es ist eine Bemerkung an Sterbenden, daß sie mit den Fingern an ihren Kleidern oder Betten zu rupfen anfangen. Diese Bemerkung machte sie sich auf die glücklichste Art zu nutze; in dem Augenblicke, da die Seele von ihr wich, äußerte sich auf einmal, aber nur in den Fingern des erstarrten Armes, ein gelinder Spasmus; sie kniff den Rock, der um ein weniges gehoben ward und gleich wieder sank; das letzte Aufflackern eines verlöschenden Lichts; der jüngste Strahl einer untergehenden Sonne. — Wer diese Feinheit in meiner Beschreibung nicht schön findet, der schiebe die Schuld auf meine Beschreibung: aber er sehe sie einmal!"

Es giebt noch eine andere Stelle in der Dramaturgie über die Hensel, die wir nicht unterschlagen dürfen, weil sie für das ganze Unternehmen folgenschwer werden sollte. Madame Hensel spielt in dem Stücke „Cenie" die Titelrolle; Lessing äußerte sich folgendermaßen: „Cenie ist Madame Hensel. Kein Wort fällt aus ihrem Munde auf die Erde, was sie sagt, hat sie nicht gelernt; es kommt aus ihrem eigenen Kopfe, aus ihrem eigenen Herzen. Sie mag sprechen oder sie mag nicht sprechen, ihr Spiel geht ununterbrochen fort. Ich wüßte nur einen einzigen Fehler; aber es ist ein sehr seltener Fehler, ein sehr beneidenswerter Fehler. Die Aktrice ist für die Rolle zu groß. Mich dünkt einen Riesen zu sehen, der mit dem Gewehr eines Kadetten exerziert. Ich möchte nicht alles machen, was ich vortrefflich machen könnte."

So unsinnig und komisch es klingt — durch diese Äußerung fühlte sich die Primadonna gekränkt. Lessings rührend bescheidene und in das höchste Lob gekleidete Anspielung auf ihre Rollensucht veranlaßte sie, gegen den Dramaturgen vorzugehen. Man stellte Lessing gleichsam vor ein Strafgericht. Der Geldmann Seiler, der die Hensel später heiratete und selbst eine Theatertruppe leitete, wurde von seiner Geliebten gegen Lessing mobil gemacht; die Folge davon war, daß Lessing in der Erkenntnis dieses unwürdigen Theaterzustandes einfach mit der Kritik über die Schauspieler aufhörte und sich nur an die litterarische Würdigung der Stücke hielt. Mit ein paar bitteren Worten kennzeichnet er die freche Eitelkeit gewisser Schauspieler und rechtfertigt damit sein Thun. Wenn drei Viertel der Hamburger Dramaturgie kein Wort über die Darstellung enthalten und wir auf diese Weise um einen unschätzbaren Reichtum geprellt sind, so danken wir dies der lächerlichen Überhebung einer ränkesüchtigen Komödiantin, die trotz ihrer schauspielerischen Bedeutung sich damit ihr eigenes Urteil gesprochen hat. Die gefährlichste Rivalin der Hensel war Madame Brandes, die in tragischen Rollen Ausgezeichnetes leistete.

Bevor das Hamburger Nationaltheater völlig verkrachte, gab es noch ein litterarisches Ereignis: die Aufführung von Lessings Soldatenstück „Minna von Barnhelm". Schauspiel und Dichtkunst feiern gleich große Triumphe, obwohl dies specifisch preußische Stück in Hamburg nicht in der Weise einschlug wie in Berlin.

Nach einem Stich von Seb. Mansfeld.

Am 28. September des Jahres 1767 war „Minna von Barnhelm“ in Scene gegangen. Am 4. Dezember mußte sich die Gesellschaft nach Hannover begeben, da die Hamburger Einnahmen den Etat nicht mehr deckten. Im Mai 1768 kommt man freilich nach Hamburg wieder zurück, doch die Zustände sind unhaltbar geworden. Ein geistlicher Theaterstreit, in dem der durch Lessing berühmt gewordene Pastor Goeze das große Wort führt, entzieht vollends dem Theater den Besuch. Was half es, daß der junge Schröder nach Hamburg berufen wurde, die Geschäfte wurden immer schlechter, das Publikum immer teilnahmloser, und Ballett und banale Schwänke vermochten auch nicht mehr das erloschene Interesse für das Theater zu wecken. Im April 1768 schließt Lessing seine Dramaturgie.

Im Schlußaufsatz apostrophiert er das Publikum mit folgenden Worten: „Wenn das Publikum fragt: ‚Was ist denn nun geschehen?‘ und mit einem höhnischen nichts sich selbst antwortet, so frage ich wiederum: ‚Und was hat denn das Publikum gethan, damit etwas geschehen konnte?‘ Auch nichts; ja noch etwas Schlimmeres als nichts. Nicht genug, daß es das Werk nicht allein nicht befördert, es hat ihm nicht einmal seinen natürlichen Lauf gelassen: über den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutsche noch keine Nation sind! Wir sind noch immer die geschworenen Nachahmer alles Ausländischen.“

Wenn Lessing entmutigt und verbittert seine Dramaturgie schloß, so war er sich in seiner fast demütigen Bescheidenheit nicht bewußt, was er für die Entwickelung des deutschen Theaters geleistet hatte. Er hatte der Dicht- und Schauspielkunst neue Wege gewiesen; als erster litterarischer Kritiker großen Stils, als schaffender Künstler, der in einer Zeit des Verfalls und Überwucherns ausländischer Kunst ein so ausgezeichnetes Theaterstück wie die „Miß Sara Sampson“ und das unerreichte klassische deutsche Lustspiel, die „Minna von Barnhelm“, geschrieben hatte. „Ich bin kein Dichter,“ sagt er in seinem berühmten Schlußbekenntnis der Dramaturgie und fügt die denkwürdigen Worte hinzu: „Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft sich emporarbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt; ich muß alles durch Druckwerk und Röhren aus

mir herauspressen.“ Wir lassen die Frage von Lessings dichterischen Qualitäten hier unentschieden, aber soviel wissen wir, daß nur ein Künstler solche Worte niederschreiben konnte, daß sie nur im Herzen des reinsten Menschen wachsen konnten.

Lessing ist für das deutsche Theater der Erzieher und Wiedererwecker gewesen; für die Entwickelungsgeschichte der deutschen Bühne ist kein Name bedeutungsvoller als der seinige. Trotz seiner und Ekhofs war das erste deutsche Nationaltheater verkracht, aber die deutsche Schauspiel- und Dichtkunst, die in hundertjährigen Schlaf versunken war, wurde durch sie zu neuem Leben, zu ungeahnter Blüte gebracht.

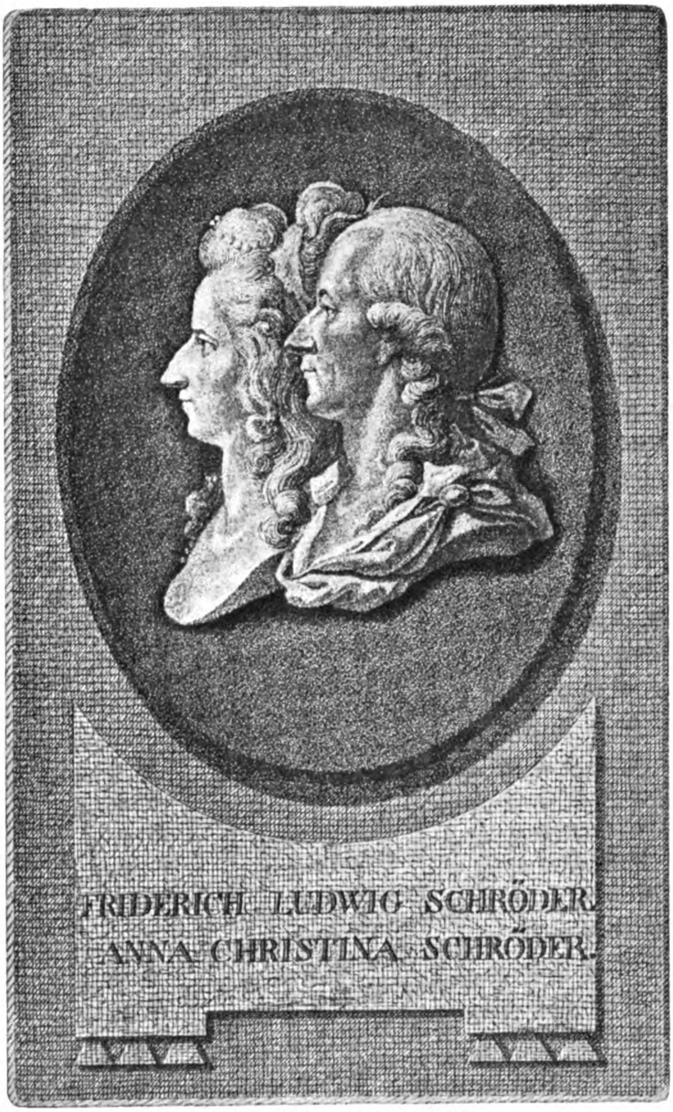
Der Gothaische Taschenkalender oder genauer gesagt das „Taschenbuch für die Schaubühne auf das Jahr 1775“ konnte über das Hamburger Unternehmen die denkwürdigen Worte schreiben: „Dies war unstreitig das glänzendste Alter des deutschen Schauspiels. Nie sah man mehr gute Schauspieler in Deutschland zusammen, und das wetteifernde Spiel derselben, das strenge und gerechte Parterre, die weisen Anstalten der Unternehmer, der Aufwand, den sie auch in dem Äußerlichen machten; was konnte man da nicht hoffen! Aber das hieß sich zu viel Wärme und Anteil vom Publikum versprechen.“ Und über Lessings Dramaturgie sagt das Taschenbuch: „Ja, Lessing unterzog sich des Amtes eines Dramaturgen: hieraus entstanden die fürtrefflichen Abhandlungen und Kommentarien, die unter dem Namen der ‚Hamburgischen Dramaturgie‘ Gesetz und Magazin für alle nachherigen Dramaturgien geworden sind.“ Dem Theaterkalender des angeführten Jahres sei noch aus einem an Ekhof gerichten Hymnus folgende wohlgemeinte Strophe entlehnt:

Wärst du in London das, was du in Deutschland bist,
Wo jede Kunst geehrt und keine dürftig ist,
Du zähltest wahrlich mehr Guineen,
Als wir in Deutschland Narren sehn,
Und, statt daß dir dereinst dein Deutschland kaum vergönnt,
Daß dich ein Grabstein deckt und man dich selig nennt,
So würdest du dort da dein Grabmal kriegen,
Wo Könige bei Philosophen liegen.

Der verkrachten Bühnenmitglieder der Hamburger Entreprise nahm sich in väterlicher Fürsorge Ackermann an, der in seinen alten Tagen noch einmal Theaterunternehmer wurde. Er führte die Gesellschaft zunächst nach Hannover und von da nach Braunschweig. Das Hannoversche Intermezzo sollte für die Theatergeschichte insofern von Bedeutung werden, als hier der junge Iffland seine ersten und unvergeßlichen Eindrücke empfing. Freilich konnte das Ackermannsche Unternehmen in Hannover nicht von langem Bestande sein. Ackermann hatte in seiner derben und zugreifenden Art es nicht verstanden, sich mit dem Statthalter von Hannover gut zu stellen. Seinen Konflikt benutzte der Hamburger Kaufmann Seiler, um den alten Bühnenveteran, der gerade in Braunschweig ein Gastspiel absolvierte, gleichsam auszumieten und sich selbst für Hannover ein königliches Privileg zu verschaffen. Seiler, der ganz vom Theaterteufel besessen war, fügte Ackermann aber noch einen viel schlimmeren Tort zu. Er machte ihm seine besten Mitglieder, in erster Linie Ekhof abspenstig. Niemand war über diese scheinbare Felonie empörter als Ackermanns Stiefsohn Schröder. Wenigstens spielte Schröder den Entrüsteten, obwohl er Ekhofs psychologische Motive aufs genaueste kannte. Er wußte oder mußte es wissen, daß es die Wirkung seines eigenen Benehmens war. Schröder war von der ersten Stunde an Ekhof feindselig entgegengetreten, und je mehr er sich fühlte, desto anmaßender und verbitterter wurde er gegen Ekhof. Er sah in ihm den Mann, der ihm im Wege stand, dessen Autorität ihn drückte und sein Vorwärtskommen hinderte; er verlachte ihn als Regisseur und verstieg sich bis zu der Keckheit, daß er eines Tages Ekhof mit den Worten apostrophierte: „Wir wollen einmal sehen, wer die meisten Fehler in seinem Fache begeht, ob ich in Bedienten- oder Sie in Charakterrollen. Von heut an schreibe ich jeden Ihrer Fehler auf, belausche also jeden Abend Ihr Spiel; thun Sie mit mir ein gleiches, und nach einem Monat wollen wir Abrechnung halten.“

Was Ekhof für einen frechen Scherz gehalten, war Schröder bitter Ernst gewesen. Thatsächlich verfolgte er mit angestrengter Aufmerksamkeit bei allen Proben und Aufführungen Ekhofs Spiel; jeden Fehler, den er entdeckt zu haben glaubte, notierte er, und jedesmal kam er Ekhof, sobald dieser die Scene verließ, mit dem Notizbuch in der

Hand entgegen, um seine Korrekturen an den Mann zu bringen. Niemand hatte Schröders Talent von Anfang an freudiger anerkannt als gerade Ekhof; sich von diesem Jüngling jedoch meistern zu lassen, überstieg das Maß seiner Geduld. Ackermann mußte mit seiner ganzen soldatischen Strenge dem Stiefsohn entgegentreten, um es zu hindern, daß Ekhof sofort seiner Truppe den Rücken kehrte. Aber das Verhältnis zwischen dem älteren und anerkannten Meister und dem, der sein größerer Nachfolger auf der deutschen Bühne werden sollte, war brüchig geworden; und als Ekhof in Braunschweig als Richard III. und Tellheim von einem Schwarm wilder Offiziere, mit denen Schröder viel verkehrte, beinahe, wie es in der Theatersprache heißt, angeblasen wurde, da glaubte er diese beleidigende Kränkung auf niemand anders als seinen Rivalen zurückführen zu sollen. Wir gehen wohl schwerlich in der Annahme fehl, daß gerade Schröders Benehmen Ekhof veranlaßte, bei Seiler Engagement anzunehmen.



Nach einem Stich von D. Berger (1790).

Auch der Seilerschen Truppe, in der Ekhof sofort wieder in die führende Stellung trat, wollte das Glück nicht lächeln. Als Seiler schließlich nicht mehr Gage zu zahlen vermochte, mußte Ekhof in all dem Jammer und Elend die Direktion übernehmen. Er brachte die Gesellschaft nach Weimar, wo Nicolai, als er ihn zum erstenmal sah, sein Urteil in die Worte zusammenfaßte: „Garrick kann kaum mehr sein als er.“ Als 1772 Lessings „Emilia Galotti“ herauskam und Ekhof als Odoardo die höchsten Triumphe feierte, wies er die Anerkennung Nicolais an die Adresse des Dichters zurück, dem er alles schulde.

Zwei Jahre später brannte das Theater in Weimar ab, und die Seilersche Truppe — Seiler hatte, nachdem Ekhof die Verhältnisse geordnet, die Direktion wieder übernommen — war von neuem heimatlos geworden. Der Gothaische Hof bot ihr Asyl an. Seiler hielt es in Gotha nicht lange aus, während die ersten Mitglieder, Ekhof an der Spitze, in dem Bedürfnis nach endlicher Ruhe und Seßhaftigkeit zurückblieben.

Der Gothaische Hof, der an den Aufführungen Gefallen gefunden hatte, gründete nun das erste deutsche Hoftheater und ernannte Ekhof zum artistischen Direktor.

Die drei letzten Jahre seines Lebens verblieb Ekhof in dieser Stellung. Er übte auf die heranwachsende Schauspielergeneration einen nicht abzuschätzenden Einfluß aus. Männern wie Schröder, Beil, Beck und Iffland ist er der größte Lehrer und Wegweiser gewesen, aber bedeutsamer als auf die einzelne Individualität hat er auf den schauspielerischen Stil eingewirkt.

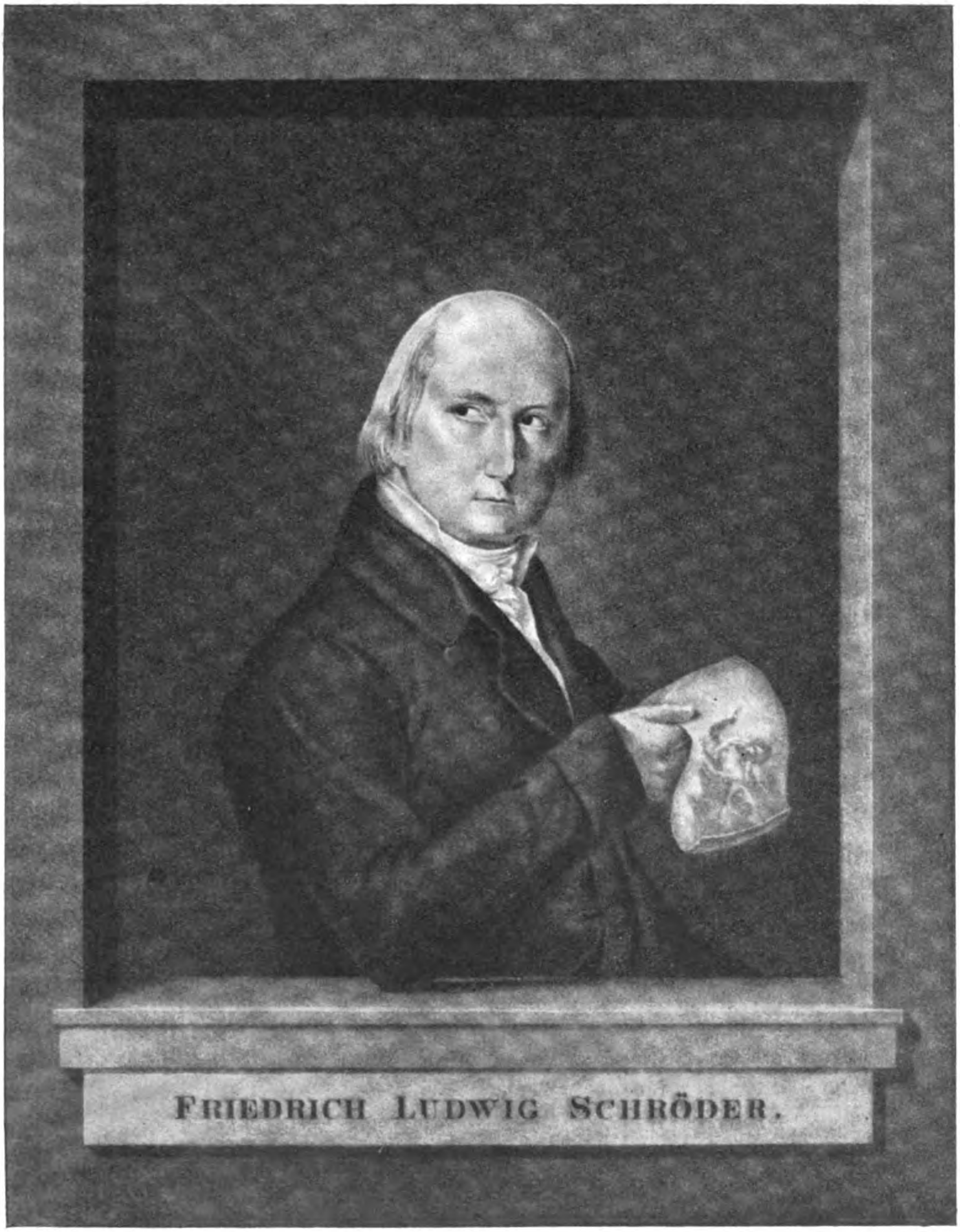
Kochs und Döbbelins Direktionen in Berlin, von denen später noch zu berichten sein wird, standen unter seinem Zeichen, da die Hauptmitglieder ihrer Truppen den künstlerischen und persönlichen Einfluß Ekhofs lange genug empfunden und sein Kunstprincip ihnen geradezu ins Blut übergegangen war.

Nach der Auflösung des Gothaischen Hoftheaters, die bald nach Ekhofs Tode erfolgte, gingen die Hauptmitglieder nach Mannheim, um auch hierher Ekhofsche Art zu verpflanzen. Von Mannheim aus wurde Iffland, der Ekhofs gelehrigster und begeistertster Schüler gewesen war, zum Direktor der Berliner Hofbühne berufen. Aber auch Ekhofs persönlichster Widersacher und strengster Kritiker, Schröder, hat von niemand so viel angenommen als von ihm. Seine Direktionen in Hamburg und Wien legen davon Zeugnis ab. Fügt man noch hinzu, daß die ersten Theatergründungen der Höfe zu Weimar, Gotha, Schwerin, ferner daß die Entreprise des Hamburger Nationaltheaters unter Ekhofs Führung in Scene gesetzt wurde, so kann man sich ungefähr eine Vorstellung von seiner umfassenden Bedeutung und Geltung machen.

Lessing ist nicht der einzige Lobredner seines Ruhms gewesen, alle bedeutenden Zeitgenossen, die sich mit dem Theater beschäftigten, von Schröder bis zu Iffland und Fleck, von Lessing bis zu Schink, Nicolai und Engel, sind über seine Größe einig. Im Jahre 1777 wurde ihm noch eine besondere Ehrung zu teil. Er wurde als einziger Künstler nach Weimar eingeladen, um bei einer Dilettantenaufführung des Hofes neben dem Herzog, dem Prinzen Konstantin und Goethe mitzuwirken. Wenige Monate vor seinem Tode legte Ekhof die Erkenntnisse seines Lebens und sein letztes Vermächtnis in einem Briefe an Schröder nieder. Es ist die beste Charakteristik für den Mann, daß er alle persönlichen Anfeindungen, die er von dem Rivalen erfahren, in dem Augenblicke vergaß, wo es sich um seine letzte große Aufgabe handelte. Persönlicher Zwist trat zurück, wenn die Hebung seines Standes, wenn überhaupt die Kunst in Frage kam. Schröder war der Mann, den er als Künstler am höchsten wertete, von Talents wegen sein Nachfolger und daher auch der natürliche Vollstrecker seines letzten Willens. „Ich sehe aufs Ganze und lasse mich durch die Individuen nicht abschrecken. Ich möchte gar zu gern noch einen guten Gedanken mehr in die Grube nehmen,“ heißt es in dem Briefe. Und nun entwickelt er seinen Plan einer allen deutschen Schauspielern gemeinsamen Pensions- und Witwenkasse. Diese Pensionskasse sollte nach seiner Aussage nur ein entfernter Schritt zu einem viel weiteren Ziele sein; er wollte den Schauspielerstand in einen Bund vereinigt sehen, der ihn befähigte, seine Standesehre nach außen hin geltend zu machen; er dachte dabei an den Orden der heiligen Genoveva, der diese Aufgabe für die französischen Schauspieler erfüllt hatte. Die Statuten dieses Ordens hatte er sich verschafft und emsig studiert; er ging von der Voraussetzung aus, daß die Furcht seiner Kollegen vor einem kummervollen und dürftigen Alter der mächtigste Hebel für die Verwirklichung seines fürsorglichen Planes werden müßte. Mit diesem tröstlichen Gedanken, erfüllt von der Hoffnung, die socialen Bedingungen seines Standes zu heben und menschenwürdig zu gestalten, beschloß er ein Leben, das ein großartiger Zug von Reinheit und Kunstfreudigkeit beherrscht hatte.

* * *

Im Jahre 1740, in welchem Friedrich II. den Thron bestieg, war Ekhof als ein unbekannter, junger Mensch in die Schönemannsche Truppe eingetreten. Damals spielte in Berlin in einer Bude am Dönhoffsplatz ein Bandenführer Namens Hilferding; im Köllnischen Rathaus assistierte ihm ein gewisser Eckenberg. Beide führten die unglaub-



Nach dem Gemälde von S. Bendixen.

lichsten und rohsten Spektakelstücke vor. 1742 eröffnete der König das von ihm neu erbaute Opernhaus; galt doch sein ganzes Interesse der Musik; daneben durfte eine französische Gesellschaft im königlichen Schlosse, wo ihr eigens eine kleine Bühne errichtet war, Vorstellungen geben. In dem nämlichen Jahre erschien Schönemann auf königlichen Befehl mit seiner Truppe in Berlin, um Eckenberg im Köllnischen Rathause abzulösen. Die preußische Residenzstadt zählte damals neunzigtausend Einwohner. Ekhofs Gehalt betrug täglich etwa fünf Silbergroschen; dies war am Anfang seiner Carriere; am Schlusse seiner Laufbahn als Direktor des Gothaer Hoftheaters erhielt er pro Tag 1 Thaler und

21½ Silbergroschen. Schönemann, der von der Neuberin kam, den litterarischen Umschwung mitgemacht hatte und sich mit Fug und Recht trotz seiner Beschränktheit für einen modernen Mann halten konnte, machte in Berlin Fiasko. Die guten Berliner waren weder für Herrn Gottscheds „Cato“ noch für Gellerts Schäferspiele, ebensowenig für die ernstere Muse des Herrn Elias Schlegel zu haben. Sie atmeten ordentlich auf, als Herr Schuch aus Wien in einer Bude am Gendarmenmarkt ihnen den Hanswurst wieder brachte. Die Harlekinaden machten in Berlin volle Häuser, und Franz Schuch junior, der das Theatergeschäft des Vaters übernommen, konnte in der Behren-Straße einen eigenen Musentempel erbauen. Nun sollte auch für Berlin die Stunde schlagen, in der der Hanswurst endgültig zum Teufel gejagt wurde. Ein Schauspieler, der für die Entwickelung des Berliner Theaters nicht unbedeutend wurde, kam zur Schuchschen Truppe. Er hieß Theophil Döbbelin, hatte ebenfalls bei der Neuberin begonnen, darauf in der Ackermannschen Truppe gespielt, war als Theaterdirektor in Weimar verkracht und hatte dann wieder bei Ackermann Unterschlupf gefunden. Hier hatte er Lessings und Ekhofs Namen mit Ehrfurcht nennen hören, und als ein ungemein geschickter und geschäftstüchtiger Mensch hatte er die Entwickelung dieser beiden Männer aufmerksam verfolgt; er war ein geriebener Theaterfuchs, der die Zeitströmung gleichsam roch und darauf seine Spekulationen gründete. Dem inneren Wesen Lessings und Ekhofs stand er vollkommen fern. Er war ein polternder pathetischer Komödiant, der die Theorie der beiden Meister lobte, aber in seiner Praxis als Schauspieler das Gegenteil befolgte. Und dennoch besaß dieser Mann eines unzweifelhaft: die Fähigkeit, die Zeitumstände sich nutzbar zu machen. Bald übernahm er selbst in Berlin eine Direktion und brachte Lessings „Minna von Barnhelm“ mit solchem Erfolg heraus, daß er dies beste Lustspiel unserer Litteratur innerhalb von zweiundzwanzig Abenden neunzehnmal hintereinander spielen konnte. Obwohl Lessing Döbbelin mit den Worten von seinen Rockschößen abschüttelte: „Wenn das deutsche Theater durch ihn emporkommen soll, so helfe ihm Gott,“ kann man doch nicht leugnen, daß seine Propaganda für die neue Kunst, für Lessings litterarischen Ruhm höchst wirksam gewesen ist.

Charlotte Ackermann.
Nach einem Gemälde in Privatbesitz.

Die Entwickelung des Berliner Theaters macht jetzt rapide Fortschritte. Döbbelins Direktion wurde von der des alten, bereits öfter erwähnten Theater-Praktikers Koch 1771 abgelöst. Im Gegensatz zu Döbbelins rein äußerlicher und mehr in klugen Geschäftskniffen begründeter Anteilnahme hatte der alte Koch ein wirkliches Verhältnis zu der Entwickelung der Dinge; ihm war Lessings Kunst eine Herzenssache, er hatte ihre ersten Anfänge bei der Neuberin, bei der auch er als junger Student begonnen und als treuester Vasall ausgehalten, mitgemacht, er hatte Lessings weiteren Werdegang dann mit dem thatkräftigsten Interesse beobachtet. Und wenn er auch in seinem Charakter nicht ganz einwandsfrei gewesen zu sein scheint — wir erinnern uns seiner Intrigue gegen Ekhof —, so war er doch ein so gewiegter, feiner Kenner des Theaters, daß er die künst-

lerischen Principien Ekhofs, der acht Jahre unter seiner Leitung gespielt hatte, ganz zu den seinigen gemacht hatte. Das kam der Berliner Schauspielkunst in nicht geringem Maße zu gute. Außerordentlich wurde er in seiner Thätigkeit durch seine zweite Frau Christiane Henriette unterstützt. Sie war eine der vielseitigsten Schauspielerinnen, gleich erfolgreich im Sing- und Lustspiel, wie in der Tragödie großen Stils.

1756 hatte Koch die „Miß Sara Sampson“ in Leipzig herausgebracht, und mit diesem Stück eröffnete er auch sein Theater in Berlin, um im folgenden Jahre den Berlinern die Premiere der „Emilia Galotti“ vorzuführen. Damit war die preußische Residenz Litteratur- und Theaterstadt geworden, und als er dann ein Jahr darauf als erster Theaterdirektor in Deutschland Goethes „Götz“ inscenierte, stand Berlin in Wahrheit schon mit im Vordertreffen des litterarischen Kampfes. Die Inscenierung von Goethes „Clavigo“ ist Kochs letzte bedeutende Regiethat; 1775 starb er, zweiundsiebzig Jahre alt. Es geht ein tragischer Zug durch das Leben dieser alten Komödianten; ihr Ende ist so oft von Leid und Kummer durchsetzt. Auch Kochs letzte Lebenszeit wurde, wie der Gothaer Taschenkalender aus dem Jahre 1776 verzeichnet, durch die Kabalen jüngerer Schauspieler verbittert. Der Kalender fügt an dieser Stelle noch eine verschämte Rüge hinzu; er spricht von der bis zur Verschwendung gestiegenen Gage der meisten Truppen und begründet seinen Tadel damit, daß Kochs erste Sängerin in einer Woche auf ein Spielhonorar von 17½ Thalern kam, abgesehen von ihrer 14 Thaler betragenden Gage. Freilich im Vergleich zu Ekhofs kargem Einkommen muß uns diese nach heutigen Begriffen lächerlich geringe Entschädigung einer Primadonna bereits hoch erscheinen.

Dorothea Ackermann.
Nach einem Gemälde in Privatbesitz.

Nach Kochs Tode kommt wiederum Döbbelin an die Oberfläche. Er beherrscht das Berliner Theaterleben der nächsten Jahre und sucht es auf einer litterarischen Höhe zu halten. Der ehemalige Student hat eine gewisse litterarische Eitelkeit, mehr Bildungsdünkel als Bildungstrieb. Er will seinen Namen mit dem der Litteraturgrößen verknüpft sehen. Unsterblichkeitsideen umgaukeln diesen Komödianten, vielleicht auch, um es milder auszudrükken, eine dunkle Sehnsucht nach dem wahrhaft Großen, das seiner eigenen Natur versagt war. 1781 richtet er Lessing die Totenfeier, die auf die Berliner nach einem Berichte der Vossischen Zeitung einen nachhaltigen Eindruck machte. Zwei Jahre später brachte er als Trumpf seiner Lessingverehrung den „Nathan“ auf die Bühne. Ein unerhörtes Wagen, wenn man an des Dichters Bekenntnis denkt. Hundert Jahre würden ins Land gehen, hatte Lessing gemeint, ehe eine Bühne für den „Nathan“ sich finden würde. Der „Nathan“ fiel durch, aber der Bann war gebrochen.

Döbbelin war nicht der Mann, um bei seiner Lessingbegeisterung stehen zu bleiben. Im Todesjahre des Dichters der „Minna von Barnhelm“ kamen Schillers „Räuber“ heraus. Aber bereits vor den „Räubern“ hatte Shakespeare unser deutsches Theater erobert, im letzten Viertel des Jahrhunderts

die Geister in Bewegung gesetzt und der Bühne einen Urquell frischen Blutes zugeführt. Als Döbbelins Vorgänger in Berlin den „Götz“ herausbrachte, da konnte er ihn schon bombastisch ankündigen als ein epochemachendes Werk nach Shakespearischem Geschmack.

Nach einem Stich aus dem Gothaischen Theater-Kalender auf das Jahr 1779.

Wie kam der gute Koch dazu, den Berlinern Shakespeare als ein unerreichtes Theaterideal vorzuhalten, und welch äußerer Anlaß war für Döbbelin vorhanden, schon 1775 den „Othello“ und 1777 den „Hamlet“ zu inscenieren? Es ist klar, daß die Erkenntnis von Shakespeares Genie weder auf Kochschem noch Döbbelinschem Acker gewachsen sein konnte.

Der Mann, der Shakespeare aufs Theater brachte und damit eine Theaterrevolution größten Stils heraufbeschwor, war niemand anders als Ludwig Schröder. Es ist bereits an einer anderen Stelle gesagt worden, daß er in der Entwickelungsgeschichte des deutschen Theaters das Erbe Ekhofs antrat; es kann hinzugefügt werden, daß er mit der Einführung Shakespeares Lessings Mission vollendet hat. Er ist nach einem Worte Laubes neben Lessing der wichtigste Mann für die Begründung unseres Theaters, vielleicht der größte Schauspieldirektor, den die Deutschen je gehabt haben.

Im Zusammenhang mit Ekhof ist von Schröders selbstherrlichem Wesen, seiner anmaßenden Keckheit, seiner ungebändigten Art die Rede gewesen. Er gehört zu jener eigenartigen Species der frechen Genies, für die schon in frühester Jugend der Satz: Respekt ist ein verlorener Posten, zum Glaubensbekenntnis wird. Aber ganz so einfach liegt bei Schröder die Sache doch nicht. Die Entwickelung seines Wesens, die stürmische Verwegenheit einer von Kraft und Selbstgefühl strotzenden Jugend ist zum nicht geringen Teil die psychologisch bedingte Folge eines seltsam verschlungenen Werdeganges. Wir haben bereits auf das merkwürdige Zusammentreffen seiner Mutter mit dem jungen Ekhof hingewiesen und erwähnt, daß die Schröder, bevor sie mit Ekhof zum Theater ging, sich von ihrem Manne, einem Berliner Organisten, getrennt hatte und mühselig in Hamburg von Stickereien sich ernährte. Eines Tages aber — die Schröder war etwa drei Jahre beim Theater — besuchte sie der liebenswerte Gatte, der vermutlich ein Bruder Liederlich gewesen ist. Das Zusammenleben war nur ein sehr kurzes; nach bitteren Auseinandersetzungen trennten sich die Eheleute unversöhnter denn je. Die Folge ihrer für ein paar Monate erneuten Ehe war die Geburt Ludwig Schröders. Die Schröder, die ihren Sohn zuerst mit herzhaftem Humor begrüßt hatte, empfand ihn auf ihrem fahrenden Komödiantenleben bald als eine Last. Auch für ihre neue Ehe mit Ackermann war das arme Würmchen gerade keine erwünschte Zugabe. So wurde für sie der kleine Ludwig allmählich ein neues Kreuz aus ihrer ersten unglückseligen Ehe. Auf allen Wanderfahrten wird der Junge mitgeschleppt. Als dreijähriges Kind betritt er in Petersburg zum erstenmal die Bühne und stellt in einer artigen und gutgemeinten Prologdichtung der Mutter die Unschuld dar. Es wird erzählt, daß er mit ein paar Worten die Hörer so bewegt habe, daß die Kaiserin Elisabeth das Kind zu sich kommen ließ. Die Truppe führt ein wahres Zigeuner- und Nomadenleben. Der kleine Kerl zieht überall mit, von Petersburg nach Moskau, von Moskau nach Warschau, und in dieser jammervollen Erziehung zwischen Coulisse, Landstraße und Großstadt wird er gepufft, geschlagen,

gestoßen, getreten und zu den erniedrigendsten Diensten verwandt; überall ist er den Eltern im Wege, und der soldatische Ackermann hat eiserne Erziehungsgrundsätze. Wenn der Junge sich muckst oder ungehorsam ist, giebt es keine Strafe, die grausam genug ist. So läßt der Vater ihn stundenlang auf Erbsen knien.

Der kleine Ludwig atmete wie erlöst auf, als ihn die Eltern während des Warschauer Aufenthalts zu den Jesuiten in die Schule gaben. Die Brüder finden Gefallen an dem verprügelten Kind, und als am Tage der Abreise Ludwig zu ihnen flieht, beschließen sie, das Kind zu verbergen, den Eltern vorzuenthalten und für den geistlichen Beruf zu erziehen. Das mißlingt, die Eltern spüren den Knaben mit Hilfe eines Schauspielers ihrer Truppe auf und nehmen ihn nach Deutschland zurück. Er wird im Collegium Fridericianum zu Königsberg untergebracht; hier macht er die tollsten Streiche, um schließlich davongejagt zu werden, da die Eltern infolge des ausgebrochenen Siebenjährigen Krieges die Pension nicht weiter entrichten können. Ein alter Flickschuster, der das verödete Theater seiner Eltern beaufsichtigt, nimmt sich seiner an; er muß nun mit Pech und Pfriemen arbeiten und lernt zwischen Frost und Hunger Branntwein trinken. In das Elend des verlumpten Kindes, dessen Stolz trotz aller Erniedrigung nicht zu bändigen ist, und dessen aufgespeicherte Kraft sich in tollkühnen, verbrecherischen Handlungen Luft macht, dringen doch ein paar Sonnenstrahlen, die seine jammervolle Jugend gleichsam vergolden. In seinen freien Minuten schleicht sich der verbitterte und mißtrauische Knabe auf die verödete Bühne der Eltern und schreit in wilden Deklamationen seinen Schmerz in den leeren Zuschauerraum, oder er übt sich in grotesken Balletten eigener Erfindung als Tänzer.

In diesen seltsamen Anfängen seiner Bühnenlaufbahn, die sein Phantasieleben ganz eigenartig befruchteten, wäre er vielleicht verkümmert, wenn nicht eine edle Frau sich seiner angenommen hätte. Es war dies die Frau eines brutalen Seiltänzers Namens Stuart, die aus einer vornehmen Familie Kopenhagens stammte und von ihrem Manne entführt worden war. In Schröders Kindheit stellt sie die gütige, goldene Fee dar; ihre Schönheit, ihre Anmut, ihr Leid verzauberten und verklärten des Kindes trostlose Jugend; sie unterweist ihn in der Musik und in den Sprachen, und während der Junge verwegene Equilibristenkunststücke von ihrem Manne erlernt, nimmt die junge Frau

Brockmann als Montalban in „Lanassa“.
Zeichnung von H. Lesler nach Joseph Hickel.

staunend wahr, mit welcher Genialität und Empfänglichkeit dieses Kind gleichsam spielend Kenntnisse errafft.

Als der Junge vierzehn Jahre alt war, erinnerten sich die Ackermanns seiner Existenz; er traf mit ihnen in der Schweiz zusammen und wurde bald der Truppe unentbehrlich. Wo man ihn hinstellte, war er am Platze, aber Gehorsam, Ehrfurcht und Disciplin kannte er nicht, er war wild und aufsässig und von einem grimmigen Zorn gegen die Eltern erfüllt, die sich wie eines aussätzigen Hundes seiner entledigt hatten. Die Ackermanns hatten ein stilles Grauen vor ihm; es schien, als ob er ihnen für all das ihm angethane Leid eine Zuchtrute schlimmster Art werden sollte. Der Junge fühlte sich indessen urwohl in dem neuen Schauspieler- und Vagabundenleben, erkannte bald seine Unentbehrlichkeit als Tänzer, Maschinist, Theaterarbeiter und Schauspieler. Er war das frechste und ungezügeltste Mitglied der Truppe. Der große, breitschulterige Ackermann war dem Jüngling gegenüber machtlos.

Und auf was für Abwege geriet damals Ludwig Schröder! Er gerierte sich als Grandseigneur, machte Spielschulden, schlich sich, kaum siebzehn Jahre alt, wie ein abgefeimter Verbrecher in das Schlafzimmer des Stiefvaters, um dessen Schatulle zu erbrechen. Ackermann erwacht, und der Bengel bleibt kalten Blutes, ohne sich zu regen, noch eine volle Stunde im Zimmer, bis der Alte wieder eingeschlafen ist und er ungestört seinen Diebstahl ausführen kann. Am folgenden Tage bestiehlt er seine Mutter; man überführt ihn, und er erklärt es kaltblütig für sein gutes Recht, sich nach eigenem Gutdünken für seine Dienste bezahlt zu machen. Er gerät mit Ackermann in unzählige Konflikte. In Braunschweig zieht er den Degen gegen ihn und wird von dem Herzog in Ketten geworfen. Dennoch söhnt sich Ackermann immer wieder mit ihm aus. Es dämmert ihm, daß hinter all diesen Verderbtheiten eine über alles Ahnen große Seele schlummert; der alte Komödiant ist hingerissen von diesem überschäumenden Temperament, von dieser unsagbar reichen Persönlichkeit. Und andererseits: trotz aller heftigen Reibereien harrt Schröder bei den Eltern aus; er ist von der Vollkraft seiner Natur durchdrungen, er weiß, daß er seiner Familie in allen den kommenden Nöten unentbehrlich sein wird. Von seinem Verhältnis zu Ekhof haben wir gesprochen; wir glauben seine Gegnerschaft jetzt aus seinem Charakter, aus seinen Anlagen und seiner Entwickelung begreiflich gemacht zu haben. Ein Mensch wie er konnte gar nicht anders als aufsässig und brüsk Ekhof gegenübertreten. Ekhof war ja der einzige, der ihm im Wege stand, den er überwinden mußte, um sich durchzusetzen, aber auch der einzige, von dem er lernen konnte. Wer verstünde nicht die Rücksichtslosigkeit, den stürmischen Übereifer eines seiner genialen Kräfte sich bewußten Menschen, der eine solche Vergangenheit, eine solche Jugend hinter sich hatte! Niemand hat von Ekhof mehr angenommen als Schröder. An Ekhof ist Schröder groß geworden; die vorbildliche Kunst des Rivalen hat er mit Luchsaugen studiert; jeden Zug, jede Geste, jeden Tonfall hat er belauscht; mit dem Notizbuch und dem Bleistift in der Hand hat er allen Mängeln Ekhofs nachgespürt. Der größte Tadler Ekhofs war, es muß gesagt werden, sein innigster Bewunderer.

„Schröder hat einen halsbrecherischen Bildungsgang genommen, den er nur wagen konnte,“ sagt Eduard Devrient und giebt damit meisterhaft das innerste Wesen dieser Schauspielernatur wieder. Schröder gehört eben zu der Species von Genies, die im Fluge, mit einer Leichtigkeit, die erstaunlich ist, alles in sich aufnehmen. Das tiefsinnige Wort eines griechischen Philosophen: „Alles ist Erinnerung“, findet seine beste Anwendung auf den genialen Menschen; denn er erinnert sich im Gegensatz zum Alltagsmenschen mit einer tänzerischen Anmut auf alle Kulturen, die hinter ihm liegen.

Wir können nicht alle Stadien und Einzelheiten aus Schröders bewegtem Schauspielerleben hier wiedergeben, so anziehend, charakteristisch und fesselnd sie auch sein mögen. Nur die große Kulturaufgabe, die er auf sich genommen und so glänzend durchgeführt hat, soll hier noch näher gekennzeichnet werden, weil auf ihrer Lösung die Entwickelung des deutschen Theaters beruht. Schröder stellte in Hamburg die mustergültige deutsche Bühne her. Er war der vorbildliche Schauspieler, der führende Dramaturg und der bedeutsamste Regisseur, den das Theater des achtzehnten und, wie man getrost hinzufügen darf, das des neunzehnten Jahrhunderts gehabt hat;

er war mit einem Worte das Ideal eines Theaterdirektors. Gegen den Geschmack des Publikums und die Meinung der Kollegen hat er das Talent manches Schauspielers entdeckt und gefördert; nur an das Beispiel des berühmten Brockmann sei hier erinnert, den er wider die verbündete Meinung von Publikum, Kritik und Schauspielern durchsetzte. Er führte, und das ist vielleicht sein höchstes Verdienst, die deutsche Bühne von Lessing zu Shakespeare. Er probierte unablässig mit seinen Schauspielern, las ihnen vor Beginn die Stücke vor, besprach mit jedem einzelnen seine Rolle, machte es zum Princip, daß die ersten Künstler es nicht für beschämend hielten, auch kleinere Aufgaben zu lösen, und legte das Hauptgewicht seiner ganzen Thätigkeit auf die bedeutsame Gesamtvorstellung. Eine Dichtung im Geiste des Autors wiederzugeben, war das Ziel seiner Strebungen. Sein Fleiß war unermüdlich, sein anfeuerndes Beispiel wirkte fascinierend; er arbeitete, wie ein Schauspieler nie wieder gearbeitet hat. Der Schauspieler-Akademie Ekhofs gab er in seinen Veranstaltungen einen höheren und tieferen Sinn. Er las ihnen den Shakespeare und die tragischen Spiele der Alten vor, und an Sophokles und Euripides, Äschylos und Shakespeare schloß er Goethe an. Er zog zu diesen Vorlesungen verständige Theaterfreunde hinzu, die er sich als Apostel für eine edlere Auffassung des Theaters heranbilden wollte.

Als Direktor hielt er mit eisernem Willen auf Respekt und Ordnung. In seiner eigenen Familie konnte man davon ein Lied singen. Charlotte und Dorothea Ackermann, Schröders Stiefschwestern, ebenso anmutig

Brockmann als Hamlet.
Nach einer Handzeichnung Daniel Chodowieckis.

wie hervorragend begabt, hatten unter seiner Strenge nicht wenig zu leiden. Ja, der tragische Tod Dorotheas wurde von mancher Seite auf Schröders Despotismus zurückgeführt. Unablässig arbeitete er als Schauspieler an seiner Entwickelung. Der Tänzer der gewagtesten Pas machte zuerst Sensation in den Bedientenrollen Holbergs und Goldonis. Aber sein ganzer Ehrgeiz steuerte darauf los, tragische Charakterrollen auszu-

schöpfen. Sauer genug machten es ihm die Hamburger, die ihn nur von der komischen Seite kannten und an seinen Ernst nicht glauben wollten. Sie ließen ihn in seiner ersten Übergangsrolle als Marinelli in Lessings „Emilia“ vollkommen abfallen, und erst in einem Charakterlustspiel merkten die guten Leute, daß ein tragischer Schauspieler ersten Ranges vor ihnen stand. Sie waren gewohnt, in dem „Geizigen“ des Molière den Harpagon als eine rein lächerliche Figur aufzufassen; Schröder zeigte ihnen zum erstenmal, daß auch diese arme Menschenseele der tiefsten Tragik nicht entbehrt. In der Scene, wo dem Harpagon seine Schatulle gestohlen wird, erschütterte er die Zuhörer durch den Ausdruck des Schmerzes, von dem dieser arme Teufel gepackt wird.

Von Molière findet Schröder den Weg zu den höchsten Aufgaben der Schauspielkunst. Einen Ruhmestag in der Entwickelungsgeschichte unserer Bühne bildet der 20. September des Jahres 1776, an dem Schröder Shakespeares „Hamlet“ vorführt. Die Arbeiten der Stürmer und Dränger hatte er vorher schon dem Hamburger Publikum gezeigt und so den Boden für einen Naturalismus großen Stils gelockert. Es ist unzweifelhaft, daß Shakespeare schon vor Schröder in Deutschland gespielt worden ist; aber ebenso sicher ist es, daß erst Schröder den großen Briten zur Geltung brachte; erst durch seine Aufführungen machte Shakespeare bei uns in Deutschland Epoche. Seinem Beispiel folgten die übrigen Theaterleiter, und erst von diesem Zeitpunkte an bleibt Shakespeare dauernd im deutschen Repertoire. Nach der ersten Hamletaufführung, in der übrigens nicht Schröder, sondern Brockmann den Hamlet kreierte und damit seinen Ruf begründete, war die Bahn für Shakespeare frei. Schröder spielt dann selbst den „Lear“, den „Othello“, den „Hamlet“, der jetzt die Gastrolle aller Komödianten wird — auch Schauspielerinnen drängen sich nach der Rolle — mit einem Wort, alle großen Shakespearedramen bringt er auf die Bühne.

Brockmann als Hamlet.
Nach einem Stich Daniel Chodowieckis (Hamlet III, 9).

So glänzend seine Carriere als Schauspieler wird, so groß sind die Schwierigkeiten, mit denen er als Direktor zu kämpfen hat. Die Mitglieder zerstieben mittlerweile nach allen Richtungen, Schröder selbst wird direktionsmüde. Die Zeit seiner großen Gastspiele beginnt. 1778 sehen wir ihn in Berlin bei Döbbelin als Hamlet auftreten, nachdem ein Jahr vorher an dem nämlichen Theater Brockmann mit noch nicht dagewesenem Erfolg ebenfalls den Dänenprinzen kreiert hatte. Die Berliner waren wie toll gewesen, hatten Brockmann immer von neuem hervorgejubelt und in ihrem Enthusiasmus eine Denkmünze auf ihn geprägt. Von dieser Zeit an datiert die Sitte des Hervorrufs der Schauspieler, wie auch des Mimenkultus. Den eigentlichen Hamlet lernten sie erst durch Schrö-

der kennen. Vor ausverkauftem Hause hat er sechs Abende hintereinander diese Rolle gespielt und dem lauschenden Publikum erst den richtigen Einblick in das tiefste germanische Drama geboten.

Im März 1780 endet Schröder seine erste Direktion. Resultat: er führt Lessings Grundsätze und Anschauungen in vollendeter Weise durch; er gewinnt in seiner Eigenschaft als Übersetzer, Bearbeiter (er hatte es trotz seiner angestrengten Thätigkeit fertig gebracht, fünfundzwanzig Stücke für die Bühne einzurichten oder aus dem Englischen zu übertragen), Schauspieler und Regisseur Shakespeare dauernd für unser Theater. Molière und Holberg bilden auch ferner den Grundstock seines Repertoires, daneben aber wird die zeitgenössische Kunst mit Feuereifer, Aufopferung und Verständnis gepflegt. Es ist selbstverständlich, daß Schröder Goethe den schuldigen Tribut der Ehrfurcht und Bewunderung entgegenbringt; aber auch die Kraftgenies, die Stürmer und Dränger, Lenz, Klinger u. s. w. kommen durch ihn auf die Bühne. Ekhofs Art ist überflügelt; der Geschmack des Publikums ist gehoben und geläutert; das Princip eines mustergültigen Ensembles hat sich Geltung verschafft; mit einem Wort, Hamburg ist in diesen Jahren die erste Theaterstadt im deutschen Lande.

Brockmann als Hamlet.
Nach einem Stich Daniel Chodowieckis (Hamlet IV, 11).

Was er als Schauspieler erreicht, wie er seine Kunst in ihren Höhen und Tiefen durchmessen hatte, faßte Schröder später selbst in die an seinen ersten Biographen Meyer gerichteten Worte zusammen: „Ich meine es dahin gebracht zu haben, alles ausdrücken zu können, was der Dichter, wenn er der Natur treu geblieben, durch Worte und Handlungen seiner Person hat ausdrücken wollen; und hoffe, in keinem Stücke hinter den billigen Forderungen des Menschenkenners zurückzubleiben, ohne einen anderen Spiegel zu Rate zu ziehen als den der Wahrheit. Die Kunst kann nicht mehr aufzufassen begehren, wenn sie nicht Künstelei werden will. Sie sehen, warum der Natursohn Shakespeare mir alles so leicht und so zu Danke macht; warum mir manche sehr bewunderte und glänzende Stelle Kampf und Anstrengung kostet, um sie mit der Natur auszugleichen, warum ich sie gleichsam verwischen muß, damit sie dem Charakter nicht widerspricht. Es kommt mir nicht darauf an, hervorzustechen und zu schimmern, sondern auszufüllen und zu sein. Ich will jeder Rolle geben, was ihr gehört, nicht mehr und nicht weniger. Dadurch muß jede werden, was keine andere sein kann.“ Die Welt der Bretter und des Scheins will dieser große Schauspieler und Kenner mit der Fackel der Wahrheit durchleuchten; der Natursohn Shakespeare, sein Meister und Führer, trägt sie ihm voran. In den stolzen Anfangsworten: „Ich glaube es erreicht zu haben“, drückt er das Ergebnis seines künstlerischen Ringens aus.

Daß der Jünger Shakespeares Schillers Muse abweisend gegenüber stand, verstehen wir; wir begreifen, daß er zu der neuen Bewegung der dramatischen Kunst kein Verhältnis finden konnte. Er sah in ihr, und nicht zu unrecht, eine Gefahr für die Schauspielkunst, der er so mühsam den Weg zur Wahrhaftigkeit gebahnt hatte. In der Parole „Hie Shakespeare, hie Schiller" konnte für ihn die Wahl keinen Augenblick zweifelhaft sein, und als der Dichter des „Wallenstein" ihn auf das freundlichste einlud, in Weimar den Friedländer zu kreieren, da hat er diesen ehrenvollen Ruf unter verlegenen Ausreden höflich abgelehnt. Aber mit Schiller selbst ist er persönlich vor etwa gerade hundert Jahren freundlich in Weimar zusammengekommen, und nicht nur der Dichter des „Wallenstein", sondern auch Goethe, Wieland, Herder und neben ihnen Jean Paul haben während dieses Weimarer Aufenthalts den größten deutschen Schauspieler mit allen Ehren und Auszeichnungen empfangen. Kein geringer Beweis für die Wertung, deren sich Ludwig Schröder bei unseren führenden Geistern erfreute! Auf sein litterarisches und künstlerisches Verhältnis zu Schiller werden wir noch einmal zurückkommen müssen, wenn wir die Resultate von Ifflands Thätigkeit als Direktor des Berliner Hoftheaters ziehen.

Nicht nur das deutsche Theater hat Schröder begründet, sondern auch nach Wien, wo er mehrere Jahre thätig war, die Naturwahrhaftigkeit der Hamburger Schule verpflanzt und dem kaiserlichen National- und späteren Burgtheater die künftigen Wege gewiesen. Er ist der erste deutsche Schauspieler gewesen, der eine Bildungsreise nach Paris angetreten und als gereifter Künstler das französische Theater studiert hat. Durch seine zahlreichen Gastspiele, die sich auf alle größeren Bühnen erstreckten, hat er eine Unsumme künstlerischer Anregungen ausgestreut und als Lehrer und Erzieher auf die jungen Schauspieler eingewirkt. Fast ein halbes Jahrhundert umfaßt seine Schauspielerthätigkeit. In dieser Zeit hat er fünfhundertvierundachtzig Rollen kreiert, in siebzig Balletts, die er selbst zusammengestellt hatte, getanzt und etwa neunzig Stücke teils bearbeitet, teils übersetzt, teils selbst verfaßt. Immer beseelt von einem dämonischen und schöpferischen Schaffenstrieb, hat er sich aufgerieben im Dienste der Kunst, um noch auf der Höhe seines Könnens, während seiner zweiten Direktion, den Undank des rabiat gewordenen Hamburger Publikums zu erleben, das ihn mit Hohngelächter, Pfeifen und Zischen empfing. Schröder spielte damals kaltblütig, mit Humor und guter Laune seinen Part zu Ende, aber am anderen Tage schrieb er seine Direktion aus und erklärte den Entschluß, die Stadt zu verlassen. Am Ende seines Daseins, ein wagemutiger Greis, hat er für die Sache des Theaters noch Vermögen und Gesundheit geopfert. Eine geheimnisvolle Urkraft lebte und webte in ihm; sie allein befähigte ihn, mit so verschwenderischen Mitteln und in so großartiger Weise seine Lebensaufgabe durchzuführen. Aus dem verwegenen Sturm und Drang einer mißhandelten Jugend, aus einem Strudel von Abenteuern, die nicht selten verbrecherischen Handlungen beinahe gleichkamen, arbeitete er sich zu einer sittlichen Auffassung empor, die in ihrer ehernen Strenge etwas specifisch Preußisches hatte. Daß seine Vorfahren auf märkischem Boden gewachsen waren und ihrem Enkel märkische Stammesart im tiefsten Sinne als bestes Erbteil vermacht hatten, zeigt uns das Leben des gereiften Schröder. Wir nehmen hier von ihm Abschied. Wer seinen Lebens- und Entwickelungsgang näher kennen lernen will, den verweisen wir auf zwei Biographien, von denen jede in ihrer Art ausgezeichnet ist. Die ältere stammt von einem Freunde Schröders, Professor Meyer, und ist vor über achtzig Jahren bereits erschienen, die jüngere hat den Bonner Professor Berthold Litzmann zum Verfasser. Ihr erster Band wurde 1890, ihr zweiter 1894 veröffentlicht. Der Schlußband harrt noch der Veröffentlichung.

(Der Schluß des Aufsatzes folgt in der Septembernummer.)

Der Kampf ums Dasein im Schoße der Erde.

Von

M. Georgi.

(Nachdruck ist untersagt.)

Der Kampf ums Dasein ist im neunzehnten Jahrhundert, zumal an seinem Ausgange, ein Ausdruck geworden, der immer mehr und immer allgemeiner gilt. Und zwar nicht nur für das Einzelwesen, das sich in der dichter werdenden Bevölkerung mehr und mehr in seiner Ellenbogenweite beschränkt sieht, nein, ebensosehr für die Völker in ihrer Gesamtheit, besonders bei den verschiedenen Arten der menschlichen Gütererzeugung. Neue Stoffe, neue Verkehrswege, neue Erfindungen kommen in Anwendung und bringen dem einen Fortschritt und Gewinn, während sie den anderen zu Boden strecken.

Für viele Erwerbszweige werden die grundlegenden Verhältnisse von Jahr zu Jahr schwieriger. Dies gilt in Deutschland vor allem für den Ackerbau, es gilt aber auch für einen großen Teil des Bergbaus. Denn die nahe der Erdoberfläche gelegenen nutzbaren Mineralien sind fast überall abgebaut. In immer größere Tiefe muß der Bergmann hinabdringen, dieser entsprechend aber wachsen im allgemeinen die Entfernungen, über welche die gewonnenen Massen bewegt werden müssen, und welche die sie gewinnenden Arbeiter zurückzulegen haben. Entsprechend der Tiefe wächst ferner die Wärme der unterirdischen Baue und der Gebirgsdruck, der Gesteine von geringerer Widerstandsfähigkeit in Bewegung setzt und die von Menschenhand geschaffenen Hohlräume zu schließen strebt.

Es springt in die Augen, daß unter diesen Verhältnissen gerade diejenige Gefahr, welche die meisten Unfälle im Bergbau mit sich bringt, nämlich der Steinfall, besonders zunehmen muß. Man hat unlängst in Preußen von Staats wegen eine Kommission eingesetzt, Mittel und Wege zu ersinnen, um die Zahl der Unfälle, welche durch unversehens herabfallende Gestein- oder Kohlenstücke entstehen, zu vermindern. Aber da bei den meisten dieser Unfälle die Gefahr vor ihrem Eintritte überhaupt nicht zu erkennen ist, so darf man sich nicht allzu großen Erwartungen hingeben, ihr gegenüber durch Änderung des Abbau- oder Verzimmerungssystems Erfolge zu erringen. Überdies treten viele dieser Unfälle durch hereinkommende Massen bei der Gewinnung ein, noch ehe es möglich ist, den Bau durch Verzimmerung dagegen zu sichern.

Weit eher wird man daher hoffen dürfen, gerade dieser Unfallgefahr durch eine Verbesserung der Beleuchtung Abbruch zu thun. Denn die großen Errungenschaften der neueren Beleuchtungstechnik sind am Bergbau bisher fast spurlos vorübergegangen. Noch immer beherrscht die Rüböllampe in einer Form, wie sie bereits im Mittelalter angewendet wurde, weite Gebiete zumal des Erzbergbaus. Das Erdöl hat sich mit seinem Erfordernis kräftiger Luftzuführung, die anstatt durch zerbrechliche Glascylinder im Bergbau auch mittels Preßluft bewirkt wird, nur für feststehende Beleuchtung bewährt. Dasselbe ist im allgemeinen auch bis heute von der elektrischen Beleuchtung zu sagen; denn die tragbaren elektrischen Lampen können sämtlich der Bleiaccumulatoren nicht entraten.

Diese sind aber so schwer und trotz aller Verbesserungen immer noch so empfindlich und kompliziert, daß an ihre allgemeine Einführung im Bergbau nicht zu denken ist.

Dagegen dürfte Acetylen ein Stoff sein, der ohne das Erfordernis künstlicher Luftzuführung oder schwerer Lampen auch dem Bergmanne im kleinen Raume eine ungemein hohe Leuchtkraft zur Verfügung stellt und ihm daher ermöglichen wird, manchen jetzt dem Auge schwer zugänglichen Winkel seiner Grube aufzuhellen und damit manche Gefahr rechtzeitig zu entdecken.

Ein Erzeugnis der modernen Elektrotechnik, das Calciumkarbid, ist es bekanntlich, welches sich bei dem Zusammentreffen mit Wasser in Ätzkalk und Acetylen zerlegt. Das Acetylen ist ein naher Verwandter unseres Leuchtgases, jedoch ausgezeichnet durch einen höheren Gehalt an Kohlenstoff, dem es seine größere Leuchtfähigkeit verdankt. Es ist gleich im Anfang seiner industriellen Verwertung durch mehrfache Explosionen, die es verursachte, berüchtigt geworden. Bereits jetzt darf man aber sagen, daß Lampen vorhanden sind, welche durch ihre Bauart die Zerlegung des Calciumkarbids in einer Weise erzielen lassen, daß eine Explosionsgefahr ausgeschlossen erscheint. Man darf wohl erwarten, daß sich auch eine Sicherheitslampe für Kohlenbergbau mit Acetylenbeleuchtung wird bauen lassen, welche den großen Nachteil unserer jetzigen Sicherheitslampen, wenig leuchtkräftig zu sein, beseitigt. Damit gelangen wir aber zu demjenigen Werkzeuge, welches dem Bergmanne als besonders ausgezeichnetes Abwehrmittel gegen die Schlagwettergefahr dient.

Die Erfindung Davys beruht bekanntlich auf der Thatsache, daß eine Lichtflamme durch ein engmaschiges Drahtnetz erst dann zu schlagen vermag, wenn letzteres glühend geworden ist. Die heutigen Sicherheitslampen sind nun so gebaut, daß die Verbrennungsluft lediglich durch einen Drahtkorb von oben zu der von einem Glascylinder umgebenen Flamme gelangt. Befindet sich in der zur Lampenflamme tretenden Verbrennungsluft Grubengas, jener in der Natur häufigste, aus einem Atom Kohlenstoff und vier Atomen Wasserstoff bestehende Kohlenwasserstoff, so macht sich dies bei einer gewissen prozentischen Menge bemerkbar. Ein Gehalt von einem Prozent ist durch die Verlängerung des Lichtkegels bereits deutlich wahrnehmbar, während die Explosionsgefahr erst bei sechs Prozent beginnt.

Die Sicherheitslampe ist also zugleich der wichtigste und einfachste Indikator, der dem Bergmanne das Vorhandensein von Grubengas anzeigt, um so wichtiger deshalb, weil letzteres als geruch- und geschmacklos anderweitig mit den Sinnen nicht nachweisbar ist. Thatsächlich ist die Sicherheitslampe auch während der Schicht in Schlagwettergruben beständig zu diesem Zwecke in Benutzung. Nach jeder längeren Arbeitspause, vor jeder Abgabe eines Schusses findet eine Untersuchung des Ortes auf Schlagwetter mit der Sicherheitslampe statt. Dies ist eine bereits seit Jahrzehnten allgemein eingeführte Einrichtung. Es muß daher als Märchen bezeichnet werden, daß der Montag heute noch ein böser Tag im Kalender der Schlagwetterunfälle sei, weil sich über Sonntags leicht Ansammlungen gefährlicher Gase bilden und nicht bemerkt werden könnten.

Aber auch wegen dieser Benutzung der Sicherheitslampe würde man elektrische Lampen für Schlagwettergruben, selbst wenn sie sonst vortrefflich wären, nicht als gleichwertig mit jenen erachten können. Nicht also wegen ihrer Kostspieligkeit, wie vielleicht mancher Nichtsachverständige annimmt, haben die tragbaren elektrischen Lampen in Schlagwettergruben keine allgemeine Einführung erlangt.

Eine sehr wichtige Verbesserung ist den Sicherheitslampen zu teil geworden, seitdem man sie nicht nur verschließbar, sondern auch von außen entzündbar gemacht hat. Manches Schlagwetterunglück ist früher lediglich dadurch hervorgerufen worden, daß ein Bergmann seine verlöschte Lampe vor „Ort“ mit offener Flamme wieder anzünden wollte. Denn obwohl die mannigfachsten Verschlüsse ersonnen worden sind, um dies zu verhindern — wunderbar, der Arbeiter fand zu seinem Unheil immer Mittel und Wege, sie zu öffnen.

Erst mit der Einführung der von außen in Wirksamkeit zu versetzenden Zündvorrichtung ist diese Gefahr endgültig so gut wie beseitigt. Und schon längst ist solche Lampe

nicht mehr Modell, wie mancher Laie meint, sondern in Hunderttausenden von Exemplaren im Kohlenbergbau eingeführt. Unter den dreiundfünfzig Schlagwetterexplosionen, welche sich im Jahre 1898 auf den Steinkohlenbergwerken Preußens ereigneten, wurden nur drei durch unbefugtes Öffnen der Sicherheitslampe herbeigeführt.

Die Schlagwettergefahr wird aber wesentlich erhöht durch die Thatsache, daß trockener Kohlenstaub, in der Luft aufgewirbelt und entzündet, eine Verpuffung hervorzurufen vermag. Es kann infolgedessen auf Kohlengruben selbst ohne Entwickelung von Grubengas durch den Kohlenstaub eine Explosion eintreten. In jedem Falle wird aber eine Schlagwetterexplosion durch das Hinzutreten dieser Möglichkeit wesentlich verschlimmert werden. Halten wir uns vor Augen, daß die Verpuffung einer Ansammlung von Grubengas nicht nur eine mächtige Flamme, sondern auch eine gewaltige Aufwirbelung von Kohlenstaub erzeugt hat, welche nunmehr von der ersteren entzündet wird, so ist offenbar, daß eine Schlagwetterexplosion von anfänglich rein örtlicher Beschränkung zu einer die ganze Grube heimsuchenden, gewaltigen Katastrophe werden kann, wie es z. B. auf Grube Karolinenglück bei Bochum 1898 der Fall war.

Man muß hierbei in Betracht ziehen, daß unter dem Einflusse des Gebirgsdruckes die noch nicht abgebaute Steinkohle vielfach zermalmt und infolgedessen bei ihrer Gewinnung Staub von einer Menge und einer Feinheit erzeugt wird, von dem sich der Nichtbergmann keine Vorstellung macht. Es sind daher bereits seit längerer Zeit auf den fiskalischen Kohlengruben bei Saarbrücken und im Königreiche Sachsen Einrichtungen getroffen und in neuerer Zeit auch behördlich für die in Frage kommenden Gruben vorgeschrieben worden, um den Kohlenstaub mittels Durchfeuchtung unschädlich zu machen. Umfängliche Wasserleitungen durchziehen die Grubenräume und gestatten überall, Wasser in fein zerteilter Form dort zu entnehmen, wo gefährlicher Kohlenstaub vorhanden ist.

Als häufige Ursache von Schlagwetter- oder Kohlenstaubexplosionen hat immer die Schießarbeit gegolten. Infolgedessen ist deren Anwendung in vielen Kohlengruben, wo die Gefahr besonders groß ist, überhaupt verboten worden. Dies bietet keine erhebliche Schwierigkeiten, sobald die Kohle derart unter dem Einflusse des Gebirgsdruckes steht, daß es nur der Nachhilfe einer von geschickter Hand geführten Hacke oder auch mechanisch bewegter Werkzeuge bedarf, um die Massen hereinzugewinnen. Es giebt aber viele Kohlengruben, die der Unterstützung der Sprengstoffe nicht entbehren können, für welche ein allgemeines Verbot der Schießarbeit mit einer Schließung der Grube gleichbedeutend sein würde. Für diese sind die bereits seit länger als einem Jahrzehnt erfundenen und immer mehr verbesserten flammensicheren Spreng- und Zündmittel von höchster Bedeutung.

Die flammensicheren Sprengmittel müssen sämtlich der Anforderung genügen, daß die Temperatur ihrer Zündflamme unter derjenigen des Grubengases bleibt. Eine große, beständig noch vermehrte Reihe von Sprengstoffen, wie Wetterdynamit, Westfalit, Roburit, Kohlenkarbonit u. s. w., ist hergestellt worden und zur Verwendung gekommen. Man hat seitens der Sprengstofffabriken, wie der Bergbehörden oberirdisch Versuchsanstalten eingerichtet, um diese Sprengstoffe vor ihrer Verwendung in der Kohlengrube auf ihre Flammensicherheit zu prüfen und wissenschaftlich wie praktisch zu ermitteln, welche Substanzen diese Flammensicherheit zu erhöhen oder zu erniedrigen geeignet sind.

Wie erfolgreich diese Thätigkeit gewesen ist, geht daraus hervor, daß heute das besonders flammengefährliche Schwarzpulver aus den Kohlengruben nahezu verbannt ist, daß das Anteilverhältnis der durch Schießarbeit veranlaßten Schlagwetterexplosionen mit offensichtlichem Erfolge nur acht Prozent im Jahre 1898 gegen siebzehn Prozent im Jahre 1897 betrug.

Zur Erzielung einer flammenlosen Zündung der Sprengschüsse sind für Schlagwettergruben in neuerer Zeit vorwiegend magnetelektrische Zündmaschinen in Anwendung gekommen. Diese, nicht wie die früheren Reibzeugmaschinen von Grubenfeuchtigkeit beeinflußt, führen die Zündung mit besonderer Zuverlässigkeit herbei. Vor allem aber vermeiden sie durch Erzeugung von elektrischen Strömen niederer Spannung,

welche im Zündhütchen einen feinen Draht oder eine eigenartige Zündmasse ins Glühen bringen, unbedingt die bei Anwesenheit von Schlagwettern Gefahr bietenden Funken.

Ein nicht geringer Prozentsatz gerade der Massenverunglückungen ist in neuerer Zeit auch ohne Einfluß von Schlagwetterexplosion durch Brände hervorgerufen worden. Hierbei sind die betroffenen Bergleute nicht so unmittelbar durch die Verbrennung als vielmehr, wie bei den Schlagwetterexplosionen, durch die Verbrennungsgase, den sogenannten „Nachschwaden", zu Tode gekommen. Enthält dieser doch nicht nur Kohlensäure und Stickstoff, sondern namentlich auch das bei jeder unvollkommenen Verbrennung entstehende giftige Kohlenoxyd. Dieses ist es, welches vielfach noch diejenigen zu Boden wirft, welche glücklich der Erstickungsgefahr entronnen sind.

Hier ist aber die Gelegenheit, wo die in neuerer Zeit verschiedentlich konstruierten Rettungsapparate einzugreifen berufen sind.

Man kann die Rettungsapparate in zwei Klassen teilen. Bei der einen wird die frische Luft zur Atmung mit Hilfe von Rohren oder Schläuchen beständig zugeführt und die verbrauchte Luft unmittelbar ausgeatmet. Bei der anderen wird die ausgeatmete Luft in einem besonderen Behälter durch geeignete Stoffe von der Kohlensäure befreit und unter Zugabe frischen Sauerstoffs, der sich unter hohem Drucke in einer beigegebenen Stahlflasche befindet und mittels Ventils zugelassen wird, wieder atembar gemacht.

Ein Apparat der letzteren Klasse hat vor den ersteren den unbedingten Vorzug, beständig in Bereitschaft gehalten und bei Eintritt des Bedarfs angelegt, unmittelbar das Eindringen in die atemgefährlichen Gase zu gestatten. Allerdings löst sich sein Träger zugleich selbst von der Außenwelt los und hängt lediglich von der Zuverlässigkeit des Apparates ab. In dieser Beziehung ist noch manche Verbesserung erwünscht. Aber bereits in ihrer jetzigen Bauart haben diese Apparate sehr befriedigende Erfolge erzielt, und schon jetzt haben besonders gefährdete Gruben eine wohlgeübte, mit ihnen ausgerüstete Rettungswehr ins Leben gerufen.

Ebenso wirksam wie den Folgen von Bränden hat man, soweit dies überhaupt durchführbar ist, deren Ursachen zu begegnen versucht. In dieser Beziehung sind namentlich hervorzuheben die Ausführung der Schachtgebäude vorwiegend in Mauer und Eisen, die Berieselung trockener Zimmerung in den Schächten, sowie die besonderen Vorsichtsmaßregeln für die unterirdische Aufbewahrung und Beförderung leicht entzündlicher Gegenstände.

Wenn aber alle die beschriebenen Einrichtungen und Mittel nicht genügen und niemals genügen können, um das Entstehen von Unglücksfällen beim Bergbau zu verhindern, so liegt es in den bereits am Eingange dieses Aufsatzes geschilderten Gefahren, die mit dem Bergbau unlöslich verbunden sind und die mit dessen Ausdehnung in die Tiefe, mit der durch unsere Kultur erforderten Erhöhung seiner Erzeugung und der Menge der von ihm beschäftigten Personen naturgemäß wachsen müssen. Ganz besonders gilt das letztere für den Bergbau in Deutschland, und hierin liegt es und nimmermehr in einem Zurückbleiben der Bergtechnik, wenn bei ihm die Unfälle thatsächlich etwas höher sind als beim Bergbau anderer Länder.

Nicht zu verkennen ist aber bei diesem Vergleiche der Einfluß unserer Gesetzgebung. Zweifellos sind vor dem Eintritt der Unfallversicherung viele Unfälle gar nicht beachtet worden und gar nicht zur Anzeige gekommen, die jetzt Wert erhalten, weil irgend eine dem Arbeiter zustoßende Krankheit oder sonstige Erwerbstörung als deren Folge angesehen werden kann. Durch die höhere Rente, welche die Unfallversicherung gegenüber der Alters- und Invalidenversicherung gewährt, wird in erklärlicher Weise eine gewisse Anregung gegeben, manche Krankheit oder auch den Tod auf einen Betriebsunfall zurückzuführen, und die hierdurch auf die Statistik ausgeübte Beeinflussung muß die Ziffer der Unfälle u. s. w. für Deutschland erhöhen.

Entgegentreten aber möchte man dem gerade von manchem dem Fache ferner stehenden Publizisten genährten Vorurteile, als ob in der Leitung des deutschen Bergbaues das Kapital über Gebühr die führende Rolle spiele und diesem Umstande viele Unfälle zuzuschreiben seien. Diese Meinung ist natürlich leicht zu erregen, aber gewiß schwer zu

beweisen. Zweifellos ist jedenfalls, daß es auch vom Standpunkte des Kapitals durchaus verkehrt wäre, wenn aus Sparsamkeitsrücksichten gewisse Vorsichtsmaßregeln unterlassen würden. Kann doch eine einzige größere Schlagwetter- oder Kohlenstaubexplosion, ein einziger Schachtbrand einen Bergbau auf Jahre hinaus ertraglos machen!

Im übrigen hat sich der Bergbau um die sociale Entwickelung so verdient gemacht, daß er bereits durch seine Geschichte in seiner Allgemeinheit vor derartigen Angriffen geschützt bleiben sollte. Ist doch bei ihm die Versicherung der Arbeiter gegen Krankheit und Invalidität, die Gewährung von Unterstützungen an Witwen und Waisen in den Knappschaftskassen bereits eine jahrhundertalte Einrichtung, die für unsere neuere sociale Gesetzgebung den Grundstock geliefert hat. Und in welchem anderen Berufe teilen so getreulich wie hier die Beamten mit den Arbeitern dessen Gefahren! Wie oft haben wir erlebt, daß Bergbeamte bei dem Versuche, ihren Arbeitern Rettung zu bringen, zu Schaden oder gar zu Tode gekommen sind, und umgekehrt. Ebenso ist wohl bei wenig anderen Berufen die übliche Schichtdauer, die für die unterirdisch beschäftigten Arbeiter vor Ort selten über zehn Stunden, ja meist nur acht Stunden beträgt, so gering.

Es ist daher durch nichts erwiesen, daß, wie von manchen behauptet wird, eine zu lange Schichtdauer die Ursache vieler Unfälle sei. Ebensowenig ist dies aber von dem Accord oder, wie der Bergmann deutsch sagt, dem „Gedinge“ zu behaupten, in dem er meist arbeitet. Die Verteilung der Bergleute auf eine große Menge oft weit voneinander gelegener Arbeitsplätze macht es notwendig, daß jeder seine Arbeit unter Beobachtung der allgemeinen und ihm vor jeder Schicht von dem sein Ort untersuchenden Steiger erteilten besonderen Unfallverhütungs-Vorschriften mehr oder weniger selbständig verrichtet. Die Bezahlung der Arbeit erfolgt dann nach der gelieferten Masse, dem geschafften Raum u. s. w.

Darin liegt aber kein Druck, keine Knechtung, der Bergmann macht sich vielmehr vermöge des Gedinges frei von der Schablone. Nicht nur Fleiß, sondern ebenso Geschicklichkeit und Umsicht erringen den Gewinn. So sehen wir, daß dank dieser Schulung der Bergmann meist ein klareres Urteil über seine Pflichten im Berufe hat und in seinen geistigen Fähigkeiten überhaupt höher steht als andere Arbeiter. Darum ist aber derjenigen Agitation, welche auf eine Abschaffung des Gedinges gerichtet ist, weder Verständnis des Bergbaues noch besondere Arbeiterfreundlichkeit beizumessen.

Im neuen Jahrhundert wird der Bergbau in noch größere Tiefen dringen. Denn trotz der Entwickelung der Elektrotechnik, trotz Herbeiziehung anderer Elementarkräfte wird unsere Kultur, solange noch Kohlen vorhanden sind, diese weder entbehren wollen noch können. Es wird daher voraussichtlich eine weitere Vermehrung des Bedarfs eintreten. Wir wissen nicht, ob und welche neue Gefahren bei dem Eindringen in immer größere Tiefe zu bestehen sind. Die Zuversicht dürfen wir aber jedenfalls haben, daß die Entwickelung der Technik rastlos fortschreiten und daher dem Bergbau und dessen Leitern immer geeignetere Hilfsmittel liefern wird, bestehende Gefahren rechtzeitig zu erkennen und womöglich zu beseitigen. „Glück auf!“

Gustav Freytag und Heinrich von Treitschke.

Eine deutsche Männerfreundschaft aus bewegter Zeit.

Von

Friedrich Düsel.

(Nachdruck ist untersagt.)

Unter den großen Gestalten unserer vaterländischen Litteratur und Geschichte nach 1840 gehören Gustav Freytag und Heinrich von Treitschke aufs innigste zusammen. Beide waren in ihrem innersten Wesen gesättigt von einer tiefen Liebe zu ihrem Volke, mit dessen oft verschütteter, nie versiegter Charaktertüchtigkeit sich für sie kein anderes vergleichen konnte; beide empfanden das Bedürfnis, die Erkenntnisse ihrer historisch-politischen Arbeit unmittelbar für die Gegenwart nutzbar zu machen; beiden verklärte der freundliche Schimmer einer gemütvollen, bilder- und gestaltenfrohen Poesie die strengen Gebilde ihrer gelehrten Forschung — und auch wenn sie sich nie von Angesicht zu Angesicht gesehen, nie eine Zeile miteinander gewechselt hätten, der Geschichtschreiber unseres heimischen Werdens würde ihre Namen doch brüderlich nebeneinander stellen und an dem Vorbilde des Älteren Verdienst und Eigenart des Jüngeren abwägen müssen.

Doch eine glückliche Fügung hat dies Gebot geistiger Annäherung und Vergleichung wunderbar erleichtert. Die im Kern ihres Wesens so eng verwandt waren, sind auch im Leben eine Strecke Wegs nebeneinander hergegangen, Seite an Seite wie zwei gute Kameraden; haben dann, getrennt doch nie entzweit, auch über die Grenzschranken feindlicher deutscher Länder und Stämme hinweg vertraulich Gedanken und Gefühle ausgetauscht; den politischen Mißmut zaghafter Tage einander tragen helfen und, trotz mancher Meinungsverschiedenheiten im einzelnen, auch unter den Farben des Deutschen Reiches einander die Treue gehalten.

Ein beredtes Zeugnis dieses tapferen deutschen Männerbundes ist der Briefwechsel, den beide dreißig Jahre hindurch ohne romantische Redseligkeit, aber oft voller Wärme und traulicher Behaglichkeit geführt haben. Seine jetzt von Alfred Dove besorgte Veröffentlichung wird man um so freudiger begrüßen müssen, als man weiß, wie stark ihr ganzes Leben und Schaffen aus den Quellen des Gemüts und des persönlichen Charakters gespeist wurde und wie schwer dabei doch der Jüngere von ihnen sonst sein Inneres vor der Welt erschloß.*

Das Band des Vaterlandes, das uns beide Gestalten im Andenken verknüpft, hat sie auch im Leben thatsächlich zusammengeführt. Als der fünfundvierzigjährige Herausgeber der „Grenzboten" dem siebenundzwanzigjährigen Privatdocenten in Leipzig zum erstenmal begegnete, that er, was der Redacteur gewöhnlich thut, wenn ihm eine litterarisch geschätzte Persönlichkeit zum erstenmal entgegentritt: er lud ihn zur Mitarbeit an den grünen Blättern ein, um deren weithin leuchtende Standarte sich damals die publizistischen Herolde der preußisch-deutschen Hegemonie scharten. „Ich werde ihm gern gefällig

---

* Gustav Freytag und Heinrich von Treitschke im Briefwechsel. Leipzig, S. Hirzel.

sein," schrieb Treitschke* gleich nach dieser Begegnung an seinen Vater, „denn ich wüßte nicht, an wessen Umgang in Leipzig mir mehr liegen sollte." Bald darauf machte er Freytag einen Besuch und fand ihn „sehr ruhig und klar, sehr ernst und gesetzt".

Es klingt beinahe wie getäuschte Don Carlos-Hoffnung aus diesen Worten; wahrscheinlich hatte sein jünglingshafter Thatendrang, der gerade jetzt mit leidenschaftlicher Ungeduld in die politische Arena drängte, von dem „Grenzboten", der auf seinem vorgeschobenen Posten so mutig für Preußen focht, mehr erwartet als die Verabredung „einiger ästhetischer Aufsätze". Aber er hätte nicht der scharfe Kopf und sichere Menschenkenner sein müssen, der er doch trotz seiner damals schon bedrohlich wachsenden Taubheit war, wenn er sich nicht bald des grundlegenden Unterschiedes bewußt geworden wäre, der sein und Freytags Wesen trennte. Ihm schwellten pathetische Leidenschaft und stürmischer Wille die Segel; kein idyllisches Eiland, das ihn zu beschaulicher Betrachtung der Vergangenheit hätte locken können. Anders Freytag. Auf seinem Kahn saß das Gemüt am Ruder, er brauchte die Winde der Zeit nicht, um vorwärts zu kommen; auch wenn die Leinwand eingezogen war, trieb sein Schifflein auf den Wellen, und vielleicht gerade dann barg der glückliche Fährmann seine reichsten Schätze, wenn er das Netz in die ruhige Perlentiefe der Vergangenheit senkte.

Die rückschauende Betrachtung der ersten ruhigen Stunde mußte einen feinsinnigen Litteraturkenner wie Treitschke diese wahre litterarische Physiognomie des Älteren erkennen lehren. Denn damals bereits, 1862, war Freytags Schaffenskreis deutlich umrissen. Von der Lyrik war er mit dem Opfer eines frühen Bandes wenig hervorragender Gedichte ein für allemal geschieden; mit größerem Fleiß und strengerer Selbstzucht hatte er der Dramatik nachhaltige Erfolge abgerungen, um sich nun um so freier auf dem wohligen Gebiet des vaterländischen Romans zu tummeln, mit dessen tüchtigen, aus den besten Gemüts- und Charakterschätzen ihrer Volksgemeinschaft genährten Gestalten er seiner Zeit einen vielleicht erhebenden und stärkenden, aber keineswegs leidenschafterregenden Spiegel vorzuhalten trachtete. Und neben dem Dichter, zuweilen auch Hand in Hand mit ihm ging der Historiker. Auch dieser verlor über der Vergangenheit nie die lebendige Gegenwart aus den Augen: die erhabene Rankische Objektivität war ihm nicht gegeben, immer holte er sich Takt und Wärme für die Arbeit aus dem Pulsschlag seines eigenen Herzens. Aber fern lag ihm, mit seinen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" etwa schneidige Waffen unmittelbar für das politische Arsenal seiner kämpfenden Zeit zu liefern. Nur ermuntern und festigen wollte er das Volk durch ein erhöhtes Bewußtsein alles Echten und Gediegenen, das, wie Gold im Bergesschacht, in den Tiefen seines Charakters schlummerte. Er war zur Geschichte gelangt auf dem Umweg durch die deutsche Philologie und verband mit der Gründlichkeit, Behutsamkeit und sicheren Kritik des berufenen Historikers von Anfang an die nachfühlende und nachschaffende Freude des Germanisten am Volkstum in der ganzen Breite und Tiefe seiner Strömung. Mehr als die Dynastien fesselte ihn der Bürger, traulicher als Kriege und Schlachten sprach zu ihm das alltägliche Leben der Kleinen, und auch ihm bedeutete — wie dem Meister Jakob Grimm, dessen Stern ihm stets zu Häupten leuchtete — die „Andacht zum Unbedeutenden" eher eine Tugend denn eine Schwäche. Wußte er doch all die kleinen Züge sofort mit bildnerischer Phantasie in eins zu schauen und sie der inneren Geschichte der deutschen Volksseele dienstbar zu machen, deren Ebbe und Flut er wohl mit bewegter Seele hoffend oder bangend begleitete, deren Wogendrang er aber niemals in das Becken seiner liberalen Parteimeinung einzudämmen strebte.

Nach all diesem wird man ohne weiteres begreiflich finden, daß Freytag Publizist nur unter dem äußeren Druck der Verhältnisse wurde. Er selbst hat es einmal scherzhaft, aber deshalb nicht minder wahr und treffend ausgesprochen, daß ihm erst das Ungeschick Friedrich Wilhelms IV. die politische Feder

* Heinrich von Treitschkes Lehr- und Wanderjahre 1834 bis 1867. Erzählt von Theodor Schiemann. Zweite Auflage. München und Leipzig, R. Oldenbourg.

des Journalisten in die Hand gedrückt habe. Bis dahin begleitete er die Bestrebungen des Liberalismus wie das Einheitsdrängen der Nation lediglich mit der stillen Sympathie des wohlgesinnten Zuschauers. Erst 1848 trat er für das immer tiefer daniedersinkende Ansehen Preußens als Leipziger „Grenzbote“ auf den Plan, die Zusammenschließung der deutschen Staaten nie anders als in der Form des Bundesstaates sehend, der, unter preußischer Führung, die berechtigten Eigentümlichkeiten der Stämme schone und wahre. Auch in den verbitternden Tagen der Reaktion, die so manchem sonst Besonnenen die Galle ins Blut trieben, hat er immer nur gemahnt, belehrt, geraten und gestärkt, nie gehetzt und gestachelt. Sein Zutrauen zu der dauerhaften sittlichen Tüchtigkeit der Gesamtheit, das seinen Maßstab aus der eigenen tapferen Brust nahm, war so unerschütterlich, daß er an seiner liberalen Weltanschauung auch noch festhielt, als das politische Erbe der einstigen Reichskleinodienhüter auf andere Mächte des öffentlichen Lebens überzugehen begann. Freilich, auch in diesem nichts weniger als trotzigen Festhalten verleugnete sich keinen Augenblick die freie Ehrlichkeit seines Wesens, und es gehört sicherlich zu den erhebendsten Genüssen des Freytag-Treitschkischen Briefwechsels, zu verfolgen, wie sich die politischen Gegensätze der beiden im Laufe der siebziger Jahre aneinander reiben, ohne einander je zu verletzen. Jeder achtete eben in dem anderen das echte patriotische Herz, den ehrlichen politischen Charakter.

Wenn man mit Freytags Entwickelung, soweit sie 1862 gediehen, die seines neugewonnenen jungen Freundes vergleicht, möchte man auf den ersten Blick beinahe glauben, sie seien bestimmt, wie bisher so auch fortan in friedlichen, sich gegenseitig nur verstärkenden Parallellinien zu verlaufen. Auch Treitschke war mit vaterländischen Gedichten und einem Bändchen lyrischer Studien in die Litteratur gekommen und hatte dann seine Liebe dem historischen Drama zugewandt, um dessen Gunst er in einer Reihe von Entwürfen mit Ernst und Eifer warb. Daneben versenkte sich sein ästhetisches Feingefühl in die Schöpferwelt der Dichtung, um ein paar ihrer kühnsten und eigenwilligsten Genies in Charakterbildern von glänzender Lebenswahrheit neu daraus erstehen zu lassen. Auch die Ergebnisse seiner Geschichtsforschung adelte er schon damals durch eine künstlerisch abgeklärte Form, mit demosthenischer Beredsamkeit entflammte er als Leipziger Privatdocent eine starke, jugendlich begeisterte Zuhörerschaft, und langsam wuchsen in seinem Geiste die Fundamente für eine groß und einheitlich erschaute deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert. Noch schossen neben diesen gediegenen Leistungen die politisch-publizistischen Arbeiten mehr als flüchtige Zwischenspiele denn als ebenbürtige Genossen auf, und gelegentliche allzu hitzige liberale Streitrufe beweisen, daß das Fahrzeug seinen eigentlichen Kurs noch nicht gefunden. Der ruhige Forscher, der rückwärts schauende Gelehrte in ihm hält dem feurigen politischen Gegenwartskämpfer noch die Wage, aber schon steigt aus den Tiefen seiner Natur die geheime Kraft seiner ureigensten Charaktergabe auf, um ihr entscheidendes Gewicht in die Schale des leidenschaftlichen nationalen Politikers zu werfen, als der er seitdem vor unseren Augen steht. An sich selber, dem ein schmerzliches Geschick die naive Empfänglichkeit der Sinne so grausam verkümmerte, hatte er die aufbauende Himmelsmacht des Willens kennen gelernt, nun zog es ihn auch in der Öffentlichkeit in eine Sphäre, wo Wollen und Handeln die Fäden lenken: die enge Studierstube erweiterte sich ihm zur weiten Bühne des Staates. An der stolzen Kraft, mit der fortan alle seine Gaben ans Licht drängten, spürte er bald, wie er jetzt auf dem rechten Felde seines Berufs. Das politische Scheinwesen seiner sächsischen Heimat, das schon den Studenten empörte, der bittere Zwiespalt, in den er bald mit seinem partikularistischen Vater geriet, waren diesem Drange seines Inneren eher Schwinge als Hemmnis. Sein ganzes Wesen stand in Flammen für die nationalpolitische Idee; und wir wollen nicht mit ihm schmollen, wenn er im feurigen Eifer für sein Ideal über das Ziel hinausschoß. Das ist nun einmal Prophetenart: wer träge Geister wecken will, muß laut rufen. Die kalte Wirklichkeit sorgt dann schon dafür, daß auch hier die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Anstatt des Einheitsstaates, den Treitschke drängend und stürmend forderte, hat der „hausbackene" Genius des ausübenden Staatsmannes, dem er bahnschaffend voranschritt, uns in weiser Mäßigung den geschichtlich begründeten Bundesstaat gegeben; aber schließlich war es doch für alle Vaterlandsfreunde ein versöhnlicher Anblick, wie leichte Gedanken und harte Sachen unter dem gleichen Dache in einträchtigem Wettstreit nebeneinander wohnten und wirkten, um den Ausbau des neugegründeten Reiches ohne alle kleinliche Eifersucht nach bestem Können und Gewissen weiter zu fördern. Sich selber treu geblieben bis zum Tode ist deshalb auch Treitschke. So lange er den Atem zog, hat er wie Schenkendorf „gepredigt und gesprochen von Kaiser und von Reich", die in seinen Augen entsittlichende deutsche Kleinstaaterei in all ihren verderblichen Ausstrahlungen leidenschaftlich bekämpft, mit dem dumpfen, weittönenden Organ seines sittlichen Pathos die andächtig lauschende Jugend zu seinen Füßen für die hehren Ideale des Vaterlandes begeistert, über die großen Erinnerungstage unserer nationalen Ruhmesthaten in weiten Kreisen das mächtige Banner seiner weihenden Rede rauschen lassen und mit seiner streitbaren Persönlichkeit voll lebendiger Poesie dem heranwachsenden Geschlecht einer nüchterneren Zeit jenes heroisch-prophetische Beispiel einer „bewunderungswürdigen Verbindung von Ethos und Pathos" gegeben, das wie ein flammendes Fanal in die Zukunft hinausleuchtet.

Es zeugt für den menschenkundigen Scharfblick des älteren Freundes, daß er den jungen Privatdocenten schon während ihres Leipziger Beisammenseins in dem Lichte dieser Lebensbestimmung sah. Leider war ihrem kameradschaftlichen Verkehr im „Kitzing", einer bescheidenen Bierstube, die Freytags politische Freunde allwöchentlich dreimal zum gesellig-ernsten Männergespräch versammelte, keine lange Dauer beschieden. Schon im Sommer 1863 entführte den Sachsen eine ehrenvolle Berufung an die Freiburger Universität. Verhältnismäßig leicht wurde ihm der Abschied von der Heimat, deren politisches Leben seiner brennenden deutschen Sehnsucht so gut wie alles schuldig blieb; mit schwerem Herzen trennte er sich dagegen von der Freytagschen Tafelrunde, der „Verschwörung", wie er sie scherzend wohl nannte, von Karl Mathy, Max Jordan, Salomon Hirzel, Friedrich Zarncke, Gustav Harkort und den anderen Freunden. Noch kummervoller aber sahen diese selbst, die sämtlich bedeutend älter waren als er, ihren Benjamin scheiden, den „lieben Gefährten, die Freude und den Stolz ihres Kreises". Freytag selbst gab diesen Empfindungen bei der Abschiedsfeier des „Kitzings" am 11. August 1863 tief bezeichnenden Ausdruck. Seine Rede, ein unverfälschtes Zeugnis seiner eigenen tapferen und warmherzigen Gemütsart, steht gleich einer seherischen Inschrift über dem Eingang zu der männlichen Lebensbahn, die der Scheidende nun erst recht eigentlich antrat. Von der Dichtung Treitschkes spricht Freytag nicht, wohl aber preist er ihn selber als ein Stück erhebender Poesie; auch als Historiker nennt er ihn nicht, nur als fertigen Gelehrten im allgemeinen; sehr bestimmt dagegen rühmt er den politischen Gesinnungs- und Kampfgenossen, den mächtigen Redner, den mannhaften und lauteren, fest und rücksichtslos entschlossenen öffentlichen Charakter. Und daran knüpfte sich der Ausblick auf die weitere Entfaltung seiner Kräfte. „Von den ehrlichen und guten Männern unseres Kreises ist Ihr Wesen so beurteilt worden, wie es, so vertrauen wir, dereinst unser Volk in sein Herz schließen soll: eine stattliche, frische Kraft, eine großangelegte Natur, einer, der zum Gelehrten, zum Manne geworden ist trotz der Hindernisse, welche ein neidisches Schicksal ihm in den Weg legte ... Der arme Kitzing gleicht jetzt ohne sein Verschulden dem trotzigen Kriegsfürsten aus arger Zeit, dem einer seiner Generäle nach dem anderen abfiel. Der aber jetzt von ihm geht, ist der Max Piccolomini. Sie werden in größere und stärker bewegte Kreise treten, denn Sie tragen etwas in sich, was Sie einem öffentlichen, an Schicksalen reichen Leben entgegenführt."

Diese Voraussage sollte sich bald deutlicher und deutlicher bestätigen. Schon aus Treitschkes ersten Freiburger Briefen klingt nichts so bewegt wie das Bedauern über das politische Nichtsthun, zu dem ihn bei dem Drang der Ereignisse der ultramontane Winkel seiner Thätigkeit verdamme. Viel

zu zaghaft und abwartend erschien seinem heißblütigen Temperament das Verhalten Preußens in der Sache des Augustenburgers. Erst das Weihnachtsfest 1863, das die Kunde von dem Einrücken sächsischer und hannoverscher Bundestruppen in Holstein brachte, belebte wieder sein schon müde gewordenes Vertrauen. „Jetzt endlich," schreibt er kurz vor Jahresschluß an Freytag, „kommt die Bewegung in die rechten Hände, und hoffentlich ist der Tag nicht mehr fern, wo der Herzog, auf jede Gefahr hin, selber in sein Land geht. Sie können sich denken, wie augenblicklich ein guter Preuße im Süden sich befindet. Ich weiß nicht, bin ich verblendet durch die Vorliebe, die mich mit aller Leidenschaft, deren mein Blut fähig ist, an diesen Staat kettet: — ich kann Preußen auch jetzt nicht aufgeben."

Indes bemühte sich Freytag, so entschieden er mit Herz und Hand bei der guten Sache war, dann und wann einen Tropfen kühlenden Wassers in den feurigen Wein des Freundes zu gießen. „Festhalten, Mut machen und dem guten Gemüt des Volkes vertrauen" war seine männliche Mahnung. „Die Deutschen sind zu brave Kerle, als daß sie verderben sollten, und die Preußen haben vor den anderen noch das voraus, daß sie trotz allem Söhne eines großen Staates sind. Es wird dort auf einmal in Reformbewegung kommen wie in einer Champagnerflasche, wenn der Stöpsel springt." Dann, in dieser „besseren Zeit", müsse Treitschke nach Berlin, „dort das neue Geschlecht ziehen helfen." Das sei einmal die Bestimmung, die ihm das Schicksal dekretiert habe.

Leider verstummt der Briefwechsel dann eine Weile; die Kampftage des folgenden Frühjahrs bleiben ohne Echo. Doch wissen wir aus anderen Quellen, wie Freytag die preußisch-österreichischen Siegesnachrichten aufnahm, wie er allmählich die Überzeugung gewann, daß die Politik des Augustenburgers mit den Gesichtspunkten eines Preußen nicht übereinstimmte und daß die preußische Annexion der eroberten Elbherzogtümer der einzige würdige Abschluß der „schleswig-holsteinischen Frage". Auch Treitschke atmete erlöst auf, als endlich das unglückselige Londoner Protokoll zusammenbrach und Ende Juni die Kanonen am Sunde wieder ihre tiefe Stimme erhoben. Und immer klarer ging ihm von nun an die Erkenntnis der preußischen Politik auf und daß Bismarck doch wohl der ersehnte Staatsmann der entschlossenen That sei, nach dem er gerufen hatte mit aller Kraft seiner leidenschaftlichen Seele. „Die beiden Lande sind durch ehrlichen Kampf wieder deutsch geworden," schrieb er nach dem Tage von Alsen an seinen Vater, „das ist der größte Erfolg, den unsere auswärtige Politik seit fünfzig Jahren errungen hat. Nach meinem Gefühle haben wir allen Grund, uns dessen zu freuen; alle anderen Fragen erscheinen mir als untergeordnet!" Der Liberale, schließt Schiemann daraus mit Recht, war also dem Unitarier unterlegen, und wenn er auch jetzt noch daran festhielt, daß die innere Politik Bismarcks verwerflich sei, er blickte doch mit Stolz und Bewunderung auf den Mann, der ihm sein Preußen wieder zu Ehren gebracht hatte.

Wie gesagt, man muß immer wieder bedauern, daß gerade in dieser Erfüllungs- und Wendezeit unser Briefwechsel schweigt. Dafür eignete Treitschke am Tage des Wiener Friedensschlusses seinem Leipziger Freunde in einer schönen Widmung den eben fertig gewordenen Band der „Historischen und politischen Aufsätze" zu, „als ein Zeichen herzlicher Erinnerung an die glücklichen Tage in Leipzig, da die verschworenen Freunde an dem runden Tische zusammen tagten." Die Sammlung brachte als umfangreichste und kostbarste Gabe den Aufsatz „Bundesstaat und Einheitsstaat," eine Schrift, die Schmoller den Höhepunkt der ganzen publizistischen und historisch-politischen Schule nennt, eine nationale That, ohne deren Hilfe das Deutsche Reich vielleicht nicht zu stande gekommen wäre. „Ich habe dabei," sagt der Verfasser in der Widmung dieses kühnen Bekenntnisses zum preußisch-deutschen Einheitsstaate, „rücksichtsloser gesprochen, als unsere Staatsgelehrten pflegen ... Mir schien es weder ehrenvoll noch nützlich, die erste, die selbstverständlichste aller Pflichten des politischen Schriftstellers zu verabsäumen und da versteckte Winke zu geben, wo nur unumwundene Offenheit der Rede frommen kann." Man fühlt aus diesen Sätzen trotz ihres vornehmen Selbstbewußtseins heraus,

daß der Verfasser für den hier gekennzeichneten und gerechtfertigten Teil seiner Arbeit bei dem älteren Freunde nicht auf vollen Beifall zu rechnen wagte; desto zuversichtlicher und persönlich=wärmer wird seine Sprache, wo er sich auf den letzten Aufsatz bezieht, die Abhandlung über die „Freiheit". Hier, wußte er, erklang Freytags liberales Herz in verwandten Tönen. „Dem Betrachter unserer verworrenen Bundesverhältnisse," heißt es da, „drängt sich oft die schmerzliche Frage auf, ob wir berechtigt sind, uns eine große Nation zu nennen. Heiterer schauen wir in die Zukunft, wenn wir eine andere Seite unserer Zustände ins Auge fassen. Lange Jahrhunderte politischer Unfreiheit haben den Deutschen die selbständige Bildung des Charakters nicht rauben können, nicht die Kühnheit des Denkens und Forschens, nicht die freie Sittlichkeit, welche sich an keine unverstandene Überlieferung bindet. Die Fähigkeit zur Selbstregierung besteht in unserem Volke, und aus ihr werden wir dereinst die Kraft schöpfen, die Einheit unseres Staates zu gründen." In einem gleichzeitigen persönlichen Briefe an Freytag beschwor Treitschke außerdem noch die Erinnerung an die Abende im Kitzing herauf und bekannte, wie ihn nichts in seinem Leben so sehr zugleich ermutigt und beschämt habe wie die Abschiedsworte des Freundes bei seinem Scheiden. Dann kommt er auch hier noch einmal auf sein Schoß= und Schmerzenskind, den Aufsatz über „Bundesstaat und Einheitsstaat", zu sprechen. „In zwanzig Jahren," meint er jugendlich hoffnungsvoll, „wird mindestens ganz Norddeutschland unserer Meinung sein; heute bin ich froh, wenn eine kleine Minderheit zustimmt. Von allen Menschen, die das Buch kränken wird, ist nur einer, dessen Urteil mir Wert hat. Mein Vater wird leider sehr unglücklich sein über das Buch, aber bei solchen Fragen kommen die Pflichten des Sohnes nicht allein in Betracht."

Harte Worte fallen sodann über das „Pfaffenstädtchen", das dem unbequemen preußenfreundlichen Mahner zur deutschen Einheit wenig Behaglichkeit gönnen würde, sähe er die Früchte seiner akademischen Wirksamkeit in der studentischen Jugend nicht erfreulich wachsen. Aber von den „Philistern" ist nichts zu hoffen! Sie kommen voreingenommen in die Aula, mit dem festen Vorsatz, jedes Wort, das er über Preußen sagt, als eine Lüge aufzunehmen. „Die Thoren, die blöden Thoren, die von moralischen Eroberungen Preußens im Süden träumen!" Und nun folgen zornige Anschuldigungen der „bescheidenen" Süddeutschen, Worte, deren Bitterkeit uns heute schwer verständlich erscheint und deren grimmige Prophezeiung: „Glauben Sie mir, nur das gute Schwert des Eroberers kann diese Lande mit dem Norden zusammenschweißen" die Geschichte zum Glück nicht wahr gemacht hat.

Wie vorauszusehen, setzte Freytag in seinem Dankschreiben, so sehr er die „gute That" und den berechtigten „Trotz wider die Halben und Staatslosen" anerkannte, hinter die kühnen Ausblicke des Aufsatzes vom Einheitsstaate ein starkes liberales Fragezeichen. Er traute dem „ostdeutschen Kolonistenstaate", der noch immer sehr stark in den alten Agrikulturtraditionen stecke, die Absorptionskraft nicht zu, die im stande sei, mit starker Zersetzung unter dem kleinen Volk aufzuräumen. Vor allem aber fehle Preußen der Beruf zur geistigen Führerschaft. Es müsse immer importieren. „Und Sie z. B." — mit direkter Wendung an Treitschke — „werden ein halbes Menschenalter in Berlin lehren müssen, ehe Sie uns wieder ein Geschlecht erzogen haben, das einen kräftigen Idealismus hat. Die jetzige Jugend dort ist übel gezogen, es fehlt das Feuer in Liebe und Haß. Wenn man nicht alter Fritz ist, kann man nicht große Politik mit kleinen Leuten machen." Schon deshalb, meinte er endlich, würden wir über das Stadium des Bundesstaates niemals hinauskommen. Aber, und das ist und bleibt das Entzückende an dem Briefwechsel: trotz dieser grundsätzlichen Verschiedenheit der Anschauung in einem Punkte, den Treitschke damals so durchaus zur ultima ratio seiner politischen Überzeugung machte — welche Herzlichkeit und Wärme immer wieder in der Betonung der persönlichen Freundschaft und Zusammengehörigkeit! „Ich hoffe," klingt es auf die Widmung zurück, „das stille Bündnis, das wir ohne viele Worte geschlossen haben, soll dauern. Denn gerade mit dem Teil unseres Lebens wachsen

wir als treue Arbeiter zusammen, den wir selbst für den besten halten müssen. Als ich hierher kam und am runden Tische saß, war mir die Erinnerung an Sie recht wehmütig. Es ist der erste Winter, den ich seit Ihrer Abreise hier zubringe, es war der letzte Ihres Aufenthaltes hier, in dem ich Sie so lieb gewann, daß mir das Recht wurde, Sie schmerzlich zu entbehren. Gern möchte ich Ihnen zurufen, auf Wiedersehen oft und überall, aber endlich in Berlin. Daß Sie dorthin gehören, ist mir nie zweifelhaft gewesen, und ich hoffe, man wird jetzt da, wo es darauf ankommt, dieselbe Überzeugung hegen."

Dieser warme Herzenston, vor allem Freytags zartes und doch tröstliches Anerbieten, auch seinerseits alles zu thun, was den sächsisch-partikularistischen Vater mit dem unitarischen Wirken des Sohnes aussöhnen könnte, hatte Treitschke ungemein wohlgethan. Er fühlte in seinem feinen, zarten Gemüt alle Stacheln dieser Tragik mit doppeltem Schmerz, um so tiefer, je höher er die mannhafte und vornehme Ritterlichkeit des alten sächsischen Edelmanns schätzen mußte. „Es ist hart," klagt er Ende 1864, „am eigenen Leibe zu erfahren, wie rasch die Welt sich dreht. Mein Vater ist aufgewachsen in der Stammesfeindschaft der alten Zeit, die wir Jüngeren kaum noch begreifen. Ihm ist zu Mute wie mir, wenn mein Sohn unter die Franzosen oder Dänen ginge; er sieht in Preußen einfach den Feind, den Todfeind, und die Götter wissen, daß die jüngsten Sünden hüben und drüben diese Bitterkeit nur vermehren konnten. Der alte Bruderhaß brennt wieder auf; bei manchen Äußerungen sehr verständiger Männer ist mir's, als hörte ich das Geschlecht des Dreißigjährigen Krieges reden, und ich fühle lebhaft nach, was ein alter Herr empfinden muß, der die Teilung Sachsens mit erlebt hat. In Schleswig-Holstein ist es zuletzt so weit gekommen, daß Preußen und Sachsen Feldwachen und Vedetten gegeneinander aufstellten. Kurz, die Zeitverhältnisse konnten nicht ungünstiger sein für die Stimmung meines Vaters, und er gesteht, daß ihn seit dem Tode meiner Mutter nichts so schmerzlich berührt habe wie mein Buch. Trotzdem ist er so freundlich und nachsichtig gegen mich gewesen, daß ich ihm nicht genug dafür danken kann." Freilich, ihm etwas Liebes zu erweisen, wie Freytag aus dem Drange seines guten Herzens gewünscht hatte, werde schwer halten. Der General gehöre noch zu jenem Geschlechte spartanischer, vollkommen bedürfnisloser Menschen, das in den Freiheitskriegen groß ward „und sich selber härter behandelt, als wir Jungen es jemals thun."

Ein eigenes kleines Kapitel in dem Briefwechsel gilt Moritz Busch, Bismarcks späterem „Büschchen", der damals als Redacteur der „Grenzboten" noch in seinen publizistischen Anfängen steckte, aber schon ein gut Teil von seiner unstetigen, problematischen Natur an den Tag legte, die sich bis zu seinem Tode nicht recht klären wollte. Im Januar 1864 von Freytag selbst auf vier Wochen nach Holstein gesandt, um durch Schilderungen von dorther in den „Grenzboten" für die Sache der Herzogtümer zu wirken, war er plötzlich in Kiel aus eigenem Entschluß in die Dienste des Augustenburgers getreten und hatte seinen Redaktionsposten kurzer Hand im Stich gelassen. Die grünen Blätter waren in nicht geringer Verlegenheit, und Freytag suchte eifrig nach einem geeigneten Ersatz für den „Ausgerissenen". Treitschke schlug den jungen, ihm persönlich vorteilhaft bekannten Adolf Wilbrandt vor, von dessen journalistisch-ästhetischer Begabung er sehr hoch dachte und dem die etwa in München eingesogenen „preußenfeindlichen Schwachheiten" wohl nicht allzu tief im Blute sitzen würden. Dabei wird Buschs politische Mantelträgerei nicht geschont. „Ich begreife nicht dies Dilettieren in einer Laufbahn, darin er doch nie ein Meister wird. Und sollte er gar die heilsame Annexion verhindern helfen, so mag er es vor dem Teufel verantworten — vor mir nicht."

Doch siehe da! Über Nacht war der Vielgewandte wieder da. Am 15. Februar 1865 wegen seines Übergangs ins preußische Lager vom Augustenburger plötzlich entlassen — übrigens nicht, ohne sich sechshundert Thaler Entschädigung auszubedingen! — stellte er sich nun als Redacteur den „Grenzboten" von neuem zur Verfügung. Ein paar Tage zuvor war er schlau genug gewesen, sich auch bei Treitschke durch einen geschick-

ten Brief wieder in gutes Licht zu setzen. Treitschkes Aufsatz „Die Lösung der schleswig-holsteinischen Frage", gestand er ihm, habe die preußische Gesinnung, die sich längst in ihm geregt, gänzlich aufgeweckt: er sei Annexionist und werde in kürzester Zeit Holstein verlassen. Der Vertrauensselige ließ sich begütigen und legte bei dem Leipziger Freunde ein gutes Wort dafür ein, den hoffentlich von der „letzten Stromerfahrt seines wilden Lebens" Heimgekehrten wieder in die Redaktion der „Grenzboten" aufzunehmen: „er zählt zu den Menschen, die lange jung bleiben und auch im Schwabenalter noch dumme Streiche machen." Freytag war dem Rat schon zuvorgekommen; auch er sah Buschs Lösung in Holstein als eine Reparatur an, ohne sich zu verhehlen, daß der Vogel bei seiner mißglückten Kieler Affaire dort wie in Leipzig Federn aus seinen Schwingen verloren habe.

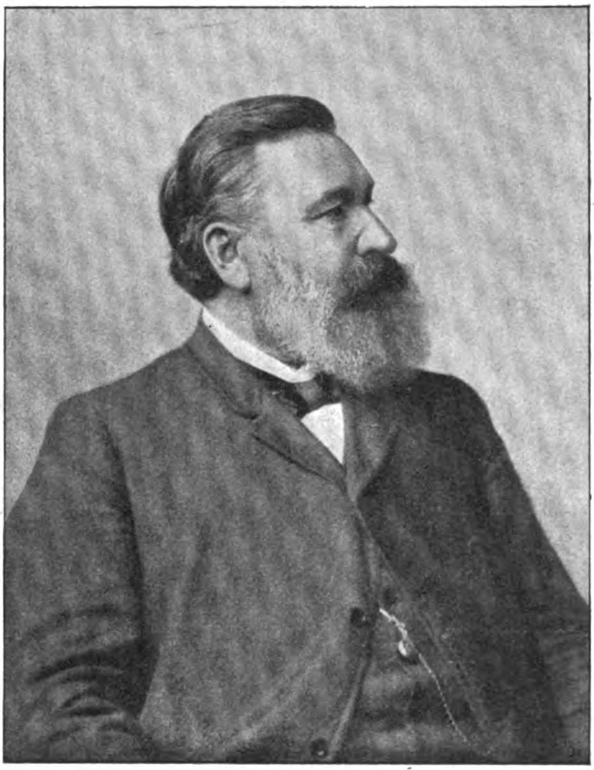
Lange währte denn auch die von neuem angeknüpfte Verbindung nicht. Schon im Juni des nächsten Jahres löste sich das „Gesträuch", wie Freytag den kleinen sächsischen Litteraten gern nannte, endgültig von ihm und den „Grenzboten", trat in preußische Dienste und wirkte zunächst im occupierten Hannover auf die Presse. Treitschke war gesonnen, diesen Schritt für die ehrliche und glückliche Lösung eines unwahr gewordenen Verhältnisses anzusehen; der Verfasser der „Journalisten", der wohl wußte, wie oft in der politischen Redaktionsstube Staub und Sterne gemischt sind oder wie nahe gar neben dem Bolz der Schmock sitzt, war weniger optimistisch gestimmt und sprach ziemlich unzweideutig von „drei Kanonenschüssen", die nötig gewesen, ihn „freiwillig" scheiden zu lassen. Bekanntlich trat Busch dann einige Monate vor Ausbruch des französischen Krieges in die unmittelbare Umgebung Bismarcks, als dessen publizistisches Werkzeug er sich hinfort vielfach und recht mannigfaltig bethätigte. Schwerlich immer mit ganz reinen Absichten, obwohl man neuerdings auch im Lager der strengsten Bismarckverehrer anzunehmen geneigt ist, daß er bei allen seinen Büchern, auch dem vielgescholtenen letzten, überzeugt gewesen, dem Meister zu dienen, daß er ihm unbedingt ergeben gewesen und daß seine Berichterstattung im wesentlichen auch treu sei.* So hätte also letzten Endes Treitschke doch recht behalten, wenn er schon 1866 tröstete: „Hinter Buschs Roheit steckt doch ein trefflicher Kern." —

Die kriegerischen Erfolge von 1864 waren größer gewesen, als irgend jemand erwartete, trotzdem hegte alle Welt die Überzeugung, daß das Spiel erst begonnen habe, und die Parteien, die Bismarcks Politik bekämpft hatten, fühlten noch keine Veranlassung, sich mit ihm auszusöhnen. Auch Freytag, der sich damals durch erneute historische Vertiefung in das warme Kleinleben des Mittelalters „demokratisch stimmen" ließ, gehörte zu diesen Mißmutigen. Die Annexion wünschte auch er, aber seit Bismarck gemeinsam mit Österreich die dänische Beute übernommen hatte, hielt er sie keinen Augenblick mehr für möglich. Anstandsrücksichten auf die befreundeten Augustenburger bestimmten ihn dabei viel weniger als die unverminderte, aus der Beobachtung deutscher Natur gewonnene Überzeugung, daß große Errungenschaften nicht durch politische Experimente, sondern nur durch einfache und naheliegende Mittel erzielt würden. „Wir leben nicht mehr in der Zeit des Großen Kurfürsten und des Jahres 1815; wer jetzt etwas durchsetzen will, kann das nur mit Benutzung des Liberalismus thun. Wer dieser Zeitströmung sich entgegenstemmt, wird immer in Gefahr sein, den Boden unter den Füßen zu verlieren, wer sie unehrlich benutzt, in Gefahr, seinen Gewinn wieder zu verlieren. Und es ist lehrreich zu beobachten, wie auch das Talent im Kampfe gegen dies Zeitgemäße seine Kraft verliert." Dennoch getröstet ihn der unverwüstliche Fond der preußischen Tüchtigkeit einer freundlichen Zukunft: einzelnen festen und dauerhaften preußischen Männern, die den Reformgeist Scharnhorsts durch alle Misere der Heeresleitung bewahrt haben — Freytag dachte dabei wahrscheinlich besonders an den ihm eng befreundeten damaligen Generalstabschef Stosch — werde es anheimfallen, mit dem tauglichen Beamtenmaterial und einzelnen Führern der Oppo-

* Vergl. Erich Marcks, Fürst Bismarcks Gedanken und Erinnerungen. Versuch einer kritischen Würdigung. Berlin, Gebrüder Paetel.

sition den Staat und die deutsche Frage zu ordnen.

Treitschke mußte die meisten dieser Frey-



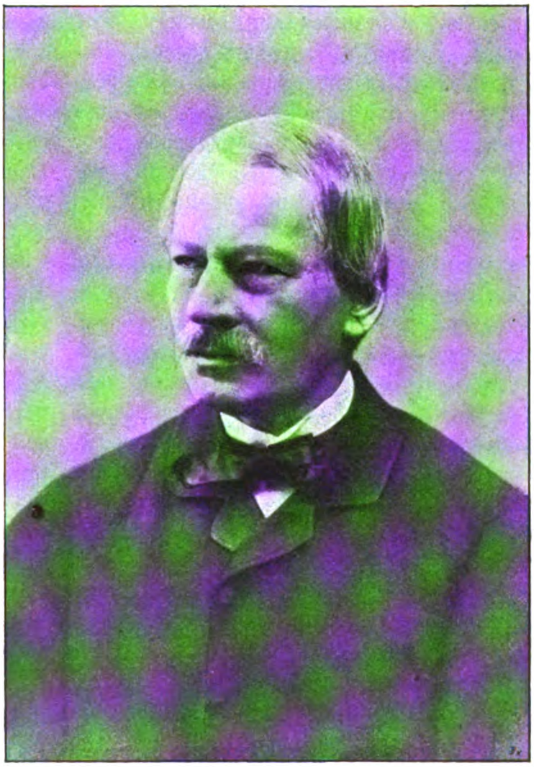
Heinrich von Treitschke.

tagschen Bedenken und Vorbehalte unterschreiben, aber er schaute auch auf die andere Seite, fand dort die „Meute der Rheinbündler", den „elenden Prätendenten, den er aus tiefster Seele verachtete", daneben das im Inneren heillos zerfahrene Österreich, nicht zu vergessen die „weiland nationale Partei, heute ganz versunken in den Sumpf der Phrasen und Schimpfreden" — und da wählte er doch lieber Bismarcks Seite: „denn er kämpft für Preußens Macht, für unsere legitime Stellung an Nord- und Ostsee." Und wenn er auch bekennt, kein blinder Bewunderer Bismarcks zu sein, seine auswärtige Politik hält er doch für Pflicht zu unterstützen, zumal er sich, wie dagegen Freytag es that, von einem liberalen preußischen Regiment selbst in zehn Jahren keine friedliche Versöhnung mit den Süddeutschen zu erhoffen wagte. Noch schärfer trat deshalb auch in der Oktober 1865 erscheinenden zweiten Auflage der „Historischen und politischen Aufsätze" die unitarische Richtung ihres Verfassers hervor. Immer unbarmherziger lenkte ihm das entsetzliche Schauspiel des Hasses und des Neides, das Deutschland der spottenden Welt bot, die Gedanken auf jenes höchste Gut, das in seinen Augen allein den Sünden unseres Volkes Heilung bringen konnte: auf die Einheit des Staates. Freytag gegenüber rechtfertigte er diese Verschärfung noch besonders, wieder vor allem mit seiner genauen Kenntnis der süddeutschen Zustände. Auf die öffentliche Meinung einzuwirken und die Gegenwart zu heilen, sei die nächste und dringendste Pflicht aller derer, die trotz alledem noch ein wenig Verstand und Hoffnung in sich fühlten. Deshalb faßt er — denn der Patriot ist tausendmal stärker in ihm als der Professor — den Plan, vor der „Deutschen Geschichte" erst noch einen zweiten und letzten Band Essays herausgegeben. Zumal an einem Lebensbild Cavours solle darin den Willenlosen und Phantastischen gezeigt werden, „was geniale Realpolitik ist."

„Realpolitik", da steht das inhaltsschwere, unserem Treitschke theoretisch bereits seit den Bonner Studienjahren aus Rochaus so betitelter Schrift geläufige Wort, dessen Sinn nun auch praktisch bald wie ein leuchtender Stern über der verworrenen Gegenwart aufgehen sollte, und schon bot sein thatkräftiger Verfechter, der es zu unerhörten Ehren bringen sollte, dem feurigen Apostel im Süden die helfende Hand. Zwar geschah es zunächst auf scheinbar rein wissenschaftlichem, unpolitischem Gebiet, aber der schönen prophetischen Symbolik, die für uns Zurückblickende darin blüht, dürfen wir uns deshalb nicht weniger freuen. Treitschke hatte sich am 10. Dezember 1865 mit der Bitte um Erschließung des preußischen Archivs direkt an Bismarck gewandt. Schon am 15. kam die Antwort, ganz von Bismarcks eigener Hand geschrie-

ben. Das war natürlich eine große, stolze Freude für den Gelehrten, zumal da er aus den vornehmen, rein sachlichen und völlig unpolitischen Zeilen die Empfindung gewann, einem Manne gegenüberzustehen, der die Dinge mit großem Sinn aufzufassen verstand. Die einzige Beschränkung, die dem Forscher auferlegt wurde, bestand in Bismarcks durchaus billigem Verlangen, in die Excerpte vorher Einsicht nehmen zu dürfen. „Ew. Hochwohlgeboren," hieß es dann weiter, „wollen aus demselben aber nicht die Besorgnis entnehmen, daß Ihnen die Frucht Ihrer Arbeiten auf diesem Wege nachträglich verkümmert werden würde. Denn, wenn Sie auch die Wäsche unserer damaligen Politik nicht so rein finden werden, wie ich wünschen möchte, so glaube ich doch auch nicht, daß Sie den Ausspruch, Preußen habe am wenigsten Ursache, die Vergangenheit seiner Bundespolitik in Dunkel zu hüllen, zurückzunehmen sich werden gedrungen fühlen ... Ich bin überzeugt, daß auch die schwachen Seiten unserer Vergangenheit Ihrer parteilosen Feder nicht schwächer erscheinen werden als der mittlere Durchschnitt deutscher und amtlicher Menschlichkeit. In der Hoffnung, daß ich im März die Ehre haben werde, hier ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, bin ich mit ausgezeichneter Hochachtung Ew. Hochwohlgeboren ergebenster v. Bismarck."

Treitschke hatte aus dem „anständigen" Ton dieses Briefes, wie er Freytag schrieb, herauszuhören geglaubt, daß man ihn in Berlin mit politischen Zumutungen irgend welcher Art verschonen werde. Da hatte er Bismarck nun aber doch überschätzt. Vielleicht auch unterschätzt, denn der „Realpolitiker" hatte auch diese höflichen eigenhändigen Zeilen nicht geschrieben, ohne damit etwas zu wollen. Zwar während des Aufenthalts in Berlin gönnte er den Gelehrten ganz seinen Arbeiten und seinen Freunden, auch in der persönlichen Audienz, die Treitschke bei ihm erhielt, scheint von irgend einem politischen Antrag nicht die Rede gewesen zu sein. Aber Anfang Juni richtete der preußische Gesandte in Karlsruhe, Graf von Flemming, im Auftrage des preußischen Ministers an ihn die Aufforderung, in Bismarcks Hauptquartier zu kommen, um durch Abfassung der Kriegsmanifeste und andere publizistische Arbeiten für die deutsche Politik zu wirken. Eine ordentliche Professur in Berlin, das alte Ziel seiner Wünsche, solle ihm dann als Ersatz für seine Freiburger Stellung sicher sein. Der Antrag war gewiß lockend und verführerisch genug, zumal für jemanden, der in Freiburg so in der Luft schwebte wie Treitschke. Trotzdem lehnte er ab, und auch ein längerer Briefwechsel mit dem Minister konnte ihn in seinem Entschluß nicht wankend machen. Die Bismarckische Politik mit allen Kräften seines Geistes zu unterstützen, war er ohnehin entschlossen, von ihr abhängen wollte er nicht. Es waren, wie er dem Leipziger Freunde gesteht, schwere Tage der Zweifel für ihn, aber er wollte



Gustav Freytag.

und durfte sich damals noch nicht einer Politik verpfänden, deren letzte Ziele nur ein Mann kannte, deren Sünden zu bessern er

keine Macht besaß. „Nach meiner politischen Moral," so rechtfertigte er die Ablehnung vor Freytag, „soll man allerdings auch seinen guten Ruf dem Vaterland zum Opfer bringen — aber auch nur dem Vaterlande, also nur wenn man im Besitze der Macht ist und hoffen kann, durch Schritte, die der Menge ruchlos scheinen, den Staat wirklich zu fördern. Ich stehe anders; in dem Augenblicke, da ich den Ruf eines unabhängigen Mannes verliere, geht meiner Feder jede Kraft verloren."

Unterdessen waren die Kriegswürfel ins Rollen geraten. Nun kam auch über den bedächtigen Freytag scheinbar etwas von dem alten furor teutonicus. „Ich fühle mich um fünfundzwanzig Jahre verjüngt," verrät er dem Freunde, „und könnte mich auf der Straße vor Übermut raufen. Es ist ein hübsches Gefühl, wenn man sein Lebtag nach friedlichem Anstand gestrebt hat, einmal den Kriegsrock zu tragen. Nur daß man nicht helfen und nicht nutzen kann, demütigt. Das elende Federspiel hilft jetzt nicht mehr. Unsere Weisheit ist ausgegeben, und jede Reiterpatrouille und jedes Telegramm, das eines Landesvaters Rückzug andeutet, macht mehr Propaganda." Mit der elegischen Resignation, die im Grunde doch aus diesen Worten spricht, mochte sich Treitschkes entscheidungseifriger Thatendrang nicht begnügen. Ernstliche Bedrohungen seiner persönlichen Sicherheit von seiten der Freiburger Ultramontanen ließen ihn kalt; als sich aber durch die Frankfurter Abstimmung vom 17. Juni der Anschluß Badens an Österreich vollzog, war sein Entschluß gefaßt: er reichte sein Entlassungsgesuch ein, das vom Großherzog mit echt fürstlicher Vornehmheit und Größe beantwortet wurde, und begab sich, gehoben von dem jungen Liebesglück seiner eben vollzogenen Verlobung, in die Hauptstadt Preußens, „der Heimat seiner Wahl". Die Siegesnachrichten von Soor, Nachod und Skalitz, von Münchengrätz, Gitschin und Schweinschädel begleiteten ihn auf seinem Wege. In der Nacht vom 3. auf den 4. Juli traf er in Berlin ein, und die Kanonen donnerten ihm die Siegesbotschaft von Königgrätz entgegen! Der erste, dem er von der neuen Stätte seiner Thätigkeit den Gruß des Befreiten entbot, war Freytag. „Ringsum," schreibt er ihm am Abend des vierten aus dem Redaktionslokale der alsbald übernommenen „Preußischen Jahrbücher", „braust ein unbeschreiblicher Jubel, fast alle Häuser flaggen — und diesmal fast ausschließlich mit schwarzweißen, nicht mit den allzusehr entwürdigten trikoloren Fahnen, und da unsere große Sache so herrlichen Fortgang nimmt, so schaue ich auch mit guter Zuversicht auf die weite und gänzlich ungewisse Fahrt, die mein kleines Schifflein vor sich hat ... Wie glorreich kommt die unverwüstliche Tüchtigkeit unseres Staates zu Tage! Ich prahle nicht, aber ich halte für zweifellos, daß mit den furchtbaren Kämpfen in Böhmen eine schönere Zeit für unser Vaterland anbricht. Dann muß auch ein Zeitpunkt eintreten, wo die Debatte wieder etwas bedeutet und die Publizistik nicht bloß von Handwerkern gehandhabt werden darf. Darum will ich jetzt eine Weile ganz der Politik leben." Er that das, wie immer, wenn sein innerstes Wesen ergriffen war, mit der ganzen Leidenschaft seines heißen Blutes, dessen Feuer durch die Juli-Ereignisse, durch private und öffentliche Erlebnisse nur noch geschürt worden war. Noch ehe der Monat zu Ende ging, erschien seine Schrift „Die Zukunft der norddeutschen Mittelstaaten", also über das Schicksal Hannovers, Kurhessens und Sachsens, wie es ihn nach Preußens stolzen Erfolgen allein möglich dünkte. Leidenschaftlicher, härter und unerbittlicher als alles, was vorher oder nachher je aus seiner Feder geflossen, als wollte er sich für die unkriegerische Muße, zu der ein neidisches Schicksal ihn verdammt, mit desto furchtbareren Feuerblitzen und Keulenschlägen des Wortes rächen, so entfesselte er hier all seinen berserkerhaften Vaterlandszorn wider die deutschen Sünden, die jene Staaten und ihre Dynastien, voran seine eigene Heimat Sachsen, auf den verschlungenen Wegen ihrer Geschichte begangen hatten. Erbarmungslos wurde die Hand auf die wehesten Wunden gelegt, erbarmungslos aus den Thatsachen die letzte Konsequenz gezogen. „Annexion" — so gewaltig hatte ihm die Leidenschaft der Stunde den heiligen Zorn entflammt, daß er selbst vor diesem äußersten Worte nicht zurückschrak. Vorher mochte es wohl Augenblicke gegeben haben, wo er nach sanf-

teren Mittelwegen suchte und sich nach gemäßigteren Bundesgenossen sehnte, die ihm ebnend oder ausgleichend zur Seite schritten. So suchte er auch Freytag verschiedentlich zu bewegen, in den besonnenen „Grenzboten“ die Gemüter daheim leise und behende vorzubereiten. Der Freund war im Grunde wohl seiner Meinung, wenigstens widersprach er nicht, hielt es aber für völlig aussichtslos, auf die leidenschaftlich erregte Volksstimmung schriftstellerisch irgend welchen Einfluß ausüben zu wollen. Wieder, wie einst schon bei der deutschen Einheitsidee, appellierte er an die „stillen Fortschritte“, die der Gedanke der Annexion „oder richtiger der Notwendigkeit, der gestürzten Dynastie zu entsagen, zunächst in den einzelnen Staaten selbst machen müsse“. Es kam hinzu, daß der alte Liberale einem Bismarck und seiner hartnäckigen „Wurschtigkeit“ gegen die öffentliche Meinung noch immer nicht recht vertrauen mochte. Inzwischen war Treitschkes „Annexionsbroschüre“ erschienen: ein Sturm der Empörung ging durch Sachsen, und was für den Verfasser am schmerzlichsten: der greise Vater erließ in Dresdener Blättern eine Erklärung, worin er sagte, daß er „mit Entrüstung und tiefem Schmerz“ die Äußerungen seines Sohnes „gegen dieses teure Königshaus“ gelesen habe. Freytag war zart genug, eine Weile zu schweigen und an der frischen Wunde, der schmerzhaftesten, die dem narbenübersäten Fechter die Politik je geschlagen, nicht zu rühren, konnte aber, obwohl er bald nach Treitschkes Veröffentlichung eine „Konkurrenzbroschüre“ geschrieben hatte, nicht verhehlen, daß er den fulminanten Zorn- und Streitruf des Freundes mindestens für verfrüht gehalten habe.

Wir danken es heute dem Schicksal, daß Preußen 1866 der augenblicklichen Versuchung nicht nachgegeben und die Heilung der sächsischen Wunde anstatt dem Schwerte dem langsamen Balsam der Zeit überlassen hat, dem dann das gesegnete, so viel noch heimlich schwärendes Unheil auf einen Schlag gutmachende Jahr 1870/71 so wunderbar zu Hilfe kam. Auch mit Treitschke und seiner überhitzten Erregung meinte es das Schicksal gut, wenn es ihn statt ins preußische Leipzig, wie er wohl geträumt, zum Wintersemester 1866 als Professor der Geschichte und Politik an die Universität Kiel berief. Tapfer wie überall, hat er sich auch hier, auf der alten Hochburg des schleswigholsteinischen Partikularismus, durch die mancherlei Intriguen, die ihm seine Thätigkeit anfangs verbitterten, durchgebissen und dann gerade in der schwierigen Pionierrolle, zu der er auf seinem vorgeschobenen Posten in der jungen deutschen Nordmark berufen war, trotz alles „Holstendünkels“ den guten Mut wiedergewonnen, „daß die Zukunft unser ist“. „Ich muß das Land,“ schreibt er nach den ersten Wochen im neuen Amt an Freytag, „erst urbar machen helfen. Für die Herzogtümer bedeutet das Preußischwerden einfach den Eintritt in das deutsche Leben. Von deutscher Geschichte hat man hier seit Jahren nichts gehört, man kannte nur das meerumschlungene Vaterland. Im Handel und Wandel herrscht eine Stagnation, ein Zunftgeist der lächerlichsten Art. Es lebe Preußen und die freie Konkurrenz; das Volk hier ist vortrefflich, man muß es nur rütteln und in das deutsche Leben hineinzwingen.“

Dies ruhigere, mehr der historischen Wissenschaft als der Gegenwartspolitik zugekehrte Wirken macht sich alsbald auch in dem Briefwechsel bemerkbar: Freytag plaudert von seinen „Bildern aus dem Mittelalter“ und läßt wieder seinen lange zurückgedrängten gemütvollen Humor spielen; Treitschke, inzwischen vermählt, berichtet von gemeinsamer ehelicher Lektüre am häuslichen Herd, findet wieder Muße zu Ausflügen in die friedlichen Gefilde der Dichtung, meldet frohbewegt die Geburt eines schwarzköpfigen Töchterleins, das die kraftvolle Stimme des Vaters geerbt habe, und fühlt sich in Heidelberg, wohin er bereits Anfang Oktober 1867 an Stelle des verstorbenen Häusser berufen wurde, weit schneller behaglich als in Kiel, zumal da ihn selbst hier im badischen Lande alles in dem Glauben an die baldige Erfüllung seines Lebenstraumes vom deutschen Einheitsstaate bestärkt und er mit berechtigtem Stolze überall wahrnehmen darf, wie sein vaterländisches Wirken sich Anerkennung erwirbt. Diese innere Befriedigung blieb nicht ohne wohlthätige Wirkung auf seine politischen Äußerungen. Schritt das deutsche Einigungswerk seiner feurigen Un-

geduld bisher zu langsam fort, so war jetzt sein wärmster Wunsch, daß dem Staate eine ruhige Frist gegönnt werde, um die Verwaltungsreform durchzuführen, die ihn zur Lösung noch größerer Aufgaben befähigen könne. Und im Februar 1870, als Bismarck den von Lasker zudringlich befürworteten Anschluß Badens an den Norddeutschen Bund im Reichstage entschieden abgewiesen hatte, spendete er dieser weisen Zurückhaltung sogar vollen Beifall. Denn mittlerweile hatte auch in ihm der heißspornige Ideenpolitiker mit dem vorsichtigen Realpolitiker einen Bund geschlossen; er wußte, daß den Kanzler schwerwiegende Rücksichten auf die allgemeine politische Lage bestimmten und daß er durch die einseitige Eingliederung Badens in den Norddeutschen Bund die feste Fügung des deutschen Gesamtstaates nur beeinträchtigt hätte. Wie er sich so auf der einen Seite gewöhnte, mit dem Bestehen der Einzelstaaten in Deutschland zu rechnen und innerhalb dieser gegebenen Verhältnisse für seine Pläne weiterzuarbeiten, jetzt nicht bloß anfeuernd, sondern vorwitzige Wünsche bekämpfend,* so hielt er zu derselben Zeit auch mit dem Glaubensbekenntnis des Liberalismus, also mit seiner eigenen bisherigen politischen Überzeugung, in der Schrift „Das konstitutionelle Königtum in Deutschland“ eine Generalabrechnung, die deshalb so schwierig war, weil er liberale Leser nicht abschrecken sondern überzeugen und doch eine rückhaltlose, auch gegen sich selbst gestrenge Kritik üben wollte.

Es ist schmerzlich zu bedauern, daß gerade in dieser für Treitschkes politische Entwickelung so bedeutungsvollen Zeit, wo er erst den eigentlichen Stand- und Stützpunkt seines Lebens fand, den für ihn bezeichnenden „konservativen Liberalismus“, daß gerade damals der Briefwechsel mit dem älteren Freunde sehr spärlich und sprunghaft zu werden beginnt. So sind wir um den Genuß gekommen, sich einen ruhmvoll und mannhaft untergehenden Zeitgeist mit dem kräftig aufsteigenden Gestirn des neuen auseinandersetzen zu sehen. Ja, auch die große Erfüllungszeit des Einigungskrieges selbst ist hingegangen, ohne daß wir aus diesen inhaltschweren Monaten eine gegenseitige briefliche Aussprache erhalten hätten. Nur ein Rückblick von höherer und freierer Warte liegt in der Widmung vor, mit der Treitschke am 31. Oktober 1871 Freytag die vierte, vermehrte Auflage seiner historisch-politischen Aufsätze zueignete: „Sieben Jahre gerade,“ heißt es da, „sind verflossen, daß ich Ihnen, mein lieber Freund, die Anfänge dieser Sammlung zum erstenmal übersendete. Seitdem sind durch eine wundervolle Fügung die kühnsten Träume, die wir einst in jenem Leipziger Freundeskreise zu fassen wagten, über alles Hoffen hinaus verwirklicht worden; und schon regt sich uns die Sorge, wie die überschwellende Kraft dieses erwachten Volkes in Schranken zu halten, wie sie zu bewahren sei vor den weltumspannenden Plänen des alten heiligen Reichs. Es bleibt ein vermessenes Unternehmen, in einer so rasch wachsenden Zeit politische Schriften, die den breiten Stempel des Tages an der Stirn tragen, aufs neue herauszugeben. Ich darf es wagen, denn der Kern meiner Überzeugung ist unerschüttert geblieben, wenngleich ich manchem Irrtum entwachsen bin ... Was Sie auch tadeln mögen an diesen Bänden, es soll mir genug sein, wenn Ihnen aus allem, was ich über deutsche Freiheit dachte, das schlichte und tapfere Wort entgegenklingt, das heute in der Vorhalle des neuen Reichstagshauses unter dem Bilde unseres Freundes Mathy geschrieben steht: Die Freiheit ist der Preis des Sieges, den wir über uns selbst erringen!“

Was der Briefwechsel im neuen Reich an Ausgiebigkeit verlor, das gewann er an Vielseitigkeit. Die Politik, die so lange unbestritten den Reigen geführt hatte, trat zurück, um persönlichen, litterarischen und gesellschaftlichen Angelegenheiten das Wort zu gönnen. In Freytag war während seiner kriegerischen Heerreise im Hauptquartier des Kronprinzen der langgehegte Plan der „Ahnen“ gereift, an dessen mit Eifer und Wärme betriebener Verwirklichung er auch den fernen Freund teilnehmen ließ, indes dieser selbst jetzt ernsthaft an seiner lange vernachlässigten „Deutschen Geschichte“ arbeitete. Diese Arbeit begleitete ihn auch nach Berlin, an dessen mächtig empor-

* Vgl. Hans Eckerlin, Heinrich von Treitschke (Biographische Volksbücher Nr. 11 bis 16. Leipzig, R. Voigtländers Verlag), S. 82.

blühende Universität er 1874 berufen wurde. Das ungewohnt laute und vieltönige Leben, das ihn hier empfing, machte ihn für längere Zeit auch dem Verkehr mit seinen besten Freunden abtrünnig. Erst kurz vor Weihnachten 1875 findet er Zeit, Freytag sein Beileid an dem Tode seiner Gattin auszusprechen (Frau Emilie Freytag, geb. Scholz, geschiedene Gräfin Dyhrn, gestorben am 14. Oktober 1875 in Siebleben) und ihm zugleich zu schildern, wie er sich auf dem neuen Schauplatz seiner Thätigkeit, dem Hafen seines Lebens, eingerichtet habe. Den schweren Entschluß, sein schönes Heidelberg zu verlassen, hat er trotz der Unrast der großen Stadt noch keinen Augenblick bereut. Im Grunde fühlte sich der durchaus moderne Mensch, der in ihm steckte, doch mächtig angezogen von dem imponierenden Leben der neugebackenen Reichshauptstadt, und hinter der in Süddeutschland so arg verschrienen kritischen Altklugheit der Berliner mußte der akademische Lehrer bald den ernsten, ehrenwerten Fleiß erkennen. „Ich fange an, mich in dies unruhige Treiben zu finden, und freue mich der großstädtischen Freiheit. Auch meine Frau hat sich überraschend schnell hier eingelebt, und die Kinder sind allesamt begeisterte Berliner. Mein Sohn zieht den Tiergarten dem Schwarzwalde entschieden vor; Wald ist Wald, und den Kaiser und den alten Wrangel sieht man doch nur hier." Überhaupt fühlte Treitschke, wie das oft bei Leuten der Fall, die aus engen Verhältnissen plötzlich in das anregende Getriebe der Großstadt versetzt werden, in den ersten Berliner Jahren eine neue gesteigerte Lebenslust und -freude über sich kommen, die mehr als einmal in Huttensche Jahrhundertsapostrophen ausbricht und deren auch wir uns rückhaltlos freuen könnten, wenn sie es ihm nicht nur noch mehr erschwert hätte, die „menschlichen Beziehungen" zu seinen alten auswärtigen Freunden, darunter auch Freytag, zu pflegen. Dabei läßt sich selbst in diesem spärlicher und spärlicher werdenden Meinungsaustausche nicht übersehen, daß die alten Gegensätze in den beiden auch unter dem Dache des geeinigten Vaterlandes nicht zur vollen Versöhnung gekommen waren: in Freytag blieb eben bis zu seinem Ende ein starkes Stück vom vormärzlichen Liberalen lebendig, während Treitschke sich unter dem Druck der ihm bis in den innersten sittlichen Kern seiner Persönlichkeit verhaßten socialistischen Bewegung, dieses „undeutschen Wahnsinns der Sinnlichkeit und Unfreiheit", immer mehr von dem modernen demokratisierenden Liberalismus ab- und der nationalen und realen Wirtschaftspolitik Bismarcks zuwandte. Dieser aber, so hoch seine gewaltige staatsmännische Begabung über allem Zweifel erhaben, behielt für den bürgerlichen Verfasser von „Soll und Haben" und Freund des deutschen Kronprinzen zeit seines Lebens einen Anstrich von „Junkertum", und wenn sein Berliner Freund gelegentlich, wie Ende 1877 nach dem Bismarckschen Konflikt mit Stosch, allzu feurig für den Reichskanzler in die Schanze sprang, so rief er einem vertrauten Freunde gegenüber wohl aus: „Was ist Taubheit für ein Unglück!" Treitschkes Stellung zur Judenfrage und vor allem die häuslichen Schicksalsschläge, die in den ersten achtziger Jahren sein Familienglück zerstörten, waren nicht dazu angethan, dieser allmählichen Entfremdung entgegenzuwirken.

Daß sie trotzdem eine mehr äußerliche als innerliche war, zeigt außer dem warmherzigen Glückwunsch zu Freytags siebzigstem Geburtstage (13. Juli 1886) die von demselben Tage datierte Widmung zu der fünften Auflage der „Essays", die mit den Worten schließt: „Fröhliche Dichtergestalten, alle mit deutschen Augen, umdrängen Sie heute, wenn Sie mit den Amseln ihres Gartens Zwiesprach halten und der reichen Arbeit Ihres Lebens still gedenken. Im Boden des Vaterlandes wurzelt jedes Ihrer Werke; so treu und liebevoll hat keiner der lebenden Dichter die in allem Wandel der Zeiten unverwüstliche Kraft des deutschen Gemütes geschildert. Nehmen Sie aus Freundesmund den Dank eines jüngeren Geschlechtes, das wieder gelernt hat, an sich und sein Volk zu glauben."

Noch sinniger und kräftiger feierte Treitschke zwei Jahre später (30. Juni 1888) im Auftrage der philosophischen Fakultät der Friedrich-Wilhelms-Universität den Doktor-Jubilar in einer Adresse, deren Verlesung nach dem eigenen gewiß nicht unbescheidenen Zeugnis des Verfassers bei den Kollegen, „auch bei ganz trockenen Käuzen, denen er's gar nicht

zugetraut hätte,“ hellen Jubel hervorrief. Die Fakultät, so beginnt die Adresse, erneuere dem allen lauten Huldigungen abgeneigten Jubilar schlicht und einfach das vor fünfzig Jahren erteilte Doktor-Diplom, mit einem kurzen warmen Gruße. „Er gilt dem Dichter, der einst in den Tagen verwilderten Geschmacks den Wohllaut und die Formenreinheit unserer klassischen Dichtung zu erneuern, in Zeiten der Tendenz und der Parteisucht wieder Menschen von Fleisch und Blut aus der Fülle deutschen Lebens heraus zu schaffen wagte und seitdem den Deutschen das Vorbild eines denkenden Künstlers geblieben ist. Er gilt dem Historiker, der, schwere Forschung hinter lieblicher Hülle verbergend, sinnig wie kein zweiter den Werdegang des deutschen Gemüts durch die Jahrhunderte verfolgt hat. Er gilt dem Publizisten, der viel verkannt unter den Fahnen des schwarzen Adlers tapfer gefochten hat, bis Preußens Geschicke sich erfüllten. Was Ihnen auf allen diesen Gebieten Ihres Schaffens an edlen Früchten herangereift ist, gehört der Nation. Uns aber gestatten Sie noch ein Wort persönlichen Dankes. Sie haben uns unseren Beruf verklärt durch den anheimelnden Zauber Ihrer goldenen Laune. Sie wissen, wieviel Mühsal und Versuchung, wieviel Ruhm und Forscherglück um die einsame Lampe des Gelehrten webt; und wenn die Deutschen kommender Geschlechter aus Ihren Dichtungen dereinst lernen werden, wie den Söhnen des neunzehnten Jahrhunderts zu Mute gewesen, so werden sie auch verstehen, warum es in unseren Tagen ein Stolz und eine Freude war, ein deutscher Professor zu sein.“ Freytag erwiderte dem Freund zunächst in persönlichem Schreiben, nannte es gut und freundlich, daß seine gelehrten Gönner in Berlin „an das Rößlein in ihrem Marstall gedacht hatten, das lange, lange Jahre auf der Wildbahn neben ihnen dahinlief“, und dankte innig für diese schönen, so warmen und so wohlthuenden Worte, die für den Empfänger eine weit höhere Bedeutung gehabt hätten als die einer akademischen Artigkeit. In Tagen der Müdigkeit habe er wohl gedacht, auch den einzelnen werde großes Schicksal des Volkes ein Verhängnis, „mein Band wird geschlossen, wozu einen neuen anfangen? Indes,“ ermuntert er sich selbst zu neuer Lebenslust und Arbeit, „die Finken schlagen immer noch, die Rosen blühen wirklich schöner als in meiner Jugendzeit; gebt die Zeitung her, wollen sehen, ob der Kaiser nach Rußland geht.“ Bald darauf stattete er auch der Fakultät seinen feierlichen Dank ab. Die Anerkennung seiner dichterisch frohen Idealisierung deutschen Professorentums habe ihn besonders und vor allem erfreut. Manches davon möge schon der nächsten Folgezeit fremdartig erscheinen. Aber solange es ein deutsches Volkstum gebe, werde es auch deutsche Professoren geben: „Männer, denen das eigene Leben wenig bedeutet im Dienste ihrer Wissenschaft“, und immer werde das Volk der Deutschen mit Neigung, Ehrfurcht und zuweilen mit guter Laune auf sie schauen, auch wenn den Helden und Opfern unermüdlicher Arbeit einmal ein kleiner Zopf im Nacken hange.

Ein heiteres, kluges und prophetisches Wort, prophetisch nicht bloß für die Allgemeinheit, sondern im besonderen auch für den nächstbeteiligten Adressaten selbst, der doch bisher so viele sprechende Beweise seiner lebensfrischen Unbefangenheit gegeben hatte. Es handelt sich um den 1885 gegründeten Allgemeinen Deutschen Sprachverein, der heute auf den gesunden Bahnen weiser Mäßigung und wissenschaftlich geregelter Tüchtigkeit wandelt, im Laufe seiner Entwickelung aber gewiß, wie alle in die volksmäßige Breite strebenden Bewegungen, manchmal Fehlgriffe gethan oder über das Ziel hinausgeschossen hat. Da mag es denn, Ende der achtziger Jahre, einem Kreise freier Geister, darunter auch einer Anzahl wirklicher Meister der Sprache, so vorgekommen sein, als wolle der Verein, dessen Gesamtvorstand gerade damals für gewisse sprachliche Mißstände die Beihilfe der Regierung angerufen hatte, eine schulmeisterliche Bevormundung und Regelung unserer Sprache ausüben, die doch ihrem innersten Geist und Kern zuwider sein mußte. Man fühlte sich gedrungen, dagegen Verwahrung zu erheben, und so kam es unter dem Datum Berlin, 28. Februar 1889, zu der bekannten „Berliner Erklärung wider den Allgemeinen Deutschen Sprachverein“. Gleich anfangs erregte es schmerzliche Verwunderung, daß zu den

einundvierzig Unterzeichnern auch Treitschke und Freytag zählten, die mit Recht damals für die vollendetsten Meister und Muster eines edlen deutschen Stils gelten durften. Aber es währte nicht lange, da vermochte Rudolf Hildebrands „Zeitschrift für den deutschen Unterricht" den Angegriffenen die Genugthuung zu verschaffen, daß Freytag in der neuen Gesamtausgabe seiner Werke selbst unter die Sprachreiniger gegangen sei und allein in dem Aufsatz über Karl Mathy nicht weniger als fünftehalb Fremdwörtern der ersten Fassung den Laufpaß gegeben habe. Und nun erfahren wir zum Überfluß aus dem vorliegenden Briefwechsel, daß Freytag überhaupt nur widerwillig, halb gezwungen und mit bedeutsamen Einschränkungen, zur Unterschrift zu bewegen war. Kein Geringerer als Treitschke selbst hatte ihn dazu aufgefordert. Die von Erich Schmidt verfaßte Erklärung, schrieb er ihm, solle dem Minister und namentlich auch dem jungen Kaiser zeigen, daß gerade die Männer, denen unsere Sprache vertraut und lieb ist, ihr altes stolzes Eroberungsrecht ihr nicht verkürzen wollen. Man denke aus ganz Deutschland etwa vierzig Namen zu sammeln, lauter angesehene Schriftsteller und Redner, nicht allzuviel Professoren. Männer von ganz verschiedener Richtung, Kögel und Harnack, Hehn und Virchow, Klaus Groth, Fontane, Wilh. Jordan hätten bereits unterzeichnet. Mommsen, Herm. Grimm, Rümelin u. a. seien ebenfalls sicher. „Nun können Sie denken, daß uns an Ihrem Namen das meiste liegt; ich bitte Sie herzlich darum, denn ich meine, ohne Ihre Unterschrift sollte die Erklärung lieber gar nicht veröffentlicht werden. Ich liebe solche Erklärungen wenig, zumal da die Sache offenbar zwei Seiten hat und sich in Kürze nicht erledigen läßt. Wir Schriftsteller haben auch nichts zu fürchten, wir schreiben ruhig weiter, so gut wir unser Deutsch verstehen, und einmal wird die Fremdwörterjagd doch ihr Ende nehmen gleich allen anderen Moden. Aber für die Schulen besteht eine wirkliche Gefahr ... Hätten wir uns vor zehn Jahren rechtzeitig geregt, so würde Puttkamer seine Orthographie nicht eingeführt haben; hinterher schämte er sich selbst darüber. Sollen wir jetzt warten, bis einige geheime Ober-Schul-Pedanten einen Index verbotener Fremdwörter für die Schulen aufstellen und Ihre ‚Journalisten' mit darauf setzen?"

Freytag gab in seiner aus Wiesbaden datierten Antwort zunächst zu, daß die Sprachreiniger gewiß sehr viel Thörichtes verordnen wollten, betonte dann aber, daß die ganze Bewegung doch weit mehr Segen als Nachteil gebracht habe. „Denn sie haben Hunderttausende an Perücke und Zopf gezogen und gemahnt, auf das deutsche Sprachgut gegenüber den neuen Importen zu achten. Auch die tausend kleinen Pedanten des Sprachvereins, meist Schulmeister, helfen dazu, das Verbummeln der Tagespresse und der Beamtensprache zu bändigen, und wenn sie, wie hier am Rhein merkbar wird, eifrig und gläubig gegen französische Speisekarten und Butikenschilder kämpfen, so mahnen sie auch die Jugend noch auf anderen Gebieten, als dem der Sprache, ihr Deutschtum hochzuhalten. Ich selbst verdanke dieser Polizeiwirtschaft, daß ich aufmerksamer auf den deutschen Ausdruck und sparsamer im Gebrauch der Fremdwörter beim Schreiben geworden bin. Deshalb bin ich geneigt, ihre Abgeschmacktheiten mit guter Laune zu betrachten und mich sogar über Daniel Sanders so wenig als möglich zu ärgern. Nun, ich denke, Sie haben im Grunde dieselbe Empfindung, und es ist bei uns, wie sonst zuweilen, nur die Nuance, welche Temperament und Alter zuteilen." Nur die Anrufung der Staatshilfe könne ihn bewegen, die Verwahrung gegen die „Racker" zu unterschreiben, aber auch so noch sähe er sie gern gedämpfter, menschenfreundlicher und gelassener gefaßt. Jedenfalls leuchtet aus diesem Bescheide ein, daß seine Unterzeichnung keineswegs aus freien Stücken geschah und daß er sich sehr wohl bewußt war, mit der zweischneidigen Erklärung sein eigenes Fleisch zu treffen an einer Stelle, wo ein Stück seines Besten und Tüchtigsten saß. Inzwischen ist nun ferner durch eine Erklärung des Herrn von Ungern-Sternberg in der „Kreuzzeitung" über allen Zweifel erhoben worden, daß auch Treitschke später „das Unbegründete der gegen den Verein gerichteten Vorwürfe eingesehen und sich in seiner großherzigen Weise beeilt hat, dies zuzugeben und alles, was er in jenem Briefe gesagt hatte, zurückzunehmen".

So steht heute fest, daß wenigstens zweien der vornehmsten Namen unter jener Erklärung ein für allemal der Stachel genommen ist.

Dies war die letzte öffentliche Angelegenheit, die die Freunde in ihrem Briefwechsel beschäftigte. Wieder trat jetzt eine lange Pause ein, die nur noch einmal vor Freytags völligem Verstummen (gest. 30. April 1895) unterbrochen wurde, als Treitschke, nach zweijährigem gefährlichem Augenleiden und mancher anderen schweren Sorge wieder im stande, an dem fünften Bande der „Deutschen Geschichte“ zu arbeiten, im Februar 1894 den Rat des schlesischen Freundes für seine Darstellung der Webernot der vierziger Jahre in Anspruch nahm. Die persönlichen Begleitworte dieser Anfrage bestätigen uns, daß der Geschichtschreiber bei der Behandlung der ersten acht Regierungsjahre Friedrich Wilhelms IV. in der That lebhaft von vergleichenden Gedanken an die Gegenwart bewegt wurde, ganz abgesehen davon, daß dieser Brief der einzige ist, bei dem es der Herausgeber für angemessen erachtet hat, den Ausfall einer längeren, zweifellos politischen Stelle durch Gedankenstriche zu kennzeichnen. Mit sichtlicher Freude ergriff Freytag dies erste Anzeichen von Treitschkes wiederkehrender Gesundheit, und noch einmal, zum letztenmal zeichnete er in seiner gemütsinnigen, seherischen Weise das Bild des jüngeren Freundes, der den älteren Meister nur ein knappes Jahr überleben sollte: „Wer in späterer Zeit dem nächsten Geschlecht Ihr Leben schildern wird, der wird sehr, sehr viel von dem stillen Heldentum des Dulders zu berichten haben, das Ihrer feurigen und energischen Natur gegen alle menschlichen Vorstellungen von der Verwendung dramatischer Charaktere auf der Erdenbühne zugemutet wurde. In Ihrer blühenden Jugend habe ich Sie lieb gewonnen, ich denke und sorge mich um Sie heut, wie damals, in treuer Freundschaft. Vieles, was der Lebenden Eifer und Zorn erregt, betrachtet der Bejahrte nur, mit untilgbarem Vertrauen, in der Stimmung der ‚Fliegenden Blätter‘, aber was ihm von Herzen lieb wurde, bewahrt er.“

Nicht schöner und bedeutsamer konnte dieses Denkmal deutscher Männerfreundschaft gekrönt werden als durch solches an der Schwelle des Todes erneuertes und besiegeltes Gelöbnis ausdauernder Liebe und Treue.

Zur Dramaturgie von Mozarts „Don Juan".

Von

Carl Krebs.

(Nachdruck ist untersagt.)

Die Fähigkeit einer Generation, Kunstwerke vergangener Zeiten ihrem ganzen Wert nach zu begreifen und in ihrer ganzen Schönheit zu genießen, hängt unmittelbar zusammen mit dem Einfluß, den die Kunsthistorie auf das ästhetische Empfinden gewonnen hat. Je länger und umfänglicher der Boden künstlerischer Anschauung durch geschichtliche Forschung aufgelockert ist, desto reichlicher wird die Erkenntnis aufschießen, daß ein Publikum in aller Bescheidenheit zum Kunstwerk kommen muß, um sein Wesen zu ergründen, daß aber keinesfalls die Kunstschöpfung einer beliebigen Zeit für das Publikum einer beliebigen anderen Zeit zugestutzt werden darf, wenn sie nicht ihr Eigenstes und Bestes einbüßen soll. Das klingt trivial, ist jedoch für die Musik eine verhältnismäßig junge Weisheit. Denn während gewiß kein leidlich gebildeter Mensch den Gedanken fassen wird, man müsse den Personen in van Dycks oder Velasquez' Bildern modernes Kostüm aufmalen, um sie dem Geschmack der jetzt Lebenden näher zu bringen, so ist die Bearbeitung älterer Musikwerke zu dem gleichen Zweck etwas ganz Gewöhnliches. Nicht, weil dies weniger absurd wäre als jenes, sondern weil eben durch länger ausgedehnte geschichtliche Studien das Stilgefühl des Publikums gegenüber der Malerei stärker ist als gegenüber der Musik.

Bei Händel fing es an (um nur von der neueren Zeit zu sprechen): J. A. Hiller und Mozart waren die ersten, die an den Werken des großen Oratorienkomponisten herumbesserten, und Hiller meinte, daß „nur ein pedantischer Verehrer alter Moden oder ein pedantischer Verächter des Guten, das die Neueren haben", dies Verfahren tadeln könne. Dann kam Gluck an die Reihe, und Philipp E. Bach und Seb. Bach und viele andere, ja am Ende Mozart selbst, der nun durch eine eigentümliche Schicksalsfügung daran gestraft wurde, womit er gesündigt hatte. Nach und nach war aber die Beschäftigung mit der Musikgeschichte allgemeiner geworden. Man lernte die Bedingungen kennen, unter denen die Kunstwerke entstanden waren, und lernte das einzelne im Zusammenhang mit seiner Zeit sehen. Das fremdartig Charakteristische, das man früher so viel wie möglich auszumerzen bestrebt war, galt nun als besonderer Schmuck, und die Zusätze, die es verdeckten, wurden wieder abgeschält, damit die ursprüngliche Form rein zu Tage trete.

An Mozarts Opern hat das Münchener Hoftheater dies Reinigungswerk vollzogen. 1895 wurde „Figaros Hochzeit" neu einstudiert und aufgeführt, 1896 „Don Giovanni", 1897 „Die Entführung aus dem Serail" und „Cosi fan tutte", 1898 „Die Zauberflöte". Der Intendant dieser Bühne, Herr Ernst von Possart, wie bekannt ein feinsinniger Künstler, ist als Opernregisseur geradezu ein Genie. Er thut niemals dem Werk von außen etwas hinzu, er putzt vielmehr die durch alte Opernroutine, durch den schlechten Geschmack der Sänger und Bühnenleiter angeklebten Äußerlichkeiten sorgfältig herunter und holt aus den Worten und der Musik alles heraus, was sich nur

irgend scenisch sichtbar machen läßt. So erschienen denn die meisten der Mozartschen Kleinodien selbst dem, der sie genau zu kennen glaubte, wie frisch geschaffen. Da es nicht möglich ist, an jeder einzelnen der angeführten Opern nachzuweisen, mit wie tief eindringendem Kunstverstand die Münchener Intendanz ihres Amtes gewaltet hat, so greife ich als Demonstrationsobjekt eine heraus, und zwar die am meisten charakteristische: den „Don Giovanni“. Diesen Titel führt das Stück in München, und schon die Wahl der italienischen Namensform ist bezeichnend. Sie geschah, damit der Komtur im letzten Akt bei seinem Erscheinen den Satz „Don Giovanni, a cenar teco m'invitasti“, dessen Energie durch keine der vielen Übersetzungen erreicht wird, dem Original gemäß mit der Anrede des Gastgebers beginnen kann.

Es ist selbstverständlich, daß einer Neueinstudierung von Mozarts Wunderwerk die Fassung zu Grunde gelegt werden muß, die der Meister für die erste Prager Aufführung geschaffen hat. Denn nur der Not gehorchend komponierte er für die Wiener Sänger und Sängerinnen im nächsten Jahr einige Stücke nach: für Elvira die Arie „Mi tradi quell' alma ingrata“, für Ottavio „Dalla sua pace“ und für das Pärchen Zerline-Masetto ein Duett „Per queste tue manine“. Dies Duett wird jetzt immer weggelassen; die beiden Arien jedoch bereiten mit ihrer Unterbringung dramatische Verlegenheiten, die nicht nötig sind. Und Mozart selbst meinte ja in Bezug auf diese Spätlinge, daß Änderungen und Zusätze seiner Oper nicht aufhelfen könnten.

Das Prager Orchester bestand zu Mozarts Zeit aus 26 Musikern. Es war im achtzehnten Jahrhundert allgemein Sitte, daß der Komponist einer Oper sich in die Stadt begab, wo sein Werk aufgeführt werden sollte, sich mit den künstlerischen Eigenschaften jedes hervorragenden Mitgliedes der Truppe bekannt machte und die einzelnen Nummern den einzelnen Solosängern sozusagen auf den Leib schrieb. So that auch Mozart in diesem Fall. Er wußte also ganz genau, daß ihm nur ein kleines Orchester zur Verfügung stand, und richtete danach seine Instrumentierung ein. Das Prager Theater war nicht groß, deshalb mochte ihm die geringe Anzahl von Spielern genügen. Wenn man nun heute nach Bedürfnis das Orchester vergrößert, dann muß es wenigstens proportional geschehen, d. h. wenn man die Zahl der Streicher verdoppelt, dann muß man auch anstatt zwei vier Oboen und vier Fagotte nehmen — und so durchweg. Denn sonst wird die gerade bei Mozart überreiche Fülle von Feinheiten in den Holzbläsern niemals recht zum Ausdruck kommen. Dies ist ein Punkt, der bisher noch sehr selten gebührende Beachtung gefunden hat. Die Holzbläser können sich dem sehr verstärkten Streichquartett gegenüber gewöhnlich nicht so, wie sie sollten, zur Geltung bringen, die Absichten des Komponisten werden also mit aller Kunst umgedreht.

Ernst von Possart ist wieder auf die ursprüngliche Zahl der Kapellmitglieder zurückgegangen, denn die Münchener haben in dem Rokokosälchen des Residenztheaters eine Bühne, die für die Entfaltung intimer musikalischer Reize wie geschaffen ist. Und wer die Aufführungen darin gehört hat, der wird über die Wirkung des so geschaffenen Verhältnisses zwischen Orchester und Singstimmen ebenso erstaunt wie entzückt gewesen sein. Durchsichtig wie aus Glas gesponnen liegt das Instrumentalgewebe da, und klar hebt sich der Gesang darüber hinaus.

Wie die frühere Zusammensetzung des Orchesters, so hat München auch das ursprüngliche Recitativ mit Cembalobegleitung wieder eingeführt. Es ist oft genug behauptet, diese Recitative ließen sich gar nicht deutsch ausführen, aber wirkliche Beweise hierfür sind nicht erbracht worden. Freilich kann man Recitative nicht gut anhören, wenn sie im Tempo eines elegischen Gesanges vorgetragen werden: sie müssen schnell hinlaufen wie die gesprochene Rede, und warum dies im Deutschen weniger erreichbar sein sollte als im Italienischen, ist nicht recht einzusehen. Es erfordert nur sehr viel Fleiß und sehr viele Proben. Beides ist in München nicht gespart, aber dadurch ist auch zum erstenmal der „Don Giovanni“ in wunderbarer Einheitlichkeit hergestellt. Arioser Gesang, Ensembles und Recitative sind dicht zusammengeflochten; und wie niemals der Faden der Handlung abreißt, so fließt auch

der musikalische Ausdruck gleichmäßig fort: hier in stärkeren, dort in schwächeren Wellen; oft kaum sichtbar bewegt, aber doch ohne Stocken. Daß das musikalisch erhöhte Sprechen auf deutschen Text nicht möglich sei, wird also fernerhin nicht mehr gesagt werden dürfen.

Dazu gehört allerdings eine sinngemäße Übersetzung des italienischen Originals. Leider hat ja Mozart alle seine Opern — außer der „Entführung", der „Zauberflöte" und einigen Kleinigkeiten — auf der Grundlage italienischer Libretti komponiert, nicht aus persönlicher Liebhaberei, sondern weil er in einer Zeit, wo die deutsche Sprache für unsangbar galt, wo deutsche Sänger und Sängerinnen ihre Namen italianisierten, nicht anders konnte. Aus Briefen an seinen Vater geht hervor, wie sehr er diese Sachlage beklagte, aber auch, wie machtlos er dagegen war. Für uns, die wir nachgerade gottlob eine nationale Oper gewonnen haben, kann eine Aufführung von Mozarts Meisterwerken in italienischer Sprache gar nicht mehr in Betracht kommen. Das ist wohl ein und das andere Mal versucht worden, ist aber immer nur ein kurioses Experiment geblieben, denn unsere Sänger stehen der Beherrschung der italienischen Sprache ebenso fern wie unser Publikum. Da bleibt nur der Ausweg einer guten Übertragung, und hierin sind bisher der Sünden viel gewesen. Manchmal wurde Sinn geradezu in Unsinn verwandelt, manchmal war Da Ponte schon ausgeglitten, und seine Nachfolger fielen erst recht. Nur ein Beispiel. Wem ist es nicht schon aufgefallen, daß in der ersten Scene von „Figaros Hochzeit" die glückliche Braut Susanne an ihrem Vermählungstag vor dem Spiegel bewundert, wie ein neuer Hut ihr „herrlich steht". Warum gerade ein Hut, da doch eine Braut in Kranz und Schleier zu erscheinen pflegt? Die Erklärung ist einfach genug. In Beaumarchais' „Mariage de Figaro" steht bei dieser Scene die Regiebemerkung: „Suzanne attache à sa tête, devant une glace, le petit bouquet de fleur d'orange appelé chapeau de la mariée." Da Ponte hat darauf nicht acht gehabt, sondern die Worte „Tiens, Figaro, voilà mon petit chapeau: le trouves-tu mieux ainsi?" schlecht und recht übertragen mit: „Guarda adesso il mio capello," und dies „capello" ist dann wörtlich ins Deutsche übersetzt. So wurde aus dem Orangesträußchen, dem Schmuck der Bräute in Frankreich, ein Hut! Heinrich Welti ist meines Wissens der erste, der auf diesen Zusammenhang aufmerksam gemacht hat, und jetzt probiert denn auch, dem heimischen Brauch folgend, in München und in Berlin Susannchen einen Myrtenkranz auf und singt dazu: „Deutlich saget mir der Spiegel, daß der Kranz mir herrlich steht" statt „daß der Hut mir herrlich steht."

Am „Don Giovanni" haben viele Übersetzer ihre Künste erprobt. Wenn man von dem gänzlich Unzulänglichen absieht, so sind seit der ersten Übersetzung von Spieß (1792) die Verdeutschungsversuche folgender Autoren zu erwähnen: Rochlitz (1801), Viol (1858), Bischoff (1860), Bitter (1866), Gugler und Wolzogen (1869), Epstein (1870), Grandaur und Riese (1871), Kalbeck (1886). Für die Münchener Aufführungen hat Hermann Levi eine Neubearbeitung übernommen, die, eins ins andere gerechnet, wohl die beste von allen ist. Wenn manches noch mehr dem Original angepaßt sein könnte, so liegt der Grund hierfür in einer Pietät Levis gegen gewisse eingebürgerte Wendungen der Rochlitzschen Übersetzung. Rochlitz erklärt im Vorwort zur ersten Ausgabe seiner Verdeutschung, er habe lieber den Text aus der herrlichen Musik gezogen als aus den keineswegs unfehlbaren Reimen. Das möchte angehen, wenn es ihm gelungen wäre, auch nur etwas ebenso Gutes zu schaffen wie Da Pontes Text. Da er aber wesentlich hinter ihm zurückbleibt und oft genug seinen Sinn nicht einmal von ferne trifft, so wird der Unbefangene eine möglichst getreue Wiedergabe des Originals seiner Umdichtung immerhin vorziehen.

Levi geht nun in den Recitativen und in den Stellen, die für die Entwickelung der Handlung von Wichtigkeit sind, ganz eigene Wege, und seine Übertragung ist hier zum größten Teil mustergültig. Andererseits schont er öfters, wie gesagt, das von Rochlitz Überkommene. So beginnt er z. B. gleich Leporellos erste Arie mit den bekannten Worten: „Keine Ruh bei Tag und Nacht" und läßt sie auch sonst unangetastet, denn hier ist der

Rochlitzsche Text gut und sinnvoll. Das Folgende, die Verfolgung Don Giovannis, der Kampf, das Duett, bieten zu Bemerkungen weiter keinen Anlaß. Nun geht die Verwandlung vor sich, mit verblüffender Schnelligkeit, denn das Residenztheater besitzt die von Lautenschläger erfundene elektrische Drehbühne. Der ganze Bühnenboden besteht aus einer drehbaren Scheibe: die vordere Hälfte wird von der Dekoration eingenommen, welche die gespielte Scene verlangt, auf der Rückseite steht bereits die für die nächste Scene nötige aufgebaut. Ein Druck auf den elektrischen Kontaktknopf, und das Ganze dreht sich; was hinten war, kommt nach vorn, hier geht das Spiel ruhig weiter, während auf der Rückseite die erste Dekoration abgebaut und die demnächst gebrauchte zugerüstet wird. Dann wiederholt sich der Vorgang. Ebensogut wie in die beiden Hälften kann der Boden der Scheibe auch in drei oder vier Teile zerlegt und auf jedem Teil eine Dekoration fertiggestellt werden, wie es z. B. in „Cosi fan tutte“ geschieht. Außer der Möglichkeit, vier verschiedene Örtlichkeiten sehr schnell aufeinander folgen zu lassen, bietet diese Einrichtung noch den künstlerischen Vorteil, daß der Zuschauer nicht immer einen rechtwinkligen Raum vor Augen hat, sondern unter Umständen in einen stumpfen oder spitzen Winkel hineinsieht, wodurch das Bühnenbild bei weitem abwechselungsreicher wird.

Der Auftritt Elviras, die übrigens nicht eine von Giovannis vielen Geliebten ist, sondern seine ihm rechtmäßig angetraute Frau, wird in München ausgezeichnet vorbereitet. Während des Gesprächs zwischen Leporello und seinem Herrn wird sie in einer Sänfte hereingetragen, ihre Kammerzofe reitet auf einem Eselein daher. Links auf der Bühne steht ein Gasthaus. Der Wirt tritt heraus, begrüßt die Ankommenden, führt die Zofe ins Haus und zeigt ihr das Zimmer und die Aussicht vom Balkon. Inzwischen sinkt Elvira auf eine Bank vor dem Gasthaus nieder und bricht dort in die Worte aus: „Ach, werd ich ihn wohl finden, der Liebe mir verhieß?“ worauf sich ganz zwanglos das Terzett oder vielmehr der Wechselgesang zwischen den drei Personen entwickelt. Auf diese Art sieht man doch wo und wie. Wir erfahren, daß Elvira von fern herkommt, während sie sonst plötzlich auf der Bühne erscheint, ohne daß der Hörer sich ihre Ankunft erklären kann. Und wir lernen zugleich die Zofe kennen, der Don Giovanni später das Ständchen bringt; sie ist für uns nicht mehr ein Phantasiegebilde, ein Schatten, sondern eine lebende Person. Dies Princip, alles, was im Drama vorgeht, gewissermaßen scenisch zu erläutern, steht bei den sämtlichen Münchener Mozartaufführungen im Vordergrund. So sehen wir in der Zauberflöte, wie Pamino gegen das ihn verfolgende Ungeheuer kämpft, wie er seinen letzten Pfeil verschießt und dann erst, als er wehrlos ist, um Hilfe ruft, nach dem Palast der Königin der Nacht flieht und an die Pforte pocht, aus der nachher die drei Damen hervortreten.

Die sogenannte Registerarie ist bei Rochlitz ganz aus Rand und Band gegangen; hier wird sie wieder eingerenkt. Levis Übersetzung ist fast wörtlich genau, und bei der Stelle, wo man sonst mit Schaudern hörte, daß es Don Giovanni gleich sei, ob „hundert sich ersäufen“, steht nun ganz richtig, daß er „manchmal selbst für Alte“ schwärmt, und dies „Alte“ ist gerade auf die Stelle verlegt, wo ein Trugschluß statt nach D-dur nach B-dur führt — ein hübscher Einfall.

Bei dem berühmten Duett zwischen Zerline und Don Giovanni bringt Levi der Tradition ein Opfer und beginnt wie Rochlitz: „Reich mir die Hand, mein Leben, komm auf mein Schloß mit mir.“ Das wäre wohl nun besser geändert worden. Von einem Schloß ist gar nicht die Rede, sondern von einem Gartenhäuschen: „Quel casinetto e mio: soli saremo, e là, giojella mia, ci sposeremo“ heißen die letzten Worte des Recitativs; also: „jenes Häuschen gehört mir (wobei er mit der Hand hindeutet), dort sind wir allein, und dort, mein Schatz, wollen wir uns vermählen.“ Und daran schließt sich unmittelbar, ohne Vorspiel, das Duett: „Dort reichst du mir dein Händchen, dort sagst du freudig ja.“ Der Sechsachteltakt am Schluß des Duetts wird in München in demselben Tempo genommen wie das Vorhergehende, und so allein ist es schön und richtig. Mozart hat hier eben=

sowenig eine Tempobeschleunigung vorgeschrieben wie bei dem Schlußsatz der Arie „Schmäle, schmäle, lieber Junge.“ Leider werden beide Stellen meistens aus dem Andante in ein Allegrissimo umgewandelt.

In dem Quartett (Anna, Elvira, Ottavio, Don Juan) schleudert Elvira dem Don Giovanni dreimal hintereinander das Wort „Mentitore“ entgegen. Ich verstehe nicht, warum Levi hier übersetzt: „Missethäter, Missethäter, frecher Lügner,“ denn das dreimal wiederholte „frecher Lügner“ würde viel eindringlicher und charakteristischer sein. Der Schluß dieser Scene, Don Juans Recitativ, wurde von der Münchener Regie geradezu prachtvoll herausgearbeitet, so daß es als ein Haupt- und Wendepunkt des ganzen Stückes erschien. Gewöhnlich gehen die an Donna Anna gerichteten Worte Don Juans: „Kann ich jemals Euch dienen, so erwart ich Euch in meinem Hause“ spurlos vorüber; sie werden als Höflichkeitsphrase gesprochen und genommen. Hier flüsterte sie Don Juan mit einem heißen Blick Donna Anna zu, um dann nach dem laut gesprochenen „Lebt denn wohl, ihr Freunde“ schnell abzugehen. Während der nun folgenden vier langen Noten des Orchesters steht Donna Anna wie gelähmt, die Hände vom Körper weggestreckt, ins Leere starrend, und bei dem ersten Forte-Schlag zuckt sie zusammen, wie vom Blitz getroffen. Denn wie ein Blitz hat sie die Erkenntnis durchleuchtet: der dir dies Stelldichein zumuten konnte, ist der freche Räuber, der gestern ins Haus drang, dich überfiel, den Vater tötete. Und die natürliche Folge dieser schrecklichen Erkenntnis sind dann die Ausrufe: „Ach, Ottavio, ich sterbe“ und die Erzählung des Abenteuers.

Die sogenannte Champagner-Arie erscheint auch in Levis Übersetzung als das, was sie ist: als eine einfache Anweisung an Leporello, wie er das Fest, das den Bauern in Don Giovannis Palast bereitet wird, anzuordnen habe, wobei der Gastgeber sich ausmalt, welche Freuden ihm winken. Doch jenes: „Ich aber leise, nach meiner Weise führe das Liebchen ins Kämmerlein“ lautet bei Da Ponte viel feiner: „ed io fratanto dall' altro canto con questa e quella vo' amoreggiar.“

Viel ist im ersten Finale zum Besseren geändert. Einiges nur sei gegenübergestellt. ‚Ah non t'asconder, o Masetto“: bei Levi „Ach, bitte, bitte, nicht verstecken,“ bei Rochlitz „Ach, mir ahnet Angst und Schrecken.“ In dem Duettino fleht Don Juan Zerline an: „No, no, resta, gioja mia,“ bei Levi „Nein, du darfst nicht widerstehen“ (zwar nicht ganz korrekt, aber doch annehmbar), bei Rochlitz dagegen höchst unchevaleresk: „Ziererei, sei doch gescheidter!“ — Als die drei Masken sich dem Palazzo nähern, sagt Anna auf Leporellos Anruf zu Ottavio: „Via, rispondete“ (Levi: „Gieb du ihm Antwort,“ Rochlitz: „Ruf du nur immer“). Und Ottavio fragt: „Cosa chiedete“ (Levi: „Sprecht, was begehrt ihr,“ Rochlitz ganz sinnlos: „Ein Hoffnungsschimmer“). Im Saal ladet Don Juan die Mädchen, die eben einen Tanz beendet haben, zum Sitzen ein, Leporello die Burschen zum Trinken: „Ruht ein wenig, ihr reizenden Kinder“ und „Kommt, erfrischt euch, ihr artigen Burschen.“ (Rochlitz: „Kommt, ihr Mädchen, zur Freude geboren! Kommt, ihr Burschen, ihr ehrlichen Thoren!“)

Beim Eintritt der Masken ist der sogenannte Freiheitschor abgeschafft. Die geladenen Bauern haben ja hier gar nicht mitzureden, die Scene spielt nur zwischen Don Juan (oder Leporello) und seinen unbekannten, augenscheinlich vornehmen Gästen. Die Masken reden ihn an. „Wir danken euch für eure Großmut,“ worauf er: „Mein Haus steht allen offen. Es lebe die Freiheit.“ Damit ist natürlich die Maskenfreiheit gemeint, und gänzlich verkehrt wäre es, hier den Chor der Bauern sich für die Freiheit im allgemeinen begeistern zu lassen. Überhaupt kommt im ganzen Don Juan nur an einer Stelle Chor auf der Bühne vor — den unsichtbaren Geisterchor im zweiten Finale rechne ich nicht — das ist im Refrain des Duetts „O ihr Mädchen zur Liebe geboren“. Auch am Schluß des ersten Finales muß er fehlen, wenn schon die meisten Theater ihn um des lieben Effektes willen hier herbeiziehen. Aber Mozart hat ihn nicht vorgeschrieben, und er hat ja auch nichts dabei zu schaffen, der Handel entwickelt sich zwischen den unmittelbar Beteiligten: Masetto und Zerline, Don Juan und Leporello und den drei Masken, die sich jetzt zu erkennen geben. In München ist das Arran-

gement so, daß nach der Katastrophe mit Zerline die Bauern teils sich erschreckt zurückziehen, teils von den Dienern mit sanfter Gewalt aus dem Saal gedrängt werden. Schließlich bleibt das Septett allein übrig. Don Juan erscheint erst der Wucht der Anklage zu erliegen, dann aber bäumt er sich trotzig auf und will mit dem Degen gegen Ottavio an, doch der hält ihm eine Pistole entgegen, und Don Juan weicht zurück. Diese Nuance entstammt einer Bemerkung in der handschriftlichen Partitur, und sie ist am Ende das einzig Richtige. Ottavio hat Don Juans Charakter erkannt; er kann sich nun, als Edelmann, mit einem Verbrecher nicht schlagen, wehrt ihn also mittels der Pistole von sich ab.

Im zweiten Akt bei Ottavios Arie (Il mio tesoro) scheint Rochlitz der Zusammenhang ganz entgangen zu sein, denn er giebt ein reines Phantasiestück, das mit der Handlung nicht das geringste zu schaffen hat. Bei der Münchener Aufführung wird das natürlich alles anders. Ottavio sagt nach Leporellos Flucht zu Zerline und Masetto: „In diesem Hause (Donna Annas nämlich) weilt nur wenige Stunden noch; seinem Richter wird nimmer er (Don Juan) entrinnen; in kurzer Zeit wird der Frevel gestraft sein. So verlangt es die Pflicht, das Mitleid, die Liebe." Und dann setzt er in der Arie den beiden auseinander, was sie „in diesem Hause" thun sollen: „Folget der Heißgeliebten und sagt ihr, was Trost ihr bringen kann. Trocknet die Thänenfluten und nehmt euch ihrer an." So gewinnt die Scene das Leben und die dramatische Berechtigung zurück, die sie ursprünglich hatte.

Etwas Ähnliches geschieht mit der sogenannten Briefarie. In den landläufigen Don-Juan-Aufführungen betritt Donna Anna die Bühne, einen Brief in der Hand, und recitiert: „Ich grausam? O nein, Geliebter," woraus man schließen muß, daß Ottavio ihr schriftlich vorgeworfen hat, sie sei grausam gegen ihn. Bei Da Ponte-Mozart entwickelt sich alles viel natürlicher. Ottavio hat die Polizei auf Don Juans Fährte gehetzt und kehrt nun in Donna Annas Haus zurück, um Masetto und Zerline in ihrem Tröstungswerk abzulösen. Hier setzt die Scene ein: „Auf, tröste dich, o Teure! Bald wird die Strafe den Verbrecher ereilen." Und dann mahnt er sie an ihre Liebe, an den Altar. Sie antwortet ausweichend, immer in Schmerz um den Verlust des Vaters versunken, so daß Ottavio klagt: „Weh mir! Vermöchtest du durch neue Verzögerung mein Leiden noch zu mehren? Wie grausam!" Und darauf folgt dann Annas Entgegnung „Ich grausam?" nebst der folgenden Arie. Dann zieht sich Anna zurück, Ottavio sagt: „Ach, ich folge ihren Schritten, ich will getreu die Leiden mit ihr teilen" und verläßt ebenfalls das Zimmer, in dem das kurze Gespräch stattgefunden hat. Jene Einführung des Briefes geschieht also nur, damit Ottavio die Verlegenheit erspart wird, die lange Arie unthätig anhören zu müssen.

Über die Kirchhofsscene ist viel geschrieben und gestritten worden. Einmal handelte es sich um die Frage, ob das Grabdenkmal des Komturs überhaupt eine Reiterstatue sein soll. Aus Da Pontes Angaben geht es jedenfalls nicht hervor, denn der schreibt ausdrücklich: „diverse statue equestri; statua del Commendatore." Wohl aber fordert Giovanni Bertati, der Verfasser eines Don-Giovanni-Textes, der von Gazzagina komponiert wurde, und dem Da Ponte Scene für Scene nachgearbeitet hat, eine Reiterstatue: „Luogo rimoto circondato di Cipresse, dove nel mezzo si erige una Cupola sostenuta da colonne con Urna sepolcrale, sopra la quale Statua equestre del Commendatore." Es mag dahingestellt sein, ob das traditionelle Reiterstandbild auf diese Anweisung zurückgeführt werden muß, oder ob es nicht vielleicht eher durch die wandernden Schauspielertruppen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts in die Oper gekommen ist. Im Repertoire dieser Gesellschaften pflegte sich ein Don-Juan-Drama vorzufinden, in dem der „Gouverneur zu Pferde" nicht fehlen durfte. So wird auf einem Theaterzettel der Neuberschen Gesellschaft vom Jahre 1735 folgende Vorstellung angekündigt: „Schreckenspiegel ruchloser Jugend, oder das lehrreiche Toten-Gastmahl des Don Petro, allwo derselbe als eine Statue zu Pferde sitzt" ꝛc. München folgte dem allgemeinen Brauch, und schließlich ist es ja ziemlich gleichgültig, ob

der Komtur reitet oder steht. Über die Frage, wie es möglich sei, von einem Abend zum anderen ein Standbild zu errichten, kommt man auf keine Weise hinweg. Hier ist ein Punkt, wo der Zuschauer nicht reflektieren darf, sondern das Gegebene als vernünftig hinnehmen muß. Ferner hat die Übersetzung der Anrede Leporellos: „O statua gentilissima del gran Commendatore" zu mancherlei Diskussionen Anlaß gegeben. Rochlitzens „Herr Gouverneur zu Pferde, ich beuge mich zur Erde" klingt nur komisch, nicht zugleich furchtsam; zudem trifft es den Sinn nicht. Auch die anderen Übertragungen kommen dem Original nur mäßig nahe. So sagt Ritter: „O Bild von Marmorsteine, gar herrlich anzuschauen"; Gugler: „O hochverehrtes Standbild, wie auch viel edler Ritter"; Epstein: „O edler Graf von Marmorstein, wiewohl ganz unbeweglich"; Grandaur: „O hochgeschätzte Statue, verehrter Marmorreiter" und Levi: „O hochgeschätzte Statue des großen Herrn Komtures." Mir scheint, die weinerliche Angst und die Komik, die darin liegt, daß die gentilezza, die Liebenswürdigkeit, einer Statue gerühmt wird, kommt am ehesten zum Ausdruck, wenn Leporello singt: „Ach, liebe, gute Statue des großen Herrn Komtures," etwa wie im Märchen die Kinder bitten: „Ach, lieber, guter Herr Räuber, thu uns doch nichts."

Im Finale des zweiten Aktes geschieht in München mancherlei, was man auf anderen Bühnen nicht zu sehen bekommt. Die Musikanten, die Don Juans Tafelmusik ausführen, sitzen hinter einem vergoldeten Gitter verborgen. Diese Anordnung ist wohl auf eine Stelle in Grabbes „Don Juan und Faust" zurückzuführen. Dort fragt im letzten Akt Don Juan: „Hast du Musikanten bestellt?" Leporello: „Herr, sie sind draußen. Dürfen sie eintreten?" Don Juan: „So? daß ich säh, wie sie die Töne kratzten, pusteten? — Sie sollen aufspielen, aber laß mich sie nicht sehen!" Wenn sie dann ihr Spiel beginnen, kommt ein Schar Mädchen herein, tanzt vor Don Juan und streut Blumen. Hierfür ist die Quelle Mozart selbst. Er hatte, wie aus Lysers Mitteilungen hervorgeht (Neue Zeitschrift für Musik, Bd. 21, S. 174 f. und ebendas. Bd. 22, S. 133 f.), eine Übersetzung des „Don Giovanni" angefangen und auch Regiebemerkungen hinzugesetzt. So heißt es im zweiten Finale: „Die Musikanten blasen das Stück Nr. 1 (Cosa rara). Leporello läßt die Mädchen herein, welche Tänze aufführen, zu jedem Stück einen neuen Tanz; auch streuen sie Blumen vor Don Giovanni hin." Und später: „Wenn Elvira hereinkommt, winkt Leporello den anderen Mädchen, und dieselben entfernen sich. Die Tafelmusik hört auf."

Während des Mahles urteilt Leporello über die Musikanten nicht mehr: „Sie sind mir lieber als unsere Hofkapelle," noch weniger hat er den schlechten Geschmack, den Marziminerwein als „echten Liebeszunder" zu bezeichnen. Und Elvira begehrt nicht von Don Juan Reue, damit sie ihm verzeihen könne, sondern sagt ganz im Gegenteil: „Alles vergaß ich, was du versprochen, Erbarmen nur fühl ich. Nicht mehr verlanget die Tiefgebeugte für ihre Treue zärtlichen Lohn." Die durchgreifendste Änderung hat die Unterredung Don Juans mit dem Komtur erfahren. Bei Rochlitz erscheint der alte Herr als eine etwas larmoyante Persönlichkeit, die mit Phrasen freigebig umgeht: „Dort von den Sternenhöhen stieg ich, vor dir zu stehen. Ach, höre mich, bald wirst du mit mir gehen!" Hier ist er ein Kavalier, der die Einladung eines anderen Kavaliers angenommen hat und nun erwartet, daß jener ihm den Besuch erwidere: „Du ludest mich zum Mahle; weißt du nun, was dir ziemet? Gieb Antwort mir: wirst mein Mahl auch du nun teilen?" Don Juan weiß, was er verspricht, wenn er antwortet: „Noch nie hab ich gezittert, ich fürchte nichts, drum sei's." Stolz und kühn, wie er gelebt, geht er in den Tod, und fast verächtlich klingt das „Nein", das er des Komturs Drängen, seine Seele zu bestellen, entgegenschleudert. Weit entfernt, wie bei Rochlitz, zu wimmern: „Wer rettet mich, wer rettet mich?" spricht er hier nur aus, was in ihm und um ihn vorgeht: „Welch ungewohntes Angstgefühl fesselt und lähmt die Sinne mir, Gewittersturm umbraust mich und wilden Feuers Glut." So wird Don Juans Charakter wieder in seine Rechte eingesetzt, und die eigentümliche Schwüle, die Dies irae-Stimmung, die über diesem Finale liegt, wird in vollem Maße wirksam.

Ein kluger Mann hat dem Komtur hier Posaunen angehängt, offenbar in der Meinung, die schauerliche Wirkung bei seinem Erscheinen zu erhöhen. Aber es tritt gerade das Gegenteil ein, denn die Posaunen sind so schlecht gesetzt, daß ein talentvoller Konservatoriumsschüler sich ihrer schämen würde. Trotzdem begegnet man ihnen bei den meisten Don-Juan-Aufführungen; in München jedoch sind sie ausgemerzt. Mozart selbst hat nur zur Kirchhofscene Posaunen geschrieben, warum sollte man also seiner Einsicht und seinem Kunstverstand nicht trauen? Und warum nicht auch in Bezug auf die Schlußscene? Es ist ganz merkwürdig, wie viele Leute an diesem letzten Ensemble Anstoß genommen haben, und doch wird dadurch dem ganzen Stück erst die Pointe gegeben. Dramma giocoso nennt Da Ponte den Don Giovanni — so steht nicht etwa nur auf dem Theaterzettel der ersten Aufführung, sondern auch auf dem Originaldruck des Textbuches, und Mozart bezeichnete die Oper in dem eigenhändigen Katalog seiner Kompositionen sogar als Opera buffa. Und der giuoco ist eben der, daß der Übermensch Don Juan nur dem Übermenschlichen erliegt, nicht etwa der sogenannten irdischen Gerechtigkeit. Als Ottavio und die anderen mit Häschern kommen, ihn zu fangen, finden sie nur noch den Tropf Leporello vor. Es kann nichts Komischeres geben, als gegenüber dem Ungeheuren, das sich ereignet hat, den Chorrefrain philisterlicher Moral zu vernehmen:

> Also stirbt, wer Böses that.
> Ja dem Sünder wird Vergeltung,
> Wenn die letzte Stunde naht.

Durch dies Satyrspiel nach der Tragödie löst sich auch die Spannung in der Seele des Hörers: er wird in den Alltag zurückgeleitet, aus dem er gekommen war.

Wenn Mozarts „Don Giovanni“ so über die Bühne geht, dann tritt alles, was wir an ihm lieben, in hellstem Glanze hervor: die wundersame dramatische Kraft der Musik, die das Charakteristische restlos in herrlichste Melodie auflöst, die berauschende Gewalt der Persönlichkeit Don Giovannis, der romantische Duft und Schimmer, der über dem Ganzen liegt. Das Drama ist wieder zum Drama geworden. Den Weg, der in diesen Münchener Mozart-Aufführungen eingeschlagen ist, werden alle Bühnenleiter betreten müssen, denen ernstlich an einer stilgerechten Wiedergabe Mozartscher Opern liegt. Zurück zur Quelle, um reinen Trunk zu schöpfen! Freilich kann es lange, ja vielleicht sehr lange dauern, bis es allgemein dahin kommt, denn die Intelligenzen, die darüber zu entscheiden haben, ob ein solcher Umkehrprozeß stattfinden soll oder nicht, sind sehr verschieden.

Litterarische Rundschau.

Aus England und Schottland (Berlin, F. Fontane u. Comp.; geh. 6 Mk., geb. 7 Mk.): unter diesem Titel liegen seit kurzem die ersten selbständigen Reiseschilderungen Theodor Fontanes in neuer Buchausgabe vor. Durch den Neudruck dieser Arbeiten, die ursprünglich unter den Titeln „Ein Sommer in London“ (1854) und „Jenseit des Tweed“ (1860) erschienen waren, wird nicht nur ein von dem Dichter selbst wiederholt geäußerter Wunsch erfüllt, sondern ohne Zweifel allen denen ein Dienst erwiesen, die an den prächtigen „Wanderungen durch die Mark“ seine außergewöhnliche Begabung für seelenvoll belebte, durch reiche historische Kenntnis vertiefte, in leichter, anmutig plaudernder Form dargebotene Land- und Leuteschilderungen schätzen gelernt haben. Von England und Schottland aber schlingt sich für ihn unmittelbar das Band hinüber nach Deutschland, in seine heißgeliebte Mark Brandenburg. In der schottischen Landschaft Kinroß am Levensee war es, wo er sich der Wahrheit des Wortes: „Erst die Fremde lehrt uns, was wir an der Heimat besitzen“ bewußt wurde. Hier angesichts eines alten, in Trümmer gesunkenen Douglas-Schlosses, das mitten im See auf einer Insel versteckt hinter Eschen und Schwarztannen lag, stieg plötzlich in seiner Erinnerung Schloß Rheinsberg empor „mit Flügeln und Türmen, mit Hof und Treppe und mit einem Säulengange, der Balustraden und Marmorgänge trägt“, und er beschloß, auch den keineswegs geringer wertigen Schönheiten der märkischen Heimat ein treuer Chronist und warmer Lobredner zu werden. Seine erste Liebe aber gehörte den Schwesterländern jenseits des Kanals, und Zeit seines Lebens hat er die Schilderungen, die er ihnen gewidmet, nicht vergessen. Er fühlte wohl, daß hier ein bedeutsames Stück seiner Jugend aufbewahrt war, daß hier die Frische und Empfänglichkeit, die ihm treu blieb bis zum Tode, in dem thauigsten Morgenglanze leuchtete. Mag manches von dem Historisch-Merkwürdigen, dem Menschlich-Ergreifenden, ja auch von dem Landschaftlich-Schönen, das der junge Dichter in diesem Bande schildert, heute andere Form angenommen haben, der poetische Reiz, den er den Menschen und Dingen zu geben wußte, bleibt unvergänglich. Und noch eines darf uns mit Stolz erfüllen, wenn wir uns heute in die Blätter versenken: trotz aller Bewunderung für englische Vorzüge bleibt dem Verfasser doch stets und überall sein deutsches Selbstbewußtsein, seine innige Liebe zur Heimat treu. Auch aus den herrlichsten Schilderungen englischer Geschichtsgrößen, auch aus den schönsten Kapiteln über die landschaftlichen Reize des schottischen Hochlandes klingt schon deutlich der stolz-bescheidene Kehrreim: „Ich bin ein Preuße“, und nirgends begegnet man jener würde- und kritiklosen Fremdenbegeisterung, der der Deutsche auf Reisen auch heute noch so leicht verfällt. Beigefügt ist dem starken Bande eine Porträtskizze Fontanes aus dem Jahre 1844, also aus seinem fünfundzwanzigsten Lebensjahre, die vorzügliche Nachbildung einer Bleistiftzeichnung, die in einer gastlichen Familie Englands ein kunstbegabter Sohn des Hauses von dem deutschen Reisenden anfertigte.

Nicht eigentlich zu den Reisebüchern, wohl aber zu jenen wertvollen Werken, die erst einen rechten Genuß des Reisens vorbereiten helfen, gehört das wissenschaftliche, aber in gefälliger, leicht lesbarer Form geschriebene Werk von Robert von Lendenfeld: **Die Hochgebirge der Erde** (Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung; geb. in Leinwand mit reicher Deckenpressung 17 Mk.). Der als Geologe und Hochtourist längst rühmlich bekannte Verfasser schildert hier die Entstehungsweise der Oberflächenformen des Gebirges, der Berge, Thäler, Gletscher und Alpenseen im allgemeinen, behandelt daneben aber auch die einzelnen Gebirge der Erde im besonderen. Alle Hauptgebirgsgruppen sind in großen Zügen topographisch und geologisch geschildert, die wichtigsten bekannten Berge genauer beschrieben. Einen novellistischen Reiz geben die zahlreich eingestreuten Reiseerlebnisse kühner Bergsteiger, die sich namentlich dort zahlreich eingestreut finden, wo nur einzelne Partien bisher von Menschen betreten und erforscht sind. Dem Text zur Seite geht ein auserlesener Illustrationsschmuck. Außer fünfzehn Specialkarten (aufmerksam gemacht sei namentlich auf die große bunte Planiglobenkarte der Erdoberfläche) zählen wir etwa anderthalbhundert Schwarz-Weiß-Ab-

bildungen, darunter zahlreiche Originalzeichnungen von Compton, der durch seine Illustrationen für die Zeitschrift des „Deutsch-Österreichischen Alpenvereins“ einen Namen hat. Gute alte Bekannte begrüßt der Leser in dem Kapitel „Alpenseen“, das, wie erinnerlich sein wird, der Verfasser vorher, mit den Zeichnungen von Schulz, in unseren „Monatsheften“ veröffentlicht hatte. Doch nicht bloß geologischen Bildern begegnen wir, auch Flora und Fauna sind reichlich bedacht, auch Genrebildchen und Trachtenskizzen finden wir in reichem Maße vertreten. Ein buntfarbiges großes Titelbild veranschaulicht den Gaurisankar. Sehr dankenswert für den Laien ist der von A. Pelikan besorgte Anhang: „Erklärung der mineralogischen, petrographischen und geologischen Bezeichnungen,“ wobei möglichst wenig naturwissenschaftliche Kenntnisse vorausgesetzt werden. In diesem Teile findet sich auch eine sorgsame tabellarische Übersicht der geologischen Formationen nach H. Credner, ein Hilfsmittel, das eigentlich vor jedem geologischen Werke wiederholt werden sollte — so belehrend und aufklärend wirkt es.

Derselbe Verlag hat kürzlich in neuer, dritter Auflage die **Wanderfahrten und Wallfahrten im Orient** von Dr. Paul Wilhelm von Keppler herausgegeben (geb. in Halbfzbd. 11 Mk). Das gleichfalls mit reichem Bilderschmuck ausgestattete Werk (140 Abbildungen und 3 Karten) führt uns durch das Pharaonenland, über Alexandrien, Kairo, durch das Land Gosen ans Rote Meer, durch den Suez-Kanal nach Port-Saïd, ins heilige Land. Jerusalem, Nazareth, Tabor, Tiberias, der See Genezareth, Damaskus, der Libanon, Baalbeck, Beirut und andere Orte werden besucht und nach der landschaftlichen und geschichtlichen Seite hin eingehend geschildert. Auf der Heimfahrt macht der Verfasser alsdann auch in Griechenland und Konstantinopel noch längere Rast. Überall geht er in seiner Darstellung erfolgreich darauf aus, Geschichtliches mit Gegenwärtigem anregend und fesselnd zu verknüpfen, gern vertieft er seine Beobachtungen ins Geistige und Ewige und taucht seine Bilder in eine philosophisch-lyrische Stimmung, die bei verwandten religiösen Gemütern ihre Wirkung nicht verfehlen wird. Dabei ist der salbungsvolle Predigtton durchaus vermieden; der ernste Mann, der hier zu uns spricht, hat uns wirklich etwas zu sagen, das über den Tag und die Stunde hinaus seinen Wert behält.

In anderem, wesentlich weltlicherem Tone spricht das neue Reisebuch, das Paul Lindau uns auf den Tisch legt. Es betitelt sich **An der Westküste Klein-Asiens** (Berlin, Verlag des Allgemeinen Vereins für Deutsche Litteratur) und schildert eine Sommerfahrt auf dem Ägäischen Meere, auf der das gesamte, im Altertum einst so hochberühmte Inselreich besucht wurde. Von Konstantinopel aus ging die Fahrt nach den Inseln Tenedos, Lesbos-Mytilene, der Hauptstadt Kleinasiens, Smyrna, nach Chios, Samos, Patmos, Rhodos, Lindos u. s. w., und von allen diesen interessanten Kulturstätten, die der Welt einen Homer, eine Sappho, einen Herodot, einen Praxiteles und einen Hippokrates geschenkt haben, entwirft der Verfasser in seiner bekannten plaudergewandten, unterhaltsamen Art lebenatmende Bilder, die außer einer scharfen Beobachtungsgabe auch gründliche Vertrautheit mit der reichen historischen Vergangenheit aller dieser Stätten verraten. Fünfzehn große Illustrationen von Land und Leuten, aus denen ein prächtiger alter Seibeks-Häuptling in martialischer Rüstung hervorgehoben zu werden verdient, denen sonst aber die blendende Sonne des Orients manchmal allzuviel Licht gespendet hat, erhöhen die Anschaulichkeit der Schilderungen. Kleinasien erregt ja gerade jetzt wieder aus mehr denn einem Grunde besondere Aufmerksamkeit; so wird auch dieses neueste Buch darüber sicher seinen Weg machen.

Noch im Erscheinen begriffen ist ein umfangreiches Illustrationswerk, das uns an der Hand von zweitausend Photographien **Durch ganz Italien** führen will (Berlin, Werner-Verlag; Groß-Folio-Querformat; vollständig in 30 Lieferungen zu je 1 Mk). Die ersten Hefte behandeln mit etwa 125 Abbildungen Venedig, nicht bloß das architektonische Bild der Lagunenstadt, sondern auch ihr Volkstreiben, die bedeutsamsten inneren Sehens- und Merkwürdigkeiten der Paläste, Museen und Kirchen, das Leben an der Riva degli Schiavoni u. s. w. Es folgen dann Padua, Vicenza, Verona, die oberitalienischen Seen, Brescia, Bergamo, Mailand, Turin, San Remo, Pavia; ein knapper begleitender Text sorgt für die nötigen Erklärungen und Verknüpfungen. Die Abbildungen zeichnen sich durch Klarheit und Schärfe vorteilhaft auch noch vor dem besseren Durchschnitt solcher Sammelwerke aus, Auswahl und Gruppierung zeugen von verständnisvollem Blick. Wir gedenken auf die folgenden Lieferungen von Zeit zu Zeit zurückzukommen.

Im schönsten Einklang steht Text und Bild in dem kostbaren Prachtwerk, das der Verlag von Th. Schröter in Zürich und Leipzig den Rheinlanden gewidmet hat (**Die Rheinlande von Mainz bis Koblenz** und **Die Thäler der Lahn und der Nahe**). Die Schilderungen hat Dr. M. Schwann geschrieben, ein landes- und sittenkundiger, begeisterter Freund der herrlichen Gaue, der die Geschichte, landschaftliche Schönheit und volkswirtschaftliche Bedeutung der verschiedenen Ortschaften und Gegenden gleichermaßen zu würdigen weiß, seine Feder gern, wie sich's in solchem Dichterparadiese gebührt, in poetische Farben taucht und dabei doch auch praktische touristische Winke zu geben nicht verschmäht; der Verleger selbst hat die anderthalbhundert auserlesenen Originalphotographien zusammengebracht, die nun in bunter Abwechselung, Architekturdenkmäler neben Landschaften, Volkstrachtenbilder neben Werken der Plastik, die Blätter des zweihundert Seiten starken Prachtwerkes in Groß-Folio-Format zieren. Namentlich allen denen, die zur Erinnerung an schöne Reisetage eine Mappe aller her-

vorragenden Rhein=Sehenswürdigkeiten immer zur Hand haben möchten, sei das Werk angelegentlich empfohlen! F. D.

* * *

Siam, das Reich des weißen Elefanten. Von Ernst von Hesse=Wartegg. Mit 120 Abbildungen, achtzehn Tafeln und einer Karte von Siam. (Leipzig, J. J. Weber.) Siam, der kleinste von den drei großen ostasiatischen Staaten, hat schon oft den Blick Europas auf sich gelenkt. Einst der kriegerischste und im Kampf mit den Nachbarn stets siegreiche Staat, ist Siam durch seine neuen westeuropäischen Nachbarn, England und Frankreich, in harte Bedrängnis gekommen. Nur durch die Annahme europäischer Kultur kann sich das siamesische Volk wiederum gegen die europäischen Mächte verteidigen, und es ist noch fraglich, ob ihm dies in kurzer Zeit gelingen wird, ob es sich zu einer den europäischen Staaten imponierenden Macht wie Japan wird entfalten können. In diesem Übergangsstadium uns ein treffliches Bild von dem Leben und Wirken in diesem tropischen Lande entworfen zu haben, ist dem Verfasser nicht gering anzurechnen, zumal deutsches Kapital und deutsche Arbeitskraft sich lebhaft an der Erschließung für die westeuropäische Kultur beteiligen. Bangkok, die Hauptstadt im Reiche des weißen Elefanten, steht natürlich im Mittelpunkte der Darstellung; denn hier, in der Residenz des Königs Tschulalongkorn, spielt sich das Leben der herrschenden Klassen ab, hier kann man auch das lustige und stets zu Festlichkeiten neigende Völkchen der Siamesen am besten beobachten, wie es die rauschenden Feste, die der König so häufig seinem Volke veranstaltet, die märchenhaften Regatten auf dem Menamstrom zu feiern weiß. Aber auch die Kehrseite wird uns von dem Reisenden nicht vorenthalten, die nackteste Armut neben diesem Überfluß an Pracht und Reichtum. Von den mit unglaublicher Verschwendung ausgestatteten Palästen des Königs werden wir zu den teilweise auf dem Menamstrom schwimmenden Behausungen des Volkes geführt. Wir belauschen das Familienleben in Palast und Hütte, das Leben des einzelnen von der Geburt bis zum Tode, dem dort die von Festen umrauschte Leichenverbrennung, hier vielleicht die Schrecken von Wat Saket folgen, das Ende durch aasgierige Hunde und Geier. Ein Ausflug führt uns nach dem Versailles von Siam, Bang=pa=in. Wir erfahren, wie der Befehl des Königs in kurzer Frist mitten im Morast des Urwaldes ein Feenreich entstehen läßt, aber Ajuthia, die verlassene Residenz weiter nördlich am Menam, lehrt uns zugleich, wie schnell alle Pracht und Herrlichkeit wieder verfällt, wenn die plötzliche Laune des allgewaltigen Herrschers vergangen ist, der urwüchsigen Natur keine Fesseln mehr angelegt werden. Wie bei den vielen seiner früheren Reiseschilderungen zeigt der Verfasser auch in diesem Werke eine feine Beobachtungsgabe, und seine lebhafte Darstellungsweise bringt uns, unterstützt von vielen recht schönen Abbildungen, das Leben und Weben dieses interessanten Volkes nahe, zeigt uns den tropischen Reichtum des fruchtbaren Landes und weist auf die bei fortschreitender wirtschaftlicher Entwickelung aussichtsreiche Zukunft Siams hin. P. Dcke.

Eine in einem mittelstarken Bande abgeschlossene **Politische Geschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert** (706 Seiten gr. 8°) verdanken wir der von Paul Schlenther herausgegebenen Sammlung „Das 19. Jahrhundert in Deutschlands Entwickelung“ (Berlin, Georg Bondi; broschiert 10 Mk., Halbfranz geb. 12,50 Mk.). Der Breslauer Universitätsprofessor Dr. Georg Kaufmann, der Verfasser einer deutschen Universitätsgeschichte, ist ihr Verfasser. Seiner frischen, geistvoll belebten Schilderungsgabe gebührt alles Lob; namentlich historische Persönlichkeiten weiß er uns mit wenigen charakteristischen Strichen wieder lebendig zu machen. In der Beurteilung der Dinge, der sich bei einer Geschichte der jüngsten Vergangenheit auch der objektivste Geist nicht enthalten kann, macht sich — etwa im Vergleich mit dem viel temperamentvolleren Treitschke — eine gewisse vorsichtige Zurückhaltung geltend. Bezeichnend dafür ist die Wendung, die der Verfasser einmal bei der Schilderung der deutschen Kleinstaaterei gebraucht: „Auch in den größeren Territorien wurde Name und Begriff des Staates verzerrt und entehrt. Württemberg, Hessen=Kassel, Sachsen erlebten im Übermaß, was zu schildern peinlich ist.“ Auch sonst sucht Kaufmann gern auszugleichen und zu vermitteln, Schroffheiten in den politischen Gegensätzen zu ebnen, scheinbar für immer trennende Klüfte durch eine glücklich gefundene höhere Harmonie zu überbrücken. Seinem Buche wohnt daher außer dem rein beschreibenden und darstellenden auch ein starkes ethisches und erziehendes Princip inne, das dem Inhalt eine freundliche Wärme, dem Stoffe eine liebenswürdige Menschlichkeit giebt. Dem Werke sind einundzwanzig Bildnisse hervorragender politischer Persönlichkeiten des letzten Jahrhunderts eingefügt, sämtlich Blätter von der besten Ausführung.

Die wirtschaftliche Thätigkeit der Kirche in Deutschland will Dr. phil. Theo Sommerlad, Privatdocent an der Universität Halle, in einem mehrbändigen umfassenden Werke historisch darstellen. Der erste Band, der die wirtschaftliche Thätigkeit der Kirche in der „naturalwirtschaftlichen“ Zeit bis auf Karl den Großen behandelt, liegt vor (Leipzig, J. J. Weber; in Pergament geb. 20 Mk.). Die Frage ist ja durch die jetzigen socialen Strömungen innerhalb des Protestantismus sowohl wie des Katholicismus von neuem

auf die Tagesordnung gesetzt; so lohnte es sich wohl, der geschichtlichen Entwickelung der kirchlichen Volkswirtschaftsbestrebungen nachzugehen. Da sich der Verfasser nirgends auf den unsicheren Boden der Hypothese begiebt, sondern sich streng an die verbürgten Quellen hält und seine Darstellung hauptsächlich auf dem sicheren Fundamente biographischer Forschung über die in die kirchliche Wirtschaftsgeschichte eingreifenden Persönlichkeiten aufbaut, so wird das Werk nicht nur für den Theologen, sondern auch für den Nationalökonomen, Historiker und den für kirchliche Dinge interessierten gebildeten Laien von Interesse sein.

Eng mit diesem Werke berührt sich ein anderes, in dem Dr. F. Arnold, Universitätsprofessor der Theologie zu Breslau, **Die Vertreibung der Salzburger Protestanten und ihre Aufnahme bei den Glaubensgenossen** schildert (Leipzig, Eugen Diederichs; geh. 4 Mk., geb. 5 Mk.). Nachdem der gelehrte Verfasser die religionsgeschichtliche Seite dieser berühmten, durch Goethes „Hermann und Dorothea" auch in der Dichtung verewigten Episode bereits in einer besonderen Schrift behandelt hatte, hat er hier wesentlich die kulturhistorische Bedeutung hervorgekehrt und aus der genauesten Kenntnis der einschlägigen Quellen- und Litteraturwerke eine Fülle neuen Materials zu Tage gefördert, das dankenswerte Beiträge zur Geschichte des Pietismus bringt. Eine besondere Belebung erhält der Text durch die Wiedergabe von einundvierzig vom Verleger gesammelten zeitgenössischen Kupfern, die dem Betrachter gleich auf den ersten Blick etwas von dem damaligen Zeitgeist nahebringen, die deshalb aber noch keineswegs durchweg als unbedingt zuverläsige geschichtliche Dokumente betrachtet werden dürfen. Es ist nicht das geringste Verdienst des Buches, daß es sich von allzu minutiösen Einzeluntersuchungen glücklich fernhält und überall jene feine Grenzlinie zwischen Wißbarem und Wissenswertem zu respektieren weiß, die Carlyle dem guten Geschichtschreiber so nachdrücklich eingeschärft hat.

Die seit einigen Monaten in der Berliner Siegesallee stehende Statue des jungen Friedrichs II., wie sie Meister Uphues gebildet, hat dem Professor W. Waldeyer Veranlassung gegeben, in seiner letzten Akademie-Rede über **Die Bildnisse Friedrichs des Großen und seine äußere Erscheinung** vergleichende Zusammenstellungen zu machen, die überall lebhaftestem Interesse begegnen werden (Berlin, Verlag von August Hirschwald). Dem Schriftchen ist eine heliographische Abbildung der Totenmaske Friedrichs II. beigefügt.

Aus der Zeit der Freiheitskriege kommt in neuem Gewande ein denkwürdiges, noch heute in seinem inneren Werte fast ungeschmälertes Zeugnis zu uns: **Generalfeldmarschall Hermann von Boyens Denkwürdigkeiten und Erinnerungen 1771 bis 1813** (Stuttgart, Robert Lutz; zwei Bände mit Bildern, geh. 9 Mk., geb. in Leinwand 11 Mk.). Die neue Ausgabe ist sachgemäß gekürzt, vom Ballast der Beilagen befreit und der heutigen Rechtschreibung angepaßt und wird deshalb hoffentlich nunmehr wirklich auch in weitere Kreise des deutschen Volkes dringen, denen sie doch noch heute so viel zu sagen hat. Denn diese „Denkwürdigkeiten und Erinnerungen" sind ein Charakterbuch, das seine Bedeutung durch die vorbildliche Persönlichkeit erhält, die es niedergeschrieben hat. Der Geist der Freiheitskriege spricht selten sonstwo so unverfälscht und überzeugend wie hier. Gleich der erste Satz ist für diese Auffassung ungemein bezeichnend: „Die göttliche Vorsehung hat mich zu einem sehr wechselvollen Leben bestimmt." Wie ein ernstes, erhabenes Drama, dem es aber bei aller Härte doch auch an behaglichen und idyllischen Zügen nicht fehlt, läßt sich dann der Verfasser die Blumen- und Dornenkette seiner Tage durch die Erinnerung gleiten. Wo sich irgend Gelegenheit dazu ergiebt, bleibt er nicht bei den zufälligen Ereignissen oder bloßen Thatsachen stehen, sondern knüpft philosophische Bemerkungen daran, Bemerkungen über den Staat, über Lebensführung, über Gesellschaft u. dergl. und sucht neben seiner eigenen subjektiven auch die allgemeine Stimmung in den verschiedenen Epochen seines Lebens zu schildern. Kein Geringerer als Kaiser Wilhelm I. selbst war es, der Boyens großem Verdienste um die Organisation des preußischen Heeres an einem denkwürdigen Tage öffentlich die höchste Anerkennung widerfahren ließ. Am 31. März 1871, als er in Versailles eine Abordnung von 716 Senioren des Eisernen Kreuzes empfing, sprach er die bedeutungsvollen Worte: „Wir müssen es anerkennen, daß wir nur auf den Grundlagen weitergebaut haben, welche zur Zeit der Freiheitskriege gelegt sind, und damit auch die großen Verdienste der Männer jener Zeit, insbesondere Boyens, der leider oft und zu viel verkannt ist." Es ist schade, daß die „Denkwürdigkeiten" Boyens nicht bis zum Jahre 1814 reichen, dem Geburtsjahre seiner eigensten Schöpfung, des Wehrgesetzes, das zuerst in einem modernen Staate die allgemeine Wehrpflicht zum Gesetz erhob; aber sie führen wenigstens bis unmittelbar an die Schwelle dieser That und geben uns alle ideellen und militärwissenschaftlichen Voraussetzungen in dem Charakterbilde Boyens, die zu ihr hinleiteten.

Aus Bismarcks diplomatischer Werkstatt veröffentlicht Heinrich von Poschinger ein ungemein reichhaltiges Material in seinem neuesten Werke: **Fürst Bismarck und die Diplomaten** (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.; geh. 12 Mk.). Hat uns derselbe Verfasser Bismarck früher bereits als Bundestagsgesandten in Frankfurt a. M., als Volkswirt, als Redner, als gastlichen Hausherrn, im Verkehr mit den Parlamentariern und dem Bundesrat geschildert, so zeigt er uns diesmal den Fürsten von einer bisher weniger bekannten oder doch nur spärlich beleuchteten Seite: in persönlichem und schriftlichem Verkehr mit seinen eigentlichen Kollegen, den in- und ausländischen Diplomaten. Poschinger führt uns dabei in seiner bekannten lebendigen und unmittelbaren Darstellungsart Bis-

marck in seinen Gesprächen und Verhandlungen selbst vor. Immer wieder von neuem staunen wir über die unvergleichliche Meisterschaft, mit der dieser Dinge und Personen zu behandeln wußte. Diese Verbindung lauterster Offenheit mit größter diplomatischer Berechnung, diese Verschmelzung verbindlichster Form mit rücksichtslosester Energie — es bleibt ein Reiz und Genuß, das zu verfolgen und mitzuerleben, der sich nur mit der mitschwingenden Freude an dem Auf und Ab eines großen, gewaltigen Dramas vergleichen läßt. Die Poschingersche Sammlung setzt mit einer Unterredung Bismarcks mit dem österreichischen Gesandten in Berlin, Grafen von Prokesch-Osten, ein und schließt mit einer Unterredung mit Crispi im August 1888 — und zwischen Ausgangspunkt und Endpunkt ist fast keine einzige Stelle, die nicht strotzte von menschlich und politisch Interessantem.

Doch so wertvoll und gehaltreich solche und ähnliche Veröffentlichungen an sich sein mögen, im Grunde sollte man sie doch nur als Bausteine betrachten für die große künstlerisch abgerundete Bismarck-Biographie, die eine litterarische Notwendigkeit ist. Uns schwebt dieses Buch natürlich als ein großes monumentales vaterländisches Werk vor, das eine der ersten Stellen in unserer Geschichtslitteratur einnimmt. Ob ein freundliches Geschick diese Sehnsucht so bald in der idealen Form, die wir ihr wünschen, erfüllen wird, ist eine Frage; wissen wir doch, daß uns trotz all der zahlreichen und höchst achtenswerten Versuche auch bis auf den heutigen Tag die Goethe-Biographie noch fehlt. Einstweilen nehmen wir deshalb auch auf dem Gebiete der Bismarck-Biographie mit Freuden jede ehrliche Abschlagszahlung entgegen, die uns aus reiner und treuer Hand gereicht wird. Und als volkstümliche Darstellung begrüßen wir deshalb ohne viel Einwände das in zwei Bänden von Johannes Kreutzer dargebotene Werk **Otto von Bismarck, sein Leben und sein Werk** mit ungemischter Anerkennung (Leipzig, R. Voigtländers Verlag; Preis beider Bände 6,50 Mk., geb. 8 Mk.). Der Verfasser lebt am Rhein; er ist Oberlehrer am Friedrich-Wilhelm-Gymnasium in Köln unter Oskar Jäger, dem er auch das Werk gewidmet hat. Aus dieser Schule hat er offenbar seine klare, bestimmte, männlich-bewußte und sichere Darstellungsart, die die schwere Mühe des Quellenstudiums, den „Schutt der Werkstatt" unter freundlicher, gefälliger Form zu verbergen weiß. Dabei erfreut der Stil durch eine schöne innere Wärme und Bewegtheit, die sich auf den Höhepunkten des Stoffes zu dramatischer Kraft steigert. Der erste Band ist begreiflicherweise der ruhigere, historisch-objektivere, der zweite, weil der Gegenwart so viel näher, subjektiver und kritischer. Es fällt nicht schwer, sich vorzustellen, hier die Persönlichkeit Bismarcks noch aus höheren Gesichtspunkten beurteilt und nachempfunden zu sehen, als es Kreutzer gegeben ist; doch wäre es sehr zweifelhaft, ob alsdann nicht die Fülle der Thatsachen, die Unmittelbarkeit des Geschehens, die der Verfasser so lebendig sprechen läßt, zurücktreten würde. Um der Ehrlichkeit, der Schlichtheit, der Treue und der Klarheit willen, die das Werk auszeichnet, sei es allen deutschen Hausbüchereien warm empfohlen.

Als willkommener Begleiter durch alle Tage des Jahres werden die Bismarck-Verehrer das **Bismarck-Gedenkbuch** von Guido von Herrnhof begrüßen, dem der verdiente Kunstverlag von Theo. Stroefer in Nürnberg eine äußerst ansprechende Ausstattung gegeben hat. Die Leser finden hier für jeden Tag des Jahres einen bemerkenswerten Ausspruch des Fürsten oder ein treffendes Wort über ihn verzeichnet, daneben freien Raum für eigene Eintragungen. Eichenlaub und Klee in schön geführten farbigen Ranken umschließen die Seiten; deutsches Eichenlaub zieht sich in grün und gold über die Decke. Ein Lenbachsches Porträt schmückt die Schwelle des als Geschenk zu nationalen Fest- und Erinnerungstagen besonders geeigneten Buches. — In ähnlicher Form bietet uns A. Bruckmanns Verlag (München; Preis 1 Mk.) in einem zierlichen Album **Deutschlands regierende Fürsten** in guten Bildnissen, denen außer dem getreuen Faksimile ihrer Namensunterschrift auch genealogische, geographische und statistische Notizen über Land und Leute ihrer Krone beigefügt sind. F. D.

Vagabonden. Von Hans Ostwald. (Berlin, Verlag von Bruno u. Paul Cassirer; Titelblatt von Hans Baluscheck.) — Ein junger Goldschmied, der seine Lehrzeit hinter sich hat, verspürt eines Tages den alten Wandertrieb, der unaufhaltsam in ihm arbeitet, bis er sein Ränzel schnürt und auf Schusters Rappen, ein paar karge Zehrgroschen in der Tasche, erwartungsvoll auszieht. Die romantischen Hoffnungen, denen der junge Mensch während der Arbeit nachgeträumt hatte, erfüllen sich nicht. Statt dessen gerät er bald in Bedrängnis und lernt alle Leiden und Drangsale der Landstraße kennen. Er macht die Bekanntschaft einer ganzen Klasse von unglückseligen Menschen, die auch einmal wie er, vom Wandertrieb erfaßt oder als Schiffbrüchige, hier draußen gestrandet sind. Er lernt das Volk der Heimatlosen kennen, die von einer Straße zur anderen vagabondieren, die den Trieb zur Arbeit verloren haben und auf das elendeste sich durchbetteln und durchhungern. Heute kampieren sie unter freiem Himmel; morgen, wenn das Glück ihnen günstig ist, mit durchnäßten und zerlöcherten Kleidern in irgend einer Dorfscheune; und übermorgen, wenn es ihnen geglückt ist, ein paar Pfennige zusammenzubringen, in einer christlichen Herberge, wo ein einfaches Bett und ein dünnes, kaffeeartiges Getränk einen Lichtblick in

ihre Irrfahrten bringen. Überall werden sie mit scheelen Augen angesehen, überall vermutet man hinter ihren verhungerten Gesichtern und zerlumpten Kleidern arbeitsscheues Gesindel, Tagediebe, vor denen man doppelt vorsichtig Thore und Thüren schließen muß. Aber auch während ihres Wanderns bleiben sie nicht unbehelligt. An allen Ecken und Enden tauchen zu Fuß und zu Pferde die Gendarmen auf und kontrollieren mit finsteren Mienen ihre Papiere. ... Jahre vergehen. Aus dem jungen Goldschmied wird ein junger Schriftsteller, der, sich seiner Erlebnisse von damals erinnernd, noch einmal die nämliche Fahrt antritt und nun in schlichten Worten niederschreibt, was er gesehen. Nicht lichtscheue Verbrecher, sondern meistenteils arme, zerbrochene Existenzen treten vor uns hin. Wir lernen eine Menschenklasse kennen, von der wir kaum dem Hörensagen nach etwas wissen. Eine fremde Welt thut sich vor uns auf. Die Leute sprechen in einer Sprache, die wir nicht verstehen würden, wenn der Verfasser sie uns nicht sofort übersetzte. Einen Ausschnitt aus der Tragikomödie des Lebens enthält dieses Buch; denn Humor und Tragik lösen sich in einer naiven und herzlichen Art ab. Aus dem Wust der Tageserscheinungen treten Hans Ostwalds Aufzeichnungen über das Leben und Treiben der Vagabonden heraus und beanspruchen durch ihren künstlerischen Ernst, durch die Treue der Beobachtung und eine rührende Schlichtheit der Darstellung die Teilnahme ernsthafter Leser. Die Charakteristik einzelner Figuren ist oft überraschend gelungen, und die Fähigkeit, ohne großen Apparat Stimmungen hervorzurufen, deutet auf ein nicht alltägliches Talent. Auch psychologisch sind einzelne Abschnitte erkenntnisreich und eigenartig. Daß einem Erstlingswerke gewisse Fehler eigentümlich sind, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden. An leise Absichtlichkeiten und gewisse Breiten in der Darstellung, an ein bisweilen zu flüchtiges Motivieren mag der Verfasser erinnert werden. Indessen sind diese Ausstellungen geringfügig im Vergleich zu dem, was hier ein junges und reiches Talent uns zu geben vermocht hat. —r.

* * *

Illustriertes Konversations-Lexikon der Frau. Zwei Bände (Berlin, Verlag von Martin Oldenbourg; geb. 25 Mk.). — Als die Verlagshandlung dieses Werk vor etwa einem Jahre zum erstenmal ankündigte, konnte man hier und da wohl der Meinung begegnen, der modernen Frauenbewegung solle mit dem neuen Unternehmen ein umfassendes propagandistisches Kompendium geschaffen werden, welches, wie ein großes Arsenal, alle Waffen und alles Rüstzeug vereinigen werde, das die Anhänger und Vorfechter dieser Bewegung für ihren ferneren Kampf nötig hätten. Die Bedenken, die sich an diese Auffassung knüpfen mußten, sind nun aber nach Abschluß des Werkes durchaus zerstreut worden: kein agitatorisches Repertorium der Frauenbewegung, sondern ein ruhig, sachlich und weitblickend durchgeführtes Frauenlexikon haben wir empfangen, das in gedrängter, übersichtlicher Form möglichst vollständig, faßlich und anschaulich alles behandelt, was sich auf das Verhältnis des weiblichen Geschlechtes zur Natur und zur menschlichen Gesellschaft, auf seine Aufgaben und Bestrebungen im Familien- und Kulturleben und auf die Stellung bezieht, die ihm vermöge seiner natürlichen Anlagen, seiner körperlichen und geistigen Bildungs- und Leistungsfähigkeit, sowie der modernen gesellschaftlichen und rechtlichen Anschauungen im Hause wie im Berufe und in der Öffentlichkeit zukommt. Doch war bei der Durchführung dieses Grundsatzes den Herausgebern und Leitern des Unternehmens ein Gesichtspunkt maßgebend, der nun das vorliegende Werk, seinem Benutzerkreise entsprechend, vorteilhaft von unseren allgemeinen Encyklopädien unterscheidet: bei allen umfangreicheren und wichtigeren Artikeln ist eine gewisse, ich möchte sagen unterhaltende, anmutige Form gewahrt worden, die der Behandlung des Gegenstandes von seinem inneren Ernst nichts raubt, ihn aber dem „zarteren Geschlechte“ zweifellos weit angenehmer und interessanter macht als es pedantisch-gelehrte Schulgerechtigkeit zu stande gebracht haben würde. Entscheidend dafür war natürlich gleich von vornherein die Wahl der Mitarbeiter. Sie wurde, wie uns eine Durchsicht des Verzeichnisses lehrt, so getroffen, daß sich strenge Wissenschaft und praktische Lebenserfahrung die Wage halten. So ist — um nur ein paar Beispiele herauszugreifen — die Behandlung schwieriger medizinischer Fragen den ersten fachwissenschaftlichen Autoritäten, darunter Eulenburg und Adler, anvertraut worden; so finden wir die religiöse Bewegung in der Frauenwelt von Professor Pfleiderer dargestellt, die astronomischen Disziplinen von Professor Wislicenus behandelt, wogegen für kunstgewerbliche Gebiete wie Goldschmiedekunst, Porzellanmalerei, weibliche Handarbeiten, Zeichenkunst, Krankenpflege, Gärtnerei, Kochkunst und dergleichen bewährte, in praktischem Berufe thätige Kräfte gewählt sind, von denen man nun, zu ihrem Lobe sei es gesagt, ganz überraschend lebendige, kluge und fesselnde Darstellungen erhält. Namentlich was Erziehung und Bildung des weiblichen Geschlechtes, Schul- und Fortbildungswesen angeht, zeigt sich das Lexikon ausgezeichnet bedient. Aber auch die beruflichen und socialen Verhältnisse der Frauenthätigkeiten (Vorbildung, Ertragsfähigkeit, Aussichten u. s. w.) und die engere Interessensphäre des weiblichen Geschlechtes, die gesellschaftlichen und häuslichen Aufgaben der Frau, Gesundheitslehre, Körperpflege, Kindererziehung, Psychologie und Anthropologie, Gebiete, auf denen die reichen Abbildungen (45 farbige, 35 schwarzweiße Tafeln, 1000 Textillustrationen) der Darstellung vornehmlich zu gute kommen, sind durchweg sehr lehrreich behandelt. Daß auch Mode, Toilette und Schönheitspflege die gebührende Beachtung

erfahren, brauchen wir zum Schluß wohl bei diesem specifisch weiblichen Werke kaum noch zu betonen. Unserer Frauenwelt wird das Lexikon bald ein vertrauter Führer und Ratgeber werden, der wie unsere bekannten allgemeinen Encyklopädien rasch von Auflage zu Auflage schreitet.

F. D.

* * *

Wörterbuch der philosophischen Begriffe und Ausdrücke, quellenmäßig bearbeitet von Dr. Rudolf Eisler (Berlin, Ernst Siegfr. Mittler u. Sohn). — Begriffe sind der Niederschlag von Urteilen, philosophische Begriffe Elemente von Weltanschauungen, in deren verschiedenen, wechselnden Bedeutungen sich diese spiegeln. Begriffe wiederum sind in den Wörtern verkörpert, den termini technici, deren sich die Systeme der verschiedenen Philosophien bedienen, und da diese Ausdrücke an dem Wandel der Begriffsinhalte teilnehmen, so ist es von hoher Wichtigkeit, zunächst die specielle Bedeutung der die Begriffe vertretenden Ausdrücke zu kennen. Im allgemeinen finden wir nun wohl die wichtigsten davon in den Geschichtsdarstellungen der Philosophien, aber selten nur vermögen uns diese eine vergleichende Zusammenstellung aller Auffassungen und Wandlungen eines und desselben Begriffes an einer leicht auffindbaren Stelle zu geben. Deshalb hilft das vorliegende Nachschlagewerk Eislers einem längst vorhandenen Bedürfnis ab, indem es die mannigfachen Begriffsbestimmungen, wie sie uns im Gesamtgebiete der Philosophie begegnen, in all ihren wichtigen Schattierungen und Umgestaltungen vom grauen Altertume an bis zur jüngsten Gegenwart im Wortlaut der Originale (Fremdsprachliches auch deutsch) aufführt. Schon aus dieser Anlage geht hervor, daß das Werk in erster Linie als Hand- und Hilfsbuch für Studierende und gebildete Laien gedacht ist, vor allem als treuer Helfer bei der Lektüre philosophischer Schriften. Wie oft kommt es aber auch bei der Unterhaltung vor, daß die Debatte sich gerade an der verschiedenen Auffassung und Auslegung eines besonderen philosophischen Begriffes erhitzt, und wie leicht sind da meistens die feindlichen Ansichten versöhnt, die Rätsel gelöst, die Vorstellungen erhellt und geläutert, sobald man nur die philosophischen Auslegungen Revue passieren läßt und daran seine eigene kritische Unterscheidungsfähigkeit prüft. Referent selbst hat das Eislersche Wörterbuch in dieser Weise bei Unterhaltungen mit wissenschaftlichen Freunden wie bei eigener stiller Arbeit mehrere Monate hindurch erprobt und darf versichern, daß es für diese praktischen Zwecke die besten Dienste thut. Dabei hat sich der Verfasser, was bei einem scheinbar so abstrakten und subjektiven Stoffe besonders anzuerkennen ist, mit Erfolg bemüht, möglichst schlicht, klar und sachlich zu bleiben und die sich unversöhnt gegenüberstehenden Auslegungen nicht etwa durch eigenen Geist schnellfertig auszugleichen oder zu verwischen — genug, man darf der festen Zuversicht sein, daß dieses philosophische Wörterbuch seinen Besitzern nicht bloß ein nützlicher und unentbehrlicher, sondern auch — was mehr sagen will — ein lieber und gern gerufener Ratgeber werden wird.

Dl.

* * *

In den letzten Heften der Seemannschen „Zeitschrift für bildende Kunst“ findet sich aus der Feder Paul Clemens ein längerer Aufsatz über **Ruskin,** der vielleicht die bedeutendste deutsche Nekrologarbeit über diesen großen englischen Ästhetiker darstellt. Die Abhandlungen, welche wie diese in unseren Zeitschriften zerstreut sind, kommen immer nur einem beschränkten Leserkreis zu Gesicht, und da im allgemeinen bei uns immer noch die Methode herrscht, nur Bücher, nicht Zeitschriften anzuzeigen, obwohl diese oft das wichtigere Material enthalten, sei an dieser Stelle ausdrücklich auf solche Veröffentlichungen hingewiesen. Die Arbeit von Clemen steht darum so hoch, weil der Verfasser in seinem Leben Zeit gehabt hat, außerhalb der Berufsstudien allerlei Menschliches kennen zu lernen und unsere Schriftsteller mit aufmerksamem Geiste durchzunehmen. Vor seinen Augen steht nicht ein akademisches Lehrbild, sondern eine moderne Kultur, die das Gemeinsame unter allen unseren Künstlern, Dichtern, Philosophen hervorbringt. Er hat seinen Ruskin ebenso kritisch und erfahren gelesen wie seinen Schopenhauer und Nietzsche. Das Bild dieses wunderlich bedeutenden Ästhetikers, der halb Maler, halb Socialist war, voller Widersprüche und doch der kräftigste Anreger des englischen Kunstlebens, ein zwingender Stilist und zugleich voll Jean Paulscher Schrullen, ein Anrufer der Zukunft und zugleich ein bitterer Feind alles wirklich Zukunftsvollen, ein Verteidiger der Gegenwart und zugleich ein ausschließlicher Bewunderer der Vorrenaissance — dieses Bild wird in seiner Darstellung nicht zu der kritiklosen Apotheose, wie es die Amerikanerinnen lieben, sondern zu einem rechten Charakter mit allen menschlichen Schwächen und allen Feuersignalen der Propheten, ein bunter Teppich aus reinen Farben. Die Ruskinlitteratur ist gewaltig, so gewaltig, daß es darüber sogar schon zwei Bibliographien giebt; aber vielleicht ist über den Patriarchen des englischen Kunstsocialismus niemals sonstwo ein kurzer Essay geschrieben worden, der so vom Menschen zum Menschen empfunden wurde wie der Clemensche.

Die schöne Sammlung von Biographien und Porträts bedeutender Menschen des neunzehnten Jahrhunderts, die die Berliner Photographische Gesellschaft unter dem Titel **Das neunzehnte Jahrhundert in Bildnissen** herausgiebt, widmet von Zeit zu Zeit den Heroen dieser Epoche Sonderhefte. So fanden wir vor kurzem ein Napoleonheft, und es ist reizvoll, die Galerie der hauptsächlichsten Napoleonbilder durchzunehmen, zu der hier August Fournier einen maßvollen biographischen Text geschrieben hat. 1797 zeichnete ihn Jean Guérin als Armeechef in Italien.

Sein Gesicht ist merkwürdig scharf und bestimmt, die Backenknochen stark hervortretend, lang wallendes Haar, in die Stirn gekämmt. Eine Skizze von David giebt ihm einen antik-apollinischen Ausdruck, der sich vom Leben am meisten entfernt haben mag. Isabeys Bild des ersten Konsuls macht seine Figur schlanker als sie war; im Gesicht entwickelt sich die Energie, das Kinn tritt vor, um den Mund spielt etwas wie Komödiantentum. Gerard malt den Kaiser: wieder schwindet die Individualität aus dem Gesicht, ein Imperatorenantlitz allgemeiner Schablone mit aufgerissenen Augen sitzt auf der kostbaren Draperie von Hermelinen und Brokaten. An Stelle des Isabeyschen und Grosschen in aller Energie noch liebenswürdigen Kopfes tritt allmählich der populäre Napoleontypus, scharfe Nase, breite Backen, bestimmter Mund, vorstehendes Kinn, kurze, leicht gestrichene Haare. David malt ihn zuletzt im Arbeitszimmer unter Empiremöbeln römischer Form mit einem schmerzlichen Ausdruck um die Lippen. Die Totenmaske selbst ist frei von Schmerz.

Zwischen den beiden deutschen großen dekorativen Zeitschriften, der Bruckmannschen und der Kochschen, herrscht weiter ein fruchtbarer Wettbewerb, der einigemal zu Wiederholungen führt, meist aber in den ganzen Reichtum der modernen Arbeiten auf gewerblichem Gebiete hineinleitet, an denen unsere ersten Künstler jetzt so lebhaft Anteil nehmen. Das letzte Aprilheft der „Deutschen Kunst und Dekoration“ war als Sonderbüchlein Prof. **Otto Eckmann** gewidmet, der in Berlin am Kunstgewerbemuseum als Lehrer und Anreger eine erfreulich vielseitige Thätigkeit entfaltet. Die ganze Mannigfaltigkeit seiner Arbeiten spiegelt sich in den vorzüglichen Illustrationen wieder, die dem Hefte beigegeben sind. Stimmungsbilder vom Meeresstrande, der Cyklus der Lebensalter, schablonierte Friese aus Baudekorationen, allerlei Buchschmuck, der Holzschnitt mit den Schwänen, Verzierungen von Thüren in Villen, Deckenmalereien eines Salons, Tischchen, Lampen, Vasen, Verglasungen, Möbel, Tapeten, Teppiche, Wandfliesen, Silbersachen, Einbände, Exlibris, Initialen — in jedem Gebiete hat er seine solide, nicht übermütige Kunst bethätigt, die vielleicht ihre besten Schöpfungen in den kleinsten Gegenständen, den Beleuchtungskörpern und den Exlibris und Marken hervorgebracht hat. Seine Stellung in der Berliner dekorativen Bewegung ist eine ziemlich herrschende, während in Dresden, Wien, München, Darmstadt mehr Gruppen ähnlich arbeitender Künstler sich zusammenfinden. In jedem Falle ist die deutsche gewerbliche Arbeit unter dem Einfluß dieser modernen Richtungen bereits derartig erstarkt, daß die Wirkung englischer Vorbilder deutlich abzunehmen beginnt.

Der Vater des modernen holländischen Naturalismus in der Malerei, **Joseph Israels**, hat zur Feder gegriffen und **Spanien** beschrieben. (Berlin, Verlag von Bruno u. Paul Cassirer.) Er hat einige Zeichnungen dem Buche beigegeben, die für Spanien so wenig charakteristisch sind wie der Inhalt, der uns mit allem eher bekannt macht als dem Lande des Cid. Und doch ist das Buch eine der besten Reiseschilderungen der letzten Zeit, ein Plauderbuch in Fontanischem Geist, wo ein alter siebzigjähriger Mann uns in voller Muße und Behaglichkeit, in naiver Schilderungslust von einer bunten Reise erzählt, die an Erlebnissen äußerer und innerer Art sehr reich war. Es ist ein Glück, daß es noch Menschen giebt, die nach Spanien fahren, ohne mit Katalogen des Pradomuseums überbürdet zu sein, ohne sechs gelehrte Abhandlungen über die maurische Baukunst gelesen zu haben, ohne die Geschichte Karls V. für wichtiger zu halten als ein gutes Frühstück, ein paar schöne Mädchen und einen malerischen afrikanischen Juden, der in einem Kellerloch Gebete abschreibt. Israels' Auge ist jung geblieben. Unverbildet streicht er durch den Süden, legt sich ins Moos, blickt in den blauen Himmel und denkt über das Leben nach. Es ist eine Wahrhaftigkeit in dem Buche, die über alle Maßen herzgewinnend ist. **B.**

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. — Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten.
Redaktion unter Verantwortung von Dr. Adolf Glaser in Berlin und Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen sind zu richten an:
die Redaktion von Westermanns Illustrierten Deutschen Monatsheften in **Braunschweig**.

 Zu Schubring: Das italienische Frauenporträt.

Giovanni Bellini: Madonna. (Venedig, Accademia.)

Schönheit.

Novelle
von
Paul Robran.

(Nachdruck ist untersagt.)

Janthes Seelenleben war eine einzige, unendliche Sehnsucht nach Schönheit.

Sie sehnte sich nach der Heide, wenn im Abendlicht der Nebel in leichten Schleiern über die Blüten zieht.

Sie sehnte sich nach dem Schnee, der sich in Einsamkeiten über die Felder breitet.

Sie sehnte sich nach der Sonne, die verglühend in das glühende Meer taucht.

Sie haßte das Grobe, Plumpe, das Laute. Sie liebte das Schlanke, Zarte, das Weiche.

Oft ließ Janthe ihren Wagen langsam einer Gestalt folgen, weil etwas Unbestimmtes, Graziöses sie im Gang und in der Kleidung entzückte. Sie konnte wochenlang geduldig suchen, um einen Stoff zu finden, dessen Farbe ihr vor Augen schwebte, und eine Statue viele Stunden unverwandt betrachten.

Die Wände ihres Zimmers waren mit blaßfarbenem Stoff bespannt, und der gleichfarbene Teppich bedeckte den Boden. Ringsumher zogen sich niedrige Bücherborde, auf denen in hohen Kelchen von unendlicher Zartheit und Seltsamkeit glühende Blumen standen: Lilien und roter Mohn im Frühling, Rosen im Sommer und bunte Beeren im Winter.

Sie hatte wenig Bilder, aber Mappen mit den besten Photographien, und jeden Tag ließ sie eine andere aufstellen, weil das ewig Gestrige sie ermüdete.

In der Musik liebte sie das ganz Große, das Harte.

Nachmittags kam eine Dame, mit der Janthe einige Zeit plauderte, und die dann aus den Partituren das heraussuchte, wonach Janthe gerade Verlangen trug. Gewöhnlich war es Wagner oder Beethoven oder ein Lied von Brahms.

Nach einer Stunde dankte Janthe freundlich, und die Dame entfernte sich mit kurzem Gruß; denn Janthe liebte es nicht, aus nachklingenden Tönen geweckt zu werden.

Sie las viel, aber sie ging selten ins Theater. Die Bühne war ihr zu laut, zu unkünstlerisch; Schauspieler rissen sie aus der Illusion und konnten keine in ihr erregen.

Janthe hatte versucht zu malen. Sie nahm lange bei den ersten Künstlern Unterricht und gab es dann auf, weil sie ohne jedes Talent war, sobald der Pinsel in ihrer Hand ruhte.

Sie lernte modellieren und verbrannte ihre Modellierhölzer, als sie ein paar Dutzend häßlicher Thonklumpen zu stande gebracht hatte.

Verse und Novellenstoffe gingen ihr oft durch den Sinn, und sie griff zur Feder. Wenn sie aber den ganzen Tag mit heißem Kopf geschrieben hatte, zerriß sie die Blätter am nächsten Morgen; denn sie sah ein, daß es nur dilettantisches Gekritzel war, sobald sie es mit ruhigem Blut noch einmal durchlas.

In der Musik brachte sie es niemals weiter als zu dem, was sie aus dem Gehör nachspielte; jede Technik war für sie unüberwindlich.

Nach Jahren fruchtlosen Ringens mit sich selber verzichtete sie darauf, etwas zu schaffen, und sie begnügte sich damit, Schönes zu empfangen, nicht zu geben.

Janthe, die Schönheitsdurstige, hatte keinen einzigen Spiegel in ihren Zimmern. Sie duldete kein glänzendes Metall und keine dunkle Majolikalampe, die ihr Bild zurückwerfen konnten. Sie, die Sinn für jede weibliche Eleganz hatte, trug nie etwas anderes als einen losen Kittel, der möglichst faltig vom Kinn zu den Füßen herabfiel.

Janthe war grausam verwachsen.

* * *

Bis zu ihrem zehnten Jahre war sie die wildeste von drei Schwestern gewesen.

Da ihre Mutter ihren gesellschaftlichen Verpflichtungen nachgehen mußte, waren die Kinder der Aufsicht einer französischen Bonne anvertraut. Mademoiselle Marie war achtzehn Jahr alt und selber nicht verständiger als ihre Zöglinge. Den ganzen Tag tobten die vier in dem großen Garten herum; oft ging es halsbrechend über Tische und Bänke. Während die beiden Kleinen, Liese und Lotte, immer zerschlagene Knie und zerkratzte Ellbogen hatten, blieb Janthe heil.

Liese und Lotte waren dick, blond und ganz gewöhnliche Kinder. Janthe hatte schlanke Glieder wie eine Wildkatze, braune Augen und dunkle Haare, auf denen im Sonnenschein goldige Reflexe schimmerten. Janthe begriff alles spielend leicht, Liese und Lotte lernten mit Mühe sehr wenig. Oft schaukelte Mademoiselle Marie die Kinder, bis sie kreischend vor Vergnügen in die Zweige der Bäume sausten.

Und eines Tages, um Janthe zu necken, die noch im Wege stand, rannte Mademoiselle Marie mit der Schaukel zurück und gab Liese und Lotte einen tüchtigen Stoß.

Das schwere, schwingende Brett traf Janthe mit voller Wucht gerade in den Rücken. Sie knickte zusammen — wie ein Taschenmesser.

Erschrocken stürzte die Bonne herzu, hob sie auf und wollte sie auf die Füße stellen; aber Janthe lag ihr ohnmächtig in den Armen.

Im ersten Zorn schickte man die Bonne fort, die das furchtbare Unglück verschuldet hatte. Sobald Janthe wieder sprechen konnte, nahm sie großmütig die Schuld auf sich und bettelte und weinte so lange, bis man ihre Marie wiederholte.

Marie war ihr Kindermädchen gewesen; sie wurde nun ihre Pflegerin.

Die Ärzte glaubten nicht, daß Janthe überhaupt leben bleiben konnte; sie sprachen es unter sich aus, daß sie es nicht einmal wünschten. Aber sie starb nicht. Geduldig ließ sie sich alles gefallen, womit man sie quälte, ohne ihr zu helfen. Endlich konstruierte ein geschickter Orthopäde eine Maschine, die es ihr wieder möglich machte, zu stehen und sich mit langsamen, halb kriechenden Schrittchen fortzubewegen. Aber man konnte ihr ihr gesundes Rückgrat nicht wiedergeben und der Entstellung des Gesichtes nicht Einhalt gebieten, die langsam und unaufhaltsam weiter schritt.

Nach und nach beruhigte sich in ihrer Familie der erste, wilde Schmerz, der diese Durchschnittsmenschen aus ihrer Behaglichkeit aufgerüttelt hatte; das tägliche Leben verschlang das große Gefühl, und es blieb nur das Mitleid, aus dem heraus man alle Wünsche Janthes befriedigte, und wenn sie noch so kostspielig waren.

Da die chemische Fabrik ihres Vaters sehr viel Geld abwarf, hatte man es ja auch dazu.

Man fand sich eben mit dem Unglück ab, da man es doch nicht aus der Welt schaffen konnte.

Als Liese und Lotte herangewachsen waren, war auch Janthe dem Alter nach noch ein junges Mädchen und dem Aussehen nach — niemand. Ein ungestaltetes Wesen, das die Bekannten mitleidig begrüßten, und vor

dem Fremde, selbst gut erzogene Leute, unwillkürlich schaudernd zurückwichen, wenn sie nicht vorbereitet worden waren.

Es war grausam zu lachen und zu tanzen, während Janthe als ein stillschweigender Vorwurf in ihrem Sessel hockte und zusah. Niemand sagte es ihr; aber sie empfand mit den geschärften Sinnen ihrer Krankheit, daß die Fröhlichkeit stieg, wenn sie die Gesellschaft verließ.

Es verletzte sie nicht einmal, denn sie fand es begreiflich. Rücksichtsvoll zog sie sich mit Marie in ihre eigenen Räume zurück und kam nur noch herunter, wenn sie wußte, daß ihre Familie allein war und sie niemand störte.

Das war nicht allzuoft der Fall.

Im Anfang forderte man sie auf, sich nicht so abzuschließen. Die Schwestern wollten sie holen, wenn man lebende Bilder stellte; die Eltern schickten zu ihr hinauf, wenn Musik gemacht werden sollte.

Janthe dankte mit einem Lächeln ihres verzerrten Mundes — und ging nicht.

Nach einiger Zeit überließ man sie sich selber, weil sie es so wollte, und weil es ja auch bequemer war. Da sie niemals geklagt hatte, nahm man an, daß sie ihr Unglück gar nicht so stark empfand.

Und Janthe baute sich schweigend aus den Trümmern ihres Lebens ein neues Leben auf.

Es hätte ja keinem einfallen können, Janthe als ein Weib zu nehmen. Während Liese und Lotte in ihrer blonden, gesunden Jugend keinen Augenblick ohne Aufsicht waren, hatte Janthe souveräne Freiheit. Niemand fand etwas dabei, daß sie zur Theestunde in ihrem Salon so viel Herren empfing, wie sie wollte.

Janthe hatte eine große Anzahl ergebener Freunde. Es waren Männer darunter, deren Namen in der Gelehrtenrepublik einen großen Klang hatten, und die Janthes feinen Geist wohl zu schätzen wußten. Einige davon kannten ihre Eltern kaum; sie suchten Janthe auf und verschmähten die laute Gastlichkeit in den unteren Räumen der Villa. Dazu hatte sie eine weite Korrespondenz mit Künstlern, denen sie einmal über eines ihrer Bücher geschrieben hatte, und die dann später den Gedankenaustausch mit ihr nicht wieder entbehren mochten.

Manchmal kamen auch Zugvögel in ihren Salon, junge, frische Burschen. Sie erzählten von den Ateliers in Paris und Rom und kramten vor Janthe ihre Mappen aus — selten vergeblich.

Wenn dann von Kunst gesprochen wurde und oft heftiger Streit entbrannte, dann wurden Janthes Augen immer tiefer und stetiger.

Die Krankheit hatte ihre Augen nicht zerstören können. Sie hatte den ruhigen Blick der alten Götter, die vor der Sonne nicht mit den Lidern zuckten. Sie hörte es nicht ungern, wenn man ihre Augen erwähnte. So ruhig sie ihr Aussehen ironisieren konnte, es war doch immer noch ein letzter Rest von Eitelkeit, der nicht getötet war. Und dann war ihr für ihr ästhetisches Gefühl ein Trost, daß doch nicht alles an ihr häßlich war.

Diese schönen Augen waren es, die durstig die Schönheit suchten mit einer Inbrunst, von deren Kraft Gesunde nichts ahnten.

* * *

Liese und Lotte verlobten sich am selben Tage mit zwei jungen Fabrikbesitzern, die beide Rudolf hießen. Um sie zu unterscheiden, nannte man Lottes Bräutigam Rudolf und Lieses Rudölfchen.

Die jungen Paare kamen Arm in Arm zu Janthe herauf, lachten, schwatzten, drückten sich verstohlen oder offen die Hände und sahen sich verliebt und glücklich an.

Janthes Lippen zuckten nicht angesichts des Glückes und der Verliebtheit ihrer Schwestern.

Sie beneidete Lotte nicht um Rudolf und Liese nicht um Rudölfchen. Es waren Männer nach dem Paßreglement: Mund, Nase, Kinn — alles gewöhnlich. Sie hatte ein gewisses, hochmütiges Mitleid mit der geringen Verfeinerung der beiden Mädchen und die größte Mühe, es ihnen nicht zu zeigen, wie wenig sie ihre Wahl begriff.

Rudolf und Rudölfchen fühlten sich in der nächsten Zeit verpflichtet, der armen Schwägerin häufig Gesellschaft zu leisten, um ihr Verwandtschaftsgefühl für die neue Familie zu beweisen.

Janthe stand sich sehr gut mit ihnen, weil sie sie verstand. Sie scheuten jede Tragik in

der Kunst, weil das Leben so sehr traurig sei. Sie gingen nur in Operetten oder in Charleys Tante, um einmal tüchtig zu lachen. Im übrigen hatten sie großes Interesse am Kurszettel und an Rennberichten und keine Ahnung von Linien, Farben oder Tönen. Dazu war Rudolf noch Amateurphotograph und zog immer mit seinem Kasten herum, und Rudölfchen bildete sich auf seine Gelegenheitsgedichte viel ein, die er sogar vor Janthe improvisierte.

Sonst liebten sie auch noch kräftige Anekdoten, die sie Janthe gern zum besten gaben, damit das arme Ding mal was Lustiges hörte.

Vor Janthe brauchte man sich ja nicht so in acht zu nehmen wie vor den beiden Bräuten. Sie fanden sich riesig aufopfernd und waren überzeugt, daß Janthe ein sehr dankbares Publikum sei.

Wenn sie gingen, war Janthe bis zur Ohnmacht entnervt, so hatte sie unter der Banalität von Rudolf und Rudölfchen gelitten.

Bei der Aussteuer zog man Janthe zu Rate, deren guter Geschmack als ein Dogma in der Familie verkündet wurde, obgleich ihn im stillen jeder schrullenhaft fand.

Janthe nahm an stundenlangen Beratungen teil; sie fuhr sogar selber mit in die Läden und wählte und stellte unermüdlich zusammen.

Aber die Mädchen waren auch darin hoffnungslos geschmacklos. Sie kauften hinter Janthes Rücken, was möglichst teuer und häßlich war; sie stellten billige Nippsachen auf, die der Einrichtung ins Gesicht schlugen; sie suchten Farben aus, die Janthes Harmoniegefühl widerstrebten, und Möbel in den gewöhnlichsten Linien.

Janthe gab es endlich auf und überließ Liese und Lotte ihrem Geschmack und Rudolf und Rudölfchen, die ganz dazu paßten.

Man fragte sie etwas zögernd, ob man für sie eine Loge in der Kirche reservieren sollte, und wen sie beim Hochzeitsdiner als Tischnachbarn haben wollte.

Sie schüttelte den Kopf und bat nur, die Schwestern möchten sie noch vor der Trauung besuchen.

Niemals wäre es ihr möglich gewesen, ihre Ungestalt in eine Freudenfeier zu mischen; aber es war noch etwas anderes dabei. Liebe war ihr zu irdisch, zu häßlich.

Sie konnte sich nicht vorstellen, daß Liebe Liebe adelt. Vergeblich bemühte sie sich, in eine gehobene Freudenstimmung zu kommen, wie sie die Situation der glücklichen Familie eigentlich erforderte. In einem gewissen inneren Schuldbewußtsein traf sie in der Stille ihre Vorbereitungen zum Hochzeitstage. Wenn sie nicht schön war, sie wollte die Neuvermählten wenigstens in Schönheit begrüßen.

Die standesamtliche Trauung fand in den Morgenstunden statt, und daran schloß sich ein Frühstück, das sehr lustig wurde und sich viel zu lange hinzog. Während Liese und Lotte sich bereits umkleideten, halfen die beiden Männer noch einer letzten Flasche Champagner den Hals brechen, im Vertrauen auf die kürzere Dauer ihrer Toilette.

Darüber war es spät geworden; sie mußten sich zuletzt sehr beeilen, weil die Wagen bereits vor der Thür standen.

Als sie fertig waren, hatten sie noch etwas rötere Köpfe, als sich für den Anlaß und die Stunde des Tages schickte.

Im Begriff einzusteigen, fiel den Eltern noch ein, daß die jungen Leute versprochen hatten, Janthe vor der Trauung Lebewohl zu sagen. Rudolf schlug vor, den Besuch bis zur Rückkehr zu lassen; aber Liese und Lotte rafften auf ein Machtwort der Mutter rasch ihre Kleider und stürmten die Treppe hinauf, während die Männer langsamer folgten und behaupteten, es sei nun nicht ihre Schuld, wenn man zu spät zur Kirche komme. Sie schwiegen erst, als sie in die Thür von Janthes Zimmer traten.

Janthe saß in ihrem Lehnstuhl. Sie hatte den braunen Kittel mit einem weißseidenen vertauscht und ein weißes Krepptuch über die spärlichen Haare und halb über das entstellte Gesicht gezogen.

Das grobe Licht des Tages war ausgeschlossen, und die bunten elektrischen Flämmchen brannten. Rosen standen in all den zarten Gläsern; Rosen hingen als Baldachin über der Thür; Rosen lagen dicht gestreut auf dem Teppich, und nur ein schmaler, freier Gang führte bis zu ihrem Sessel.

Liese und Lotte waren einige Augenblicke erstarrt. Dann stürzten sie mit ihren raschelnden, weißen Kleidern auf Janthe zu, knieten

vor ihr nieder und neigten ihre schleierbesteckten Köpfe auf die Hände ihrer Schwester.

Die Männer sahen sich unbehaglich an und wechselten fragende Blicke. Sie hatten mal in ihrer Jugend so was gelesen, wie Greise mit zitternden Händen segnen, und hatten bei diesem laut schluchzenden Gewirr von Schleiern und Schleppen das dumpfe Gefühl, das wäre so eine Scene. Sie waren unsicher, ob sie nun auch herantreten und sich segnen lassen müßten.

Rudölfchen machte sogar eine Anstrengung dazu; er ging auf den Fußspitzen heran und knickte schon mit dem einen Bein zusammen, als ihn ein Blick aus Janthes Augen traf. Sein Knie straffte sich wieder; er räusperte sich und fühlte sich mit einem Male sehr heiß in seinem steifen Kragen, und es kam ihm zum Bewußtsein, daß er reichlich rot aussehen mußte.

Rudolf war etwas mehr auf der Höhe der Situation; er wartete, bis sich aus dem weißen Gewirr wieder ein Kopf erhob. Dann ging er in würdiger Gerührtheit auf die Gruppe zu, auf Rosen, die seine Lackschuhe zertraten, half den jungen Frauen aufstehen und beugte sich, einen ungeschickten Dank murmelnd, über Janthes Hand.

Rudolf und Rudölfchen gestanden sich während des Diners zwischen Fisch und Braten, daß bürgerliche und kirchliche Ceremonien ja für jeden ungeübten Junggesellen etwas schwierig wären, daß aber die schwierigste Situation die in Janthes Zimmer gewesen sei.

Sie waren ganz einer Meinung, daß sich Janthe die Kosten für die theatralische Scene lieber hätte sparen sollen.

Zum erstenmal begegneten sie sich darin im Geiste mit Janthe. Während der Hochzeitstrubel zu ihr heraufschallte, sah sie immer noch Rudölfchen, wie er das Knie hatte beugen wollen und dann in hoffnungslos ungeschickter Haltung stehen geblieben war. Sie sah Rudolf, wie er mit plumpen Füßen die Rosen zertrat. Sie sah noch die weinroten Gesichter und die anachronistischen Myrtensträußchen in den aufgetrennten Knopflöchern.

Sie begriff vollkommen, daß die Schwestern so heiße Thränen geweint hatten.

Janthe dachte sich ihre Seelen wie die zertretenen Rosen, und sie zitterte im Fieber vor Mitleid mit den armen, dummen Kindern, die ihren Irrtum so früh und doch zu spät eingesehen hatten.

Unten sang man: hoch soll'n sie leben und rief hurra! Oben stellte sich Janthe vor, wie schrecklich Liese und Lotte wohl leiden müßten, die gezwungen waren, dazu noch fröhliche Gesichter zu machen.

Als das Haus unter den Tritten der Tanzenden zu schüttern anfing, schickte sie ihre Marie herunter, um nach den Bräuten zu sehen.

Marie blieb sehr lange fort. Erst spät in der Nacht kam sie wieder und berichtete, daß Liese und Lotte noch tanzten, obgleich die Schleier schon ganz zerrissen von ihren Köpfen herabhingen und die langen Schleppen sie hinderten.

Unglückliche Kinder, dachte Janthe schmerzlich und legte ihren Kopf wieder in die Kissen.

Aber während sie schlaflos dalag, wurde es ihr langsam klar, daß sie Liese und Lotte nur einmal wieder zu hoch gewertet hatte, und daß sie sich gewiß aus reiner Lust am Tanzen nicht trennen konnten.

Zuletzt hatte sie nur noch den einzigen Wunsch, der Lärm möchte endlich aufhören und der Rosengeruch aus ihren Zimmern ziehen, der trotz der kühlen Nachtluft nicht zu vertreiben war.

Außerdem hatte man auch im Tanzsaal die Fenster geöffnet, und das Orchester spielte um so falscher, je später es wurde.

Nervöse Pein — das war Janthes einziges Leid bei der Hochzeit ihrer Schwestern.

Ihr Grauen vor irdischer Liebe wuchs im Laufe des nächsten Jahres beträchtlich. Sie begriff nicht, daß Liese freudig von dem Kommenden sprach und daß Lotte die Schwester noch dazu darum beneidete.

Die Geburt eines kleinen Neffen war für Janthe die Erlösung von angstvoller Erwartung; aber sie bereitete ihr keine Freude. Sie war nur traurig, daß man den Jungen ebenfalls Rudolf nannte, damit dieser Name doch ja nicht in der Familie aussterben konnte, die im übrigen gar keine Traditionen zu wahren hatte. Der Unterscheidung wegen wollte man aus Rudolf Rudi machen, und damit fand man, daß man seinen Geist genügend angestrengt hatte.

Janthe hatte nicht die geringste Sehnsucht, den kleinen Rudi zu sehen. Dennoch sagte sie sich, daß es Liese kränken würde, wenn sie so wenig Teilnahme zeigte, und nur deshalb ließ sie sich die Treppen zur Wohnung ihrer Schwester hinauftragen.

Das war ihr entsetzlich, weil sie der Diener mit seinen plumpen Armen umfassen mußte; außerdem that ihr sein fester Griff weh, und sie mochte es dem Manne nicht sagen, der unter ihrer Last mühsam die Stufen hinaufkeuchte.

Die Wärterin brachte ein eingehülltes Bündel in den Salon, das Rudölfchen als glücklicher Vater der Frau abnahm und stolz Janthe auf die Knie legte.

Janthe hob vorsichtig das Tuch.

Sie fand Rudi abschreckend häßlich mit seinem braunroten Gesichtchen und den wolligen Haaren. Nur um das nicht zu zeigen, strich sie behutsam über das Köpfchen, das auf ihrem Schoß ruhte.

Es durchzuckte sie wie ein elektrischer Schlag, als sie das junge Leben unter der weichen Hirnschale pulsieren fühlte.

Rudi griff mit seinen Ärmchen um sich herum und packte zufällig einen Finger Janthes, den er festhielt.

Janthe wagte sich nicht zu rühren; sie wagte kaum zu atmen. Ein unendlicher Strom nie geahnter Zärtlichkeit durchflutete sie; sie hätte Rudi hochheben und an sich pressen mögen.

Aber sie that es nicht, weil sie wußte, daß ihre Arme zu schwach dazu waren.

Mühsam, unendlich mühsam beugte sie sich und preßte einen langen, durstigen Kuß auf die kleine Stirn.

Dann winkte sie der Wärterin, ihr das Kind abzunehmen, gab Rudölfchen still die Hand und ließ sich wieder in ihren Wagen tragen. Sie bemitleidete Liese nie wieder.

Jeden Tag kam sie. Die unästhetischen Details einer Kleinkinderstube verletzten sie nicht im geringsten; sie war höchst eifrig in allen Beratungen über Windel und Milchflaschen, las dicke Bücher und gab gute Ratschläge.

Rudölfchen fand, daß seine Schwägerin trotz ihrer Wunderlichkeiten doch eigentlich eine ganz vernünftige Person sei, so daß er sich zuletzt sogar an ihren Anblick gewöhnt hatte.

Darin war Janthe ganz anderer Meinung. Sie gewöhnte sich durchaus nicht an die robuste Mittelmäßigkeit von Rudölfchen und wählte zu ihren Besuchen möglichst die Stunden, wo sie sicher war, ihn nicht zu treffen.

Dann wurde ihr Rudi zu einer langen Sommerreise entführt. Liese mußte ihr fest versprechen, jeden Tag wenigstens eine Karte über Rudis Befinden zu schreiben. Janthe war glücklich, als ihr nach einigen Monaten berichtet wurde, daß Rudi ein kräftiger kleiner Kerl geworden sei, der schon aufrecht sitzen konnte.

Schon Tage vorher, ehe er wiederkam, kaufte Janthe die allerschönsten Musikklappern.

Als jemand bei ihren Theeabenden von einem neuentdeckten, aber bestrittenen Rembrandt erzählte, ließ es sie ganz gleichgültig. Die große Frage, ob Rudi sich über die Klappern freuen würde, war ihr im stillen viel wichtiger als der ganze Rembrandtstreit.

Endlich wurde ihr Rudi hereingebracht und ihr für einige Minuten allein übergeben, da das Mädchen irgend etwas Wichtiges im Wagen hatte liegen lassen.

Zitternd hielt Janthe Rudi auf den Knien, redete ihn mit den zärtlichsten Kosenamen an und küßte seine fleischigen Händchen.

Rudi sah sie starr an; die großen Kinderaugen wurden immer größer; sein Mund verzog sich zu einem kläglichen Schüppchen, und plötzlich warf er sich in ihren Armen zurück, strampelnd, schreiend, während dicke Thränen aus seinen zusammengepreßten Lidern hervordrangen.

In Todesangst, daß der Kleine aus ihren schwachen Armen rollen könnte, hielt ihn Janthe. Als Marie erschreckt hereinstürzte, fand sie Rudi blaurot vor Schreien und Janthe totenblaß einer Ohnmacht nahe.

Er — er schreit, weil er mich nicht mehr kennt, stammelte Janthe.

Aber Rudi streckte Marie, die er auch nicht besser kannte, die Hände entgegen und ließ sich auf den Arm nehmen. Das große, klägliche Kinderschluchzen beruhigte sich langsam, während Marie ihn tändelnd an das Fenster trug.

Noch wollte es Janthe nicht glauben. Sie ging langsam heran, bewaffnet mit den kostbaren Musikklappern, die sie schmeichelnd

tanzen ließ. Rudi griff danach, dann sahen seine großen Augen furchtsam auf Janthe herab, er wandte das Köpfchen, und sein Mund verzog sich zu dem unheilverkündenden Schüppchen.

„Bring ihn fort," schrie Janthe hastig, „bring ihn fort!"

Regungslos saß sie dann viele Stunden lang.

Sie war fest überzeugt, daß Rudi sie wirklich gesehen hatte, so wie sie war, und in seinem naiven Schönheitsgefühl sich vor ihr entsetzt hatte. Wäre es nur die fremde Gestalt gewesen, er hätte sich ja nicht auf Maries Arm sofort beruhigt. Sie wußte, daß man ihn zwingen konnte, sich an sie zu gewöhnen, und daß man ihm damit Schmerz bereiten würde. Aber lieber wollte sie selber leiden, als daß sie das dumme kleine Kindchen quälen ließ.

Regungslos — viele Stunden lang.

Dann hatte sie es niederkämpft.

Aber ihr Herz an ein Kind zu hängen, das sich schaudernd von ihr abwandte, sobald es sehen gelernt hatte — das konnte sie nicht noch einmal ertragen.

* *
*

Die Familienereignisse wiederholten sich in den nächsten Jahren so häufig, daß sie in den beteiligten Haushaltungen eher lange als fröhliche Gesichter hervorriefen.

Niemals wieder hatte Janthe eines der winzigen Geschöpfchen auf dem Schoß gehalten. Sie ging nicht hin — das hätte man ja verstanden. Aber sie erlaubte auch nicht, daß man die Kinder zu ihr brachte — und das verstand man nicht.

Lotte und Liese nahmen es ihr tödlich übel. Ihre kleinen Seelen konnten die stille Größe von Janthes Opfer weder erraten noch würdigen.

Kinderlärm mache ihr Kopfschmerzen, erklärte Janthe auf alle versteckten und offenen Vorwürfe. Aber als sie sich eines Tages an ihren Zimmern Doppelthüren anbringen ließ, um das Getrappel der kleinen Füßchen auf den Treppen und Korridoren nicht zu hören, waren Liese und Lotte so ärgerlich, daß sie ihre Schwester nicht mehr wie früher besuchten, wenn sie in die elterliche Villa kamen. Sie behaupteten, Janthe würde so egoistisch, daß man es zuletzt nicht einmal mehr mit ihrem Leiden entschuldigen und deshalb ertragen könne.

Die egoistische Janthe stand häufig hinter den Gardinen und spähte ungesehen in den Garten, wo weiße Kleidchen und blonde Haare zwischen den Gebüschen schimmerten. Mit beiden Händen hatte sie sich in die Falten der Vorhänge geklammert, und ihr Körperchen bebte vor Sehnsucht.

Wenn die wilde Jagd im Garten gar zu toll wurde, hörte sie manchmal Lieses oder Lottes scharfe Stimme, die befahlen; die Kinder sollten ruhig sein, damit Tante Janthe keine Kopfschmerzen bekäme.

Oder sie drohten, Tante Janthe würde mit dem Stock herunterkommen.

Großmütig schwieg Janthe dazu.

Aber sie wurde in ihrer Familie immer einsamer. Auch ihre Eltern liebten das lustige Treiben der Enkel mehr als die Stille in Janthes Räumen.

Zuletzt fand sie sich auch damit ab.

Nur ihr Schönheitskultus wurde fanatischer. Sie liebte noch jetzt das Schlanke, Zarte, aber es mußte das Herbe erraten lassen. Ihr Ideal änderte sich. Sie begeisterte sich für das Quattrocento und für Botticelli. Sie verabschiedete ihre Klavierspielerin, weil ihr der Anschlag zu weich war, und verbannte einen Teppich, als sie einen Fehler im Muster entdeckte.

Ihr Salon hatte eine gewisse Berühmtheit erlangt. Oft sagte man, daß nur bei Janthe noch geistreich geplaudert würde. Die Theestunden dehnten sich länger aus; man suchte eifrig die Ehre, bei ihr eingeführt zu werden, um so mehr, weil man wußte, daß sie sehr wählerisch war.

Aus dem Zimmer der kleinen Verwachsenen ging manche künstlerische Anregung aus, die lange nachhielt. Philosophische Probleme wurden in ihrer Gegenwart gründlich behandelt und konnten es werden, da sie den Mut hatte, alle Gedanken bis zu Ende zu denken oder zu hören, wenn man sie bis zu Ende dachte.

Einmal nannte sie jemand eine Künstlerin im Genießen, eine Philosophin im Denken und noch dazu die einzige, wahrhaft frei gewordene Frau, die er kannte.

Janthe verstand nicht, daß ihre Freiheit etwas Außergewöhnliches war; ja, sie kannte nicht einmal den ganzen Umfang ihrer Freiheit, weil sie oft Worte sagte und hörte, mit denen sie gar keinen Begriff verband.

Ihre Seele war absolut rein geblieben.

Was sie auch gelesen hatte, und sie hatte alles gelesen, es hatte ihr keinen Schauer ins Blut gejagt; sie nahm es auf als eine wissenschaftliche Thatsache, nur mit Ekel, weil sie es unschön fand.

Wohl hatte sie es als eine Entbehrung empfunden, nicht Mutter zu sein; aber sie hatte nie gewünscht, ein Weib zu sein.

Und doch litt sie schwer darunter, ein Krüppel und ein Weib zu sein.

* * *

Seit Monaten berichteten die Zeitungen von dem bevorstehenden Gastspiel Giovanni Serras.

Einer von ihren Freunden, der den großen italienischen Tragöden bereits in Rom und Neapel gesehen hatte, sagte ihr, daß sie entschieden ihrer Theaterfeindlichkeit für diese Gelegenheit untreu werden müsse.

Janthe schüttelte den Kopf.

Giovanni Serra wollte mit einer deutschen Truppe gastieren. Das erschien ihr so grob unkünstlerisch, daß es allein schon für sie genügte, ihn nicht zu sehen.

Sie ließ sich dann von Serras Auftreten erzählen, las alle Kritiken, aber sie widerstand der immer größer werdenden Versuchung. Was sie hörte, was sie von ihm las, das machte verwandte Saiten in ihrem Inneren erklingen.

Aber als ihre besten Freunde, auf deren Urteil sie sich unbedingt verlassen konnte, begeistert und erschüttert waren, als sie Giovanni Serra einzig nannten und einen wirklichen Künstler, da bewies sie ihnen in ihrer geistreichsten Art, daß sie an ihrer letzten verlorenen Illusion schuld sein würden, und ging am nächsten Abend, ihn als Romeo zu sehen.

Ging — das hieß für sie, schon lange vor Anfang ins Theater fahren, um den mitleidig entsetzten Blicken zu entgehen, denen gegenüber sie oft ihre ganze Standhaftigkeit verließ, dann im Hintergrund der Loge warten, bis das Licht abgedreht wurde, und endlich mühsam mit Hilfe ihrer getreuen Marie auf einen Sessel zu klettern, der durch weiche Kissen erhöht und erträglich gemacht worden war.

Janthe hob das Opernglas, als Serra auftrat, und war enttäuscht.

Er war ein häßlicher Romeo.

Es war eine Häßlichkeit, die voller schwermütiger Anmut war. Und diese schwermütige Anmut fing langsam an, sie zu entzücken. Bis sie die nächtliche Liebesscene mit fortriß.

Serra war ein großer Künstler, und deshalb war er kühn. Er wagte eine Leidenschaft, die wie ein heißer Wüstensturm alle Konvention verbrannte.

Auf dem Theater lag die Stille einer großen Offenbarung.

Janthe hatte längst das Glas aus den zitternden Händen sinken lassen; ihr Herz hämmerte wild in der eingepreßten Brust. Seine Häßlichkeit sah sie nicht mehr; sie hörte auch nicht mehr die Verschiedenheit der Sprache; Serras Stimme allein füllte machtvoll den Raum — machtvoll, schwermütig und hinreißend.

Als der Vorhang sich senkte, erhob sich ein rasender Beifallssturm.

Serra erschien. Ernst und still, die Hand leicht auf die Brust gelegt, kaum durch eine Verbeugung dankend, stand er vor der klatschenden, jubelnden Menge, während in seinen Augen noch der verträumte Glanz der großen Scene lag.

Janthe war totenbleich. Sie wußte, daß sie ihr Schicksal kennen gelernt hatte.

Sie wußte, daß sie Giovanni Serra liebte.

* * *

Diese Liebe war furchtbar. Sie durchrüttelte Janthe bis in Tiefen ihrer Seele, von denen sie nichts geahnt hatte. In wenigen Stunden war ihre ganze Lebensresignation hinweggeweht wie ein Haufen welker Blätter.

Zum erstenmal bäumte sich Janthe in einem gewaltigen inneren Ringen gegen ihr Unglück auf.

Sie versuchte es aus ihrem Herzen zu reißen, indem sie es laut bekannte. Sie

ironisierte sich vor ihren Freunden. Sie habe sich gleich am ersten Abend in Serra verliebt, wie ein sechzehnjähriges Mädchen, einfach in ein Romeo-Wams und in seidene Tricots.

Ihre Freunde verstanden den bitteren Ernst nicht, sie triumphierten, daß sie recht gehabt hätten, und daß Janthe nicht um eine Illusion ärmer geworden sei.

Man sprach viel von ihm, und jedesmal fühlte Janthe einen stechenden Schmerz, wenn sein Name genannt wurde. Später erzählte einer, daß „Romeo" im bürgerlichen Leben siebenfacher Vater sei und dabei keinem Abenteuer aus dem Wege gehe.

Janthe sah mit starren Augen ins Leere. Das war alles so gleichgültig; es hatte ja nichts mit ihrem Verstande zu thun, daß sie ihn liebte, und deshalb war es um so schrecklicher.

Sie hoffte, die Krankheit mit demselben Gift zu töten, das sie hervorgerufen, und ging in den Kean, weil sie das Stück haßte. Sie wollte sich beweisen, daß Serra ja weiter nichts als ein geschickter Komödiant sei. Aber Serra war ein königlicher Clown, so souverän großartig, so übermütig, so kraftvoll, daß sie noch tiefer getroffen wieder heimkehrte.

Da gab sie es auf, gegen ihr Verhängnis anzukämpfen.

Was für gesunde Mädchen ihres Alters eine ganz gewöhnliche Schauspielerschwärmerei geworden wäre, das wurde für sie die große Liebe ihres Lebens, die Leidenschaft. Sie wurde eitel. Jeden Abend, ehe sie ins Theater fuhr, mußte Marie aus dem dünnen Haar eine Art Frisur aufstecken, und Janthe hielt geduldig still, obgleich es sie rasend nervös machte und jede Haarnadel sie quälte. Marie änderte in Eile die weiße Spitzenkutte, die Janthe nur einmal am Hochzeitstag ihrer Schwestern getragen hatte, und die ihr nicht mehr paßte, weil ihr Leiden unterdessen weiter fortgeschritten war.

Janthe fehlte in keiner Vorstellung.

Abend für Abend saß die seltsame, weiße Gestalt auf ihrem Logenplatz, und aus dieser Loge wurden Serra Blumenkörbe geschickt in Farben und Kombinationen, die mitten im Beifallssturm ein bewunderndes Murmeln hervorriefen. Diese Blumen kosteten ein kleines Vermögen; sie sandte sie auf die Bühne mit Briefen, die sie nur mit ihrem Vornamen unterzeichnete, und in denen sie von dem Eindruck sprach, den seine letzte Rolle auf sie gemacht hatte — kleine kritische Abhandlungen voller Geist und Verve, aber ganz unpersönlich.

Ihre Menschenscheu hatte sie ganz vergessen. Sie verließ in den Zwischenakten ihren Platz nicht mehr; sie wußte und dachte nichts anderes als Serra. Keine Sekunde wollte sie verlieren, wenn er noch vor dem Vorhang stand, um für den Beifall zu danken.

Nie lächelte er dabei; stumm verbeugte er sich, nur sehr wenig, etwas müde, abwehrend.

Janthe liebte ihn auch dafür, daß er nicht lächelte. Sie liebte ihn für die Bewunderung, die er hervorrief; sie war stolz auf seine Macht, mit der er sie unterjocht hatte — und nicht sie allein.

Jeden Abend saß in der Nebenloge eine junge Frau, die Janthe dem Namen nach kannte. Sie war so schön, daß sich in den Zwischenakten alle Gläser auf sie richteten, und so an diese Bewunderung gewöhnt, daß sie sie ohne ein Zucken der Wimpern ertrug. Sie war für die Unempfindlichkeit berühmt, mit der sie jede Huldigung entgegennahm, obgleich jeder wußte, daß sie unglücklich verheiratet war.

Janthe sah, daß die schöne Frau an demselben Leiden krankte. Lässig saß sie da, müde und gelangweilt, während hinter ihrem Stuhl eine Reihe eleganter Herren auf ein gnädiges Lächeln ihres Mundes harrte. Aber sobald der Vorhang sich hob und Serra die Bühne betrat, zuckte eine Flamme in ihren kalten Augen auf; sie beugte sich rücksichtslos vor; ihre Brust flog, und die weißen Zähne schimmerten hinter den schmerzlich verzogenen Lippen.

Und in solchen Augenblicken sagte sich Janthe mit wilder Genugthuung, daß die schöne Frau nicht glücklicher war als sie selber.

Eines Abends, als der Diener Serra einen Orchideenkorb überreichte, legte Serra den Arm leicht auf den hohen Griff, sein Blick überflog die beiden kleinen Logen dicht an der Bühne, und er verbeugte sich leicht, unmerklich für alle, nur nicht für Janthe.

Sie erschrak. Vielleicht hatte sie das Geheimnis nicht genug dadurch bewahrt, daß sie ihre kurzen Briefe mit ihrem Vornamen unterzeichnet hatte. Das war eine Spur, der er leicht folgen konnte, wenn er wollte.

Aber wenn er durch den Logenschließer ihren Platz erfahren, wenn er sie wirklich gesehen hatte, dann —

Dann wußte er, daß diese Janthe ein armer Krüppel war, und das sollte er gerade nicht wissen. Er sollte nur eine Janthe kennen, die seine Kunst verstand, eine Janthe, die er sich denken konnte, wie er wollte, und die er sich vielleicht jung und schön vorstellte, und die deshalb einen Augenblick seine Phantasie beschäftigte.

* *
*

Madame!

Eine Dame, deren Name so schön ist wie eine Blume, sendet mir Blumen, zu reich für meine arme Kunst. Jeden Abend habe ich die Freude gehabt, durch das indiskrete Loch im Vorhang jene Dame zu sehen, deren ungewöhnlicher Geist mir durch kleine Billets bekannt ist, mit denen sie die Gnade hatte, mich zu beehren.

Bin ich zu indiskret, Madame, wenn ich wage zu bitten, Ihnen meinen Dank zu Füßen legen zu dürfen?

Mit der tiefsten Huldigung Ihr ergebenster
Giovanni Serra.

Janthes Herz klopfte zum Zerspringen, und sie ließ den Brief sinken. Ihn bei sich zu sehen, es ihm sagen zu können, wie sehr sie seine Kunst bewunderte und verstand, das war ein Glück so unmöglich, so unsinnig, daß sie nicht daran glauben konnte.

Ihr erster Gedanke war, es habe sich jemand, der ihre wahnsinnige Liebe erraten hatte, einen bösen Scherz mit ihr erlaubt. Aber dann sagte sie sich, daß niemand von den Blumen und Briefen wußte außer Serra und ihr selber. Und wenn er den Wunsch äußerte, sie kennen zu lernen, trotzdem er sie gesehen hatte — so war er eben als Mensch so groß wie als Künstler.

Sie schrieb ihm, daß ihr sein Besuch jederzeit willkommen sei, da sie nur ihr Haus verlasse, um in seine Vorstellungen zu fahren. Zwei Tage lang erwartete sie ihn in einem Fieber, das sie fast verzehrte.

Die Angst vor diesem Zusammentreffen hatte sie ergriffen; hundertmal war sie im Begriff, den Befehl zu geben, ihn abzuweisen, wenn er käme, und ebenso oft fand sie nicht den Mut dazu. Dann machte sie Pläne, wie sie ihre unglückselige Gestalt so verhüllen könnte, daß er nichts davon gewahr wurde, und im nächsten Augenblick war sie um so verzweifelter, weil sie wußte, daß das unmöglich war.

Endlich klammerte sie sich an ihre Plauderkunst fest, die alle ihre Freunde bewunderten. Sie hatte sie nie selber geschätzt; aber wenn sie ihr das verschaffte, Serra eine halbe Stunde zu fesseln, so wollte sie ihrem Talent dankbar sein.

Am dritten Tage, spät am Abend, brachte ihr Marie seine Karte. Janthe hatte ihn nicht mehr erwartet; in ihrem braunen Kittel lag sie in einem der Schmerzensanfälle ihrer Krankheit, von Kissen getragen und gestützt, auf der Chaiselongue ihres Schlafzimmers. Hastig befahl sie, ihn in den Salon zu führen.

Marie warf ihr rasch noch die weiße Kutte über; Janthe zog sich selber das Spitzentuch um den Kopf und verhüllte das entstellte Kinn, dann ging sie in ihrem mühsamen Schleichen hinüber.

Als die Ringe leise an den Portieren klangen, wandte er sich nach der Thür und trat mit einem höflichen Lächeln einige Schritte vor. Mit einem Male verzerrte sich sein Gesicht vor Schrecken, und er wich unwillkürlich zurück. Er faßte sich freilich sofort und verbeugte sich stumm.

Janthe deutete zitternd auf einen Stuhl. Sie hatte es bemerkt — und verstanden. Vielleicht aber hatte er sie „durch das indiskrete Loch im Vorhang“ nicht genau gesehen, und sie entschuldigte ihn.

Auch ihrer Plauderkunst hatte sie zu viel zugetraut. Serra blieb zerstreut; er gab nur halbe Antworten, und seine Augen irrten, sie scheu vermeidend, ungeduldig nach der Thür.

Zuletzt sprach Janthe ganz allein. Sie wußte, daß sie noch nie so geistreich gewesen war; die Gedanken strömten ihr zu, und es fehlte ihr kein Wort.

Auch in dem prosaischen Rock und der bunten Krawatte, auch schweigend, war er noch immer Giovanni Serra, der sich durch seine ästhetische Häßlichkeit in ihr Herz und ihre Sinne geschmeichelt hatte.

Die Minuten dehnten sich zu Viertelstunden, zu Ewigkeiten des Glückes für Janthe.

Plötzlich hob Serra den Kopf und sah Janthe zum erstenmal gerade an.

„Madame — kommt nicht?“

Janthe verstand ihn nicht.

„Madame,“ sagte er ungeduldig, „Madame, welche die Güte hatte, mir zu erlauben, daß ich ihr für ihre Blumen danke.“

Ein eisiger Schrecken durchrieselte Janthe.

„Sie haben an mich geschrieben,“ sagte sie leise.

„A vous, madame?“

Es zuckte über seine scharfen Züge, aber er nahm sich rasch zusammen. Dann dankte er in einem Überschwall von Worten, zu tönend, um aufrichtig zu sein, sprach noch von dem vorzüglichen Berliner Publikum einige ganz banale Worte, griff nach seinem Hute und nahm Abschied.

Janthes kalte Finger lagen einen Augenblick in seiner Hand; er ließ sie wieder gleiten, ohne sie gedrückt zu haben. Tief verbeugte er sich, Janthe sah mit brennenden Augen ihm nach, während er ging. An der Thür verbeugte er sich noch einmal, Janthe lächelte verzerrt —

Und war allein. —

Sie grübelte und grübelte und konnte es nicht begreifen. Daß sie diesen Besuch einem Mißverständnis verdankte, war ihr klar; aber wie war es entstanden?

Sie verstand es am nächsten Abend.

Mitten in den Beifallssturm, in Blumen und Kränze hinein, flatterte eine einzelne, glutrote Rose.

An der Logenbrüstung stand die schöne Frau, den Kopf zurückgebogen mit eigentümlichem Lächeln, während die Hand noch schlaff herabhing, die eben kühn die einzelne Rose hinuntergeschleudert hatte.

Das Beispiel fand rasche Nachahmung; von allen Seiten flog ein Blumenschauer auf die Bühne.

Serra beugte sich und hob wie zufällig die glutrote Rose auf, die er mit einer unendlich anmutigen Bewegung an die Lippen zog. Dabei zuckte sein Blick nach den beiden kleinen Logen hinauf, und er lächelte.

Janthe hatte das Mißverständnis begriffen, an dem ein ungeschickter Theaterdiener und Serras Unkenntnis des Deutschen schuld waren. Sie wußte jetzt, weshalb er ihre Unterhaltung mit schlecht verhehlter Ungeduld ertrug, immer wartend, daß die Thür aufgehen und die schöne Frau eintreten würde.

Es war die Demütigung ihrer Häßlichkeit, die Demütigung des Weibes, das sich vor dem Manne lächerlich gemacht hat, den es liebt.

Die junge Frau stand im ruhigen Triumph ihrer Schönheit noch an der Logenbrüstung. Dann, als sich der eiserne Vorhang hob, ließ sie sich in lässiger Anmut einen Mantel um die nackten Schultern legen und ging mit leisem Rascheln der Kleider hinaus.

Janthe blieb.

Plötzlich lachte sie auf.

Es kam ihr mit einem Male so grotesk vor, daß sie da noch in dem verdunkelten Hause auf ihrem Stuhl hockte und mit heißen Augen auf die Wand starrte, hinter der sie ihn wußte.

Das war sie — Janthe, der die Liebe ihrer gesunden Schwestern zu häßlich gewesen war, das war Janthe, die man eine Philosophin im Denken, eine Künstlerin im Genießen und das einzige, wahrhaft frei gewordene Weib genannt hatte!

Sie hatte die Sklaverei dieser Liebe ertragen, solange sie sie noch tragisch fand; sie konnte es nicht ertragen, daß sie komisch war.

— — — — — — — — — — — — —

Und doch war Janthes Gesicht unendlich tragisch, als es auf dem weißen Kissen des Sarges lag, während alles rings um die stumme Gestalt die Sprache jener Schönheit redete, um die ein schwingendes Brett sie betrogen hatte.

Fassade der Certosa bei Pavia.

Die Wand und ihre künstlerische Behandlung.

Von

Oskar Bie.

II.

(Nachdruck ist untersagt.)

Die Anschauung der Wand hatte sich schon durch die römische Architektur gründlich verändert. In den großen Thermen sah man Riesenpfeiler, die Riesenbogen begrenzten und Riesengewölbe trugen. Im Pantheon hatte man ein richtiges Strebesystem, nur nach innen hinein genommen. Man ging bis zum Problem der Kreiskuppel auf dem Quadrat, das schließlich in der Sophienkirche gelöst wurde. Da war vom alten konsistenten Mauercharakter nicht viel übrig geblieben. Durch solche konstruktive Aufgaben hatte man gefunden, daß es nur weniger stark betonter Funktionen bedurfte, um ein Dach zu halten. Das Halten des Daches wurde mehr und mehr das letzte Ziel. Die baulichen Interessen gingen in die Höhe — das Aufeinandersetzen von Steinen, das der griechische Tempel zeigt, wich einem technisch erprobten Gerüstbau, der ein statisches Problem durchführte. Die Mauer verschwindet an Bedeutung vor dem Pfeiler, der das wichtige tragende Stück dieser Mauer darstellt. Die Mauer wird allmählich eine Füllung, und ihre Dekoration bestimmt sich danach.

Die allgemeine römische Erbschaft erhielt sich notdürftig in dem sogenannten romanischen Stil, den jedes Volk nach seiner Art benutzt und ornamentiert. Im dreizehnten Jahrhundert beginnen aber im Norden wie im Süden die eigenen Regungen. Der Nor-

den findet das gotische System, der Süden die Renaissance. Diese Stile wurden Rassenverschiedenheiten. Zwar wirkte die Gotik auch nach dem Süden und die Renaissance nach dem Norden, aber beide verloren außerhalb der Heimat ihren wesentlichen Charakter. Die Gotik wurde der nackteste Ausdruck des mittelalterlichen konstruktiven Gedankens, hier wurde aus dem Motiv des Stützens alles herausgeholt, selbst die Ornamentik, die sogar — nicht mehr mit der Schüchternheit des romanischen Stils — nach außen übertragen wird. Es wurde eine Kunst des Überlegens und Berechnens, ins Märchenkleid gehüllt. Die südliche Renaissance ist sofort südliche Anschauungssache: Berechnung aus dem Gesicht heraus und festliche Schmuckfreudigkeit.

Die gotische Stimmung war nicht geeignet, ein neues großes System der Dekoration hervorzubringen. Die spielerischen bunten Dinge der romanischen Zeit, ein Bemalen und Schmücken im Charakter des Geschmackes, den die Miniaturkunst gebildet hatte, werden fortgeführt, soweit das bauliche Gerüst Platz läßt und die Motive nicht einfach aus dem Apparat gotischer Formen bestritten werden. Die einzigen großen Flächenwirkungen sind die bemalten Fenster, die für den Charakter gotischer Wandwirkungen so wichtig sind wie die Spiegel für das Rokoko. Die Füllungen, nun so gewaltig zwischen diesen Riesenpfeilern, werden in den Fenstern zu leuchtenden, transparenten Bildern und Mustern, die das Konstruktive in schönster nordischer Manier auf das Märchenhafte durchbilden. Das ist ein Schmuck *statt* der Wand. Der Schmuck auf der Wand entwickelt sich wunderbar reich im Süden.

Die Renaissance bietet Flächen. Ihre Konstruktivität tritt nicht so nackt auf wie die gotische. Sie wird nach südlicher Art sofort durch ein üppiges übergelegtes Ornament besänftigt. Der Südländer empfindet schmuckfreudig und liebt die Fläche, um auf ihr mit seiner Phantasie zu tanzen. Vor allen anderen Dingen *sieht* er in der bil-

Palazzo Pitti in Florenz.

denden Kunst. Er sieht Formen und Proportionen und Umrahmungen. Schon ein griechischer Tempel gegen einen ägyptischen war „gesehen“. Die Hellenisten und Römer sahen noch schärfer und begrenzter. Die Renaissancekünstler steigern es wieder um eine Stufe, es muß sich alles darbieten, wie es in allen ihren Künsten der Fall war, eine Fassadenkunst, eine Festdekoration, eine Gesellschaftsform interessiert sie — sie bringen zum erstenmal das Gleichmaß in die sichtbaren Dinge, das seitdem europäisches Gemeingut geworden ist. Man weiß, wie wunderbar Jakob Burckhardt, dieser unersetzliche Forscher und Empfinder, die Kultur der Renaissance auf diesen Punkt angesehen hat. Man kann nichts Besseres thun, als in seinen Büchern die Menschen der Renaissance zu verfolgen, wie sie in ihren vielen kleinen Residenzen am Werk sind, die transalpine Anschauung, die Jahrhunderte beherrscht hat, zu begründen: wie ihnen auf einmal das System des Schmuckes, der Front, der Perspektive, der geselligen und persönlichen Schönheit aufgeht.

Der Baumeister einer alten gotischen Kirche hatte wenig Fassadengefühl. Er geniert sich nicht, das nackte Strebegerüst draußen sehen zu lassen und bauliche Motive einfach zu Ornamenten umzumodeln. Ein volles Fassadengefühl zeigt erst der Italiener, der das Äußere des Palazzo nicht mehr nach dem Inneren dekoriert, sondern als schönes Schaustück durchführt, ganz unabhängig. Im Altertum sind die ersten Ansätze für dieses Fassadenorgan: Triumphbogen, Bühnen oder Frontbauten, wie das Septizonium, das in Rom noch bis in die Renaissance hinein stand. Aber was der Italiener darin leistet, ist erst das wahre System davon. Der erste große Kunstschriftsteller der Frührenaissance, Alberti, spricht sich ausdrücklich gegen das übertriebene Betonen der Funktionen aus, das Bild des ganzen Baues ist ihm wichtiger. Die Fälle sind zahlreich, daß damals Umbauten und Renovationen in Kirchen vorgenommen werden, um für das Auge ein klares, gleichmäßiges Bild zu erzielen. Unter Cosimo I. werden im Pisaner Dom alle alten Altäre beseitigt und eine Phalanx neuer und gleicher gebaut. Was im Inneren, wiederholt sich im Äußeren. Die Vorstellung guter städtischer Perspektiven tritt schon früh in Florenz auf, wo Brunellesco zwischen dem Chor von S. Spirito und dem Arno einen freien Platz wünscht. Hallen um Plätze werden häufig verlangt, die effektvollste führte später Bernini um den Petersplatz, um damit den Standpunkt für die Betrachtung der Peterskirche zu fixieren. Ähnlich hatte Michelangelo perspektivisch durch schräges Divergieren der beiden seitlichen Paläste auf dem Kapitol gegen den hinteren Senatorenpalast diesen für das Auge gehoben. Ebenso divergieren die beiden seitlichen Palazzi in Pienza gegen den Dom: Pienza, die nach Pius II. genannte neue Stadt, wie Alexandria nach Alexander und Antiochia nach Antiochus geheißen hatte. Auch in diesen Dingen fallen die Ähnlichkeiten der Renaissance und des Hellenismus auf.

In einen Konflikt kamen die Bauleute bei den Kirchen. Das heimliche Ideal der Renaissance blieb doch der Centralbau, der letzte Gedanke einer einheitlichen Anschauung. Das Musterbeispiel wurde Michelangelos Plan für S. Peter, der nicht ausgeführt wurde, weil man schließlich doch ein Langhaus vorzog. Das Langhaus konnte eine richtige schöne Fassade haben, und hinten am Chor und auch an den Seiten ließen sich beliebig Kapellen anbauen, vom italienischen Standpunkt eine sehr wichtige Sache. So blieb der Centralbau in den Gedanken stecken, an der Vierung und am Chor probierte man ihn immerhin, vorn aber stand das Langhaus und vor dem Langhaus die Fassade, die oft von dem Bau selbst gänzlich unabhängig war. Man liebte diese Fassaden so, daß man sich überarbeitete und schließlich die wenigsten ausführte. Die Besucher Italiens kennen die tausend Kirchen mit dem Rohbau an der Vorderseite, der seine festliche Bekleidung niemals erhalten hat. An den ausgeführten bewundert man das schnell steigende Stilgefühl für diese Frontansichten, die doch erst die Renaissance so ernst oder vielmehr so freudig genommen hat, wie es von einem venetianischen Lazarett heißt: usus tristis, sed frons lætissima. Seine prächtigste Schaustellung erreicht das fünfzehnte Jahrhundert in der üppigen weltberühmten Fassade der Certosa von Pavia, die wohlüberlegt von Skulptur über Inkrustation zu

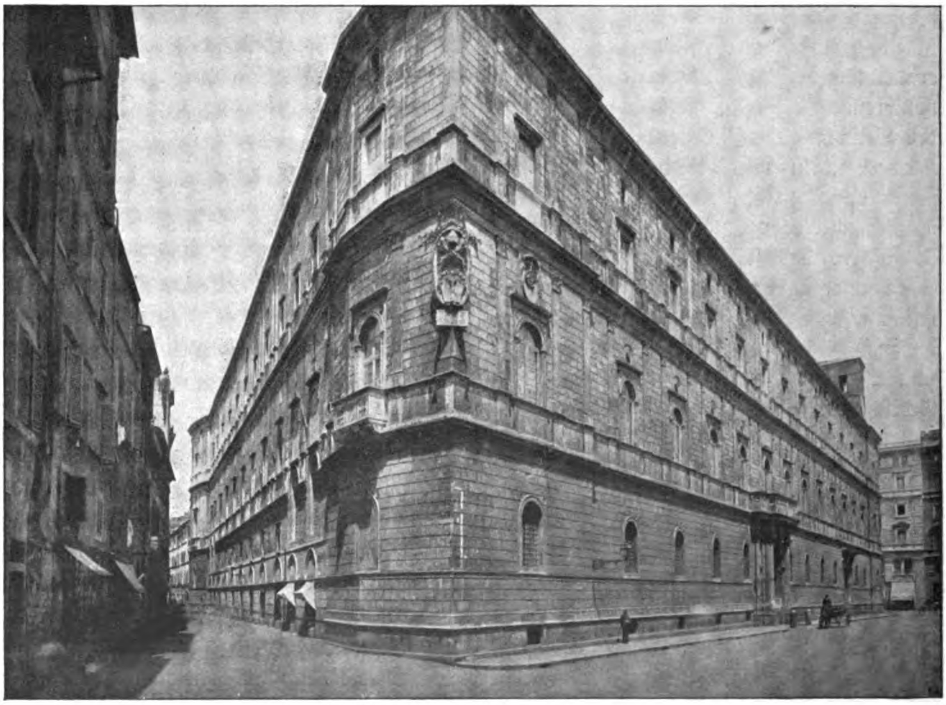
einem (nicht ausgeführten) Gemälde aufsteigt. Das leichte Aneinanderfügen von Schmuckwerk weicht immer mehr — wie in der Geschichte der gleichzeitigen provisorischen Festdekoration — einer schärferen architektonischen Wirkung. Sehr anregend und ein wichtiges Zeichen für die Fassadenliebe dieser Zeit war die große Konkurrenz für die Front von S. Lorenzo in Florenz, an der sich Michelangelo, Raffael, Sangallo und die beiden Sansovinos beteiligten. Ausgeführt wurde keine einzige. Giuliano da Sangallo und Michelangelo hatten hier schon stark mit plastischen Wirkungen gearbeitet. Das plastische Herausheben einzelner Portale und Fenster, die stärkere Individualisierung der verschiedenen Abschnitte und Stücke der Front wird dann das Charakterzeichen der Barockzeit — das Extrem zur Schmuckspielerei der Frührenaissance.

Was bei Kirchen mehr angestrebt, als in ersten Mustern ausgeführt wurde, gelang bei den Palästen. Die Geschichte ihrer Fassaden ist lückenlos. Den Renaissanceheroen ist nicht bloß der Wohlklang der Fassadenerscheinung wichtig, sondern sie soll auch imponieren. Es ist die städtische Visitenkarte des Bewohners. Hier war kein Hin- und Herverhandeln wie bei den Kirchen, hier mußte etwas präsentiert werden. Über das Rustikamotiv der Quadern freuten sie sich; sie sagten, das sei doch keine cosa civile. Sehr interessant dafür, wie scharf die Renaissance den Aspekt des Palastes nimmt, ist die mangelnde Dachausbildung im Gegensatz zum Norden. Der Schornstein ist etwas Gotisches. Er läßt die Linien gen Himmel laufen, er haucht das architektonische Gebilde nach oben aus. Im Norden hat man das empfunden und fortgebildet. Das französische Chateau hat aus den Schornsteinen und Mansardenmotiven eine glänzende Architektur gemacht, indem es gotische Erinnerungen stilisierte. Dächer und Schornsteine sind uns im Norden heut noch etwas sehr Wichtiges für die Note der Architektur, die wir hier lieben. In Paris befindet sich, selbst im verzweifelten, ledern-praktischen Zustand dieser großen Miets- und Sammelhäuser, eine hochinteressante Kultur von Schornsteinen über den Dächern, Millionen von individuellen, grotesken Rauchaushauchern, die dem Stadtbild ihre Physiognomie geben. In Italien ist der Schornstein nichts als Übel. Nur in Venedig, das ähnlich wie Frankreich die Erziehung der Frührenaissance nicht genossen hat, spielt er eine kleine Rolle. Sonst überall stört er das Auge des Italieners. Der gute Palazzo schließt mit dem geliebten Kranzgesims ab. Die Front ist ein gerahmtes, fest geschlossenes Bild, das zu dem Himmel keine Beziehungen zu unterhalten hat. Die Kirche thut es ja auch nicht. Türme sind Kuppeln oder Loggien. Die spitzen Himmelanstreber gehören gut und gern in den Norden. Nur wieder in Venedig als der einzigen Stadt Italiens (Venedig ist eine Mischkultur wie Paris) bestimmen sie ein wenig die Physiognomie. So wird die Fassade des Palazzo als Rahmenbild durchgeführt. Zeichnet man sich diese Fassaden der italienischen Renaissancepaläste als solche Bilder nebeneinander auf, so erkennt man deutlich die interessante und stetige Entwickelung. In der Frührenaissance von Florenz und Siena, im Palazzo Pitti, Strozzi, Pazzi wird das Bild der Fassade nur horizontal geteilt, die Stockwerke sind abliniiert, das Kranzgesims ist die stolze Oberlinie, der Erde parallel. Dieses horizontale System war die deutliche Reaktion gegen alles Gotische. Allmählich tritt dann der Pilaster in die Stockwerke, um sie auch vertikal zu teilen. Das bewunderte Musterbeispiel hiervon ist Bramantes Cancelleria in Rom. Im Süden wird aber dies horizontale Teilen niemals in den Hintergrund gedrängt, es bleibt auch später das bestimmende Motiv, während der Norden die vertikalen Abschnitte viel bewußter betont. Das Nordische neigt stets zum Vertikalen in allen diesen Dingen. Der italienischen Fassade liegt es vor allem daran, ein wohlproportioniertes Bild zu geben, der breitere Gesichtswinkel ist dafür charakteristisch. Man hat in der italienischen Fassade, sogar durch statistische Messungen, die sorgsamste Proportionalität nachgewiesen, und es scheint, daß die alten Theoretiker diese meinen, wenn sie von den genauen Winkellinien sprechen. Sie nennen sie gern musica, die damals ebenfalls halb Rechnung war.

Die geliebte Fassade wird nicht bloß Gegenstand tektonischer und plastischer Durch-

bildung, sondern auch malerischer. Freilich sind diese Malereien, die eine gewaltige Rolle spielten und den Straßen ihr buntes auffallendes Gesicht gaben, zum allergrößten Teil heut verschwunden. Man malte al fresco oder übte die sogenannte Sgraffitokunst aus: auf einem schwarzen Grunde wurde eine weiße Überfarbe je nach den Mustern ausgeschnitten. Die allergrößten Renaissancemeister waren damit beschäftigt. Tizian schmückte den Fondaco dei Tedeschi in Venedig mit Malereien. Mantegna malte in Verona, das nach alter Überlieferung diese Fassadenmalerei ganz besonders kultivierte. In der Wahl der Stoffe war man skrupellos genug: vom Ornament bis zur biblischen Historie benutzte man alles, an einem Veroneser Hause sieht man nebeneinander einen Sündenfall, eine Madonna, einen Tanz von Buckligen, eine Bauernhochzeit und eine Wasserfahrt. Die ganz bunten Farben der älteren Zeit wichen langsam über die Entwickelung der Fassadenbilder zu gestatten, die ein Kapitel der dekorativen Malerei wäre, nicht unähnlich Pompeji. Man weiß zum Beispiel nicht, woher Hans Holbein, der mehrere architektonisch prospektivische Fassadenmalereien entworfen hat, dazu angeregt wurde. Im Italien der Renaissance findet sich fast nur Flachmalerei. Später freilich muß dort auch Architekturmalerei eingedrungen sein, deren Reste heute noch zu beobachten sind. In keinem Land sieht man so viel blinde Fenster, oft mit scheinbaren Balkons und Jalousien, sogar halbgeöffneten, alles in perspektivischer Malerei. Bei Rapallo steht eine Villa mit gänzlich gemalter reicher architektonischer Fassade. Eine eigentümliche leichte Theaterstimmung liegt darüber. Es ist eine Dekoration wie zu einer Scene des „Don Juan“.

Durch die systematische Ausbildung der Fassade bekommt das Haus seine richtige Außenwand. Das antike Haus kehrte sich



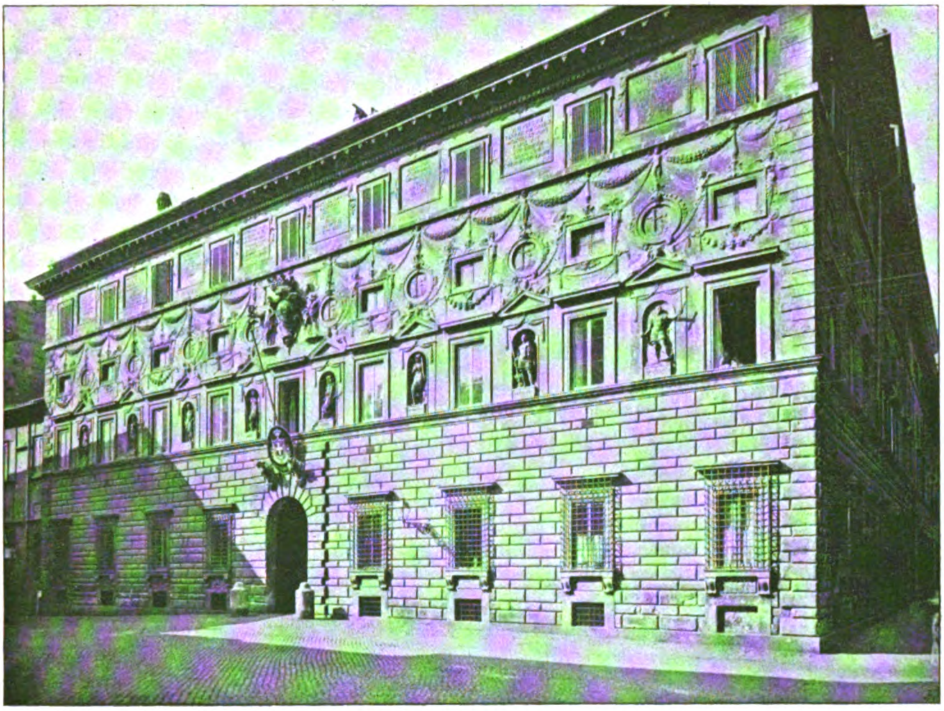
Die Cancellaria in Rom.

breiteren und gleichmäßigeren Tönen, Farbe in Farbe wird auch hier beliebt. Es ist zu wenig erhalten — man zählt vielleicht hundert Häuser — um einen vollen Überblick ganz nach innen, das Renaissancehaus bietet sich auch nach außen dar. Die antike Straße war eine Flucht kahler Mauern, die Renaissancestraße ist eine Flucht glanzvoller Re-

Zu Bie: Die Wand und ihre künstlerische Behandlung.

Vatikanische Bibliothek.

UNIV. OF
CALIFORNIA



Palazzo Spada in Rom.

präsentationen. Die Palaststraße in Genua kommt uns heute selbstverständlich vor, damals war sie eine überraschende neue Erscheinung in ihrer Reihenfolge künstlerischer Fassaden. Nachdem heute die Hinterlassenschaft der Renaissance Allgemeingut geworden ist, haben die modernen Straßen ihr Bild von dorther erhalten. Bis zum Ende des neunzehnten Jahrhunderts beherrscht die Anschauung der Renaissance, alle Varianten eingeschlossen, das moderne Straßenbild. In jeder unserer Mietshausfassaden steckt eine Erinnerung an den Palazzo. Man muß sich klar machen, welche neue Form für die Erscheinung des Menschen auf der Straße damit gegeben wurde. Die Straßenfront zeigt dieselbe Durchbildung der Außenwand für die Stadt, wie die vornehme Wand des Interieurs die gesteigerte Kultur der einzelnen Person widerspiegelt. Darum beginnt die Straßenwand erst ihre Rolle mit dem Aufblühen des städtischen Bewußtseins, wie die Interieurwand stets in eine neue künstlerische Epoche tritt, wenn der einzelne Privatmann an Bedeutung gewinnt. Die Stadt als künstlerische Persönlichkeit bedeutet im Altertum nichts, darum bleibt die beste Straßenwirkung höchstens eine Hallenanlage, à la Bologna zu denken. Die Renaissancestadt aber fühlt sich zum erstenmal und schmückt sich nach außen, die Plätze werden ihre Zimmer, die Straßen ihre Gänge, und Plätze und Zimmer erhalten ihre Wände. Ich setzte der privaten Innenwand diese öffentliche Straßenwand geradezu gegenüber. An tausend Dingen kann man erkennen, wie gegen das Mittelalter in der italienischen Renaissance zum erstenmal das Bewußtsein hierfür aufgeht. So, wie sich bis dahin ein häuslicher Verkehr entwickelt hat, bildete sich jetzt erst ein Straßenverkehr heraus. Das Wesen des Korso entfaltet sich, der Wagenverkehr nimmt zu, die Spaziergänger benutzen die Straße nicht mehr bloß als notwendige kürzeste Linie.

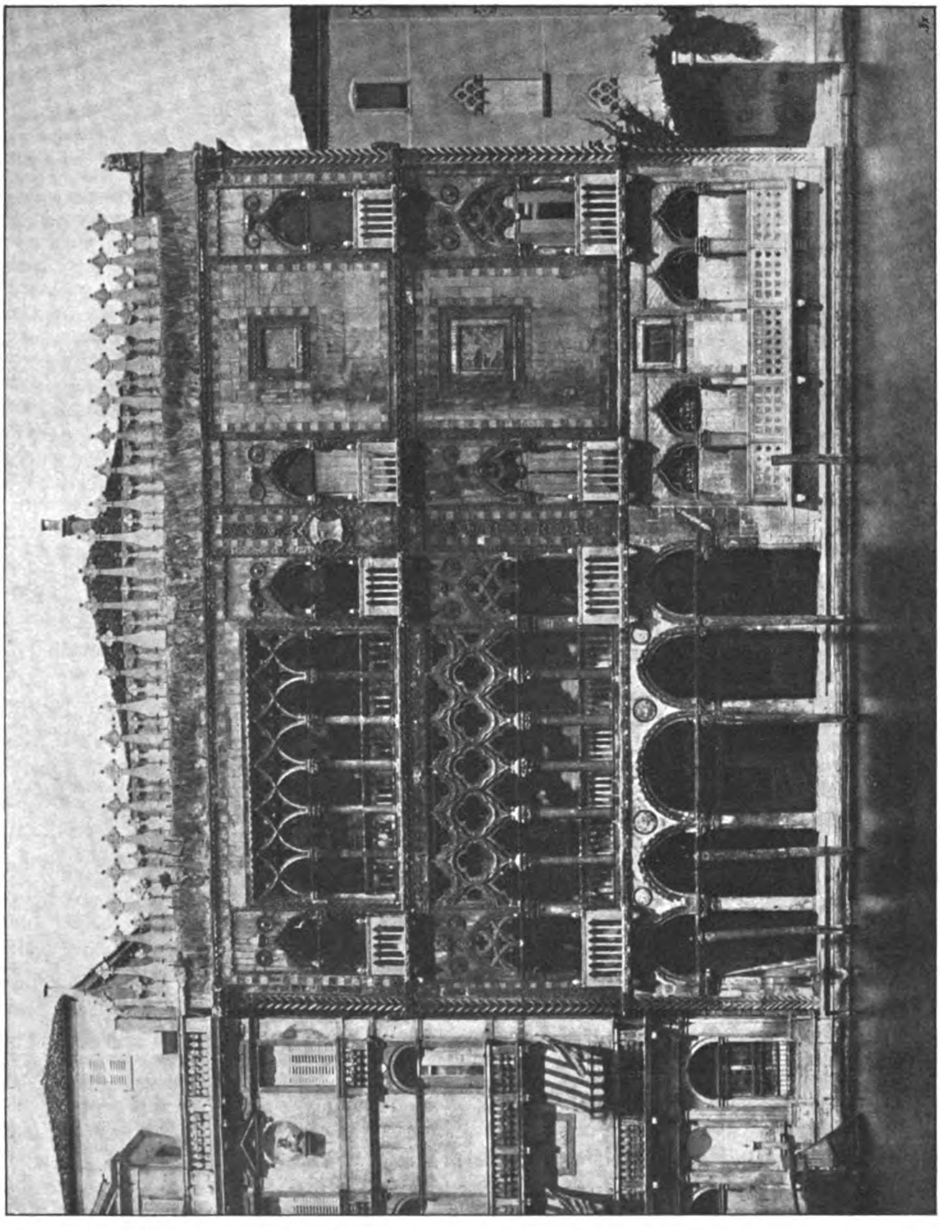
Vom Florenz der Frührenaissance an über Louis XIV. bis zum modernen Amerikanismus läßt sich die Geschichte der Formen des Straßenverkehrs schreiben, die eine Art öffentlicher Gesellschaftsgeschichte ist: nicht das Zimmer, in dem sich alle kennen, nicht

der Salon, in dem sich alle auf gleichem Niveau empfinden, auch ohne sich zu kennen, sondern die Straße, welche die Unbekannten vereinigt und doch ihren Verkehr in regelmäßige Formen zu bringen hat, Formen, die sich von Zeit zu Zeit immer mehr uniformieren. Die Wände der Straßen, die Fassaden der Häuser haben für diese Straßenkultur ihren Hintergrund gegeben. Sie bedeuten den Tribut, den die Persönlichkeit ihrer Stadt zollt. Der Pitti thut es mit seiner Rustika, der Bevilacqua mit dem Diamantschnitt der Steine, der Spinola mit seinen gemalten Heldenthaten, die Potsdamer Bürger thun es mit großen bureaukratischen Gesamtfassaden, die mehrere billige Häuser zusammenfassen, alle geben eine Außenseite ihres Wesens an die Stadt ab, die Intimitäten sich im Hause selbst behaltend. Die Bürger gehen an den Fassaden vorüber oder blicken auf sie über die Gärten und Flüsse hin, als Coulissen des großen Gesellschaftskörpers „Stadt“, der nun in ihnen eine eigentümliche Sprache gefunden hat.

Man muß die Ausbildung der Wand, der inneren und äußeren, als das Produkt einer ganz bestimmten Kunstanschauung fassen, einer projizierenden Anschauung, die die Dinge nicht so sehr an sich, als vor einem Hintergrund sieht. Alles weist darauf hin, daß eine solche Vorstellung des Hintergrundes, eine Projizierung der Gegenstände auf eine Fläche für die Renaissance eine grundlegende Empfindung war. Die Schaulust und die Begrenzungs- und Umrahmungsfreude war hier von ähnlicher Bedeutung wie einst im Altertum zur hellenistischen Zeit, wo dieselben Erscheinungen in kleinerem Maßstabe auftraten. Man kann an den Gemälden mit Leichtigkeit die Entwicklung des Organs für Hintergründe verfolgen, beispielsweise wenn man die Darstellungen der Verkündigung auf diesen Punkt prüft. Die Gestalten der Maria und des Engels reizten sehr dazu, den Hintergrund der Scenerie mit Raffinement auszubilden. Fiesole stellt sie beide noch einfach in ein gewölbtes Zimmer mit einer kahlen Wand, Pollajuolo in seinem Berliner Bilde freut sich bei dieser Gelegenheit, eine Gruppierung von Sälen in buntester Inkrustation vorzuführen, Pinturricchio benutzt den Raum zwischen den beiden Gestalten zu einem Landschaftspanorama zwischen schönen ornamentierten Pfeilern; die späteren differenzieren mehr, Andrea del Sarto in seinem Pittibilde stellt Maria vor eine Hallenecke, den Engel mit seinem Gefolge vor die freie Luft, und Tizian deutet sozusagen den baulichen Hintergrund der Maria nur durch eine in Hochrenaissance profilierte willkürliche Wand an, während der Engel unter einem Lichtfeuerwerk vor der Luft erscheint. Das Organ für die Benutzung des Hintergrundes, das Sehen der Dinge auf eine beziehungsreiche Wand wird so kultiviert, daß wir in der Frührenaissance geradezu die Entstehung einer ganzen Projektionskunst beobachten, die eine neue Kunstgattung schafft, das malerische Relief. Was einst der Hellenismus in Reliefvertiefung geleistet hat, diese paar Bäume und Pfeilerwände, das verschwindet gegen die That Ghibertis. Ghiberti in seinen Reliefs für das große Portal des Florentiner Baptisteriums und seiner Verzierung des Reliquienschreins vom heiligen Zenobius ist ein so kühner Projektionskünstler, daß sich die landläufige Ästhetik bis heute nicht mit ihm ausgesöhnt hat. Er macht sich ein eigenes System einer Art symbolischer Perspektive, welches ihm gestattet, ganze Reihen von Menschen mit Architektur dahinter in wirksamster Form auf die Fläche eines Parallelogramms zusammenzubringen — keine richtige Wirklichkeit, auch keine Unwirklichkeit, sondern eine Mittelgattung von Reellem und Ideellem, von Malerischem und Plastischem, von Fläche und Körper, die er mit ganz unglaublicher Sicherheit und Berechnung bezwingt. Mit diesen Arbeiten, in denen er eine stattliche Reihe von Renaissancekünstlern zur Nachfolge hatte, gab er das überraschendste Zeugnis für den starken Projektionssinn dieser Epoche.

Sehr bezeichnend ist die Entwickelung der Kanzeln, Altäre und Grabmäler. Niccolo Pisano hatte seine Kanzeln in Pisa und Siena auf eine Reihe von Säulen gestellt, Benedetto da Majano lehnt die seine in S. Croce an einen Pfeiler. Die Altäre verlassen ebenso gern die freistehende Tabernakelform und lehnen sich an die Wand an,

wo sie einen großen Aufbau in Architektur, Skulptur und Malerei durchführen. Was die Altäre an den Wänden der Kirchen noch übrig lassen, nehmen die Gräber ein. Ein freistehendes Grab ist jetzt unbekannt, es findet stets die Projektion auf die Wand statt. Das giebt den Renaissancekünstlern eine unendliche Fülle von Motiven. In etwas naiver Weise noch setzen die Florentiner des Quattrocento das Wandgrab aus dem Postament, dem Sarkophag, der Totenstatue, einem Madonnenrelief und verschiedenen Engeln zusammen; so berühmt diese Gräber geworden sind, Rossellinos Kardinal von Portugal in S. Miniato, Desiderios Kanzler Marzuppini in S. Croce, sie haben doch ihre Schönheiten mehr im einzelnen als im Aufbau, der zu groß ist für diese kleinen Motive. In seinem einfachen Federighigrab hat Luca della Robbia die Auf-



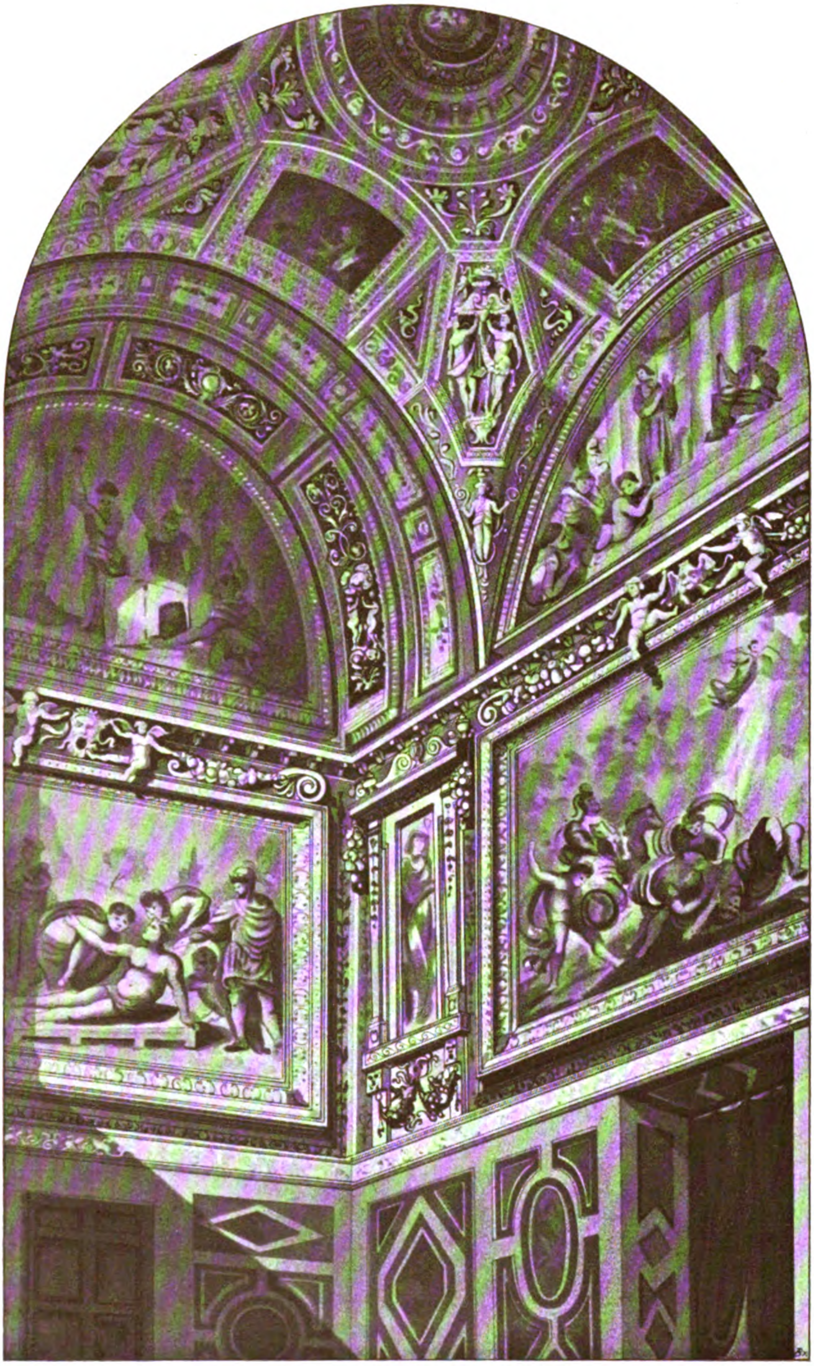
Cà d'oro in Venedig.

gabe entschieden glücklicher gelöst, und Verrocchio in seinem Forteguerrigrab, von dem nur das Modell erhalten ist, versuchte seiner eigentümlichen Begabung gemäß sogar eine große Gruppenscene auf die Wand zu projizieren, die zwischen dem Verstorbenen, Christus und den Figuren des Glaubens und der Hoffnung sich abspielte. Die größeren Grabmäler nahm die Hochrenaissance, die das architektonische Gerüst stärker hervorhob, darum mit mehr Erfolg vor: in Venedig ist schon das Vendramingrab in S. Giovanni e Paolo, welches im Jahre 1494 fertig wurde, ein überaus gelungenes Beispiel des groß gedachten, nicht allzu flachen Wandgrabes, und in Rom wird erst mit Nischenpfeilern, dann mit Doppelpilastern, zuletzt immer einfacher und tektonisch reiner eine Reihe von Grabtypen entwickelt, die vor allem die Hauptschwierigkeit, den liegenden Toten, mit dem selten einer zu Rande kam, gern beseitigt und die Büste vorzieht.

Nun sind Fassaden und Wände zu Museen der Künste geworden. Wer an den Kirchenwänden und den Palastfassaden entlang ging, hatte viel zu schauen in diesem ganzen System, das von den großen Durchbrechungen der Wände bis zu den reichen Flächenverzierungen sich erstreckte. Es war alles auf einen scharfen Gesichtswinkel eingerichtet. Langsam trat die notwendige Individualisierung der Formen ein; die Nische als rein dekorative Form, auch ohne Statue, wird ein wichtiges Motiv, die Fenster und Thüren werden individuell gerahmt, mit Dreiecken und Bogen gekrönt, alles genau so, wie es der Hellenismus einst erlebt hatte. Säulen treten vor und rahmen wichtige Bauglieder: es ist die wiedererstandene antike Ädikula. Plastik und Architektur gehen immer mehr in ein einheitliches Bild zusammen, wie es Michelangelo in seiner Mediceerkapelle so selbstverständlich-vollendet erreicht. Diese Gesamtarchitektur der Wand, in der der Sarkophag ein Ornament, die Allegorien seine Verzierungen, die Statuen statt ängstlicher Porträts große, herrschende Nischenaccente bedeuten, war selbst in dieser Abkürzung ein so genialer-neuer einheitlicher Gedanke, daß dagegen alle alten Florentiner Gräber wie Spielerei erscheinen. Es war ein wunderbares, geschlossenes Produkt dieser Augenkunst, dieser großen Sehkultur, die das Wesen der Renaissance ist.

* * *

Die Liebe der Renaissance zur Projektion hat ihrer Malerei die Wege gewiesen. Man war geradezu darin verliebt, diese weiten, bequemen Wände zu bemalen, und seit den Fresken des Giotto in Assisi hat die Malerei in diesen Wandbildern ihre große Erziehung gefunden, genau wie die moderne Kunst an dem Staffeleibild erzogen wurde. Es ist eine ganz unermeßliche Welt von Kunstvorstellungen, die das italienische Renaissancefresko bewältigt hat. Man überlege sich einen Augenblick, was die Wandmalereien in den zwei großen Jahrhunderten von 1400 bis 1600 zu erzählen hatten. Die Fresken des Masaccio und seiner Genossen in der Wallfahrts-Kapelle der Künstler, der Florentiner Karmeliterkirche, aus dem Leben Petri. Fiesoles stille christliche Träumereien in S. Marco. Filippo Lippis Johannes- und Stefanusgeschichten in Prato. Benozzo Gozzolis Dreikönigszug im Riccardipalast und seine vierundzwanzig alttestamentarischen Schilderungen im Pisaner Campo Santo. In S. Maria Novella Ghirlandajos Marienchklus und Täufergeschichten. Piero della Francescas Legende vom heiligen Kreuz in Arezzo. Signorellis jüngstes Gericht in Orvieto. Die Jakobus- und Christophgeschichten Mantegnas in Padua und seine in ihrer Profanität wichtigen Fresken aus dem Leben der Gonzagas für die Camera degli Sposi im herzoglichen Palast zu Mantua. Sein Triumphzug Cäsars für denselben Palast, jetzt in Hamptoncourt, auf Papier und Leinwand gemalt, war an die Wand anzuheften. Und dann die große Malerversammlung in der Sixtinischen Kapelle: Botticelli, Perugino, Ghirlandajo, Rosselli, Signorelli mit ihren Pendants aus dem Alten und Neuen Testament. An der Grenze des Jahrhunderts steht Lionardos Abendmahl, der technisch mißlungene Versuch eines Ölfresko. Es folgt die große Konkurrenz für den Schmuck des Florentiner Rathauses, an der sich Lionardo und Michelangelo beteiligen. Und nun die Riesen-



Aus der Cancellaria in Rom.

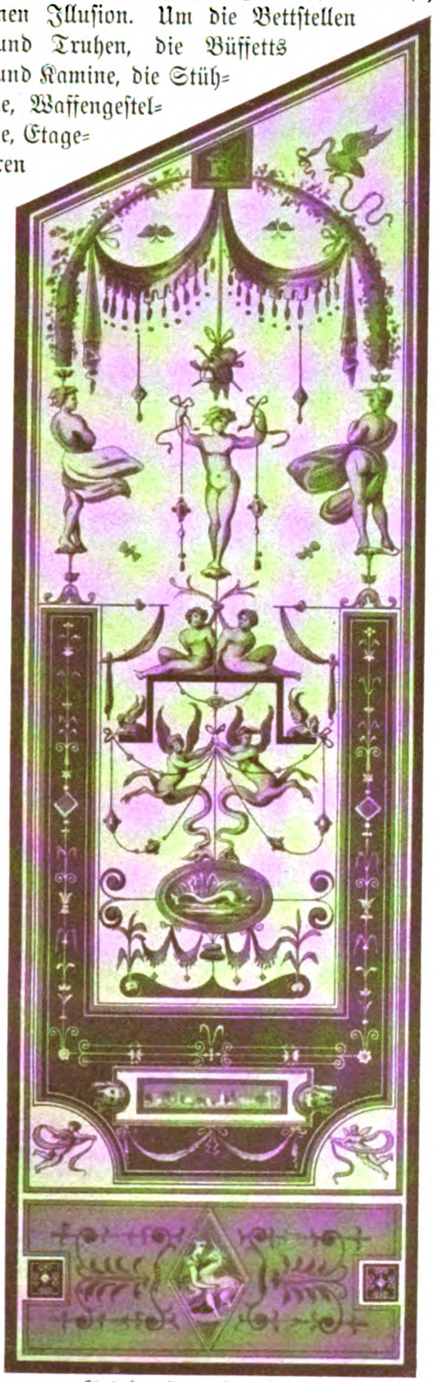
fresken Roms: Michelangelos Decke der Sixtinischen Kapelle, sein jüngstes Gericht und die ganze Reihe der vatikanischen Zimmer von Raffael und seinen Genossen, die das Weltbild der Renaissance, in Religion, Wissenschaft, Kunst, Leben, in Wunder und Ereignis, Geschichte und Gegenwart aufrollen. Die dekorative Kunst, die die umbrische Schule mit besonderer Vorliebe gepflegt hat — sie soll uns dann eingehender beschäf-

tigen — erreicht in ihm, dem König der Wandmalerei, ihren Höhepunkt, und seine Schule breitet sich über Europa. Die Blüte des Fresko scheint jetzt erst voll aufzugehen. Man denke an Andrea del Sartos schöne Bilder in der Vorhalle der Annunziata, seine einfarbigen Johannesgeschichten im Scalzokloster, Sodomas vierundzwanzig Wandgemälde über den heiligen Benedikt in Oliveto, seine Alexanderfresken in der Villa Farnesina, seine Katharinafresken in Siena, Correggios Glorienchristus in der Kuppel von S. Giovanni in Parma, die Krönung Mariä in der Chornische und ihre Himmelfahrt in der Domkuppel. Nur Venedig, einer alten Sitte getreu, die aus dem Temperament dieser Stadt hervorging, zieht dem Fresko den Belag der Wand mit Ölbildern vor. Von den alten Ursulaschilderungen des Carpaccio bis zu den Gemälden, mit denen Tintoretto und Paolo Veronese den Dogenpalast schmücken (es sind die größten Ölbilder der Welt), hat Venedig diese Art des transportablen Wandschmucks kultiviert, auch hierin in Sympathie mit Spanien. In Rom dagegen hält sich die alte Tradition des Fresko, die in den mythologischen Liebesscenen, mit denen die Carracci die Farnesegalerie zierten, noch eine bunte und schillernde Blüte zeitigt. Ob Fresko, ob Öl — die Italiener wanderten in ihren Kapellen und Palästen unter den Augen einer unzähligen Menge heiliger und mythologischer Gestalten, die bald in ernster Erinnerung mahnend, bald in heiterem dekorativen Spiele dahinschwebend, bald Märtyrer, bald Liebesgötter ihre Gedanken belauschten und um ihre Thaten den Duft ihrer farbigen Erscheinung ausbreiteten.

Venedigs Kultur aber ist nicht nur die fruchtbare Mischung nordischer und südlicher Einflüsse, sondern auch moderner und antiker. Man hat die Pracht des Byzantinischen in der Zeit der Renaissance nicht vergessen. Die Markuskirche steht als letzte byzantinische Erinnerung mitten in der Renaissance, die diese selben baulichen Probleme schon wieder von neuem aufnimmt. Die Inkrustation mit buntem Stein, die Erbschaft der Antike, hat sich hier am lebendigsten erhalten. Die Byzantiner hatten sie aufgenommen, am Propylaion des goldenen Thors von Konstantinopel beginnt die neue Reihe, die ravennatischen alten Kirchen S. Giovanni in Fonte und S. Vitale bewahren die Überlieferung, S. Marco und alte Paläste, wie Loredano, halten sie in Venedig fest, und als die Inkrustation, die nirgends gänzlich vergessen war, anderweitig bereits der Arabeske weicht, blüht sie in Venedig zu so unerhörter Pracht und Delikatesse auf, daß die Venetianer mit der Zeit die besten Steinkenner wurden und über ein Stück Serpentin oder Giallo aus alten Ruinen in wahre Sammlerbegeisterung gerieten. Auch hierin sind die Venetianer die farbensüchtigsten Italiener. Sie lieben die farbige Fläche leidenschaftlicher als die anderen, nicht am wenigsten das Gold. Sie vergolden den Helm des Markusturms, die Fugen der Quadern, die Fenster, Schwellen und Simse, bis es ein Edikt verbietet — es gab dort mehr als eine cà d'oro. Die Marmorplatten werden von Pfeilern und Friesen eingerahmt, die letzte Stufe der alten hellenistischen Sitte. An dieser Farbenfläche, schön gerahmt, freut sich der Venetianer so, wie der Römer an einem antiken Reliefstück, das er an erlesener Stelle in die Mauer einläßt. Ein vegetierender orientalischer Farbenschimmer geht über die Wände Venedigs, der zauberhaften Inselstadt, die länger als andere Städte in diesem alten Märchentraum befangen blieb, dem Traum der kindlichfrohen Dekoration mit bunten Farben und Mosaiken, bis es endlich von der reifen Hochrenaissance geweckt wurde und baulicher denken lernte.

Zwischen der figürlichen Malerei und der starren Inkrustation dehnt sich das ganze Reich dekorativer Ideen und Stoffe, das die Renaissance mit einem göttlichen Eifer kultiviert. Was ein Mensch erfinden und schaffen kann, um aus dem Boden, der Wand, der Decke Wunder des Luxus zu machen, wird erprobt. Nichts ist gehaßter als die Nacktheit der Mauer. Ledertapeten mit gepreßten Mustern in Gold, Karmesinsamt mit Stickereien, orientalische Seidenteppiche, Gobelins mit ihren wallenden Historien, geschnitzte und vergoldete Vertäfelungen, eine blühende Vegetation von Ranken, Arabesken, Grotesken in Stuck und Malerei füllt die Flächen zwischen den Pfeilern und Thüren und Statuennischen. Alle Materialien der

Welt und alle Techniken der Völker vereinigen sich zu dem großen Zauberspiel der schönen Illusion. Um die Bettstellen und Truhen, die Büffetts und Kamine, die Stühle, Waffengestelle, Etageren



Aus der Engelsburg in Rom.

mit den alabasternen Geräten, den schimmernden Gläsern, den kostbaren Buchbänden, um all diese Einbauten und großen Möbel, die immer deutlicher ihre Profile auf die Wand zeichnen, erhebt sich der neue Tempel der Dekoration. Wo die Alten einst phantastische Spiele von Architektur malten, sieht man jetzt ein wirkliches tektonisches Gerüst, das zunächst die Möbel noch fest in seinem Rahmen hält, um erst allmählich die Bänke, Truhen, Schränke und Betten aus der Vertäfelung zu einem selbständigen Leben frei herauszulassen. Es ist ein großer Bau reeller dekorativer Elemente, ein einheitliches Ensemble der Möbelprofile, der Gazebaldachine, der Pilaster, der Gemälde, der Samte und Seiden. Die Zusammenfassung in ein einziges strahlendes Bild ist der Wunsch des Auges, alte sarazenische Muster werden über Teppiche und Vorhänge, Decken und Bezüge ausgestreut, Grotesken schlingen sich an Pfeilern, Gewölbekappen, Kissen, Schränken und Bettstellen empor, Gemälde hangen in reich geschnitzten Rahmen an der Wand und sind als Arbeiten berühmtester Künstler in die Vertäfelungen eingelassen und schweben in zarter Stilisierung auf den Gobelins, die in allen Formaten Wände und Pfosten decken. Ein starkes künstlerisches Selbstgefühl steckt auch im kleinsten Detail. In Venedig, der luxuriösesten aller Städte, wo nach altem Spruch „jedes Haus sein goldenes Bett“ hatte, will selbst der Kapitän eine Kajüte intagliata, soffittata e dorata besitzen. Venedig darf sich einer eigenen Mosaik-, Glas- und Stoffkultur rühmen und einer überreichen Rahmenkunst. Wohl das erste Mal geschah es damals, daß Rahmen Künstlerinschriften erhielten, Rahmen, in denen die Projektionsliebe der Renaissance eines der ergiebigsten und unentbehrlichsten Objekte verehrte.

Man liebt jetzt hohe Zimmer. Wir lesen in den Briefen aus jenen Tagen, wie die Kunstfreunde ihr Vergnügen haben an den geräumigen Stockwerken und den breit gespannten Gewölben. Das Gewölbe, besonders als Überführung der Wand in die Decke, gewinnt seine eigentümliche Bedeutung, denn auch das Zimmer soll den Renaissanceaugen als Einheit erscheinen, wie diese ganze Kunst, es soll Wand und Decke sich zueinander in deutliche Beziehung setzen. Auf der Decke entwickelt sich, nachdem man die

Der Saal der Heiligen aus den Borgiazimmern im Vatikan.

allzu konstruktiven Kreuzgewölbe allmählich hat fallen lassen, eine Illusionsarchitektur, die dem Süden mehr behagt als alle Rippen- und Gurtentechnik. Früh werden die Rippen zu Guirlanden umgemalt, daß man das Konstruktive ganz unter Blumen vergißt. Braucht man ein Architekturgerüst, so wird es gern von den Wänden aus entwickelt, als ob diese ihre Attikaaufsätze in das Gewölbe hinein verlängerten. Das berühmteste dieser scheinbaren Steingerüste ist Michelangelos Decke in der Sixtinischen Kapelle, die nicht einmal perspektivisch genau stimmt. Aber später entwickelt man diese perspective curieuse sehr systematisch. Was Melozzo und Correggio begonnen hatten, wird zur Virtuosität. Die Decke wird geleugnet, man glaubt in den Himmel zu blicken, in den die Figuren auf den Gesimsen hineinragen, die aus der Wand vertikal aufzusteigen scheinen. Das war die letzte Stufe einer weitverbreiteten Deckenanschauung, die aus der Wand heraus den Plafond entwickelt und verziert. Eine ausgedehnte Arbeit wird auf diese Verbindungsstücke der Wände und Decken verwendet, die jetzt eine so verantwortungsvolle Aufgabe zu erfüllen haben. Die oberen Wandteile, die sphärischen Dreiecke und anderen Bauglieder, die Vouten und Simse, diese ganze Gegend, die die Renaissancebaumeister so sehr beschäftigt hat, wird ein üppiges Dekorationsfeld. Dieses Überleitungssystem wird so bedeutsam, daß man selbst damals schon, horribile dictu, falsche Gewölbe macht, nur aus Widerwillen gegen die flach ansetzenden Decken. Solche falsche Gewölbe wurden in Holz konstruiert, und Rohrstäbe hielten den aufgetragenen Stuck. Die alten Schriftsteller rühmen sie: hier empfand man eben nicht konstruktiv, sondern der Anblick der gerahmten Decke, der volta a specchio, und die gute Verbindung von Wand und Plafond war dem Auge wichtiger als irgend eine gotische Nacktheit tragender Funktionen.

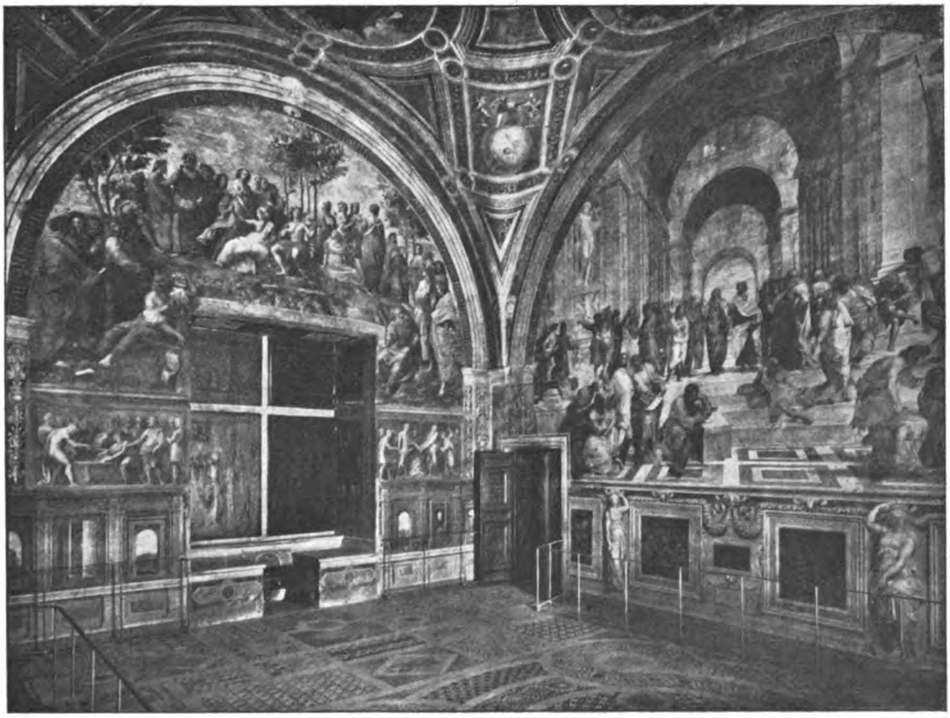
Ich hoffe, daß aus diesen Andeutungen das Bild der südlichen Kunst aufsteigt, die nicht aus der Arbeit, wie im Norden, sondern aus der Wirkung die Schönheit entwickelt. Es ist eine blühende Kunst der Flächenillusion. Sie freut sich, die Balken der Decke zu ignorieren, eine künstliche Volta

Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte.

Zu Bie: Die Wand und ihre künstlerische Behandlung.

Palazzo Doria in Genua.

mit einem willkürlich eingeteilten Specchio zu machen. Sie freut sich, die Wand mit tausend wohlgefälligen Täuschungen aufzuheben, unter denen selbst eine Architektur, die kein notwendiges Gesetz, sondern ein Spiel mit wirksamen Formen ist, nicht fehlen darf. Sie ist darin um so erfinderischer als der Hellenismus, da sie mehr Mittel zur Verfügung hat. Man thäte ihrem Reichtum Schaden, wollte man für ihre Erfindungen Schubfächer anlegen. Die Friese stellen die Theoretiker als sehr wichtig hin: Armenini, der ihre Höhe auf ein Fünftel bis ein Sechstel des Zimmers angiebt (also nicht übermäßig, zumal sie ja kleiner erscheinen), schreibt für ihre Bemalung strenge Gesetze vor. Die erhaltenen Friese aber zeigen alle Genres. Die Mittelflächen der Wände sind meist nur Untergrund für die Arazzi, die darüber hangen und den wesentlichen Wandschmuck bilden; aber sie entbehren darum nicht der Dekoration, die entweder arabeskenhaft blieb oder auch Scheinarchitekturen, oft die raffiniertesten Vorspiegelungen einer Perspektive, zeigte. Was der Hellenismus fast als alleiniges Motiv kultivierte, ist hier nur eines von vielen. So gaben auch die hangenden Teppiche wieder Anregung zu gemalten Scheinteppichen, wie man sie häufig auf den Wänden, bekanntlich auch in der Sixtinischen Kapelle, findet. Julius II. soll mit solcher Teppichmalerei gedroht haben, wenn ihn seine Künstler in den vatikanischen Zimmern nicht zufrieden stellen würden. Wie die Teppiche, geben wieder die Skulpturen Anlaß, sie dekorativ fortzubilden. Gemalte Skulpturen, in Steinfarbe, liebt Mantegna; er verwendet sie in den Einrahmungen seiner Paduaner Fresken; Signorelli benutzt dasselbe Motiv unter seinen Fresken in Orvieto. Wie Architekturen, wie Teppiche, wie Skulpturen, werden Blumen gemalt, Festons, Guirlanden, Fruchtschnüre werden dekorativ verwendet. Hier wirkt die Übung in der improvisierten Festdekoration, die der Renaissance ständig ungewollte Modelle von Bau- und Ornamentformen an die Hand gab und das Auge an leichte, elegante Effekte gewöhnte, ohne daß man sich über die Grenzen der Künste schmerzlich den Kopf zerbrach. Möglich, daß das abgepaßte Blatt Pappe, die sogenannte Kartusche, auf diesem Wege



Raffaelische Stanze im Vatikan.

in die Dekoration kam. Leinwand, Karton und Stuck erhielten hier eine Erziehung zur Gewandtheit, die sie nie verleugneten. Die Virtuosität im Stuck übertrifft in der Renaissance noch die des Altertums. Wie die Maler, z. B. Crivelli, ihre Bilder dekorationshalber mit vergoldetem Stuck erhöhen, so nehmen die Stuccateure an Wänden und Decken auch die Malerei dazwischen. Der Stuck ist dann ein Accent in der Malerei, bis er schließlich wieder selbst gemalt wird, mit seinen Schattenwirkungen. Stuck und Malerei geht in der Renaissancedekoration so ineinander, daß man, besonders in ihrer Blütezeit, im römischen Cinquecento, eine einzige Kunstgattung darin zu sehen hat, die in dieser Ära der zahllosen Kunstzwischenstufen eine sehr geschmackvolle Mitte darstellt zwischen dem Relief und der Malerei — ein leises Ausatmen des Malerischen in das Bauliche. Obwohl farbiger Stuck die Regel ist, hat man doch ausgezeichnete Beispiele von weißem Stuck, zu dem ein wenig Gold kommen darf. Diese elegante Dekoration, die wir heute wieder so lieben gelernt haben, ist nicht etwa eine Erfindung des Rokoko. Das Santo des heiligen Antonius in Padua, der Konservatorenpalast auf dem Kapitol, die Cancellariakapelle erfreuen sich bereits ihrer.

* * *

Um uns des näheren etwas in der Welt italienischer Renaissancedekoration umzusehen, verfolgen wir eine bestimmte Schule, die diese Zierarbeiten im Zusammenhang mit ihrer ausgedehnten Historienmalerei so maßgebend durchgeführt hat, daß sie damit den Geschmack von Jahrhunderten in Europa bestimmte. Es ist die umbrische Schule mit ihren römischen Nachfolgern. Von Signorelli und Perugino abgesehen, interessiert zuerst vor allen anderen Pinturricchio, der ein ausgesprochenes Dekorationstalent ist und in seinen Werken deutlich die Entwickelung dieser Gattung in der großen italienischen Epoche vergegenwärtigt. Seine erste wichtigere Arbeit ist die Ausstattung der Privatzimmer für den Papst Alexander VI. Borgia; die Zimmer, als Borgiasäle jetzt in gutem Zustand dem Publikum wieder zugänglich, stehen in gerader Thürflucht, jedes hat nur ein Fenster, also viele schöne Flächen, in jedem ist ein Kamin der Hauptaccent, sonst ist aber kein Parallelismus in den Wänden, auch die Majolikafußböden (die man sich immer zu den Renaissancewänden in ihrer strahlenden Buntheit hinzudenken muß) liegen auf verschiedenem Niveau. In den Jahren 1492 bis 1495 vollendete Pinturricchio mit seinen Gehilfen die Arbeit; heute sind es die besterhaltenen Räume einer Quattrocentowohnung. Wenn wir die Zimmer durchschreiten, fühlen wir uns in Berührung mit dem Geschmack und den Liebhabereien der wildesten Renaissancemenschen, die es je gegeben hat, und wir sehen alle die dekorativen Tugenden, mit denen sie sich umgaben, weil sie sie nicht besaßen: Frömmigkeit, Liebe, Bildung und Schönheit. Sie saßen mit ihren dämonischen Leidenschaften und grandiosen Egoismen in diesen Räumen, die von Reinheit und Heiligkeit überfließen. Auf diesen Wänden sahen sie ihre schönsten Illusionen. Ihre Wappen und Embleme gewinnen Leben und führen zu ihren Ehren einen Ruhmestanz auf, die Borgiastiere, die Zackenkronen, die Flammenzungen kehren in ewig wechselnden Kombinationen wieder. Die alte Mythe vom Osirisstier wird erzählt, um den göttlichen Ursprung dieses Borgiatieres festzustellen. Das Leben der Maria wickelt sich indessen an den Wänden ab, und die heiligen Antonius Abbas, Paulus Eremita, Sebastian, Susanna, Barbara und Caterina verkünden ihre Legenden. Caterina ist ein schönes Mädchen, eine kleine Märchenprinzessin, und man sagt, daß sie die Züge der Lucrezia Borgia trägt. Sie predigt und dociert vor einer großen Volksmenge, in der andere Zeitgenossen verewigt sind: der Türke Dschem, der Grieche Andrea Paleologo, die damals jeder kannte, und schließlich Pinturricchio selbst. Geheime Beziehungen spielen zwischen der Wirklichkeit und diesen Malereien; wenn die Borgias und ihre Gäste täglich an ihnen vorübergingen, erzählten sie sich dies und jenes, und es bildete sich eine kleine Mythologie von Geschichten, die in diese Figuren verwebt zu sein schienen. Selbst die Madonna war zuletzt ein vielberedetes Modell — so blätterten die Geschlechter die schöne Illusion von den Gemälden ab, die ihnen ein dekora-

tiver Geist gegeben hatte. Wenn die Borgias aus den Sälen der Mysterien und der Heiligenlegenden weiterschritten, sahen sie sich von den sieben freien Künsten umgeben, Allegorien der Musik, Arithmetik und anderen Kunst- und Wissenschaftsgattungen, die die Renaissance verehrte. Vielleicht hatte Pinturricchio hier seine Arbeit begonnen — denn es ist noch echte alte Quattrocento-Dekoration. Die Pilaster sind mit Chiaroscuro auf Gelb geziert, noch in der alten einfarbigen Art der Ornamentik, wie sie sich zuerst an den gemalten Umrahmungen von Fresken herausgebildet hatte. Die Wand unter den Kunstallegorien ist mit einfachen Inkrustationsmustern bedeckt. Die Gewölbe strahlen in Blau mit Gold, den Lieblingsfarben des früheren Dekorationsstils. In den übrigen Zimmern ist die Dekoration ein wenig fortgeschrittener, und Spuren von Grotesken finden sich bereits, die einen neuen Geschmack verraten, aus Heiterkeit und Laune geboren. Aber die ganze Herrschaft der Groteske ist in den spärlichen Resten des ersten Saales im Torre Borgia zu beobachten, an jenem unheimlichen Ort, wo man sie am wenigsten erwartet. Mörder und Mörder von Mördern haben diese Mauern gesehen, Mauern, die vom heitersten Phantasiespiel der Kandelaber, Eroten, Masken und Ranken überzogen waren.

Die Borgiazimmer mit ihren Zieraten und Bildern, ihren Gobelins, von denen nur noch die Haken dasind, ihren Möbeln, die sofort nach Alexanders Tode beseitigt wurden, ihren Geräten, die man im Wert von über hunderttausend Dukaten wegschaffte, stellten den ersten großen Versuch eines Renaissancefürsten dar, sich eine Wohnung auszustatten mit allen Mitteln der Kunst. Damit konnte niemand in dieser Zeit konkurrieren. Es ist ein Stück Seelenleben, daß gerade Alexander VI. für diese Dekorationen des Daseins Sinn hatte; sie sind sein Aranjuez ohne Sommerreise; sein Phantasiespiel ohne Gefahr; seine Erholung, ohne die Festung der Wohnung verlassen zu müssen. Er erzählt sich mit seinen Heiligen pikante Geschichten, er läßt sich von der anmutigen Laune der Grotesken schmeicheln. Die Grotesken liebt er über alles. Als ihm Pinturricchio dann auch in der Engelsburg diese phantastischen Dinge auf die Wände gemalt hatte — sie sind zerstört —, stiftete ihm der Papst einen besonderen Dank für seine Arbeit, die den Lohn überträfe.

Die Grotesken begannen die alte Dekorationsweise zu besiegen. Ihr Übermut gewann die Herzen. Sie erhielten ihren Namen von den Grotten oder antiken Ruinen, in denen man die Überreste der römischen Wanddekoration fand, diese seltsamen Kombinationen von Ranken und Putten und Schnüren und Architekturen, bald ein Tierchen, bald eine Kamee, bald ein Kandelaber, bald ein Atlas. Ranken hatte man schon lange, um die Ghibertische Thür steigen sie aus Vasen auf, Tierchen dazwischen oder Medaillons mit vorblickenden Köpfen waren nichts Ungewohntes, Fruchtschnüre mit Putten waren eine Specialität der Paduaner Schule — aber es war alles mehr vom Relief aus beobachtet und fortgebildet, die ganze launische Leichtigkeit der Grotesken des Cinquecento wurde erst durch das genauere Studium der antiken Wandmalereien in die Wege geleitet. Wir sehen die Maler in die „Grotten" steigen mit ihren Skizzenbüchern, die voll von Kopien aus den Titusthermen oder der Villa Adriana sind. Sie streuen die neue Dekorationsart über die Wände der Paläste und Villen und geben den alten Motiven ein ungeahntes frisches und reicheres Leben. Als Pinturricchio vom Neffen Pius' II. den Auftrag erhält, die Libreria am Dom zu Siena, jene aparte Bibliothek, in der er die Werke seines großen Oheims aufstellen will, mit Bildern aus dem bewegten Leben des Papstes zu schmücken, wird ausdrücklich im Kontrakte bedungen, daß er bei der ornamentalen Verzierung von der neuen Dekorationsart der Grotesken mit abwechselnden Feldern ausgiebigen Gebrauch machen solle. Pinturricchio kam dem Wunsche eifrig nach, er läßt der Phantasie freiestes Spiel, und einmal geniert er sich sogar nicht, die Putten und Chimären um sein eigenes Monogramm tanzen zu lassen. Vielleicht war das die lustigste Verwendung der Renaissanceidee, Wappen, Embleme, Impresen, Monogramme, selbst Stammfarben zu ornamentalen Zwecken zu benutzen, worin man das Verwegenste und Lebendigste leistete. Die Heraldik im

Raffaels Loggien im Vatikan.

großen Arbeiten in den vatikanischen Zimmern von seiner Hand sind erstens die Stanzen, in denen er seine berühmten Fresken schuf, eine monumentale Aufgabe, die ihm Julius II. stellte, viel großzügiger, als es der Borgia in seiner Wohnung angestrebt hatte, und in denen Raffael das System der Raumeinteilung von Wandmalereien klassisch festlegte. Zweitens aber eine rein dekorative Aufgabe: die nicht minder berühmten Loggien, in denen sein ornamentales Genie bis in die kleinsten Details sich ausgab. Die Besucher des Vatikans nehmen sich selten die Zeit, in diese zierliche Welt behaglich und mit ruhigem Genuß niederzusteigen. Der Geist offenbart sich hier, wo die Groteskenlaune ihre erste klassische Probe giebt, im kleinsten Blättchen, und der zusammenfassende Rahmensinn des Renaissanceauges stellt die gelungensten Kombinationen her, alles auf die Fläche gesehen, ohne die tektonische Konstruktivität, deren ausgesprochener Verächter die italienische Groteske ist.

Renaissanceornament ist nicht so ergiebig, aber zweifellos origineller als die Groteske. Der Stier der Borgia und der Eichbaum der Rovere beginnen eine glänzende Reihe von Wappenphantasien, in denen die Fauna und Flora der ganzen Welt, alle Geräte des Lebens und des Mythus, alle Kunst- und Kulturobjekte ein beseeltes Dasein führen, um so launenhafter, je mehr diese Dinge Abbreviaturen der Wirklichkeit, künstliche Symbole von Erinnerungen sind.

Raffael war bei mehreren der Pinturrichioschen Arbeiten mit beschäftigt gewesen, obwohl sein Anteil nicht mehr genau festzustellen ist. Er selbst führt dann die Dekorationsmalerei zum vollkommenen Siege, von seinen römischen Arbeiten gewinnt sie ihr Gepräge, mit dem sie durch ganz Europa zog. Pinturrichio war in malerischen Dingen im ganzen sehr altertümlich und auch geistlos; die Grotesken sind wohl auch nicht gerade von ihm erfunden worden. Raffael aber war das Liniengenie in höchster Potenz, sein Werk ist der abgeklärteste Glanz italienischen Formempfindens. Die beiden

Wie weit Raffael selbst malte und stuccierte, wie weit seine Schüler, ist hier nicht zu untersuchen. Die Arbeit geht über vier Pfeilerflächen, die die Fenster umgeben. Die innerste ist stets mit der Fruchtguirlande geschmückt, die zweite hat Rahmenfüllungen mit Figuren, die dritte mit Rankenwerk, die vierte breiteste hat die phantastischen Grotesken. Einmal ist es ein scheinbarer Bau, mit Säulen auf Postamenten, Sphinxen als Karyatiden, Eroten an Flammenvasen, Galerien, Baldachinen, Hermen nach oben in Bänder und Schnürwerk auslaufend. Dann ist der Grundgedanke mehr ein Ensemble von Mosaiken, Kameen, Bildern (pickende Tauben à la Sosias, Pferde, Centauren), die in ein System von Vasen, Putten, Chimären, Hermen, Vorhängen, Viktorien eingereiht sind. Dann eine Rahmenkombination mit Landschaften, Tieren, Grazien, Kriegern,

Eroten auf Delphinen, Satyrn — stets trifft man hier absichtliche Kopien von Antiken in großer Zahl. Weiter wird eine größere Architekturillusion geschaffen, eine Nische mit der Flora, ein dekoratives Liebespaar auf einem Giebel, die Rahmenbilder oben in einem akrobatischen Aufbau von Genien. Oder eine starke ganz durchwachsene Ranke erhebt sich aus einer Wurzel und trägt die Kameenrähmchen. Dann wieder sieht man unten eine Meerlandschaft, deren Predelle Baumgruppen zieren, darüber einen Fries mit Vögeln, auf einer Lünette den großen Aufbau der ephesischen Artemis mit den zahllosen Brüsten, an ihrem Statuenpostament ein Opferrelief; auf ihrem Kopf ein Tempelchen, dessen Giebel in einen Baum ausläuft mit Bilderrähmchen an den Ästen. Weiter ein knieender Genius, der einen Riesenbaum hält mit Zweigen, Blättern, Vögeln — oben wieder die Rähmchen. Oder lauter Distycha in Guirlanden mit Erotenscherzen. Eine Ranke mit Eichhörnchen. Oder es stehen drei große Männer als Korbträger da, über ihnen ein Vorhang, darüber zwei Genien mit Greifen, darüber eine Architektur mit Mädchenfiguren, darüber wieder die Rähmchen — eine Kombination, wie aus mehreren zusammengestellten Skizzenblättern vom Besuch der Titusthermen. Im allgemeinen ist es immer eine einheitliche Idee, die die Grotesken zusammenhält, und sie selbst wieder nehmen eine gegenseitige Rücksicht dadurch, daß überall oben die Reihenfolge der Kameen- und Stuckrähmchen Oblong, Oval, Kreis, Halbmond wiederkehrt.

Die gegenüberliegende Wand der Loggien zeigt rechts und links Rahmenreihen mit mythologischen Scenen, in der Mitte allerlei Groteskenwerk: einen Stamm mit hangenden Fischen, Ranken, Musikinstrumenten, oben immer wieder dieselbe Rahmenfolge, oft mit hübschen Einzelmotiven, mit Panen, die sich schaukeln, oder Eroten, die über die Halbmondrahmen sich zutuscheln. Zuletzt wird — hier ist in der Arbeit eine Änderung zu bemerken — dieses System verlassen. Große Figuren treten auf ohne Eleganz, viele Nischen stehen da, eine michelangeleske Parze sitzt in einer solchen Nische und läßt den Spinnfaden zu den zwei Schwestern hinaufgehen, die am Kandelaber sitzen. Oder der Kandelaber mit Genien steht auf einem panisken Dreifuß, oder auf einem Fünffuß, den Faune mühsam tragen, oder es werden bänderschlingende Genien von Affen schmählich gekitzelt, oder gar über einer Winterallegorie mit Wolken klettern Eroten den Baum hinauf, um sich oben zu umarmen. Wir sind in einer späteren Zeit angelangt.

Die Loggien Raffaels und seiner Schüler wurden als klassisches Beispiel der Renaissancedekoration für Leute in Antwerpen und in Spanien samt den Majolikafußböden kopiert.

(Schluß folgt.)

Friedrich Christoph Dahlmann.

Von

Karl Theodor Heigel.

(Nachdruck ist untersagt.)

Das schwermütige Bibelwort, daß auch ein köstliches Leben am Ende nur Mühe und Arbeit sei, ist wahr, aber nicht erschöpfend. Eines jeden Leben ist — in gutem oder bösem Sinne — auch Frucht, Frucht für ihn und die Seinen, Frucht für das Allgemeine. Wohl dem Forscher, der im Dienst der Wahrheit arbeitete und sich mühte! Auch wenn er kein bahnbrechender Genius war, kein Reformator wurde, ist sein Leben reiche Frucht gewesen. Denn „was einer im Reiche der Wahrheit erwirbt, hat er allen erworben!“

Mühe und Arbeit, doch auch Segen und Ernte war das Leben Dahlmanns. Aber nicht der zielbewußte, unermüdliche Forscher, sondern vor allem der treue Patriot soll hier in Erinnerung gebracht werden, denn so leuchtendes, lauteres Beispiel sich vor Augen zu halten, thut auch in unseren Tagen not!

Im Jahre 1789 hielt Schiller seine akademische Antrittsrede: Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte? Indem er bei seinem Zeitalter stille steht, spricht er von den vielen Schöpfungen der Kunst, den vielen Wundern des Fleißes, dem Licht auf allen Gebieten des Wissens. „Endlich unsere Staaten,“ fährt er fort, „mit welcher Innigkeit, mit welcher Kunst sind sie ineinander verschlungen! Wie viel dauerhafter durch den wohlthätigen Zwang der Not als vormals durch die feierlichsten Verträge verbrüdert! Den Frieden hütet jetzt ein ewig geharnischter Krieg, und die Selbstliebe eines Staates setzt ihn zum Wächter über den Wohlstand des anderen. Die europäische Staatengesellschaft scheint in eine große Familie verwandelt. Die Hausgenossen können einander anfeinden, aber hoffentlich nicht mehr zerfleischen.“

Diese Worte Schillers mögen unseren Schönfärbern wie unseren Friedensaposteln zur Warnung dienen. Wenn heute der Unsterbliche aus den ewigen Gefilden zu uns zurückkehrte, wie würde er, ich will nicht sagen, über unsere Litteratur, doch über die Verbreitung und Volkstümlichkeit der Künste überhaupt, über die Wunder des Fleißes und die Lichtfülle des Wissens in unserem Zeitalter staunen! Auch ein Universalgenie vermöchte nicht, ihm alle die Erfindungen der Technik und wissenschaftlichen Entdeckungen zu erklären, die zwischen der ersten Fahrt mit der Lokomotive Georg Stephensons und den ersten Versuchen mit der drahtlosen Telegraphie gemacht worden sind.

Und doch!

„Der Freiheit eine Gasse“ sind die Schienenwege von einem großen Techniker genannt worden. Allein das vielmaschige Netz, das alle Weltteile überzieht, und der ungeheure Schiffsverkehr können so wenig ein freies wie ein geknechtetes Volk vor brutaler Eroberung schützen. Alle wissenschaftlichen Beweise für die Einheit des Menschengeschlechtes vermögen nicht politische Feinde zu versöhnen und können heute so wenig wie vor hundert Jahren verhüten, daß „die Hausgenossen sich zerfleischen“!

Was für eine Lehre sollen wir aus dieser Erfahrung ziehen? Daß wir uns in

den idealen Forderungen bescheiden müssen! Der große Dichter selbst, wenn er heute noch die Kluft zwischen dem Erreichten und Wünschenswerten gähnen sähe, würde uns wieder zurufen: Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an! Und wo wäre für solche nationale Lebensauffassung ein besserer Führer und Lehrer zu finden als Dahlmann?

In seinem Leben haben wissenschaftliches und politisches Wirken gleiche Werte. Bei aller Freiheitsliebe besaß er volles Verständnis für die Schranken, welche die sehr realen staatlichen Verhältnisse und Bedingungen den idealen Wünschen ziehen. Er begriff das internationale Wesen der schönen Künste, aber seine Begeisterung für die Kunst, seine Beschäftigung mit der Litteratur machten ihn nicht zum kosmopolitischen Schwärmer. Seine gelehrte Forschung entfremdete ihn nicht der Allgemeinheit, nicht den nächsten Bedürfnissen der Nation. Er verlor über den Büchern nicht den sausenden Webstuhl der Zeit aus Gesicht und Gehör, fühlte sich dem Volke gegenüber nicht auf einsamer Höhe, sondern wurzelte mit allen Fasern im vaterländischen Boden und lebte mit jedem Herzschlag in der Gegenwart. Diese behält er im Auge, auch wenn er in seinen historischen Schriften von vergangenen Zeiten und Zuständen handelt. Für ihn ist an den Thatsachen die Wirkung in die Ferne das wichtigste, für ihn giebt es keinen Abschluß: was geschehen ist, trägt heute noch Fluch oder Segen und belehrt uns, was geschehen soll.

„Wenn die Geschichte," sagt Waitz, „in Ranke den großen Meister kritischer Forschung, tiefer und zugleich objektiver Auffassung, anziehender und wahrhaft künstlerischer Darstellung verehrt, so wird sie in Dahlmann vorzugsweise den Vertreter der politischen und nationalen Ideen erblicken, welche sie durchdringen und beleben, welche es aber gilt, nach seinem Vorbild, mit ernster Arbeit, ungetrübtem Sinn für das Wahre und gleichmäßiger Gerechtigkeit zu verbinden." „Nicht die Schönheit der geistigen Form," sagt Sybel, der selbst noch in Bonn zu Dahlmanns Füßen saß, „sondern die Kraft des sittlichen Gehaltes, nicht das ästhetische Können, sondern das ethische Sollen war der Magnet, welcher alle Bewegungen seines Inneren entscheidend bestimmte. Wer ihn sah, die kräftige Gestalt, die festen Gesichtsformen, die buschigen Brauen, das treue Auge, der wußte, daß er einem Manne gegenüberstand, einem Manne, der in unbedingter Unterwerfung unter die Pflicht die Quelle einer unbeschränkten Selbständigkeit und unerschöpflichen Stärke besaß: nach diesem Maße hielt er sich im Leben wie in der Wissenschaft." Männer der That, mit festem Rückgrat, aber strengem Rechtssinn waren seine Ideale, sie wünschte er als Führer der Nation und als Räte der Fürsten. Er selber war ein solcher Mann, ein repräsentativer Mann im besten Sinne des Wortes. In der Entwickelung Deutschlands von den Tagen des Freiherrn von Stein bis zu Bismarck ist Dahlmann ein notwendiges Glied in der Kette, ein treuer Wächter und ein unerschrockener Bannerträger.

Friedrich Christoph Dahlmann wurde auf deutschem Boden, aber unter schwedischer Herrschaft am 13. Mai 1785 in Wismar geboren. Die alte Hansastadt — „de Wismar", wie Tante Lining in Fritz Reuters Roman sagt — wurde im Westfälischen Frieden an Schweden abgetreten. Es war seitdem still und stiller geworden in ihren Straßen, und von ihrem einstigen Glanze zeugten nur noch das eine und andere trutzige Giebelhaus und die schöne Nikolaikirche. In einem jener altertümlichen, ehrwürdigen Gebäude, im Syndikatshause nahe dem Marktplatz, erblickte der Sohn des wohlangesehenen Stadtschreibers und späteren Bürgermeisters Johann Ehrenfried Dahlmann das Licht der Welt. Er selbst war auch noch in späteren Jahren des Glaubens, daß seine Familie aus dem skandinavischen Schweden stamme, doch ist dies, wie der treffliche Biograph des Historikers, Robert Springer, nachweist, eine auf Irrtum beruhende Überlieferung. Die Familie Dahlmann wurzelt in den deutschen Hansastädten Stralsund und Wismar und gab ihnen manchen ehrenhaften Aldermann. Freilich, es begreift sich leicht, daß sich Dahlmann in seinen Lehrjahren sogar mit Stolz als Schwede fühlte. Die Fremdherrschaft war Gewohnheit geworden und lastete nicht schwer. Die politischen Zustände in den Nachbarstaaten, in Preußen wie in Mecklen-

burg, ja im ganzen Reiche waren nicht danach, das deutsche Gewissen aufzurütteln und Sehnsucht nach Angliederung an deutsche Staaten zu wecken. Aber Deutschland hatte eine herrliche Litteratur. Für sie begeisterte sich der junge Dahlmann, sie machte ihm wenigstens die Muttersprache lieb und wert und brachte ihn vorerst in ideale Gemeinschaft mit dem deutschen Vaterland.

Auf einer skandinavischen Universität, in Kopenhagen, wurde er in die philologischen Disciplinen eingeführt, die historischen Vorlesungen übten auf ihn keine Anziehungskraft.

„Ein neues Licht," so sagt Dahlmann in seiner Selbstbiographie, ging ihm erst in Halle auf. Die tiefsinnige und allseitig anregende Behandlung der Altertumskunde durch Friedrich August Wolf übte mächtigen Einfluß auf ihn, doch am stärksten von allen hat auf sein Denken und Wollen nach seinem eigenen Ausspruch der klassische Interpret des Platon und Paulus, Schleiermacher, gewirkt. Zu seinen Füßen saß der Jüngling als aufmerksamer und verständnisvoller Hörer, und abends in seinem Kämmerlein studierte er die Schriften Kants, die ihm sein Leben lang eine Lieblingslektüre blieben.

Im Unglücksjahr 1806 kehrte der „Literatus Dahlmann" in seine Vaterstadt zurück. Er konnte keine Stelle erlangen und blieb, was ihm nach dem Aufenthalt in geistig anregender Umgebung unerträglich schien, in ein spießbürgerliches Kleinleben gebannt. In jenen Tagen unfruchtbaren Mißvergnügens bewirkten die Kriegsnachrichten eine heilsame Erschütterung. Die preußischen Waffen waren zerbrochen, der preußische Staat in seiner Existenz bedroht. Die deutsche Not weckte in dem Sohn der Hansastadt das Bewußtsein seiner Stammesangehörigkeit. Er dachte über Wesen und Aufgaben des Staates nach, er zog aus dem Unglück Preußens die Lehre, daß die Nation selbst mündig gemacht werden müsse. Dann nur wird sie in der Gefahr, wenn sich die Regierung ohnmächtig erweist, sich selber helfen, sich vor Knechtung retten oder wenigstens ruhmvoll untergehen. „Die Lage nach der Schlacht bei Jena," sagt Springer, „zeitigte die Keime, aus welchen sich Dahlmanns ganze politische Denkweise allmählich entwickelte."

In Excerptenheften, die uns erhalten sind, sammelte der junge Mann mit besonderer Vorliebe Stellen aus alten und neuen Dichtern, die seinem patriotischen Zorn über die Vergewaltigung Deutschlands Worte liehen. Damals versuchte er sich auch zum erstenmal in Übersetzungen aus dem Griechischen. Es ist bezeichnend, daß ihn Thukydides besonders anzog und in dessen Geschichtswerk namentlich die Grabrede des Perikles, der zu Ehren der im Kampfe mit den Spartiaten gefallenen Athener die Freiheit der Verfassung und die Herrlichkeit der Vaterstadt preist, denn das Glück beruhe auf der Freiheit und die Freiheit auf dem Mut eines Volkes.

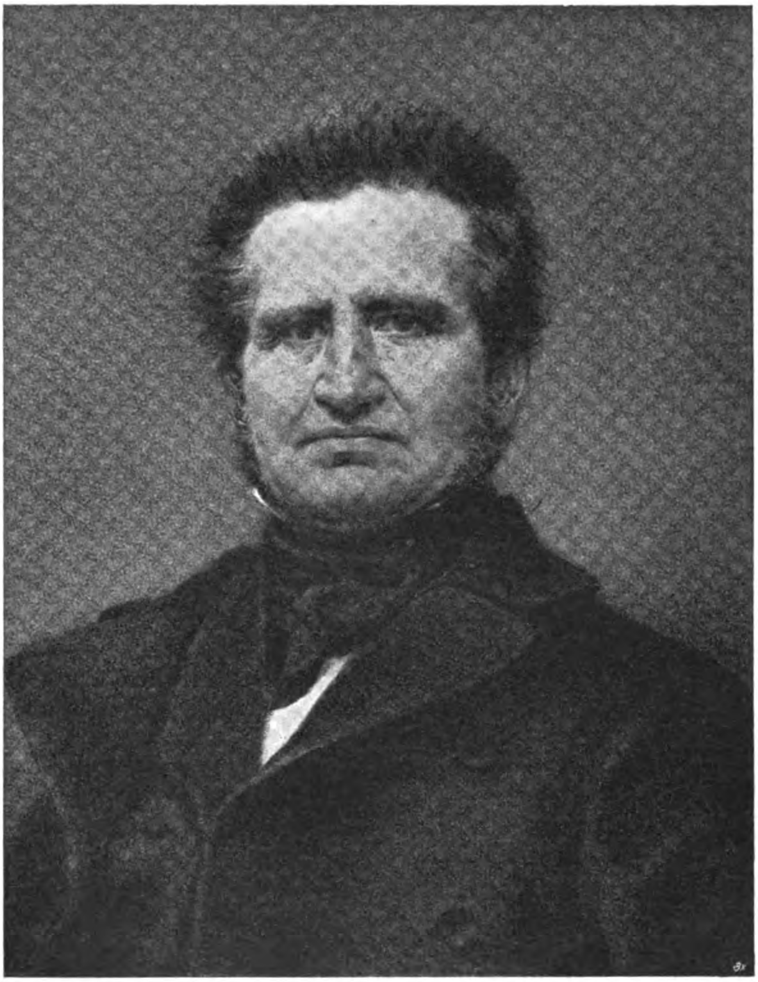
Um der Enge Wismars zu entrinnen, plante Dahlmann Übersiedelung nach Dresden, wohin ihn die Herausgeber einer neuen Monatsschrift „Phöbus", Heinrich von Kleist und Adam Müller, als Mitarbeiter beriefen. Doch als er in Dresden eintraf, hatte der Phöbus bereits seine Laufbahn geschlossen. Die persönliche Bekanntschaft mit Heinrich von Kleist war bei alledem ein schöner Gewinn der sonst so fruchtlosen Reise. Gemeinsamkeit der politischen Ansichten und patriotischen Hoffnungen verband Dahlmann mit dem Dichter. Der Mißerfolg des edlen Kleist konnte diese Freundschaft nicht erschüttern, und nach dem Tode des Unglücklichen wurde der sittenstrenge Dahlmann sein feuriger Anwalt. „Kleist," schrieb er 1840 an Gervinus, „ist in Wahrheit an gebrochenem Herzen über die Leiden der Zeit gestorben, wenngleich er äußerlich als ein Opfer einer phantastischen Grille fiel."

Die beiden Freunde, die „in dieser Napoleonischen Welt nichts mit sich anzufangen wußten", unternahmen im Mai 1809 eine abenteuerliche Fahrt nach Österreich. Sie reisten als Agitatoren. „Unser Vorsatz war, von Böhmen aus nach allen Kräften dahin zu wirken, daß aus dem österreichischen Kriege ein deutscher werde!" Sie hofften auf die Brüder Stadion, die den Wahlspruch hatten: Österreich muß sich selbst und Deutschland aus der Knechtschaft des fremden Imperators retten!

Allein nur zu bald kam für die beiden Romantiker die Ernüchterung. Sie fanden in Österreich weit mehr Haß gegen „die

Feiglinge von Jena“ und die „verräterischen“ Bayern als gegen Napoleon. Das Wort „deutsch“ in den kaiserlichen Proklamationen fand keinen Wiederhall in den Herzen der kaiserlichen Unterthanen. Auf dem Schlachtfeld von Aspern, wohin Kleist und Dahlmann voll Andacht gewallfahrtet, wurden sie als Spione verhaftet. Als Kleist den österreichischen Offizieren seine gegen die Franzosen gerichteten Verse und namentlich das Gedicht an Kaiser Franz zeigte, wurde ihm bedeutet, solche politische Gedichte seien eine „unberufene, vorwitzige Einmischung“, mit Politik sollten sich nicht Leute befassen, die sie nichts angehe und die nichts davon verstünden.

Bitter enttäuscht kehrten die Freunde nach Prag zurück, und hier wurde auch die letzte Hoffnung auf eine Besserung der deutschen Verhältnisse durch Österreichs Kaiser zu nichte: es kam die Nachricht vom Sieg Napoleons bei Wagram und von den diplomatischen Verhandlungen wegen der Heirat des Advokatensohnes aus Ajaccio mit der Tochter des letzten römischen Kaisers deutscher Nation. Gänzlich gebrochen und betäubt, von allen materiellen Mitteln entblößt, trennten sich die Freunde, und Dahlmann, an Deutschland verzweifelnd, siedelte 1810 wieder in die dänische Hauptstadt über, um sich im nächsten Jahre hier als Docent der alten Litteratur und Geschichte zu habilitieren.



Friedrich Christoph Dahlmann.

Rascher jedoch, als zu erwarten war, fand der junge Gelehrte in Deutschland selbst einen Wirkungskreis. Schon 1812 erhielt

er eine Einladung, an Stelle des verstorbenen Hegewisch das Fach der Geschichte an der Universität Kiel zu vertreten. Die Verwendung seines einflußreichen Oheims Jensen hatte dies ermöglicht; Dahlmann selbst spottete nicht wenig darüber, daß er Professor der Geschichte wurde, ohne je eine historische Schrift veröffentlicht zu haben. Immerhin hatte er schon in Kopenhagen eine Vorlesung über Geschichte der deutschen Kaiser aus sächsischem Hause ausgearbeitet. „Nicht mißlungen in der Fassung, aber ungenügend in der Forschung,“ beurteilte er selbst diese erste Leistung auf geschichtlichem Gebiet, und Springer, der das Manuskript einsah, bestätigt diese Censur. Da der Verfasser eine methodische Ausbildung unter sicherer Leitung entbehrt hatte, konnte er in schwierigen Fragen zunächst nur seiner mehr oder minder glücklichen Intuition folgen. Doch bei seinem scharfen analytischen Verstand wurde er erst sein eigener Lehrer, bald ein Meister, so daß er heute noch in der kritischen Behandlung seiner Aufgabe ebensowohl als Muster gilt wie in der künstlerischen Darstellung. In den nächsten Jahren nahm ihn sein Lehramt ganz und gar in Anspruch, erst zehn Jahre später veröffentlichte er seine „Forschungen auf dem Gebiet der Geschichte“.

Als Kieler Professor war Dahlmann Unterthan des Königs von Dänemark. Als nun Preußen 1813 sein glorreiches Banner entrollte und auch die mecklenburgischen Landsleute sich von Napoleon lossagten, mußte Dahlmann dem aufwallenden Herzen gebieten, mußte schweigen und sich gedulden, bis endlich auch Dänemark dem unersättlichen Despoten das Gefolge kündigte. Die Festrede, womit Dahlmann in der Kieler Aula den Sieg von Waterloo feierte, er, „einer der jüngsten und der unverdientesten Lehrer der Universität“, gehört zu dem Besten, was wir Dahlmanns Genius zu danken haben. Der merkwürdige religiöse Schwung der Rede zeugt von der damals allgemeinen Stimmung. Als schönste Frucht des Sieges begrüßt er, daß die deutschen Stämme, wie zersplittert sie auch unter verschiedenen Fahnen kämpften, eins geworden seien in der Verteidigung der drei wichtigsten Güter, im Kampf für Freiheit, Volkstümlichkeit und Recht. „Mag dann im einzelnen noch manches Störende sein, mag der Zwiespalt und das alte gehässige Treiben der Kabinette vieles noch verwirren, Deutschland ist da durch sein Volk, Deutschland ist da, bevor noch die neue Bundesakte ausgefertigt wird! Wehe dem, der das, was das heiligste Gefühl vereinigt hat, frevelnd voneinander reißen wollte!“

Entscheidend für Dahlmanns Lebensgang war es, daß er bald nach der Siegesfeier zum Sekretär der sogenannten fortwährenden Deputation der schleswig-holsteinischen Prälaten und Ritterschaft gewählt wurde. Zunächst handelte es sich ja nur um Vertretung der Privilegien dieses ständischen Ausschusses, doch die Zeitverhältnisse, wie die Persönlichkeit des neuen Sekretärs brachten es mit sich, daß sich seine Aufgabe erweiterte zu derjenigen eines Anwalts der schleswig-holsteinischen Volksrechte. Schon in der Waterlooer Festrede hatte er betont, daß der Schleswiger, wenn er auch bisher nicht im deutschen Verbande war, ihm doch durch den verbrüderten Holsteiner angehört habe, mit dem er in Verfassung, Freiheiten und Gerechtsamen innigst verschmolzen sei.

Diese Worte hatten in Kopenhagen so unangenehm berührt, daß Jensen, der Oheim und väterliche Freund Dahlmanns, erschrocken ihm den Rat gab, sich unverzüglich bei Hofe zu entschuldigen. „Die Bitte um Verzeihung abzufassen,“ antwortete der Neffe mit gutmütigem Spott, „habe ich noch keine Zeit gehabt.“ Ebenso freimütig und entschlossen trat er fortan im Namen der Stände auf, obwohl er sich damit der Gefahr aussetzte, die kärglichen Mittel für den neu gegründeten Haushalt — er vermählte sich 1817 mit der Tochter seines Vorgängers im Amte, Julie Hegewisch — zu verlieren. Es ist im wesentlichen Dahlmanns Verdienst, daß sich die Stände, als ihnen der dänische Hof eins ihrer Rechte nach dem anderen beschnitt und verkümmerte, mit einer Beschwerde an den Frankfurter Bundestag wandten; darin liegt der Keim der schleswig-holsteinischen Bewegung, die in der Geschichte Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert eine so wichtige Rolle spielt. Auch die Karlsbader Beschlüsse mit ihrer Maßregelung der deutschen Hochschulen bekämpfte

der Kieler Professor mit offenem Visier. In einer Festrede zum Geburtstag des Königs von Dänemark sprach er seinen Schmerz über die Erniedrigung des deutschen Vaterlandes aus, dessen Hochschulen jetzt aufhören sollten, stolze Denkmäler der deutschen Entwickelung zu sein, dessen Lehrer vielleicht bald gezwungen würden, Athen glücklich zu preisen, daß es, von der Demokratie des perikleischen Zeitalters befreit, in der Gegenwart die Segnungen des türkischen Sultanats genieße. „Die Würde der Universität," so schloß er seine Festrede, „muß wiederhergestellt werden, sollen die von ihr dem König dargebrachten Glückwünsche Wert und Würdigkeit besitzen."

Der Redner wartete nicht erst ab, bis in herkömmlicher Weise diensteifrige Zuträger freundliche Mitteilung von dem unerhörten Skandal höchsten Ortes machen würden; er selbst sandte seine Rede nach Kopenhagen. „Die Sache selber," schrieb er dazu, „und mein Amt als Lehrer der Geschichte, die gar keinen Wert hat, wenn sie nicht wahr sein darf, erlaubten mir nicht, von der alle Gemüter erschütternden Gefahr des Augenblicks zu schweigen." „Man kann freie Einrichtungen im Staate wünschen und verteidigen und gleichwohl dem Landesherrn in Gesinnungen und Handlungen treu und gehorsam und ein abgesagter Feind geheimen Treibens sein."

Doch das freimütige Wort wurde um so ehrlicher Begründung willen nicht verziehen. Dahlmann bekam den Zorn der maßgebenden Kreise bald zu fühlen. Obwohl er als Lehrer eine höchst fruchtbare Wirksamkeit entfaltete, wurde ihm eine ordentliche Professur vorenthalten, und es besserte seine Lage nicht, als er sich in seiner Abhandlung über Saxo Grammaticus, den „Vater der dänischen Geschichte", über die dänischen Staatskalender des neunzehnten Jahrhunderts lustig machte, welche die Gründung des Königreichs Dänemark genau auf Tag und Stunde noch über die Zeit Christi zurück anzugeben wüßten.

Dahlmann war von unerbittlichem Rechtssinn. Er sah nicht nur die Fehler der Kleinen, sondern auch die Sünden der Großen. Mit wärmster Teilnahme hatte er das Unternehmen des Reichsfreiherrn von Stein, eine kritisch bearbeitete Sammlung der deutschen Geschichtsquellen herauszugeben, von Anfang an verfolgt und war Mitglied der mit den vorbereitenden Arbeiten betrauten Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde geworden. Als er aber unter dem Diplom die Unterschriften einiger Bundestagsgesandten, die an den Karlsbader Beschlüssen beteiligt waren, erblickte, sandte er es zurück, weil er für unglaublich halte, „daß dieselben Hände, welche das Todesurteil unserer Preßfreiheit unterzeichnet haben, ein Werk zur Ehre der Litteratur versuchen möchten." Diese offene und starke Aussprache über den Bundestag machte eine Berufung Dahlmanns an eine Universität in Deutschland sehr unwahrscheinlich, und in Kiel war der Freund der ungeschminkten Wahrheit fast unmöglich. Doch Stein hatte den kongenialen Mann erkannt. Uneingedenk der persönlichen Kränkung, die in der Absage für ihn lag, ließ er nicht ab, dem rauhbärtigen, aber hochschätzbaren Gelehrten Vorstellungen zu machen. Dahlmann versage einem wissenschaftlichen Werke seine Kraft, weil politische Gegner daran teilnähmen, an deren Überzeugung und bester Gesinnung aber kein Zweifel sei; eine solche Rigorosität werde weder von der Moral, noch vom Patriotismus verlangt. Vernünftigen Gründen verschließt sich kein Vernünftiger. Dahlmann erkannte seinen Übereifer, trat in die Gesellschaft für deutsche Geschichtskunde wieder ein und nahm mit erhöhtem Eifer an ihren Arbeiten Anteil.

Nicht minder klar als von Stein wurde Dahlmanns Bedeutung von Niebuhr erkannt. Nachdem ein Versuch, Dahlmann zum Sekretär der preußischen Gesandtschaft in Rom zu gewinnen, gescheitert war, gab sich Niebuhr trotzdem fort und fort Mühe, den charakterfesten Mann aus seiner demütigenden Lage in Kiel zu befreien und in einen größeren Wirkungskreis zu versetzen. Ein von Schelling unterstützter Plan, Dahlmann nach München zu bringen, um durch den Redegewandten „das Görresche Wesen" bekämpfen zu lassen, führte nicht zum Ziel, aber 1829 wurde er auf Pertz' Betreiben nach Göttingen berufen mit der Verpflichtung, neben geschichtlichen Vorlesungen auch Politik, Nationalökonomie, Finanz- und Polizeiwissenschaft zu vertreten — eine Zumutung, die uns heute ungeheuerlich erscheint, damals

aber nicht ungewöhnlich war. Zudem wurde sie einem Manne gestellt, der den lebendigen Kräften des Staates immer das regste Interesse zugewendet und als Schriftführer der Stände auch die Anwendung der Staatswissenschaft auf den konkreten Fall gelernt hatte.

Hocherfreut und doch schmerzlich bewegt nahm Dahlmann vom holsteinischen Boden Abschied, nicht ohne seinen akademischen Hörern noch einmal zuzurufen: Es ist eure heiligste Pflicht, immer Sorge zu tragen, daß Schleswig-Holstein unzertrennlich beisammen bleiben und niemals einer unumschränkten dänischen Verfassung unterworfen werden dürfen! Es ist eure heiligste Pflicht, dieses höchste Gut des Vaterlandes unangetastet auf eure Nachkommen zu vererben!

Um aber in Göttingen nicht wieder Undank und Ungemach auf sich zu laden, da „doch nicht zu glauben sei, daß hart am Blocksberg eine ehrlichere Welt liege“, beschloß Dahlmann, der politischen Thätigkeit gänzlich zu entsagen und nur noch seinem Lehramt und seiner wissenschaftlichen Arbeit zu leben. Anfangs hatte es auch den Anschein, als wolle und könne er sich darauf beschränken. Auch war der Eifer der Studierenden, die sich in seinen Hörsaal drängten, ein Trost für die gewählte Beschränkung.

Als Lehrer der Georgia Augusta las er deutsche Geschichte zum erstenmal selbständig neben deutscher Staats- und Rechtsgeschichte. Dafür stellte er auch (1830) seine Quellenkunde zusammen, die er später noch einmal in verbesserter Gestalt herausgab und die noch heute, freilich durch reiche Zusätze von Waitz und Steindorff vermehrt, zu den unentbehrlichsten Handbüchern der Geschichtswissenschaft gehört.

In Göttingen zählte auch der junge Kronprinz von Bayern, nachmals König Maximilian II., zu den Schülern Dahlmanns, und es entspann sich zwischen ihnen ein so vertrauliches Verhältnis, daß der schon damals ebensosehr von Zweifeln gequälte, wie von löblichen Absichten begeisterte Prinz mit seinem Lehrer wie mit einem Gewissensrat die heikelsten Angelegenheiten besprach. Dahlmann war es, der den Prinzen vom Gedanken des Übertritts zum evangelischen Bekenntnis, also eines Bruches mit dem Vater und mit der Tradition seines Hauses zurückbrachte, indem er ihm überzeugend nachwies, daß dadurch die Zukunft des bayerischen Volkes nur geschädigt werde.

Erfreulich war für Dahlmann, daß ihm in Göttingen die Kollegen so viel Wohlwollen und herzliche Anerkennung entgegenbrachten. Auch das Familienleben hatte nur freundliche Seiten. „Wo könnte ich glücklicher sein,“ schreibt er im Sommer 1830, „als in meinem Daheim, mögen sich immer im fernen Westen die Völker mit den Fürsten balgen und wunderliche Helden von aufgetürmten Steinhaufen in die Säle des Königsschlosses übersiedeln.“

Doch als die Pariser Julirevolution ihre Wirkung auch auf Deutschland übte und in den liberalen Kreisen der Wunsch lebendig wurde, die Regierungen selbst möchten jähen Ausbrüchen des Freiheitsgefühls durch Zugeständnisse freisinniger Einrichtungen zuvorkommen, da litt es Dahlmann nicht länger in seiner Idylle. Er war nichts weniger als ein revolutionärer Heißsporn, aber die Hoffnung, es könnte jetzt endlich erfüllt werden, was während der Befreiungskriege dem deutschen Volke versprochen worden war, wog schwerer als die Furcht vor gewaltsamen Ausschreitungen. „Soll es einmal sein,“ sagte er mit nicht mißzuverstehender Andeutung, „so will ich lieber am hitzigen Fieber sterben als am kalten!“

Damals hielten es noch die meisten Gelehrten unter ihrer Würde, in Zeitungen zu schreiben. Dahlmann dagegen erblickte vielmehr eine Pflicht darin, durch historisch-politische Beiträge für die Presse seine Mitbürger aufzuklären und auf den rechten Weg zu bringen.

Es ist bekannt, wie auch auf deutschem Boden eine Reihe von Revolutionen und Revolutiönchen sich abspielten, wodurch die Bürger ihrer Mißstimmung über wirkliche oder vermeintliche Mißstände Luft machten. Damals wurde in Leipzig die sogenannte sächsische Marseillaise gesungen, die statt des stürmischen Aux armes, citoyens! eine höflichere Wendung brachte:

> Wohl auf, wohl auf! streut Blumen hin,
> Wo Zwist und Unheil war …

Damals demonstrierten bierselige Jünglinge in München mit Kindertrompeten und Hafendeckeln für die allgemeinen Menschen-

rechte, damals taufte man in Kassel den Zunftmeister Herbold den „hessischen Masaniello“, denn anders that man es in Deutschland nicht, man mußte für alles und jedes ein Schlagwort vom Ausland holen. Damals gab es auch in Göttingen einen Studentenauflauf, den ein Docent Rauschenplatt in Schlapphut und Kanonenstiefeln leitete, mehr um des Ulkes als um ernster politischer Gründe willen. Es war Dahlmanns Verdienst, daß der wohlgesinnte Regent, der Herzog von Cambridge, den Radau nicht ernster nahm, als er war, und sich damit begnügte, den Aufgeregten ein paar Tage Karzer zur Abkühlung zu verordnen. Der Herzog von Cambridge faßte ein starkes Vertrauen zu dem freimütigen Mann, der ihm offen sagte, wichtiger als die Bestrafung der Unruhestifter sei die Beseitigung der Gründe zu Unzufriedenheit und Widerstand. Auf Betreiben des Statthalters wurde Dahlmann zur Mitwirkung an der Ausarbeitung eines neuen Staatsgrundgesetzes für Hannover beigezogen, und als die neue Kammer, in welcher sich der Wille des Landes deutlicher und unbefangener aussprechen konnte, im Mai 1831 zusammentrat, wurde Dahlmann zum Vertreter der Landeshochschule gewählt. Als sein politisches Programm bezeichnete er selbst „das Bemühen, einer mittleren Meinung den Sieg zu verschaffen“, da in aufgeregter Zeit auch die berechtigten liberalen Ideen nur mit einer gewissen Mäßigung gefördert werden dürften, die Übertreibungen des Liberalismus aber entschlossen bekämpft werden müßten. Viele, die ihn „früher belobend in die weite formlose Kategorie der Liberalen aufnahmen und nun sahen, daß das in der Anwendung nicht mehr recht passen wolle“, spotteten über den neuen Hofschranzen. Die Regierung hinwieder war mit dem Professor unzufrieden, weil er sich der schroffen Abweisung der ständischen Forderungen widersetzte. Die Staatsleitung im deutschen Hannover war schon damals von dem Bruder des Königs von Großbritannien, dem Herzog von Cumberland, der bei der Kinderlosigkeit des Königs nach den Hausgesetzen zum Thronerben bestimmt war, stark beeinflußt.

Ein gewandter Parlamentarier war Dahlmann nicht, dazu fehlte ihm die Schlagfertigkeit und Beweglichkeit, auch wohl die genügende Kenntnis der Besonderheiten des hannöverschen Staatswesens; seine Reden waren richtige Professorenreden, etwas lehrhaften Charakters, aber immer auf den Kern der Sache eingehend, gründlich im Urteil, knapp und markig im Ausdruck — „man kann sich dieselben nur in Frakturschrift denken,“ sagt Springer. Er hatte die neuen Aufstandsversuche schroff verurteilt, sogar gegen die Begnadigung der Gefangenen sich ausgesprochen, doch als durch den Hambacher Spuk und andere Excesse unreifer Freunde der Aufklärung und Völkerverbrüderung die Regierungen zu ungerechten und maßlosen Gewaltmaßregeln verführt wurden, da war der echt liberale, also auch echt konservative Dahlmann wieder der erste, der in der Kammer gegen die geplante Vergewaltigung der Verfassung Verwahrung einlegte, da schrieb Dahlmann in der von Pertz geleiteten „Hannoverschen Zeitung“ kraftvolle und wirksame Artikel gegen die Übergriffe des Torysmus. Auch Dahlmanns herrlicher Essay über Goethe erschien in dieser Zeitung. Nach Goethes Tode wurden aller Orten die Kläffer laut und wurde über die Undeutschheit, Ungläubigkeit, Herzenskälte des Dichters endlos gelärmt und gelästert. Mit schneidiger Klinge wandte sich Dahlmann gegen diese Krähwinkler Totenrichter; er begnügte sich aber nicht mit einer Abwehr, er bot eine tiefgründige Erklärung des Goethischen Wesens, dem weder Religiosität, noch Patriotismus fehle. Wer habe über die biblischen Schriften tiefer und eindringlicher geredet als Goethe im Anfang zur Farbenlehre — wo sei ein heidnischer Stoff in so echt religiösem und sittlichem Geist behandelt worden wie in der „Iphigenie“ — welche Dichtung habe bei allem milden Zauber so ernst und warnend zur deutschen Nation gesprochen wie „Hermann und Dorothea“?

Das dankbare Wort über Goethe reizte Dahlmanns theologische Kollegen zu feindseligen Angriffen auf „den Apostel einer verwerflichen Duldsamkeit“. Ein anderer Aufsatz Dahlmanns „Die Zukunft unserer Universitäten“ brachte die Herren in der Eschenheimergasse in Frankfurt in Harnisch. Liefert nicht, rief er den Regierungen zu, die edelsten Güter des Gemeinwesens in die

Hände von Menschen, die alles umwälzen möchten unter dem Vorwand, alles retten zu müssen!

Die vielen Verdrießlichkeiten ließen begreiflicherweise den Verfasser der Schriftwerke nicht gleichgültig. Aber der wiederholt gefaßte Entschluß, der Politik zu entsagen und nur der Wissenschaft zu leben, ließ sich weder mit den Bedürfnissen der Zeit, noch mit denen des eigenen Herzens vereinigen.

Zwischen den erwähnten zwei Schriften, im Jahre 1835, erschien das Buch von der Politik, worin Dahlmann seine historischen Studien für seine politischen Zwecke fruchtbar machte. Die genaue Kenntnis der deutschen Verhältnisse, die reichen persönlichen Erfahrungen des Verfassers gaben dem Werke dauernden Wert; es hat auf die Anschauung einer ganzen Generation bestimmenden Einfluß geübt. Der heiße Wunsch Dahlmanns, in seinen Zeitgenossen die eingeschläferte Teilnahme am Staatsleben, den politischen Sinn wieder zu beleben, spricht aus seinen Blättern. Wir müssen als Staatsbürger fühlen, denken, thätig sein, das dünkte ihn das nötigste, das erste Gebot. Ihm, der schon in jungen Jahren politisch selbstthätig gewesen, war der bequeme Quietismus fremd, der die geschichtliche Entwickelung als mit der Gegenwart beendigt und jede Neuerung für überflüssig oder gefährlich ansieht. Es gebe auch eine schlechte Gegenwart, die den historischen Rechten größeren Abbruch thue als willkürliche Neuerungen, eine Gegenwart, über die man gerade im konservativen Interesse schonungslos hinausmüsse, denn das Höchste im Dasein der Menschen ist der Fortschritt!

Neben der „Politik" beschäftigte sich Dahlmann auch eifrig mit einer Geschichte Dänemarks, die zu schreiben er infolge seines Lebensganges und seiner Studien besonders berufen war.

Allein die Zeit beschaulicher wissenschaftlicher Erholung und Anregung nahm ein jähes Ende, als Wilhelm IV. starb und der Herzog von Cumberland, Ernst August, den Thron bestieg und alsbald eine neue, aber keine bessere Ordnung der Dinge heraufbeschwor.

Das berüchtigte Patent vom 5. Juli 1837 erklärte, daß das hannöversche Staatsgrundgesetz für den König weder in formeller noch materieller Hinsicht bindend sei und ihm nicht genügende Gewähr für das Glück seiner Unterthanen zu bieten scheine. Darauf ging Ernst August nach Karlsbad, um dort die Kur zu gebrauchen oder vielmehr, wie man in Volkskreisen murrte, um sich von Metternich unterrichten zu lassen, wie eine Verfassung zu brechen sei. Unmittelbar nach der Rückkehr des Königs erfolgten die vernichtenden Schläge gegen den öffentlichen Rechtszustand des Landes. Die Ständeversammlung wurde aufgelöst, die Staatsminister, mit Ausnahme des Absolutisten Schele, zu Departementsministern herabgesetzt, endlich am 1. November 1837 die Verfassung für aufgehoben erklärt und die Beamtenschaft vom Verfassungseid entbunden. Mit einem Federstrich war das klare Landesrecht beseitigt, nur weil es dem ehemaligen Häuptling der absolutistischen Orendslogen nicht in den Kram paßte.

Das dumpfe Schweigen, womit die Gewaltmaßregeln im ganzen Lande aufgenommen wurden, war für einen Starrkopf wie Ernst August keine Mahnung und keine Strafe. Aber einer war im Lande, der zum Unrecht nicht schweigen wollte. Wenn jemals, so hatte Dahlmann einst in der Kammer erklärt, der Tag erschiene, an welchem ihm klar würde, Politik und Moral wären völlig getrennte Gebiete, würde er sein Lehrbuch ins Feuer werfen und keinen Tag mehr mit Politik lehrend oder lernend sich beschäftigen. Dieser Tag war nun gekommen. Der Eid, den er geschworen, sollte je nach der Laune des Fürsten gelten oder nicht. Wenn andere sich das bieten ließen, ein Lehrer des Rechts und der Geschichte darf das nicht! Doch — ein Schritt gegen den strengen Herrn bleibt nicht ungestraft! Soll er Weib und Kinder der Not preisgeben, um sich gegen einen Gewaltakt zu wehren, den niemand im weiten Lande außer ihm als Schmach zu fühlen scheint? Und soll er sogar noch andere verlocken, seinem Beispiel zu folgen und Kerkerstrafe und Verbannung auf sich zu laden?

Einige Wochen zögerte er, dann lud er einige andere gesinnungsverwandte Kollegen zu einer Beratung, und am 17. November wurde dem Kuratorium der Hochschule eine

von Dahlmann verfaßte und außer ihm von den Germanisten Jakob und Wilhelm Grimm, dem Rechtslehrer Wilhelm Albrecht, dem Historiker Georg Gervinus, dem Physiker Eduard Weber und dem Orientalisten Georg Heinrich von Ewald unterzeichnete Erklärung überreicht, sie seien von der Unrechtmäßigkeit der königlichen Erlasse überzeugt, sie könnten sich des Eides auf die alte Verfassung nicht für entbunden erachten und würden deshalb auch an der Wahl eines Vertreters der Hochschule für den neuen Landtag nicht teilnehmen.

Der Protest weckte wenigstens in den Kreisen der studierenden Jugend lauten Jubel. Im deutschen Jüngling ist das Rechtsgefühl, ist das Verständnis für ein mutiges Manneswort allzeit lebendig gewesen. Die Jugend feierte Dahlmann und seine Genossen in schwärmerischer Weise. Um so leidenschaftlicher entbrannte der Monarch gegen die „Verführer“ seiner Unterthanen; er ließ sich weder durch das ernste Wort so redlicher, besonnener Männer belehren, noch durch die Erinnerung an ihre Verdienste und ihre wissenschaftliche Bedeutung rühren; ohne Rücksicht weder auf die verworfene alte, noch auf die selbstgegebene neue Verfassung entließ er kurzer Hand alle Sieben ihres Dienstes, und überdies wurden Dahlmann, Jakob Grimm und Gervinus, weil sie zur Verbreitung der Protestation beigetragen, des Landes verwiesen.

Nur noch sechs jüngere akademische Lehrer, Otfried Müller voran, fanden den Mut zu einer Erklärung, daß sie den Schritt der gemaßregelten Kollegen nicht mißbilligen könnten; von der übrigen Lehrerschaft zuckten die einen über die unklugen Sieben die Schultern, die anderen sprachen von Hochmut und Anmaßung. Aus Furcht, daß den scheidenden Lehrern von der Studentenschaft ein demonstratives Abschiedsfest auf fremdem Boden — in Göttingen konnte man ja mit bewaffneter Macht es verhindern — veranstaltet werde, ließ die Regierung allen Lohnkutschern das Verleihen von Wagen und Pferden an Angehörige der Universität verbieten. Doch mehr als dreihundert Studenten scheuten nicht die Strapazen eines Nachtmarsches von vier Meilen bis zur hessischen Grenze, um noch einmal die teuren Lehrer zu sehen und aus ihrem Munde ein Abschiedswort zu hören. Der tapfere Dahlmann vermochte kaum eine feste Haltung zu bewahren, selbst mit Thränen in den Augen rief er den Weinenden zu, er fühle erst in dieser Stunde, wie viel er in Göttingen zurücklasse, fühle aber auch, daß er nicht arm und verlassen fortgehe, da er so viel Liebe und Treue mit sich nehme. „Auch gebe ich die Hoffnung nicht auf, daß die Zeit nicht fern ist, in welcher auch von der anderen Seite erkannt wird, daß die nicht die schlechtesten Staatsbürger sind, die dafür halten, daß Eide ungebrochen bleiben und erfüllt werden müssen!“

Nach ein paar Stunden wehmütigen Zusammenseins schieden die Verbannten; die Zurückbleibenden gaben ihnen entblößten Hauptes das Geleit bis zur Reisekutsche. Als auch die Dorfjugend sich herandrängte und Jakob Grimm einem kleinen Buben die Hand bot, dieser aber sich scheu hinterm Rock der Großmutter verstecken wollte, zog ihn diese hervor: „Gieb ihnen nur die Hand! Es sind arme Vertriebene!“

„Der hannöversche König,“ sagt Springer, „verbannte Dahlmann, aber das deutsche Volk nahm ihn auf; für Hannover war er fortan verloren, aber für Deutschland wurde er gewonnen.“

Kurz vor der Katastrophe hätte Dahlmann Gelegenheit gehabt, in Dorpat oder Rostock einen Lehrstuhl zu erlangen; er hatte die Anträge zurückgewiesen, weil er sein persönliches Schicksal nicht vom Schicksal der Kollegen und Mitbürger, vom Schicksal der hannöverschen Verfassung trennen wollte. Jetzt, geächtet, verbannt, konnte er nicht mehr hoffen, an einer deutschen Hochschule Aufnahme zu finden, und Ernst August ließ es sich eifrig angelegen sein, die „sieben Teufel“, die ihm so viel Ärger bereitet hatten, auch noch im Ausland seinen Zorn empfinden zu lassen.

Der Trost der Vertriebenen war, der einzige, aber ein stolzer Trost, daß überall in deutschen Landen, wo es eine selbständige und unabhängige Meinung gab, der Mut der sieben deutschen Männer gefeiert wurde. Karoline Hegewisch schrieb — um von den vielen Beweisen bewundernder Anerkennung nur ein paar zu nennen — an Dahlmann:

„Früher ward gerufen bei der deutschen Kaiserwahl: ‚Ist kein Dalberg da?‘ Ich aber rufe freudig: ‚Es ist noch ein Dahlmann da, und die besten Gedanken folgen diesem!‘“ Anastasius Grün geißelte die Thorheit, gerade die besten Männer zu verjagen:

Fürwahr, wo solche Männer fort, verbannt, landflüchtig reisen,
Müßt strafend ihr nicht aus dem Land, nein! in das Land verweisen!

Gaudy feierte die Flüchtlinge durch das Gedicht: Non consulibus, sed exsulibus:

Drei edle Männer ziehen aus ihrer Heimatstadt,
Aus welcher sie der Willkür Gebot vertrieben hat,
Dort stellten sie die Frage: Wollt ihr meineidig sein?
Dort schüttelten die Drei das Haupt und sprachen: Nein!

Weit über die liberalen Kreise hinaus wurde den Sieben Teilnahme zugewendet. Der Philosoph Trendelenburg schrieb an Dahlmann Worte der Zustimmung und des Trostes, denn ohne eine furchtlose Wahrhaftigkeit der Bürger könne keine Regierung Bestand haben. Auch in den niederen Volkskreisen waren die Märtyrer der konstitutionellen Sache bekannt und beliebt geworden; auf allen Jahrmärkten prangten Pfeifenköpfe mit ihren Bildnissen.

In Leipzig unternahm es der sogenannte Göttinger Verein, mittels freiwilliger Beiträge jedem der Sieben bis zur Wiederanstellung den bisher bezogenen Gehalt fortzuzahlen. Diesem ersten Sieg des unabhängigen Volksgeistes war es zu danken, daß die Gelehrten wenigstens nicht Not litten.

Denn von Wiederanstellung war vorerst noch keine Rede. Da und dort bestand Neigung, den einen oder anderen als Lehrer zu gewinnen, doch an dem Einfluß des hannöverschen Hofes scheiterten alle diese frommen Wünsche. Die sieben Aufrechten waren nicht bloß von Ernst August, sondern von allen deutschen Regierungen geächtet.

Die Verteidigungsschriften der Gelehrten waren ebenso entschieden wie würdevoll. Die Grimmsche beginnt mit dem Nibelungenwort: War (wohin) sint die eide komen? „Ihren höchsten Wert,“ sagt Treitschke, der als ein Geistesverwandter den Vorzügen des Politikers wie des Gelehrten Dahlmann am glänzendsten gerecht wurde, „erhielt die That der Sieben durch die Personen ... Endlich prägten sich dem Volk wieder einmal die Bilder bedeutender Männer ins Herz, Sterne der Wissenschaften, eigengeartete Charaktere.“ In den politischen Schriften des Tages sah man hier das seichte Bächlein trivialer Gedanken behaglich dahinplätschern; dort schnellte ein geistreicherer Mann, ein Börne oder Heine, seine Einfälle durch künstlichen Druck empor, ließ sie als blendende Kaskaden in der Sonne glitzern. Wie anders aber die Worte, welche von den Sieben ausgingen! Dahlmann erzählte das Ereignis in der klassischen Schrift „Zur Verständigung“. Schön und voll und frisch wallen hier seine Gedanken dahin, mit ursprünglicher Kraft entströmend den Tiefen eines selbständigen Geistes. „Ich kämpfe für den unsterblichen König, für den gesetzmäßigen Willen der Regierung, wenn ich mit den Waffen des Gesetzes das bekämpfe, was in der Verleitung des Augenblicks der sterbliche König in Widerspruch mit den bestehenden Gesetzen beginnt. Ich kann keine Revolution hervorbringen, und wenn ich es könnte, thäte ich's nicht, allein ich kann ein Zeugnis für Wahrheit und Recht ablegen gegen ein System der Lüge und Gewaltthätigkeit, und so thu ich.“

Freilich fehlte es auch nicht an Hohn und Mißbilligung. Wenn der Göttinger Philosoph Herbart das Vorgehen der Kollegen deshalb rügte, weil er jedes Heraustreten akademischer Lehrer aus der Stille gelehrten Wirkens für einen Schritt vom rechten Wege hielt, sprach er einen Grundsatz aus, über den sich wenigstens streiten läßt. Wenn aber der Pandektist Mühlenbruch offen von sieben Göttinger Narren sprach, so war dies kein objektives Urteil, sondern eine brutale Beleidigung. Die akademische Jugend nahm dafür an den Fenstern des Mühlenbruchschen Hauses klirrende Rache.

Der hannöversche Verfassungsstreit regte noch weitere Kreise auf, als die Stadt Osnabrück mit ihrem Bürgermeister Stüve an der Spitze gegen das Verfahren der Regierung Berufung beim Frankfurter Bundestag einlegte. So ziemlich alle Welt verurteilte den Verfassungsbruch durch den gewaltthätigen Engländer auf deutschem Thron, allein wo immer die Geächteten anklopften, wurde ihnen nicht aufgethan. Nur Ewald wurde

in Tübingen angestellt, die übrigen mußten noch lange das Brot der Verbannung essen. „Da wir," schrieb Dahlmann an die Brüder Grimm, „an unserem Teile das Unserige gethan haben, um die Schande dieser Verhältnisse abzuwenden, so glaube ich, haben wir ein Recht, mit getrostem Mut diesen Dingen zuzusehen, und so denke ich, wollen wir es denn auch allerseits halten und nicht allzuviel über unsere Zukunft spekulieren."

Dahlmann siedelte zuerst nach Leipzig über, wo ihn der große Philologe Gotfried Hermann für die Hochschule zu gewinnen wünschte. Doch schon der Versuch, eine Vorlesung im Lektionskatalog anzukündigen, war für Dahlmann mit so viel schmerzlichen Erfahrungen verbunden, daß er, über die Aussichtslosigkeit eines Kampfes gegen die Abgunst der Regierung, gegen Scheelsucht und Brotneid engherziger Kollegen im klaren, sein Bündel schnürte und sich in Jena niederließ.

Auch hier war an eine Wiederaufnahme von Vorlesungen nicht zu denken, aber wenigstens waren litterarische Hilfsmittel leicht zugänglich. Hier entsprach das stille und einfache Leben der persönlichen Neigung Dahlmanns und gewährte ihm als Schriftsteller die reichste Muße.

Als politischer Schriftsteller mochte er, wie er an Cotta schrieb, nicht mehr thätig sein, solange das öffentliche Recht in Deutschland septembrisiert sei. Um so eifriger benutzte er die unfreiwillige Muße zu ernster wissenschaftlicher Arbeit. In Jena wurde jetzt sein Hauptwerk, das ihn den Besten der zeitgenössischen Geschichtsforscher ebenbürtig machte, zum Abschluß gebracht, seine „Geschichte von Dänemark". Keine Frage: den Ruhm, zu den Ersten der Nation gezählt zu werden, hat Dahlmann als **Politiker** erworben, doch auch als **Gelehrter** ist er eine Erscheinung, und seine Eigenart, seine Methode wären einer eingehenden Betrachtung wert.

Ohne Zweifel ist dem Urteil Springers beizupflichten, daß Dahlmanns Werk in der großen Heeren-Ukertschen Sammlung, was Gründlichkeit der Forschung und Schärfe der Kritik betrifft, nur von Lappenbergs „Englischer Geschichte" erreicht wird, an Anschaulichkeit der Schilderung und Kraft der Ausdrucksweise aber auch diese übertrifft. Daß trotzdem außer interessierten Fachgenossen wohl niemand mehr die „Dänische Geschichte" liest, vermag ihren Wert nicht zu schmälern. Nur was der herrschenden Gedankenrichtung der Zeitgenossen entspricht oder aber dem wandelbaren Zeitgeschmack huldigt, kann auf zahlreiche Leser rechnen. Wer aber Dahlmanns Geschichtswerk studiert, wird nicht bloß über vergangene Dinge belehrt, sondern auch zu durchaus aktuellen Betrachtungen angeregt werden. Es enthält eine Fülle von liebenswürdigen Zügen. Hier und da glauben wir ein Zöpfchen zu sehen, doch auch dieses steht dem Verfasser artig. So z. B. wenn er kleine persönliche Bemerkungen einflicht und nach Sitte der Romantiker mit dem Leser wie mit einem guten Bekannten verkehrt. Da er z. B. auf den Überfall Wismars durch die Dänen 1511 zu sprechen kommt, fügt er die plattdeutschen Worte ein: „Wismar is min leve Vaderland, sagt Reimer Kock, und ich sag es mit ihm, idt sin ok mine leven Landslüde." Wenn er gelegentlich einmal einen Seitenblick auf die Gegenwart wirft und seinem Unmut über eine Zeit Luft macht, welche „die ewig wahren Begriffe vom Staat in einen Schleier hüllt, zu welchem Schelmerei den Stoff, das Christentum die eingestickten Redensarten hergiebt," so werden wir das dem Märtyrer seiner Überzeugung nicht verargen. Das große, das freie Skandinavien, in welchem er, wie ich schon erwähnte, die Heimat seiner Vorfahren sah, begeisterte ihn. Begeisterung leiht einem Geschichtsforscher zuweilen rosenrot gefärbte Augengläser. Vom urwüchsigen Volksleben in Norwegen und im Ditmarschenlande, vom alten Odinsglauben und von der Heldenzeit, von den kühnen Siegeszügen der Wikinger zu Lande und über das Meer erzählt er mit offenbarem Behagen, aber auch mit künstlerischer Anschaulichkeit. Seiner Stimmung entspricht sein Stil; man wird dadurch, sagt Springer, an den einförmigen, aber festen, ehernen Tritt der alten Heerhaufen erinnert und empfindet den Eindruck der ungeteilten, gediegenen Kraft, welche das Leben der Väter auszeichnete.

Der ganze Dahlmann läßt sich auch wieder aus den Vorgängen, die sich an das Erscheinen der „Dänischen Geschichte" knüpf-

ten, erkennen. Christian VIII. war eben auf den Thron gelangt. Als dem Verfasser der „Dänischen Geschichte“ ein Wink gegeben wurde, der König sei nicht abgeneigt, ihm eine Professur in Kiel einzuräumen, wenn Dahlmann sein Buch in Kopenhagen überreiche, antwortete er: „Man sendet seine Bücher ungestraft nur Königen, von denen man gewiß weiß, daß sie sie ungelesen lassen!“ Und als trotzdem die Lockungen nicht aufhörten und dem Historiker mancherlei Wünsche des Königs für die Fortsetzung des Werkes mitgeteilt wurden, gab er noch bündigeren Bescheid: „Geschichte machen verstehe ich nicht. Gewiß ist, daß meine Überzeugungen keinen Marktpreis haben.“ Unter solchen Umständen konnte auch eine Reise nach Kopenhagen für ihn nichts Verführerisches haben; da jedoch das nötige archivalische Quellenmaterial für die Geschichte der neueren Zeit nur dort zu erlangen war, blieb die „Dänische Geschichte“, nur bis zum Reformationszeitalter gediehen, ein Torso — aber ähnlich jenen Bruchstücken aus Erz und Marmor, die zu besitzen jeder Kenner sich glücklich preist.

Auch noch ein anderer erfreulicher Umstand trug dazu bei, daß die Geschichte Dänemarks unvollendet blieb: endlich verlor der über Dahlmann verhängte Bann seine Kraft, und der Vielgeprüfte sah wieder festes Land und gesicherten Hafen.

Diesen erfreulichen Umschwung brachte der Thronwechsel in Preußen mit sich. Friedrich Wilhelm IV., dessen idealen Sinn Dahlmann sofort erkannte und anerkannte, ohne sich zu verhehlen, daß diesem Monarchen die innere Harmonie und die Festigkeit des Willens fehle, wandte den Brüdern Grimm seine volle Gnade zu, und Bettina von Arnim gab sich alle Mühe, zu erreichen, daß auch Dahlmann die „wohlthätigen Strahlen genieße, welche die neu aufgehende Sonne in die vaterländische Nacht werfen wolle“. Sie gab allerlei Ratschläge und Listen an die Hand, doch der Geradsinnige antwortete nur: „Poetisch meine Politik in Preußen anzubringen, verstehe ich nicht, und meine Prosa versteht man dort nicht.“

Doch die Bahn war jetzt wenigstens so weit frei geworden, daß seiner Berufung an die Universität Bonn durch die Regierung kein Hindernis in den Weg gelegt wurde.

Damit war ihm wieder ein weites, dankbares Wirkungsgebiet erschlossen. Obwohl seine äußere Erscheinung und sein kurz angebundenes, zuweilen rauhhaariges Wesen nicht geeignet waren, ihm zur Popularität zu verhelfen, sicherte ihm doch der Ruf seiner sittlichen Würde, seines festen Charakters, seiner echten Gelehrsamkeit von vornherein die Achtung der Kollegen und Studierenden.

Freilich, so recht paßte er nicht ins fröhliche Rheinland. Es mißfiel ihm, daß man hier mit Wein und Sang so viel Zeit vertrödle, ihn ärgerte, daß ihn der Düsseldorfer Karnevalsrat zum Ehrenmitglied ernannte, er hielt es nur für verwerflichen Eigensinn, daß die Rheinländer an ihren französischen Gesetzen festhielten — aber allmählich schwand das Mißtrauen, und er mußte zugestehen, daß bei den Rheinländern zwar keine altpreußische, aber entschieden eine deutsche Gesinnung zu finden sei.

Noch gründlicher als in Kiel und Göttingen vertiefte er sich in die für seine Vorlesungen erforderlichen Studien, so daß er auch als Lehrer unter den klassischen Vertretern des Faches einen Ehrenplatz errang.

Es wird einmal eine dankbare Aufgabe für die Geschichtsforschung bilden, nachzuweisen, welch bedeutsamen Anteil an der politischen Entwickelung Deutschlands die Lehrer der Geschichte an unseren Hochschulen zu beanspruchen haben. Man denke nur an Arndt und Niebuhr, Rotteck und Görres, Dahlmann und Häusser, Sybel und Treitschke und so viele andere, die über den Rahmen ihrer Wissenschaft hinaus auch praktische Ziele verfolgten, als beredte Anwälte der Freiheit, der Kirche, der Nationalität ihre Stimme erhoben und in der That ihrer Sache mächtig nützten.

Wie wenig Dahlmann von der preußischen Politik seiner Tage erbaut war, so war er doch überzeugt, daß Preußens und Deutschlands Wege auf die Dauer nicht auseinander gehen könnten. Er beklagte Preußens falschen Ehrgeiz, losgerissen vom deutschen Vaterland, nur sich leben zu wollen, doch in der Fülle der Zeit, hofft er, legt es die erste Hand an das Einigungswerk, und dann dämmert für Deutschland der Tag, dann bricht

für Deutschland eine große Zukunft an! Der heiße Wunsch, daß dies bald geschehe, stimmte Dahlmann einer Gemeinschaft zwischen Preußen und Österreich abgünstig, denn der innere Bildungsgang der beiden Völker trenne sie für alle Zeiten. Nur der Erbe der Fridericianischen Staatsideen könne Deutschland zur schönen Ordnung und kraftvollen Entwickelung im Innern und zu einer würdigen Machtstellung unter den gebietenden Nationen verhelfen. Daran machte ihn auch die gegenwärtige preußische Regierung nicht irre, die „mit einer Hartnäckigkeit, die einer besseren Sache wert wäre, alle Hoffnungen der Vaterlandsfreunde zerstört und nur die politische Entfremdung zwischen dem Norden und dem Süden nährt.“

Die Vorlesungen Dahlmanns in Bonn bewegten sich vorzugsweise auf dem Gebiete neuerer Geschichte. Obwohl er nur über eine heisere, wenig kräftige Stimme verfügte und ihm die Gabe freier Rede gänzlich versagt war, und obwohl er schon um sieben Uhr morgens zu lesen pflegte, war der größte Hörsaal — freilich auch nicht das ganze Semester hindurch — gefüllt. Die Stimme der innersten Überzeugung, die Stimme eines wahrhaften Mannes findet wenigstens bei der Jugend immer ein offenes, ein aufmerksames Ohr — auch wenn die Stimme heiser ist.

Auch wir können uns über den schlichten Reiz jener Vorträge ein Urteil bilden, denn 1844 erschienen die Vorlesungen über die englische, 1845 diejenigen über die französische Revolution im Druck. Charakteristisch für die Zeitverhältnisse ist, daß Verfasser, Verleger und Korrektor wie Verschwörer in größtem Geheimnis den Druck besorgten, damit nicht die Regierung schon vor ihrem Erscheinen Werke mit so verfänglichen Titeln mit dem Interdikt belege. Gerade weil in diesen Büchern auf das in Deutschland übliche gelehrte Rüstzeug verzichtet ist, wirkten sie auf weitere Volkskreise und wurden ausnahmsweise nicht bloß von solchen gelesen, die selbst wieder Bücher darüber schreiben. Der Einfluß der maßvollen und besonnenen, aber zugleich freimütigen und entschiedenen Urteile über die „zwei Revolutionen“ auf die Entwickelung der öffentlichen Meinung in Deutschland darf sehr hoch angeschlagen werden.

Als nun über Deutschland selbst die verhängnisvolle Sturm- und Drangperiode hereinbrach, als die Ereignisse des Jahres 1848 alle Herzen höher schlagen machten, einerseits patriotische Hoffnungen wachriefen, andererseits wilde Leidenschaften entfesselten — da richteten sich vieler Augen auf den Bonner Professor, der nie für ausschweifende Planmacherei zu haben war, aber ein warmes Herz für die Volksrechte hatte. Der Führer einer Partei zu werden, dazu fehlte ihm der Wille und wohl auch die Kraft. Er trat deshalb auch im Frankfurter Parlament nicht so bedeutend hervor, wie man es nach dem Kredit, den er als Politiker genoß, erwartet hatte. „Die Mittelpartei,“ sagt Springer, „zu welcher die Mehrzahl unserer geistig hervorragendsten Männer gehörte, nannte sich nach Gagern, handelte aber in der Regel nach Dahlmann.“

Man hat die Verhandlungen und Beschlüsse jener Versammlung in der Frankfurter Paulskirche mit dem Schlagwort „Professorenweisheit“ lächerlich zu machen und damit ein für allemal abzufertigen gesucht. Es sollen die Schwächen jener Männer nicht in Abrede gestellt werden: die Neigung zu doktrinären Erörterungen, die Vorliebe für Abstraktionen, der autoritative Katheederton, der Mangel an weltmännischer Klugheit und praktischer Erfahrung, die Sucht, alles, das Gewordene wie das Werdende, zu rubrizieren — alle diese Einwände gegen das Professorenparlament zugegeben, muß man dennoch und mit Entschiedenheit bestreiten, daß dadurch das Fiasko der ersten deutschen Volksvertretung und ihrer Verfassungsarbeit verschuldet worden sei.

Die deutsche Frage war in erster Reihe eine Machtfrage, der Gegensatz zwischen Österreich und Preußen war mit Reden überhaupt nicht aus der Welt zu schaffen, und an dieser Klippe mußten auch die weisesten Beschlüsse scheitern.

Und die Gedankenarbeit, die in der Paulskirche geleistet wurde, ging auch nicht verloren. Freilich liest heute niemand mehr die Reden von Dahlmann oder Jordan, aber ihr Inhalt ist längst zum geistigen Eigentum der Nation geworden! Und wenn das Professorenparlament von 1848 gar keinen anderen Nutzen gehabt hätte, als daß die deut-

sche Wissenschaft erkannte, daß sie sich an die Nation halten, daß sie dem bodenlosen Weltbürgertum des klassischen Zeitalters unserer Litteratur entsagen müsse, so ist dies schon ein hochschätzbarer Gewinn. Die Kluft zwischen den Gebildeten und Ungebildeten zu überbrücken, das ist ja doch die wichtigste Aufgabe der Zukunft.

Solange es der preußischen Regierung geraten schien, den Volkswünschen Rechnung zu tragen, erschien ihr Dahlmann als geeigneter Vertrauensmann; als solcher vertrat er die preußische Stimme im Bundestag, als förmlicher Gesandter angestellt zu werden, lehnte er ab. Auch an dem Verfassungsentwurf der Siebzehner Kommission war er beteiligt. Doch den Stürmern und Drängern ging er nicht rasch und nicht weit genug; man nannte seine Achtung des historisch Gewordenen altfränkisch und seine Überzeugung einer starken Regierungsgewalt lakaienhaft. Der Antrag Gagerns, die Frage des künftigen Reichsoberhauptes nur durch die gewählte Volksvertretung ohne Mitwirkung der Fürsten zu lösen, wurde von Dahlmann heftig bekämpft; den republikanischen Gelüsten der Robert Blum und Trutschler, die den konservativen Ausschuß des Hochverrats am souveränen Volk bezichtigten, rief er das berühmte Wort zu: „Es giebt auch einen Hochverrat gegen den gesunden Menschenverstand, und dessen machen Sie sich schuldig!“ Ein Staatenhaus neben dem Volkshaus, ein erblicher Kaiser mit absolutem Veto und zwar ein Kaiser aus dem Hause der Hohenzollern: das war Dahlmanns Programm, dafür wirkte er begeistert und unermüdlich im Parlament und in der „Deutschen Zeitung“.

Auch nach Berlin ging er als Mitglied der Deputation, die Friedrich Wilhelm IV. den Kaiserreif anbot. Von Schmerz und Zorn erfüllt, kehrten Simson und seine Gefährten, als der König abgelehnt hatte, nach Frankfurt zurück. Infolge der Weigerung Friedrich Wilhelms war alle Parlamentsarbeit umsonst gethan, und die armen Weber mußten mit einem neuen Einschlag beginnen. Und die Hände wurden müder, das Gespinst verworrener mit jedem Tag. Dahlmann glaubte nicht mehr an einen glücklichen Ausbau, ja nicht an längeren Bestand der Reichsverfassung, nachdem einmal die Regierungen ihre Sache von der Frankfurter Sache getrennt hatten; er wollte nicht mehr gegen Anträge sich müde reden, die vielleicht beschlossen, aber niemals ausgeführt werden konnten, wollte nicht mehr mit Männern arbeiten, die den Verfassungsstreit für den natürlichen Übergang zur Republik oder, schlimmer, für den herrlichen Anfang anarchischer Zustände hielten.

Am 19. Mai 1849 erklärte er deshalb mit fünfundsechzig Genossen seinen Austritt aus der Versammlung. Es blieb ihm dadurch erspart, Zeuge der Wahl Karl Vogts zum Reichsverweser zu werden.

Der sonst so klar denkende und entschlossene Mann hatte nach seiner Rückkehr von Frankfurt, wie seine Frau erzählte, Augenblicke auffälligster Unentschiedenheit und Verzagtheit. Doch es dauerte nicht lange, so war er wieder zielbewußt und sah den rechten Weg. Er besuchte die Versammlung, die am Johannistag 1849 in Gotha zusammentrat, und obwohl er nicht das ganze Programm billigte, zählte er sich fortan selbst zur sogenannten Gothaer Partei.

Der Mann, der Preußen so ehrlich und aufopfernd gedient, wurde vom preußischen Ministerium, weil er seinen Urlaub um etliche Tage überschritten hatte, wie ein Schulknabe abgekanzelt, doch auch diese schlimme Erfahrung machte ihn in seiner politischen Überzeugung nicht irre. „Wer für sein Denken über Staat und Reich immer auf sofortige Zustimmung hofft und für sich selbst Belohnungen erwartet, der hat keine Geschichte studiert und ist kein wahrer Patriot!“

Während die meisten Achtundvierziger, von Abspannung und Gleichgültigkeit erfaßt, auf fernere politische Thätigkeit als hoffnungslos verzichteten, kämpfte Dahlmann unerschrocken und unermattet weiter. Als er, der, von der Gunst seines Fürsten getragen und vom hellen Jubel des Volkes begleitet, nach Frankfurt gezogen war, nunmehr als geschlagener Mann, von der Regierung scheel angesehen, von den Demokraten verspottet, an Seele und Leib geschädigt und krank nach Bonn heimgekehrt war, fuhr er fort, Politik als erstes und höchstes Ziel der Wirksamkeit eines deutschen Mannes anzusehen.

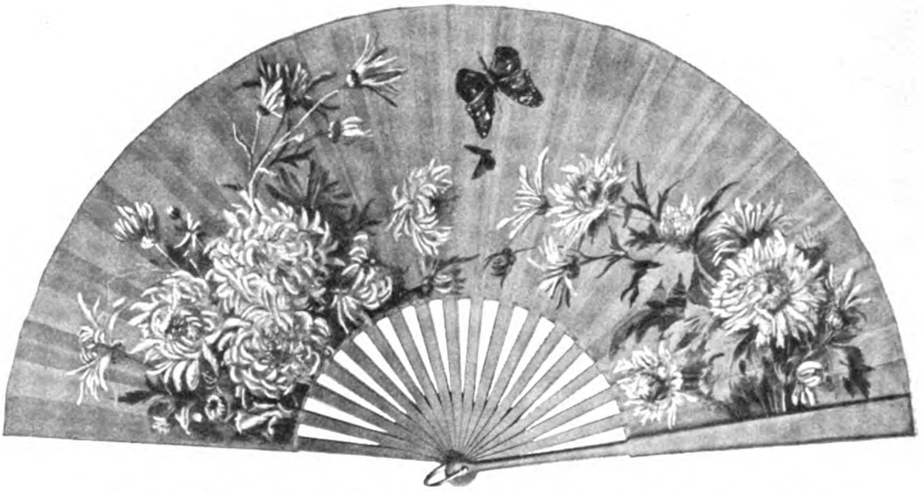
Der Freundeskreis in Bonn war recht klein geworden, viele Kollegen spotteten über den Unverbesserlichen, der noch immer die Unvereinbarkeit von politischer Thätigkeit und echter Wissenschaftlichkeit nicht einsehe, dafür wurde das Band mit den wenigen Getreuen um so inniger geschlungen.

Oft saßen bei einer Flasche Wein zusammen drei Männer, die ihr ganzes Leben dem Dienst des Vaterlands geweiht und dafür nur Undank geerntet hatten, klagten über die Gegenwart und sannen über die Zukunft: der alte Arndt, der sich in den Zorn über Judasse und Philister so heftig hineinredete, daß er sein zusammengeknülltes Taschentuch wie einen Streitkolben schwang, — der nicht minder erregbare Welcker, der in der Hitze des Wortgefechtes die Perücke wie eine Mütze immer weiter zurück in den Nacken schob, und zwischen ihnen Dahlmann, ruhiger und gemessener, und doch ein ebenso glühender Patriot wie sie.

Seine tapfere Frau Luise, seine zweite Gattin, verlor er, als er gerade das siebzigste Lebensjahr überschritten hatte und einer treuen Stütze noch bedürftiger geworden war. Immer öder, immer einsamer wurde es um ihn. Wilhelm Grimm, sein liebster Freund, Arndt, Bunsen starben in rascher Folge, da deuchte ihn die stille Todeshand Erlösung. Schmerzlos verschied er am 5. Dezember 1860. Es war ihm nicht mehr vergönnt, die Früchte seines politischen Wirkens zu ernten; es war ihm nicht mehr vergönnt, den Wiedergewinn Schleswig-Holsteins für Deutschland zu erleben, es war ihm nicht mehr vergönnt, Deutschlands Einigung, den Sieg der nationalen Idee mitzufeiern.

Menschenschicksal! Im warmen Lichte ragt der Baum, Mark und quellende Säfte in jedem Ast, fröhlichen Wachstumes sicher, aber den Gärtner deckt der Rasen.

Dahlmann lebte — wie Goethe mahnt — stets im ganzen, doch für ihn war das Ganze das Vaterland, er sah in Deutschland seine Welt. Dabei war er besonnen und maßvoll, hoffte auf keine Wunder, verlangte von der Eiche keine Apfelblüte. Aber es war ihm keinen Tag gleichgültig, ob es in deutschen Landen vorwärts oder rückwärts gehe, ein müßiger Kiebitz war er nie. Dahlmann wußte, daß Macht die erste Bedingung und das letzte Ziel eines großen Staates ist, aber am guten Recht der Bürger ließ er nicht rühren und rütteln, denn an das Glück unfreier und unmündiger Völker glaubte er nicht. Ruhmvoll thätig in seinem Beruf, setzte er als Staatsbürger für seine Überzeugung seine ganze Persönlichkeit, sein gegenwärtiges Lebensglück und seinen Anspruch an die Zukunft ein.



Moderner Fächer. Nach einem Entwurf von Frau Prof. Johanna Ewald (Berlin).

Der Fächer.

Von

Oskar Wiener.

(Nachdruck ist untersagt.)

Der Fächer ist der Marschallstab des Weibes,
Denn unterm Schein des losen Zeitvertreibes
Schlägt spielend sie aufs Haupt den Herrn der Welt.
Des Fächers Wink regierte meist die Heere,
Sein Fächeln trieb zur Seeschlacht die Galeere,
Er winkte, und man war sofort ein Held.
Cäsar, Armin, der Korse — arme Wichte,
Der Fächer kommandiert die Weltgeschichte.

Ludw. Hevesi.

Unsere Ballschönheiten, die mit entzückender Koketterie den Fächer, ihr Frauenscepter, handhaben, ahnen wohl kaum, wie altehrwürdig die Existenz dieses zarten, gebrechlichen Spielzeugs ist; und doch verstand schon die Stammmutter unseres Geschlechtes im Garten Eden den Fächer vielleicht mit eben solcher Anmut zu führen wie heute ihre Töchter an der Wende des neunzehnten Jahrhunderts. Ja, uralt ist der Fächer, älter als das biblische Feigenblatt. Kein Wunder auch; das Bedürfnis des ersten Menschenpaares, ihren Körper vor den zahllosen Insektenschwärmen und den Strahlenbränden der Tropensonne zu schützen, war gewiß ein natürlicheres als das Verlangen nach irgend einer noch so bescheidenen Kleidung.

Die gleiche Erscheinung können wir auch jetzt noch bei manchem wilden Volksstamm beobachten. So erzählt N. Frauenberger in seiner „Geschichte des Fächers“ (I, 16 ff.): „Als die ‚Novara‘ vor den Nikobareninseln ankerte, kamen in einem Kanoe drei Wilde an das Schiff herangerudert, jeder vollkommen unbekleidet, nur mit Colliers von Menschenzähnen geziert, und in der Hand hielten diese auf der untersten Bildungssprosse stehenden Menschen — einen Fächer.“

Bis in die graue Vorzeit läßt sich das Vorhandensein des Fächers nachweisen. Manche Wandlungen hat er in der Flucht dreier Jahrtausende erfahren müssen. Er hat politische und religiöse Bedeutung erlangt und ist auch gegenwärtig noch ein Symbol der Herrschaft, freilich jener tändelnden Frauen-

herrschaft nur, die sich die Herren der Schöpfung in Claque und Frack gern gefallen lassen.

Der Kulturhistoriker sieht im kleinsten Gerät, im unscheinbarsten Gegenstande ein Spiegelbild jener Zeit, die er zu erforschen bestrebt ist. Von diesem Standpunkte aus mag die Geschichte des Fächers eine der interessantesten und lehrreichsten sein, denn sie ist in ihren Begleiterscheinungen überreich an kulturgeschichtlichen Momenten.* Und von diesem Standpunkt aus wollen wir nun auch den Fächer auf seiner Weltwanderung begleiten, dreißig Jahrhunderte dauert sie schon, und sie schließt ein mächtiges Stück Menschheitsgeschichte in sich.

Der natürlichste und ursprünglichste Fächer ist wohl das einfache Palmenblatt. Später, als das Schönheitsgefühl in der Menschenbrust erwachte, suchte man diesem Gebrauchsgegenstande eine mehr gefällige Form zu geben; man verzierte den Blattrand mit einem Grasgeflecht (Abbild. S. 612), oder man flocht sich aus Binsen ein eigenes Fächerblatt. Hier wird also dieser Gebrauchsgegenstand bereits zum Schmuckstück, zu einem primitiven Ziergerät zwar, aber immerhin zu einem Ziergerät.

Vor etlichen Jahren stellte Herr A. Reischek, ein gebürtiger Österreicher, seine Sammlung neuseeländischer Objekte dem Naturhistorischen Hofmuseum in Wien zur Verfügung. Die durch ein Jahrzehnt unter den schwierigsten Verhältnissen auf unwirtlichen Felsenriffen und in den dichtesten Urwäldern mit großen Opfern zusammengebrachte Sammlung erregte berechtigtes Aufsehen. Was wußten wir vordem von der Kunst unserer Gegenfüßler? Zwar hatten wir über Neuseeland genug des Sonderbaren vernommen, und unsere Phantasie hatte dieses „aus der Barockzeit der Schöpfung“ stammende Inselreich mit all dem Farbenprunk indischer Märchen umgeben, aber von den künstlerischen Fähigkeiten seiner Bewohner hatten wir kaum eine Ahnung. In ihrer höchsten Entfaltung zeigt sich die Kunst unserer Antipoden beim Stamme der Maori. „Diese Kannibalen sind,“ wie Fergusson* schreibt, „ein hochbegabter Menschenschlag, eine noble Rasse mit vortrefflichen Anlagen, ein durchaus kunstliebendes, kunstübendes Volk. Jedes Gerät des Krieges und des Friedens, jedes Gewand, Hausrat oder Sarg, Wohnhaus und Schiff sind mit buntem oder plastischem Zierat geschmückt, und an der Weka-Paß-Range bei Waikari hat man sogar uralte Felsenmalereien (nicht unähnlich jenen wunderbaren Gazellenbildern, die der Zulu in die Granitfelsen Südafrikas graviert) gefunden, die einige für die Spuren einer höheren, jetzt zurückgegangenen Kultur hielten.“

Nun, die Maori-Kunst steht heute nur noch im Dienste der Gewerbe. Neben Holz- und Beinschnitzereien, die trotz der primitiven Handwerkzeuge, mit denen sie gefertigt wurden, eine wahrhaft vollendete Form zeigen, sind es hauptsächlich die Flechtarbeiten, die unsere Bewunderung verdienen, und unter diesen, außer Körbchen und Matten, reizend gearbeitete Fächer in stilvoller Musterung, die eine gewisse Ähnlichkeit mit ururväterlichen japanischen Vorbildern nicht verleugnen.

Solche kunstvoll geflochtene Bastfächer finden sich übrigens noch bei vielen anderen Naturvölkern; der Raum unserer Abhandlung gestattet es aber nicht, auf all die zahlreichen, im Grunde doch sehr wenig verschiedenen Stücke dieser Art näher einzugehen, und man kann um so mehr auf ihre genaue Beschreibung verzichten, da sie nur wenig des Interessanten bieten. Wir wollen uns damit begnügen, die Fächer der Kulturvölker von einst und heute hier Revue passieren zu lassen.

Im Museum zu Kairo wird ein ägyptischer Fächerwedel verwahrt, der, aus dem Grabe der Königin-Mutter Aah-Hotep (um 1700 v. Chr. geboren) stammend, wohl als das älteste Stück dieser Art genannt werden muß. Sein Griff ist mit Gold beschlagen

* Meines Wissens haben sich nur wenige Forscher mit diesem Gegenstand beschäftigt. Genannt seien hier: Blondel, „Histoire des éventails“ (Paris 1875); Uzanne, „L'éventail“ (Paris 1881). — „L'art de composer et de peindre l'éventail“ von Fraipont (Paris 1894), „Alte und neue Fächer“ von Marc Rosenberg (Wien 1892, Gerlach u. Schenk), „Geschichte des Fächers“ von R. Frauenberger (Leipzig 1877) dienten mir als Quellen.

* Nach E. B. Zenker: „Die Kunst unserer Gegenfüßler“ (Beilage der Bohemia, Nr. 346, 1890).

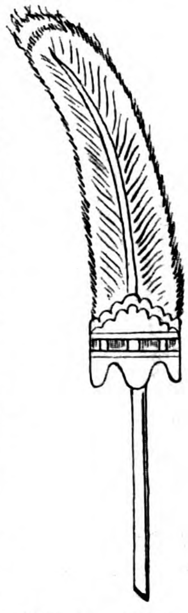
und zeigt am Rande des halbkreisförmigen Kernes noch jene Löcher, wo einst die Straußfedern befestigt waren (nach Ermann). Dieses und noch zwei weitere Fächerfragmente wurden mit anderem überaus kostbaren Schmuck 1860 zu Dra-Abu'n-Negga in dem Grabgewölbe der Aah-Hotep entdeckt. Es dürfte den Leser interessieren, etwas Näheres über jene, heute in der salle du centre des Ägyptischen Museums aufgestellten Schätze zu erfahren. Diese Diademe, Ketten und Armbänder mit Türkisen besetzt, mit verschiedenfarbigen Perlen geziert oder mit Lapislazuli eingelegt, machen uns fast glauben, Erzeugnisse der modernen Goldschmiedekunst vor uns zu haben, so fein, so meisterhaft sind sie gearbeitet. Unter den Diademen fällt besonders das in den Haaren der Mumie gefundene Geschmeide auf. Es zeigt auf der Vorderseite, von zwei kleinen Sphinxen bewacht, in blauer Emaille auf Goldgrund den Namenszug Ahmes' I., des Sohnes der Königin. Von den Colliers, die man der Fürstin mit ins Grab gegeben, hatte eines einst nicht weniger denn hundertacht Bestandteile, einundvierzig sind davon noch vorhanden: Goldschildchen mit Widderköpfen, mit Köpfen von Löwinnen und Sperbern, mit dem Haupte des jungen Horus und vor allem mit dem der Isis. Zierliche Gebilde aus Bronze und Edelmetall, bunte Gefäße aus Fayence und Glas, Elfenbein- und Holzschnitzereien, kurz, das Kunstgewerbe ist es, das von allen Schätzen ägyptischer Kultur sich am längsten seine Kraft und Frische bewahrte.

Wedel von den Nikobaren. (Original im Besitz der Frau v. Littrow.)

Dem Chinesen gleich, rechnet der Altägypter Nüchternheit und praktischen Sinn zu den Haupteigenschaften seines Nationalcharakters. Die Bewunderung und hohe Achtung, die er dem Baumeister und Bildhauer als dem Schöpfer seiner göttlichen Tempel entgegenbringt — sagt ganz treffend ein moderner Kunsthistoriker — ist kein Sporn für diese Männer, dem höchsten Ziele zuzustreben; denn es ist im Grunde immer nur die kühle Nüchternheit, die im Kunstleben Ägyptens den Herrscherstab führt. Aber wenn sich auch hier die freie Entwickelung an ehernen Schranken brach, so entlud sich dafür machtvoll die Erfindungskraft nach der nützlichen Seite hin: die angewandte, die „dienende" Kunst im Pharaonenlande hat etwas Freies, Ursprüngliches an sich, und aus der Fülle ihrer Formen schöpfen heute eben wieder unsere Secessionisten im Kunstgewerbe mancherlei Anregung.

Es ist selbstverständlich, daß die Ägypter, die alle ihre Gebrauchsgeräte so künstlerisch auszustatten wußten, auch dem Fächerschmuck ihre Aufmerksamkeit zuwandten. Der Ägyptologe Lepsius bietet uns in seinen Wandgemälde-Reproduktionen ein reiches und hochinteressantes Material zum Studium der am Nil gebräuchlichen Fächerformen.

Hier sei gleich erwähnt, daß der Fächer durch ein Jahrtausend die Gestalt des Wedels beibehielt; diese selbst hat aber mannigfaltige Wandlungen erfahren. Da sehen wir auf den Tempelwänden zu Theben riesige Fächerwedel mit buntem Farbenschmuck stilisierter Lotosblüten oder Papyrusblätter abgebildet, mancher wohl über drei Meter messend. Das Blatt besteht aus einem festen Kern mit weicherem, schmiegsamem Rand, wahrscheinlich Leder. Auch kleinere schmale Federwedel mit bemalter Hülse und kostbarem Straußfederschmuck finden sich vor. Oder auf Gemälden, die das altägyptische Volksleben charakterisieren, wie z. B. auf einer auch



Ägyptischer Wedel. Kgl. Ceremonienfächer von einem Wandgemälde zu Theben.

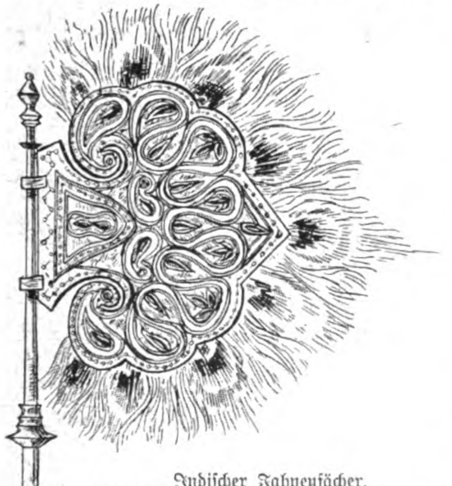
Zu Wiener: Der Fächer.

„Dichter im Mondschein.“ Japanisches Fächermotiv.
(Original im Besitz von Oskar Wiener-Prag.)

UNIV. OF
CALIFORNIA

von Frauenberger angeführten „ländlichen Scene“: Ein Wedel in Gestalt eines Palmblattes von einem Feldarbeiter über Wasserkrügen geschwungen, um die lästigen Insekten zu vertreiben. Endlich jene sonderbaren „Selbstfächler“, die, wie gegenwärtig noch in Indien, auch damals schon im Reiche der Pyramiden über den Ruhebetten Vornehmer und über dem Königsthron angebracht waren und ohne menschliche Hilfe nur von einem einfachen Mechanismus längere Zeit hindurch in Bewegung gesetzt wurden.

In einem Lande, das, von Sandwüsten umgrenzt und von einem ewigblauen Himmel überwölbt, gleichsam ein Glutenreservoir bildet, in einem Lande, dessen mittlere Tagestemperatur zur Sommerszeit nicht selten fünfunddreißig oder vierzig Grad Celsius überschreitet, hat der Fächer zum täglichen, unbedingt nötigen Gebrauchsgerät werden müssen, und so ist es auch kein Wunder, wenn ihm der ceremonienliebende Ägypter im öffentlichen Leben einen wichtigen Platz eingeräumt hat. Wie heute der Soldat seinem Vorgesetzten mit der Waffe salutiert, so grüßte



Indischer Fahnenfächer.
(Original im Besitz der Frau von Littrow.)

der damalige Krieger mit dem Fächer. Ganze Kolonnen marschieren auf, und ein jeder Mann trägt einen mächtigen Fächer in der Rechten. Frauenberger vermutet, daß diese Fächer, wie die altjapanischen, aus Eisen bestanden und gleich diesen als Waffe dienten.

Thatsächlich sind es aber Feldzeichen, wie sie damals eine jede Kompagnie zu führen pflegte. Diese Standarten hatten übrigens nicht immer die Gestalt eines Fächers; oft war da ein heiliges Boot zu sehen, und erst auf diesem hatte man irgendwo einen oder mehrere Fächerwedel passend angebracht.

Altgriechischer Wedel.
Vasenbild-Fragment.

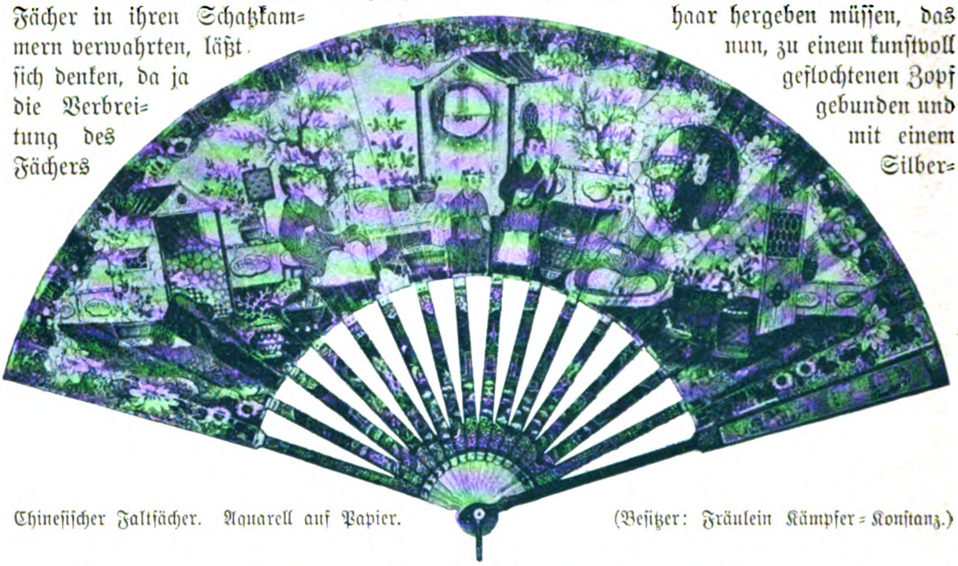
Als das Zeichen der Kammerherrnwürde, wie bei uns heute der goldene Schlüssel, sieht man den Fächer oft auf altägyptischen Malereien. Der „Herr der Geheimnisse“, d. h. der Herr Geheimrat, der dem Könige eine Deputation vorführt, wird immer mit einem Ceremonienfächer in der Hand abgebildet, und der erste Fächerträger des Königs ist auch sein erster Staatsbeamter. So wird der Fächer zum Wahrzeichen fürstlicher Macht, zu einem Symbol unbegrenzter Herrschergewalt. (Abbildung S. 612.)

Dieser Auffassung begegnen wir auch in Assyrien und Babylonien; auch hier ist der erste Fächerträger ein Königssproß und der erste Mann im Reiche. Die Palastruinen Ninevеs, der „großen, der erhabenen Stadt“, wie sie von ihren Bewohnern stolz genannt wurde, bewahrten manches Marmor- und Alabasterrelief, das uns fächertragende Assyrer zeigt; eines dieser Bildwerke veröffentlichte Blondel in seiner „Histoire des éventails“.

Im alten Persien tritt beim Gebrauche des Fächers noch ein rein religiöses Moment hinzu. Die Parsen waren Feueranbeter — auch heute noch haben sich ja Reste dieses Kultes erhalten —, und es galt, wie Herodot berichtet, als ein todeswürdiges Verbrechen, sich einer Flamme mit ungewaschenen Händen zu nahen, ihr grünes oder feuchtes Holz zu geben, ja es war sogar ein Frevel, sie mit dem Munde anzublasen (Döllinger, „Heidentum und Judentum“, S. 364). Da mußte also der Fächer aushelfen, und so wird er im Perserlande zu

einem Opfergerät, wie er es später auch im Tempel der Vestalinnen ist.

Daß die prachtliebenden Inderfürsten unter anderen Kostbarkeiten auch juwelengeschmückte Fächer in ihren Schatzkammern verwahrten, läßt sich denken, da ja die Verbreitung des Fächers



Chinesischer Faltfächer. Aquarell auf Papier. (Besitzer: Fräulein Kämpfer-Konstanz.)

im sonnengesegneten Indien eine allgemeine ist und war. Indra, die Herrin des Himmels, trägt in ihren Götterhänden gleich dem ärmsten Sklaven und dem reichsten Nabob einen Fliegenwedel. Die Talapoin, die Buddhapriester im Reiche des weißen Elefanten, führen als Zeichen ihrer Würde einen Fächer in Gestalt eines herzförmigen Blattes.

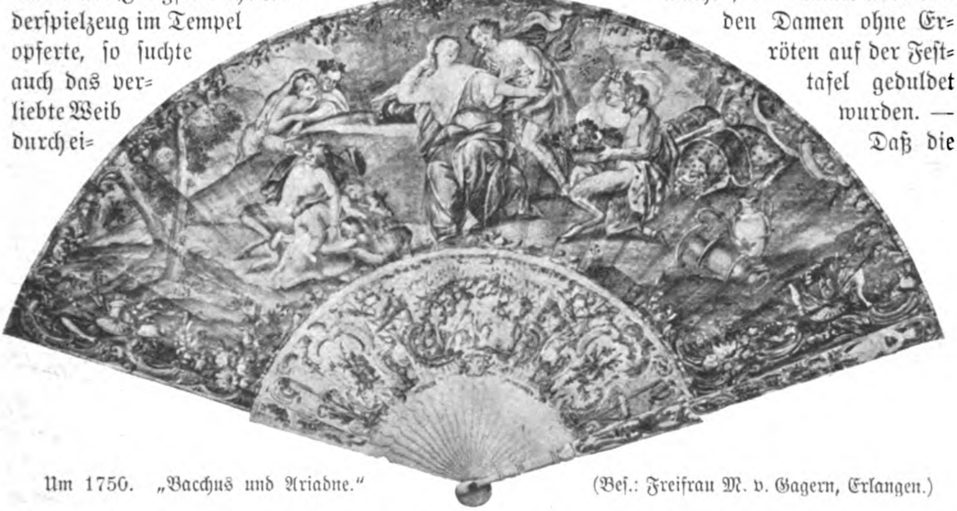
Die gewaltigen Schneefirne des Himalaja sind gleichsam ein Symbol für die himmelanragende Phantasie, für den Hochflug der künstlerischen Bestrebungen, die das indische Geistesleben auszeichneten. Die Pracht des Landes, die Allgewalt der Natur, die verschwenderische Schönheit, die sie dort an den Ufern des heiligen Ganges atmet, haben das Denken und Fühlen des indischen Volkes beeinflußt. Das kleinste Gerät, mit dem der Inder seinen Alltag schmückt, läßt dies schon merken; so auch der Fächer. Die Fächerwedel der Assyrer und Babylonier, der Juden und Phönizier sind in ihren Formen durchweg abhängig von der Einfachheit ägyptischer Motive. Die Kunstindustrie Altindiens hat sich unabhängig von diesem Einfluß entwickeln können, und sie verfügt deshalb über eine Reihe von Mustern und Formen voll reizender Ursprünglichkeit. Da giebt es aus Stroh und Binsen geflochtene bunte Fächer, bald achteckig, bald kreisrund, mit Flachornamenten von Seide dekoriert, denen wir heute noch oft begegnen. Oder der tibetinische Büffel hat sein schneeweißes Schweifhaar hergeben müssen, das nun, zu einem kunstvoll geflochtenen Zopf gebunden und mit einem Silbergriff versehen, einem Rajah als Kühlungsspender dient. Die Abbildung S. 613 zeigt einen modernen indischen Fahnenfächer aus Pappe mit Pfauenfedernrand gefertigt; die Arabesken der Fahne hat man durch metallisch schillernde Käfer- und Schmetterlingsflügel prächtig geziert. Ein Faltfächer aus Sandelholz in Form eines Papagei befindet sich im königlichen Museum für Völkerkunde zu Berlin und stammt aus Südindien.

An den Ufern des heiligen Stromes treffen wir auch zum erstenmal eine neue Fächerart, den Radfächer. Die Fahnen- und Faltfächer, die wir soeben besprochen haben, entstammen einer viel späteren Zeit als der Wedel; ob der Radfächer aus dem Faltfächer entstand, ob er im indischen Sonnenschirm sein Vorbild hat, ob er älter als der Fahnenfächer ist, all diese Fragen harren noch einer Lösung; ja, wir wissen nicht einmal anzugeben, aus welchem Lande die einzelnen Fächerformen hervorgingen. Der Radfächer gehört aber bestimmt einer viel späteren Periode als der Wedel an und bildet in seiner Gestalt gleichsam einen doppelten Faltfächer, dessen oben gespaltener Griff ihm in gefaltetem Zustande als Hülse dient.

*   *
*

Auch in Hellas war der Fächer seit alters her bekannt, denn schon Vater Homer zeigt uns Aphrodite, wie sie ihn in ihren zarten Händen hält. Wer den Gebrauch des Fächers den Griechen übermittelte, läßt sich nicht nachweisen; vermutlich brachten phönikische Kaufleute dieses Gerät nach Europa. Auf antiken Bildwerken, die aus Griechenland stammen, trifft man blättertragende Frauen. Anfangs scheinen nur natürliche Blätter als Fächer verwendet worden zu sein, erst später wurden diese imitiert und erhielten dann jene vollendete Form, deren edles Gleichmaß wir an allem bewundern, was althellenische Meisterhände geschaffen haben (Abbild. S. 613).

Der griechische Fächer war ein der Venus geweihtes Toilettenstück. Er blieb es auch dann noch, als aus Kleinasien um das fünfte Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung der Pfauenfederwedel nach Hellas kam. Ist doch der Pfau, gleich dem heiligen Lotos, ein Liebling der Himmelskönigin. Männer trugen in Griechenland keinen Fächer, da das gemäßigte Klima seine Verwendung nicht unbedingt erheischte; er war bloß ein zierliches Schmuckgerät der Frauenwelt. Wie die mannbare Jungfrau ihr Kinderspielzeug im Tempel opferte, so suchte auch das verliebte Weib durch eine Fächerspende seine Gottheit versöhnlich zu stimmen.



Um 1750. „Bacchus und Ariadne." (Bes.: Freifrau M. v. Gagern, Erlangen.)

Rom hat gleich manchem anderen auch diesen poetischen Brauch von Griechenland mit übernommen, und auch hier tragen nur Frauen einen Fächer. Wie in Hellas, so galt es im alten Rom für weibisch, wenn Männer sich öffentlich eines Fächers bedienten. Erst zur Zeit des verweichlichten Kaisertums änderte sich dies. In jenen Tagen dekadenter Überkultur und toller Genußsucht lebt das Amt der Fächerträger wieder auf.

„Was ist für ein Unterschied," schreibt Heinrich Frauenberger in seiner „Geschichte des Fächers", „zwischen dem Fächerträger am Hofe der Pharaonen und dem Fächersklaven der Römerin? Dieser der Buhle, oft noch ein Kind, von der lüsternen Herrin sorgsam für ihre Laster ausgewählt — jener der erste Hofbeamte, der Sohn des Königs; dieser für alle verabscheuungswürdigen Lüste bestimmt, die das Tageslicht scheuen — jener ein integrierender Teil der Hoffeste; dieser ein ephemerer Günstling, der bald einem jüngeren, besseren seine Stelle abtreten muß — jener im steten Besitze einer Machtfülle, die wir heute kaum ermessen können!" —

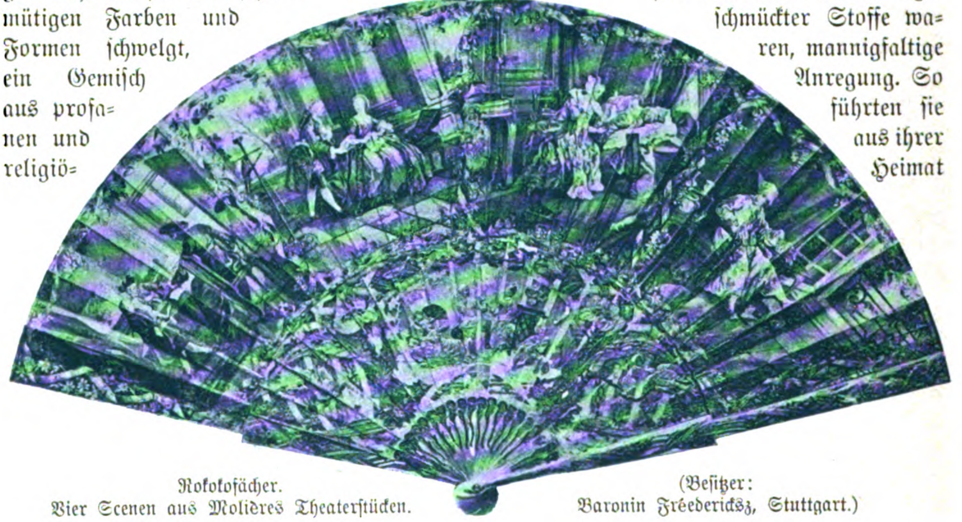
Daß die Moral im Mittelalter auf keiner allzu hohen Stufe stand, ist hinlänglich bekannt. Ich will hier nur, um ein einziges Beispiel zu nennen, an jene Prunkgeräte der mittelalterlichen Fürstentafeln erinnern, deren anstößige Darstellungen ihre öffentliche Aufstellung in unseren Museen heute unmöglich machen, die damals aber von den Damen ohne Erröten auf der Festtafel geduldet wurden. — Daß die Frauenmoral im Mittelalter also auf keiner allzu hohen Stufe stand, läßt sich nicht leugnen. Nur trug der Page, den sich die minnige Rittersfrau kürte, keinen Fächer wie bei der Römerin, sondern die Schleppe seiner Herrin.

Kaum eine einzige der vielen Kleiderordnungen, die in jener Zeit Prunksucht und

Luxus von Staats wegen einzudämmen suchten, führt als weibliches Toilettenstück den Fächer an; dagegen finden wir unter den Kirchen- und Klosterschätzen manches kostbare Flabellum. So nannte man den Wedel, welcher vom Priester beim Abendmahl gehandhabt wurde, um die zudringlichen Fliegen von den Hostien zu verscheuchen. Jeder Ritus hat seine eigene Fächerform. Die griechisch-katholische Kirche verwendet noch heute ein Flabellum in Gestalt eines geflügelten Engelkopfes, die armenische Geistlichkeit bedient sich eines Fächerfähnchens, und auch die römische Kirche hatte einst Fächerwedel, meist jedoch Radfächer zum Schutze der Hostien im Gebrauch.

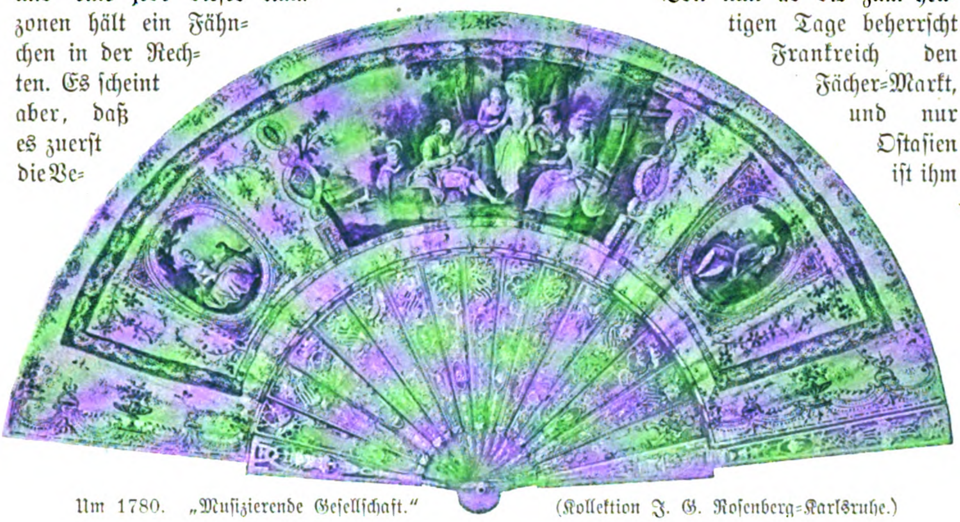
Es ist eben der Radfächer, der durch mehrere Jahrhunderte des Mittelalters vorherrschte, ohne es aber außerhalb der Kirche zu einer besonderen Beliebtheit bringen zu können. Die Kirche hatte ihren Siegeszug durch die Welt angetreten, das Römerreich im alten Byzanz eine neue Heimstätte gegründet. Hier an den Grenzen des Morgen- und Abendlandes feierte die christliche Kunst ihre Auferstehung. Es ist eine ernste, fast grämliche Kunst, die in schwermütigen Farben und Formen schwelgt, ein Gemisch aus profanen und religiösen Elementen, aus heidnischen und christlichen Motiven. Dieser im Gegensatz zum antiken Schönheitsideal stehende Ernst, diese Askese, in die sich der griechische Geist versenkt, lassen keine echte Lebensfreudigkeit aufkommen. Das gesamte öffentliche Leben steht im Banne der Kirche, und so ist es kein Wunder, daß auch der Fächer, wie so viele andere Geräte der Antike, die bis dahin der Fröhlichkeit und dem profanen Alltag dienten, in den Dienst religiöser Handlungen gestellt wurde. Es ist aber auch ganz natürlich, daß der Fächer, als ein im Kulte verwendeter Gegenstand, seine ursprüngliche Bedeutung nach und nach ganz einbüßt, und so finden wir ihn in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters kaum mehr in den Händen schöner Frauen, sondern der Diakon führt ihn zum Schutze der Hostien.

Jahrhunderte vergehen. Neue Ideale sind erwacht. Die Araber, die nach Europa gekommen, haben ein frisches, froh pulsierendes Leben in den alternden Weltteil gebracht. In Spanien zu Cordova hat eine ommayadische Dynastie ein glanzvolles Kulturcentrum gegründet. Dieser Pflanzschule hoher geistiger Bildung entsprang ein Quell, dessen erquickende Flut bis in die fernsten und entlegensten Teile Europas befruchtend drang. Wissenschaft und Kunst blühten auf, und auch das Gewerbe empfing durch die Mauren, die, um nur ein Beispiel zu nennen, Meister im Weben arabeskengeschmückter Stoffe waren, mannigfaltige Anregung. So führten sie aus ihrer Heimat auch den Fahnenfächer bei uns ein. Herr Prof. Dr. Bernstein in Berlin besitzt solch ein Stück; es zeigt ein in Gestalt einer Streitaxt hergestelltes Fahnenblatt, dessen mit Silberblech verzierter Griff drehbar ist. Das Blatt ist auf rotem Sammt mit Gold und Silber gestickt.



Rokokofächer.
Vier Scenen aus Molières Theaterstücken.
(Besitzer: Baronin Freedericksz, Stuttgart.)

Auf einer reizenden Miniatur jener Tage, die das befestigte Paris darstellt, begegnen wir mehreren zu Pferde sitzenden Damen, und eine jede dieser Amazonen hält ein Fähnchen in der Rechten. Es scheint aber, daß es zuerst die Venetianer waren, welche, dem Beispiel der Mauren folgend, den Fächer wieder als Frauenzier und Schmuckgerät in seine alten Rechte eingesetzt haben.



Um 1780. „Musizierende Gesellschaft.“ (Kollektion J. G. Rosenberg-Karlsruhe.)

Der italienische Fahnenfächer bestand entweder aus Goldbrokat für verheiratete Frauen — solch ein Zierstück sehen wir in der Dresdener Galerie auf dem Bildnisse der neuvermählten Tochter Tizians — oder aus weißem Pergament für Bräute. Damals, im Blütezeitalter der Renaissance, stand die ganze Welt im Zeichen Italiens; nicht nur in Kunst und Poesie, sondern auch in der Mode herrschte die bella Italia. Später mußte sie ihren Einfluß an das Reich Karl V., an Spanien abtreten. Kaiser Karl war ein Freund des Fächers. Wenn er tafelte, ließ er sich von zwei Mohren Kühlung zufächeln, und die kastilischen Granden folgten hier wie in allem dem Beispiel ihres Souveräns.

In jener Zeit kommt auch das erste Exemplar eines Faltfächers aus Japan über China nach unserem Kontinent, wird seiner handlichen und eleganten Gestalt wegen schnell beliebt und verdrängt nach und nach alle anderen Fächerformen. Im allgemeinen ist aber die Renaissance der Verbreitung des Fächers nicht sehr günstig; erst als das zierliche Rokoko tänzelnd und lächelnd sich die Welt erobert und die Gottheit Mode ihren Tempel zu Paris aufschlägt, da erst ist die Glanzepoche des Fächers gekommen. Von nun ab bis zum heutigen Tage beherrscht Frankreich den Fächer-Markt, und nur Ostasien ist ihm auf diesem Gebiet ein äußerst gefährlicher Rivale geworden.

* * *

Man muß bedenken, daß an fünfhundert Millionen Fächer alljährlich in den Welthandel kommen, und daß drei Vierteile dieser gewaltigen Summe China und Japan allein bestreiten. Die gelben Söhne des Ostens sind vermöge ihrer Genügsamkeit eine billige Arbeitskraft, und so kommt es, daß heute am Markt zu Kanton das Tausend hübscher, handgemalter Fächer nicht mehr als — acht Mark kostet.

Hochinteressant ist es, einen Blick in die Werkstatt chinesischer Fächermacher zu werfen. Da hocken über die niedrigen Arbeitstischchen gebeugt die Gesellen und ihr Meister, alle mit Lust und Liebe am Werke. Gesprochen wird wenig, jeder ist in seine Arbeit vertieft. Da der Grundsatz der Arbeitsteilung herrscht, so verfügen die einzelnen Werkleute über eine staunenswerte Fertigkeit. Aber sie schaffen nicht mechanisch, wie man dies so oft bei uns zu Lande in jenen großen kunstgewerblichen Anstalten sieht, wo nach einer bestimmten Vorlage gearbeitet wird; nein, der Geselle einer chinesischen oder japanischen Fächermacherei kann seine

Individualität frei entfalten, und so bescheiden er auch in seinen Lebensansprüchen ist, so stolz blickt er auf sein künstlerisches Können. Jede Selbstsucht liegt ihm fern; glückselig verkündet er allen Zunftgenossen einen eben gelungenen

„Zephyr.“ Fächerentwurf nach F. A. v. Kaulbach. (Original im Besitz des Freiherrn v. Schneider-Glend, Berlin.)

neuen technischen Trick oder eine originelle Erfindung auf dekorativem Gebiete.

Dieser brennende Ehrgeiz, diese Schaffensfreudigkeit fehlt unseren Gewerbetreibenden; sie wollen Geld verdienen, sonst nichts. Nur ein Fleckchen europäischer Erde beherbergt ein ähnliches Künstlervölkchen: wer die Phioleri de Muran, die venetianischen Glasbläser, diese armen Teufel, welche sonst nichts als ihre Kunst besitzen, bei der Arbeit beobachtet hat,

„Kühle.“ Fächerentwurf nach Paul Meyerheim.

der fühlt unwillkürlich: diese Leute sind glücklich, die Kunst verschönt ihr Dasein! Wie gesagt, der Fächermacher Ostasiens und der Glasmacher Venedigs sind wahlverwandte Naturen. Man vergleiche nur Art und Weise, wie sie sich beide kunstbegeistert einer Sache weihen, die ihnen weder persönlichen Ruhm noch Reichtum sichert. Dabei ist es merkwürdig, wie selbst die Kunstwerke, die aus den Meisterhänden beider hervorgehen, gewisse Ähnlichkeiten, so die Freude am bizarren Schmuck, aufweisen. Auch das patriarchalische Verhältnis des Meisters zu seinen Gesellen, die gar oft, durch enge Familienbande verknüpft, jahrzehntelang in seinen Diensten stehen, ohne sich selbständig zu machen, ist beiden gemeinsam.

Kaiser Wou-Wang, der um das Jahr 1100 v. Chr. regierte, wird der Erfinder des chinesischen Fächers genannt, und aus mehr als einem Zeugnis können wir uns überzeugen, zu welch nationaler Bedeutung diese kaiserliche Erfindung im Drachenreiche gelangt ist. Aber nur von Handfächern reden die alten Schriftsteller, und sie erzählen, daß die ersten Fächer aus Bambus und Federn bestanden und erst später auch weiße und rote Seide verwendet wurde.

Frau Mode, die drüben im Lande der Mitte nicht minder launisch ist als bei uns daheim, gab denn auch im wechselnden Laufe der Zeiten ihrem Liebling, dem Fächer, den mannigfaltigsten Schmuck. Da heben sich farbenschöne Blüten und bunte Vögel wirkungsvoll vom goldgetönten Hintergrunde ab, sie sind auf Holz oder Papier oder Leinwand gemalt und die Figuren mit Seide eingefaßt. Oder der chinesische Kunststicker, der anerkannt erste Meister auf diesem Felde, stellt sich in den Dienst der Fächerdekoration. Ein anderer Künstler hat mit glühenden Nadeln eine phantastische Landschaft auf Sandelholz in den Grund gestochen. Wieder ein anderer zaubert die reizendsten Genrescenen — theetrinkende Chinesen, stolz einherschreitende japanische Würdenträger, badende Frauen, niedliche Tänzerinnen, religiöse Aufzüge u. s. w. — auf das Seidenblatt seiner Fächer. Ein vierter malt mit Gold- und Aventurin-Lack originelle Stillleben auf Elfenbein oder Schildpatt. Ein fünfter schnitzt aus der Schale der Seeperle Schlangen und Drachen oder sonst irgend ein Fabeltier, um damit einen versilberten oder bronzierten Bambuswedel zu schmücken; oder er versteht es, durch Zusammenschweißen und Ineinanderhämmern verschiedenfarbiger Metalle jene unvergleichlich schöne, feurige Rotbronze herzustellen, die wir nicht nur als Fächerzierat anstaunen, sondern der wir auch auf japanischen Schlosserarbeiten gar oft begegnen. So entstehen wahre Wunderwerke der Kleinkunst, die das Entzücken eines jeden Schönheitsfreundes bilden.

„Pierrot in Nöten."
Entwurf
nach Leopold Schmutzler.
(Original: Kollektion
J. G. Rosenberg-Karlsruhe.)

Uralt ist auch die Figurenplastik am chinesischen Fächer. Die Seidengewänder der Figürchen wurden erhaben gearbeitet und nur Kopf, Hände und Kleidersaum gemalt. Gegenwärtig ist es umgekehrt; die Porzellangesichter sind erhaben, die Gewänder hingegen glatt aufgelegt. Die reizend gesprenkelte Feder des Perlhuhnes war lange hindurch ein beliebter Fächerschmuck, noch öfters begegnete man einst der prächtig gezeichneten Fasanfeder.

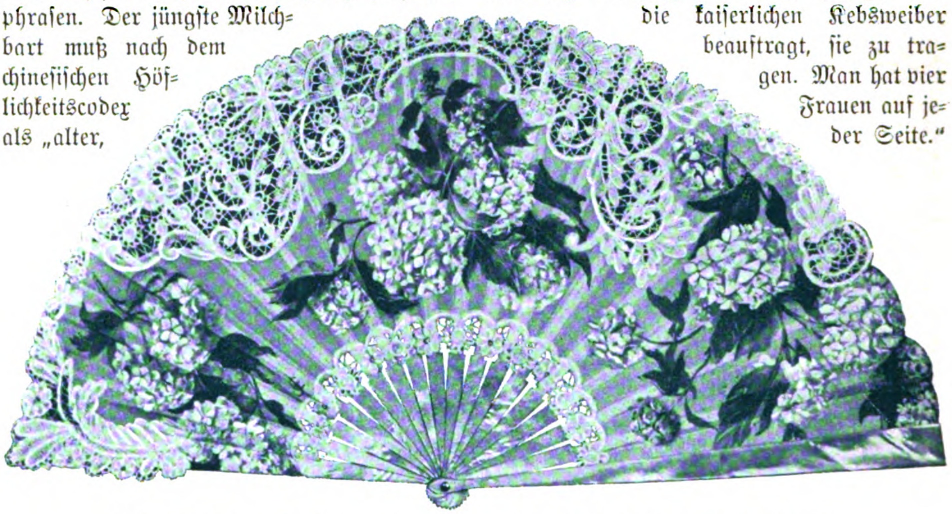
Wer sich bis zum XXVII. Buche Tschéou-Li durchliest (wenn er Chinesisch versteht), wird im siebenten Kapitel dieses siebenundzwanzigsten Buches, wie ich mir sagen ließ, eine Mitteilung über fünf Prunkwagen der Kaiserin finden. Mit je zwei Doppelreihen von Fasanfedern, nach Art altägyptischer Selbstfächler, waren diese Prachtkarossen geschmückt, die durch die Bewegung des Wagens von selbst in Schwingung gerieten.

Die hier abgebildete Probe ostasiatischer Fächerindustrie ist nur im stande, dem Beschauer eine schwache Vorstellung von der verwirrenden Fülle in Form und Zierat der chinesischen und japanischen Fächer zu geben; kaum tausend Illustrationen würden hierzu ganz genügen. Die Abbild. S. 614 bringt einen chinesischen Papierfaltfächer mit Familienscene in Aquarell; Köpfe, Gewänder und Vasen sind in Seide aufgesetzt; Glimmerfenster; rotes Lackgestell mit Vergoldung, die Außenstäbe elfenbeinverziert. (Besitzer: Fräulein Kämpfer in Konstanz.)

Bekanntlich sind die Chinesen ein sehr ceremoniöses Volk. Ihre nickenden Porzellanpagoden mit dem ewigen Freundlich-

keitsgrinsen sind so recht typisch für die ganze Nation. Urkomisch wirkt auf den Fremden ein jeder dieser langbezopften Etikettemenschen mit seinen endlosen Höflichkeitsphrasen. Der jüngste Milchbart muß nach dem chinesischen Höflichkeitscodex als „alter, großer Herr“ bezeichnet werden, und dann erbittet man, wo nur ein bißchen Lebensart vorhanden ist, Auskunft über den „erlauchten Anfangsbuchstaben des nicht minder erlauchten Namens“. Der Gefragte darf es dann bei Leibe nicht versäumen, seine grellrotfarbige Visitenkarte, die oft handgroße Buchstaben aufweist, zu überreichen. Sie sind wirklich urkomisch, diese pedantischen Chinesen. Ist es nicht lächerlich, wenn man einen Vornehmen aus den Stiefeln oder unter dem Strumpfband ein Stück viereckigen Seidenpapiers hervorholen sieht, das, nachdem er es mit vieler Würde als Sacktuch benützt hat, sorgfältig zusammengefaltet wird, um es dort wieder unterzubringen, von wo er es hervorgeholt? Oder wenn man im „himmlischen“ Reiche den hochgelehrten Mandarinen, der glücklich so und so viele Prüfungen bestanden hat, kaum für voll gelten läßt, falls er nicht hohe Stiefel aus schwarzem Atlas trägt?

Unendliche Stöße von Reispapier wurden schon von den chinesischen Schriftweisen über die Kunst, sich zu führen, bepinselt. Es darf uns daher nicht wundern, wenn der so volkstümliche Fächer in ihrer Etikette eine große Rolle spielte. Sogar bei Trauerfeierlichkeiten durfte er nicht fehlen. So heißt es (nach Frauenberger) im Liki, im Ritenbuche: „Der Leichenzug des Kaisers oder der Kaiserin haben jeder acht Fächer. Sobald sich der Zug in Bewegung setzt, sind die kaiserlichen Kebsweiber beauftragt, sie zu tragen. Man hat vier Frauen auf jeder Seite.“



Moderner Fächer. Nach einem Entwurf von Frau Prof. Johanna Ewald (Berlin).

Diese Trauerfächer waren aus roter Seide gefertigt. Es scheint somit, daß die weiße Farbe vor Jahrhunderten nicht wie heute als Trauerfarbe gegolten hat. Gegenwärtig gehört freilich zu einem vollständigen Trauerkostüm neben dem weißen weitärmeligen Kaftan, den weißen unendlich weiten und unten verschnürten Pantalons, dem weißen Stroh- oder Filzhute und dem weißen Zopfband auch ein weißer Trauerfächer.

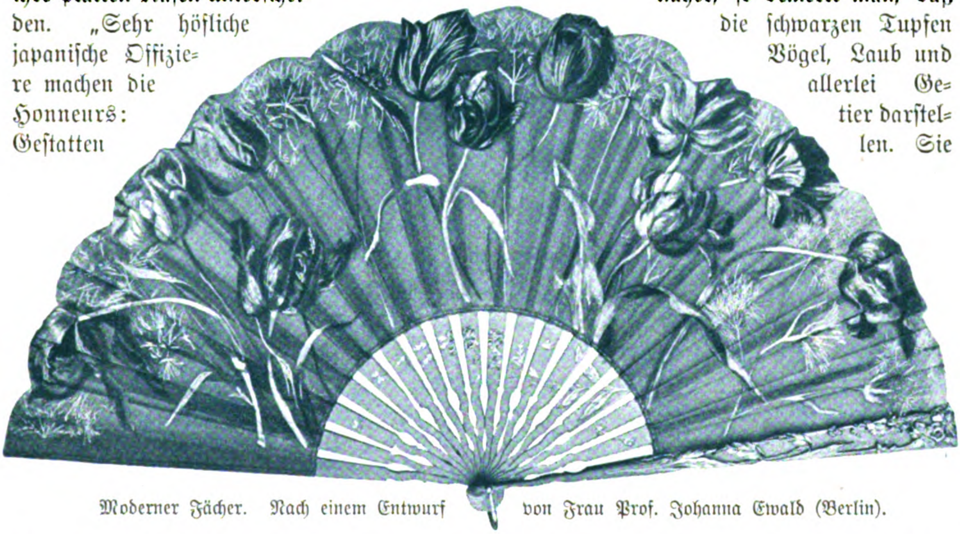
Um das Jahr 960 kam in China der Faltfächer auf, und die graziösen Japaner werden allgemein als seine Erfinder bezeichnet. Sicheres läßt sich darüber nicht nachweisen, denn die alten Autoren sprechen in dieser Sache nur immer vom Ausland, es bleibt zweifelhaft, ob darunter gerade Japan und nicht vielleicht Indien gemeint ist.

Im blumenreichen Insellande Japan genießt der Fächer ein möglicherweise noch größeres Ansehen als jenseits des Gelben Meeres. Charakteristisch ist es, daß hier der Pate seinem Patenkinde, als ein Symbol der Tapferkeit, einen Fächer zum Geschenk macht — auch im Rokoko-Zeitalter galt es für schicklich, daß der jungen Mutter vom Taufpaten ein Fächer gespendet wurde — nicht minder bezeichnend, daß der Nationaltanz der Japaner ein Fächertanz ist. Der

japanische Feldhauptmann kommandierte einst mit dem eisernen Fächer in der Faust, und noch heute geben die Schiedsrichter beim Ringkampf mittels eines rotlackierten Holzfächers die erforderlichen Kampfzeichen.

Am Hofe zu Tokio wurden eigens vorgeschriebene Paradefächer verwendet, deren breite Bandschleifen bis zum Fußboden reichten und einer Schleppe gleich nachgeschleift wurden. Eine Beschreibung dieser unnatürlichen großen und wenig handlichen Akoyafächer verdanken wir dem französischen Romanschriftsteller Pierre Loti.

In seiner reizvollen Art plaudert der Dichter von einem Ball, den er auf dem auswärtigen Amte zu Jeddo mitgemacht hat. Er schildert uns seine Enttäuschung, wie er anstatt eines echt japanischen Nationalfestes — es wurde der Geburtstag des Mikado gefeiert — eine Gesellschaft französisch parlierender, nach dem allerneuesten Pariser Journal gekleideter Herren und Damen vorfindet: „Marquises“ und „Gräfinnen“, die sich von den Marquises und Gräfinnen der Seinestadt nur durch ihre schiefgeschlitzten Augen, ihre einwärts gekehrten Füße und ihre platten Nasen unterscheiden. „Sehr höfliche japanische Offiziere machen die Honneurs: Gestatten Sie, Ihnen Fräulein Arimaska oder Kunitschiwa oder Karakamoko, die Tochter unseres schneidigsten Artillerieobersten, oder die Schwester des genialsten Baumeisters von ganz Japan, Fräulein Miogonitschi vorzustellen. — Diese Fräuleins tragen weiße, rosa oder blaue Gazekleidchen, das Gesicht ist aber stets das gleiche, ein zierliches Katzengesichtchen, aber zu flach und mit ausgesprochenen Schlitzaugen, welche die Damen züchtig niederschlagen. Wieviel niedlicher wären sie in ihrer Landestracht!“ Welch ein Unterschied offenbart sich da zwischen diesem europatümelnden Hofadel und den kaiserlichen Prinzessinnen, die eben während eines Tanzes aus Giroflé-Girofla ihren Einzug halten! „Sie erscheinen in zwei Gruppen; kleine, blasse blutarme Frauen mit unerhörten Kleidern und sphinxartigen Haartrachten. Diese Kleider hat bisher kein Mensch gesehen, weder auf der Straße, noch im Bilde. Sie stammen aus graueſter Vorzeit und kommen nur bei Hoffesten zum Vorschein: hochrote Schuhe, rotseidene, unten übermäßig weite Beinkleider aus so steifen Stoffen, daß sie stehen und wie Reifröcke aussehen. Darüber ein weißer oder perlgrauer Brokatüberwurf mit schwarzen Tupfen durchwirkt. Die Kleider sind so steif, daß sie keine Falten schlagen, und so weit, daß sie die Körperformen in keiner Weise verraten. Selbst die Hände verschwinden in den weiten Pagodeärmeln, die an umgestülpte Tüten erinnern. Tritt man näher, so bemerkt man, daß die schwarzen Tupfen Vögel, Laub und allerlei Getier darstellen. Sie verbildlichen das Wappen der Dame. Das tollste ist aber die Frisur; das schöne, über irgend ein Gestell ausgebreitete schwarze Haar umrahmt wie ein Pfauenschwanz, wie ein Fächer, ein gelbes, ausdrucksloses Gesichtchen. Ich wähne, Menschen vor mir zu sehen, die aus einem alten Schmöker her-



Moderner Fächer. Nach einem Entwurf von Frau Prof. Johanna Ewald (Berlin).

ausgefallen sind, in welchem man sie jahrhundertelang wie seltene Blumen in einem Herbarium aufbewahrt hat. Häßlich sind die Damen, aber höchst vornehm und nicht ohne Reiz. Offenbar sehen sie auch auf das Fest verachtungsvoll herab. Sie ziehen sich in einen Nebensaal zurück, wo sie eine geheimnisvolle Gruppe bilden. In den winzig kleinen Händen halten sie jenen Akoyafächer, der übergroß und steif seiner Trägerin nur eine feierliche und langsame Bewegung gestattet, während seine schweren Seidenbänder schleppengleich das Parkett fegen."

* *
*

Chinesische und japanesische Vorbilder sind es, deren sich die Fächermacher Frankreichs bedienten, und die ihnen sowohl in künstlerischer als auch rein technischer Beziehung mannigfache Anregung boten. Die maîtres éventaillistes gingen in die Schule ihrer ostasiatischen Zunftgenossen, und viel, sehr viel haben sie von ihnen gelernt. Weder in den Tagen des romantischen Stils und der Gotik, noch im Zeitalter der Wiedererweckung der Antike zeigt der Fächer die ausgeprägten Formen jener Kunstepochen. Nun tritt darin eine Wandlung ein. Die Renaissance ist vorüber, neue Schönheitsideale erstehen, man begeistert sich nicht mehr für den edlen Ernst klassischer Kunstformen; für das Zarte und Niedliche schwärmt man nur noch. Jetzt ist die Zeit des Fächers gekommen, nun feiert er seine Triumphe. Er ist der verhätschelte Liebling des Rokoko, und selbst die ersten Künstler weihen ihm mitunter ihre Muse.

Obenan stehen die Meister Watteau und Boucher, die so manchen Fächerentwurf skizziert haben sollen. Sollen, denn keiner der nach Tausenden zählenden Fächer, die aus jener Epoche stammen, führt das Signum eines der beiden großen Künstler. Es steht außer Frage, daß berühmte Bilder Watteaus ihrer Beliebtheit wegen von Fächermalern oft und oft kopiert oder mindestens variiert wurden. Ein Beispiel genügt: der zu den schönsten Zierden der Kollektion Rosenberg gehörende gouache-gemalte Papierfächer, dessen durchbrochenes Perlmuttergestell mit Grün lasiert und vierfarbig vergoldet ist, zeigt zwei Medaillons von ungleicher Größe. Die Hauptdarstellung bildet ein ländliches Konzert, die Nebengruppe ist eine Variation von Watteaus „Duo champètre". Wer den schwermütigen Charakter des Menschen Watteau kennt, wer das liebesarme Dasein dieses genialen Träumers ein wenig studierte, dieses Künstlers, der sonderbarerweise vom Schicksal dazu ausersehen war, der Interpret des fröhlichen Treibens der französischen Gesellschaft in ihren Liebesmaskeraden und Schäferspielen zu sein, der wird zugeben müssen, daß der Meister kaum jemals in die Lage kam, einer Dame seines Herzens einen eigengemalten Fächer zu widmen. Ebenso sicher ist es, daß er, der doch so wie so nur langsam produzierte, die Fächermalerei niemals berufsmäßig betrieben hat. Beim lebensfrohen Boucher liegt die Sache anders. Einige der so sehr begehrten, entzückenden Amoretten, von seiner Meisterhand auf das Fächerblatt gezaubert, wurden mit Gold aufgewogen, und da Boucher leichtsinnig war und jeden Augenblick in Geldverlegenheiten geriet, so dürfte er oft zum leichten und schnellen Erwerbe des Fächermalens gegriffen haben. Aber wie gesagt, kein einziges der massenhaft im Kunsthandel als Boucher- und Watteaufächer umlaufenden Stücke läßt sich mit Bestimmtheit als ein Original bezeichnen.

Als Vorgänger der eben genannten Meister wird auf dem Felde der Fächermalerei häufig der Spanier Cano de Arevalo bezeichnet. Ich vermute, daß er mit dem „hispanischen Michelangelo", dem auch durch sein sonderbares Lebensschicksal bekannten Alonso Cano (1601 bis 1667), identisch ist,* der sich im Jünglingsalter schon als Bildhauer, Architekt und Maler hervorthat und wahr-

---

* Alonso Cano fand eines Tages bei seiner Heimkehr seine Frau ermordet und das Haus beraubt. Da sein Diener, ein Italiener, verschwunden war, fiel der Verdacht auf diesen. Nun stellte sich aber bei der Untersuchung heraus, daß Cano auf den Italiener eifersüchtig gewesen sei, und so bezichtigte man den Künstler des Mordes. Er entfloh und trat in ein Kartäuserkloster ein. Müde der Einsamkeit und des ewigen Zwanges übergab er sich mit den stolzen Worten „Excellens in arte non debet mori" selbst dem Gerichte und wurde auf die Folter gespannt, wobei aber aus Achtung vor seiner Kunst sein rechter Arm geschont blieb. Da Cano trotz aller Qualen nicht gestand, begnadigte ihn der König.

scheinlich auch als Fächerzeichner sein Glück versucht haben dürfte.

Gewiß verschmähten es damals die hervorragendsten Maler durchaus nicht, das eine oder das andere Prunkstück eines Fächers zu schaffen. Die meisten dieser Ziergeräte wurden aber nur nach Motiven führender Künstler gearbeitet, und da dienten hauptsächlich neben holländischen und italienischen Stichen die Kupfer des trefflichen Callot als Vorlagen. Jacques Callot bot in seinen mit Fug und Recht bewunderten, überaus geistvoll aufgefaßten Darstellungen den Fächermalern die reichste Anregung; sie beuteten seinen Humor, der uns aus seinen Festzügen und Maskenscherzen so launig entgegenlächelt, für ihre Zwecke aus. Andere Fächerzeichner entlehnen ihre Motive verschiedenen Bilderbüchern; so wurden vornehmlich die Randleisten Theodor de Brys, eines in jenen Tagen sehr beliebten Illustrators, viel nachgezeichnet.

Das Bestreben, den Fächer, der sich einer so großen Beliebtheit erfreute, recht billig und dabei doch geschmackvoll auszustatten, brachte einige Künstler auf den Gedanken, ganze Fächerblätter zu stechen. So hat ein deutscher Meister, Johannes Holzer mit Namen, in Augsburg ein halbes Dutzend solcher Blätter gestochen, und auch Daniel Chodowiecki veröffentlichte um das Jahr 1787 zu Berlin eine Reihe von Fächerblättern.

Ein stetig wechselnder Kunstgeschmack spiegelt sich im Bildschmuck des Fächers. Den Reigen malerischer Motive eröffnen Darstellungen mythologischen und historischen Inhalts; dann kommen die Holländer und ihr realistisches Genre zu Ansehen, auch Heiligenbilder fehlen nicht; dann wird China und der bunt-groteske Charakter seiner Kunstauffassung modern, endlich erscheinen Schäfer und Schäferin mit bändergeschmücktem Stabe tändelnd und liebesgirrend auf der Bildfläche.

In der Karlsruher Fächerausstellung (1891) war ein mit Gouache auf Schwanenbrusthaut gemaltes Fächerblatt zu sehen, das die Unterzeichnung des Ehekontraktes zwischen Ludwig XIV. und Maria Theresia zur Darstellung bringt. Trotz der geschraubten, akademischen Hohlheit, die aus diesem Gemälde spricht, kann man sein Entstehungsdatum getrost um das Jahr 1660 suchen. Denn wenn auch in dieser Zeit bereits ein Rückschlag gegen die steife Manieriertheit im großen Bilde eingetreten war, so klammerten sich gerade die Fächermaler noch mit einer gewissen Zähigkeit an die Überlieferungen früherer Jahrzehnte. — Der Faltfächer, den uns die Abbildung aus S. 615 veranschaulicht, ist um ein volles Jahrhundert jünger als das eben geschilderte Stück. Er hat seinen Bildschmuck der Mythologie entlehnt, ein Aquarell „Bacchus und Ariadne“ ziert ihn, und er ist Eigentum der Freifrau Maria von Gagern zu Erlangen. Ein anderer Faltfächer, der sich in gleichen Händen befindet, erregt seiner eigenartigen Ausstattung wegen unser besonderes Interesse. Das Fächerblatt ist aus Netzwerk, da sind in lebhaften Farben auf Papier gemalte und dann ausgeschnittene Vergeraden geklebt. Das Netzwerk bildet auch den Grund des bemalten und vergoldeten Elfenbeingestells. Dieser und der nächste Fächer sind um das Jahr 1760 entstanden. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts war es eine Zeitlang Mode, aus beliebten Romanen und Dramen Illustrationen auf das Fächerblatt zu bringen. So schmücken den hier abgebildeten Papierfächer (S. 616), dessen Eigentümerin Baronin Fréedericksz in Stuttgart ist, vier Scenen aus Molières Theaterstücken. Die letzte Fächerprobe, die wir hier aus der vorrevolutionären Zeit (Abbild. S. 617) bringen, zeigt in der Mitte eine musizierende Gesellschaft in Flitterumrahmung. Das Gestell ist aus hellem Schildpatt, durchbrochen und vergoldet, sowie mit Trophäen dekoriert. (Entstehungszeit um 1780. Besitzer: J. G. Rosenberg-Karlsruhe.)

Unter Ludwig XIV. wird 1678 zu Paris die Zunft der Fächermacher begründet. Hervorragende Meister zählt sie in ihren Reihen, und ihre Mitglieder gelangen zu Ansehen und Reichtum. Denn der Fächer ist in den glänzenden Tagen des Rokoko ein gar beliebter Luxusartikel; selbst der Roi Soleil bedient sich seiner und besitzt eine ganze Fächersammlung von auserwählter Kostbarkeit.

„Seit den Tagen der Cäsaren,“ sagt Taine, „hatte kein menschliches Wesen so viel Raum

eingenommen wie Ludwig XIV. und seine Nachfolger.“ — „Wer den Pomp von Versailles nicht gesehen,“ schreibt Chateaubriand, „der hat gar nichts gesehen. Das Aufstehen des Königs aus dem Bett, sein Lever, war ein Schauspiel in fünf Aufzügen (einer davon bestand im Wechsel des Hemdes), bei dem mehrere Dutzend Personen mitwirkten und welches täglich schauen zu dürfen mehrere hundert der vornehmsten Männer des Reiches sich glücklich schätzten.“ Ein Beamtenheer von über zweitausend Müßiggängern stand des Königswinkes gewärtig. Dieser Königshof, der, von einer Orgie zur anderen taumelnd, den letzten Notgroschen des Volkes vergeudet, will nichts als genießen. Er spielt mit dem Leben, und es ist ein schönes, ein köstliches, aber unheilvolles Spiel. Muß auch dieser Hofgesellschaft vom moralischen Standpunkt aus ein Verdammungsurteil gesprochen werden, der Ästhetiker wird ihr seine Bewunderung nicht versagen können. All diese Männer und Frauen, die in den glanzvollen Prunksälen endlose Feste feiern, sind schön. Es sind Künstlermenschen, welche ihr Dasein zu einem harmonischen Kunstwerke umgestalten. Schön leben und schön sterben, das war das Ideal jener Tage!

„Niemals fiel es jemandem ein, sich alt zu dünken,“ erzählte Frau von Francueil ihrer Enkelin, der George Sand, „erst die Revolution hat uns das Greisentum gebracht. Dein Großvater war schön, elegant, parfümiert, gewählt im Anzug, anmutig, heiter, liebenswürdig, gleichmütig bis zu seinem Tode. Hatte man die Gicht, so schnitt man keine Grimassen; man verbiß seinen Schmerz und schritt einher, ohne etwas merken zu lassen. Kein ernstes Geschäft belastete das Gemüt und machte den Geist schwerfällig. Man ruinierte sich mit dem verbindlichsten Lächeln. Halbtot ließ man sich zur angesagten Jagd tragen. Man fand es hübscher, auf einem Ball oder Theater tot umzusinken, als von vier Kerzen und von häßlichen, schwarzen Männern umgeben zu sterben. Man war Philosoph, ohne den Erhabenen zu spielen; man besaß zuweilen Seelengröße, prahlte aber nicht damit. Man war weise, ohne sich pedantisch oder prüde zu benehmen. Man genoß das Leben, und fühlte man, daß es zu Ende gehe, so leitete man daraus nicht das Recht ab, verdrießlich zu sein und andern das Leben zu verleiden.“

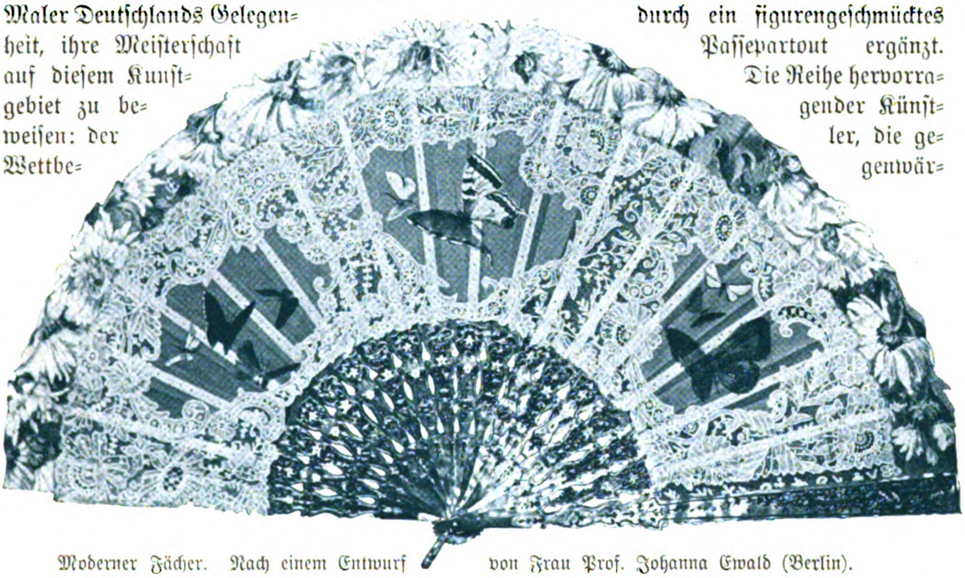
Solche heitere, sorglose Elegants, deren Schmetterlingsdasein ausgefüllt war von Liebe und Liebesspiel, machten sich damals bei ihren Aventuren auch den Fächer dienstbar. Da gab es Vexierfächer mit verstellbarem Uhrwerk, das dem Herzensfreunde das Stelldichein anzeigte. Wieder andere Fächer lassen sich sowohl von rechts, als auch von links öffnen; so tritt dem Beschauer einmal ein ganz harmloses, ein andermal ein höchst verfängliches Bild entgegen. Übrigens ist diese Fächerspielerei keine französische Erfindung, denn auch auf japanischen und chinesischen Originalen findet man häufig obscöne Darstellungen.

Der Revolutionssturm und das blutige Königsdrama, das über Frankreich hereinbrach, scheuchte die galanten Müßiggänger aus ihrem behaglichen Drohnendasein; sie verlassen den heimatlichen Boden, und mit ihnen verschwindet auch der Fächer. Er erscheint erst wieder im Empire, als Napoleon sich die Kaiserkrone aufs Haupt setzt und sich mit einem glanzvollen Hofstaat umgiebt. Aber der stolze Fächer von einst, das Frauenscepter aus den Tagen märchenhafter Feste zu Trianon, hat jede Geltung eingebüßt. Die großen Künstler halten es unter ihrer Würde, ihm ihre Inspirationen zu weihen, und so begnügt sich der winzige, Kühlung versagende Empirefächer nur noch mit dem aufdringlichen Flittertand bunter Metallschüppchen, die in geschmacklosen Ornamenten die Seide seines Blattes überladen.

Heute steht der Fächer wieder hoch im Ansehen; Kunst und Kunstgewerbe haben sich vereinigt, um ihn, wie einst im lachenden Rokoko, zu einem Ziergerät ersten Ranges, zu einem Liebling der Frauen zu gestalten.

Schon in den fünfziger Jahren unseres Jahrhunderts finden sich Maler, die ihm ihre Aufmerksamkeit widmen, und auch talentvolle Dilettanten ziehen ihn bereits in das Bereich ihrer Kunstarbeiten. So rührt ein „C. F. 53“ (Coburg Ferdinand) bezeichneter Fächer von der geübten Hand König Ferdinands von Portugal her, der sich nebenbei bemerkt auch als hervorragender Kenner von Kupferstichen

und Holzschnitten einen Namen machte; so bevorzugte er die niederländischen Maler-Radierer schon zu einer Zeit, als der Kunstgeschmack noch ganz andere Bahnen wandelte, so ist ihm ferner nicht zu mindest der Aufschwung der seit dem achtzehnten Jahrhundert in Verfall geratenen Radierkunst in Frankreich zu danken. Seit der großen Weltausstellung 1867 zu Paris kommt der Fächer immer mehr und mehr in Aufnahme, und man veranstaltet Sonderausstellungen, um das Studium alter Vorbilder zu ermöglichen. Im Jahre 1891 erhalten endlich auch die Maler Deutschlands Gelegenheit, ihre Meisterschaft auf diesem Kunstgebiet zu beweisen: der Wettbewerb zu Karlsruhe liefert ein glänzendes Ergebnis. Namen wie F. A. Kaulbach, Makart, Meyerheim und als der bedeutendste unter den deutschen Fächermalern Adolf von Meckel sind hier vertreten.



Moderner Fächer. Nach einem Entwurf von Frau Prof. Johanna Ewald (Berlin).

So stellte sich die Berliner Nationalgalerie mit einem höchst originellen und anziehenden Fächerentwurf: „Kinderreigen“ (Bleistift und Aquarell auf Karton) von Hans Makart ein; ein nicht minder hervorragendes Stück ist der im Besitze des Barons Schneider-Glend zu Berlin befindliche Schwanenhautfächer, den eine Allegorie „Zephyr“ von der Meisterhand F. A. von Kaulbachs ziert (Abbild. S. 618). Der geniale Tiermaler Paul Meyerheim brachte als humorvolle Anspielung auf die Ballsaalhitze einen mächtigen Eisbären, der voll Behagen die arktische „Kühle“ genießt, auf das Atlasblatt seines Fächers an (Abbild. S. 618). Leopold Schmutzler schuf einen reizenden Schwank „Pierrot in Nöten“ (Schwanenbrusthaut; Abbild. S. 619), Georg Papperitz „Tanzende Bacchantinnen“. Diese Werke der beiden Münchener Maler sind mit ein Hauptschmuck der berühmten Fächersammlung J. G. Rosenbergs, die die größte dieser Art in ganz Deutschland genannt zu werden verdient. Adolf von Meckel, der der Kunst viel zu früh entrissen, ist in dieser Kollektion mit einem auf Schwanenhaut gemalten „Wüstenbrunnen“ vertreten; er hat den Entwurf durch ein figurengeschmücktes Passepartout ergänzt. Die Reihe hervorragender Künstler, die gegenwärtig ihren Pinsel in den Dienst der Fächerdekoration stellen, ist groß: Ferdinand Keller, Fritz Reis, Franz Simm und noch manch anderer stehen an der Spitze. Es ist aber unmöglich, all diese Meisterwerke deutscher Kleinkunst im Bilde vorzuführen; nur noch vier Prachtstücke moderner Miniaturmalerei, zart duftige Blüten und Schmetterlinge, nach Entwürfen der Frau Prof. Johanna Ewald-Berlin, mögen hier Raum finden (Abbildgn. S. 610, 620, 621 u. 625).

Die verschiedenartigsten Techniken der vorrevolutionären Zeit kommen nun wieder zur Anwendung. Gemalt wird mit Aquarell- und Ölfarben oder in Gouache auf Holz oder Seide, auf Papier oder Spitzen, auf Schwanen-, Kapaunenpergament oder Pfauenbrusthaut. Dargestellt wird alles Mögliche und Unmögliche; der Tanz wird personifiziert,

der Wind versinnbildlicht, die Liebe verherrlicht; am häufigsten sieht man zwischen Blumenguirlanden spielende Kinderfigürchen abgebildet; mit allzu großer Sorgfalt sind sie nicht gemalt, und allzu schön nehmen sie sich auch gerade nicht aus; es ist eben Dutzendware für den Dutzendgebrauch bestimmt.

Die angewandte Kunst, die jahrzehntelang ein kümmerliches Dasein fristete, sieht heute wieder einer vielverheißenden Zukunft entgegen. Die Kunstübenden, die bisher im Dienste der oberen Zehntausend stehend keine Zeit fanden, dem Volke, dem nach Schönheit hungernden Armen die Thore ihrer Tempel zu öffnen, diese Kunstübenden lernen es nach und nach einsehen, daß das Heiligtum der Schönheit kein Privilegium Weniger sein soll. Die Kunst sei volkstümlich, sie sei volksfreundlich, nur dann wird sie ihre herrliche Aufgabe, ihre heilige Mission voll und ganz erfüllen. Der moderne Künstler, der ein Herz für seine Zeit besitzt, wird es deshalb nicht unter seiner Würde halten, dem Alltag dienende Geräte zu schmücken. Ein Plakat zu entwerfen, einen Suppenlöffel zu modellieren oder eine stimmungsvolle Landschaft zu radieren, ist zweckdienlicher und für den Künstler verdienstvoller, als wenn er ein Jahr seines Lebens der Herstellung eines herrlichen Gemäldes widmet, eines Gemäldes, das in irgend einem Speisezimmer reicher Leute seinen Platz findet und so der Gesamtheit verloren geht. Vor kurzem kam mir ein Fächer zu Gesicht; es war ein billiges, aber trotzdem ein schönes Erzeugnis deutschen Gewerbefleißes: ein Fächergriff von Elfenbein-Imitation, ein Spitzenüberzug mit duftig-schlanker Ornamentierung in Perlmuttermalerei; alles Fabrikarbeit nach Vorlagen eines tüchtigen Künstlers. Dieses eine Stück ist ein vielversprechender Anfang auf dem noch wenig bebauten Felde deutscher gewerbsmäßig ausgeübter, aber dennoch würdiger Fächerdekoration; hoffentlich verschwinden die farbenbeklexten und federbeklebten, garstigen Fächermonstra nun recht bald von der Bildfläche, um modernen, stilgerechten Faltfächern Platz zu machen.

Und nun wollen wir, ehe wir diese Wanderfahrt durch das Weltreich des Fächers beschließen, noch ein Wort über den „Gelegenheitsfächer" sagen. Er knüpft an bestimmte Ereignisse an und soll seinem Besitzer ein Zeichen bleibender Erinnerung sein, wie beispielsweise der Hochzeitsfächer, den der Bräutigam den Kranzeljungfrauen verehrt; oder er dient als Erkennungszeichen, wie einst der Geheimfächer der Royalisten in Frankreich; oder er sucht für politische Persönlichkeiten Stimmung zu machen, wie der amerikanische Wahlfächer. In diese Kategorie gehört auch unser Künstler- und Autographenfächer, der aus Japan stammt und sich bei unserer Damenwelt einer besonderen Beliebtheit erfreut. Er vertritt die Stelle des „Poesiealbums" aus dem Vormärz, dessen harmlose Biedermeier-Sprüchlein uns heute so naiv anmuten; ob aber die Fächerverse fin de siècle geistvoller geworden, soll hier unentschieden bleiben.

Im Stillen.

Novelle
von
Therese Rösing.

II.

(Nachdruck ist untersagt.)

Jahre waren vergangen. Zum viertenmal hatte der Sommer seinen Zauber über die Lande ausgegossen, auf dem stillen Friedhof zu Weißenhagen blühten zum viertenmal die Rosen ... und Malwina war schöner als je.

„Der ruhige Rhythmus der Zeit“ hatte ihr ungestümes Herz gelehrt, in gleichmäßigerem Takt zu schlagen, die Glut ihrer Eifersucht, die Flammen ihrer gekränkten Liebe waren zusammengesunken unter der Asche widerstrebender Resignation. Sie trug den Kopf stolzer, ihr Lachen erklang öfter und lauter als früher. Aus der unbewußten Sieghaftigkeit ihres Wesens, die Onkel Mertens scherzend dem Einfluß ihres zweiten Taufnamens Viktoria zugeschrieben hatte, war eine stolze Unnahbarkeit geworden, die in der That für eine Königin genügt hätte.

Nach Jahresfrist, sobald die Sitte es erlaubte, hatte sie zur Freude ihrer Mutter die Trauer abgelegt; Achims Namen nannte sie nie, seine Bilder waren entfernt, die Erinnerung an ihn schien hinweggespült von den Wogen des Vergessens. Im Anfang bestand noch ein Zusammenhang mit Weißenhagen. Eine Kiste kam, abgeschickt von dem Kammerherrn von Wanglin — dem vom Los begünstigten Gewinner des Gutes — Malwinas Geschenke an Achim enthaltend, sie stand noch unausgepackt auf dem Boden neben den Koffern mit der Ausstattung. Dann traf ein Brief von Doktor Weihern ein, der bekümmert um das Schicksal Othellos schrieb. Der Hund hatte mit Gewalt von dem Grabe seines Herrn entfernt werden müssen — immer wieder kehrte er dorthin zurück, keine Kette hielt ihn, jedem Gewahrsam wußte er zu entschlüpfen. Auch dem Doktor, der ihn zum Versuch mit sich nahm, gelang es nicht, ihn festzuhalten, mit unfehlbarer Sicherheit fand Othello den Weg zu dem Ort seiner Sehnsucht. Der letzte Ausweg schien, das Tier nach Hamburg zu schicken, im Auftrage des Besitzers bot der Doktor es noch einmal Malwina zum Geschenk an; es hatte immer Anhänglichkeit an sie bewiesen, und die weite Entfernung würde eine Rückkehr unmöglich machen. Frau Arenholdt, sonst allen Hunden von Herzen ab-

geneigt, vergoß Thränen und war bereit, das treue Tier als Hausgenossen aufzunehmen; sie konnte sich nicht genug thun in Ausdrücken der Bewunderung. Malwina schwieg, schrieb ... und Othello kam nicht! Einige Monate später begleitete Doktor Weihern mit empfehlenden Worten einen Brief von Diener Heinrich; dieser wünschte seinen Dienst zu verlassen und fragte bei dem gnädigen Fräulein an, ob vielleicht in ihrem Hause Stellung für ihn sei? Malwina sandte ihm ein Geldgeschenk und lehnte ab.

Am ersten Jahrestage des Todes kam vom Doktor eine Photographie der Gruft; ohne sie jemand zu zeigen, verschloß Malwina sie ... seitdem gab es für die Familie Arenholdt kein Weißenhagen mehr.

Ist es ein Schmerz, immer gegenwärtig, aber zu tief, zu heilig, um ihn zu zeigen? fragte sich Luise, wenn Malwinas Gesicht oft im lebhaften Gespräch einen leeren, abwesenden Ausdruck annahm, ihre dunklen Augen düster starrten:

Ein Kummer, der nicht spricht,
Raunt leise zu dem Herzen, bis es bricht!

Ist sie so arm, daß sie alle Wärme in diese eine Leidenschaft verausgabt hat? ... Trotzt sie wie ein unartiges Kind, dem ein Wunsch versagt ist und das dafür seine Umgebung strafen möchte? dachte sie ein andermal, wenn Malwinas Kälte und Launenhaftigkeit sogar der Mutter schüchterne Verwunderung erregten. Ihre Menschenkenntnis wurde an diesem Mädchen zu Schanden.

Zuweilen erhob Frau Arenholdt, da die Mädchen doch zum Heiraten auf der Welt sind und eine zweite Verlobung Malwinas gar so lange auf sich warten ließ, ihre Stimme zu Gunsten des einen oder des anderen Bewerbers, ein Versuch, dem allemal die schonungsloseste Kritik der Tochter folgte: „Der schöne Emil Bergwitz? Papas sauer verdientes Geld ist zu schade, seine Krawatten und Parfüms zu bezahlen ... Doktor Elsner? Du hast ihm doch die Hand gegeben, Mama? Einen Mann mit so schlaffem, charakterlosem Händedruck heiratet man nicht!“

Frau Arenholdt, dem Weinen nahe, sah Luise, die sich bei solchen Scharmützeln schweigend verhielt, hilfesuchend an und murmelte: „Ja, wenn du so abgeschmackte Ansichten hast ... dann wird dir wohl nichts anderes übrig bleiben, als eine alte Jungfer zu werden!“ — —

Zu dieser Zeit ließ sich Major von Altstein von den Wandsbecker Husaren im Arenholdtschen Hause einführen, ein Herr, dem die allwissende Fama beträchtliche militärische Talente, ein noch beträchtlicheres Selbstgefühl und die seinem Range zukommenden Schulden nachsagte. Daß er zur Regelung seiner Verhältnisse eine reiche Frau suchte, verstand sich von selbst, und zwar suchte er mit Muße und anspruchsvollem Geschmack, ohne bisher gefunden zu haben, was des Schweißes des Edlen wert gewesen wäre. Sobald er aber bei Gelegenheit eines Wohlthätigkeitsbazars Malwina in dem Gewande einer ägyptischen Königstochter, das sie mit nachlässiger Anmut trug, gesehen hatte, begann er ein Spiel, dem Luise mit so viel Aufmerksamkeit und Anerkennung zuschaute wie einer meisterhaft geführten Schachpartie: wie klug war die Absicht versteckt, wie fein berechnet jeder Zug, wie geschickt wußte er jeden kleinen errungenen Erfolg auszunutzen! Erkannte Malwina die Gefahr dieser Taktik? ihres Gegners Überlegenheit? ... würde es bald heißen: gardez la reine? Die Entscheidung konnte nicht fern sein, der Werber war entschlossener geworden in seinem Angriff, das Mädchen unsicherer in der Abwehr; der günstige Augenblick, den Sturm zu wagen, schien gekommen, vielleicht würde heute auf dem Tennisplatz mehr gewonnen als ein flüchtiger Sieg!

Dort schlug man eine heiße Schlacht. Malwina und ihr Verbündeter, der Major, wurden von Doktor Elsner und dem jungen Vetter John Mertens hart bedrängt; wie ein großer, weißer Schmetterling, unruhig und eilfertig, flatterte des Mädchens Kleid über den Rasen.

Fern vom Getöse des Kampfes, um die Ecke des Hauses in der Veranda, durch eine Schutzwand gegen jede Zugluft geschützt, unter Palmen und blühenden Pflanzen saß Frau Arenholdt, ganz vertieft in ein Buch. Sie las viel und mit System, jedes angefangene Buch brachte sie zu Ende, jedes beendete notierte Luise gewissenhaft, es wäre Zeitverschwendung gewesen, es aus Versehen ein zweites Mal zu lesen. Sie hatte sich

überreden lassen, daß sie in Gesellschaft dieses spannenden Romans Luise einige Stunden entbehren könne, und ihr die seltene Erlaubnis zu einem Ausgang erteilt. Nach Möglichkeit beeilte sich die so ungern Beurlaubte, aber wieder in der Nähe des Hauses, verlangsamte sie ihre Schritte: hinter jenem Gitter war die kurze Spanne Freiheit zu Ende. Dem Herrn, der vor ihr schlenderte, schien die vornehme Abgeschlossenheit des Arenholdtschen Besitzes anziehender als ihr zu sein. Ohne das schöne Bild zu seiner Rechten, die tiefblaue, leichtgekräuselte Fläche der Alster mit den weißen Schwänen, den lieblichen Ufern und den ziehenden leichten Wölkchen darüber zu beachten, blieb er an dem Gitter stehen, spähte hindurch — es fehlte nicht viel und er hätte wie ein Kind das Gesicht an die Stäbe gepreßt — ging einige Schritte weiter, zögerte, kehrte um. Sein seltsames Gebaren fiel Luise auf, sie stutzte, sah schärfer hin: diese linkischen Bewegungen kannte sie doch, den vorgeneigten Kopf, die wie Büschel hinter den Ohren emporstehenden Haare! Nur sah das alles hier im hellen Sonnenschein kümmerlicher aus, als sie es im Gedächtnis hatte, wie von grauem, sorgenvollem Spinnweb umzogen. Das war ... natürlich! das war Doktor Weihern! Wie kam er hierher? in diesem Augenblick? was würde Malwina dazu sagen?

An der stattlichen, schmiedeeisernen Gartenpforte trafen sie zusammen; sie blieb vor ihm stehen, er sah sie unsicher an und riß sehr verlegen den weichen verbogenen Hut, desgleichen man hier noch nicht gesehen hatte, vom Kopf: „Fräulein Winter!" stammelte er und ergriff zaghaft ihre Hand. „Wie gut ... ich freue mich sehr."

„Sie haben uns lange auf einen Besuch warten lassen," sagte sie und sah ihm aufmunternd in das gerötete Gesicht. Sie fühlte, wie früher, ein vielleicht überflüssiges Mitleid mit ihm.

Er wurde noch röter und betrachtete seine Fußspitzen: „Ich habe heute morgen einen Jugendfreund empfangen, der von drüben kam. Der Kammerherr von Wanglin benutzte diese Gelegenheit, mir einen Auftrag an Fräulein Arenholdt zu geben."

Er sah auf und an Luise vorbei, neben der er jetzt auf dem breiten, mit rotem Sand bestreuten Gartenweg, zwischen samtenem Rasen entlang schritt. Verstohlen musterte er die lange Reihe der Fenster vor ihm, als seine Führerin nach dem Blumengarten seitwärts vom Hause abbog, wo Frau Arenholdt zwischen ihren Rosen lustwandelte. Sie hatte ihr Buch beendet und sehnte sich nach Luise: die würde sich wundern! Zinka hatte nun doch den reizenden Grafen Erich geheiratet!

Als der Sand unter Schritten knirschte, kniff sie die kurzsichtigen Augen zusammen und blickte, ohne sie noch zu erkennen, den Nahenden erfreut entgegen. Da sie Gefühl besaß für die Erlebnisse nicht nur ihrer Nächsten und an Zeit nie Mangel hatte, waren ihre Besucher allemal des Willkommens sicher.

Luise stellte ihren Begleiter vor und gab das Stichwort zur Unterhaltung, wie es von ihr erwartet wurde: „Herr Doktor Weihern aus Zachow, Frau Konsul. Sie haben oft gewünscht, dem Herrn Doktor für seine Freundlichkeit gegen Malwina zu danken, damals, während der traurigen Tage in Weißenhagen."

„Ich freue mich sehr!" sagte Frau Arenholdt und streckte dem Fremden mit herzgewinnender Freundlichkeit die Hand hin. Während sie ihn betrachtete, dämmerte ihr die Kenntnis auf, wer dieser Mensch mit dem schlechtsitzenden Rock und dem ungewöhnlichen Hut eigentlich sei: „Mein lieber Herr Doktor! Wie oft haben wir von Ihnen gesprochen! ... der arme, liebe Achim! ... wie die Zeit geht! ... aber warum sind Sie nicht früher gekommen? ... wie wird Malwina sich freuen!"

Wird sie? dachte Luise, die den Voranschreitenden nach der Veranda folgte.

Der Doktor, zu seiner Überraschung begrüßt wie ein lange erwarteter Freund, führte die weiche weiße Hand der gütigen Frau an die Lippen, setzte sich auf den Stuhl, den sie ihm neben sich anwies, und erfuhr von ihr, wie unsäglich Malwina noch um den Verlorenen traure.

Luise klingelte dem Diener: „Sagen Sie Fräulein Arenholdt, Frau Konsul ließe bitten!"

Der Doktor wurde unruhig, verlor den Faden des Gesprächs, drehte nervös seinen

Hut und blickte in die Richtung, woher man Gelächter und kurze Ausrufe der Spielenden hörte.

Malwina, sonst Meisterin des Spiels, war heute zerstreut, ihre Hand unsicher, nur die Geschicklichkeit des Majors bewahrte sie vor einer ganz unrühmlichen Niederlage. Als der Diener in respektvoller Haltung seinen Auftrag ausrichtete, rief sie ungeduldig: „Gleich ... jetzt kann ich nicht!“ und verfehlte den entscheidenden Ball.

Alle Großthaten des Majors waren vergebens gethan, Doktor Elsner und John Mertens triumphierten, um so lauter, da es ihnen sonst so selten vergönnt war.

„Deine Schuld, Malwina!“ rief der aufrichtige Vetter. „Ihre Bälle waren brillant, Herr Major, aber eine Partnerin, wie Malwina heut, ruiniert jeden.“

„Ich weiß es,“ sagte diese, noch atemlos von der raschen Bewegung. Sie schlug mit dem Racket in die Luft und blickte flüchtig zu dem Major auf, der vor ihr stand, den anderen den Rücken zuwendend. „Sie müssen heute Nachsicht mit mir haben, Herr Major ... ein andermal soll es besser gehen.“

Er beugte sich näher zu ihr und sagte halblaut: „Als Ersatz für die verlorene Partie dürfen Sie mir eine Bitte nicht abschlagen, mein gnädigstes Fräulein!“

Malwina errötete und zog die Brauen zusammen: es war doch unmöglich ... jetzt ... hier — hochmütig sah sie ihn an.

„Sie dürfen Ihre Fanny nicht eher reiten, bis ich sie etwas trainiert habe,“ fuhr er mit Nachdruck fort. „Das Tier ist nervös, ich machte Sie gestern schon darauf aufmerksam. In meiner Gegenwart hat das nichts zu sagen, aber mit dem Reitknecht allein ... Ich wäre des Vertrauens nicht wert, mit dem Sie mich beehren, wenn ich nicht Einspruch erhöbe.“

„Ich reite Fanny seit Monaten und habe sie ganz in der Gewalt,“ entgegnete Malwina nachlässig, mit einem Ball tändelnd.

„Wenn Sie ruhig sind! ... in den letzten Tagen waren Sie etwas ungleich in der Zügelführung!“ Er lächelte leicht, die Veranlassung ihrer Unruhe kannte er.

Sie sah ihn fest an; wie zwei Kämpfer, die eine Blöße des Gegners erspähen wollen, maßen sie sich mit den Blicken: „Ich verstehe, Herr von Altstein,“ sagte sie. „Wollen wir andere beherrschen, so müssen wir zuerst uns selbst beherrschen!“ Er verbeugte sich, innerlich setzte sie hinzu: Glaubst du, daß ich dich und dein Spiel nicht durchschaue? daß du mich zu irgend etwas hinreißen kannst gegen meinen Willen? ... daß ich nicht ebensogut wie du weiß, was ich thue?

Er beobachtete scharf den wechselnden Ausdruck ihrer Züge, seine kalten Augen wurden beredt, eindringlich bat er: „Beruhigen Sie mich! erfüllen Sie mir diese Bitte! ... versprechen Sie es mir!“

Sie schwankte — gestern bei ihrem Spazierritt hatte sie die gleiche Bitte mit einem wortlosen Kopfschütteln abgefertigt. Dann that sie einen tiefen Atemzug und murmelte: „Ich verspreche es.“

Ein triumphierender Blitz brach aus seinen Augen. Der Sieg war sein! ... endlich! „Ich danke Ihnen ... Malwina!“

Doktor Elsner, den der junge John in einer Erörterung über alle Zufälle und Möglichkeiten des soeben beendeten Spiels festgehalten hatte, trat zu ihnen. Auch ihn hatten die vielseitigen Reize Malwinas nicht ungerührt gelassen, aber bald von der Hoffnungslosigkeit seiner vorsichtigen Bemühungen überzeugt, zog er sich unauffällig zurück. Trotzdem bewachte er mißtrauischen Blicks die Erbin ... man konnte doch nicht wissen ... ein so unberechenbares Mädchen ... und nutzte nach seiner Art die Gelegenheiten eines zwanglosen Verkehrs, zu dem eine entfernte, von ihm stark betonte Verwandtschaft den Vorwand bot.

„Ich habe Ihnen noch nicht meinen Glückwunsch gesagt,“ unterbrach er das Gespräch der beiden, das ihm höchst verfänglich schien. Malwina, noch ganz unter dem Eindruck der Worte, denen Major von Altsteins Ton und Blick eine so tiefe Bedeutung gegeben hatten, sah ihn zerstreut an.

„Die Verlobung unserer gemeinsamen Cousine Anna Strecker,“ erläuterte er. „Ein schönes Paar!“ Er lächelte ironisch, der Neuverlobte, Emil Bergwitz, hatte bis vor kurzem Malwinas Ketten getragen.

„Anna ist zu schade für ihn,“ sagte diese rasch.

„Ein solches Mädchen ist zu schade für jeden Mann,“ pflichtete er mit demütigem

Augenaufschlag bei. „Zum Glück lieben und heiraten uns diese Engel auch ohne unser Verdienst.“

„Es ist also Bescheidenheit, wenn die Männer nach jedem Mädchen die Hand ausstrecken?“ fragte Malwina. „Ich hielt es bis jetzt für Selbstüberschätzung!“

„Die Engel heiraten uns so gern,“ lächelte er verbindlich.

„Unkenntnis der Gefahr,“ antwortete sie und warf den Kopf in den Nacken.

Major von Altstein strich sich behaglich den prachtvollen Schnurrbart, ein so harmloses Zungenspiel würde er Malwina immer gönnen.

„John!“ rief sie dem Vetter zu, der die unter einem leichten, phantastischen Sommerzelt aufgestellte Auswahl von Flaschen sachkundig musterte, „sorge für die Herren, ich bin gleich wieder hier.“

Sie ging über den Rasen nach dem Hause hin; der Major blickte der fest und leicht Dahinschreitenden mit dem Stolz des Besitzers nach: „Prachtvolles Weib!“ murmelte er zwischen den Zähnen.

Doktor Elsner hatte gesehen und gehört, was ihn tief verstimmte, seine Gereiztheit vergaß alle Vorsicht. Er warf einen feindseligen Blick auf den begünstigten Nebenbuhler: „Etwas zu sehr tragische Heldin! Ich würde mich fürchten, wenn sie mir mit dieser Miene eine Tasse Thee anböte.“

Major von Altstein drehte unternehmend den Schnurrbart, des Doktors Ärger erhöhte seine vorzügliche Laune: „Gute Behandlung, Herr Doktor, und feste Führung ... das zähmt sie alle,“ sagte er freundlich.

„Kavalleristen-Philosophie!“ murrte der Mißvergnügte und folgte dem Major zu dem Tischchen, wo John Mertens mit vielgeübter Geschicklichkeit einen amerikanischen drink mischte.

Malwina war in Gedanken versunken weitergegangen; die Entscheidung war gefallen, ihren schwankenden Empfindungen hatte sich ein plötzlicher Entschluß entrungen: „Es ist gut so, dies Leben war nicht mehr zu ertragen! ... Enttäuschung fürchte ich nicht ... ich erwarte ja nichts. ... Und gewachsen bin ich ihm. — Was uns schwach macht und ihnen Waffen gegen uns giebt, ist unsere Liebe! ... Ich will vorwärts sehen, nicht mehr zurück! dem Starken ist die Vergangenheit vergangen.

Sie richtete sich stolz empor, entschlossen leuchteten ihre Augen, das erregte Blut brannte in ihren Wangen. So stand sie in dem Rahmen der Bäume, blühend, siegesbewußt, in der ganzen Pracht ihrer Jugend und Schönheit ... aber dem Doktor Weihern eine bittere Enttäuschung!

Der Thor! Konnte er erwarten, konnte er hoffen, eine Trauernde zu finden? Ist nicht der Becher des Vergessens die köstlichste Gabe des großen Arztes Zeit? Heilt er nicht selbst die Herzen, die sich gebrochen nannten? Blühen nicht aus Gräbern Rosen auf?

Malwina war die Stufen zur Veranda hinangestiegen, warf einen gleichgültigen Blick auf den Fremden, der dort stand — und erschrak! Ihre Augen öffneten sich entsetzt, der Glanz in ihren Zügen erlosch, sie atmete hörbar, ihre Hand tastete nach einer Stütze.

„Malwina,“ sagte die Mutter mit Rührung, „eine Überraschung! Du wirst dich auch freuen ... Herr Doktor Weihern!“

„Ja, ich freue mich auch,“ wiederholte die Tochter mechanisch. — Wie hatte sie doch gemeint? die Vergangenheit sei vergangen? welche kindische Einbildung! ... Die Vergangenheit ist ein harter Gläubiger, der niemand losläßt, dem wir auch für fremde Schuld haften.

Doktor Weiherns trüb gewordene Augen sahen erstaunt in Malwinas zornig blitzende; in seiner Bestürzung brachte er ohne Umschweife vor, worauf er sie schonend hatte vorbereiten wollen: „Fräulein Arenholdt, mich führt ein Auftrag des Kammerherrn von Wanglin zu Ihnen.“

Sie erstarrte; ihre Unerfahrenheit, ihre überreizten Nerven erwarteten das Unwahrscheinlichste. Aber die Nähe der Gefahr machte sie, wie alle energischen Naturen, mutig. Die Mutter, die so freundlich lächelte, wußte noch nichts, auch Luise nicht.

„Du entschuldigst, Mama, der Auftrag gilt mir allein! ... Darf ich bitten, Herr Doktor,“ sagte sie.

Ganz benommen von ihrer Kälte, die er fühlte, aber nicht begriff, schlich er hinter ihr drein, ein armer Sünder, der sein Vergehen

nicht einmal kannte. Sie führte ihn in ihr Zimmer, in das Heiligtum, das niemand ohne ihre Aufforderung betrat, kühl trotz der Hitze des Tages, von den Bäumen beschattet, die den Tennisplatz begrenzten. An ihrem Schreibtisch blieb sie stehen, stützte sich schwer auf dessen Platte und erwartete gesenkten Blickes des Doktors Anrede; sie dachte nicht daran, ihm einen Stuhl anzubieten. Mehr verwundert über die Behandlung, die ihm widerfuhr, als gekränkt, begann er: „Sie wissen, daß ... daß ... man schon früher die Absicht hatte, die Wanglinsche Gruft zu vergrößern.“ Malwina blickte rasch auf. „Auch der Kammerherr interessierte sich dafür und ließ von einem Architekten Pläne machen ... es gab aber viel anderes zu thun, und erst im letzten Sommer fing man damit an. Man wurde im Herbst nicht fertig, die Ablieferung der Sandsteinarbeiten verzögerte sich ... Dann kam Krankheit ins Dorf, eine schwere Typhusepidemie. Wir hatten ein nasses Frühjahr ... das Grundwasser stieg ... fast alle Katen sind in einem jämmerlichen Zustand. ... Man könnte mit so unerheblichen Kosten abhelfen .. ich habe selbst dem Kammerherrn Vorschläge dafür gemacht ...“ Gedankenvoll rieb er sich das Kinn, den Schlaf vieler Nächte hatten ihm diese Sorgen gekostet ... aber was ging es die kaltblickende junge Dame an. „Hm, nun ... wie gesagt, die Gruft oder das Mausoleum, wie man sie jetzt nennt, ist fertig, die Särge sollen feierlich überführt werden. An alle Angehörigen der Familie ist die Einladung zur Teilnahme an der Feierlichkeit ergangen. ... Ich versprach dem Kammerherrn, Ihnen persönlich seine Bitte vorzutragen!“

Er schwieg, Malwina stand erwartungsvoll.

„Und was weiter?“ fragte sie nach einer Weile scharf. „Das heißt ... ich meine ... ist das Ihr ganzer Auftrag?“

„Mein ganzer!“ bestätigte er befremdet.

Wie Bergeslast fiel es von ihrem Herzen. Die Erleichterung, die sie fühlte, malte sich so sichtbar in ihren Zügen, daß er nicht umhin konnte, sie zu bemerken. Ihre Antwort kam rasch, im Tone oberflächlich höflichen Bedauerns, wie man zu einem lästigen Bittsteller spricht: „Es thut mir leid ... unsere Sommerpläne sind gemacht ... es wird mir nicht möglich sein ...“

„Die Familie von Wanglin wird sehr bedauern,“ erwiderte Doktor Weihern förmlich. Seine Enttäuschung war grenzenlos! ... Wie eine Erscheinung aus einer anderen, höheren Welt war Malwina in sein Leben der Entsagung und der Dürftigkeit getreten; seine Erinnerung hatte sie zum Inbegriff aller Holdseligkeit, aller Hingebung und liebenden Weiblichkeit verklärt. Der Verlust einer Illusion, die ihn besser und reicher gemacht hatte, bereitete dem Manne mit dem kindlichen Herzen unter rauher Hülle einen fast körperlichen Schmerz.

„Warum sehen Sie mich so vorwurfsvoll an?“ rief Malwina heftig.

„Wir lesen in den Augen anderer nur die Vorwürfe, die wir uns selbst machen!“ antwortete er mühsam.

„Vorwürfe? ... ich mir?“ ... mit leidenschaftlicher Gebärde streckte sie die zusammengepreßten Hände gegen ihn aus ... sie stockte, besann sich ... wollte sich beherrschen ... aber es war der Aufregung zu viel gewesen! ... Die Glut, die unter der Asche nur schlief, schlug jäh hervor, ihr ungestümes Herz durchbrach, schwer gereizt, nach jahrelangem Zwang die selbsterrichteten Schranken: „Weil ich nicht mehr heucheln will? ... weil ich es satt habe, diese elende Komödie zu spielen? ... weil ich einmal, einmal die Wahrheit sprechen will?“

Ihre Stimme versagte, auf ihrer Stirn perlten kalte Tropfen, sie warf sich auf einen Stuhl, die Arme über den Tisch, zwischen denen sie ihr Gesicht verbarg.

Der Doktor stand entsetzt. Hatte der Kummer die Sinne des Mädchens verwirrt? ... Unendliches Erbarmen ergriff ihn ... er streichelte leise ihre zuckende Hand. — Sie duldete es, die Scheue, die sonst jede Teilnahme wie eine Kränkung fürchtete; die sanfte Berührung, seine unzusammenhängenden beruhigenden Worte thaten ihr wohl, ihr so lange stumm getragenes, bitteres Leid verlangte plötzlich stürmisch nach Verständnis.

Nach und nach wurde sie ruhiger, das Schluchzen erschütterte ihren Körper weniger krampfhaft ... endlich erhob sie den Kopf: „Was ist aus Frida Röll geworden?“ fragte sie mit erloschener Stimme, ganz be-

herrscht von dem einen Gedanken, der sie bei dem unerwarteten Anblick des Doktors überfallen hatte, wie ein übermächtiger Feind eine Wehrlose. Ohne Bedenken gab sie in diesem Augenblick der Trostbedürftigkeit ihr so sorgsam gehütetes Geheimnis preis.

Der Doktor erschrak; die unerwartete Frage warf Licht auf alles, was ihm dunkel gewesen war. — Wie oft hatten ihm die Thorheiten und der Leichtsinn des trotzdem zärtlich geliebten Freundes die Gewissensbisse verursacht, die diesem selbst fremd geblieben waren: aber niemals grausamer als in diesem Augenblick!

„Wissen Sie es nicht?“ fragte Malwina noch einmal.

Er antwortete ruhig: „Sie heißt jetzt Frida Schmidt. Sie hat einen Burschen aus dem Dorf geheiratet, mit dem sie schon als Kind verlobt war, und ist mit ihm nach Amerika gegangen.“

„Und das Kind?“

Er rieb sich die Stirn, die keinen rettenden Gedanken bereit hatte, und sah die Fragerin zerknirscht an: „Das Kind? ... das kleine Mädchen? ... die kleine Frida? ... hm, ja ... das ist eine traurige Geschichte.“

Malwinas ungeduldiger Blick drängte ihn weiter: „Sie wollten ein so kleines Kind nicht mitnehmen. Die Großmutter behielt es ... der Wilhelm versprach Geld zu schicken ... das blieb aus, er mochte nicht in der Lage sein ... die Alte war ja auch noch rüstig. Da bekam sie letzten Winter ein rheumatisches Fieber ... ihre Kate ist heillos feucht, das Wasser trieft an den Wänden herunter, Fenster und Thüren undicht. — Tausendmal habe ich auch den Kammerherrn schon darauf aufmerksam gemacht ... da kann kein Mensch gesund bleiben ... Nun, hm, die Alte — sie war übrigens noch gar nicht so alt, solche Leute sehen immer zwanzig Jahre älter aus, als sie sind — die Alte erholte sich wieder. Als sie notdürftig herumkrabbeln konnte, übernahm sie Nachtwachen bei den Typhuskranken, um sich eine Kleinigkeit zu verdienen. Sie holte sich selbst die Krankheit und war zu schwach, sie zu überstehen.“

„Und das Kind?“

„Für das Kind hat die Gutsherrschaft zu sorgen. Es ist in Pflege gegeben.“

„Im Dorf?“

Der Doktor nickte, ihm war zu Mut wie einem Schuldigen vor seinem Richter.

„Sie sehen es zuweilen?“ forschte Malwina weiter.

„Gewiß!“

„Und es ist gut aufgehoben?“

Die Antwort erfolgte zögernd: „Das kann ich leider nicht sagen.“

„Aber warum nimmt man es denn nicht dort weg?“ rief sie entrüstet.

„Gnädiges Fräulein,“ sagte er und lächelte trübe, „das ist leicht gesagt, schwer gethan! Für wenig Geld ist nicht viel zu haben. Die Herrschaften waren froh, überhaupt ein Unterkommen für das Kind zu finden, sie hätten es sonst auf dem Hofe aufziehen müssen.“

„Warum wird denn nicht für gute Pflege gesorgt? für ein kleines Kind kann das doch nicht viel kosten?“

Der Doktor zuckte die Achseln, immer mit dem scheuen Blick des Schuldbewußtseins: „Ich weiß nicht genau, es werden wohl vier bis fünf Mark sein.“

„Täglich?“

In all seiner Pein verzog ein Lächeln seine Lippen: „Monatlich.“

Malwinas Thränen waren längst getrocknet, ihre Augen flammten: „Monatlich? ... und das dulden Sie? ... das ist schändlich, ... schändlich! — das ist ...“

Der Doktor erhob die Hand: „Fräulein Arenholdt,“ sagte er, „Sie fragen mich, warum ich das dulde? — ich frage: was kann ich dagegen thun? Irgend ein Recht einzuschreiten habe ich nicht.“

Malwina starrte vor sich hin. Sie sah das liebliche Geschöpfchen, das sie so zutraulich anlächelte, im Schmutz der Straße. War das eine gräßliche Vorbedeutung gewesen? ... Im Schmutz geboren ... im Schmutz aufgewachsen ... im Schmutz verkommen ... Entsetzen erfaßte sie: „Im Angesicht des Hauses, wo ... unter den Augen der Familie! ... und niemand nimmt sich des armen Wesens an! Eine Lappalie, ein Nichts könnte es retten!“

Doktor Weihern ergriff eine der kostbaren Kleinigkeiten, die den Schreibtisch bedeckten, betrachtete sie einen Augenblick gedankenvoll und setzte sie behutsam wieder nieder.

„Was Sie ein Nichts nennen, Fräulein Arenholdt,“ sagte er sehr ernst, „ist eine Summe von Belang für einen unbemittelten Mann wie mich. — Es ist ein schwerer Beruf, Arzt zu sein, — doppelt schwer, wenn der Wunsch, der Not zu helfen, so viel größer ist als die Macht dazu ... das bringt Sorgen und schlaflose Nächte.“

Malwina sprang auf, mit zitternder Hand schloß sie ein Schubfach ihres Schreibtisches auf und stürzte es um: einige Goldstücke rollten über den Tisch, eine elegante Brieftasche fiel heraus. Sie faßte die Scheine, die darin lagen, zusammen und reichte sie dem Doktor. Er betrachtete sie so genau, als ob er sie auf ihre Echtheit prüfen wolle, und lächelte weich, mehr mit den Augen als mit den Lippen. Dann räusperte er sich: „Wir wollen vernünftig sein, damit Wohlthat nicht zum Gegenteil wird ... Lassen Sie meinen alten Kopf Ihr junges Herz leiten.“

Er zog eines der herumstehenden zerbrechlichen Stühlchen heran, betrachtete es mißtrauisch und ließ sich vorsichtig darauf nieder. Malwina nahm halb abgewendet am Schreibtisch Platz; zu Erwägungen fühlte sie sich nicht sehr geneigt, ihr Herz war zorniger Bitterkeit voll: sie sah ihr Geschick in dem des Kindes; sollte auch dieses schuldlose Wesen für andere leiden?

„Ich werde das Geld für die Kleine auf der Sparkasse belegen,“ schlug der Doktor bedächtig vor. „Ist sie erwachsen, so kann sie sich dafür eine Aussteuer anschaffen.“

„Und wenn sie bis dahin verhungert ist?“ rief Malwina ungeduldig, die zornigen Augen auf ihn richtend.

„Sie wünschen also, wenn ich Sie recht verstehe, daß ich das Geld verwende, um dem Kinde bessere Pflege zu verschaffen.“

Sie bejahte lebhaft.

„Gut! ich kann also für ein oder zwei Jahre das Kostgeld für das Kind auf das Doppelte erhöhen. Ich nehme es seiner jetzigen nichtsnutzigen Pflegemutter weg und übergebe es einer ordentlichen Frau ...“

„Wenn es geht, in Ihrer Nähe,“ unterbrach Malwina eifrig.

„Das würde zu machen sein ... aber was dann? Ist der kleine Schatz erschöpft, so muß das Kind in die frühere Umgebung zurück oder in eine ähnliche. Es hat sich in diesen Jahren an besseres gewöhnt, es entbehrt, was es früher nicht kannte ... wo es zufrieden war, ist es jetzt elend.“

„Ich werde Ihnen jedes Jahr schicken, was Sie für das Kind brauchen.“

Dem Doktor wurde heiß; er fuhr sich mit dem Taschentuch über die glänzende Stirn, steckte es umständlich in die Tasche und sagte dann: „Wir dürfen nicht in der Aufwallung handeln! ... in erregter Stimmung soll man sich zu nichts verpflichten ... was würde Ihre Frau Mutter dazu sagen?“

„Ich habe niemand Rechenschaft zu geben,“ erwiderte sie stolz. „Mein Vater hat mich unabhängig gemacht — mein gütiger Vater. Ich kann mir eine solche Aufwallung, wie Sie es nennen, erlauben. Für manche Laune gebe ich mehr aus, als Sie in der Hand halten.“

Er schwankte; ein Brocken ihres Überflusses war dort Reichtum und Rettung, das kleine, einst rosige, jetzt so schmalwangige Gesicht würde ihn nicht mehr mit unbewußter Anklage anblicken. Aber die Großmut dieses Mädchens ausbeuten, ihr die Erinnerung an schweres Leid sozusagen greifbar auf den Lebensweg mitgeben — das war grausam!

„Lassen Sie uns mit Ihrer verehrten Frau Mutter sprechen,“ bat er endlich.

„Niemals!“ rief sie. „Nie und unter keinen Umständen! Niemand darf etwas erfahren, weder hier, noch bei Ihnen! ... Versprechen Sie es mir. Das ist meine Bedingung! ... Sie müssen doch verstehen!“ Sie sah ihn gequält an, er litt schweigend mit ihr. Sie fuhr fort, atemlos, dringend, nach einem Grunde suchend, der ihn bestimmen würde: „Sie können nicht ahnen, welche Wohlthat Sie mir damit erweisen! — Lassen Sie mich dem armen Geschöpf Retterin, Erlöserin sein.“

Ihre Augen flehten so heiß, so innig bat ihre Stimme ... sein Widerstand schmolz dahin wie weiches Wachs; in die Hand, die sie ihm bot, legte er gelobend die seine. — Über ihr Gesicht flog Sonnenschein, der mühsam errungene Sieg war ihrem gedemütigten Selbstgefühl berauschend wie junger Wein. Noch hielt er ihre Hand, ganz verloren in ihren Anblick — da wechselte

ihr Ausdruck. Die Allee unweit des Fensters kamen die Herren herauf, die sich, des langen Wartens müde, nach der Veranda begaben, deutlich war die scharfe, helle Kommandostimme des Majors zu unterscheiden. Malwinas Brauen und Mundwinkel zuckten: „Sie haben mich gerettet," sagte sie mit schwerem Seufzer zu dem Doktor. „Sie haben mich davor bewahrt, mit offenen Augen in einen Abgrund zu stürzen. Ich war im Begriff, in Lebensüberdruß und Menschenverachtung mein Leben selbst zu zerstören."

„Seien Sie tapfer," bat er, „Wunden heilen, wenn man so jung ist wie Sie."

Sie schüttelte trübe das Haupt: „Nicht alle — es giebt vergiftete Wunden ... sie heilen äußerlich, aber das Gift frißt weiter."

Er sah sie schmerzlich an; warum durfte er nicht, ein treuer Arzt, dies kranke Gemüt pflegen und heilen? Besseres hätte er sich nicht gewünscht ... Aber die Stunde qualvollen Glücks, wo Malwina sich ihm trostbedürftig und rückhaltlos zuwendete, war schon vorüber; ermüdet und abgespannt sehnte sie sich nach Einsamkeit. Das Gespräch schleppte sich mühsam weiter, er sprach von Othello, dem treuen, den er damals dem Regierungsrat mitgegeben hatte. Von Heimweh getrieben war der Hund, sobald man ihn frei hatte laufen lassen, verschwunden, ohne in der alten Heimat anzulangen, er mußte auf dem Wege dorthin verunglückt sein. Malwina schwieg, Doktor Weihern erhob sich. Sie lächelte matt: „Ich bin Ihnen sehr, sehr dankbar ... Sie werden mir schreiben, wegen des Kindes ... nicht wahr? ... Auf Wiedersehen."

Er seufzte tief, blickte lange, als könne er sich nicht satt sehen, in ihre Züge, murmelte einige Worte, ließ zögernd ihre Hand aus seinen Fingern gleiten, und sie war allein mit dem Sturm ihrer Gefühle.

Er durchschritt die Reihe der Zimmer, durch die sie ihn vorhin geführt hatte, ein träumender, der Gegenwart entrückter Mann; doch sein Fuß, der auf dem Parkett ausglitt, rief ihn rasch in die Wirklichkeit zurück. Sehr wirklich klangen auch die Stimmen aus der Veranda, wo Frau Arenholdt den ungeduldigen Tennisspielern der Tochter Ausbleiben erklärte. Finster riß der Major an seinem sonst schonender behandelten Schnurrbart, als sie sanft klagte: „Das arme Kind! Welche Erschütterung für sie, welche Aufregung ... Doktor Weihern aus Zachow ... Sie wissen, Herr Major, bei Weißenhagen, dem Gut des armen Achim!"

War je ein Mann durch einen tückischeren Zufall genarrt worden? Schon hatte er sich als Sieger gefühlt, zum erstenmal stand das spröde Mädchen ihm bebend, willenlos gegenüber; ein Augenblick würde ihn an das ersehnte Ziel gebracht haben, das jetzt in unsichere Ferne gerückt war. Das einzige Hindernis für seine Werbung, Malwinas sentimentale Trauer um den Verlobten — an dem gar nicht so viel gewesen sein sollte — würde durch dieses Versenken in alte Erinnerungen neue Stärke gewinnen! Nicht immer haben die Lebenden recht! ... Doktor Elsner verbarg kaum seine Zufriedenheit, für ihn bedeutete jeder Aufschub Gewinn; voll Verständnis für die dramatische Spannung der Lage und die Stimmung der Beteiligten trug Luise mit dem harmlosen John die Kosten der Unterhaltung. Dieser Jüngling balancierte, in den bequemsten Schaukelstuhl hingeworfen, die Augen halb zugedrückt, mit großer Achtsamkeit ein Rakett auf der Spitze seines hellbeschuhten Fußes und richtete, ohne die elegische Stimmung seiner Tante und die gereizte des Majors zu schonen, seine Neckereien in schläfrigem Ton unparteiisch an jeden der Anwesenden.

Des Doktors unsichere Schritte kamen über das Parkett, einen raschen Blick warf der Major auf den soeben noch kräftig Verwünschten und lächelte, seine gute Laune war vollkommen wiederhergestellt: von diesem Manne war nichts zu befürchten, nicht einmal ein Heraufbeschwören unbequemer Stimmungen. John stieß einen leisen Pfiff aus, zog die Augenbrauen in die Höhe und blickte verwundert Luise an. Sehr verlegen, der Mittelpunkt allgemeiner Aufmerksamkeit zu sein, verbeugte Doktor Weihern sich linkisch, als Frau Arenholdt ihn vorstellte, lehnte den angebotenen Stuhl ab, suchte in ängstlicher Hast seinen Hut, den Luise ihm endlich reichte, verabschiedete sich eilig und stolperte unter dem erstaunten Schweigen der Gesellschaft die Stufen zum Garten hinunter. Um ihm den Rückzug zu erleichtern,

folgte Luise ihm und geleitete ihn, von ihm nicht sonderlich beachtet, bis zum Gartenthor.

„Wo haben Sie dieses Altertum ausgebuddelt, Luise?" fragte John mit matter Stimme die Zurückgekehrte. „Prachtvolles, wohlerhaltenes Exemplar des vorsündflutlichen Menschen!"

Luise lächelte nur, und Frau Arenholdt übernahm die Verteidigung des Verspotteten: „Der gute Doktor! ... er hat ein so vortreffliches Herz!"

„Haben Sie das entdeckt, Luise?" forschte der wißbegierige Jüngling weiter. „Haben Sie sein noch nicht versteinertes Herz entdeckt? ... famos! ... heraus mit der Sprache!"

Der Major war aufs äußerste gelangweilt — man hatte sich schon zu viel mit einer so gleichgültigen Persönlichkeit beschäftigt — und stand auf: „Sie gestatten mir, mich zu empfehlen, meine gnädigste Frau! Darf ich hoffen, mich auch von dem gnädigen Fräulein verabschieden zu können?"

„Ja, wo bleibt denn Malwina?" fragte die Mutter; „wie merkwürdig, Luise!"

Diese ging und kam mit der Nachricht zurück, Malwina bitte, sie zu entschuldigen.

Doktor Elsner lächelte, der Major unterdrückte kaum einen Fluch. Seine Geduld war erschöpft; Malwina schuldete ihm nach dem Vorgefallenen ein Abschiedswort, zum mindesten einen Händedruck. Ein Mann wie er giebt sich nicht zum Spielball von Mädchenlaunen her, der Rolle des girrenden Seladons war er gründlich überdrüssig, die Bewerbung hatte schon zu viel Zeit und Überlegung gekostet. Ein moderner Jakob! dachte er ingrimmig, oder hieß der geduldige alte Kerl Hiob? einerlei ... ich werde andere Saiten aufziehen — es war thöricht von mir, mich so lange hinhalten zu lassen ... jetzt wird ein Ende gemacht!

Es war bereits gemacht, freilich in anderer Weise, als der Major erwartete. Den im Augenblick heißer Erregung gefaßten Entschluß führte Malwina mit kühler Überlegung aus — der mögliche Gewinn wog nicht den hohen Einsatz auf —, ohne Schuldgefühl: auch der Major, der kalte Rechner, würde ruhigen Blutes einen Strich durch das Exempel machen, wenn er sich überzeugt hätte, daß dessen Facit nicht stimmen wollte.

Von jetzt an empfing Frau Arenholdt allein seine Besuche; es geschah sogar, daß er des Mädchens helles Kleid durch die eine Thür verschwinden sah, während er durch die andere eintrat. Bei einem zufälligen Zusammentreffen am dritten Ort entzog Malwina sich mit höflichster Gleichgültigkeit jedem Versuch zu einem vertraulichen Gespräch, seine bedeutsamen Anspielungen verstand sie gar nicht. Zähneknirschend ertrug er notgedrungen diese neue Laune seiner Erkorenen, ohne an eine endgültige Niederlage zu glauben, aber auch ohne die entscheidende Frage zu wagen.

Da reisten unmittelbar nach der Hochzeit des jungen Paares Bergwitz die Arenholdtschen Damen in Luises Begleitung zu langem Aufenthalt nach dem Salzkammergut ab — und Malwina war um einen Feind reicher und um einen Beinamen: das Bild ohne Gnade, den Doktor Elsner für sie gefunden hatte und verbreitete. Ihre Ehescheu und Unzugänglichkeit selbst einem so glänzenden Bewerber gegenüber konnten nicht bekannt genug werden.

Die ahnungslose Frau Arenholdt empfing nach ihrer Rückkehr die Glückwünsche des Neffen John, daß sie mit genauer Not doch noch diesem Schwiegersohn entgangen sei. Sie war überrascht und wirklich zweifelhaft, ob dies auch ihre Auffassung sei. Die glänzende Erscheinung und ritterliche Höflichkeit des Majors hatten tiefen Eindruck auf sie gemacht, und Malwina würde als Frau Oberst oder gar als Frau General von Altstein durchaus an dem richtigen Platz gewesen sein.

John ließ ihr gar keine Zeit zum Überlegen: „Malwina soll überhaupt keinen Fremden heiraten, sie soll in Hamburg bleiben und ein großes Haus machen. Mein Plan ist fix und fertig, du sollst meine Vertraute sein, Tante Anna. Diskretion ist selbstverständlich Ehrensache!" Frau Arenholdt sah neugierig aus, er fuhr geheimnisvoll fort: „Einen Mann wie Achim findet sie natürlich nicht wieder, den gab es nur einmal in der Welt, sie muß schon mit zweiter Qualität vorlieb nehmen. Das einzig Richtige ist, daß sie mich heiratet ... nun lachst du, aber die Sache ist todernst! ... Daß Malwina etwas älter ist als ich, macht doch nichts,

im Gegenteil, das giebt die glücklichsten Ehen! Und einen bequemeren Ehemann findet sie überhaupt nicht ... oder glaubst du, daß sie sich vor Muttern fürchtet?“

Frau Arenholdt lachte herzlich bei dem Gedanken, daß ihre Tochter sich vor irgend etwas fürchten könne.

John nahm eine gekränkte Miene an: „Du behandelst mich wie einen dummen Jungen, wie kann ich mich dann wundern, daß Malwina mich nicht ernst nimmt? Aber merke dir, was ich dir jetzt sage: bald werden die Freier sich spärlicher einstellen — es gehört jedenfalls viel Courage dazu, sich an sie heranzuwagen — dann ist die Reihe an mir! ... Eine alte Jungfer will sie natürlich nicht werden, das giebt's in unserer Familie überhaupt nicht ... und ist kein anderer mehr da, so wird sie nach mir greifen wie der Ertrinkende nach einem Strohhalm.“ Er streckte seinen muskulösen Arm aus. „Deine Einwilligung habe ich natürlich von vornherein — zu diesem Schwiegersohn kannst du dir wirklich gratulieren.“

Den Hut im Nacken, die Hände wie gewöhnlich in den Taschen, schlenderte er neben seiner Tante durch den Garten und blieb vor einem Rosenstock stehen, der seine hundert Blüten in dem warmen Septembersonnenschein badete. Mit angenommener Ängstlichkeit sah John sich nach allen Seiten um, zog ein Messer aus der Tasche: „Malwina sieht's nicht — die duldet ja keine fremde Hand!“ schnitt die schönste Rose ab und überreichte sie Frau Arenholdt, die entzückt dankte. Er lachte: „Du bescheidenes Tantchen! ... für deine eigene Blume!“ drückte einen kräftigen Kuß auf ihre Wange und sprang täppisch wie ein junger Hund über den Rasen zum Thor hinaus, wo er seinen Hut mehr ins Gesicht rückte und sich nicht ganz erfolglos bemühte, eine gesetzte Miene anzunehmen. Frau Arenholdt sah ihm zärtlich nach — der wilde Neffe besaß ein großes Stück ihres Herzens — und kehrte freundlich vor sich hinlächelnd mit kurzen, trippelnden Schritten in die Veranda zurück.

Eigentlich war es die Zeit ihrer täglichen Ausfahrt, aber Malwina benutzte heute den Wagen zu einem Besuch bei den Verwandten drüben auf der Uhlenhorst, und Luise hätte sie ohnehin nicht begleiten können, sie war damit beschäftigt, die Einladungen zu einem Gartenfest auszuschreiben, das man zu Ehren des jungen, erst kürzlich von der Hochzeitsreise zurückgekehrten Ehepaares Bergwitz geben wollte. So auf sich allein angewiesen, ergriff Frau Arenholdt resigniert ihre Handarbeit, die sie des verzogenen Neffen wegen beiseite gelegt hatte; er haßte die ewigen gymnastischen Fingerübungen der Damen.

Dieses neue Häkelmuster war nun in der That hassenswert, so unergründlich erwies sich sein System, so wenig vorschriftsmäßig wollte sich der Faden verschlingen. Nach manchem Mißlingen gab die ganz Verwirrte seufzend den Versuch auf und wartete, daß ihr Hilfe kommen würde.

Da brachte der Diener die Post, ein immer willkommener Zeitvertreib, obgleich ihre Korrespondenz nicht groß war; aber es kamen Einladungen, die Luise beantworten mußte, Kataloge zum Durchblättern, Geschäftsempfehlungen. Heute waren zwei Briefe da, der eine für Luise — Handschrift und Poststempel wohlbekannt — von Luises Schwester, der kleinen Pastorin Emma in Lieberhude: „Bitten Sie Fräulein Winter einen Augenblick her — ist etwas für Fräulein Malwina da?“

Sie wußte, daß diese eine Überwachung ihres Briefwechsels nicht liebte, aber die Gelegenheit war zu günstig. Den vom Diener ihr überreichten Brief an die Tochter legte sie neben sich, schob ihn bedächtig mit der Häkelnadel hin und her und betrachtete ihn noch von allen Seiten, als Luise zu ihr trat, in der Hand die ausgefüllten Einladungskarten.

„Sehen Sie nur,“ rief sie ihr entgegen, „schon wieder ein Brief aus Zachow, von Doktor Weihern. Auf der Reise hat er drei- oder viermal an Malwina geschrieben, ich kenne seine Handschrift und die merkwürdigen grauen Couverts ... Und hier ist eine Photographie darin ... Glauben Sie, daß er ihr sein Bild schickt?“

Luise lachte: „Es wird wohl etwas anderes sein — vielleicht eine Ansicht des Hauses oder der Gruft!“

„Das wäre möglich!“ gab Frau Arenholdt zu. „Ich werde den Brief gleich in Mal-

winas Zimmer legen lassen, nicht wahr, Luise? ... Aber was fehlt Ihnen? Haben Sie schlechte Nachrichten?"

„Nichts Besonderes." Die antwortende Stimme klang gepreßt. „Es ist wie immer ... Mein Schwager überarbeitet ... Ärger im Amt ... ein Kind krank, diesmal der Älteste, sonst der Kräftigste von allen, er muß die Schule versäumen!"

„Wir wollen wieder einen Korb mit Wein hinschicken, Sie wissen, von dem Margaux, den Ihr Schwager so gern trinkt," tröstete Frau Arenholdt. „Erinnern Sie nach unserer Gesellschaft daran. Sie können auch ein paar Gläser von den guten Erdbeeren beigeben, die Sie eingemacht haben."

Luise lächelte mühsam die gütige Frau an. Schwerer, als sie zeigen mochte, lastete der Gedanke an Emma, die einzige Überlebende von vielen Geschwistern, auf ihr. Ein nervöser, durch Kränklichkeit reizbarer und unfriedfertiger Mann, eine sich immer noch vergrößernde Schar von schwächlichen Kindern, spärliche Einnahme, von der in den ersten Jahren der Ehe noch Schulden aus des Pastors Studentenzeit abbezahlt werden mußten; Luises Zuschüsse waren bald für das Gleichgewicht des häuslichen Budgets unentbehrlich. Ihre tapfere Schwester, der gute Engel des Mannes, die Vorsehung der Kinder, wie sie früher der Sonnenschein des elterlichen Hauses gewesen war, klagte nie, aber Luise las die einfachen Berichte mit wissenden Augen, obgleich die Schwestern sich selten sahen. Einmal hatte sie, als sich für die ihr bereitwillig zugesicherten Ferien ausnahmsweise wirklich einige Tage finden ließen, Emma mitgenommen in einen schön gelegenen ländlichen Aufenthaltsort, wo sie sich für die vielgeplagte Frau Ruhe und Erholung versprach, aber die häuslichen Sorgen waren auch hierher gefolgt. Früher als beabsichtigt kehrte die Frau Pastorin heim, fand ein Chaos, wo sie festgefügte Ordnung zurückgelassen zu haben glaubte, offene Rebellion in der Kinderstube, den Mann wortkarg und verstimmt, und ein so allgemeiner Aufschrei des Jubels empfing sie, daß sie sich gelobte, einen so wenig geglückten Versuch nicht zu wiederholen.

Daran dachte Luise, während Frau Arenholdt, die sich selbst überzeugen wollte, ob auch kein Versehen mit untergelaufen sei, noch einmal die Einladungskarten durchsah.

Ein vorfahrender Wagen unterbrach sie, Herr und Frau Johann Mertens, die Eltern des jungen John, kamen durch den Garten, begleitet von Malwina, die erhitzt und aufgeregt aussah. Die Hausfrau erhob sich, um die Stufen hinunter ihrer Schwägerin entgegenzugehen; für den Verkehr mit dieser Verwandten hatte sich in der Familie ein eigener, formvoller Höflichkeitskodex herausgebildet, über den sich, zum wirklichen Schmerz seiner Mutter, nur ihr eigener ältester Sohn hinwegsetzte.

Frau Mertens entstammte einer alten, aber verarmten Hamburger Patricierfamilie, deren einziges Vermächtnis an sie in einem ungemessenen Hochmut bestand. Es blieb den Freunden des überaus beliebten Johann Mertens zeitlebens ein Rätsel, was ihn veranlaßt hatte, dieses reizlose Mädchen zu seiner Lebensgefährtin zu wählen, deren scharfsichtiger Empfindlichkeit diese für sie wenig schmeichelhafte Verwunderung nicht entging. Öfter, als klug war, hob sie im Gegensatz zu neuem Reichtum die Vorzüge ihres alten Blutes hervor, für dessen Wert freilich die jetzt lebenden Mitglieder ihrer Familie keine überzeugenden Beweise lieferten. Auch im Laufe der Jahre gewann sie sich wenig Liebe in ihrer neuen Familie; ihr farbloses Gesicht mit der langen geraden Nase, den matten Augen und schmalen Lippen verbreitete, wo es erschien, eine frostige Atmosphäre, der besonders ihre jüngeren Angehörigen gern entflohen — von diesen wurde sie so eifrig gemieden, wie Tante Anna Arenholdt aufgesucht, die auch dank ihrer unerschöpflichen, gar nicht zu beleidigenden Gutmütigkeit die einzige war, die in ungetrübtem Einvernehmen mit der eisigen Schwägerin lebte. Gegen Malwina fühlte Frau Mertens eine Abneigung, die nicht frei von Neid war. Der Anblick des schönen, umworbenen, von jedem Luxus umgebenen Mädchens hielt ihren Groll wach über die eigene kümmerliche, sonnenlose Jugend, deren schmerzliche Eindrücke das Glück ihrer späteren Jahre nicht auszulöschen vermochte.

Frau Arenholdt begrüßte Bruder und Schwägerin mit vielen herzlichen Worten. Malwina trat an den Tisch, auf dem die

Einladungskarten ausgebreitet lagen, und schob sie zusammen: „Die kannst du ins Feuer stecken, Mama,“ sagte sie hart, „ein Segen, daß sie noch nicht herumgeschickt sind.“

Frau Arenholdt bemerkte erst jetzt ihres Bruders sorgenvolle Miene.

„Traurige Nachrichten, Anna!“ sagte er bekümmert.

Die Hausfrau setzte sich neben ihre Schwägerin, die wie immer den Ehrenplatz auf dem Sofa eingenommen hatte, faltete ergeben die Hände und erwartete das Weitere.

Als Luise sich entfernen wollte, rief Herr Mertens: „Bleiben Sie, Luise; was ich mitzuteilen habe, ist allgemein bekannt. Vor Ihnen haben wir auch kein Geheimnis, Sie gehören zur Familie.“ ... Er wendete sich wieder zu seiner Schwester: „Das Börsengespräch war heute der bevorstehende Zusammenbruch der Firma Bergwitz u. Huber.“

Frau Arenholdt sah von einem zum anderen: „Wie schrecklich! ... Die arme Anna!“

Ihr Bruder fuhr fort: „Bergwitz halte ich nur für schwach, Huber aber für einen abgefeimten Menschen. Er hat nichts zu verlieren, will rasch reich werden und hat sich in die wahnsinnigsten Spekulationen eingelassen. Es wird wohl schon länger faul mit ihnen ausgesehen haben, aber er hat der Welt und Bergwitz Wind vorgemacht, wohl im Vertrauen auf den reichen Schwiegervater Strecker. Man kann unserem Vetter Strecker den Vorwurf zu großer Vertrauensseligkeit nicht ersparen! Jetzt ist er außer sich, will nichts von seinem Schwiegersohn wissen, will seine Tochter zurückhaben — kurz und gut, er spricht Unsinn, wie das die Menschen im Zorn thun.“

Malwina trat aufmerksam näher.

„Heute morgen hatte ich eine lange Unterredung mit ihm und redete ihm ins Gewissen. Er gestand mir, daß er allein nicht helfen könne — er ist augenblicklich stark engagiert —, da habe ich denn meine Hilfe zugesagt ... Vielleicht thust du auch etwas, Anna ist ja dein Patenkind.“

„Ganz wie du meinst,“ sagte Frau Arenholdt bereitwillig — „und Malwina,“ setzte sie eilig hinzu, als sie deren fest auf sie gerichteten Augen begegnete.

„Nun, ich denke, sie wird auch einverstanden sein,“ meinte Herr Mertens. „Sie hat Anna immer lieb gehabt.“

Malwina, die neben ihrem Onkel stand, hatte gespannt zugehört, ihre Mundwinkel zuckten: „Für Anna — alles!“ rief sie rasch mit brennenden Wangen. „Aber nicht für diesen ... diesen ... für Bergwitz.“

„Du beabsichtigst also, für Anna allein etwas zu thun — nicht für ihren Mann! ... wie denkst du dir das?“ fragte Frau Mertens und preßte die Lippen zu einem Strich zusammen.

Malwina sah ihre Tante fest an: „Onkel Strecker denkt doch auch so!“

Herr Mertens wiegte das Haupt: „Das war in der ersten Hitze gesagt!“

Malwina kämpfte mit sich, beugte sich dann zu ihrem Onkel und flüsterte: „Ich besuchte eben Tante Neumann ... sie war ganz aufgeregt ...“

„Wie immer!“ warf Frau Mertens dazwischen.

„Sie hatte guten Grund dazu,“ sagte Malwina gereizt. „Ihr Sohn ist in St. Moritz mit dem jungen Ehepaar zusammengetroffen. Rudolf Neumann ist kein scharfer Beobachter, aber er war entrüstet darüber, wie rücksichtslos Anna von ihrem Mann behandelt wurde. Sie konnte die Höhenluft nicht vertragen, aber anstatt abzureisen, kletterte er mit einigen Kumpanen, die er dort aufgelesen hatte, in den Bergen herum. Abends gab es Zechgelage ... es soll auch gespielt worden sein, Emil hat sich telegraphisch eine bedeutende Geldsumme nachkommen lassen.“

„Und solchen Neumannschen Klatsch beachtest du?“ fragte Frau Mertens verächtlich.

„Ich würde es nicht thun, obgleich ich diesem Klatsch glaube, wenn es sich nicht um Annas Glück handelte!“ rief Malwina. „Vielleicht kann man jetzt einen heilsamen Druck auf ihren Mann ausüben!“

„Soll er sich kontraktlich verpflichten, künftig ein Mustergatte zu sein?“ schlug Frau Mertens vor, deren Geringschätzung für die unverständige Nichte wuchs. „Oder hast du andere Vorschläge zu machen?“

„Liebe Mutter!“ suchte ihr Mann sie zu begütigen. „Malwina meint es gut ... ihr liebevolles Herz läuft aber mit ihrer Überlegung davon. Annas eheliche Verhältnisse

gehen uns nichts an" — seine erhobene Hand wies das junge Mädchen zur Ruhe — „das heißt, irgend welche Einmischung wäre durchaus unstatthaft. Was aber diese geschäftliche Angelegenheit betrifft ..."

Frau Mertens öffnete die festgeschlossenen Lippen: „So ist es Pflicht der Familie, ihre Glieder so lange wie möglich vor dem gänzlichen Fall zu bewahren." Es war ihr eine große Genugthung, daß in diesem Fall das betreffende räudige Schaf der Verwandtschaft ihres Mannes angehörte.

Malwina heftete die blitzenden Augen auf der Tante unbewegliche Züge.

Onkel Mertens fuhr fort: „Natürlich müssen wir Einsicht in die Bücher nehmen und dann unsere Bedingungen machen ... als erste, daß Bergwitz sich von dem leichtsinnigen Menschen, dem Huber, trennt, dem gegenüber er keinen eigenen Willen zu haben scheint. Ich kenne einen tüchtigen jungen Menschen, den ich ihm als Associé vorschlagen will, kein highflyer ... aber steady. Er wird den besten Einfluß auf Bergwitz haben."

Malwina verzog höhnisch den Mund.

„Mit gutem Willen von allen Seiten wird die Sache schon wieder in Ordnung kommen, Bergwitz ist ganz zerknirscht und windelweich und hat die besten Vorsätze."

Herr Mertens stand auf, knöpfte seinen Rock zu, nahm Hut und Handschuhe und klopfte Malwina gutmütig auf die Wange: „Sieh nicht so finster drein, Kindchen ... Es wird noch alles besser werden, als du denkst," tröstete er sie mit einem Optimismus, der nicht weniger unerschütterlich war als der seiner Schwester. „Schon manche Ehe hat mit Sturm und Gewitter angefangen und war nachher eitel Sonnenschein ... Man muß den jungen Leuten Zeit lassen, sich miteinander einzuleben."

„Mir hat Emil Bergwitz immer gut gefallen," meinte Frau Arenholdt, froh, daß die stürmische Unterredung beendet war — merkwürdig, daß Malwina sich immer gleich erhitzte, von wem sie das nur hatte? — und ließ sich von Luise einen Sonnenschirm reichen, um den Geschwistern den späten Rosenflor des Gartens, ihren Stolz, zu zeigen.

Malwina hielt den Onkel unbemerkt zurück; mit Überwindung bat sie: „Laß Anna nicht wissen, was geschieht! ... Könnt ihr nichts für sie thun, so klärt sie wenigstens nicht über den Leichtsinn und die Thorheiten ihres Mannes auf. Sie wird beides ohnehin bald genug selbst herausfinden!" schloß sie bitter.

Onkel Mertens, der über Unvernunft und Seltsamkeit anderer nie lange nachgrübelte, lächelte nachsichtig und versprach das Mögliche.

Finster blickte Malwina ihm nach, sie konnte es nicht über sich gewinnen, ihn auf dem Rundgang durch den Garten zu begleiten.

„So ist die Welt," sagte sie halblaut vor sich hin. „Die grausame, ungerechte Welt! ... Sie hat Nachsicht, Mitleid, Hilfe für den Mann, der trinkt, spielt ... vielleicht noch Schlimmeres thut ... für die unschuldige Frau nur ein Achselzucken: was geht sie uns an! Ja, warum hat das unerfahrene junge Ding sich in seine treuherzigen Augen verliebt und in die zärtlichen Worte, die er vor wenigen Wochen mir zuflüsterte? ... Alles sagte Ja und Amen — auch ihre Eltern ... auch ihre Brüder! ... Und nun ist ihr Leben gerade lang genug, für die Sorglosigkeit ihrer Eltern und die Schuld ihres Mannes zu büßen!"

Ihre Stimme war laut und heftig geworden.

„Ja, die Welt ist grausam," sprach Luise schneidend, von dem Gedanken an ihre Schwester verfolgt. „Tausende leiden ohne Schuld, und wenige Bevorzugte genießen ohne Verdienst! ... wie du!"

„Wie ich?" fragte Malwina. „Wie ich?"

Luise lachte hart auf. „Womit hast du es denn verdient, daß du Sorgen kaum dem Namen nach kennst? ... Daß dein Vater ein reicher, angesehener Mann war — daß deine Mutter dich auf Händen trägt? ... Daß du gesund und blühend bist? ... Das Leben liegt wie ein Garten vor dir, der dir nach einem Nachtfrost tausend neue Blüten bietet ... Und du schätzest dein Glück nicht ... Du siehst es gar nicht, du spinnst dich ein in eigensinnige kindische Laune! ... aber für die Pflichten und die Schuld anderer hast du Augen und viele harte Worte."

Luise sprach mit der kalten, konzentrierten Energie eines stark empfindenden, durch lange Schulung in Selbstbeherrschung geübten

Menschen, der auch in der Erregung die äußere Ruhe wahrt, nicht einmal die Stimme erhebt: um so grausamer klangen ihre Worte.

Malwina wurde totenblaß: „Ich habe immer gefühlt, daß du mich nicht lieb hättest!“ murmelte sie tonlos.

„Warum sollte ich dich lieb haben?“ fragte Luise, von rätselhaftem Drang zu rückhaltloser Offenheit getrieben. „Hast du etwa Zuneigung für mich? ... oder was könnte ich sonst an dir lieben? ... Daß meine Dienste gut bezahlt werden? Reichtum kann viel erkaufen, aber keine Liebe! ... Er ist Macht, ist Freiheit! ... nicht eine gute Eigenschaft. Er erweckt Neid, nicht Liebe! ... man liebt, was einer ist, nicht was er hat!“

Sie brach kurz ab, beschämt und von schneller Reue erfaßt. Auf dem Kies knirschten Frau Arenholdts unsichere kleine Schritte, und als Malwina, mit ganz verstörtem Gesicht ins Haus flüchtend, die Thür hinter sich schloß, sah sie noch, wie Luise sich hilfreich zu ihrer Mutter neigte, mit der liebevollen Sorgfalt des Starken für den Schwachen. Fast tiefer als die vernommenen Worte verwundete sie dieser Anblick.

* * *

Unbehende, mit steifen Gliedern kletterte Doktor Weihern von seinem hochräderigen Wagen herunter. Die Hitze des langandauernden Sommers hatte ihn stark mitgenommen, oder waren diese Mattigkeit, diese Unlust Anzeichen des herannahenden Alters? Sonst der Geselligkeit nicht abhold, suchte er jetzt Einsamkeit; anstatt nach gethaner Arbeit drüben im „Erbprinzen“ ein Glas Bier in harmloser Unterhaltung mit den dort regelmäßig verkehrenden Honoratioren des Städtchens zu trinken oder eine ebenso harmlose Partie Skat zu spielen, saß er jetzt zu Hause bei seinen Büchern, über die seine Blicke oft achtlos hinglitten. Unbehagen empfand er auch hier; Möllern, sein häusliches Faktotum, hätte wirklich etwas mehr für die Gemütlichkeit seines Hauses thun können, aber, wie Achim schon immer behauptet hatte: ihr fehlte jeder höhere Schwung! Wenn er ihr seine, ihm selbst nicht recht klaren Wünsche in noch weniger klaren Worten aussprach, sah die arme, alte Person sich ratlos in den Zimmern um, die bisher Stolz und Ruhm ihres Lebens gewesen waren.

Weißer gescheuerte Dielen sah man nie, auch nicht blankere Fensterscheiben. Hatte der Überzug des Sofas an Frische verloren und der Teppich davor in fast dreißigjähriger Dienstzeit Haare und Muster eingebüßt, so blühte dafür ein farbenprächtiger Blumengarten auf den von dankbaren Patientinnen gestickten und gestifteten Rückenkissen und Fußbänkchen — die der Doktor nie benutzte — auf Tabaksbeuteln und Papierkörben, selbst den Stiefelknecht, der bescheiden zu den Stiefeln in die Ecke zwischen Schreibtisch und Büchergestell gekrochen war, zierten dunkle und helle Rosen. Wie gelehrt sahen die bis zur niedrigen Zimmerdecke hinansteigenden Regale voll Bücher aus, ein Born der Weisheit, aus dem nur der Doktor zu schöpfen verstand, wie Ehrfurcht erweckend die Reihe von Einmachegläsern mit den seltsamsten, unheimlichsten Gebilden in Spiritus, aus dem, wie man sich zuraunte, der Doktor heimlich seine kräftigsten Tränke braute — wie ehrwürdig blickte, von Rauch und Staub geschwärzt, die Gipsbüste des Asklepios über dem Schreibtisch, ein Geschenk des verstorbenen Freundes — nach Ansicht der Leute das wohlgetroffene und von ihnen viel bewunderte Porträt des Doktors, dessen Sokrateskopf die denkbar geringste Ähnlichkeit mit den edlen Zügen des heilfreudigen Gottes besaß. Ein verblichenes Cerevismützchen über gekreuzten Schlägern an der Wand, darunter ein Schwarm von Jünglingsbildern, die Gesichter der jungen Helden mit ehrenvollen Schmissen geziert, Bänder in den Corpsfarben über den tapferen Herzen, woben einen Schimmer von Romantik in den Ernst der Wissenschaft. Konnte man solche Herrlichkeiten besitzen und unzufrieden sein?

Um die versagenden Reize dieses „Interieurs“ aufzufrischen, zog die betrübte Möllern Bürgermeisters Mädchen für alles zu Rat, ihre Autorität in allen Fragen des Geschmacks und der feinen Lebensart. Diese robuste Persönlichkeit zeigte sich der an sie herantretenden bedeutungsvollen Aufgabe gewachsen. Nachdem sie lange Zeit schweigend das Schreibzimmer gemustert hatte, konnte sie nicht umhin, dem Doktor recht zu geben: „In ein feines Zimmer gehören

solch schöne, weiße Decken auf das Sofa und überallhin. Die Frau Bürgermeisterin hat sie alle selbst gehäkelt ... und Blumen an die Fenster, in so bunten Töpfen, das riecht gut!“

Möllern war getröstet; die schönen, weißen Decken konnte Nachbars Lina, die Putz gelernt hatte, an den kommenden Winterabenden herstellen, Blumen in schönen, bunten Töpfen kaufte sie am nächsten Markttage. Deren zarter Duft mischte sich mit dem stärkeren des Tabaks, der sich jedoch zu häuslich in allen Ritzen eingerichtet hatte, um sich daraus vertreiben zu lassen. —

Als der Doktor kaum abgestiegen war, stürzte mit ganz ungewöhnlicher Schnelligkeit Möllern aus dem Hause, fast erstickt von einer großen Neuigkeit, die sie, ihrer Wichtigkeit wegen, in feierlichem Hochdeutsch vortrug: „Eine Dame wartet auf Ihnen, Herr Doktor.“

„So?“ brummte er gleichgültig. „Sie kann noch einen Augenblick länger warten“ — und gab dem Kutscher umständliche Weisungen für die Fahrten des heutigen Nachmittags. „Wer ist es denn?“

„Ich kenn ihr nich.“

„Vielleicht eine Dame von den Gütern?“

„Nee, die kenn ich all.“

„Wohl die neue Erzieherin von Gunzow — die Kinder haben den Keuchhusten ... heute nachmittag will ich sowieso hin.“

Der große Augenblick war gekommen, der Herr Doktor würde sich wundern!

„Ich kenn ihr nich. Aber der Herr Bahnhofsinspektor kam vorhin eben mal 'ran. Sie hat ihn ja woll gefragt, wo der Herr Doktor wohnte ... Er meint ja, sie ist die Braut von dem seligen Herrn Baron ... die Dame aus Hamburg!“

„Wa—as?“ stammelte Doktor Weihern. „Nicht möglich!“

Mit einem Satz war er im Hausflur und an der Zimmerthür, aber Möllern war rascher als er: „Erst abuhlen, Herr Doktor! erst abuhlen.“ Sie ergriff ihn an der Schulter, riß einen kleinen Handbesen vom Kleiderhaken und begann damit eifrig ein Säuberungswerk an ihrem Herrn. Der ungeduldige Doktor hielt heute nicht stand, wie ein Aal entschlüpfte er ihren Händen, biß die Zähne zusammen und trat leise in sein Zimmer. Er hatte das Wunderbare nicht geglaubt, aber in dem Lehnstuhl am Fenster, dem alten schwarzen, den Kopf an die zerschlissenen Polster gedrückt, die Augen halb geschlossen, die Hände lose im Schoß verschlungen, saß Malwina, unbeweglich wie ein Bild ... Unbeweglich blieb auch er, mit angehaltenem Atem, um den seltsam holden Traum nicht zu verscheuchen.

Da wendete sie den Kopf, erblickte ihn und stand auf. Mit scheuem, verlegenem Lächeln, wie ein Kind, das Tadel und Strafe fürchtet, sah sie ihm entgegen.

Er war schon neben ihr und hielt ihre Hände: „Sie hier? wirklich? Sie hier?“ ... Seine Stimme klang rauh vor Bewegung. Sie nickte ... ihr war nicht wohl zu Mut ... was sie mit übermächtiger Gewalt hierher getrieben hatte, schien ihr jetzt so absonderlich, so unbegreiflich! sie konnte keine Worte dafür finden.

„Sie wundern sich ...“ sagte sie nach langem Stillschweigen und entzog ihm sanft ihre Hände.

„In meinem Alter wundert man sich über nichts mehr!“ scherzte er mit trockenen Lippen, die ihm kaum gehorchten.

Wieder Schweigen.

„Also hier leben Sie!“ Ihr Blick glitt durch das Zimmer. Unbelebte Dinge sprechen eine beredte Sprache; die Armseligkeit und Nüchternheit seiner Umgebung, die ihm, im Gegensatz zu der vornehmen Mädchenerscheinung, die so wenig hierher paßte, erschreckend klar wurden, redeten auch zu ihr, aber erfüllten sie mit Rührung.

Sie hatte sich wieder gesetzt, er lehnte vor ihr an einem Büchergestell und sah schweigend zu ihr nieder, Worte schienen ihm nicht notwendig; es war alles traumhaft, unwirklich und doch natürlich ... sie war auf dem Wege nach Weißenhagen, nach der Gruft ... sie hatte verziehen.

Da begann sie leise, klagend: „Ich habe in den letzten Tagen so viel an Sie gedacht! ... ich litt so sehr ... man hat mir so Grausames gesagt ... Aber es war nicht Schlechtigkeit von mir ... wirklich nicht! nur Gedankenlosigkeit und Unwissenheit! ... warum hat man nicht früher so zu mir gesprochen?“ Sie sah ihn an, ihre Augen standen voll Thränen — er verstand sie nicht.

„Weiß Ihre Mutter ...?“ fragte er plötzlich, von einem neuen Gedanken erfaßt.

Ihre Lippen bebten, aber sie lächelte: „Meine gute Mutter! ... sie hat mir noch nie einen Wunsch versagt. Wie erschrocken war sie! ... als ob Däumling eine Reise um die Welt machen wolle! ... Fast sechsundzwanzig Jahr bin ich, und man traute mir nicht zu, daß ich mir allein mein Billet nehmen könne!“

„Also darum?“ fragte er mit einem Anflug von Schelmerei.

Sie lachte kurz auf: „Ja, darum! ... Sehen Sie,“ setzte sie bitter hinzu, „auf so raffinierte, liebevolle Weise erzieht man uns künstlich zu Marionetten.“

Aus ihren wirren Reden verstand er mit heißer Freude nur, daß sie sich nach ihm gesehnt habe, aber noch immer nicht, was sie hierher führe.

„Sie wollen nach Weißenhagen?“ fragte er unsicher.

Sie sah ihn groß an: „Nach Weißenhagen?“ und machte eine Handbewegung, als wenn sie etwas Lästiges hinwegdränge. „Mit dem 2 Uhr 45-Zuge fahre ich nach Hamburg zurück, in Ludwigslust treffe ich den D-Zug.“

So natürlich dies klang, ihm wurde immer traumhafter zu Mut ... aber so etwas träumt man doch nicht? ... Helle Schweißtropfen standen auf seiner Stirn, die er mechanisch mit dem Taschentuch trocknete. Wie gut kannte sie diese Bewegung! sie lächelte und verlor alle Befangenheit.

„Sie müssen etwas essen!“ rief er, ballte, entsetzt über seine Gedankenlosigkeit, das Taschentuch zum Knäuel zusammen und wollte nach der Thür eilen; sie hielt ihn zurück: „Lassen Sie,“ bat sie. „Jetzt ist nicht Zeit zum Essen. — Ihre gute, alte Frau Möller hat mir schon alle Leckerbissen der Welt angeboten, und ich habe auf Ihr Wohl ein Glas Milch geleert ... Sie hat mir von Ihnen erzählt; manches, was ich wußte — manches, was ich mir so gedacht hatte — aber noch anderes, noch mehr! ... Und als ich dann allein hier saß,“ fuhr sie weich fort, „da fühlte ich: ganz verborgen, ganz in der Stille, wird hier ein großes, edles, segensreiches Leben gelebt,“ — der Doktor war bestürzt ... sprach sie von ihm? — „Aber wie einsam! Sie sind den Menschen hier so viel! was können die Stumpfen, Ungebildeten Ihnen sein?“

„Sind wir den Menschen viel, so sind sie es uns auch,“ antwortete er einfach. „Jeder von ihnen, ob auch in harter Arbeit hart geworden, hat sich im Herzen ein weiches Plätzchen bewahrt. Es kommt nur darauf an, daß wir mit der rechten Wünschelrute danach suchen, und die heißt: Vertrauen auf das Gute in ihnen.“

Sie hörte ihm so andächtig zu, als sei jedes seiner Worte ein Kleinod, mit dem sie ihr Leben bereichern müsse. „Das ist schwer, schwer,“ seufzte sie.

„Ihnen macht man es leicht, man legt Ihnen das Köstlichste zu Füßen: viele, viele Liebe.“

Sie senkte mutlos das Haupt: „Ich habe das Vertrauen zu mir selbst verloren!“

„Das ist kein so schlimmer Verlust!“ tröstete er. „Vertrauen wir nicht mehr auf uns selbst, so sehen wir uns nach etwas Zuverlässigerem um ... und wir finden es!“ —

Ihr Blick leuchtete auf: „Ich habe gefunden! ... ich danke Ihnen.“

Er war tief bewegt, die Worte versagten ihm — sie aber hatte jetzt, seiner Billigung gewiß, jede Unschlüssigkeit überwunden: „Ich wünsche die kleine Frida zu sehen!“

Er fuhr zurück, das kam unerwartet ... daß er daran nicht gedacht hatte! ...

„Möllern kann sie herüberholen,“ sagte er langsam. „Die Kleine kommt gern hierher.“

„Ich weiß es,“ flüsterte sie.

Er ging bis zur Thür und kehrte zurück: „Das geht nicht. Das würde zu sehr auffallen.“

„Auffallen? wem?“ fragte sie befremdet.

„Sie können sich nicht denken, wie sehr man sich in einer kleinen Stadt, wo wenig vorfällt, für die Angelegenheiten des lieben Nächsten interessiert.“

„In einer großen Stadt auch,“ warf sie dazwischen.

„Dieses Kind ist mehr beachtet und besprochen worden, als mir lieb und ihm gut war. Jetzt hat sich die brennende Neugier abgekühlt und anderen Dingen zugewendet. Aber wieviel Gerede würde entstehen, wenn

man erführe, daß Sie das Kind gesehen haben ... daß Sie seinetwegen hierher gekommen sind."

„Nicht allein seinetwegen! ... aber wer weiß das? wer kennt mich?" drängte sie ungeduldig.

„Man hat hier ein gutes Gedächtnis," antwortete er mit halbem Lächeln. „Sie sind schon auf dem Bahnhof erkannt worden, und sogar Möllern vermutete sehr richtig, wer der überraschende Gast sei."

Malwina war betroffen: wie ein Geist hatte sie kommen und gehen wollen, wenn nicht ungesehen, so doch ungekannt!

Aber der Doktor wußte Rat. „Es ist besser," sagte er überzeugend, „wir suchen das Kind auf, das kann unbemerkt geschehen. Wir gehen durch das Gartenpförtchen auf den Fußweg hinaus, der hinter den Gärten entlang führt, auch an dem Hause der Frau Thiel vorbei. Um diese Zeit ist sie nicht zu Hause, sie geht als Wäscherin aus. Das Kind wird mit ihrer jüngsten Tochter allein sein. — Scheinbar zufällig treten wir ein."

Der Plan wurde ausgeführt. Schweigend schritt das ungleiche Paar unter den Weidenbäumen am Feldrain entlang. „Ich habe Ihnen noch für Ihren letzten Brief zu danken," sagte endlich Malwina. „Den Brief mit der Photographie des Kindes ... ich las ihn in einer sehr traurigen Stunde! ... er war mir ein Trost; er veranlaßte mich auch zu dieser Reise."

Sie gingen am Ende des Städtchens an einem niedrigen schadhaften Lattenzaun entlang. Auf der Schwelle des zurückliegenden Häuschens saß ein etwa zehnjähriges, flachsblond gezöpftes, dickwangiges Mädchen, im Schoß einen riesigen Strickstrumpf von blauer Farbe, und sah schläfrig dem Treiben eines jüngeren Kindes zu, das emsig und zierlich mit einem Holzeimerchen von der Pumpe Wasser herbeitrug, die Blumeneinfassung eines kleinen Gemüsefeldes zu begießen; das undichte Gerät hatte der Schürze und dem derben Rock der Kleinen von seinem Inhalt reichlich mitgeteilt. Der Doktor blieb stehen, die lässige Strickerin setzte die Nadeln ihres Strumpfes in schwerfällige Bewegung, Malwinas Herz fing an, heftig zu schlagen.

„Frida!" rief er.

Das Kind blickte mit großen Augen auf, die fast unwahrscheinlich blau aus dem feinen, sonnverbrannten, von wirren blonden Locken umrahmten Gesicht herausguckten. Das größere Mädchen stand auf, machte einen ungeschickten Knix und kam die Stufen der Haustreppe herab. Die Kleine hatte ihr Spielzeug fallen gelassen und rannte auf bloßen Füßen den Gartensteig entlang. „Bonbon! Bonbon!" rief sie und streckte dem wohlbekannten Spender dieser Süßigkeit die nassen braunen Händchen entgegen.

„Heute nicht!" wehrte er etwas verlegen ab, „gieb der Dame die Hand und mach einen Knix!" Das Kind, enttäuscht und durch das ungewohnte Hochdeutsch eingeschüchtert, steckte trotzig den Finger in den Mund, erst einer zweiten Mahnung des Doktors gehorchte es widerstrebend. Malwina lehnte am Zaun und blickte atemlos in das finstere Gesicht der Kleinen, sie suchte angstvoll nach einer Ähnlichkeit und war glücklich, sie nicht zu finden. Das größere Mädchen war auch herbeigekommen, sah die Fremde scheu an, reichte dem Doktor die Hand und beantwortete die Fragen, die er nur an sie richtete.

Malwina beobachtete unausgesetzt die Kleine; nicht gewohnt, sich mit Kindern zu beschäftigen, aufgeregt und befangen, besann sie sich vergebens auf eine harmlose Bemerkung.

„Sind das deine Blumen?" fragte sie endlich, sich über den Zaun beugend, und deutete auf einige blühende Stauden. Das Kind schüttelte kaum merklich den Kopf.

„Soll ich dir etwas schenken?" fragte Malwina nach einer Weile.

Die Kleine blickte rasch auf. „Hübsch!" rief sie und betastete mit den schmutzigen Fingerchen eine goldene Nadel, die Malwinas Kleid am Halse schloß.

Im Begriff, das Schmuckstück loszunesteln, besann diese sich eines besseren; etwas Wertvolles durfte sie dem Kinde nicht schenken, um nicht von neuem alle müßigen Zungen in Bewegung zu setzen! ... Aber was hatte sie denn sonst? ... Hastig suchte sie in ihrer Tasche und zog einige Täfelchen Schokolade in bunter Papierhülle hervor. Mit überaus lieblichem Lächeln nahm das Kind, das aufmerksam ihren Bewegungen gefolgt war, die

Gabe entgegen und vertiefte sich in ihre gründliche Untersuchung. Malwina sah von der Seite den Doktor an, im Gespräch mit dem großen Mädchen beachtete er sie nicht; da beugte sie sich tiefer, hob das Kind empor und drückte einen Kuß auf seine Stirn. Dann wendete sie sich ab und ging den Weg zurück, den sie gekommen waren. Doktor Weihern folgte ihr, in der Nähe seines Hauses blieb sie stehen, und er eilte an ihre Seite. Sie hielt die Augen gesenkt, die gerötet waren, aber ihre Stimme klang ruhig: „Mein Entschluß ist gefaßt! ... Das Kind soll in Hamburg erzogen werden ... in meiner Nähe.“

Der Doktor erschrak: „Bedenken Sie ...“

„Ich weiß kein Bedenken, das stärker wäre als mein Wunsch,“ sprach sie mit königlicher Unbekümmertheit.

Er blieb vollständig unüberzeugt durch dieses Argument: „Sie machen sich die Tragweite eines solchen Vorgehens nicht klar! ... was wird die Welt sagen?“

„Sie wird sagen: eine neue Laune von Malwina Arenholdt,“ erwiderte sie stolz.

„Und Ihre Frau Mutter?“

„Sie wird sich an den Gedanken gewöhnen. Es soll ja nicht heut oder morgen geschehen.“

„Und wenn Sie sich über kurz oder lang verheiraten?“ fragte er mühsam.

Sie zuckte die Achseln: „Soll ich auf etwas so Ungewisses hin einen Plan aufgeben, der mir am Herzen liegt? — Sollte der unwahrscheinliche Fall eintreten, so würde unter allen Umständen für das Kind gesorgt werden.“

„Sie ahnen nicht, welchen Möglichkeiten Sie sich aussetzen,“ beschwor er sie, ihrem Wunsche entschieden abgeneigt. „Erfährt die Mutter des Kindes diese unerwartete Wendung, so wird sie die ungemessensten Ansprüche an Sie stellen.“

Malwina blieb stehen, ihr Gesicht nahm einen Ausdruck des Widerwillens an: „Die Mutter muß ganz und gar aus dem Spiel bleiben ... sie darf nicht wissen, wohin das Kind kommt; für eine Abfindungssumme muß sie alle Ansprüche aufgeben.“

„Ich habe von solchen Fällen gehört,“ gab er zögernd zu.

„Sie werden mir helfen,“ flehte Malwina. „Ich habe niemand als Sie! Sie sind der einzige, auf den ich bauen kann! ... Ich wünschte, ich könnte Ihnen aussprechen, wie sehr mein ganzes Herz an diesem Plan hängt! — Ich suche in Verzweiflung etwas, das mein Leben ausfüllt ... eine Pflicht ... eine Hilfe ... ich allein bin zu schwach! Stehen Sie mir bei, damit ich in meiner Not nicht einen verzweifelten Schritt thue!“

Sie streckte die Hand nach ihm aus — und wieder erlag er ihrem Zauber: gegen seine Überzeugung, gegen seinen Willen legte er die seinige hinein.

„Mein Bundesgenosse!“ sagte sie und lächelte unter Thränen. —

Eine halbe Stunde später stand er auf dem Bahnsteig und sah dem Zuge nach, der sie davonführte. Wie einen Trauerflor trieb der Wind den Rauch der Lokomotive zu ihm herüber ... nachdenklich und niedergeschlagen kehrte er in sein Haus zurück, das um eine süße, quälende Erinnerung reicher geworden war.

Malwina hatte ihm noch lange Abschiedsgrüße zugewinkt und blieb hochaufgerichtet am Wagenfenster stehen, den Blick gedankenvoll auf die Landschaft geheftet, die grau und düster unter schwerem Wolkenhimmel vor ihr lag. Da leuchtete wie eine goldene Verheißung ein Sonnenstrahl auf und glitt verklärend über die kahlen Felder, wo still verborgen, in Nacht und Geheimnis die Saat keimte, die nach Winterfrost und Sonnenglut Ernte bringen würde.

Das italienische Frauenporträt
im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert.

Von
Paul Schubring.

(Nachdruck ist untersagt.)

Es lohnte sich wohl der Mühe, wenn jemand einmal eine Geschichte des menschlichen Selbstbewußtseins schreiben wollte. Wann ist der Mensch so weit, sich selbst zu vertrauen? Wie lange verehrt er eifrig die Autoritäten, weil sie ihm unentbehrlich sind? Wann kann er mit gelassener Ruhe die Mächte übersehen, die ihn erzogen, denen er aber jetzt schuldet unabhängig zu sein? Der Ängstliche sucht Schutz und meidet die Gefahr. Und doch lernt man nur am Gegner sich selbst empfinden. Die Geschichte des deutschen Volkes ist zu jung, um auf all diese Fragen Antwort zu geben. Sein Selbstbewußtsein macht noch alle die Kinderkrankheiten durch, ohne die es auch hierbei nicht abgeht. Die laute Emphase wechselt noch mit der eiligen Verehrung des Fremden. Die Sicherheit, die dem Augenblick Dauer verleiht, fehlt noch. Deshalb ist es geraten, sich bei älteren Völkern umzusehen, wie sie ihre geistige Reife erlangt haben. Kein Volk in Europa ist so alt wie das italienische; nicht im Sinn des politischen Begriffs, sondern des Menschenschlages. Der Segen einer unendlich langen Kultur ist über das Land hingegangen, die nie ganz abbrach und, kaum neu belebt, schnell wieder ihr schönes Haupt mit ungeheurer Macht emporhob.

Gewiß hat auch hier das Mittelalter eine Zeit des Schweigens, der Unmündigkeit bedeutet. Aber als dann die neue Zeit anbrach, standen auch schon diejenigen bereit, die sie begriffen und weiterführten — die Persönlichkeiten. Die Entdeckung des Menschen, diese vornehmste That der italienischen Renaissance, war ganz gewiß nicht selbstverständlich. Diejenigen, welchen das neue Evangelium angeboten wurde, wagten es zuerst nicht daran zu glauben. Der neue Geist eines entschlossenen Selbstvertrauens taucht zuerst in jenen willensstarken Naturen auf, die, mit dem Schwerte in der Hand, im Sattel den Morgen erwartend, durch den Gau reiten und das Glück auf die Probe stellen. Das Schicksal zwingt sie, selbst etwas oder nichts zu sein. Die Condottieri werden der Typus und in gewissem Sinne das Ideal für diese Zeit. Mut, Entschlossenheit, Freiherrlichkeit, Skrupellosigkeit sind die charakteristischen Züge dieser Gestalten, zu deren schicksals- und wechselvoller Thätigkeit man bewundernd aufschaute, nachdem man den Glauben an die Beweglichkeit der regungslosen Heiligenbilder allmählich aufgegeben hatte. Von solchen Vorbildern befeuert, wagen sich dann auch breitere Schichten bescheiden hervor. Das Bürgertum der erstarkten Städte ist es, das in zähem Verfolg stadtherrlichen Aufschwungs den Segen des moralischen Trotzes am ehesten begriff. Mit freiem Anstand, ohne falsche Bescheidenheit und Heuchelei tritt der Bürger nun auch im Privatleben hervor. Schon gilt es nicht mehr für ungehörig, die Tracht nach eigenem Geschmack zu wählen. Niemand scheut sich, durch seine Sonderart aufzufallen.

In diesem langsamen Erstarken des ruhigen Selbstbewußtseins wuchs der Respekt vor dem eigenen Leben der Seele immer

S. Botticelli: Simonetta. (Frankfurt a. M.)

mehr. Das ganze Mittelalter denkt, empfindet und handelt korporativ. Diese Regel wird jetzt Ausnahme, sie taucht höchstens da noch auf, wo große Gefahren drohen, die Zusammenschluß fordern. So hat z. B. das grausige Pestjahr von 1348 eine Menge

Brüderschaften neu zusammengeschlossen. Im übrigen aber bildet sich ein individueller Sonderwille aus, den zu dulden die politischen Körperschaften schon stark genug waren. Das ganze Volk hebt sein Niveau um ein Bedeutendes. Die Unmündigkeit ist überwunden, das bewußte Leben setzt mit jungem Mut, sich selbst beglückend, ein.

Die neuen geistigen Werte, die infolge dieser Neueinschätzung des Menschen in Kurs gesetzt wurden, mußten auch der Kunst zu gute kommen. Wir erleben mit Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts jenen mächtigen Aufschwung der Kunst, den sie nur den neuen Aufgaben verdankt, die ihr gestellt wurden. Die bis zur Verdrossenheit immer wiederholten liturgischen Heilsgedanken treten zurück oder müssen sich doch eine so enge Verbindung mit dem intimen Privatleben gefallen lassen, daß selbst das Andachtsbild familiär wird. Die Kunst drängt noch weiter. Der frischgewonnene Eindruck vom Werte der Einzelexistenz führt die Malerei der vornehmsten Aufgabe zu, die sie überhaupt kennt, dem Porträt. Das Nachdichten des physiologischen Geheimnisses, das die Natur jedem Menschen als unveräußerliches Monogramm in das Gesicht gezeichnet hat, wird jetzt als intimste Kunst erfaßt, gewürdigt und gepflegt.

Wo finden wir die frühesten Porträts? Unschwer ahnen wir es nach dem Gesagten. Es sind die Herrscher-Gestalten des Krieges und des Geistes, die

Domenico Ghirlandajo: Giovanna Tornabuoni. (Paris, Sammlung R. Kann.)

Fürsten der Heere, die Dichter der Comedia und der Sonette. Die Principi lassen in ihre Festsäle neben die Bilder der großen Feldherren des Altertums, eines Cäsar und Alexander, die eigenen Porträts reihen. Die geliebten Dichter der Antike: Vergil, Ovid, bleiben nicht einsam; schon dürfen Dante, Petrarca, Boccaccio neben ihnen stehen. Dann wanderte das Fürsten-Porträt als Tafelbild an befreundete Höfe. Dem Lieblingsschüler sitzt der Meister. Auf den Votivtafeln fehlen die Stifter nicht mehr, die betend vor dem Schutzpatron oder vor der Madonna knien. Und wenn der Sohn die Heimat verläßt, um in der Fremde zu lernen und zu reisen, dann hängen die sorgenden Eltern ein Bild in ihre Stube, das den jungen Tobias mit den Zügen des Scheidenden darstellt, wie er im Schutz der drei Engel die Wanderschaft wagt. Soll dann die Tochter nicht das gleiche Recht haben, im Bild der treuen Jugendheimat lebendig zu bleiben, wenn sie den Schritt über die väterliche Schwelle thut, um in einen anderen Kreis einzutreten? Wie steht es mit dem Frauenporträt dieser Zeit?

Piero della Francesca: Mädchenbildnis. (Mailand, Museo Poldi Pezzoli.)

Es wird für die italienische Renaissance immer einer ihrer höchsten Ruhmestitel bleiben, daß sie in dem neuen geistigen Leben ohne Zaudern der Frau den gleichen Platz einräumte wie dem Manne. Wir erleben hier nicht das klägliche Schauspiel, daß das im Manne neu erwachte Lebensgefühl sich zunächst in der Unterdrückung des schwächeren Geschlechts bekundet; freilich waren die Frauen jener Zeit auch gerüstet, um das Vertrauen der Ebenbürtigkeit zu rechtfertigen. Der litterarische und philologische Unterricht wurde den Söhnen und Töchtern gleichmäßig erteilt. Fürstentöchter lernen lateinische Reden halten, Frauen besteigen selbst die akademischen Lehrstühle. Die Lektüre der Frauen ist dieselbe wie die der Männer, in den Diskussionen werden ihre Einwände durchaus ernst genommen. In der Poesie treten die Frauen mit den Männern in erfolgreiche Konkurrenz. Das, was wir heute bei Frauen so selten antreffen, ein wirkliches Walten des historischen Sinnes, scheint jener Zeit fast selbstverständlich. Wenn die Frauen in der bildenden Kunst wenig Spuren hinterlassen haben, obwohl auch hier

Desiderio da Settignano: Marietta Strozzi. (Berlin.)

unser Jahrhundert für ein sehr zweideutiges Kompliment hält, wird als Auszeichnung empfunden. Die eheliche Gattin muß oft zurücktreten hinter der Hetäre, die an Wissen und Willen die allzu korrekt erzogene Nebenbuhlerin oft überholte. Persönliche Bedeutung, individuelle Beweglichkeit des Geistes und Empfindens entscheidet hier. Jakob Burckhardt aber geht doch fehl, wenn er glaubt, daß dieser Gesellschaft der Flor junger Mädchen und die Verehrung des Unnahbaren, der Kultus zarter Jungfräulichkeit, ganz gefehlt hätten. — Das hohe Mittelalter hatte den Kultus der Frau im endlosen Ritter- und Minnespiel gefeiert. Je weniger man dem schwächeren Geschlecht den ebenbürtigen Platz neben dem Manne einzuräumen gedachte, desto ritterlicher verehrte man es (eine Form der Mißachtung, die sich bis heute erhalten hat). Als dann der Ernst des bürgerlichen Lebens in der Stadt diesen empfindsamen Kultus mehr und mehr beschränkte, trat die Madonna an Stelle der Donna, die Dame au coeur wurde durch Notre dame ersetzt. Der Name wechselte, die Sache blieb dieselbe. Das Minneideal der ritterlichen Zeit entschied über den Typus des Madonnenbildes der bürgerlichen Zeit. Die Ma-

die Namen einer Caterina de' Vigri und Properzia Rossi nicht fehlen — so liegt das an der unverrückbaren Grenze ihres inneren Könnens. Die Fähigkeiten der Frauen sind stets reproduktiv, nachschaffender Art; sie sind nicht eigentlich schöpferisch.

Bei den bedeutenden Frauen, die natürlich auch hier die Ausnahme bilden, setzt dann auch die Porträtverehrung ein. Die Gemahlinnen und Genossinnen der Condottieri sind die ersten Frauen, denen Medaillen geprägt werden. Wenn Sigismondo Malatesta in Rimini sich einen neuen Palast baut, so läßt er für sich und seine angebetete Isotta Münzen schlagen, die als profane Amuletts in die Pfeiler eingemauert werden. Der Titel der Virago, des Mannweibes, den

donna ist die hohe schöne Frau aus vornehmem Hause. Der arme Maler sah sie Sonntags im schönsten Schmucke an seiner ärmlichen Bottega vorbeigehen — ein Bild, das seine Augen zu schauen sich kaum getrauten. Unwillkürlich stahl sich die Erinnerung an solche Eindrücke in das Madonnenbild, das gerade auf der Staffelei stand. Die thronende Gottesmutter, bisher eine Majestät und feierliche Matrone, verjüngt sich und nimmt die lieblichen Formen schwellender Jugendblüte an. Feine weiche Stoffe fließen um die zarte Gestalt, welche um ihrer jungen Mutterschaft willen schon allein anbetungswürdig ist. Immer jünger, gütiger und herziger naht sie den Menschen, die alle Scheu verlieren und kindlich froh die liebliche junge Frau begrüßen.

Den klaren Zauber himmlischer Schöne gießt der fromme Angelico aus Fiesole um seine Madonnen. Irdischer, dabei aber nicht minder hold, herzlich und glücklich führt Fra Filippo uns die junge Mutter vor Augen. Wir wissen von dem Liebesglück, das das Herz dieses jungen Mönches erfüllte, als die schöne Lucrezia Buti ihm sich zu eigen gab. Nun wurde er nicht müde, die Geliebte mit dem Pinsel zu feiern und sein verbotenes Glück auf manchem Madonnenbild zu verewigen.

Eine ganz neue Wendung erfuhr das Madonnenbild durch Botticelli, jenen melancholischen Idealisten, dessen inneres Schauen zu gewaltig war, als daß er den Zwang des Modells ertragen hätte. Seine Madonnen sind die Kinder seiner Phantasie, die sie in reichen, verzückten Stunden schaute. Daneben tritt dann bei ihm auch der selbständige Frauenkopf auf, nicht als Porträt,

Piero della Francesca: Isotta da Rimini. (London.)

Piero della Francesca: Battista Sforza, Gattin Federigos von Urbino. (Uffizien.)

ordneten und in langen Zöpfen bis zur Brust herabreichenden blonden Haares rahmt das Gesicht ein; trotz aller Edelsteine und Perlen ist der Eindruck ein schlichter, vornehm ruhiger. Erst eine spätere Zeit staffierte die Bella Simonetta phantastischer aus und zog auf Bildern wie dem des Piero di Cosimo in Chantilly oder in Büsten wie die bei Mrs. Vaughan in England die ideale Schönheit in den äußeren Sinnesreiz herab.

Nicht das Madonnenbild allein wurde porträtmäßig ausgestaltet. Die weiblichen Heiligen, die neben dem Thron stehen, vor allem die Königstochter Caterina und die standhafte Barbara, tragen oft die Bildnisse der Töchter des Stifters. Der Drachentöter Georg, welcher die heilige Margarete befreit, giebt wohl Anlaß zu einem Doppelporträt junger Brautleute, deren Liebe ja auch oft genug gegen Gefahr anzukämpfen hatte. Das Cassonebild auf der Brauttruhe, die die Aussteuer der jungen Frau birgt, stellt wohl Andromedas Befreiung durch Perseus dar, mit den Bildnissen der Neuvermählten. Die Majolikaschüssel, auf der der Verehrer seiner Angebeteten die besten Früchte seines Gar-

sondern wiederum als Idealbild, das in großen freien Zügen die Herrlichkeit des Weibes schildern wollte. Die Sage ist geschäftig genug gewesen, diese Idealporträts auf florentinische Edelfräulein jener Zeit zu taufen. Namentlich war es eine, die schöne Simonetta Vespucci, die von dem erklärten Volksliebling der Florentiner, von Giuliano de' Medici, dem Opfer der Pazziverschwörung, geliebt worden war und so jung hatte sterben müssen. Große, ernste, von leiser Trauer verklärte Züge sind es, die jene Köpfe tragen. Der reiche Schmuck des peinlich ge-

Bartolommeo Veneto: La Cortigiana. (Frankfurt a. M.)

tens bringt, wird mit dem Bilde der Bella geschmückt. Auch die allegorischen Gestalten, deren die Zeit nicht entraten konnte, so sehr sie auch das Schemenhafte solcher abstrakter Inkarnationen empfand, werden durch die Aufnahme von Porträts belebt.

Es sind uns vier Bilder aus einem berühmten Cyklus allegorischer Gestalten erhalten, welche der kunstsinnige Herzog von Urbino, Federigo da Montefeltre, bei seinem großen Hofmaler Melozzo da Forli für seine Bibliothek bestellt hatte. Die weiblichen Figuren, welche die Astronomie, Naturwissenschaft und andere Wissenschaften darstellen, tragen die Züge der Kinder jenes Herzogs, dem seine Frau Battista Sforza eine Unzahl Töchter beschert hatte.

So sehen wir, wie auf Schritt und Tritt das Kirchenbild mit dem Familienleben verbunden, das Hausbild mit persönlichen Beziehungen durchsetzt wird. Und nun tritt um die Mitte des Jahrhunderts auch das eigentliche weibliche Porträt auf.

Ich möchte die Gruppe der Bildnisse junger

Mädchen, die hier vor allem in Betracht kommen, unter dem Sammelnamen der „Donzella“ vereinigen. Die primitive Kunst des Quattrocento liebt überall das Knospende, Anfängliche. Ihr ganzes Interesse gehört dem jugendlich Herben, noch Unerschlossenen, jenem Formen- und Gestaltenkreis, über dem die noch unenthüllte Zukunft wie ein doppelt reizvoller Schleier liegt. Erst das Cinquecento wendet sich der reifen Frau zu; das Quattrocento stellt mit Vorliebe die zarte Blüte des noch unerschlossenen Mädchenlebens dar. Für diese Bildnisse mag die Donzella der Sammelname sein.

Zunächst überrascht, daß alle diese Bilder ins Profil gestellt sind. Das ist zunächst aus der Nachwirkung der Medaille zu erklären, deren Stil ja das Profil fordert. Aber der eigentliche Grund liegt tiefer: der Kontur soll die Hauptsache geben. Die charakteristische Silhouette einer hohen Stirn mit weit zurückgekämmtem Haar, der frei und natürlich behandelten, nie regelmäßig verschönten Nase, dem leicht geöffneten und dadurch sprechenden Mund, dem zart geschwungenen Kinn bis zu dem hohen, langen unbedeckten Hals giebt mit ihren häufigen Abtreppungen einen schönen Gegensatz zu der fein und intim geschwungenen Kurve des Nackens, den das hochgebundene Haar ebensoweit freiläßt wie der Ausschnitt des Kleides. Mit größter Delikatesse ist das Haar behandelt, dessen Aschblond durch feine Schleier, blinkende Perlen und schimmernde Steine bedeckt ist. Nur ausnahmsweise schmückt eine kostbare Perlenkette den Hals. Die Künstler und ihre Modelle lieben es, durch große ungebrochene Flächen im Gesicht zu wirken. Der Adel der schönen Form bedarf nicht des äußeren Schmuckes. Erst in dem kostbaren Brokatgewand verrät die Patriciertochter den Reichtum des väterlichen Hauses. Alle diese Porträts sind keine Momentaufnahmen, sondern ruhige Existenzbilder. Es ist charakteristisch für diese Zeit, daß sie das Wesen des Menschen nicht im besonderen, erhöhten Augenblick zu erfassen sucht, sondern die bleibende Existenz der festen Form zum Ausgangspunkt nimmt. Dafür aber war das Profil am besten geeignet. Und noch einen anderen Zug hoher Vornehmheit verraten diese Donzella-Porträts; sie verzichten auf die Allotria einer zerstreuenden Umgebung. Meist ist der Hintergrund neutral gehalten; nur einmal belebt Vittore Pisano ihn durch zarte duftige Blüten, um die zarte Blumenheimat der Seele anzudeuten, die in diesem Gebilde schlummert.

Genau die gleichen künstlerischen Gesichtspunkte beherrschen die Büsten junger Patricierinnen, wie sie Desiderio da Settignano, Mino da Fiesole, Francesco Lauranna und andere Bildner geschaffen haben. Hier wird im Relief auch das Profil beibehalten; bei der Rundskulptur war das nicht möglich. Aber die ganze Behandlung betont auch hier den Kontur. Das Berliner Museum ist so glücklich, die reichste Anzahl solcher Marmor- und Kalksteinbüsten in seiner Skulpturensammlung zu vereinigen. Wie erfrischend wirkt die köstliche Naivetät, mit der die junge Marietta Strozzi in die Welt schaut! Frei trägt sie das Haupt auf dem stolzen Nacken, der Kopf ist leicht nach rechts gedreht und der Blick etwas zur Seite gerichtet. Außer einem feinen Kettchen im Haar, das auf der blanken Stirn mit aufliegt, ist auf jeglichen Schmuck verzichtet. Auch hier sind die Haare möglichst weit zurückgekämmt, um die schöne Wirkung der spiegelnden Stirn ganz zu zeigen. Ja, um die Unterbrechung durch dunkle Augenbrauen zu vertuschen, werden die Brauen wegrasiert, so daß die braunen Augen der einzige, aber desto dunklere Punkt des Gesichtes bleiben. Ein milderes, lyrisches Temperament scheint die neapolitanische Prinzessin besessen zu haben, die Francesco Lauranna gemeißelt hat (ebenfalls in Berlin). Der Mund ist geschlossen, die Augen sind fast gesenkt, daß man vermeint hat, eine teure Tote lebe hier im Marmor weiter. Einen starken lebensvollen Realismus verrät die Porträtbüste der Isotta von Rimini von der Hand Minos da Fiesole. Diese Frau, lange die Geliebte, dann nach dem Tode der beiden ersten Gemahlinnen die stolze Gattin des ebenso brutalen wie kunstsinnigen Sigismondo Malatesta, verrät in diesen Zügen die ungeheure Kraft geistiger Präsenz, mit der sie ihren Mann und dessen Leidenschaften sowohl wie das ganze Fürstentum zu regieren wußte.

Neben Rimini stehen eine Menge anderer Fürstenhäuser und -geschlechter in der Ro-

Carlo Crivelli: Maddalena. Ausschnitt. (Berlin.)

magna — so die Este in Ferrara, die Ordelaffi in Forli, die Sforza in Pesaro; sie alle werden überboten von Urbino, dessen Schloß, der erste Fürstenbau der Renaissance, nicht umsonst später der Schauplatz des Cortigiano wurde, in dem der Graf Casti-

Leonardo: Mona Lisa. (Louvre.)

Perlenhalsband liegt um den Hals der Fürstin; und ein schimmerndes Juwel leuchtet auf ihrem Scheitel.

Neben Piero ist Mantegna der vornehmste Porträtist der Zeit. Die Gonzagas in Mantua waren so glücklich, ihn lange an ihren Hof zu fesseln. In dem großen Fresko im Castello di Corte hat er die erste fürstliche Familiengruppe geschaffen. Wir sehen den schon bejahrten Herrscher Ludovico Gonzaga links im Sessel sitzen, unter dem der Lieblingshund liegt; ihm zur Seite, in der Mitte des Bildes, sitzt seine Gattin, die edle Barbara von Brandenburg. Ehrfürchtig neigen wir uns vor der ersten deutschen Fürstin, der wir im italienischen Porträt begegnen. Wie deutlich sieht man den Zügen die germanische Rasse an! Dem Gesicht fehlt jenes tiefe Relief, das namentlich durch das tiefliegende Auge die romanische Rasse charakterisiert. In langen Zügen zieht sich nach nordischer Sitte der Fürstenschleier zur Brust herunter. Stolz und Glück sprechen aus dem Blick der vornehmen Frau; frohbewegt blickt sie auf die Schar ihrer Kinder, die sie umgiebt. Wo gab es ein stolzeres Geschlecht damals als das dieses kinderreichen Hauses, dessen Sprossen germanische Kraft mit romanischem Selbstvertrauen so einzig verbanden?

glione Wesen und Zauber vornehmer Geselligkeit uns so lebendig geschildert hat. Ein Doppelporträt des Fürsten und seiner Gemahlin von der Meisterhand Pieros della Francesca ist uns erhalten, das uns in jenen humanistischen Frühling hineinladet, der damals in Urbino aufblühte, so daß die Gelehrten schwankten: sollen wir zur platonischen Akademie Cosimo Medicis oder zum Schlosse Federigos gehen? Auf der Höhe des Berges, der den Prachtbau Luciano Laurannas trägt, haben wir uns das von Pieros Hand porträtierte Fürstenpaar zu denken. Weit schweift der Blick über die Gefilde der umbrischen Berge; Dorf an Dorf reiht sich von Pesaro bis Gubbio. Die Schiffe auf dem Wasserspiegel tragen und bringen die Schätze heraus und herein; das Brokat des Orients wird gegen die Majoliken der urbinatischen Öfen getauscht. Ein reiches

Und nun endlich darf unser Blick nach Venedig schweifen, der Stadt, die sich immer als die Braut des Meeres und der Sonne gefühlt hat, in der der Kultus der Frau höher ging als in irgend einer Stadt Italiens. Je weniger hier ein Fürstenhaus die Teilnahme der Unterthanen und der Maler auf bestimmte Persönlichkeiten konzentrierte, um so leidenschaftlicher wurde die schöne Frau um ihrer selbst willen gefeiert. Venedig

ist früh vom Orient verwöhnt worden; als man in Florenz noch auf Holzbänken im kahlen Saal saß, breiteten sich in der Lagunenstadt schon orientalische Gewirke über Wände und Fußböden. Der Schmuck des Gemaches als eines heimlichen Kleinodes wurde hier früh begriffen und gepflegt. Der Schmuck der eigenen Person ging damit Hand in Hand, und so sah sich denn bald auch die Frau — auch wieder echt orientalisch — als schönsten Schmuck des prächtigen Hauses gefeiert. Ihre schöne milde Gegenwart wird zunächst im Altarbild verehrt. Die ruhige Existenz, welche durch ihre milde Kraft ergreift und läutert, von der Unruhe und Gebundenheit erlöst und eine höhere Harmonie auslöst, ist das unendliche Thema des venetianischen Kirchenbildes. Der Träger dieser poetischen Religion ist durchaus die Frau; die Madonna und der Chor jungschöner heiliger Frauen tritt hier immer wieder zusammen, um den feinen Mandolinentönen kleiner verzückter Engel zu lauschen und goldene Klänge durch die träumenden Herzen ziehen zu lassen. Das Nachempfinden solcher zarter Feierstunden, wie sie vor allem Giambellino mit nie ermüdender Kraft uns vorführt, gehört zu den ergreifendsten Erlebnissen, welche die Lagunenstadt und Italien überhaupt anzubieten hat. Lange dauerte es, bis das idealisierte Weib die Porträtzüge der einzelnen Frau annahm. Auch als der weibliche Kopf um seiner selbst willen dargestellt wird, ist es meist ein Idealbild. Wie stark diese Neigung in Venedig herrschte, kann man daran sehen, daß Dürer, der schon als ganz junger Mensch das Porträt über alles liebte, an der Adria mit fortgerissen wird und sich am Idealbild versucht.

Raffael: Maddalena Doni. (Palazzo Pitti.)

Aber dann meldet auch hier die Personalchronik ihre Rechte an; eine Frau wie Caterina Cornaro ist unendlich oft gemalt worden. Mehr als in den anderen Städten tritt die Kurtisane hier hervor; es bleibt nicht beim Brustbild. Wir wissen, daß Giorgione und Tizian willig ihren Pinsel dem Kultus der Ignuda geliehen haben. Man darf diese Venere nicht einfach als Idealbild abthun. Sie ist in der That das Porträt des schönen Körpers einer jener Frauen, die den Mut hatten, das Beste, was sie besaßen, der Kunst zu deren und ihrer eigenen Verherrlichung anzubieten. Zum erstenmal seit der Antike bemächtigt sich hier die Kunst wieder des wundervollen Vorrechts, das vornehmste Gebilde der Schöpfung einzig um seiner Schönheit willen nachzubilden — eine Aufgabe, um die das ganze Mittelalter uns betrogen hat. Dem malerisch und farbig empfindenden Venedig kam es dabei weniger auf den Verfolg des Linienspiels der einzelnen Glieder als auf den Gegensatz des warmen hellen Lichtfängers zu dem dunklen Hintergrund des Zimmers oder gar der freien Natur an. Die Bereicherung, welche die Kunst der Freiheit damaliger Sitte verdankt, ist ungeheuer. Es wäre zu fragen, ob dieser Vorteil wirklich von einem moralischen Minus erkauft worden ist, oder ob sich hier und dort eine gleiche Höhe und Vornehmheit der Empfindung verrät.

Unterdessen war in Florenz derjenige Meister aufgetreten, neben dem jeder andere Frauenmaler uns einfach wie ein Stümper vorkommt, der in dem hohen Liede von Frauensüße und Weibesschönheit die goldensten Klänge seiner wundervollen Harfe angeschlagen hat — Leonardo da Vinci. Wenn ein Mann wie Anton Springer freimütig bekannt hat: wir würden rasend werden, wenn jene holden Köpfe Leben gewännen, so brauchen wir uns nicht zu scheuen, in Leonardo den gottbegnadetsten Frauenlob aller Zeiten zu feiern. Von Leonardo und der von ihm heraufgeführten Kunst des Cinquecento wird die Porträtaufgabe ganz neu erfaßt. Nicht die ruhige Existenz des harmonisch geschlossenen Daseins, sondern der bedeutende, charakteristische, erschöpfende Augenblick wird dargestellt. Der Zauber des Augenblicklichen wird in der Bewegung überhaupt und vor allem im geistigen, physiologischen Bewegungsspiel erfaßt. In jeder Einzelheit machte sich diese Neuerung bemerkbar. Der scharfumrissene Kontur des Profils weicht der Dreiviertel-Ansicht. Licht und Schatten, Modellierung und intime Flächenbehandlung treten an die Stelle des scharfen Umrisses. Die Lebhaftigkeit geistiger Thätigkeit wird durch die momentane Drehung des Kopfes angedeutet; und eine gegensätzliche Bewegung von Haupt und Brust erhöht die Spannung der Situation um ein Wesentliches. Die Hände, bis dahin stets versteckt und vergessen, werden nun doppelt gezeigt und zu beredter Sprache gezwungen. Der präcise Moment kann aber nur schwer erfaßt werden, wenn der Beschauer so dürftig orientiert wird wie im Quattrocento. Es soll hier nicht die liebliche Donzella schlechthin, sondern eine individuelle Erscheinung im individuellen Moment gegeben werden. Die Umgebung, der Hintergrund, das Milieu wird unentbehrlich. Nur ausnahmsweise verliert sich übrigens der Künstler in äußeren Allüren und Allotrias — zu seinem Ruhm sei's gesagt — die Landschaft ist es vor allem, die den Grundklang der Frauen- und Mädchenherzen in ihren sanften Thälern und Flußgegenden wiederhallen oder über die schneeigen Firnen der Dolomitenzacken herüberziehen läßt. Nie ist dieser Pantheismus, mit dem die träumende Frauenseele sehnsüchtig den schimmernden Horizont der herüberwinkenden Alpenzinken zu umfassen sucht, ergreifender gemalt worden als in Leonardos Mona Lisa. Wir wissen, daß der Künstler vier Jahre an diesem Bilde malte; wir hören, daß die Pifferarii mit ihren Schalmeien das Modell in liebliche Gedankenträume spielen mußten, um das melancholisch süße Lächeln auf ihren Lippen festzuhalten, das ein Augenblick höchsten Entzückens ihnen entlockt hatte. Aber nun sagt das Bild auch schier Unsagbares. Obwohl es als eine Ruine vor uns hängt, dringt die Fülle zarter, tiefer und reiner Empfindungen, die sich dieser edlen Frau entwinden, wie eine Wundersage auf uns ein. Die stille schöne Weihe eines Mozartschen Adagios oder der süße Traum des dritten Meistersingervorspiels sind Sachen, die man diesem Märchen allein vergleichen kann.

Sebastiano del Piombo: Dorotea. (Berlin.)

Gegenüber der Mona Lisa kommt uns jedes andere Frauenporträt dieser Zeit unbedeutend und tot vor. Und doch hat selbst Raffael auf diesem Gebiet mit sein Bestes geben wollen. Namentlich die römische Zeit ist hier sehr fruchtbar, und das Porträt der Donna Velata wird immer eine großartige Leistung bleiben. Raffael ist größer in seinen Idealbildern; in seinen Madonnen hat er die überirdische Frau, die man nicht schauen, nur verehren kann, wieder in ihre himmlischen Rechte eingesetzt. Sie vereinigt in ihrem Glanze all die einzelnen Strahlen, die das Quattrocento um das Haupt seiner Madonna, seiner Donzella, seiner Idealbilder gelegt hatte. Von der Sixtina hat Goethe das ein für allemal bezeugt:

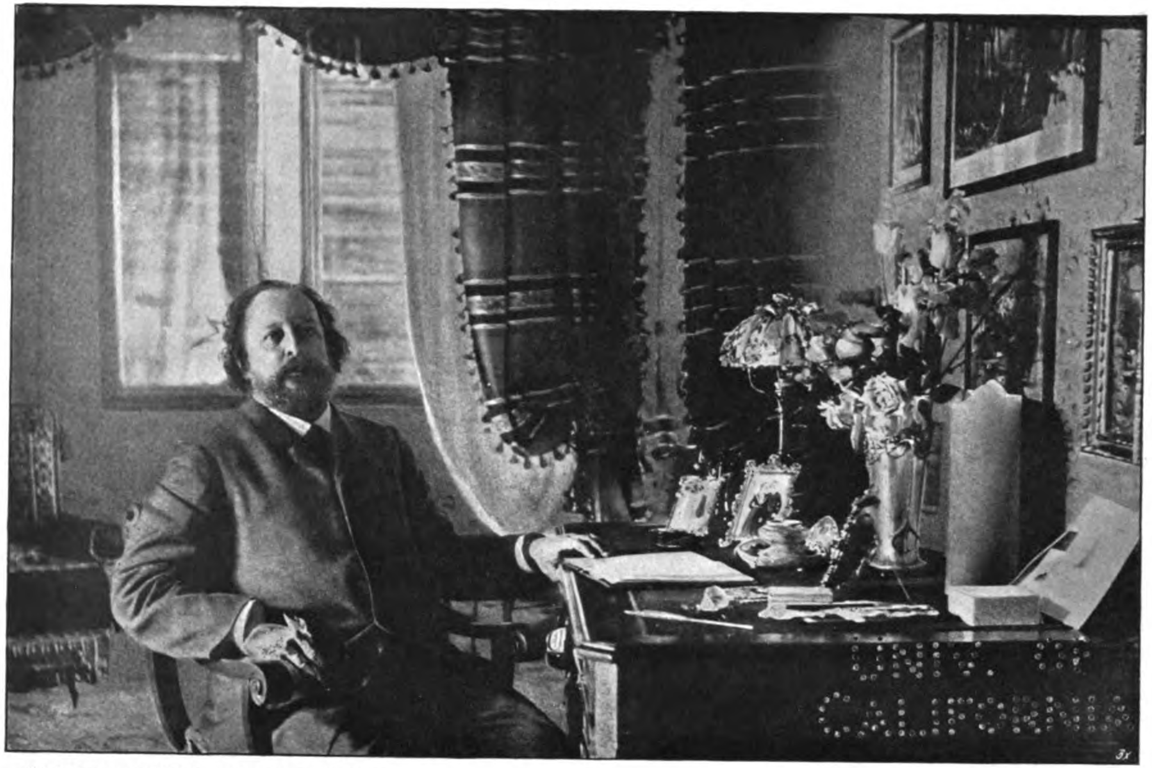
> Der Mutter Urbild, Königin der Frauen,
> Ein Wunderpinsel hat sie ausgedrückt.
> Ihr beugt der Mann mit liebevollem Grauen,
> Ein Weib die Knie in Demut still entzückt.

Für das Porträt trat damals in Rom ein Künstler auf, dessen farbenprächtige und vornehm groß empfundene Frauenbilder eine

Vereinigung römischer und venetianischer Ideale versuchten. Es ist Sebastiano del Piombo, dessen Dorotea in Berlin in gewisser Beziehung den Höhepunkt des Cinquecentoporträts, abgesehen von Leonardo, bedeutet. In der Frau wird vor allem das Hoheitsvolle, die bedeutende Schönheit der vornehmen Existenz geliebt und dargestellt. Es ist nicht mehr das zarte jungfräuliche Leben, nicht mehr das träumende Dasein innerer Harmonie, sondern das Beherrschende der selbstbewußten Persönlichkeit, die das Leben groß und bedeutend anzusehen gelernt hat.

Freilich gab es in dieser Betonung weiblicher Hoheit und Bedeutung eine Grenze, die derjenige nie inne gehalten hätte, dessen ganze Kunst eine Steigerung der menschlichen Existenz ins Übermenschliche bedeutet. Wir haben von Michelangelo in der That kein einziges Porträt, vor allem kein Frauenporträt. Sein Genius gestattete ihm nicht das Nachdichten fremder Physiognomien; Auge und Herz waren zu übermäßig angefüllt von den mächtigen Kindern der eigenen Phantasie, als daß er sich unter den Zufall der Einzelform gebeugt hätte. Sein frühestes Relief schon, die „Madonna an der Treppe“, stellt das verlassene einsame Weib schlechthin dar; und die letzten Frauengebilde seiner Hand, die Nacht und der Abend auf den Medicigräbern, zeigen gleichfalls eine ins Übermaß ausgedehnte Existenz höherer Ordnung, bei denen die Mahnung des Sonettes: „Stör meinen Schlummer nicht und laß mich schlafen“ unheimlich genug sich ausspricht.

Wir brechen hier ab, obwohl die Weiterentwickelung unseres Themas in Venedig, Mailand und Brescia noch genug Stoff geben würde. Neue Gesichtspunkte treten dabei nicht hervor; die Erweiterung des Brustbildes zum vollen Figurenbild ist selbstverständlich für eine Zeit, die im Pathos der großen Linie ihre übrigen Mängel vergessen zu machen sucht. Die Italiener haben bis etwa 1530 im Porträt das geleistet, was sie gerade und nur sie als höchste Eigenart und besondere Kunstleistung zu bieten hatten. Mächtigere, intimere Gedanken auszudrücken, war ihnen versagt. Das letzte Wort zu sprechen war dem vorbehalten, der wohl für alle Zeiten der größte Porträtist überhaupt genannt werden wird: Velasquez. Die Belauschung des Menschen im intimsten Sinne, die letzte Offenbarung seines inneren Zustandes lockt den Italiener nicht. Er fürchtet sich vor dem Augenblick, wo die letzte Haltung schwindet, wo die letzte Maske fällt. Seine Natur bedarf immer einer gewissen Pose, um sich zu fühlen. Vielleicht wird man gerade in dieser Grenze seines Wesens mit einen Grund für die Thatsache finden können, daß seit der Zeit, wo die Kunst die letzte Zurückhaltung aufgiebt und ganz sich der Intimität hingiebt, die Italiener keinen neuen Beitrag liefern. Man mag das ruhig aussprechen, soll aber dabei nicht vergessen, was sie in früheren Zeiten als erste und einzige geleistet haben.



Zu Heyse: Aus der Werkstatt.

Paul Heyse in seinem Arbeitszimmer zu Gardone.

Aus der Werkstatt.

Von

Paul Heyse.

Meine Novellistik.

(Nachdruck ist untersagt.)

Ich hatte mich längst in Versen aller Art versucht, auch mit, freilich sehr kindischen, dramatischen Plänen mich getragen, als erst die Lust zum Fabuliren in mir erwachte, zunächst durch eine lyrische Gemüthsstimmung in mir angeregt, noch ohne viel Wirklichkeitsgefühl oder Kenntniß des Lebens.

So viel ich mich erinnere, war das erste Erzeugniß dieser Gattung ein sentimentales Geschichtchen, von dem ich nichts behalten habe als den Titel „Das kleine Haus“ und die letzte Strophe eines Liedes, mit dem es wehmüthig ausklang. Den Inhalt selbst habe ich vergessen, er muß aber den Clubfreunden sehr rührend erschienen sein, da sie nicht müde wurden, eben jene Schlußstrophe zu citiren.

Nicht minder in Wehmuth und Todessehnsucht schwelgend war das erste Märchen, das ich gleichfalls in meinem siebzehnten Jahr unter dem Eindruck meiner unglücklich endenden ersten Liebe verfaßte, „der Veilchenprinz“.

Es ist hernach in meinen „Jungbrunnen“ aufgenommen worden, wo es unter den übrigen lustigen und witzelnden Märchen des fahrenden Schülers eine wunderliche Figur macht. Doch waren diese höchst unbedeutenden erzählenden Erstlinge, wie auch eine schon ansehnlichere Novelle „Luise“, die bald darauf folgte, jedenfalls aus keiner Anempfindung fremder Vorbilder entstanden, sondern aus einem eigenen innersten Bedürfniß. Nur das Einflechten von Liedern, die ich irgend eine der Personen von Zeit zu Zeit singen ließ, war durch Eichendorff's und Clemens Brentano's Beispiel angeregt.

Jene „Luise“ aber hatte ich gut gekannt. So hieß eine arme Näherin, die im Erdgeschoß unseres Hauses in der Behrenstraße ein Stübchen nach dem Hof hinaus bewohnte, ein nicht mehr junges, verblühtes und bleichsüchtiges Mädchen, das sich an mich attachirte, nachdem es in ernsthafteren Glückshoffnungen durch einen gewissenlosen Menschen getäuscht worden war. Ich, noch ein unreifes Bürschchen und durchaus nicht in sie verliebt, ließ mir ihre schwermüthige Zärtlichkeit in Gnaden gefallen und erwiederte sie in sorglosem Übermuth.

Aus diesem Verhältniß, das nur meine Phantasie beschäftigte, kam mir die Anregung zu meiner ersten Novelle, in der die reizende Tochter eines Kunstreiters einen halbwüchsigen Primaner seiner schmachtenden älteren Freundin abtrünnig machte. Es schwebt mir nur dunkel vor, daß das Abenteuer einen traurigen Ausgang fand, indem der leichtherzige Jüngling, von seiner neuen Liebe zu einem ehrgeizigen Wagestück angestachelt, auf ein feuriges Pferd sprang, das ihn nach einem rasenden Rundlauf endlich abwarf und mit dem Kopf gegen die Barrière schleuderte. Jacob Bernays, dem ich das Heft, das nicht über ein Dutzend Seiten enthielt, in Bonn zeigte, bat es sich aus und bewahrte es auf. Nach seinem Tode kam es an mich zurück. Ich konnte mich aber nicht überwinden, es wieder durchzu-

lesen, da es in einem gezierten, mit Diminutiven überladenen Stil geschrieben war, und steckte das Manuscript in den Ofen. Nur das Gedicht, das als Vorwort auf der ersten Seite stand, schrieb ich mir ab und nahm es viele Jahre später in den zweiten Band meiner Gedichte auf:

Du lispeltest: Ich liebe dich,
Ich liebe dich bis in den Tod!
Und deiner Wange Glanz erblich
Und deiner Lippe junges Roth —

ein Zeugniß dafür, daß der Lyriker in mir dem Novellisten damals vorangereift war.

Dann, bald darauf, entstand eine andere, die erste größere und etwas anspruchsvollere Novelle, die Geschichte eines Liebespaars „Vincenz und Veilchen", das in die Welt hinauswandert, mancherlei Abenteuer besteht, um endlich in der Fremde zu verderben und zu sterben. Alles Einzelne ist mir bis auf die letzte Spur aus dem Gedächtniß entschwunden, wie ich denn überhaupt die glückliche Gabe besitze, meine novellistischen Erfindungen fast alle bis auf die Themata und wenige Details, bald nachdem sie geschrieben sind, wieder zu vergessen. Ohne diese Fähigkeit — wie überladen wäre mein Gehirn mit Bildern und Geschichten, da die Zahl meiner Novellen in den langen Jahren so ungeheuerlich angewachsen ist. Und da es mir widerstrebt, eines meiner alten Bücher je wieder anzusehen, wird auch der dunkle Abgrund, in den meine eigene Production vor meiner Erinnerung versinkt, immer bodenloser.

Von jener Novelle nun weiß ich nur, daß sie meines Vaters Beifall gefunden haben muß, da er eine saubere Abschrift davon machen ließ, um sie dem uns befreundeten trefflichen Maler Eduard Magnus zu schenken als eine kleine Gegengabe für das Bildniß, das er von mir gemalt, ehe ich nach Bonn ging, und meinen Eltern geschenkt hatte.

Mein Manuscript habe ich nach der Rückkehr zur Berliner Universität mit anderen Jugendsünden „gewogen und zu leicht befunden" und Vincenz und Veilchen der guten Luise nachgeschickt. Hoffentlich hat auch die Abschrift das gleiche verdiente Schicksal ereilt.

* * *

Ich blieb nun eine Weile von novellistischen Anwandlungen frei, da ich durch meine in Bonn verfaßte „Francesca von Rimini" die Bürgschaft zu haben glaubte, daß ich zum Dramatiker berufen sei. Erst die im „Tunnel" ausgeschriebene Concurrenz regte mich dazu an, meine romanischen Studien zu der Novelle „Marion" zu verwerthen, über die ich in meinen „Jugenderinnerungen" berichtet habe. Ich hatte in dieser kleinen Arbeit die sentimentalen novellistischen Kinderschuhe abgestreift und suchte mir auch sonst meine eigenen Wege, auf denen ich weder rechts noch links blickend fortschritt. Im Frühling 1853, zu Sorrent, entstand dann die „Arrabbiata", zu der mir kein Phantasiegeschöpf, wie die Frau des Trouvères von Arras, Adam de la Halle, Modell gestanden hatte, sondern ein leibhaftiges Menschenkind. Zugleich war ich bei dieser kleinen Arbeit gewissen Gesetzen der Gattung auf die Spur gekommen, die mir bisher nur dunkel vorgeschwebt hatten.

Denn auf dem Gebiet der Novelle hatten wir nicht wie auf anderen von unsern Vätern aus der klassischen Zeit ein reiches Erbe überkommen, das wir hätten erwerben müssen, um es zu besitzen. Goethe selbst, der größte aller Erzähler, hat zur eigentlichen Novelle nur gelegentlich einen Anlauf genommen, der oft vor dem letzten Ziele stecken blieb und sich in einen größeren Rahmen verlor, wie im „Mann von fünfzig Jahren", der „Pilgernden Thörin", den „Wunderlichen Nachbarskindern". Die unvergleichlich reizvoll erzählten „Der neue Paris" und „Die neue Melusine" gehören in die Region des Märchens, und was er selbst schon durch den Titel als eigentliche „Novelle" wollte angesehen wissen, jenes halb mystische Abenteuer mit dem Löwen, der durch den Gesang aus Kindermund gezähmt wird, läßt vermuthen, daß ihm für den Gattungscharakter dieser Dichtungsart das Wunderbare, Unerhörte, wenigstens Einzigartige maßgebend war.

Was vor und neben ihm Wieland an kürzeren Erzählungen geschaffen hat, hält sich auf dem Grenzgebiet zwischen Roman und moralisierender Skizze und steht den kleinen Voltaire'schen Romanen näher als deutschen Vorbildern. Erst Tieck setzte das

von Goethe Angebahnte erfolgreich fort, durch die Hinneigung der Romantik zu den romanischen Literaturen auf das Vorbild des Boccaccio und Cervantes geführt, deren engere Formen und fast ausschließend erotische Themata er selbständig erweiterte, so daß er in der That als der Schöpfer der modernen Novelle anzusehen ist. Wir können sagen, daß durch ihn und seine Nachfolger — wie groß ihre Zahl und wie fruchtbar ihre schöpferische Thätigkeit war, liegt in unserm „deutschen Novellenschatz“ zu Tage — dieses ganze Kunstgebiet, die novellistische Provinz, zu dem weiten Reiche unserer Klassiker hinzuerobert worden ist.

Tieck selbst aber erscheint in seinen Novellen durchaus nicht immer musterhaft. Da ihm die naive Vollkraft der Phantasie, die den großen Dichter macht, gebrach, die berüchtigte romantische „Ironie“ sich so oft als Spielverderberin einmischte und nur allzu oft „die alte Schwiegermutter Weisheit das zarte Seelchen beleidigte“, gelang es ihm selten, auch eine glückliche Erfindung rein durchzuführen, ohne durch störende Zuthaten, witzige oder lehrhafte Gespräche, die den Personen äußerlich angeheftet sind und nicht aus ihrem Charakter entspringen, oder durch willkürliche Führung der Fabel den vollen Eindruck zu schädigen. Selbst ein so geistreich concipirtes Kabinetsstück, wie „Des Lebens Überfluß“, muthet uns heute nicht mit so natürlicher Frische an, wie es die Zeitgenossen bezauberte, während der Decamerone und des Cervantes' Novelas ejemplares, dazu die Novellen, die in den Don Quijote eingestreut sind, in unvergänglicher Lebensfülle die Jahrhunderte überdauert haben.

Seitdem aber haben wir uns gewöhnt, an die Novelle höhere Forderungen zu machen, als daß sie ein müßiges Unterhaltungsbedürfniß befriedige und durch eine Reihe bunter Abenteuer uns ergötze. Was von dieser Art unter dem Namen Novelle in unabsehlicher Menge in Zeitungsfeuilletons und den Spalten der Familienblätter zu finden ist, steht selten höher als das Geplauder über Verlobungen, Heirathen, Ehebrüche und Ehescheidungen in der sogenannten guten Gesellschaft und kann nicht den Anspruch machen, zur Literatur gerechnet zu werden. Denn von einer Novelle, der wir einen künstlerischen Werth zuerkennen, verlangen wir wie von jeder wirklichen dichterischen Schöpfung, daß sie uns ein bedeutsames Menschenschicksal, einen seelischen, geistigen oder sittlichen Conflict vorführe, uns durch einen nicht alltäglichen Vorgang eine neue Seite der Menschennatur offenbare. Daß dieser Fall in kleinem Rahmen energisch abgegrenzt ist, wie der Chemiker die Wirkung gewisser Elemente, ihren Kampf und das endliche Ergebniß „isolieren“ muß, um ein Naturgesetz zur Anschauung zu bringen, macht den eigenartigen Reiz dieser Kunstform aus, im Gegensatz zu dem weiteren Horizont und den mannichfaltigen Charakterproblemen, die der Roman vor uns ausbreitet. Je gehaltvoller die Aufgabe ist, je tiefere Probleme in dieser äußeren Beschränkung gelöst werden, desto ergreifender und nachhaltiger wird die Wirkung sein, desto wichtiger aber auch die Sorge des Dichters, keinen störenden Zug in das kleine Bild hineinzubringen.

Meister in dieser Kunst waren bei den Franzosen Prosper Mérimée, Alfred de Musset, Guy de Maupassant, bei den Russen Turgenjew, von den Deutschen vor Allen Gottfried Keller und in seinen letzten Novellen Theodor Storm. Im Allgemeinen ist der künstlerische Takt, der gerade zur Beherrschung dieser eigenartigen Form nöthig ist, uns Deutschen nur sparsam verliehen, während wir auch für die Novelle eine Fülle von Gemüthseigenschaften, Wärme der Empfindung, Humor und sinnliche Frische besitzen, um die uns die Nachbarnationen beneiden könnten. Dagegen sehen wir häufig einen dankbaren Stoff entweder durch Überladung mit Beiwerk oder durch Ungeschick in der Composition oder durch Häufung heterogener Motive seine Wirkung verlieren, so daß es nicht überflüssig scheint, gewisse Grundgesetze der Gattung in Erinnerung zu bringen, ohne deren Kenntniß so manche liebenswürdige oder tiefsinnige Talente stets ins Blaue hinein fabulieren werden.

* *
*

Denn während Niemand bestreitet, daß selbst das höchst begabte musikalische Talent eine Schule der Composition durchmachen

müsse, um sich aller Mittel seiner Kunst bemächtigen zu lernen, ist doch die Meinung verbreitet, daß es, um Romane und Novellen zu schreiben, nur der unerläßlichen guten Einfälle, einiges Geschmacks und jener Gabe, flüssig zu erzählen, bedürfe, die zumal die Frauen schon durch ihren fleißigen Briefwechsel sich anzueignen pflegen. Daß es auch für die Novelle eine Technik gebe, die aus einem fruchtbaren Motiv die Handlung so folgerichtig geschlossen entwickeln lehre, wie der Musiker durch seinen Meister in der Composition dazu gelangt, ein Thema von wenigen Takten zu einem Sonaten- oder Symphoniesatz auszubilden, davon haben die wenigsten Novellisten einen Begriff, während das Publikum vollends die dichterische Production überhaupt als eine Gabe Gottes betrachtet, die dem Talent in „Weihestunden“ durch Inspiration zu Theil werde.

Nun vollzieht sich freilich der beste Theil aller künstlerischen Erfindung in einer geheimnißvollen unbewußten Erregung, die mit dem eigentlichen Traumzustand nah verwandt ist, so daß man das Wort: Wen Gott lieb hat, dem giebt er es im Traum, auch auf diese Thätigkeit des Menschengehirns anwenden kann. Meistentheils aber tragen die nachtwandlerischen Eingebungen der Phantasie auch darin den Charakter der Traumwelt, daß sie eines klaren Zusammenhangs entbehren und erst vom Verstande und künstlerischer Besonnenheit geordnet und von willkürlichen Elementen gereinigt werden müssen, wenn sie sich am Licht des Tages legitimiren sollen. Wem ist es nicht begegnet, daß er im Traum Verse gemacht hat, die er selbst höchlich bewunderte, bis er sie am Morgen, wenn sie ihm überhaupt noch gegenwärtig geblieben waren, als platte Reimereien oder baaren Unsinn erkannte. So treibt auch die novellistische Phantasie im Schlaf ihr Spiel und erfindet abenteuerliche Geschichten. Mehrmals, zumal im morgendlichen Halbtraum, ist es mir begegnet, Motive zu erfinden, die ich dann nach dem Erwachen fortspann und sofort zu einer runden Entwicklung brachte. So entstand die Novelle „Kleopatra“ aus einem unheimlichen Traumringen mit einem phantastischen Gethier, anderer Erlebnisse dieser Art zu geschweigen. Einmal aber begegnete es mir, daß mir eine ergreifende Novelle fast vollständig im Traum beschert wurde.

Mir war, als wandelte ich mit meinem Freunde Ludwig Schneegans durch die kleine Straße von Sestri Levante. Wir traten in die Kirche ein und fanden dort einen Katafalk, auf dem die Leiche einer schönen, stattlichen Frau von etwa vierzig Jahren aufgebahrt lag. Der Küster erzählte uns ihre Lebensgeschichte, die so merkwürdig war, daß Schneegans ausrief: Das ist ja eine richtige Novelle und eine ganz famose! Das verdroß mich nicht wenig. Nun hat er, dachte ich im Traum, seine Hand auf den Stoff gelegt und ist doch gar kein Novellist. Als ich erwachte, war mir Alles noch höchst gegenwärtig, ich besuchte desselben Tags meinen Freund und erzählte ihm, was ich geträumt. Wenn du darauf bestehst, sagte ich, muß ich dir die Geschichte überlassen, nach dem Recht des primi occupantis. Er verzichtete lachend, und nach vierzehn Tagen hatte ich „Die Frau Marchesa“ geschrieben, in allen Hauptzügen durchaus nach dem geträumten Bericht des Küsters, aus dem mir sogar einige Namen im Gedächtniß geblieben waren.

So bequem freilich ist es mir nur dies eine Mal gemacht worden, wenn auch freilich manche meiner Novellenstoffe auf ähnlich wundersame Weise mir im wachen Traum der Phantasie sich aufdrängten, ohne daß es eines bewußten Entschlusses, etwas zu erfinden, bedurft hätte. So erinnere ich mich, nach einer aufregenden, ziemlich schlaflosen Zeit der Angst und Sorge, da Krankheit in meinem Hause geherrscht hatte, für einige Tage nach Augsburg geflüchtet zu sein, mich dort in tiefster Stille zu erholen. Ich schlief auch wirklich die nächste Nacht zwölf Stunden lang, zuerst wieder traumlos und erquicklich. Als ich am anderen Morgen mit dem Gefühl eines Genesenen in die Anlagen ging, die sich um die ehemaligen Festungswälle der alten Stadt in herrlicher Schattenkühle hinziehen, tauchte mir ein Motiv auf, an das ich nie gedacht hatte, im Einklang mit der alterthümlichen Scenerie, die mich umgab. Nur eine Stunde sann ich daran herum, dann war die Novelle der „Stickerin von Treviso“ in allen Einzelzügen in meiner Phantasie herange-

reift, und es bedurfte nach der Heimkehr nur weniger Tage, um sie aufzuschreiben.

Immerhin bestätigen solche Ausnahmen die Regel, daß es ernster, energischer Arbeit bedarf, um sich auf diesem Gebiete als gewissenhafter Künstler zu bewähren.

Was zunächst die Qualität des Stoffes betrifft, der als specifisch novellistisch betrachtet werden kann, will ich nur an das erinnern, was ich in der Einleitung zum deutschen Novellenschatz geäußert habe, und was seitdem vielfach als meine „Falkentheorie" citirt worden ist: daß man sich fragen müsse, ob die zu erzählende kleine Geschichte eine starke, deutliche Silhouette habe, deren Umriß, in wenigen Worten vorgetragen, schon einen charakteristischen Eindruck mache, wie der Inhalt jener Geschichte des Decamerone vom „Falken" in fünf Zeilen berichtet sich dem Gedächtnis tief einprägt. Ich habe nie leugnen wollen, daß auch eine glücklich beobachtete und lebhaft geschilderte einzelne Situation, ein merkwürdiges Charakterbild, selbst ohne eine sich daraus entwickelnde Handlung poetischen Reiz und künstlerischen Werth haben könne. Auch auf der Bühne, die doch von vorn herein auf kräftig bewegte Handlung angewiesen ist, kann unter Umständen ein idyllischer Vorgang, ein gemüthvolles Stillleben unsere Sympathie gewinnen und einen Stimmungsreiz entfalten, der uns alle pedantischen Forderungen an eigentlich dramatische Entwickelung vergessen läßt. Dies aber sind Ausnahmen. Im Übrigen werden wir Willens- oder Charakter-Conflicte nach wie vor vom Drama vorgeführt verlangen, wie von einer echten und gerechten Novelle ein seelisches oder geistiges Problem in einem kräftig begrenzten Fall zum Austrag gebracht werden soll. Welch ein Unterschied zwischen einem solchen Fall und einem bloßen Vorfall ist, erkennt man leicht, wenn man die kleine Geschichte betrachtet, die im elften Kapitel des zweiten Buchs der Wanderjahre erzählt wird. Der Erzähler lernt bei einer Landpartie einen Knaben seines Alters, den Sohn des Fischers, kennen, an den er sich leidenschaftlich anschließt. Sie durchstreifen zusammen die Gegend, baden an einer schattigen Stelle des Flußufers, und in einer seltsamen seelisch-sinnlichen Aufregung, da sie sich nackt gesehen haben und von der Schönheit der jugendlichen Gestalt zum erstenmal überrascht worden sind, fühlen sie sich zu einander hingezogen und schwören sich ewige Freundschaft. Der Fischersohn verunglückt am Abend desselben Tages mit anderen Kindern, mit denen er dem Krebsfang nachgehen sollte, und sein Freund wird aus dem ekstatisch seligen Zustand, in dem er den Tag zugebracht hat, in die tiefste Verzweiflung gestürzt, da er denselben glänzendweißen Knabenleib, der ihn am Mittag entzückt hatte, neben den andern Opfern des Jammergeschicks starr und kalt auf dem Strohlager wiedersieht.

Das novellistisch Unzulängliche, mehr lyrisch Gestimmte des Themas, das in dem bloßen Contrast der höchsten Wonne und des tiefsten Schmerzes besteht, ist durch die hohe Kunst der Darstellung allerdings „Ereigniß" auch im künstlerischen Sinne geworden. Da aber aus dem äußeren Geschehniß nichts erfolgt, was eine bedeutungsvolle innere Entwicklung und äußere Handlung einleitete, wird man diese ergreifende Anekdote nur so weit zu den Novellen rechnen können, wie noch viel geringere faits divers im Decamerone mit diesem Namen benannt worden sind.

Darauf aber wird es ankommen, daß der Erzähler bei jeder einzelnen Aufgabe sich frage, auf welche Weise aus dem fruchtbaren Motiv möglichst Alles zu machen wäre, was darin an psychologisch bedeutsamem Gehalt im Keim vorhanden ist. Freilich vollzieht sich die Entwicklung eines novellistischen Grundmotivs so wenig wie die eines musikalischen Themas mit so unfehlbarer organischer Nothwendigkeit, wie aus einem Pflanzenkeim immer nur das einzige in ihm vorgebildete Gewächs hervorsprießt. Nach den verschiedenen geistigen und künstlerischen Anlagen des Individuums werden die verschiedensten dichterischen oder musikalischen Gebilde aus demselben Motiv entspringen. Doch neben diesen berechtigten subjectiven Unterschieden, die dazu führen, daß dieselben vier Takte von dem einen Componisten in Dur, von dem andern in Moll weiterentwickelt werden, derselbe Novellenstoff hier zu einer tragischen, dort zu einer versöhnenden oder selbst humoristischen Lösung gelangt, ist doch die Forderung ganz allgemein unerläßlich,

das Möglichste an dichterischer oder musikalischer Wirkung dem Thema abzugewinnen. In den meisten Fällen wird auch der Kreis dieser Möglichkeiten nur beschränkt sein, und ein Zeugniß für die gereiftere Kraft des Künstlers ist die Sicherheit, mit der er diejenige Durchführung wählt, die das innerste Wesen des Motivs am schlagendsten zur Anschauung bringt.

Wie dies Alles gemeint ist und was ich unter einer bewußten contrapunktischen Technik verstehe, will ich durch ein Beispiel aus eigener Erfahrung zu erläutern suchen.

*   *
*

In einem Handbuch der französischen Literaturgeschichte hatte ich die kurze Notiz gefunden: Ein französischer Trouvère, Luco de Grimauld, tödtete sich selbst, da ein Mädchen, das er nicht liebte, ihm ein Aphrodisiacum in großer Dosis beigebracht hatte, um ihn für sich zu gewinnen.

Ich war damals noch ein grüner Neuling im novellistischen Métier. Sogleich aber zündete dieser Funke in meiner Phantasie. Ich erkannte, daß es sich hier um einen sittlichen Conflict von tragisch ergreifender Gewalt handelte: ein Mann, der der Schmach nicht erliegen will, seiner Freiheit Gewalt angethan zu sehen durch magische Künste, denen sein Herz widerstrebt, und der den freigewählten Tod dieser Vergewaltigung vorzieht.

Zugleich umgab diese Anekdote der Reiz einer romantischen Zeit, der Held war ein Dichter, und da Nichts als sein Name überliefert war, hatte die Erfindung freies Spiel. Freilich, wenn der Stoff für mehr als eine Romanze ausreichen sollte, mußte noch Manches hinzuerfunden werden, die Figuren individueller hervortreten zu lassen und den sittlichen Kampf durch allerlei retardirende und steigernde Momente aufregender zu machen.

Ich gab also meinem Helden eine Vorgeschichte, eine Leidenschaftssünde, die er durch die Wallfahrt nach Jerusalem abzubüßen gedenkt, und da die Geschichte sich im helldunklen Mittelalter zugetragen, wählte ich die einer sagenhaften Zeit entsprechende Form der gereimten Fabliaux.

Er war noch jung, doch wenig froh,
Ein Troubadour, doch bleich und stumm.
Es that Herr Luco de Grimauld
Den braunen Pilgermantel um.
Von der Durance Fruchtgestade
Stieg er hinan die Alpenpfade.
Wohl sah er von der Berge Spitzen
Am Horizont das blaue Meer
Verlockend in der Sonne blitzen,
Doch sein Gelübde gilt ihm mehr:
Den Landweg nach der heil'gen Stadt
Mit unbeschuhtem Fuß zu treten,
Um an des Heilands Grab zu beten,
Dieweil er schwer gesündigt hat.

In dieser Stimmung der Reue und Weltflucht begegnet er in einsamer Herberge einem schönen Mädchen, dem er, da sie ihm ihre Neigung zu erkennen giebt, die Geschichte seiner Verschuldung erzählt. Er hat eine edle Frau, die ihn liebte, in den Tod getrieben und dadurch hinfort das Recht auf Liebesglück verscherzt. Natürlich entflammt dieser Bericht das Herz des Mädchens nur noch heftiger. Sie will um jeden Preis ihn von der Wallfahrt zurückhalten, um ihn sich zu eigen zu machen. Doch da er erfährt, daß sie sich zu diesem Zweck eines Zaubermittels bedient hat, stößt er sie schaudernd und entrüstet zurück und stürzt sich in einen Abgrund.

Ich habe das Gedicht später vernichtet und kann mich nicht entsinnen, ob bei diesem heroischen Entschluß schon das bange Gefühl einer beginnenden Neigung zu der gefährlichen Zauberin mitwirkte, die Furcht, auch ohne Magie dem Bußgelübde abtrünnig gemacht zu werden. Jedenfalls war eine Menge anziehender psychologischer Motive in dieser ersten groben Fassung nicht ausgenutzt und durch den tödtlichen Sprung in die Felskluft nur ein balladenhafter Schluß herbeigeführt.

Zunächst sann ich nun darüber nach, wie ich auch der Gestalt des Mädchens ein tieferes Interesse verleihen könnte. Ein Weib, das versagte Neigung erzwingen will, können wir immerhin entschuldigen mit der sinnverwirrenden Macht der Leidenschaft, aber der Mangel an Stolz wird eine volle Sympathie nicht aufkommen lassen. Wie aber, wenn die Umstände so lägen, daß wir ihr ein Recht zugestehen müßten, den Widerstrebenden als ihr gehörend zu betrachten und an sich zu reißen? War dies der Fall, so mußte sie dem Manne selbst als eben-

bürtig erscheinen, begehrenswerther, da sie ihm als eine tiefere sittliche Natur gegenübertrat, so daß er selbst einen schwereren Kampf zu kämpfen hatte, als wenn er einer mannstollen Hexe gegenüber seine Manneswürde in Sicherheit zu bringen hatte.

So änderte ich zunächst die äußereren Verhältnisse. Aus dem Trouvère des dreizehnten Jahrhunderts wurde ein italienischer Advocat des neunzehnten, ein leidenschaftlicher Patriot, der als Anhänger Mazzini's und des „jungen Italiens" von der toscanischen Regierung in die Acht erklärt war. Gleichwohl kehrt er auf toscanisches Gebiet wieder zurück, um drüben einen Ehrenhandel auszufechten, trotz der Gefahr, von den Schergen der Gewalt ergriffen zu werden. (Briefe eines jungen Freundes meines Oheims Theodor Heyse hatten mir zur Schilderung seiner kühnen Wanderung über die hohen Pässe des Apennin die Localfarbe gegeben.)

Droben, in dem rauhen Bergnest Treppi trifft er eine einsame Schenke, in der die Schmuggler, deren Geleit er sich anvertraut hat, die Nacht zuzubringen gedenken. Die junge Wirthin beachtet er kaum, sie aber erkennt ihn sogleich wieder, obwohl sieben Jahre vergangen sind, seit er zum erstenmal als ein leichtsinniger Student des Weges kam und hier oben rastete. Damals hatte sie Noth, seine ungestüme Liebeswerbung abzuweisen, die sie in ihrer Unerfahrenheit für durchaus ernst gemeint ansah. Nun hat sie sieben Jahre Zeit gehabt, an jene Nacht zurückzudenken, und da er jetzt erscheint, hegt sie keinen Zweifel, daß er komme, um seine damaligen Liebesschwüre einzulösen. Sie bekennt ihm das als etwas Selbstverständliches. Doch so sehr ihre inzwischen voll aufgeblühte Schönheit ihn reizt und die naive Unerschütterlichkeit ihres Vertrauens zu ihm ihn rührt, er bleibt fest und sucht ihr klar zu machen, daß seine Pflicht ihn von ihr fortziehe.

Das Alles macht auf das einfache Kind der Berge nicht den mindesten Eindruck, um so weniger, da auch sie eine Pflicht zu erfüllen glaubt, wenn sie ihn vor dem gewissen Tode schützt, indem sie ihn bei sich zurückhält. Und so braut sie ihren Liebestrank, den sie am anderen Morgen in voller Gewißheit des Erfolges ihm in das Frühstück schüttet.

Und nun — doch der weitere Verlauf mag in der Novelle nachgelesen werden. Hier nur so viel, daß nach diesen Voraussetzungen ein tragischer Ausgang nicht mehr erforderlich war. Um so weniger, da der trotzige Mann, nachdem er von dem halb unfreiwilligen, in einer Art Schwindel erfolgten Sturz in den Abgrund durch die Pflege des Mädchens gerettet worden, mit tiefer Bewegung den schlichten Adel ihrer Natur erkennt. Sie hat völlig auf ihn verzichtet, in dem Glauben, der Zaubertrank habe seine Kraft verloren, da der Gestürzte aus einer Kopfwunde blutete. Doch statt des magischen Mittels ist nun ein seelischer Zauber mächtig geworden, und da die äußeren Umstände sich inzwischen so geändert haben, daß der Zweikampf unterbleiben muß, ist von einer Trennung der beiden so seltsam Vereinigten fernerhin nicht die Rede.

* * *

Wer nun begriffen hat, daß es bei der Composition, novellistischer so gut wie dramatischer, nicht auf ein Zusammensetzen und Ordnen von außen her ankommt, sondern auf ein Entwickeln von innen heraus, wird es sich angelegen sein lassen, bei dem ersten Erfinden so zu verfahren, daß der Eigenwerth des Stoffes, sein specifischer Gehalt, seine Idee möglichst rein und erschöpfend in dem kleinen künstlerischen Gebilde zur Anschauung komme. Zu dem Zweck wird er, wenn der dichterische Impuls von einem Handlungsmotiv ausgeht, die Gestalten, die dasselbe darstellen sollen, so entwerfen, daß gerade solche Charaktere das zu Erlebende am tiefsten und nachdrücklichsten in sich durchzumachen geeignet seien. Giebt ein Charakterproblem den Anstoß, so wird er die Verhältnisse und Situationen suchen, in denen das psychologische Phänomen sich am schlagendsten offenbart. Eine Reihe von Möglichkeiten wird sich ihm darbieten, unter denen er seine Wahl zu treffen hat. Der Kreis solcher Möglichkeiten aber ist, wie gesagt, stets ein beschränkter. Je mehr Übung man erlangt, je rascher drängen sich die wenigen wahrhaft fruchtbaren Fälle auf, die überhaupt

in Betracht kommen können, und wenn die erfindende Phantasie des Anfängers zuerst ziemlich rathlos zwischen einer Fülle lockender Bilder herumschwankt, entscheidet sich der Erfahrene zuweilen ohne alles Zaudern. Wie bei einem natürlichen Krystallisationsproceß alle Elemente blitzschnell um ihren Kern anschießen, gruppieren sich die Charaktere mit Notwendigkeit um ihren Mittelpunkt, Alles was an Zeit- und Ortsumständen erforderlich ist, findet sich wie selbstverständlich hinzu, so daß, wenn ein gesundes, lebendiges und fruchtbares Grundmotiv vorlag, oft schon binnen einer einzigen Stunde die ganze Composition bis in die einzelnsten Verzweigungen zu Stande kommt, da alle Theile dem gleichen organischen Bildungstriebe gehorchen. Diese instinctive Gesetzmäßigkeit erstreckt sich sogar bis auf die Namen der Personen, was ich selbst ein paarmal zu meiner Überraschung erlebt habe. Ich hatte, da ich mit einer novellistischen Conception nicht sogleich ins Reine kommen konnte, die unvollkommenen Grundzüge vorläufig notirt und mir dann alles wieder aus dem Sinn geschlagen. Als nach langer Zeit das Problem wieder in mir auftauchte und das früher Vermißte, den Ausschlag Gebende sich nun hinzufand, vollendete ich rasch die Composition, legte den Personen auch gleich die Namen bei und suchte dann meine alten Notizen wieder hervor. Da fand ich, daß ich damals genau dieselben Namen gewählt hatte, die ich jetzt erst frei erfunden zu haben glaubte. Dieselbe unbewußte Ideenassociation hatte mit Notwendigkeit wieder zu demselben Ergebniß geführt.

Doch so groß die Ähnlichkeit dieses schöpferischen Thuns mit einem Naturproceß ist — von dem unfehlbaren Vollzuge eines absoluten Bildungsgesetzes ist bei der Technik dichterischer Erfindung natürlich nicht die Rede. Seltsame Störungen können eintreten, die ein Gelingen der Arbeit für einige Zeit oder für immer vereiteln. Es kann vorkommen, daß in den ursprünglichen Keim ein fremdartiges Element eingedrungen ist, das ein organisches Wachsthum hintanhält. So habe ich es einmal bei einem Trauerspielplan (dem „Hadrian“) erfahren, mit dem ich mich lange verzweifelt herumschlug, ohne dahinter zu kommen, woran es lag, daß mir keine der verschiedenen Fassungen genügen wollte. Zuletzt erkannte ich, daß eine erfundene Figur zu viel darin war — gerade die, von der der erste Anstoß zur Beschäftigung mit diesem historischen Stoffe ausgegangen war. Ich schied sie aus, und nun ordnete sich die ganze Structur der fünf Akte ohne die geringste Schwierigkeit.

Ein anderes Hemmniß hatte ich einmal erlebt, als ich eine Novelle („Im Grafenschloß“) fertig erfunden und mir zu Dank bis in alle Details ausgebildet hatte, während ich mich doch nicht entschließen konnte, sie niederzuschreiben. Denn da es sich darin um den Gegensatz zweier Culturepochen handelt, deren Vertreter ein Vater mit seinem Sohne darstellen, schien es mir unerläßlich, die verschiedenen Zeiten, in denen der Alte seine in sittlichen Fragen loseren und lockereren Anschauungen, der Junge seine ernsteren ethischen Überzeugungen gewonnen hatte, mit einiger Ausführlichkeit zu schildern. Zu diesem Ausbreiten des Culturhintergrundes stand nun aber der novellistische Conflict selbst, der sehr einfach zwischen drei Figuren zum Austrag kam, in klarem Mißverhältniß. Es hätte, um den Aufwand der Schilderung so weitwirkender socialer Tendenzen zu rechtfertigen, einer Romanfabel bedurft. Darüber blieb dann die Arbeit liegen, wohl zwei Jahre lang.

Bis ich dann plötzlich auf den Ausweg verfiel, die Erzählung einer dritten, unbetheiligten Person in den Mund zu legen, die nicht die schriftstellerische Verpflichtung hatte, sich auf den Culturgegensatz einzulassen, sondern von dessen Repräsentanten nur mitzutheilen brauchte, was sie selbst von ihnen wußte, wobei die sittlichen Motive und ihre Begründung durch die verschiedene Zeitbildung nur durchschimmerten. So wurde die geschlossene novellistische Form nicht durch das Hereinragen eines Romanhorizonts durchbrochen, und was sich an den einzelnen Fall an typischen Betrachtungen knüpfte, blieb dem nachdenklichen Leser überlassen.

Ich will noch hinzufügen, daß die Fiction eines fremden Erzählers, der als Augenzeuge oder Bewahrer chronikmäßiger Überlieferungen für den Verfasser eintritt, noch andere Vortheile gewähren kann, z. B. da,

wo zwischen den einzelnen Phasen der Handlung größere Zeiträume liegen, oder wo der Autor selbst über locale oder Zeitverhältnisse, die bei einem Ereigniß mitgewirkt haben, nur unvollständig oder doch nicht aus eigener Anschauung unterrichtet ist. Erzählt er in eigener Person, so fühlt er sich zu möglichst genauer Rechenschaft über viele Nebenumstände oder landschaftliche Züge verpflichtet, während jene dritte Person sie als bekannt voraussetzen und daher nur flüchtig berühren darf.

* *
*

Hier aber sei noch mit einem Wort der so stark im Schwange gehenden Unsitte gedacht, die Handlung durch ein Übermaß von Naturschilderungen zu ersticken, das gerade in dem knappen Raum, der der Novelle gewährt ist, doppelt fehlerhaft erscheint. Hatte schon Stifter's Beispiel unheilvoll gewirkt, so wurde die Stimmungssucht der neuesten Zeit geradezu verhängnißvoll. Wir finden Mondnächte, Schneelandschaften, Torfheiden mit so liebevoller Umständlichkeit behandelt, daß wir die Menschengeschicke, die hier sich vollziehen, völlig darüber aus den Augen verlieren, während doch die Coulissen sich der Handlung bescheiden unterordnen sollen. In dieser taktvollen Mäßigung sind die französischen Novellisten, die ich oben genannt habe, musterhaft. Nicht minder Turgenjew, selbst in seinem Tagebuch eines Jägers, in dem freilich die Naturstimmungen einen breiten Raum einnehmen, immerhin aber durch die Klarheit und Schärfe des beobachtenden Jägerauges einen großen Reiz erhalten und schließlich doch nur als Hintergrund von menschlichen Erlebnissen erscheinen, die nur aus solchen Naturbedingungen ganz zu verstehen sind. Fehlerhaft dagegen dünkt mich die Gewohnheit des großen Erzählers, seine Figuren von vornherein mit einer ausführlichen Beschreibung ihres Äußeren einzuführen. Ehe wir noch für ihren Charakter und ihre Handlungsweise irgend ein Interesse gefaßt haben, haben wir kein Bedürfniß, ihr Signalement uns einzuprägen. Erst wenn der weitere Verlauf die geschilderte Person uns näher bringt, wünschen wir auch über Gesicht und Kleidung und die „besonderen Kennzeichen“ etwas zu erfahren, was wir inzwischen alles wieder ververgessen haben. Es wird darauf ankommen, den Leser in eine Stimmung zu bringen, in der wenige charakteristische Züge ihm genügen, um mit eigener malerischer Phantasie sich das Bild zu vervollständigen. Diese Erregung des inneren plastischen Sinns ist überhaupt für den Erzähler das Wichtigste. Ist er darin ein Meister, so kann er sich alle möglichen Palettenkünste sparen und wird vollends das Illustriren durch Zeichner als eine Beeinträchtigung seiner eigenen Arbeit empfinden. Von Philine's Äußerem wird uns Nichts mitgetheilt, als daß sie schöne Haare hatte. Und doch steht die reizende Sünderin vor unserer Phantasie, als ob sie leibte und lebte.

* *
*

Doch genug der allgemeinen Betrachtungen, da ich nicht vorhabe, eine vollständige „Technik der Novelle“ zu schreiben, wie wir eine Technik des Dramas und des Romans von berufenen Meistern erhalten haben. Mit den obigen Ausführungen habe ich nur darthun wollen, daß auch die novellistische Kunst bis zu einem gewissen Grade erlernt werden kann, wenigstens so weit wie nach sokratischer Doctrin auch die Tugend lernbar ist. Recepte sind freilich in beiden Fällen nur wirksam, um krankhaften Neigungen vorzubeugen oder sie zu corrigiren. Ohne ein angeborenes Talent wird man keinen wesentlichen Nutzen von ihnen gewinnen, und zu den höchsten Leistungen sowohl in der dichterischen Conception wie in der Welt der sittlichen Aufgaben sind geniale Anlagen erforderlich, die aller Schulweisheit spotten.

Auch was den Stil betrifft, wird man sich hüten, pedantische allgemeine Regeln aufzustellen, sondern an der Wirkung erkennen, wie weit ein Jeder mit seiner persönlichen Art und Kunst Recht behalten mag. Nach meiner individuellen Empfindung ist der schlichteste Vortrag der wirksamste, wenn ich auch die affectirte Theilnahmlosigkeit Mérimées bei den grauenhaftesten Vorgängen für ein kokettes Manoeuvre halte. Die Verwandlung jedoch der Erzählung in einen rein dramatischen Dialog, so sehr sie anfangs

durch ihre scheinbare Lebendigkeit besticht, wird auf die Länge ermüdender, als die epische Ruhe, die nur hin und wieder bei gesteigerter Spannung sich dramatischer Mittel bedient. Als das Naturgemäßeste ist es mir stets erschienen, das, was man erzählen will, so vorzutragen, wie man es Hörern mitzutheilen hätte, die einem in Person gegenübersäßen. Niemand wird es dann einfallen, seine Rede mit rhetorischem Schmuck, sentimentalen Excursen oder weitläufigen Landschafts- und Wetterbeobachtungen zu überladen, wenn er auch je nach seinem Naturell einer humoristischen Laune den Zügel mag schießen lassen.

Dagegen möchte ich mich hier gegen die strenge Forderung erklären, sich durchaus hinter seiner Handlung und ihren Figuren verborgen zu halten, mit einer Reflexion oder Gefühlsäußerung sich niemals einzumischen und den Leser dadurch daran zu erinnern, daß es ein so und so gearteter Mensch ist, der ihm die Geschichte vorträgt. Es kommt auch hier nur auf den richtigen Takt und das Maß in der subjectiven Antheilnahme an. Warum sich der Erzähler durchaus nur zum unpersönlichen Werkzeug der Überlieferung machen soll, ist nicht abzusehen und nur zu erklären durch das Überwiegen des dramatisirenden Stils, mit dem es freilich in Widerspruch steht, wenn zwischen dem Dialog und handelnden Personen die Stimme des Autors sich vernehmen läßt. Wer aber in echt epischer Einfalt seinen Stoff mittheilt, dem muß es freistehn, wie schon dem alten Vater Homer, an gewissen Stellen gleichsam den Chor zu machen und über die Ereignisse sich als ein Mitfühlender zu äußern. Wen hätte nicht die berühmte Stelle in den Wahlverwandtschaften erschüttert, wo Goethe, nachdem er geschildert hat, wie Eduard und Ottilie in zwei benachbarten Zimmern getrennt übernachteten, das Kapitel mit den Worten beschließt: „Jammervoller brachten kaum jemals in solcher Nähe Liebende eine Nacht zu.“

* * *

Daß unter meinen nur allzu zahlreichen Novellen manche sind, zu denen ich von Anfang an kein näheres persönliches Verhältniß hatte und die jetzt bis auf das Thema oder die allgemeinsten Umrisse des Inhalts meinem Gedächtniß entschwunden sind, kann ich nicht verschweigen. Doch so seltsam es klingen mag, ist es doch die volle Wahrheit, daß der Novellist in der Wahl seiner Stoffe nicht immer frei ist, daß er oft „nicht dafür kann“, wenn er auch ein geringeres Thema, das sich ihm aufdrängt, nicht von sich weist, obwohl er keinen sonderlichen Werth darauf legt. Ein solches wenig bedeutendes Motiv nistet sich dennoch in den Mutterschooß der Phantasie unwiderstehlich ein, wo es dann nach demselben instinctiven Krystallisationsproceß sich weiter entwickelt, wie das bedeutendste und werthvollste. Ist dann die Composition halb wider Willen des Schaffenden ausgereift, so drängt sie ans Licht, gleich wie eine Frau ein Kind, das sie von einem ungeliebten Manne empfangen hat, zur Welt bringen muß, auch wenn sie es gern verläugnen möchte. Ich habe mich zuweilen längere Zeit bemüht, dergleichen Sachen unaufgeschrieben zu lassen, und doch zuletzt sie wie eine beschwerliche Last vom Herzen gewälzt.

Wenn ich aber diese Sprößlinge nicht liebte, so habe ich doch auch die in vollem leidenschaftlichem Drang erzeugten nicht zärtlich gehegt, sondern, sobald sie geboren waren, ihnen meine Neigung entzogen. Ich kann mich nur schwer überwinden, irgend etwas Novellistisches, das ich geschrieben, später wieder anzusehen, zum Theil aus Furcht, es möchte mir nicht mehr genügen, während es doch eine Thorheit wäre, in einer späteren Phase seiner Entwicklung eine umarbeitende Hand an frühere Producte zu legen. Zum Theil aber auch, weil ich schon während der Arbeit selbst mich nicht jeden Tag in voller Kraft fühlte und doch fortfuhr, den Faden weiterzuspinnen, mit dem stillen Vorbehalt, schwache Stellen später zu überarbeiten; wozu es dann nie gekommen ist. Während ich nie ermüdete, ein dramatisches Werk immer von Neuem in Angriff zu nehmen, wesentliche Partieen umzubilden und bis zuletzt mich nicht die schwerste Nacharbeit verdrießen ließ, ging es mir im höchsten Grade gegen das Blut, dieselbe redliche Mühe an etwas Erzähltes zu wenden. Ich arbeitete freilich an einer Novelle anders als

an einem Drama, indem ich, da sie stets alla prima — ohne auf spätere Lasuren zu rechnen — hingeschrieben wurde, nachdem ich Abends vorher in energischem Brüten das Pensum des nächsten Morgens oft bis in einzelne wichtige Worte und Wendungen durchgearbeitet hatte, nun bei der Ausführung gleich die beste Kraft einsetzte und den letzten Ausdruck zu finden suchte. Zu keiner Novelle habe ich einen Entwurf „im Unreinen", von keiner eine Abschrift gemacht, und spätere Correcturen im Druck beschränkten sich stets auf Berichtigung von Flüchtigkeitsfehlern oder etwa Ersetzung eines flachen Beiworts durch ein charakteristischeres.

So habe ich immer mich wundern und wehren müssen, wenn ich die Sorgfalt meines Stils und die künstlerische Durcharbeitung meiner Novellen rühmen oder von anderer Seite die „gesuchte Eleganz der Form" tadeln hörte. War ich mir doch bewußt, weder jenes Lob noch diesen Tadel zu verdienen, da das Meiste, was hier geleistet worden, aus einer hastigen Improvisation hervorgegangen ist.

Vielleicht aber wurde der Leichtsinn, es beim ersten Hinwurf bewenden zu lassen, in etwas aufgewogen durch die Gewissenhaftigkeit, keine Feder anzusetzen, eh ich mir in der Erfindung der Fabel und der Durchbildung der Charaktere durchaus genug gethan hatte.

* *
*

Ein Wort noch über die kleinen erzählenden Dichtungen, welche ich unter dem Namen „Novellen in Versen" zusammengefaßt habe.

Daß das eigentliche Epos nur in der Volkstradition seine Wurzel hat, daß alle Versuche, historische oder Sagenstoffe in Nibelungenstrophen, Ottaverimen, Jamben oder spanischem Romanzenvers zu behandeln, keinen vollen Anklang im Volke finden können, bestreitet Niemand, der mit der Weltliteratur vertraut ist. Zu allen Zeiten aber hat sich der Trieb, in Versen zu erzählen, hervorgethan, in den mannichfachsten Stilen und mit einer souveränen Freiheit der Stoffwahl von Wielands romantischem Oberon bis zu dem Kleinod unserer Literatur, Hermann und Dorothea, der deutschesten aller Dichtungen trotz der antiken Form. Auch dies herrliche Gedicht ist bei aller Nachempfindung Homerischer Kunstmittel nur eine Novelle in Versen, wie auch, was ich selbst in dieser Form versuchte, die Legende von der heiligen Thekla, auf den Namen eines Epos keinen Anspruch machen kann, wenn auch der sagenhafte Stoff diese Dichtung von der Gattung der eigentlichen Novelle auszuschließen scheint.

Nun standen in den fünfziger Jahren bei uns die sogenannten lyrisch-epischen Dichtungen in Blüte. Eine seltsame Neigung zu dem bunten Gemisch verschiedener Versarten, zum Durchwirken der Erzählung mit lyrischen Blumen hatte mehr und mehr um sich gegriffen und war in Redwitz' kokett frömmelnder Amaranth zu einer Höhe des Ungeschmacks gediehen, die sich gegenüber allen Angriffen einsichtiger Kritiker eine gute Weile behauptete. Keine überlieferte oder erfundene Sage, keine idyllische Liebesgeschichte oder Märchenphantasie konnte sich in Versen blicken lassen, ohne die Zugabe von Liedern, ja ganzen lyrischen Cyclen, in denen der Held und die Heldin tagebuchmäßig von ihren Gefühlen Rechenschaft gaben. Auch Scheffel's Trompeter von Säkkingen ging noch aus dieser Verirrung des Zeitgeschmacks hervor, gewann aber trotzdem durch die liebenswürdige Frische des Temperaments und den siegreichen Humor eine Lebenskraft, die alle gleichzeitigen Erscheinungen überdauerte.

Von früh an hatte mir der stilwidrige Wechsel der Versarten widerstrebt, und wenn ich auch in Prosanovellen und Märchen hin und wieder ein Lied einzuflechten liebte, so steckte mir doch der Respect vor der echt epischen Form so tief im Blute, daß ich eine Unterbrechung derselben durch allerlei Singsang selbst in modernen „Epopöen" so peinlich empfand, wie wenn Homer seinen Hektor mit Schillers Strophen von Andromache Abschied hätte nehmen lassen. Schon vor meinem zwanzigsten Jahr entstanden die kleinen Novellen in Versen „Margherita Spoletina", „Die Brüder", „Michelangelo", denen bald in München „Die Braut von Cypern" folgte, später „Die Hochzeitsreise an den Walchensee" und „Der Märchenprinz" neben Dichtungen ernsteren Inhalts, in denen überall

der einmal gewählte Stil ohne Wechsel durchgeführt wurde.

Sollte ich nun erklären, was diese kleinen Geschichten Besonderes hatten, das zur Ausführung in gebundener Form hindrängte, so ließe es sich am kürzesten so ausdrücken, daß sie schon im Stoff einen gewissen höheren poetischen Reiz, einen idealen Zug hatten, der am schlagendsten in Rhythmus und Reim zu Tage treten konnte.

Nun aber hat die ästhetische Confusion, die durch die Richtung auf den Naturalismus heutzutage bei uns eingerissen ist, das frühere Einverständniß über den Begriff des Poetischen und Idealistischen dermaßen verstört, daß es erst einer ausführlichen Verständigung bedürfte, um zu erklären, was mit diesen Worten gemeint sei. Hier aber bin ich einer solchen zum Glück überhoben, da ich auf das zurückweisen kann, was oben zur Sprache kam, als erklärt werden sollte, wie aus einem Luco de Grimauld das Mädchen von Treppi wurde. Im Wesentlichen lief der Unterschied darauf hinaus, daß das ursprüngliche novellistische Motiv zur Behandlung in Versen verlockte, da sein Reiz sich schon im Umriß, in wenigen andeutenden Zügen erschöpfen ließ. Sobald es aber auf eine tiefere psychologische Durchführung, auf individuellere Charakteristik und schärfere Localfarben ankam, wurde es nöthig, sich realistischer Darstellungsmittel zu bedienen, die nur im Prosastil zu Gebote stehen.

Indessen blieb es verlorene Liebesmüh', für diese Versnovellen ein größeres Publikum zu gewinnen. Die Braut von Cypern so wenig wie Syritha haben es zu einer zweiten Auflage gebracht. Denn bekanntermaßen ist bei uns Deutschen im Gegensatz zu den romanischen Nachbarn der Sinn für den Reiz der Form nur schwach entwickelt. Der Vers wird als ein Hinderniß betrachtet, sich des Inhalts mühelos zu bemächtigen, den das Publikum möglichst rasch und bequem verschlingen will, während eine rhythmische Form gleichsam erst zur Übersetzung in die platte Prosa nöthigt. Wenn trotzdem gewisse neuere poetische Erzählungen und „Sänge“ sich einer großen Beliebtheit erfreuen, so verdanken sie diese Gunst zum Theil dem altertümelnden Firniß, der eine Zeitlang Mode geworden war, zum Theil jener innigen minnigen Gefühlsaffectation, die solche Büchlein zu Geschenken an junge Mädchen geeignet macht. Da deutsche Männer bekanntlich weder Zeit noch Sinn haben, sich mit Poesie zu befassen, kann es nicht Wunder nehmen, daß selbst Meisterwerke, wie die kleinen epischen Dichtungen meines Freundes Wilhelm Hertz, nicht entfernt so viel Anklang gefunden haben, wie die Artefacte der Butzenscheibenpoeten.

Licht und Pflanzenleben.

Von

M. Büsgen.

(Nachdruck ist untersagt.)

Die uralte biblische Schöpfungsgeschichte, deren Verfasser mehr Natursinn hatte als mancher moderne Forscher, erzählt uns, daß nach Erschaffung von Himmel und Erde die erste That des Schöpfers das Hervorrufen des Lichtes gewesen sei. Im Licht entwickelt sich dann die ganze übrige Schöpfung; in seinem Strahl entsteht am dritten Tag die Pflanzenwelt, dann die Tierwelt und schließlich der Mensch. Vom Schöpfer selbst erscheint das Licht zur Vorbedingung für die Welt der Organismen gemacht. Sie alle sind Kinder des Lichtes; dauernde Finsternis richtet sie zu Grund.

Namentlich für die Pflanzenwelt ist das Licht das belebende Element. Die Schwingungen des Äthers, die der Sonnenstrahl uns übermittelt, geben im Pflanzenkörper den Anstoß zu allen den Bewegungen, welche ineinandergreifend und sich verschlingend und verwandelnd das Leben der Pflanze ausmachen.

Die Baumriesen des Urwaldes, die das Straßburger Münster überschatten würden — das Licht hat sie aufgebaut; das Getreidekorn, das der Landmann ausdrischt, das Licht erfüllte es mit Mehl; das Licht giebt unseren Wiesen und Feldern die grüne Farbe; die wundervoll zweckmäßige Ordnung in dem Blattkleid der Eichenkrone, sie ist die Folge einer Arbeit des Lichtes; das unsichtbare tierähnlich bewegliche Pflänzchen im Wassertropfen beschreibt mit der Sicherheit des Planeten seine Bahn, weil das Licht ihm den Weg zeigt.

In dem ganzen weiten Pflanzenreiche findet ein fortwährender Kampf ums Licht statt. Der Raum, den die der Pflanzenwelt überhaupt zugänglichen Erdstriche gewähren, reicht nicht aus, alle die Tausende und Abertausende von jährlich entstehenden Keimen nebeneinander dem Lichte entgegenwachsen zu lassen. Ein jeder, und wäre er der bescheidenste, muß sich sein Plätzchen an der Sonne erobern. Will er sein Lebensziel erreichen, so muß er verstehen, sich einzuschränken und seinen eigenen Haushalt mit dem der Nachbarn in Einklang zu bringen.

Dafür ein Beispiel.

Steigen wir im Mai auf einen der thüringischen Kalkhügel und betreten einen Buchenhain. So lange die Frühlingssonne, noch ungehindert durch das junge Laub, den Wald durchflutet, deckt seinen Boden eine reiche Flora. Allerorts erscheinen die gelben Sterne der Frühjahrsranunkeln, die hellblauen Leberblümchen mit ihren dreilappigen Blättchen, das vielgesuchte Lungenkraut und der Lerchensporn. Bald aber schließt sich das Laubdach. Die Baumkronen verbreiten tiefe Schatten, und rasch verschwindet die ganze Blumenpracht. Die mächtigeren Genossen, die Bäume, haben die Sonne für sich in Anspruch genommen und zwingen die kleinen bunten Begleiter, ihre Vegetation einzustellen. Mitten im Sommer ist für sie ein zweites Winterdunkel eingetreten. Doch erlischt ihr Leben nicht völlig. Alle die genannten niedrigen Bewohner des Waldbodens besitzen Knollen oder Grundstöcke: unterirdische Vorratskammern, in denen ihr Leben die dunkle Zeit verschlafen kann, bis die nächste Frühjahrssonne es zu neuer

Thätigkeit erweckt. Wieder wird die Freude nur kurz sein. Aber die rasche Abwickelung aller Lebensfunktionen im ersten Frühjahr giebt allein unseren Pflanzen die Möglichkeit, im Wald zu leben; dahin vermag die unabsehbare Schar anders ausgestatteter Konkurrenten im Kampfe ums Licht nicht zu folgen.

Ein Zufall freilich kann dieser Konkurrenz ein vorübergehendes Heim im Walde bereiten. Bleiben wir an einer Lichtung im Hochwalde stehen. Die Stämme, die hier noch vor zwei Jahren wuchsen, sind in die Städte und Dörfer hinabgewandert, und die pflegende Hand des Forstmannes hat für Nachwuchs gesorgt, der vorläufig freilich noch wenig an die gewaltigen Vorfahren erinnert. Aber wie mit Zauberkraft hat das mit dem Falle der alten Stämme eindringende Licht Gräser, Kreuzkräuter, Fingerhut und Erdbeeren aufschießen lassen, die den jugendlichen Bäumchen den Boden streitig machen.

Ebenso rasch indessen schwinden sie wieder, während die jungen Riesen heranwachsen und das Waldesdunkel von neuem ihre Wohnstätte umfängt.

Der Schatten der Bäume ist zu ihrer wichtigsten Waffe im Kampfe mit den Eindringlingen geworden. Schritt für Schritt drängt er in dem Maße, wie die Äste sich ausbreiten, die lichthungrigen Gräser, das Heidekraut und sonstige ungebetene Gäste von den noch schwachen Stämmchen ab, und wenn die Zweige der benachbarten Bäume zur Berührung kommen, so ist auch der Boden wieder von den Eindringlingen befreit. Nach langem Kampfe sind die Bäume wieder die Herren geworden, und kaum verraten geringe Spuren dem Waldwanderer, welch vielgestaltiges Leben unter der einförmigen Laub- oder Nadeldecke begraben liegt.

Doch auch die Sieger bleiben nicht ohne Narben im Streit ums Licht.

Wenn wir uns der lebendigen Wipfel freuen, die über unserem Haupte zum grünen Gewölbe zusammenschließen und in ihrem zufälligen Rauschen unsere Empfindungen reden lassen, gleitet der geübte Blick des Forstmannes wohl nebenbei an den Stämmen entlang, und er berechnet im stillen den Wert der mächtigen Pfeiler. Er weiß wohl, daß ihr schlanker astfreier Verlauf, auf dem ein großer Teil ihres Wertes beruht, das Resultat eines Kampfes ist, dessen Ausgang seine Geschicklichkeit beeinflußt hat.

Keine Knospe der Buche treibt aus ohne genügende Beleuchtung, und kein Zweig ist im tieferen Schatten lebensfähig. Werden daher die Bäume in gutem Schlusse erzogen, d. h. so, daß die Kronen ein geschlossenes Laubdach bilden, dann sterben die wenig Licht empfangenden unteren Äste schon in ihrer Jugend ab. Der Stamm reinigt sich und wird zu der stolzen Säule, die je nach der Holzart als Mastbaum die Meere zu befahren oder die schwersten Lasten zu tragen oder endlich zu tadellosen Brettern zerschnitten zu werden bestimmt ist.

So schafft das Lichtbedürfnis der Äste erst den Gegensatz zwischen Stamm und Krone. Empfangen alle Äste genügendes Licht, so tritt die Bildung eines glatten kahlen Stammes überhaupt nicht ein. Pyramidenpappeln sind bekanntlich bis zum Grunde belaubt, weil bei ihnen keine Krone den unteren Ästen das Licht entzieht. Ebenso können frei stehende Parkbäume, zu denen das Licht von allen Seiten Zutritt hat, sich bis fast zum Boden mit belaubten Ästen umkleiden, so daß sie vom Kopf bis zum Fuß nur Krone sind.

Und doch sind auch sie keine Stätte ewigen Friedens. Im Inneren der Krone selbst führen ihre eigenen Äste einen erbitterten Kampf ums Licht. Jeder neue Zweig tötet durch seinen Schatten einige Nachbarzweige. Doch sterben diese zum Wohl des Ganzen. Ein einziger Birkensproß würde, wenn an jeder seiner Verzweigungen in jedem Jahre nur einige wenige neue Ästchen zur Entwickelung gelangten, nach zehn Jahren etwa dreißigtausend Laubsprossen tragen! Da muß eine Regelung stattfinden, wenn nicht der Baum zu einem undurchdringlichen Astgewirr werden soll, in dem schließlich kein Glied des Ganzen sich gesund entwickeln kann.

In anderer Form als in unseren bisherigen Beispielen stellt sich dem Touristen, der eine Waldschlucht durchwandert, die Abhängigkeit der Vegetation vom Lichte dar.

Eine jede der mannigfaltigen Pflanzengruppen, deren Samen in die Schlucht ge-

langen, hat sich eine Stelle ausgesucht, deren Beleuchtung ihrem Bedürfnisse am besten entspricht. Hier faßt sie Fuß und wehrt sich erfolgreich gegen ihre Mitbewerber. So entsteht ein ganz bestimmtes Nebeneinander von Pflanzen, das an allen ähnlichen Standorten dasselbe bleibt. In dem schon stark geschwächten Lichte, das den Boden der Schlucht erreicht, gedeihen zur Seite des Pfades noch große Gruppen des Springkrautes oder „Rühr mich nicht an" mit seinen halb durchsichtigen Stengeln und hellgrünen schlaffen Blättern, unter welchen, wie zum Schutz gegen den Regen, die gelben Blüten sich verstecken; dann niedriger, mehr rasenartig, das dunkelgrüne ausdauernde Bingelkraut neben Sauerklee, Farnkräutern und anderen Schattenpflanzen.

Mehr im Lichte, an den oberen Partien der Felsen, die die Schlucht umschließen, halten sich die Gräser, während nach unten das Gestein eine ungemein vielgestaltige Moosflora trägt. Wo überhangende Felsen das Licht besonders stark beschränken, reicht es nur noch für Moose aus; aber selbst diese sind nicht mehr normal entwickelt. Ein Moos nur giebt es, welches eigens für das Leben in dunklen Felsschluchten eingerichtet erscheint: ein unscheinbares Pflänzchen, dem Wanderer in vollem Tageslichte kaum auffallend. In lichtlosen Felsritzen aber verrät es seine Anwesenheit durch ein phosphorartiges grünliches Leuchten, dem es den Namen Leuchtmoos verdankt. Doch erzeugt es nicht selbst sein schwaches Licht; es sammelt nur die spärlichen Reste von Sonnenstrahlen, die seinen Standort erreichen. Mit Hilfe eines eigentümlichen optischen Apparates konzentriert es sie an die Punkte seiner Zellen, wo es sie gebraucht. Auf dem Wege durch den grünen Pflanzenkörper grünlich gefärbt, gelangen die Strahlen von dort wieder durch Reflexion zum Auge des Beschauers.

Orte, die gar kein Licht mehr von der Sonne empfangen, sind auch dem Leuchtmoos unzugänglich. In der Venusgrotte am Hörselberg, in der Tropfsteinhöhle bei Thal erlischt schon bald hinter dem Eingang jede grüne Vegetation. Aber hier hat der Mensch in das Walten der Naturkräfte eingegriffen. In der Dechenhöhle bei Iserlohn gestattete die elektrische Beleuchtung einem Moose den Einzug. Weit weg vom Eingang der Höhle fand man es hinter den elektrischen Glühlampen. Es ist eine Moosabart, die früher wohl schon an schlecht beleuchteten Örtlichkeiten gefunden worden war. Eine völlig normale Vegetation vermag das elektrische Licht nicht zu unterhalten. So stark es auf unseren Sehnerv wirkt — es fehlen ihm eine Reihe von Strahlen, deren die Pflanze zu rechtem Gedeihen bedarf.

Zu den charakteristischen Zügen, die ein künftiger Geschichtschreiber der deutschen Wissenschaft in der Botanik unserer Tage finden wird, gehört das Streben unserer Forscher übers Meer in ferne Länder. Wohl gab es auch in früheren Zeiten Deutsche, die sich an der Erkundung des Pflanzenbestandes der Tropen oder der Polarländer beteiligten, aber in den meisten Fällen verbirgt sich hinter den rätselhaften Buchstaben, die, wie das Linnésche L, dem lateinischen Pflanzennamen zu Ehren des Entdeckers oder ersten Beschreibers angehängt zu werden pflegen, ein fremdländischer Entdecker. Darin ist eine Änderung eingetreten, seit wir unter die Seefahrer gegangen sind und eigenen Kolonialbesitz nutzbar zu machen haben. Eigentümlich aber für die deutsche Wissenschaft ist es, daß ihre Vertreter in erster Linie nicht hinausziehen, um neue Pflanzen zu sammeln und zu beschreiben, sondern zum Studium allgemeinerer Fragen. Sie wollen die Lebensweise der Pflanzen unter dem Einflusse der fremden Klimate kennen lernen und umgekehrt auch ergründen, wie, um mit dem Botaniker Goethe zu sprechen, die Weise des Lebens auf alle Gestalten mächtig zurückwirkt. So haben wir erfahren, daß das intensive Licht der Tropensonne, das den Europäer nötigt, zur blauen Brille zu greifen, auch die tropische Pflanzenwelt zu Schutzmaßregeln zwingt, die unserem Klima fehlen. Der starke Glanz, der an den Blättern tropischer Bäume, so des Gummibaumes, auffällt, wird ihm nützlich. Das Blatt wirft das Übermaß von Sonnenstrahlen zurück, das den zarten Zellleib beschädigen würde.

Das ganze Landschaftsbild des tropischen Urwaldes steht im Zusammenhang mit jener Lichtmasse. Seine Schatten sind immer noch

hell genug, um auch in seiner Tiefe ein reiches Pflanzenleben zu gestatten. Mannigfaltige oft große Farne bedecken den Boden, von den Ästen hangen meterlange Lykopodien herab, und riesengroße Verwandte unseres Aaronsstabes überraschen den Eindringling durch ihre bizarren Formen. Freilich kommt hinzu, daß die tropische Wärme den Pflanzen bis zu einem gewissen Grade den Lichtgenuß ersetzt, so daß auch in Schatten, die unser Waldesdunkel nicht nur scheinbar übertreffen, dort noch Pflanzenleben gedeiht.

Anders wirkt die Beleuchtung in den Polarländern auf die Pflanzenwelt. An den Gestaden Grönlands und Spitzbergens wirken Kälte und Lufttrockenheit dem förderlichen Einflusse des Lichtes entgegen. Dennoch verleiht der monatelange ununterbrochene Tag den wenigen dort heimischen Blumen eine Farbenpracht, die sich mit der einer Alpenmatte messen kann. Der überraschend freundliche Eindruck einer sommerlichen Polarlandschaft wird noch dadurch erhöht, daß bei Beginn der warmen Jahreszeit gleich die gesamte Vegetation erscheint, nicht erst angekündigt durch einzelne Vorläufer, wie etwa unser Veilchen oder Schneeglöckchen.

Auch die Blumen der Alpenmatten verdanken dem Lichte ihre tiefen Farben, dessen hohe Intensität in der dünnen Alpenluft ebenso wirkt wie die lange, aber schwächere Beleuchtung im Polarland.

Noch eine andere Lichtwirkung läßt sich an der alpinen Vegetation beobachten. Starkes Licht übt auf das Wachstum der Pflanzen stets einen hemmenden Einfluß aus. Die Redensart, die den Frühling über Nacht kommen läßt, hat durchaus ihre Berechtigung, denn das Heranwachsen des jungen Grüns vollzieht sich am raschesten im Schutze der Dunkelheit der ersten warmen Nächte. Es wird daher auch mit Recht dem Lichte ein Teil der Verantwortung für den niederen Wuchs der Alpenpflanzen zugeschoben, weil diesen die Kälte der Nächte das Wachsen im Dunkeln unmöglich macht.

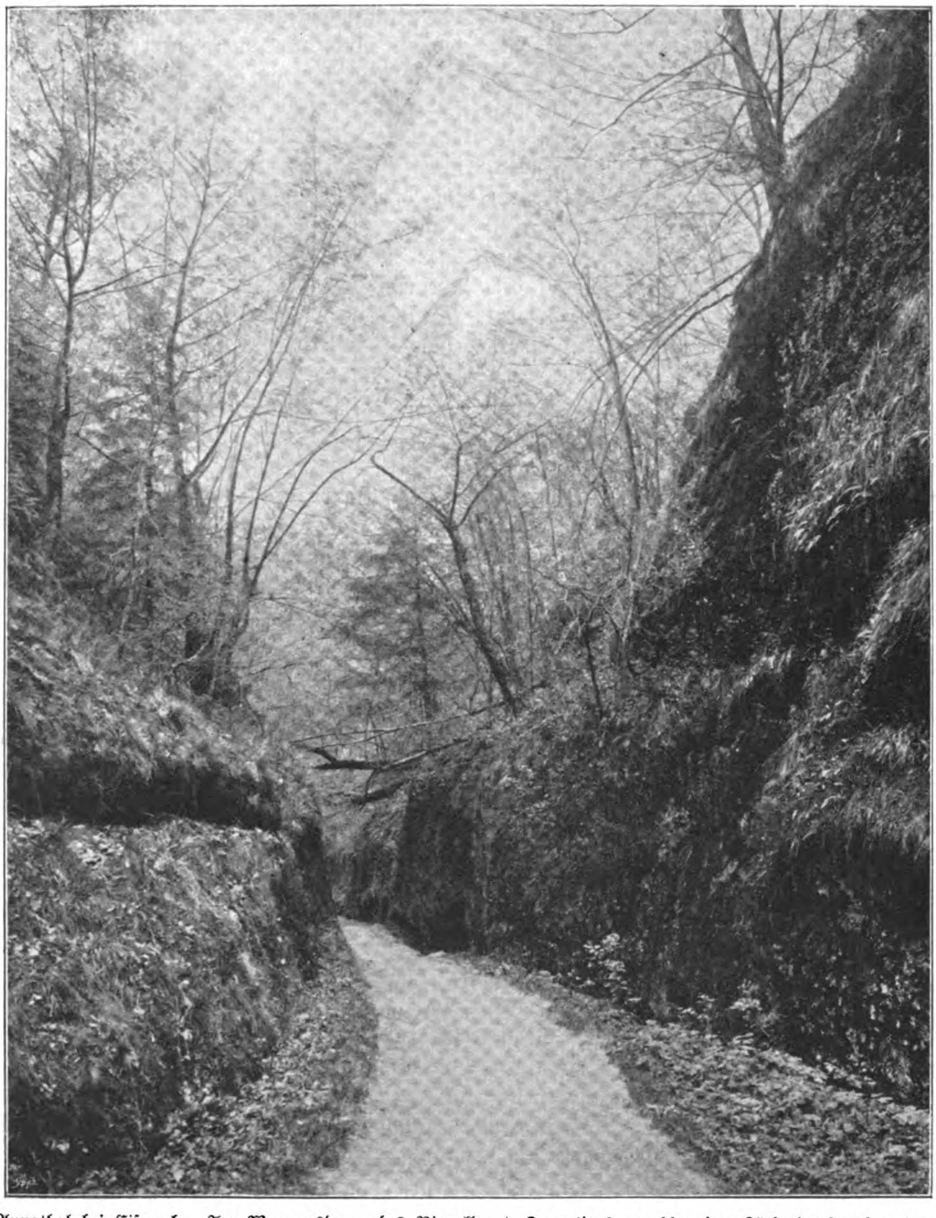
Die Hirtenbuben der Hochalpen können sich nicht damit vergnügen, aus den Blütenschäften des Löwenzahns künstliche Ketten zu fabrizieren, weil diese Pflanze, in den Hochalpen kultiviert, kaum einen Blütenschaft entwickelt. Das gelbe Blütenkörbchen sitzt dann dicht über dem Blätterschopf, der auch selbst sehr viel kleiner und unscheinbarer bleibt als in unserem Klima.

* * *

Johannes Müller sagt einmal: „Im Dunkeln ist man nie besonders geistreich. Wir sind gezwungen, den lichten Tag zu suchen, wenn wir in lebhafter Erregung des Gemütes oder leidenschaftlicher Bewegung der Gedanken über etwas ins klare kommen wollen.“ Auch unser Körper bedarf des Lichtes, und dem Tierkörper ist es im allgemeinen wohl auch unentbehrlich. Jedenfalls würden wir es für eine arge Grausamkeit halten, lichtliebende Tiere in dauernder Finsternis heranwachsen zu lassen, um zu sehen, was dabei wohl aus ihnen würde.

Pflanzen gegenüber ist man weniger empfindlich. Alljährlich wird in den botanischen Laboratorien der Versuch ausgeführt, Pflanzen ohne Licht zu erziehen, und mit Erstaunen erblicken die Studierenden die Veränderungen, die der bloße Lichtmangel an einem Organismus hervorrufen kann.

Ohne Licht sich entwickelnde Pflanzen werden nicht grün. Wie die im schlecht beleuchteten Keller ausgetriebene Hyacinthe, die langen schlaffen Sprossen zur Unzeit ausgewachsener Kartoffeln, die Blätter der verschiedensten, künstlich zu verfrühter Blüte gebrachten Pflanzen sind sie bleichgelb. Der Lichtmangel hat sie nämlich in einen krankhaften Zustand versetzt, der sich auch noch in anderen Symptomen äußert. Alle Stengelgebilde zeigen sich abnorm verlängert, alle Blätter unnatürlich klein. Man sieht es solchen Pflanzen ordentlich an, wie sie, in der Hoffnung möchte man fast sagen, durch rasches Stengelwachstum aus der Dunkelheit doch noch ans Licht zu gelangen, dieser einen Rücksicht ihre ganze Lebenskraft opfern und darüber die Ausbildung aller anderen Organe, die im Dunkel doch nutzlos sein würden, vernachlässigen. Auch der innere Bau solcher am Lichthunger leidender Pflanzen weicht von dem der gesunden weit ab. Ihre Stengel sind nicht nur abnorm lang; sie sind auch weich und schlaff, so daß sie sich kaum aufrecht halten können. Diejenigen ihrer Skeletteile, die der Festigung die-



Annathal bei Eisenach. Am Weg ausdauerndes Bingelkraut, Impatiens, rauhhaariger Kälberkropf und andere Pflanzen des feuchten Schattens. Nach Photographie von Remde.

nen, bleiben im Dunkeln schwach und unentwickelt.

Eine wichtige Folge dieses Umstandes ist dem Landwirt wohlbekannt. Es kommt vor, daß die Getreidehalme ihr eigenes Gewicht nicht zu tragen vermögen und deshalb leicht umfallen. Dieses „Lagern" des Getreides tritt namentlich infolge ungeeigneter Düngung ein. Allzu reiche Gaben von Stickstoff befördern einseitig die Entwickelung der Blätter. Die Pflanzen sehen dann prächtig grün und üppig aus, aber die dichte Beblätterung hemmt den Lichtzutritt zu den unteren Partien der Halme. Das Gerüst von harten, tragfähigen Zellen, das, ganz nach den Regeln der Mechanik entwickelt, den Halm aufrecht erhält, bleibt bei der ungenügenden Beleuchtung in der Ausbildung zurück, und beim geringsten Anlaß neigt sich der Halm zu Boden.

Aber kehren wir zu unseren lichthungrigen Patienten zurück. Das wunderbarste an ihnen ist, daß sie trotz bedeutenden Wachstums, wenn wir ihren Wassergehalt abrechnen, keine Gewichtzunahme erfahren haben. Die Wagschale, in welche wir die ganze lange Dunkelpflanze nach dem Trocknen gebracht haben, steigt in die Höhe, wenn wir als Gegengewicht in die andere Schale ein trockenes Samenkorn werfen, gleich dem, aus welchem die Dunkelpflanze erwachsen ist. Die Pflanze ist, während sie im Dunkeln sich entwickelte, leichter geworden. Trotz der reinsten Luft, trotz des besten Bodens hat sie sich nicht zu ernähren vermocht. Genau wie ein Tier hat sie geatmet und damit die zum Wachsen nötige Lebenskraft sich erhalten; und wie ein Tier, das nur atmet, aber keine Nahrung zu sich nimmt, schwächer und schwächer wird und endlich verhungert, so gehen unsere Dunkelpflanzen schließlich zu Grunde, weil mit dem Lichte ihnen die Nahrung mangelt.

Eine sehr unscheinbare Beobachtung, die der holländische Physiologe Engelmann zuerst gemacht hat, mag uns als Schlüssel dienen zu dieser auffallenden Beziehung zwischen dem Licht und der Ernährung der Pflanzen. Treten wir an den Trog eines Dorfbrunnens, so finden wir seine Wände oder seine Abflußöffnung oft überzogen mit einer grünen Masse, in der sich dünne, manchmal zierlich verzweigte Fäden unterscheiden lassen. Oft auch treiben solche Fadenmassen, bald dunkelgrün, bald mehr hellgrün gefärbt, an der Oberfläche des Dorfteichs. Sie sind dem Auge nicht erfreulich, aber wir überwinden unsere Abneigung und versuchen mit dem Stock oder der Hand etwas davon herauszufischen. Mehrmals gleiten die schleimigen Fäden ins Wasser zurück, endlich aber ist es uns gelungen, und zu Hause bereitet uns das Mikroskop eine angenehme Überraschung. Es zeigt uns, daß die unappetitlichen Fäden aus lauter glashell durchsichtigen Zellen zusammengesetzt sind, deren jede in ihrem sonst farblosen Zellleibe ein leuchtend grünes Spiralband einschließt. Es sind Algen, einheimische Verwandte der Tange, die in so großer Formenmannigfaltigkeit die Meere bevölkern.

Als Engelmann einen solchen Algenfaden in einen mit Bakterien erfüllten Wassertropfen brachte und diesen abwechselnd verdunkelte und beleuchtete, bemerkte er, daß, sobald das Licht auf das grüne Band einer Zelle fiel, eine auffallende Bewegung unter den Bakterien eintrat. In Masse schwammen sie nach der beleuchteten Zelle hin, um sich in deren Umgebung zu einem dichten Haufen anzusammeln. Ohne Beleuchtung oder in ungeeignetem Lichte trat die Erscheinung nicht ein.

Auch dann — und das ist besonders interessant — unterblieb die Bakterienanhäufung, wenn nicht die grünen Fäden, sondern farblose Zellen zu Verwendung kamen. In diesem Falle blieb jede Beleuchtung wirkungslos. Die Bakterien wimmelten nach allen Richtungen durcheinander, ohne durch die eingebrachten Zellen irgendwie beeinflußt zu werden. Kein Zweifel! Nur die beleuchtete grüne Zelle lockt die Bakterien an, jede andere nicht.

Ist den Bakterien etwa eine Vorliebe für die grüne Farbe eigen? Das können wir nicht annehmen, denn es fehlen ihnen die Sehorgane. Sie besitzen aber eine andere Eigenschaft, die wir zur Erklärung von Engelmanns Versuchsresultat heranziehen können. Gewisse Stoffe üben auf Bakterien eine anziehende Wirkung aus. So Zucker und Fleischsaft, die wir deshalb geradezu als Köder zum Fangen von Bakterien verwenden können. Als Falle dient dabei ein mit Fleischbrühe getränktes Brotbröckchen. Taucht man dies in eine bakterienhaltige Flüssigkeit, so sammeln sich ringsherum die Bakterien in ebenso dichten Haufen wie an den grünen Zellen des Engelmannschen Versuchs. Es hat sich ferner gezeigt, daß Sauerstoff die Substanz ist, welche die Bakterien zu diesen Zellen hinlockt. Die grünen Zellen scheiden also im Lichte Sauerstoff aus; und nicht nur den Zellen aus dem Dorfbrunnen kommt diese Fähigkeit zu, sondern alle grünen Zellen des ganzen Pflanzenreichs, der Moose, Farne, eines jeden Baumes, Strauches und Krautes sind im Licht zur Sauerstoffausscheidung im stande.

Engelmann war nicht der erste, der diese Entdeckung machte. Auf anderem Wege fand dasselbe schon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts der kaiserliche Leibarzt Ingenhouß, ein Holländer, der damals eine englisch ge-

schriebene Abhandlung veröffentlichte mit dem Titel: „Versuche über Pflanzen, zur Erläuterung ihres großen Vermögens, die Luft im Sonnenschein zu reinigen, im Schatten und bei Nacht zu verschlechtern.“ Die Reinigung der Luft durch die Pflanzen im Licht besteht eben in der Sauerstofferzeugung vermittels ihrer grünen Blätter. Ist doch der Sauerstoff die Lebensluft, deren Tier und Mensch zur Atmung bedürfen.

Der von den grünen Zellen im Licht erzeugte Sauerstoff entstammt der Kohlensäure, die jene Zellen aus der Luft aufnehmen, und genaue Messungen haben gelehrt, daß eine Pflanze gerade so viel Sauerstoff ausscheidet, wie in einem von ihr aufgenommenen Kohlensäurequantum enthalten war. Außer dem Sauerstoff aber enthält die Kohlensäure noch Kohlenstoff, und dieses Element ist es, worauf es der Pflanze eigentlich ankommt.

Kein noch so kleines Teilchen des Pflanzenkörpers, in dem nicht Kohle enthalten wäre; aber auch kein Kohleteilchen in dem grünen Kleide der ganzen weiten Erde, das nicht der Kohlensäure entstammte. Mag auch jeder Windstoß nur wenige Centigramm dieses merkwürdigen Gases mit sich führen. Der Chemiker, der es verstünde, der Kohlensäure des unermeßlichen Luftmeeres ihren Kohlegehalt zu entziehen, würde die gesamte Menschheit für Jahrhunderte mit Heizmaterial versorgen.

Die Pflanze ist ein solcher Chemiker. Leider aber arbeitet sie für unsere Bedürfnisse zu langsam. Unter den jetzigen Verhältnissen müßten wohl Jahrhunderte hingehen, um unsere Pflanzenwelt ein Kohlenlager aufbauen zu lassen, das abbauwürdig befunden würde. Uns Menschen aber ist es bisher nicht gelungen, die Betriebskraft uns recht dienstbar zu machen, welche die grüne Pflanze zur Kohlenstoffgewinnung zu benutzen weiß: das Licht. Der Wasserfall, der Dampf, die Elektricität ziehen unsere Lasten, sie arbeiten in unseren Werkstätten; was aber wären alle ihre wunderbaren Leistungen gegen die einer Zuckerfabrik mit Lichtbetrieb, wie sie die Pflanze in ihren kohlensäurezerlegenden Zellen besitzt.

Etwas näher wären wir diesem Ideal wohl schon gekommen, wenn wir den grünen Farbstoff zu fabrizieren wüßten, der, wie Engelmanns Versuch uns zeigte, für die Kohlensäurezerlegung im Pflanzenkörper unentbehrlich ist. Man kann ihn mit Alkohol aus der Pflanze ausziehen und erhält dann eine Lösung von höchst auffallenden Eigenschaften. Beim Betrachten erscheint sie bald grün, bald blutrot, und die Chemiker behaupten, daß der grüne Pflanzenfarbstoff mit dem Blut der Tiere in der That verwandt sei.

Engelmann hat es verstanden, aus seinem Versuch noch weitere Folgerungen zu ziehen. Er hat uns auch gezeigt, daß die Farben des Regenbogens, die ja alle in dem weißen Sonnenlicht enthalten sind, einzeln eine ganz verschiedene Wirkung auf die Pflanze ausüben. Auch das war früher schon bekannt, aber Engelmanns Bakterienmethode gestattete, mit ganz besonderer Schärfe die Bedeutung der verschiedenfarbigen Strahlen für die Pflanze festzustellen.

In gröberer Weise versinnlichen uns diese Verhältnisse einige Salatpflanzen, denen wir das Licht durch verschiedenfarbige Gläser zukommen lassen. Ein rotes Glas wirkt, wenn es die richtige Farbennuance besitzt, auf das weiße Sonnenlicht wie ein Sieb, das nur dessen rote Bestandteile durchläßt. In solchem roten Lichte wächst der Salat zu stattlicher Größe heran, ja, er wird viel höher als eine im weißen Licht erzogene Pflanze, aber seine Blätter bleiben schmal und klein: das rote Licht vermag den Ernährungsprozeß im Gange zu halten, nicht aber das Wachstum in die normalen Bahnen zu leiten.

Anders die Pflanzen, die hinter grünen oder blauen Gläsern gezogen worden sind. Sie stellen wahre Zwerge dar gegenüber dem normalen Salatkopf. Die grünen und blauen Strahlen sind für die Ernährungsarbeit zum größten Teil nicht zu brauchen. Eigentlich sagt uns dies schon der Anblick der grünen Pflanze selbst. Grün erscheinen uns Gegenstände, welche das im weißen Sonnenlicht enthaltene Rot verschlucken, seinen grünen Anteil aber zurückwerfen. So wirft die Pflanze das Grün als unbrauchbar zurück und behält das Rot, um es in chemische Arbeit überzuführen, das heißt: zur Kohlensäurezersetzung zu verwenden.

Die Bedeutung der Kohlensäurezersetzung durch die grünen Pflanzen im Licht reicht

weit über deren Gebiet hinaus. Sie ist so ziemlich der einzige Prozeß, durch den der Organismenwelt überhaupt Kohlenstoff zugeführt wird, und damit die Voraussetzung alles Lebens. Es giebt keine Lebensäußerung, bei der nicht Kohlenstoffverbindungen gebildet oder zerstört würden. Geburt und Tod, Freude und Schmerz, Denken und Handeln existierten nicht auf Erden ohne jene Thätigkeit des Lichtes in den Laboratorien der Pflanzenwelt.

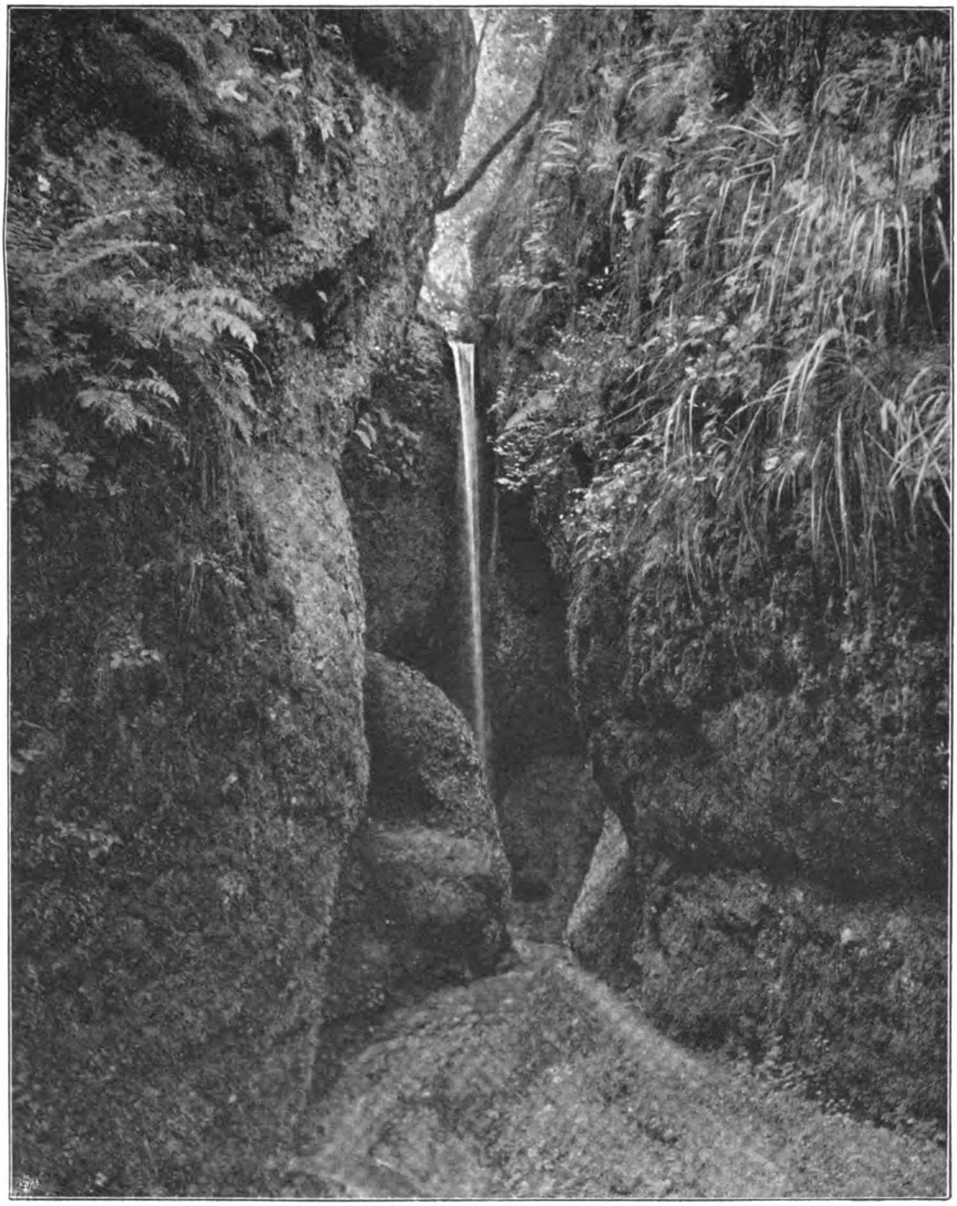
Auf einem besonderen Gebiete ist diese Bedeutung der Pflanzen für die übrigen Organismen ins rechte Licht gerückt worden durch die beiden überseeischen Expeditionen, die im letzten Jahrzehnt mit deutschen Mitteln ausgestattet und unter deutscher Führung ausgezogen sind, um Forschungen über die Tier- und Pflanzenwelt der Meere auszuführen. Noch sehr genau erinnere ich mich der scharfen Angriffe, die gegen den Kieler Zoologen Hensen gerichtet wurden, als er vor etwa zehn Jahren der Plankton-Expedition die anscheinend chimärische Aufgabe stellte, den Ertrag des Atlantischen Oceans an organischer Substanz zu erforschen, wie etwa ein guter Landwirt den Ertrag seiner Ländereien berechnen oder der Bergmann die mögliche Ausbeute seiner Erzlager untersuchen muß. Verwunderlich wie die Aufgabe, erschien auch die anzuwendende Methode. Durch möglichst viele Züge mit dem Schleppnetz sollte die Expedition von Kiel bis zur Südspitze von Grönland, von dort bis gegen die Halbinsel Florida hin, dann wieder nach Osten quer hinüber zu den Kap Verdischen Inseln und nach Süden bis zu der etwa unter dem 8. südlichen Breitengrade fern von jedem Festland gelegenen Insel Ascension das Meer durchfischen, dann wieder gerade nach Westen reisen bis zur Mündung des Amazonenstromes und von dort endlich in nordnordöstlicher Richtung mehr als fünfzig Breitegrade und sechzig Längegrade durchquerend nach Hause zurückkehren. Der reichste Erfolg belohnte die mühevolle Arbeit der Reisenden. Die Ausbeute wurde nach Tieren und Pflanzen gesondert und unter mehr als zwanzig Forscher verteilt, die einige Jahre ihres Lebens mit der Bearbeitung zu thun hatten. Die Zählung der Tausende von gefangenen Individuen ergab schließlich die Bilanz des oceanischen Lebens, in der sich die aufgefundenen Pflanzen als Produzenten, die Tiere als Konsumenten der organischen Kohlenstoffverbindungen darstellen. Es ergab sich, daß mikroskopisch kleine Pflänzchen die größte Menge jener Produzenten bilden. Durch Öltröpfchen, Gasbläschen oder ganz absonderliche Körpergestalt zum Schweben im Wasser befähigt, treiben sie in Massen in den Schichten des Meeres umher, die noch vom Sonnenlichte durchstrahlt werden, und arbeiten für die große und kleine Tierwelt, der die Stoffe, welche sie aus der Kohlensäure erzeugen, willkommene Beute sind.

Diese Pflänzchen bilden die Urnahrung der Meeresorganismen. Und selbst wenn es ihnen gelang, bei Lebzeiten ihren Feinden zu entgehen, so fallen sie im Tode der Tierwelt dennoch anheim. Ihre Leiber sinken dann hinab, Tausende von Metern, in die ungeheure Tiefe, die Heimat der wunderbaren Fische, welche die zweite der deutschen Expeditionen, die in die Südsee ausgesandte Tiefseeexpedition unter dem Zoologen Chun, uns kennen gelehrt hat.*

Die Forschungen der Hensenschen Plankton-Expedition haben im Binnenlande Nachfolge gefunden. In der Schweiz ist der Ertrag eines Teiles des Züricher Sees untersucht worden. Die Beobachtungen und Berechnungen ergaben auf einem Hektar Seefläche eine Substanzproduktion, die der einer üppigen dichtberasten blumigen Alpenwiese derselben Größe etwa gleich kommt. Der Geldwert des darin enthaltenen Stickstoffs berechnete sich auf wenig unter zweitausend Franken. Und dieser ganze Ertrag beruht zuletzt auch hier auf der Thätigkeit zum großen Teil mikroskopischer Pflanzen im Licht.

Ein Rätsel muß ich noch berühren, das ein ganzes großes Gebiet der Pflanzenwelt uns aufgiebt. Im Frühling des vergangenen Jahres besuchte ich mit den Studierenden der Eisenacher Forstlehranstalt das Bergwerk Stahlberg bei Seligenthal. Mit Grubenlichtern bewaffnet, folgten wir dem alten Obersteiger in die dunkeln Gänge, durch die

* Vgl. Wilhelm Bölsches Aufsatz „Die Wunderwelt der Radiolarien.“ Ein Blick in die Tiefsee. Monatshefte Februar und März 1900.



Waldschlucht. Die dunkelsten Teile der Felsen mit Moosen bewachsen. Mehr im Lichte Gräser und Farne. Annathal bei Eisenach. Nach Photographie von Remde.

er schon manchen Naturforscher geleitet hatte. Beim trüben Schein der Lämpchen fiel es uns auf, daß hier und da aus den schwarzen Felsklüften weiße Wolken hervorquollen. Es waren dies mächtig entwickelte Pilze, die hier in völliger Finsternis üppig gediehen. Auch Champignonkulturen gedeihen im Dunkeln, und gar manche Höhle könnte durch sie nutzbringend gemacht werden. Ferner sind die Bakterien Dunkelpflanzen, für welche das direkte Sonnenlicht sogar tödlich werden kann.

Es giebt also Organismen, die des Lichtes zu ihrer Ernährung wenigstens nicht zu bedürfen *scheinen*. Auf welche Weise, so muß man fragen, erwerben nun diese ihren Kohlenstoff?

Auch für sie arbeitet das Licht. Nur kommt diese Arbeit ihnen erst auf Umwegen zu gute. Untersuchen wir unsere Bergwerks-

pilze näher, so zeigt es sich, daß sie stets im Zusammenhang mit der Holzverkleidung der Stollen und Schächte stehen. Aus dem Holze ziehen sie ihre Nahrung. Das Holz aber ist im Walde gewachsen. Es ist eine im Licht und unter der Mitwirkung des Lichtes erzeugte Substanz. Jeder Bacillus, der eine Epidemie hervorruft, lebt von den Säften des menschlichen Körpers. Diese werden aus der Nahrung bereitet. Die wieder stammt entweder direkt von grünen, also lichtbedürftigen Pflanzen ab oder von Tieren, die sich in letzter Linie immer von solchen Pflanzen nähren: in jedem Falle wiederum von im Lichte erzeugter Substanz. Pilze und Bakterien leben demnach fast wie pflanzenfressende Tiere, und besonders konsequente Gelehrte haben sie deshalb thatsächlich aus dem Pflanzenreich verweisen wollen, um sie dem Tierreich zuzugesellen.

* * *

Gegenüber der großen Bedeutung, welche das Grün, dem sich bei den niederen Pflanzen noch einige andere Farbstoffe anschließen, durch seine Beziehungen zum Sonnenlicht für die gesamte Organismenwelt besitzt, tritt die der meisten anderen Pflanzenfarben weit zurück. Indessen sind auch sie vielfach vom Lichte abhängig und für ihren Träger wenigstens von nicht geringem Wert. So das Rot vieler Zweige, der Äpfel und der großen Knospen des Gartenrhabarbers, welche im Frühling wie rote Ostereier auf den Beeten auftauchen. Die Röte gerade an der von der Sonne bestrahlten Seite macht den Apfel weithin sichtbar. Sie zeigt den Freunden der Frucht, daß die Zeit der Reife vorhanden und die Tafel gedeckt ist.

Mutter Natur hat dabei freilich wohl nicht in erster Linie an den Menschen gedacht. Ihre Tafel ist für alle Wesen bereitet, die sie zur Erreichung der ihrem Getriebe innewohnenden Zwecke brauchen kann. In unserem Falle sind dies die Tiere. Sich selbst überlassen fällt bekanntlich der Apfel nicht weit vom Stamm. Da müssen denn die Tiere, welche gelegentlich ihres Schmauses am Apfelbaum die Kerne verschleppen, dafür sorgen, daß seine Nachkommen fern von der beengenden, ihnen das Licht raubenden Krone des Mutterstammes frei aufschießen können.

Eine ganz andere Bedeutung hat die herbstliche Rotfärbung des Laubes, die ebenfalls vom Lichte mitbedingt ist. Am wilden Wein, der sich um unser Fenster rankt oder die Thür unserer Gartenhütte umzieht, beobachten wir leicht, wie die Rotfärbung in erster Linie an den Stellen der Blätter auftritt, welche den Sonnenstrahlen ausgesetzt sind. Überall, wo ein Blatt ein anderes teilweise deckt, wird dies gelb oder behält sein Grün noch lange Zeit, oft bis es sich vom Zweige löst. Auch das ist bezeichnend, daß besonders die unmittelbar von der Sonne getroffenen Zellen, die Zellen der Blattoberhaut, sich rot färben. Manchmal kann man deshalb die rote Farbe mit einem Messer abschaben.

Der wilde Wein ist ein Fremdling auf deutschem Boden. Seine Heimat ist Nordamerika, wo er von Kanada bis zum Felsengebirge und Florida hin nach Art unserer Waldrebe als üppige Guirlande zwischen Bäumen und Sträuchern sich hinzieht. Auch andere herbstlich rote Gewächse unseres Klimas, namentlich der Essigbaum und die Roteiche, stammen aus Nordamerika, und Reisende wissen nicht genug von der Farbenpracht des dortigen Herbstes zu erzählen. Auch in den Alpen tritt vielfach die Rotfärbung der Vegetation stärker hervor als bei uns. Große rote Stellen zwischen dem dunklen Grün der locker stehenden Tiroler Arven verraten dem Wanderer, der seinen Blick zu den Höhen schweifen läßt, schon von weither die rotgewordenen Blätter kriechender Sträucher, welche dort den Boden decken. Man hat in Tirol in einer Höhe von mehr als zweitausend Metern verschiedene Pflanzen der Thäler und Ebenen ausgesät und dabei beobachtet, daß nur diejenigen dort gediehen, deren Stengel und Blätter unter dem Einfluß des Lichtes der hellen kalten Tage eine rote Färbung annahmen. Teilweise beruht dies gewiß darauf, daß die rotgefärbte Oberhaut als Lichtschirm dient, der die grünen Zellen vor dem allzu grellen Licht des Hochgebirges schützt; dann aber erwärmen sich rote Pflanzenteile stärker in der Sonne als grüne, und so dürfen wir in manchen Rotfärbungen Erwärmungseinrichtungen erblicken,

welche der Pflanze gestatten, die mit der Ernährung und Stoffwanderung zusammenhängende Lebensthätigkeit auch dann noch eine Weile fortzusetzen, wenn die Temperatur sich schon dem Gefrierpunkt zu nähern beginnt.

Andere Fälle von Rotfärbung im Lichte sind uns noch ganz rätselhaft. So wissen wir z. B. nichts über den Sinn der winterlichen Verfärbung, die ein Teil unserer immergrünen Pflanzen im Lichte erleidet. Eine mit Epheu bekleidete Mauer erscheint im Winter, soweit die Sonne die Blätter trifft, tief dunkelrot; die Wipfel unserer Kiefern erhalten durch die Wintersonne einen gelblich-braunen Farbenton. Im Frühling weichen diese Färbungen wieder dem sommerlichen Grün; ja schon die Zimmerwärme giebt den verfärbten Blättern und Nadeln die ihnen vom Volksmund zugesprochene „immergrüne" Farbe zurück. Möglich, daß bei dem Epheu wenigstens die mit der Rotfärbung verbundene größere Erwärmbarkeit einer inneren Arbeit zu gute kommt. Blütenfarben, so das Rot der Tulpen und das Gelb der Kürbisblüten, sind vom Lichte oft unabhängig. Doch ist deshalb nicht etwa das Licht für die Blüte überhaupt bedeutungslos.

Ja, gerade hier hat man besonders deutlich nachweisen können, daß das Licht für die Pflanze nicht nur eine ernährende und färbende, sondern auch gestaltende Kraft besitzt. Lippenblüten nehmen, bei ungenügender Beleuchtung erzogen, so absonderliche Formen an, daß sie einen dankbaren Gegenstand sportsmäßiger Züchtung abgeben könnten, wenn sie nicht zugleich ihre Größe und Schönheit einbüßten. Daß der Bau der Blätter, der zum Auffangen und Ausnutzen des Lichtes recht eigentlich bestimmten Glieder des Pflanzenkörpers, jeden Unterschied in der Lichtintensität verschiedener Standorte getreulich widerspiegelt, darf uns nicht weiter wundern. Wie die Hand des Schmiedes in harter Arbeit sich auswächst und ganz anders erstarkt als die Hand, die nur die leichte Feder über das Papier hinhuschen läßt, so werden auch Baumblätter, die in der vollen Sonne wirken und schaffen, größer und stärker als ihre beschatteten Geschwister im Inneren der Baumkrone. Ein solches Buchen- oder Haselblatt, das nur ab und zu durch einen verirrten Sonnenstrahl in stand gesetzt wird, zu arbeiten, erreicht kaum die halbe Größe und Dicke der Blätter der Kronenoberfläche.

Campanula rotundifolia, die rundblätterige Glockenblume Linnés, deren blaue Blüten zu den letzten gehören, die der Unbill des beginnenden Spätherbstes trotzen — wohl mancher angehende Pflanzenkenner hat sie mit Kopfschütteln betrachtet und sich gefragt, warum wohl der große Botaniker der Pflanze gerade diesen Namen gegeben habe. Der größte Teil ihres dünnen Stengels trägt lange, schmale lanzettliche Blätter, und nur am Keimling und ganz unten am Grunde der herangewachsenen Exemplare, da wo sie vom Grase beschattet sind, finden wir langgestielte, rundliche Blattgebilde, die den Linnéschen Namen rechtfertigen. Die schmalen Blätter sind nach Göbels Untersuchungen Sonnenblätter. Sie treten nur bei gehöriger Beleuchtung an der Pflanze auf. In mäßigem Licht gehalten, bleibt das ganze Gewächs wirklich rundblätterig, und selbst wenn schon schmale Blätter entstanden waren, kehrt es bei Lichtabschwächung wieder zur Rundblattbildung zurück.

* *
*

In der alten Charakteristik der drei Naturreiche: „die Steine wachsen, die Pflanzen wachsen und leben und die Tiere wachsen, leben und empfinden", ist mit gutem Bedacht die Bewegungsfähigkeit nicht als Unterscheidungsmerkmal der Tiere angegeben. Wir kennen Fälle genug, in denen die Pflanzen zweckmäßige Bewegungen ausführen, und von Tag zu Tag fast mehren sich die Stimmen, die jene Bewegungen mit denen der Tiere aufs engste vereinigt wissen wollen.

Uns interessiert es, daß auch auf diesem Gebiete des pflanzlichen Lebens das Licht eine maßgebende Rolle spielt. So ist die merkwürdige Erscheinung des Pflanzenschlafs, soweit sie an den Laubblättern auftritt, durch die wechselnde Beleuchtung bedingt.

Schon vor Sonnenuntergang nehmen die Blättchen der Bohnen, des Klees, der Akazie die Schlafstellung ein, indem sie sich nach

unten hin zusammenklappen. Als ob sie müde wären, sind sie aus der Lage, welche sie den Tag über einnahmen, herabgesunken. Und doch bedeutet dieser Schlaf keine Ruhe. Unablässig arbeitet es weiter in dem Pflanzenkörper. Rastlos steigt der Wasserstrom von den feinsten Wurzelfasern her bis zu den Blättern hinauf, denen er unentbehrliche Nahrung aus dem Boden zuführen muß. Gerade diese Arbeit wird durch die Schlafstellung der Blätter unterstützt, indem sie den nächtlichen Tau verhindert, die Blätter allzusehr zu bedecken und damit jenen Wasserstrom zu stören.

Auch bei der Fixierung der Lage der Blätter am Tage hat das Licht mitgewirkt. Wenn man sieht, wie wunderbar geschickt sie das Licht ausnutzen, wie sie vermeiden, sich gegenseitig zu beschatten, wie sie ihre Oberfläche gerade dahin wenden, wo ihnen die beste Beleuchtung zu teil wird und wie manche selbst durch geringe Beleuchtungsunterschiede zu zweckmäßigen Lageänderungen veranlaßt werden, so ist man immer wieder versucht, den Blättern eine Intelligenz zuzuschreiben.

Das nüchterne Experiment kann lehren, daß der Lichtstrahl es ist, der wie an unsichtbaren Fäden die Blätter dreht und wendet, bis sie die rechte Lage erreicht haben. Aber ist es nicht im wesentlichen dasselbe, wenn das Licht die Tagtiere anzieht und die Nachttiere in ihre Schlupfwinkel scheucht? Die Ähnlichkeit zwischen Tier und Pflanze geht in der That hierin sehr weit. Wenn die Zimmerpflanze ihre Blattflächen dem Lichte zudreht, so sind es andere Teile ihrer Blätter, die den Lichteindruck aufnehmen, und andere, welche die drehenden Bewegungen ausführen, ganz wie bei der Motte, die mit dem Auge das Licht wahrnimmt und durch die Flugmuskeln in die Flamme geführt wird. Wenn jemand die lichtempfindlichen Teile der Blätter Sinnesorgane nennen wollte, so ließe sich dagegen kaum ein Einwand erheben.

Das Licht, welches den Pflanzenblättern erwünscht ist, sind nicht die direkten Sonnenstrahlen, es ist das mildere, vom gesamten Himmelsgewölbe zu uns her reflektierte Licht. Diesem Lichte bieten die Blätter einer Baumkrone oder eines Strauches die Fläche dar, und so kommt es, daß ganz frei von allen Seiten bestrahlte Parkpflanzen ein die Gestalt des Himmelsgewölbes nachahmendes, fast halbkugelig ringsum geschlossenes Laubkleid besitzen können.

Von manchen Pflanzen wird direktes Sonnenlicht geradezu gemieden. So stellen sich die einzelnen Teilblättchen des vielteiligen Akazienblattes bei Sonnenschein so, daß die direkten Sonnenstrahlen sie auf die Kante treffen, an ihren Flächen also vorbei scheinen. Kugelakazien bieten daher bei trübem Himmel einen ganz anderen Anblick als im Sonnenschein. Im ersteren Falle flach ausgebreitet, richten sich ihre zierlichen Fiederblättchen von der Sonne bestrahlt ebenso steil aufwärts, wie sie bei Mangel jeder Beleuchtung, in der Nacht, nach unten geklappt erscheinen.

Und nun erst die Kompaßpflanzen! Man denke sich eine Lattichpflanze ins Herbarium gelegt, gut gepreßt und getrocknet und dann wieder herausgenommen und so aufgestellt, daß ihre durch das Pressen in eine Ebene gelegten Blätter nach Norden und nach Süden zeigen. Genau so sieht eine lebende Kompaßpflanze aus, und wiederum ist es das Licht, welches ihre Blätter in ihre sonderbare Lage gedreht hat. Morgen- und Abendsonne scheinen auf ihre flachen Seiten; die sengenden Strahlen der Mittagssonne aber rechts und links an ihr vorbei.

Geradezu berühmt als Lichtflüchter ist der Epheu. Wie fest umschließen seine Zweige den Stamm der prachtvollen Tannen der Vogesenwälder. Und doch ist sein Anschmiegen in Wahrheit ein Zurückweichen vor den von dem Himmelsgewölbe kommenden Lichtstrahlen.

Das höchste an scheinbarem Pflanzenverstand leistet aber doch das kleine kriechende Löwenmaul, eine Zierde so mancher Mauer. Seine violetten Blüten streben dem Lichte zu. Von der Mauer sich abwendend, wachsen die langen Blütenstiele weit aus dem Laube der Pflanze hervor in der Erwartung des zur Samenbildung notwendigen Insektenbesuches. Ist die Blütezeit vorbei und beginnt die Zeit der Fruchtreife, so steigt die Lichtempfindlichkeit der Blütenstiele über alles Maß hinaus. Sie suchen jetzt die Dunkelheit, indem sie sich, mit entgegenge-

setzter Wachstumsrichtung wie vorher, vom hellen Himmel ab- und der Mauer zuwenden. Ja selbst bis in die Mauerritzen hinein verkriechen sich die jungen Früchte vor dem Licht. Und wiederum ist dies wertvoll für die Pflanze. Eben jene Mauerritzen, in denen sie die Früchte verbirgt, bilden das beste Keimbett für die Samen, die in ihrem Schatten heranreifen.

Zum Schlusse noch ein Bild aus der Welt des mikroskopisch Kleinen. Auf den grauen Steinen im Bette der oft versiegenden Bäche der thüringischen Muschelkalkregion findet sich hier und da ein roter Überzug, der wohl manchen an Blutstropfen erinnert und an der Entstehung der Sage vom Blutregen nicht unbeteiligt sein mag. Die roten Überzüge gehören dem Pflanzenreiche an. Sie bestehen aus Tausenden kugeliger Zellchen, deren jedes eine kleine Alge darstellt. In Wasser gebracht, verlieren sie bald ihre rote Farbe und vertauschen sie gegen das Grün der höheren Pflanzen. Nur ein rotes Pünktchen bleibt in jeder Zelle erhalten, ein Öltröpfchen, das sich scharf von seiner grünen Umgebung abhebt. Das wunderbarste aber ist, daß bald nach dem Beginn des Ergrünens der Inhalt einer jeden unserer Zellen sich in eine Anzahl von Schwärmern verwandelt, die aus der Zelle sich ins freie Wasser hinausdrängen. Scheinbar regellos wimmeln sie umher, sich begegnend, sich gegenseitig stoßend und gelegentlich selbst miteinander verschmelzend. Läßt man nun aber das Licht nur von einer Seite her zu dem algenerfüllten Wasser zutreten, so kommt Ordnung in die grüne Gesellschaft. Wie auf Kommando wenden sämtliche Schwärmer ihr Vorderende nach dem Lichte hin und steuern ihm entgegen, soweit der ihnen zur Verfügung stehende Raum es erlaubt. Wird das Licht zu stark oder kommt es dann von der anderen Seite, so dreht alles, wiederum wie auf Kommando, um und schlägt die entgegengesetzte Richtung ein. So kann man nach Belieben die kleinen Pflänzchen hin und her wandern lassen, bis ihre Schwärmzeit um ist und sie zum seßhaften Leben zurückkehren, wie es der typischen Pflanze geziemt. Fortan sind sie, gleich dem Menschen nach vollendeten Wanderjahren, darauf angewiesen, sich der Scholle anzupassen, die ihnen die Ansiedelung gestattete.

Friedrich Mistral.

Von

Arnold Krause.

(Nachdruck ist untersagt.)

Am 8. September dieses Jahres vollendet Friedrich Mistral sein siebzigstes Lebensjahr. Bei der erfreulichen Rüstigkeit des Dichters wird dieser Tag einen Abschnitt, nicht einen Abschluß seines reichgesegneten Wirkens bezeichnen, aber doch einen so bedeutsamen Abschnitt, daß wir uns dadurch angeregt fühlen, auf den Lebensgang und die schöpferische Thätigkeit des berühmtesten Sohnes der heutigen Provence zurückzublicken.

Was gewöhnlich die Stärke und nicht selten auch die Schwäche großer Männer ausmacht, gleichgültig, ob sie als Staatsmänner, Denker oder Künstler ihre Bedeutung gewonnen haben — daß sie nämlich Kinder ihrer Zeit sind —, das trifft auf Mistral nicht zu; ebensowenig, was große Männer noch größer macht, daß sie sich in gewissem Sinne — denn schlechthin wäre dies undenkbar — über ihre Zeit hinausgerungen haben. Vielmehr gilt von Mistral, daß er, ohne sich den herrschenden Zeitströmungen hinzugeben und ohne gegen sie anzukämpfen, seine Persönlichkeit in einer gewissen vornehmen Abgeschlossenheit aus sich selbst heraus gestaltet hat, beeinflußt nur von dem, was ihm am nächsten lag, der Natur, den Sitten, der Sprache seiner Heimat. Er ist also wesentlich ein Kind seines Landes.

Der Sonnenschein, der fast das ganze Jahr hindurch auf der Provence ausgebreitet liegt, spiegelt sich auch in Mistral wieder, in seiner heiteren Gemütsart, seiner Lebensklarheit und Lebensfreudigkeit. Der ungestüme, jeden Widerstand brechende Nordwind, des Dichters Namensvetter, der gerade an den hellsten Tagen das untere Rhonethal durchtobt, hat sein Gegenstück in der Beweglichkeit des Geistes, in der Leidenschaftlichkeit der Auffassung, die Friedrich Mistral eigen sind.

Durch diese Beschränkung, die hier unter den glücklichsten Umständen einen echten Meister gezeitigt hat, gewinnt seine Gestalt etwas von der vollkommenen Harmonie, die wir den hervorragenden Geistern des griechischen Altertums nachrühmen. Gaston Paris* sagt von ihm: „il est peut-être le plus grec des modernes“; und wenn er sich selbst den „demütigen Schüler des großen Homer“ nennt, so vergleicht ihn — treffender, als es zunächst erscheinen will — einer seiner eifrigsten Bewunderer** mit Sophokles.

Ein echter Sohn der Provence also, aber nur im guten Sinne des Worts; denn er ist frei von dem, was sonst den Kindern der Provence nachgesagt wird und was ihnen ihr eigener Landsmann Daudet ebenso schalkhaft wie grausam in den Gestalten eines Tartarin und Numa Roumestan vorgehalten hat, frei von Leichtfertigkeit, Prahlsucht, Flattersinn. Die entgegengesetzten Eigenschaften, Bedächtigkeit, Wahrheitsliebe, Ernst, dazu eiserner Fleiß und unerschütterliches Gottvertrauen, sind dem Dichter als reichstes Erbe von seinen Eltern zugefallen.

Das Leben im elterlichen Hause und seine eigene Jugend hat Mistral in der Vorrede

* Penseurs et Poètes, S. 152.

** Nic. Welter, Frederi Mistral. Marburg, N. G. Elwertsche Verlagshandlung, 1899.

zu seiner ersten Ausgabe der Iselo d'Or (1875) mit rührender Pietät geschildert.

„Ich bin geboren," so erzählt er, „in Maiano (franz. Maillane) am schönen Fest Mariä Geburt (8. Sept.) 1830. Maiano ist ein Dorf im Gebiet von Arles; es zählt etwa 1500 Seelen und liegt inmitten einer weiten, im Süden von den blauen Alpinen begrenzten Ebene. Meine Eltern wohnten auf einem Landgut (mas), das sie selbst bewirtschafteten. Mein Vater hatte seine erste Frau verloren und war fünfundfünfzig Jahre alt, als er sich zum zweitenmal verheiratete. Dieser Ehe bin ich entstammt. Mein Vater war, was man einen Mann aus der guten alten Zeit nennt." Die Mutter war die Tochter des Dorfschulzen, die Meister Franz Mistral beim Ährenlesen, wie Boas seine Ruth, kennen gelernt hatte. „Meine erste Kindheit verlebte ich also auf dem Landgut, in Gesellschaft der Knechte, der Schnitter und der Hirten. Mit Wonne erinnere ich mich immer noch dieser Zeit, wie der verstoßene Adam sich des irdischen Paradieses erinnert haben muß. ... Ein ganzes Volk von Knechten, die auf den Monat oder auf den Tag gemietet waren, gingen auf unserem Gut hin und her, mit der Hacke, der Harke oder der Heugabel über der Schulter. Bei der Arbeit zeigten sie immer eine vornehme Haltung, wie auf den Gemälden Leopold Roberts. Mein ehrwürdiger Vater überragte sie alle an Wuchs, Verstand und edler Haltung. Es war ein schöner und hochgewachsener alter Mann, würdevoll in seiner Sprache, fest im Befehlen, freundlich gegen die Armen, hart nur gegen sich selbst." Vaterlandsliebe und Nächstenliebe waren seine hervorstechenden Eigenschaften. „Er starb, vierundachtzig Jahr alt, wie ein Patriarch. Als er die letzten Sakramente empfangen hatte, umstanden alle Hausgenossen weinend sein Bett. ‚Kinder,' sagte er, ‚laßt gut sein, ich gehe dahin und preise Gott für alles, was ich ihm verdanke, mein langes Leben und meine reichgesegnete Arbeit.' Dann rief er mich heran und fragte: ‚Fritz, was ist für Wetter?' — ‚Es regnet, Vater,' antwortete ich. — ‚Schön,' sagte er, ‚wenn es regnet, so ist's gutes Wetter für die Aussaat.' Damit verschied er. — Im Alter von neun bis zehn Jahren wurde ich in die Schule geschickt. Aber ich ging so oft hinter die Schule, daß es meine Eltern für geraten hielten, mich aus dem Hause zu geben, um meine Wildheit zu dämpfen. Man sperrte mich also in ein kleines Pensionat in Avignon ein, von wo aus wir zweimal täglich ins Gymnasium geführt wurden. Mein Gott! wie traurig für mich, mich enger eingepferchtzu sehen als die Lämmer in meines Vaters Schafstall. Ich, der kleine Wilde, aufgewachsen unter freiem Himmel, in Gottes weiter Natur, da war ich nun in einer Umgebung, die eine ganz andere Sprache sprach als die, welche ich zu Hause hörte; und wenn ich mich auflehnte und sprechen wollte, wie ich es verstand, so verhöhnten mich meine Lehrer. Ach, wie ich bei den schriftlichen Arbeiten, in den langweiligen Lehrstunden, die ich über mich ergehen lassen mußte, wie ich da die prächtigen provenzalischen Lieder vermißte, die mir meine Mutter beim Spinnen beständig vorsang und bei denen sich meine jungen Jahre in träumerischer und rührender Poesie wiegten. Alle Arten Lieder wußte meine gute Mutter, von ihr habe ich auch den Namen Mirèio erfahren. — Allmählich jedoch, im Lauf der Jahre, hatte ich am Studium Geschmack gefunden, die erhabene Schönheit der alten Schriftsteller drang mir ins Herz, und bei Virgil und Homer fand ich in leibhafter Gestalt die Arbeiten, Vorstellungen, Bräuche und Sitten der Landschaft von Maiano wieder. Damals versuchte ich mich insgeheim darin, Virgils erste Ekloge ins Provenzalische zu übertragen. Aber hier tritt ein Ereignis von größerer Wichtigkeit ein, nicht bloß für mich, sondern auch für unsere ‚Renaissance'. Es war im Jahre 1845. In unser Pensionat trat ein junger Mann aus Saint-Remy, Roumanille, als Lehrer ein. Da wir von Hause her Nachbarn waren — Maiano und Saint-Remy gehören zu demselben Kreis — und unsere Familien sich von alters her kannten, so waren wir bald Kameraden. Roumanille, schon von der provenzalischen Biene gestochen, sammelte in dieser Zeit seine Gedichte ‚Margarideto' (Maßliebchen). Kaum hatte er mir in ihrem Frühlingsglanze diese lieblichen Wiesenblumen gezeigt, als sich ein süßes Erbeben meines ganzen Wesens bemächtigte und ich aus-

rief: ‚Das ist die Morgenröte, auf die meine Seele harrte, um sich dem Licht zu erschließen.‘ — Wir umarmten uns also und schlossen enge Freundschaft unter einem so glücklichen Stern, daß wir seit dreißig Jahren gemeinsam für dasselbe Werk eintreten, ohne daß unsere Zuneigung oder unser Eifer jemals schwächer geworden wäre.“

In Roumanilles Sammlung Prouvençalo veröffentlichte Mistral auch seine ersten provenzalischen Gedichte, während er in Aix die Rechte studierte. Nach Abschluß seiner Studien kehrte er 1851 als Licentiat der Rechte ins Vaterhaus zurück. Als aber sein hochverständiger Vater ihm gestattet, in der Wahl seines Berufs der eigenen Neigung zu folgen, da steht seine Lebensaufgabe unverrückbar bei ihm fest: die Aufrichtung der alten Herrlichkeit der provenzalischen Sprache und Litteratur.

Und seit nahezu fünfzig Jahren widmet er sich unablässig schaffend dieser Aufgabe in seinem geliebten Maiano, wo er sich, seit 1876 glücklich vermählt, nach eigenem Geschmack ein neues Heim errichtet hat. Wohl hat ihn das Schicksal seiner Dichtungen bisweilen nach Paris geführt, wohl hat er, um die große Sache der provenzalischen Wiedergeburt zu fördern oder zu feiern, zahlreiche Ausflüge durch Frankreich, Spanien und Italien unternommen, immer aber hat es ihn unwiderstehlich dahin zurückgezogen, wo die Wurzeln seiner Kraft liegen, wo er mit rastlosem Fleiß jedes seiner Werke vollendet hat.

Der Geburtstag der ganzen Bewegung ist der 21. Mai 1854, wo im Schlosse Font-Segugne bei Vaucluse sieben gleichgesinnte Genossen, darunter Roumanille und Mistral, den Bund der Feliber, das Felibrige, gründeten. Den Namen wählten sie ganz willkürlich auf den Vorschlag Mistrals, der ihn aus einem alten Marienliede kannte, wo es heißt, daß der junge Jesus mit sieben felibre de la lei (docteurs de la loi) disputierte. Diesen Namen felibre, dessen Ableitung allen Deutungsversuchen zum Trotz noch unerklärt ist, führen seitdem die Förderer der neuprovenzalischen Sprache und Litteratur.

Die Bestrebungen des Felibrige fanden fast in ganz Südfrankreich, bald auch in anderen Ländern lateinischer Zunge freudigen Widerhall und über Erwarten schnelle und ausgedehnte Verbreitung. Der seit 1855 regelmäßig herausgegebene Volkskalender Armana prouvençau zählte bald mehr als zehntausend Abnehmer; daneben erscheinen viele andere Zeitungen und Zeitschriften, die den Zwecken des Bundes dienen. Ausführliche Satzungen erhielt das Felibrige 1876 auf Mistrals Vorschlag. Danach wird der Bund von einem fünfzig Mitglieder zählenden Konsistorium geleitet, an dessen Spitze als Haupt des Bundes der Capoulié steht. Diese höchste Würde haben nacheinander Mistral, Roumanille und Felix Gras bekleidet. Neben den jährlichen „Blumenspielen“ findet alle sieben Jahre eine Hauptversammlung der Feliber statt, wo die Sieger der Blumenspiele gekrönt werden und wo nach südfranzösischem Brauch laute Fröhlichkeit herrscht, wo Festgelage, Trinksprüche, Gesänge und Tänze miteinander abwechseln.

Der anerkannte Mittelpunkt des Bundes ist auch heut noch Mistral, dem es durch die Wucht seines persönlichen Einflusses gelungen ist, die mächtig anschwellende Bewegung in Schranken zu halten. Mag er auch selbst bisweilen Anwandlungen gehabt haben, die ihm eine politische Unabhängigkeit Südfrankreichs als letztes Ziel vor Augen stellten, gerade die Übertreibungen mancher seiner Freunde, die auf eine gewaltsame Losreißung von dem herrschenden Norden hinarbeiteten, haben ihn von solchen utopischen Plänen abgebracht und sein Streben immer von neuem auf das wirklich Erreichbare und Wünschenswerte hingelenkt, die sprachliche Wiedergeburt der Provence.

Die meisten seiner alten Mitstreiter sind dahingegangen, so besonders die neben ihm bedeutendsten Dichter Roumanille und Aubanel, doch auch der junge Nachwuchs zeigt rüstiges Streben und glückliche Begabung, so daß der Meister mit freudiger Erwartung der Zukunft seiner Schöpfung entgegensehen kann.

Was aber ist nun Mistrals litterarische That? Vor seinem Auftreten galt das Provenzalische nur als eine minderwertige Mundart, die nur noch dem Namen nach übereinstimmte mit der hochklingenden Sprache, die einst aus dem Munde der Troubadoure

tönend eine Art Weltsprache geworden war, eifrig gepflegt in allen Ländern, wo man der Muse huldigte, eine Sprache, die hervorragende Geister, ein Dante, ein Petrarca als ihre zweite Muttersprache betrachten konnten. Einzelne Versuche, die im Lauf der Jahrhunderte gemacht waren, dem Provenzalischen aufs neue Geltung als Schriftsprache zu verschaffen, waren gescheitert. Das Provenzalische schien endgültig auf die Stufe eines Patois herabgesunken, um so mehr, als es sich in eine große Menge von Sonderdialekten spaltete.

Mistral nun hat es verstanden, eine sprachliche Form zu finden, die, von der Mundart seiner engeren Heimat ausgehend, fast von allen Bewohnern der Provence verstanden und als mustergültig anerkannt wurde. In dieser Sprache hat er Werke geschaffen von edlem Schwung und wuchtiger Kraft, von kühner Erfindung und sorgfältiger Ausführung, Werke, die alle, wie verschieden auch ihr Inhalt ist, einen Gegenstand gemein haben — die Provence mit ihrem blauen Himmel, ihrer klaren Luft, ihren sonnigen Bergen, ihrem rauschenden Meer, die Provence mit ihren urwüchsigen, beweglichen Bewohnern, ihrer Geschichte, ihren Legenden, ihren Sitten. Was Wunder, daß sein Volk ihm zujubelt als seinem berufensten Vertreter, seinem Wohlthäter, seinem Verjünger?

Aber auch außerhalb des provenzalischen Sprachgebietes hat er bald nach seinem ersten Auftreten Anerkennung und Ruhm gefunden. Zur Verständigung mit den Nordfranzosen, den „Franchimand“, hat er selbst den ersten, den entscheidenden Schritt gethan, indem er allen seinen Dichtungen eine getreue französische Prosa-Übersetzung mit auf den Weg gab; und wirklich ist anzunehmen, daß die meisten der zahlreichen Leser Mistrals seine Werke durch diese bequeme Vermittelung kennen gelernt haben. Denen aber, die sich in den Urtext selbst vertiefen wollen, um hier den Wohlklang der provenzalischen Sprache, die Pracht ihrer Reime, die Fülle ihres Wortschatzes zu genießen, bietet Mistral eine weitere Handhabe in seinem 1887 erschienenen provenzalisch-französischen Wörterbuch, dem Tresor dou Felibrige, einem streng wissenschaftlichen Werk, an dem der Dichter zehn Jahre lang täglich acht bis zehn Stunden mit größter Aufopferung gearbeitet hat. Es enthält alle in den verschiedenen südfranzösischen Mundarten gesprochenen Worte mit ausführlichen Sacherklärungen, die alles irgendwie Wissenswerte über die Geschichte, Kultur und Geographie des behandelten Sprachgebietes geben, außerdem eine reiche Sammlung von volkstümlichen und sprichwörtlichen Wendungen.

Was aber hat Mistrals Namen so berühmt gemacht, daß er unter den Dichtern gleich nach den größten genannt wird? Wohl war es eine große That, das Leben eines Volkes, einer Landschaft so richtig und vollständig zu erfassen, so treu und anschaulich darzustellen, daß es für immer der Vergessenheit entrissen, durch die Macht der Dichtkunst der Unsterblichkeit geweiht erscheint, doch würde dieses Verdienst kaum hinreichen, Mistrals Werken einen Platz in der Weltlitteratur anzuweisen. Dazu gehörte noch, daß er solche Meisterwerke schuf, in denen neben dem kulturhistorisch Anziehenden auch allgemein Menschliches mit hinreißender Gewalt geschildert wird. Und dies hat er gethan gleich in seinem ersten großen Werk, in „Mirèio“. Der Inhalt dieses von Bertuch meisterhaft ins Deutsche übersetzten Idylls ist folgender.

Mirèio (Mariechen) ist die holde, eben erblühte Tochter des reichen Zirgelhofbauern Ramoun. Sie schenkt ihr Herz in keuscher, inniger Liebe einem um wenige Jahre älteren, krafterfüllten und edelgesinnten, aber armen Burschen, Namens Vincèn, dem Sohn und Gehilfen eines alten Korbflechters. Bei der Maulbeerblätterlese kommen die beiden Liebenden ungestört ins Gespräch, und Mirèio findet unwillkürlich den Mut, dem wackeren Knaben ihre Liebe zu gestehen. Die Gelegenheit dazu bietet sich dar, als beide Blätter pflückend auf schwankem Zweige sitzen:

Da plötzlich knackt der Ast entzwei,
Der beide trug ... Mit lautem Schrei
Schlingt um Vincensens Hals das tief erschrockne Kind
Die weißen Arme. Niederfliegen,
Im Fall sich aneinander schmiegen
Und unversehrt im Grase liegen
Ist eins ... Der Wiesengrund empfängt sie weich und lind.

Zephyre, frische Meereswinde,
Weht einen Augenblick gelinde!
Die ihr den Baldachin des Waldes sanft bewegt,

Hemmt, Äolssöhne, euer Rauschen!
Vergönnt dem Paar, dem Traum zu lauschen!
O laßt ihm Zeit, sich zu berauschen
Am Glückstraum, den es hold in seinem Herzen hegt!

Du, kleines Bächlein, laß dein Rieseln,
Thu langsam und befiehl den Kieseln,
In deinem schmalen Bett zu dämpfen ihr Getön!
Denn himmelwärts, in Ätherwogen,
Vom selben Licht emporgezogen,
Sind ihre Seelen fortgeflogen ...
Laßt sie verloren sein in jenen Sternenhöhn!

Leidenschaftlich und doch halb verzagt wegen seiner niedrigen Stellung erwidert Vincèn ihr holdes Geständnis. Die Seidenernte führt Frauen und junge Mädchen zu fröhlicher und neckischer Unterhaltung auf dem Zirgelhof zusammen. Dabei wird auch Mirèios Geheimnis ausgeplaudert. Die vielumworbene junge Erbin hat inzwischen drei angesehene Werber ausgeschlagen. Einer von ihnen, der hünenhafte Stierbändiger Ourrias, rächt sich dafür an dem begünstigten Liebhaber, indem er bei einem zufälligen Zusammentreffen Vincèn zum Zweikampf reizt und dem Jüngling, der ihn überwindet und großmütig verschont, meuchlerisch seinen Treiberspieß durch die Brust stößt. Die böse That findet schnell ihren Lohn. In der Medardusnacht, wo die Geister der Ertrunkenen aus der Rhone auftauchen, wird der Mörder, der auf einer Fähre über den Fluß setzen will, von den empörten Wellen verschlungen. Am nächsten Morgen wird Vincèn bewußtlos in seinem Blut aufgefunden und in den Zirgelhof getragen. Man bringt ihn in die spukerfüllte Höhle der Hexe Tavèn, die durch Besprechen der Wunde den Todsiechen heilt. Auf Vincèns dringende Bitte begiebt sich sein Vater auf den Zirgelhof, um dort für seinen Sohn um Mirèio zu werben. Doch, wie er vorausgesehen, weist ihn Meister Ramoun schnöde ab, obwohl Mirèio aus ihrer Liebe kein Hehl mehr macht. Da rafft sich das unglückliche, von beiden Eltern arg gescholtene Mädchen zu einem verzweifelten Entschluß auf. Heimlich verläßt sie nächtlicherweile das Vaterhaus, um nach dem Grabe der heiligen drei Marien zu eilen und von ihnen Hilfe in ihrer Not zu erflehen. Sie durcheilt die steinige Crau, ohne der Hitze und Ermattung zu achten. Am nächsten Morgen, nach kurzer Rast, setzt sie ihren Weg durch die fieberatmenden Moräste der Camargue fort. Da trifft sie bei der furchtbaren Glut ein Sonnenstich; mühsam schleppt sie sich bis zu ihrem Ziele, der Marienkirche, vor der Pforte aber sinkt sie kraftlos zusammen. Auf ihr inbrünstiges Gebet erscheinen ihr die heiligen Frauen, trösten und erbauen sie durch die Erzählung ihrer Lebensgeschichte und läutern Mirèios Herz von allen Schlacken irdischer Leidenschaft. Ergeben und von der göttlichen Liebe gestärkt, haucht sie in den Armen ihres geliebten Vincèn ihre reine Seele aus.

Rührend ist der Jammer des Jünglings, als er die Geliebte sterbend antrifft:

Du Sonne meiner Jugendtage,
Ist's möglich, hallt um dich die Klage?
Ist's möglich, kann es sein, umwehn dein liebes Haupt
So frühe schon des Todes Schauer?
War unser Glück so kurzer Dauer?
O große Heil'ge, rühren Trauer
Und Bitten denn euch nicht, daß solches ihr erlaubt?

Die Jungfrau aber sprach, ganz leise:
O mein Vincèn, du sprichst nicht weise,
Denn was der Tod uns ist, du hast es nie bedacht:
Ein Wort, das wir mit Unrecht scheuen,
Ein Wolkenvorhang, dessen Dräuen
Die Sterbeglocken schnell zerstreuen,
Ein Traum, der uns erweckt am Ende banger Nacht.

In diesem Gedicht vereinigt sich alles zu einem vollendeten Kunstwerk: der, wenn auch bewegter Handlung fremde, mehr idyllische, aber doch das Menschenherz vor allen anderen rührende Gegenstand — die reine und keusche, in ihrer Festigkeit unbezwingliche Liebe zweier junger Menschenkinder; der Boden, auf dem sich ihr Geschick entwickelt, das kraftvolle Landleben mit seinen Freuden und Sorgen, das patriarchalische Treiben auf dem wohlhabenden Gutshof; die Verklärung der irdischen Liebe zur himmlischen Seligkeit; das gespenstische Treiben in der Hexengrotte und auf der nächtlichen Rhonefahrt — alles das, mit Ausnahme einiger allzu liebevoll ausgeführter Episoden, in engem Zusammenhang mit der Haupthandlung stehend —; dazu die allen diesen Stimmungen meisterlich angepaßte Sprache, in der Form einer eigenartigen, für ruhige Erzählung, breite Schilderung und leidenschaftliche Erregung gleich geeignete Strophe: so hat dies Epos sofort nach seinem Erscheinen (1859) die Herzen im Sturm erobert und einen Triumphzug durch die ganze gebildete Welt angetreten.

Für die Anschaulichkeit, mit der Mistral

das Leben der Landleute vorführt, möge folgende Probe aus der Schilderung des Johannisfeuers zeugen:

Und als sich hinter ihm verschloß des Hofes Thor,
Trug ihm der Wind das jugendfrische
Gejauchz der Schnitter zu, und hohe
Glutzungen schossen aus der Lohe,
Im letzten Dämmerschein, vom Reisigberg empor.

Schon tanzt mit leichtbeschwingter Sohle
Das junge Volk die Farandole.
Die freien Häupter hoch, in langen bunten Reihn,
Im Takte, rücken all die strammen
Gestalten um die Glut zusammen;
Es spiegeln die bewegten Flammen
Auf ihren Stirnen sich mit hellem Fackelschein.

Und Tausende von Funken steigen
Zum Himmel auf, im Wirbelreigen.
Der Trommelflöte Klang tönt weithin lustig mit
Zum Krachen aus dem Feuerherde.
Du nahst mit segnender Gebärde
Der schönen, fruchtgeschwellten Erde,
O hoher Sankt Johann! Sie bebt vor deinem Schritt.

Der Freudenfeuer Knistern, Prasseln,
Der Tambourine Dröhnen, Rasseln
Ertönen fort und fort in ernst gemess'nem Chor,
Der Brandung gleich der Meereswogen
Am Fels. Die braunen Tänzer zogen
Die Sicheln blank, die Klingen flogen
Über der muntern Schar im Flammenschein empor.

Im Jahre 1861 wurde Mireio von der französischen Akademie mit einem Preise gekrönt, 1864 wurde der Ruhm der Dichtung durch Gounods Oper, deren Text ihr entnommen ist, noch weiter verbreitet.

Nicht weniger bedeutend und allgemein fesselnd sind einige von Mistrals lyrischen Gedichten aus der Sammlung Lis Isclo d'Or (benannt nach den „Goldinseln", einer Gruppe kahler Felseninseln bei Hyeres), darunter Le tambour d'Arcole (1868), wohl das bekannteste Gedicht Mistrals, von Bertuch übersetzt. Es schildert den Trommler, der als Knabe vor der Brücke von Arcole, wo die Tapfersten zagen, durch seine Unerschrockenheit die Sturmkolonne fortreißt:

Er ist der Kleinsten einer,
Ein armes, junges Blut,
Doch trommelt er wie keiner
Von Freiheit, Ehre, Mut;

der dann nach vielen Jahren, grau und alt, von der Welt vergessen, mit seinem Schicksal hadernd, durch die fremden Gassen der Hauptstadt schleicht; da weist ihm jemand in der Kuppel des Pantheons das Bild, das ihn selbst darstellt, wie er begeistert zum Sturm trommelt, und es

Berauscht ihn plötzlich seiner Jugend Wahn!
Als in des Tempels Fries er sich erkannte,
Hoch über Zeit und Leid, in Ätherwellen,
In ewigen Ruhmes lichtem Morgenrot,
Da fühlt im Herzen er ein süßes Schwellen
Und sank zu Boden jählings ... und war tot.

Dazu gehört ferner das kaum minder bekannte Gedicht La fin dou Meissounié, „Des Schnitters Ende" (1853), ein packendes Bild aus dem Landleben, in dem uns die harte und heiße, aber doch frische und fröhliche Arbeit der Schnitter mit greifbarer Anschaulichkeit vor Augen geführt wird. Und wie rührend in ihrer Schlichtheit sind die Abschiedsworte des von der Sichel seines ungestümen Nebenmannes tödlich verletzten Alten:

Wozu das Weinen, Frau'n, es ist geschehen,
Und weintet hundert Jahr ihr, meine Stunde
Ist kommen, klagt nicht, singet mit dem Chor,
Denn vor euch hab mein Tagwerk ich vollendet.
Vielleicht wird's in dem Land, wohin ich gehe,
Mir schmerzlich scheinen, wenn der Abend sinkt
Und ich nicht mehr wie sonst auf weichem Rasen
Der holden Jugend kräftig hellen Sang
Vernehmen soll, der zwischen Bäumen aufsteigt.

Doch scheint mir's, Freunde, also wollt's mein Stern.
Vielleicht auch, daß der Himmelsherr dort oben,
Sieht er das Korn gereift, zur Ernte schreitet.
So lebt denn wohl, das Sterben wird mir leicht.
Und hört, ihr Kinder, schafft ihr auf dem Wagen
Die Garben fort, vergeßt nicht euren Führer!

Zu den Perlen der Sammlung gehören auch die Sirventes, darunter der von heißer Vaterlandsliebe und demütiger Frömmigkeit eingegebene Bußpsalm vom Jahre 1870, schließlich eine Reihe prächtiger Balladen, unter denen ich eine, La Bello d'Avoust, besonders hervorheben möchte, weil Mistral sie mit achtzehn Jahren gedichtet hat.

Der Gegenstand ist derselbe wie in Bürgers Lenore und wenn auch bei weitem nicht so kraftvoll und wuchtig, so doch mit hinreißender Anmut und Innigkeit aufgefaßt: Die schöne Margaï von Vau-meirano irrt vor Tau und Tag liebetrunken umher, ihren Trauten zu suchen. So schön ist sie, daß der Mond zu der Wolke, die ihn bedeckt, leise sagt: „Geh weiter, liebe Wolke, mein Antlitz will einen Strahl auf Margaï fallen lassen." Der Vogel im Ginsternest streckt sein Köpfchen vor, um die Schöne zu sehen und zu trösten. Das Glühwürmchen bietet sich ihr zur Leuchte an. Endlich findet sie den Geliebten. Er scheint ihr zu düster, zu traurig und starr für einen Bräutigam.

Doch er entschuldigt sein trübes Aussehen: „Wenn mein Gesicht so traurig ist, — ein schwarzer Falter, der mich streifte, hat mich so erschreckt ... Wenn meine Stimme rauh ist, — dein harrend hatte ich mich ins feuchte Gras gestreckt ... Wenn mein Mantel schwarz und düster ist, — die Nacht ist es nicht minder, und die Nacht glänzt doch auch.“ — Als die Sterne erbleichen, schwingt er sich mit seinem bangen Lieb auf seinen Rappen, und dahin sausen sie über den steinigen Weg. Die Erde schwankt unter ihnen, und um sie herum, so sagt man, tanzten kichernd gespenstige Hexen. So ging es bis zum Morgen. Da verhüllte sich der bleiche Mond, das Vögelchen auf dem Zweig flog erschreckt davon, selbst das kleine Glühwürmchen löschte sein Lämpchen aus und verkroch sich flugs im Grase. Und bei der armen Margaï Hochzeit, so erzählt man, gab es keinen Festjubel zu hören, kein fröhliches Lachen. Die Trauung der Brautleute fand an einem Ort statt, wo man Feuer durch die Spalten lodern sah ... Ihr Thäler von Vau-meirano, du Weg nach Baux, niemals mehr, nicht auf den Hügeln, nicht im Grunde, seht ihr Schön-Margaï wieder. Ihre Mutter spricht ihr Gebet und weint, nimmer hört sie auf, von ihrer holden Hirtin zu sprechen. Das Gedicht schließt mit dem Kehrreim: Ihr kleinen Nachtigallen, ihr Cicaden, schweigt still, hört auf das Lied von der Bello d'Avoust. An Wohlklang lassen sich die Verse dieser Romanze nur mit den auserlesensten Stücken der Goethischen Lyrik vergleichen.

Auf Mirèio folgte 1867 des Dichters zweites großes Epos, „Calendau“, in derselben, durch Mirèio berühmt gewordenen Strophenform. Es schildert uns einen jungen, hochgemuten und kraftstrotzenden jungen Fischer aus Cassis, der durch die Liebe zu einer in Waldeseinsamkeit gleich einer Fee hausenden edlen Gräfin zu den kühnsten und gewaltigsten Thaten begeistert wird und schließlich siegreich und geläutert aus allen diesen Kämpfen hervorgeht und als Preis die Hand der Geliebten empfängt, die er durch übermenschliche Anstrengungen von ihrem unwürdigen Gemahl befreit hat.

Diese märchenhafte, ja opernmäßige Handlung ist leider durch nichts glaubhaft gemacht, durch nichts uns menschlich näher gerückt. Übernatürlich, titanenhaft erscheinen uns die Abenteuer und Schicksale des Jünglings, unwahrscheinlich, ja unbegreiflich die Lage und der Charakter der Gräfin. Doch so unwirklich und unglaublich die Handlung selbst ist, so empfindlich auch deren Einheitlichkeit durch eine Fülle übermäßig gehäufter und ausgedehnter Episoden gestört scheint, die zumeist wiederum der Verherrlichung der Provence dienen — so prächtig und wirkungsvoll sind die Schilderungen, die das Gedicht schmücken. Die Verse, die uns den Thunfischfang, das Fällen der Lärchenbäume des Ventour, die Orgien auf dem Schlosse des Grafen vorführen, gehören zu den großartigsten Leistungen Mistrals. Diesen Glanzstellen dürfen wir noch die herrlichen Strophen zugesellen, in denen die Gräfin die Seele Calendaus zum Guten, Edlen und Hoheitsvollen begeistert, darunter die folgenden, die ich (mit geringen Abweichungen) nach der Übersetzung Welters anführe:

Fürs Vaterland, für die gerechten
Und großen Sachen sollst du fechten;
Die arme Menschheit, sie, die Priest'rin der Natur,
Und die Natur, der Gottideen
Glanzvolles Abbild, lern verstehen
Und lieben; — glücklich kann ich sehen
Von ferne deines Ruhms glorreiche Sonnenspur ...

Die schwarzen Seelen nur, die feigen,
Macht ewig sich der Tod zu eigen,
So sprach die Maid. — Doch dem, der's Laster flieht
Und vorwärts ringt im Tugendkleide,
Bringt Rettung er vom Erdenleide,
Ist er die Hand, die aus der Scheide
Des Körpers, sonnenblank, das Schwert des Geistes zieht.

O dann, hinan auf freiem Flügel
Schwingt sich der Geist zum Sternenhügel
Der Weltenharmonie; er schaut in heil'ger Lust
Die Wahrheit, badet sich im Bronnen
Des Lichtes, dem das All entronnen,
Sieht hellen Augs im Glanz der Sonnen
Die ew'gen Rätsel, drückt die Schönheit an die Brust ...

Dort droben in den Eisregionen,
Wo flüchtig die Waldenser wohnen,
Im Schneegeklüft, aus dem die Winterstürme wehn,
In Thälern, schroff und tiefgespalten,
Vom Gletschertau stets feucht erhalten,
Ringt sich durch feindliche Gewalten
Ein Tannenurwald auf, ein Wunder anzusehn!

Wohl steigt er langsam nur zum Lichte,
Doch wächst er stets an Kraft und Dichte,
Und wenn des Winters Grimm durch seine Einsamkeit
Hinbraust mit eisumklirrten Scharen,
So sieht er manchmal nach den Aaren,
Die siegreich durch den Schneesturm fahren,
Und fragt: „Ihr Adler, ist die Sonne noch sehr weit?“

Friedrich Mistral.

„Zur Sonne," schreien dann die Aare,
„Brauchst du noch hundert lange Jahre."
„Ihr Adler, schönen Dank!" erwidert drauf der Held,
Und unaufhaltsam dehnt er wieder
Durch Eis und Sturm die Riesenglieder
Und läßt sich endlich, endlich nieder,
Ein König, auf dem Thron der stummen Alpenwelt.

Doch vermögen alle diese Schönheiten die Mängel des Epos als einheitliches Kunstwerk nicht aufzuheben; als solches steht es weit hinter Mirèio zurück.

Nach siebzehn Jahren, 1884, veröffentlichte Mistral ein drittes Epos, „Nerto" („Myrte"). Es zeigt nicht mehr das leidenschaftliche Feuer Calendaus. Ruhig und beschaulich gleiten die achtsilbigen Verse in Plattreimen dahin. Reife Überlegung ist an Stelle der jugendlichen Begeisterung getreten; an einigen Stellen regt sich sogar ein bei Mistral sonst kaum zu spürender Humor. Wie Mirèio ist auch Nerto meisterlich von Bertuch übersetzt.

Der Inhalt des Epos ist folgender: Während Papst Benedikt XIII. auf seiner Burg in Avignon von seinen Gegnern belagert und schwer bedrängt wird, liegt in dem benachbarten Kastell-Reinard der Baron Pons auf dem Sterbebett. Von seinem Gewissen gestachelt, bekennt er seiner holden Tochter Nerto, daß er einst, von der Spielwut fortgerissen, ihre unschuldige Seele dem Teufel

verschrieben habe. Er rät ihr, sich an den Papst zu wenden, um ihre Seele vor dem Bösen zu bewahren. Durch einen unterirdischen Gang gelingt es Nerto, zum Papst zu bringen und ihn aus der Bedrängnis zu befreien. Gern möchte nun Benedikt seinerseits dem lieblichen Kinde helfen, doch auch er hat dem Teufel gegenüber keine Macht, nur ein Wunder des Himmels kann das unschuldige Mädchen retten. Inzwischen ist der junge König Ludwig von Neapel mit seiner holdseligen Braut, Yolanthe von Aragon, beim Papst erschienen mit der Bitte, das fürstliche Paar in der alten Kaiserstadt Arles zu trauen. An der glänzenden Hochzeitsfeier nimmt auch Nerto teil. Während des Tierkampfes zeichnet sich Rodrigo, Benedikts Neffe, ein lockerer und übermütiger, aber zugleich beherzter und verführerischer Edelmann, durch die Unerschrockenheit aus, mit der er den ausbrechenden Löwen vor den Augen des entsetzten Königspaares und der zitternden Nerto niederstreckt. Dankbare und zärtliche Gefühle bewegen das Herz der von ihm angebeteten Schönen. Um so schwerer wird ihr der vom Papst angeratene Schritt, in ein Kloster zu treten, um sich dort Gottes Schutz zu empfehlen. Doch kaum hat sie ihr Gelübde abgelegt, als Rodrigo mit einer Schar verwegener Genossen in das Kloster dringt, die Geliebte zu entführen. Aber während des Getümmels eilt sie davon und findet bei einem Einsiedler Herberge. Rodrigo, verzweifelt über das Verschwinden der Geliebten, ruft des Teufels Hilfe an, der ihm ein herrliches Schloß hervorzaubert. In dieses führt er die wiedergefundene Nerto. Doch die fromme Maid erkennt sofort die Nähe des Bösen und fleht den Geliebten an, seine Sünden zu bereuen. Nun erscheint auch Satan, sich der erhofften Beute zu versichern. Rodrigo aber, von heiligem Eifer beseelt, hält ihm das Kreuz seines Schwertgriffes entgegen, und mit lautem Gekrach stürzt das Teufelsschloß zusammen, alles Lebendige unter sich begrabend. Die Seelen der beiden Liebenden sind gerettet.

Man sieht, es ist eine fast in der Form kirchlicher Legenden gehaltene schlichte Erzählung, die uns der Dichter vorträgt. Bisweilen macht er wohl einen Ansatz, den Gegenstand zu verinnerlichen und die Sache des Bösen in dem Herzen der Heldin sich abspielen zu lassen, doch bleibt es schließlich bei der äußerlichen Auffassung des Teufelspakts.

Außer der rührenden Gestalt der holden Nerto sind es auch in diesem Epos die beschreibenden und ausschmückenden Episoden geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Inhaltes, die das Interesse des Lesers, in erster Linie des provenzalischen Lesers, wecken und die Kunst des Dichters in ihrem vollen Glanze zeigen.

Als Proben aus der Dichtung höre man das Lob der Liebe aus Rodrigos Munde:

„Die Liebe ist ein Strauß am Busen!“
Entgegnet er, „sie ist ein Quell,
Viel süßer als der beste Würzwein,
Ein Born, so stark, so frisch und hell,
Daß ihm in seiner Brunnenschale
Zu enge bald wird und zu bang;
Er wächst zum Strom, auf seinen Inseln
Ertönt der Vögel muntrer Sang.
Die Lieb ist holdeste Verwirrung,
In der die Seele froh erbebt,
Sie ist ein Traum, der um die Sinne
Ein göttliches Entzücken webt;
Die Liebe ist ein Strahl der Sonne,
In dem zwei Herzen, froh berauscht,
Sich auf zum reinen Äther schwingen,
Wo Seele man um Seele tauscht;
Die Lieb ist eine Wunderflamme,
Im klaren Aug wird sie erkannt,
Sie schwellt das Herz mit Blumendüften,
Sie kündet sich im Druck der Hand.
Sie ist ein holder Lenzeshauch,
Der Rosen zaubert auf den Strauch,
Sie ist ein glühend heißer Mund,
Nach Wasser spähend in der Runde,
Und der, verschmachtend, nur begehrt
Zu trinken vom geliebten Munde!“

Ferner die Klage der jungen Nonne bei ihrer Einkleidung:

Im Übermaß des Schreckens, fühlt
Sie, wie das Eisen einer Schere
In ihren dichten Locken wühlt.
Da jammert laut das edle Kind:
„O, meine schönen blonden Haare!
In der Kapelle hängt sie auf,
O tragt sie dorthin zum Altare
Der Jungfrau, meiner Schutzpatronin!
O herber, schmerzlicher Verlust,
Lebt wohl, Stolz meiner sechzehn Jahre,
Lebt wohl, ihr meiner Kindheit Lust!
Wenn früh sich in mein Schlafgemach
Des Morgens erste Lichter stahlen,
Kämmt ich euch sorgsam, liebevoll,
Wie eine Garbe goldner Strahlen!
Laßt mich mit Küssen euch bedecken —
O heil'ge Jungfrau, zürne nicht! —
Du goldnes Vließ, zu früh geschnitten,
Nie wehst du mehr im Sonnenlicht,

Nie schmückst du dich mit Blumen mehr,
Die sich in dir so wohl gefielen,
Weh! Nie mehr wird der sanfte Wind
In deinen goldnen Ringen spielen!
Vielleicht ist's kindisch, drob zu weinen,
Doch fühl ich, wie das Herz mir schwillt ...
Ich kann, ich kann mich nicht bezwingen,
Nicht hindern, daß die Thräne quillt!"

Ein neues Gebiet betrat der Dichter 1890 mit der Veröffentlichung einer Tragödie, La rèino Jano. Er behandelt darin einen Abschnitt aus dem vielbewegten Leben der Königin Johanna von Neapel, die 1343 bis 1382 regierte. Ihr kurzer Aufenthalt in der Provence, über die sie unter dem Titel einer Gräfin herrschte, ist den Südfranzosen als das goldene Zeitalter ihrer nationalen Kraft und Selbständigkeit in lebhafter und freudiger Erinnerung geblieben. Königin Johanna ist für sie die Verkörperung der ungezwungenen Heiterkeit, der sonnigen Pracht, der Freude am Gai-savoir, die ein glückliches Erbteil des Provenzalen aus der Zeit der Troubadoure und der Minnehöfe geblieben ist. Zu ihren Grundsätzen bekennt sich auch Mistrals Johanna freudig mit den Worten: „Der höchste Ruhm, nach dem wir auf der Welt trachten müssen, ist das Licht; denn Freude und Liebe sind die Kinder der Sonne, Künste und Wissenschaften sind des Lebens große Fackeln." Es ist selbstverständlich, daß ein provenzalischer Dichter für ein Drama nur den Abschnitt aus dem Leben dieser Fürstin auswählen konnte, wo sie in unmittelbare Verbindung mit der Provence trat, so wenig auch gerade hier ein dramatischer Abschluß zu gewinnen war. So ist denn der Gegenstand des Dramas die Ermordung des ersten Gatten Johannas, Andreas von Ungarn, und ihre Reise von Neapel nach Avignon, wo sie den Papst aufsucht und durch ihn vom Verdacht der Mitschuld an dem Morde gereinigt wird.

Freilich fehlt es dem Werke an dramatischer Gestaltung und Entwickelung der Charaktere, es kann daher nicht als Tragödie im gewöhnlichen Sinne des Wortes betrachtet werden, wohl aber ist es ein nationales Schauspiel, das in begeisterten Versen den Südfranzosen die einstige Macht und Herrlichkeit ihres Volkes vorführt. „Um dieses Stück zu beurteilen," sagt der Dichter selbst, „muß man sich auf den Standpunkt der Provenzalen stellen, bei denen so manche Anspielung, Wendung und Tirade, die andere Hörer und Leser kalt lassen mag, vielleicht — ich darf es wohl hoffen — besondere Teilnahme wecken wird." Und wirklich hat das Werk in Südfrankreich jubelnde Aufnahme gefunden, zumal da es ihm nicht an solchen Stellen fehlt, die mit beredten Worten auf das neuerwachte Streben der Südfranzosen nach sprachlicher, wenn nicht gar staatlicher Unabhängigkeit hindeuten. So der Eid, den Johanna vor ihrem Einzug in Marseille ablegt: „Die Provence und alles, was zu ihr gehört, soll untrennbar bei ihrer Königin verbleiben. Niemand soll, ohne dem Bann zu verfallen, unsere Gesetze, Bräuche und Freiheiten antasten. Niemals soll uns jemand beherrschen, der nicht auf provenzalischer Erde geboren ist. Allezeit soll die edle Sprache von Arles im provenzalischen Lande sich erhalten und gesprochen werden."

Ebenfalls ein echt provenzalisches Gedicht, wenn auch ganz anders geartet, ist das Gedicht von der Rhone, Lou pouèmo dou Rose, 1896 erschienen, ein wesentlich beschreibendes Epos, worin der Dichter das reichbewegte, malerische Leben auf und an der Rhone, der großen Verkehrsader seines Landes, der alten Völkerstraße, zur Erscheinung bringt.

Er hat dabei die Zeit im Auge, wo noch nicht die rücksichtslosen Eindringlinge eines neuen Zeitalters, Dampfschiff und Eisenbahn, die Flußschiffahrt beschränkt hatten, wo noch in langer Reihe die Rhonekähne stromauf, stromab sich drängten, gezogen von kräftigen Gäulen, wo die Peitschen der Fuhrleute knallten, ihr lustiges Gespräch ertönte. Das geschäftige, mühe- und gefahrvolle Leben der Schiffer, ihre harmlosen Freuden, ihre stete Abhängigkeit von ihrem Lebenselement, der Rhone, wird uns mit eingehendster Genauigkeit geschildert und daneben wiederum die Herrlichkeit der Provence, die reichen Städte, die ehrwürdigen Denkmäler, an denen die Fahrt vorbeigeht, vom nebeligen Lyon bis zum lustigen Beaucaire. In diese mehr landschaftlich und kulturhistorisch als allgemein menschlich anziehenden Schilderungen ist ähnlich wie in Calendau das seltsame Liebesleben eines jungen Paares eingeflochten, eines Prinzen von Oranien, der auf

der Flucht vor dem höfischen Leben in der Provence, der alten Heimat seines Hauses, Gesundheit und echte Schönheit sucht, und der phantasievollen jungen Lotsentochter Anglore („Eidechse“), die in dem schwermütigen blonden Prinzen den „Drac“, den Stromgott der Rhone, leibhaftig vor sich zu sehen glaubt, der ihr einst in einer Mondnacht in berückender Jugendschöne erschienen ist. Nach kurzem Liebestraum finden beide in der Rhone einen jähen Untergang.

Von mächtiger Wirkung ist am Schlusse des sonst unter einer gewissen Trockenheit des Ausdrucks leidenden Gedichtes das Erscheinen des ersten Dampfschiffes auf der Rhone, das Verderben schnaubend den stromauf fahrenden Zug der Schleppkähne durchreißt und vernichtet:

Plötzlich erhebt sich jetzt vom fernen Norden
Ein dumpfes Brausen, dann verliert's sich wieder
Weit in die Lüfte, dann erbraust's aufs neue
Wie einer Mühle ungeordnet Klappern,
Die auf dem Fluß herabgetrieben käme.
Dann wieder war's wie ein unheimlich Husten,
Ein lauter, immer lauter tönend Keuchen,
Das eines Stieres oder grimmen Drachen,
Der durch den Archipel sich drohend windet.
Nun gab es einen jähen Ruck im Wasser,
Vor dem der Kähne lange Reihe aufsprang,
Indes stromaufwärts schwarze Massen Rauches
Den Himmel dunkel färbten, und jetzt plötzlich,
Der Rhone Wellen spaltend, hinter Bäumen,
Erschien ein langes Dampfschiff, feuerschnaubend.
Beim Anblick dieses Ungeheuers heben
Die Schiffer ihre Arme auf zum Himmel;
Am Steuer Meister Apian erbleichte
Und starrte schweigend auf das Zauberfahrzeug,
Das mit den Rädern wie mit Krallen ausgriff
Und Riesenwellen türmend, furchtbar drohend
Sich auf ihn stürzte ...

Das Entsetzen und die Wut, womit Meister Apian dem schrecklichen Anprall standhält, gleicht der verzweifelten Halsstarrigkeit, mit der sich bei Erckmann-Chatrian der alte Schmied Daniel Rock dem ersten Eisenbahnzug machtvoll und doch ohnmächtig entgegenstemmt.

Ganz eigenartig wirkt diese Dichtung durch ihre Form. Sie ist in zehnsilbigen reimlosen, klingend auslautenden Zeilen geschrieben. Wenn die französische Dichtung des Reimschmuckes kaum entbehren kann, so hat Mistral in seinem Rhonelied bewiesen, daß im Provenzalischen die reiche Harmonie der Vokale und besonders der volltönende Auslaut der weiblichen Endung wohl im stande ist, die Musik des Reimes zu ersetzen.

Das Rhonelied, so hoffen wir zuversichtlich, wird nicht das letzte Werk Mistrals bleiben. Wir wissen ja, daß der Nimmerrastende seit Jahren mit einer Sammlung provenzalischer Märchen, der Abfassung seiner Erinnerungen und der Zusammenstellung seiner zahlreichen Reden beschäftigt ist.

Dürfen wir dem gefeierten Sänger der Provence einen Geburtstagswunsch darbringen, so kann es nur der sein, den er selbst einmal als seines Herzens Verlangen ausgesprochen hat: „Nur eines wünsche ich mir: Kraft und Zeit, mein Lebenswerk zu vollenden und nach meinem innersten Fühlen, von allen Gesichtspunkten aus, die Seele meines Heimatlandes und meines Volksstammes darzustellen.“

Litterarische Rundschau.

Leo Tolstojs „Auferstehung“.

Als ich vor bald zwei Jahren den Aufsatz zu Tolstojs siebzigstem Geburtstag schrieb, der unter dem Pseudonym Curt Behr in diesen Blättern erschienen ist (Juni und Juli 1899), sprach ich im Schlußabsatz die Vermutung aus, es möchte die ganze theoretische Schriftstellerei der späteren Jahre nur ein Durchgangspunkt zu einer neuen dichterischen Anschauung der Dinge sein. Vor dem Abdruck konnte hinzugefügt werden, daß in der That mit der „Auferstehung“ ein neuer großer Roman von Tolstoj im Erscheinen sei. Jetzt liegt die „Auferstehung“ als Buch in einer ganzen Reihe von Übersetzungen vor.* Und wir dürfen behaupten, unsere Vermutung hat sich bestätigt. Es handelt sich wirklich um ein neues Lebensbild, für das die Anschauungen in der theoretischen Thätigkeit Tolstojs sich entwickelt haben.

Den äußeren Verlauf der Geschichte dürfen wir heute wohl schon als bekannt voraussetzen. Fürst Nechljudow hat als Geschworener zu richten über ein Mädchen, das eines Mordes fälschlich angeklagt, und er erkennt in der ganz heruntergekommenen Maslowa die Katjuscha, die er vor vielen Jahren verführt hat. Sich fühlt er nun als den eigentlich Angeklagten und Schuldigen, und wie sie in einem Rechtsirrtum verurteilt wird, macht er ihr Schicksal zu dem seinen, beschließt, entweder ihre Befreiung durchzusetzen oder mit ihr nach Sibirien zu gehen und sie zu heiraten. Nun bemüht er sich um sie in den Gefängnissen, beim Senat, bei seinen einflußreichen Verwandten, mit einer Bittschrift beim Kaiser. Sein ganzes Leben und das seiner Klasse erscheint ihm so hohl vor dem schweren Unrecht an den Armen und Elenden, das er mehr und mehr begreift. Für deren Rettung möchte er thun, was er könnte. Seinen Landbesitz tritt er den darbenden Bauern ab. Als an unberechenbaren Zufällen alle Versuche für die arme Maslowa scheitern, geht er mit nach Sibirien. Aber sie befreit ihn von sich, indem sie einem nihilistischen Transportgenossen die Hand giebt. Plötzlich allein und ohne Aufgabe kehrt er zurück, und damit endet das Buch. Ein tiefernstes Buch, wie nicht anders zu erwarten war, und in dem der ganze weite Umkreis russischen Lebens uns geschildert wird.

Hier ist nun der deutlichste Zusammenhang mit den Schriften der letzten Epoche Tolstojs. Diese erklärten wir aus einer Krisis des socialen Gewissens, die zugleich eine religiöse Krisis war. Er sucht das Bild der Seele, die in der Gewißheit des Guten lebt. Diese Gewißheit ist allein in der werkthätigen Liebe für alle. Diese Liebe aber, die zugleich Verstehen und That, ist Gott. In der „Auferstehung“ findet sich ein bedeutendes Wort über „das fundamentale religiöse Gefühl“ (S. 478), das besteht im „Bewußtsein der Gleichheit und Brüderlichkeit der Menschen“. Dies ist die Gesinnung, die — Natur geworden — zum Gefühl der Verpflichtung und Verantwortung für die anderen, also zur werkthätigen Liebe von selber führt. Und genau diese Gesinnung sehen wir in Nechljudow werden und wachsen. Nicht als der Fürst zur Dirne, sondern als Mensch zum Menschen steht er dem Mädchen gegenüber. Wie er aber so — einfach menschlich — erst begriffen, daß er die Verantwortung für sie trägt, da steht er auch im Gegensatz zu der ganzen bestehenden Gesellschaft, die an ihrem Schicksal mitschuldig wird, und das religiöse Gefühl der Verpflichtung führt also auch hier zum Erwachen des socialen Gewissens. Es ist der grandiose revolutionäre Grundzug, den wir in jener zweiten Epoche bei Tolstoj gefunden, und der nun Leitgedanke seiner Dichtung wird. Nur wirkt alles weit sprechender, da wir es nicht mehr als fremdartigen theoretischen Gedanken hören, sondern in menschliche Entwickelung umgesetzt sehen. Echte Dichtung ist so wahr, so für sich selber klug. Möchte man doch

* Erste vollständige, im Auftrage des Verfassers hergestellte Übersetzung von Wadim Tronin und Ilse Frapan. Berlin, F. Fontane u. Co., 1900. Weitere Übersetzungen sind erschienen bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart, bei Eugen Diederichs in Leipzig u. a. Neben der Übersetzung, die wir zu Grunde legen, kommt selbständig die bei Eugen Diederichs erschienene in Betracht.

sagen, daß sie es besser weiß als Tolstoj selbst. Denn der Schluß des Buches wirkt ja geradezu wie das Bekenntnis, daß so einfach durch individuellen Entschluß, wie der Dichter wohl manchmal gemeint, keine neue Menschheit anfangen kann. Die Entwickelung verläuft im Sande. Der Fürst, der die Sache der leidenden Menschheit zu der seinen gemacht, steht ohne Ergebnis und ohne Beruf da. Seine Geschichte endet in einem großen, aber rein inneren Erlebnis. Dort in Sibirien fällt ihm ein Neues Testament in die Hand. Zufällig schlägt er die Bergpredigt auf, und in ihren fünf Grundgeboten versteht er zum erstenmal das Bild einer Menschheit ohne Arglist, Gewaltthat und richtende Überhebung des Nächsten über den Nächsten. Dies ist eine der wenigen Scenen in der Poesie, in der das Mysterium der religiösen Erfahrung wirklich zur Darstellung gekommen — das plötzliche Aufgehen der Augen über das ewig Neue dieser alten Urkunden, die wir alle zu kennen meinen. Die erschütternde Größe des Evangeliums, welches das Evangelium von der Möglichkeit einer anderen Menschheit ist, hat wenige ähnliche Zeugen. Aber ist dieser Schluß nicht zugleich ein Zeugnis, daß innerhalb des Lebens, wie es nun ist, an uns nur liegt, die Gesinnung des neuen Menschen zu erfahren, die dann freilich das still wachsende Samenkorn der neuen Menschheit ist? — —

Wir sprechen hier von dem Gewinn, den die Gedanken selbst dadurch erfahren, daß sie in Dichtung übergehen. Aber vor allem hätten wir nun zu sprechen von dem neuen dichterischen Bilde, das sich als Blüte der Gedankenarbeit ergiebt. Und wie kann man leugnen, daß das Leben hier in ein völlig neues Licht tritt, so daß wir es sehen, wie wir es noch nie gesehen haben? In jedem eigenen Menschen ergiebt sich ja ein neues Lebensbild. Aber es ist das Vorrecht des Genies, das seinige zum Bewußtsein zu erheben und in dauernden Zeugnissen auszuprägen. Und ich denke, man könnte es sich gefallen lassen, hier ein Bild zu erhalten, das entworfen nicht aus dem Gesichtspunkt der komplizierten gesellschaftlichen Bedürfnisse, sondern aus dem der einfach menschlichen Pflichten. Man kann es sich gefallen lassen, wo so elementar überzeugende Bilder sich ergeben. In der Entwickelung der Hauptgestalten wird wieder ein ganzes Leben vor uns aufgethan. Nechljudows Weg ist gewesen wie der der reichen Jünglinge alle. In seiner frühen Jugend eine idealistisch hochgestimmte Zeit, Pläne des Verzichts auf seine Vorrechte, der Abgabe seiner Güter an die Bauern, da privater Grundbesitz ihm für eine Unsittlichkeit gilt, eine träumerische Seelenreinheit, in der das Weib ihm ein wundervolles geheimnisreiches Wesen — das Weib, wie es in der jungen Katjuscha — halb Pflegetochter, halb Stubenmädchen seiner alten herzensguten Tanten — ihm gleich rein entgegentritt. Dann kommen die Jahre des inneren Verlustes. Die Freunde, die Verwandten, alle, aber auch alle suchen ihn abzuziehen von seinen aufopfernden Plänen und seiner Reinheit, in denen sie etwas Unpassendes sehen. Und es gelingt! Gelegentlich erwacht der alte Mensch, meist bleibt nur der Genüßling über. In der ganzen Welt sieht er nichts mehr als einen Gegenstand egoistischer Lust. Und so innerlich verarmt, anderen ohne Segen, sich selbst zur Last lebt er, älter werdend, seine öden Tage. Jetzt — als Richter — welch ein Hohn! — sieht er in der tiefgesunkenen Maslowa gleichsam das Ergebnis seines Lebens leibhaft vor sich und zugleich den ganzen Unsinn des Richtens derer, die vor Gott die Verurteilten sind, über die, die als Ankläger und Richter vor ihnen stehen sollten. Es beginnt eine langsame und schmerzliche Arbeit in seiner Seele. Der verloren gegangene gute Mensch wird aufgerüttelt. Und hier ist die Stelle, an der sich Tolstoj nun so ganz als Dichter, so gar nicht als Tendenzschriftsteller zeigt. Es ist nicht ein wandelndes Princip, sondern ein Mensch, dessen Weg wir verfolgen. Wie er unwiderstehlich getrieben wird, die Sache der von den Menschen Gequälten zu der seinen zu machen, wie es ihn mehr und mehr hineindrängt in die schwere Frage: wo liegt das Recht des Menschen (der doch selbst ein Verdammter), sich zum Richter aufzuwerfen über den Nächsten? er bleibt doch das ganz besondere Individuum Nechljudow mit seinen individuellen Gewohnheiten — ein Pedant mit seinen drei Mappen, in denen er die jedesmal einschlägigen Schriftstücke sammelt, mit zahlreichen unwillkürlichen Rückfällen in seine gewohnte Welt, mit einem gelegentlich hervorbrechenden bösen und selbstischen Sinn. Und vor allem, hier liegt das Dichterische, das Lebenswahre und Unmittelbare, daß, wie er einmal angefangen, das Leben selbst ihn weiter drängt von Frage zu Frage, man möchte sagen, ohne daß er selbst dabei etwas zu thun hat. Und Tolstoj schöpft aus dem Vollen. Nechljudows ganzer großer Kreis von Verwandten und Freunden belebt sich vor uns. Er ist hinausgewachsen und sieht sich in der großen Leere, ratlos vor dem, was er zum erstenmal inne wird: den Schranken, die der Mensch zwischen sich und den Nächsten bringt. Aber könnte man nun vielleicht doch hin und wieder von seinem Helden sagen: seine Gedanken sind zu sehr die den Dichter selbst bewegenden Gedanken, als daß er sich in völliger Freiheit von ihm loslösen könnte — bei der Heldin, der Maslowa, schwindet auch der leiseste Beisatz von Tendenz. Eine erschütternde Seelen- und Schicksalsgeschichte ohne Hintergedanken wird uns von ihr erzählt, die Geschichte einer Armen und Elenden. Es ist ein urreligiös christlicher Zug in dem Dichter, wie er gerade in deren Leben so tief sich zu versenken weiß, auch in dem Mißachteten das verborgene Göttliche erkennt. Gilt doch von ihr wie von ihm, daß die Geschichte ihrer Auferstehung erzählt wird — von jener Osternacht an, in der ihre Seelen verloren gehen — ein Stück größter Poesie, wie Tolstoj kein schöneres geschaffen — bis zu den wahren Ostern der Seele in opferfreudiger Liebe. Welch ein Reiz um das un-

schuldige Mädchen im Anfang! Dann ihre grenzenlose Liebe und ihr Verderben. Ihr Kind verkommt von ihr ungekannt. Sie selber sinkt bis in den tiefsten Lebensschlamm, eines der vielen mißbrauchten Geschöpfe, bis die Gesellschaft im Justizmord ihr den moralischen Todesstoß giebt. Schrecklich und wahr wird ihre Lebensanschauung geschildert, bei der sie sich noch immer ganz gerechtfertigt erscheint. Haben doch all jene Männer, die im Leben glänzen, sie nötig. Also kann sie sich als etwas noch Bedeutenderes vorkommen als sie. Jetzt findet sie den alten Geliebten, ihren Verführer, wieder. Sie will gar nichts von ihm, sie stößt ihn zurück — nicht aus Abscheu gegen die Ursache ihres Unglücks, nein! weil er sie aus dem Leben herausbringen will, an das sie sich gewöhnt — und sie haßt und verachtet die, die sich gut dünken, und zu denen sie zurück soll. Aber doch kommt die alte Liebe wieder, sie sieht in ihm die Möglichkeit selbstloser Güte, und ihre erstarrte Seele wird weich. Nur durch gute Menschen kennen wir Gott, d. h. die Möglichkeit des Guten, das als Macht das Leben bezwingt. Er zieht sie zu Gott zurück. Unwillkürlich gewöhnt sie sich zu handeln, wie er es gern sieht, aber immer wortkarg und spröde dabei bleibt sie ihm ein Rätsel bis zuletzt. Kein erbauliches, kein religiös sentimentales Wort in dieser ganzen langen Geschichte, die wahrhaftig religiöse Geschichte ist. Eine That zeigt es am Ende, daß sie wieder Mensch geworden, eine That der Aufopferung, indem sie den geachteten, aber ungeliebten Mann heiratet, um den geliebten von sich zu befreien. Wie aber Nechljudow mit seinem Kreise vor uns steht, so auch die Maslowa. Jenes ist der Kreis der Besitzenden, durch gemeinschaftliche Interessen zusammengehalten, uns wohlbekannt, und so fallen denn auch bei Tolstoj nur einige neue Lichter darauf. Der Kreis der Maslowa aber ist der der Unglücklichen und Armen, derer, die durch die Menschen leiden und im Elend gehalten werden. So schildert er uns die Bauern, die nicht leben und nicht sterben können, weil ihr Land nicht reicht, um die Abgaben an die Grundherren zu bezahlen und dann noch sich selbst zu ernähren. Dann führt er uns in die Gefängnisse hinein — eine wahre Überfülle von Bildern und Lebensgeschichten. Endlich machen wir den traurigen Zug nach Sibirien mit. Und man hat gerade von diesen Kapiteln den Eindruck, daß sie nicht vergehen können. So ist das Stück Leben, ein ganz besonderes Stück, in ihnen festgehalten, mit Zügen, die wahrer wirken als die Wirklichkeit selber. Und wieder spricht zu uns der große religiöse Mensch, der mit den Ausgestoßenen lebt, aber in ihm zugleich der wahre Poet. Er schreibt nicht Tendenzen, sondern erzählt von menschlichen Schicksalen, die er freilich in ihrer Tiefe packt und versteht.

So giebt es allerdings ein neues Lebensbild, das erst nach dem Durchgang durch die Schmerzen des Denkens möglich war. Es entstammt — sagen wir es kurz — dem religiösen Grundgefühl der Verantwortlichkeit für alle, für das menschliche Leben überhaupt. In dem Licht eines ganz bestimmten Gedankens — das ist wahr — werden hier die Dinge gesehen. Aber wenn man doch nicht so schnell mit dem Einwurf der Tendenziosität bei der Hand wäre! Ja, wer hat den Mut zu ihm bei der Fülle von neuem Verstehen, neuen Gestalten, neuen Bildern, die sich hier ergeben? Es beweist die Kraft und die Fruchtbarkeit der Ideen, daß sie, in Dichtung umgesetzt, so überzeugend das Leben erschließen — fast möchte man sagen: es beweist ihre Wahrheit. Und die dichterischen Kräfte walten hier gewißlich imposant genug. Der große Kulturschilderer hat nichts an seiner Kraft verloren. Sonst gab er uns die Bilder des Landbaues und des Krieges, Bauern, Soldaten, Junker, jetzt die der Gefängnisse und des Zuges nach Sibirien. Aber man weiß nicht, wo man die gewaltigere Kraft bewundert. Wir hätten früher geglaubt, daß in seinen Schilderungen keine Seite des russischen Lebens fehle. Und jetzt hat er ganze neue Provinzen erobert, wozu es einer neuen Reife, einer anderen Lebensstimmung bedurfte. Scheint er doch wirklich prädestiniert, der dichterische Kündiger des ganzen Rußlands zu werden. Etwas ruhelos Treibendes ist in diesem mächtigen Geist! Auch in seiner Versenkung in die menschliche Seele hat er keinen Stillstand gemacht. Er ist der unvergleichliche Psycholog jetzt wie einst, der Schöpfer jener unvergeßlichen Momente, in denen ein ganzes Menschenleben in einen Augenblick zusammengedrängt erscheint — wie jene Osternacht, von der wir sprachen —, endlich der Epiker der Massen. Es handelt sich ja wieder um ein Gesamtbild russischen Lebens. Wer schöpft aus dem Vollen wie er? Erscheint doch ein Mann wie Zola geradezu dürftig neben dieser strömenden Fülle!

Statt so bequem von Tendenz zu sprechen, mache man sich klar, was sich hier abspielt. Und das sollte den Deutschen nicht schwer werden, die Schiller — bis heute mustergültig — über die Grundfragen der Poetik aufgeklärt hat. Denn die Unterscheidung, die er trifft, erklärt auch den Fall Tolstojs. Er unterscheidet die naive und die sentimentalische Poesie. In der naiven giebt der Dichter einfach ein Bild der Wirklichkeit, wie sie sich in ihm spiegelt. In der sentimentalischen aber schildert er die Wirklichkeit mit Beziehung auf einen Gedanken oder auf ein Ideal, das in seiner Seele lebt. Tolstoj war in seiner früheren Zeit ein naiver Dichter, von einer Kraft der Naivetät, wie wir seit lange keinen gehabt. Voll und saftig spiegelte sich in seiner Anschauung die Wirklichkeit der Dinge, nicht in einem künstlichen Licht, sondern als strahle die liebe Sonne über seine Bilder hin. Es war das Leben selbst mit seiner treibenden Kraft, der Liebe, und wie es angrenzt an das große Rätsel des Todes. Je voller lebendig eine Erscheinung, um so kraftvoller kam sie heraus. Diese Werke sind das hohe Lied von Jugendlust und Jugendtaumel,

von dem Leben mit der Natur und von der dämonischen Leidenschaft, und nur das Verstaubte und Gedankenhafte faßten sie nicht — daher ihre fast komischen Spitzen gegen Beamtentum und Gelehrsamkeit. Aber in dem älteren Dichter erstarkte der sittliche Mensch, die Stimme des Gewissens sprach in ihm und sprach so ganz ihm eigentümlich, so mächtig und unwiderstehlich, wie seine dichterische Anschauung gewesen war. Es ist eine so natürliche Verschiebung der gesamten Interessen mit dem Alter. Er fragt das Leben, ob es dem Guten genügt, das Gott in uns will, und wenn er es nun darstellt, thut er es als sentimentalischer Dichter. Und der Litterarhistoriker, der bei Goethe das Heraustreten aus der Naivetät der Jugend in die Bewußtheit klassicistischen Stiles verfolgt, der so mancher Verschiebung dichterischer Darstellungsweise bei nicht mehr jugendlichen Produktionskräften nachgeht, der wollte sich hier mit der lässigen Phrase helfen, daß die Gedankenarbeit die Dichterkraft ertötet und in Tendenzschriftstellerei erstickt habe? So konnte Turgenjew denken, wir können es nicht mehr. Wir haben einen Dichter, in dem zugleich ein Denker steckt, aber daß er ein Dichter geblieben, beweist — nach dem Meisterwerke „Herr und Knecht", das immerhin nur eine kleine Erzählung — nun auch dieser große Roman. Ja, es ist ein Fall, der Schillers Aufmerksamkeit in hohem Grade beschäftigt haben würde — das Beispiel eines sentimentalischen Poeten, der in naiver Weise schildert. Denn man beachte die wirklich großartige Weise der Erzählung — die Nüchternheit, den Mangel an Aufregung, das völlig Sachliche. Allerdings mit psychologischer Vergeistigung wird doch nur Zug an Zug gereiht, um das Wirklichkeitsbild voll herauszubringen. Es ist die Darstellungsart des naiven Dichters. Und der Gedanke selbst? Er sollte doch sogar als solcher uns zu ernstem Nachsinnen bringen. Wie viele Menschen giebt es denn, die in völlig originaler Weise über das Lebensganze neue Gedanken bringen? Die uns zwingen, alles, auch das Altbekannte und Selbstverständliche neu, vor unserem Gewissen zu durchdenken? Auch nur als Kulturerscheinung läßt dieser uns nicht an sich vorbei. Er sagt: in eurem sittlichen Glauben seid ihr Christen — seid es auch! ihr seid Menschen — seid es auch! Steht wirklich als Mensch zum Menschen dem Nächsten gegenüber. Und wir sollten uns nicht an den Kopf greifen und uns besinnen? Wir müssen dankbar sein für jedes Buch, das uns wirklich vor letzte Fragen stellt. Es hat vielleicht noch keine Dichtung gegeben, die so ganz und specifisch wie diese christlich war — nämlich so ganz Dichtung und so ganz christlich. — —

Damit könnten wir es genug sein lassen, denn wir haben nun das neue Werk in den früheren Aufsatz hineingefügt und erkennen in dem neuen Verstehen des Lebens auch hier noch die ungemeinen dichterischen Kräfte. Aber — gestehen wir es ehrlich — es bleibt eine Frage zurück, der Leser stellt sie, und wenn er uns bis hier Vertrauen geschenkt, hat er ein Recht, daß wir uns ihm nicht entziehen, nämlich: sei das Buch ein Kunstwerk, sei es ein Roman, so sehr es will, es soll ja doch zugleich eine Predigt sein — wir fühlen, wie es an unsere Seelen pocht, wie es an uns rüttelt und reißt. Nun wohl: was es uns als Predigt sagt, ist das wahr? Und freilich, da wankt der Boden unter den Füßen. Der Mensch hat kein Recht, über den Mitmenschen Leid zu bringen — so tönt es an unser Ohr —, es darf keiner richten über den anderen — keine Gewaltthat soll sein. Also fort mit den Gerichten, mit den Gefängnissen, mit den überflüssigen Behörden, mit den Soldaten. Was sagen wir dazu?

Aber wieder erkennen wir Tolstoj hier, wie wir ihn schon erkannt. Er denkt sich die Wirkung seiner Gedanken von heute auf morgen. Von heute auf morgen soll die neue Lebensform wirklich werden, nur ein Entschluß thut not. Dies ist die wirklich religiöse Energie, die seiner Predigt innewohnt — dieser felsenfeste Glaube. Aber hier liegt zugleich das Zurückstoßende seiner großen Erscheinung, was ihn bei den Nüchternen um seine Wirkung bringt und — schlimmer als dies — seine Stellung in praktischen Lebensfragen schief macht, Mißerfolge, eigene Erbitterung und Halbheiten in sich trägt. Erinnern wir uns, sein Buch selber, indem es im Sande verläuft, erklärt sich gegen ihn. Und noch mehr, neues sittliches Leben ist ja nicht einfach zu übertragen als fertige, gesetzlich festgelegte Form. Hier ist Tolstoj zweifellos im Irrtum. Wir haben es in uns selber zu verwirklichen als eine Kraft, die das bestehende Leben umgestaltet. Und fragen wir nach dem sittlichen Inhalt der Tolstojschen Predigt, so fragen wir so: enthält sie Gedanken, die unser Gewissen wecken und klären können? Drei Züge scheinen uns hier wichtig.

Zunächst — nach diesem Buche steht endgültig fest: Tolstojs Lebensgedanke ist nicht der asketische Nihilismus, sondern die erneuernde Liebe. Manche Vorurteile werden jetzt verschwinden müssen.

Ferner: so gewiß das Leben sich Institutionen geben und schaffen muß, so gewiß tragen diese die Gefahr der Verknöcherung in sich. Mit der Form kommt die Formel. Statt dem Leben zu dienen, erdrücken sie es, und mehr als einmal mag man fragen: ob der sinnlose Zeitverlust, der so leicht im Gefolge gesellschaftlicher Einrichtungen sich einstellt, im Verhältnis steht zu ihrer fruchtbaren Arbeit. Nun eben, daß sie als wirklich fruchtbare Organe sich wieder und wieder erneuern, das müssen wir fordern. Wann sind sie fruchtbar? Wenn sie notwendige Ausdrucksformen einer wirklich sittlichen Menschheit sind. Wann sind sie das? Wenn die Gesinnung hilfbereiter Liebe sie durchdringt, wenn in ihnen der Mensch zum Menschen in Verhältnis steht, nicht aber eine sociale Maschine klappert. Nun, und dieser Gesinnung, der sittlichen, der christlichen, schafft Tolstoj Atem und Wort. Der kritische

Ausdruck sei überstürzt, aber den Ruf an unser Gewissen sollen wir nicht überhören.

Endlich: die Gesinnung zeigt sich in Tolstoj selbst sogleich fruchtbar. Sie erweitert den Gesichtskreis. Sie giebt ein neues Mitgefühl mit Menschen und menschlichen Verhältnissen. Und man darf sagen, in einer Erneuerung und Erweiterung der Liebe der Menschheit zeigte sich noch immer eine neue Epoche christlicher Kultur. Weist doch sogar der Gedanke der Weltlitteratur, das liebevolle Lauschen auf die Stimme der Menschheit in allen Völkern — diese vielleicht stärkste Ausweitung des humanen Mitgefühls, des Allmenschheitsgefühls — durch Herder auf den religiösen Ursprung aus Hamann zurück. Es hat eine rührende Größe, wie dem Nechljudow die einfache Güte und Menschlichkeit des Lebens in den armen sibirischen Arbeitern aufgeht. „Hier ist sie — le vrai grand monde, dachte Nechljudow, indem er sich der vom Fürsten Kortschagin gesprochenen Phrase und dieser ganzen müßigen, luxuriösen Welt der Kortschagins mit ihren nichtigen, kläglichen Interessen erinnerte. Und er hatte das Gefühl des Reisenden, der eine neue, unbekannte und schöne Welt entdeckt hat." — —

Es wäre schade, wenn für die Deutschen die eminente positive Kraft dieses großen Schriftstellers verloren wäre. Mag er in seinem Radikalismus zu unhaltbaren Stellungen getrieben werden. Man bedenke stets, wie viele durch und durch mittelmäßige Köpfe fallen nicht in diesen Fehler, ja wie viel leichter ist es, ihn zu vermeiden als ihn zu begehen. Es giebt eben Irrtümer, in welche nur die große, ungebrochene Kraft verfällt — es giebt sogar solche, die der Genialität vorbehalten sind. Schließlich verlangt ein solcher Schriftsteller ja auch gar keine Nachtreter, sondern selbständige Leser, die ihm so gut zu widersprechen wie zu folgen verstehen. Die großen Werke der Litteratur sind eine Kraft der Erziehung, und, wie uns Schiller gelehrt, es ist nicht irgend eine lebensfremde Fertigkeit, sondern der ganze Mensch, der durch sie erzogen wird.

Marburg. Prof. Dr. E. Kühnemann.

Seit einiger Zeit haben wir eine umfangreiche, fast tausend Seiten zählende **Deutsche Litteraturgeschichte des 19. Jahrhunderts** von Richard M. Meyer (mit acht Bildnissen; Berlin, Georg Bondi; geh. 10 Mk., geb. 12,50 Mk.), dem rastlos thätigen Berliner Privatdocenten, der uns vor wenigen Jahren erst eine überraschend selbständige, geistvolle Goethe-Biographie geschenkt hat. Die ernsthafte Kritik hat das Buch fast durchweg abgelehnt, in manchem litterarischem Organ sind langatmige Abhandlungen darüber geschrieben worden, die an dem Ganzen kaum ein gutes Haar gelassen haben. Nun ist es gewiß außerordentlich schwer, einer Litteraturgeschichte gegenüber, die die neuesten, die allerneuesten Erscheinungen des uns noch lebendig umwogenden litterarischen Getriebes behandelt, rein sachlich zu bleiben. Das uns hier dargebotene Werk war zu sehr und zu lange unser aller Wunsch und Verlangen, als daß sich nicht in jedem ein mehr oder minder klares Idealbild davon gebildet hätte, nach dessen geliebten Linien und Farben man nun sehnsüchtig ausspäht. Man vermißt sie — und das Urteil ist fertig. Auch hier könnte ein langer Wunschzettel entfaltet werden, wenn er sich nicht vor lauter getäuschten Hoffnungen alsbald von selbst wieder zusammenkrümmen würde und wenn litterarische Kritik im polemischen Sinne des Wortes dieser „Rundschau" nicht überhaupt und grundsätzlich fern läge. Indessen ein „lasciate ogni speranza" muß auch hier aufgepflanzt werden. Ein Geschichte der bewegenden litterarischen Ideen werden die Leser in Meyers Buch vergebens suchen; dafür ist der Form dem Inhalt gegenüber durchweg eine viel zu große Wichtigkeit beigelegt. Dabei fehlt ganz das Großzügige, Weit- und Innigumfassende, das Treitschkes geniale litterarische Überblicke in der „Deutschen Geschichte" so auszeichnet, mögen sie sonst einseitig, tendenziös und eigensinnig sein, soviel sie wollen. Auch Scherers plastische Prägnanz und Bildkraft ward dem Verfasser nicht zu teil: sein Stil ist weich und zerfließend, nervös, wenn auch geistreich und pointiert, und vor allem die ganze Darstellungsart viel zu kritisch, um einheitliche Bilder dem Leser zu vermitteln. Doch genug der Ausstellungen! Nicht genug zu schätzen ist anderseits die gewaltige Belesenheit des Verfassers, die Selbständigkeit und Kühnheit der Auffassung, die Vielseitigkeit seiner Interessen, die Feinspürigkeit seiner ästhetischen Nachempfindung. Kapitel wie die über Gottfried Keller, Theodor Fontane oder Gerhart Hauptmann sind darin Muster ihrer Art. Und wenn wir vergleichen und uns fragen: was haben wir, das sich auf demselben Gebiete Meyers Buch an die Seite setzen ließe, so wüßte ich keinen Namen zu nennen, vorausgesetzt immer, daß die Leser ein Lehrbuch der neuesten und allerneuesten Litteratur mit mir für ein Unding halten und daß man Meyers Werk als ein durch und durch subjektives Anregebuch auffaßt, dem man für erweckten Widerspruch nicht weniger dankbar ist als für Bereicherung positiver Kenntnisse.

Vermischte Aufsätze zur Pädagogik und Ästhetik hat unser Mitarbeiter Prof. Dr. Alfred Biese in einem stattlichen Bande mit dem Titel **Pädagogik und Poesie** vereinigt (Berlin, R. Gaertners Verlagsbuchhandlung [Herm. Heyfelder]). Die hier veröffentlichten Aufsätze sind durchweg von dem Gedanken getragen, daß Pädagogik nicht sowohl eine Wissenschaft als vielmehr eine Kunst sei, die auf eine in der Form vollendete, harmonische Übermittelung, die tief innerliche Durchgeistigung

eines Wissensstoffes auszugehen habe. Das aber gerade rückt den Unterricht der Poesie so nahe, deren Höchstes und Bestes der Verfasser in der Erhebung des Herzens, des Gemütes, der Phantasie zu allem Idealen sieht. Deshalb spürt er der Poesie in der Religion, in der Naturanschauung, in der Geschichte u. s. w. nach; sie ist ihm die Seele aller Pädagogik. Dieser Gedanke umschlingt wie ein gemeinsames Band alle hier vereinigten Arbeiten. Eine Charakteristik der einzelnen Aufsätze können wir uns ersparen, da unsere Leser die vor einiger Zeit in unseren „Monatsheften" erschienene Studie „Das Naturgefühl im Wandel der Zeiten" gewiß noch in guter Erinnerung haben. Gerade die lyrische Naturpoesie, die in der vorliegenden Sammlung mit mehr als einem Aufsatze vertreten, ist ja mittlerweile eine Domäne des Verfassers geworden, auf der er mit umfassender Form- und Stoffbeherrschung waltet. Diese Arbeiten hauptsächlich, sowie eine Reihe hübscher Abhandlungen über Goethe, Uhland, Storm und Mörike machen das Buch auch für weitere Kreise unserer Gebildeten als bloß für die Lehrerwelt wertvoll.

Auch aus Ludwig Geigers neuester litteraturgeschichtlicher Aufsatzsammlung **Dichter und Frauen** (Berlin, Gebr. Paetel) sind unseren Lesern bereits mehrere Abschnitte bekannt. Arbeiten wie diese — ich erinnere nur an die Beiträge „Aus Therese Hubers Herzensleben", George Sand und Alfred de Musset und Otto Roquette — werden den Inhalt des ganzen Buches ein für allemal vor dem Verdachte einer flüchtigen Feuilletonmache schützen, sondern ernste, aus den Quellen geschöpfte Darstellungen darin vermuten lassen, die die nachträgliche Sammlung in Buchform wohl verdienen. Schon das reichhaltige neue Briefmaterial, das hier verarbeitet ist, verdient außergewöhnliches Interesse, zumal da es, wie so oft in ähnlichen Veröffentlichungen, nicht etwa im äußerlichen litterarischen Klatsch stecken bleibt, sondern in das Innere des Gefühlslebens im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert hineinleuchtet. Polemisches ist wenig dabei, und selbst da, wo es den Ausgangspunkt bildet, wie in dem Aufsatze „Henriette von Lüttwitz", der sich gegen Hoffmanns Hypothese von Goethes Liebe zu diesem schlesischen Adelsfräulein richtet, wird mit Erfolg der Aufstieg zur Höhe allgemeiner principieller Betrachtung der obwaltenden Fragen angestrebt. So ist auch diese neue Sammlung durchaus keine Materialsammlung für die Gelehrten, sondern ein lebendiges Buch für die Gebildeten überhaupt geworden.

Aus Fanny Lewalds Nachlaß giebt Ludwig Geiger tagebuchartige Aufzeichnungen unter dem Titel **Gefühltes und Gedachtes** heraus (Dresden und Leipzig, Heinrich Minden). Es ist, wie der Herausgeber selbst gesteht, „ein Buch des Unmuts und des Alters", voller Bitternisse und Schärfen. Fünfzig Jahre inneren und äußeren Lebens ziehen an dem Leser vorüber: nicht in Erzählungen von Ereignissen — wie sie die vor einigen Jahren in den „Monatsheften" veröffentlichten „Lebenserinnerungen" enthalten —, nicht in Betrachtungen, die an unbedeutende Vorkommnisse anknüpfen, sondern in intimen Mitteilungen von Gedanken und Gefühlen, die durch große Weltbegebenheiten, durch die innere Entwickelung oder mannigfaltige Lektüre der Verfasserin erregt wurden. Dieser vielseitigen Frau war in der That nichts Menschliches fremd. Über Religion, Politik und Geschichte, über Frauenfrage, Nationalökonomie, Philosophie und Naturwissenschaft, Musik und Familienleben finden sich geistreiche Aperçus, die meisten nicht ohne den Stachel der kritischen Pointe. Sie selbst beobachtet sich bei der dichterischen Arbeit und sucht von hier aus in das Wesen der Dichtung überhaupt einzudringen, nicht methodisch, sondern impulsiv und individuell. „Ein Zeugnis kühnen und unerschütterlichen Mutes, ein Resultat scharfen, vielseitigen, rücksichtslosen Denkens, ein Buch des Kampfes gegen Unsitte und Vorurteil, Halbheit und Unlauterkeit, ein kühner Protest gegen müßiges Hindämmern — so soll das Buch zu allen denen sprechen, die Fanny Lewald liebten und die es verstehen oder lernen wollen, mit Kraft und Gesundheit in sich und um sich zu blicken." Nicht bloß das — auch die weichen Seelen, die Schwachen und Ängstlichen können aus dieser Fülle von Lebensweisheit lernen, und alle, die es lesen, werden reiche Früchte für Herz, Gemüt und Verstand daraus ernten.

Erinnerungen aus der Jugendzeit (Berlin, Gebr. Paetel) hat neuerdings auch der Herausgeber der „Deutschen Rundschau", Julius Rodenberg, veröffentlicht. Was diesen beiden Bänden von vornherein den Zug der Liebenswürdigkeit und Vornehmheit giebt, ist der Umstand, daß Rodenberg im Gegensatz zu vielen seiner litterarischen Altersgenossen nicht sich selbst und seine schriftstellerische Thätigkeit in den Mittelpunkt dieser Aufzeichnungen stellt, sondern vielmehr aus dem Garten seiner Jugend ein paar hervorragende Erscheinungen auswählt, um sie mit den Ranken und Blüten seiner idyllisch-elegischen Erinnerungen zu schmücken. Jeder Band bringt zwei solcher Abschnitte: in dem ersten steht Heinrich Marschner im Vordergrunde, den zweiten, der „Berliner Anfänge" überschrieben ist, beherrschen eine ganze Reihe von charakteristischen Berliner Persönlichkeiten der fünfziger und sechziger Jahre: Berühmtheiten der Litteratur, der Bühne, des Konzertsaals, der Wissenschaft und der vornehmen Gesellschaft. Was Rodenberg über sie erzählt, ist mit der freundlichen Milde und Versöhnlichkeit des Alters vorgetragen, die doch weit entfernt bleibt von der traurigen Tugend des laudator temporis acti. — Nach London führt uns der zweite Band. Die erste, für die ferner stehenden Kreise des nachgeborenen Geschlechts vielleicht etwas gar zu lang geratene Erinnerung gilt einem „Frühvollendeten", dem Schlesier Emanuel Deutsch, einem vielseitigen, vornehmlich auf dem Gebiete der indo-europäischen und semitischen Sprachen thätigen Gelehrten am Britischen Museum (geb. 1829, gest. 1873); die zweite ist

der Erinnerung an einen desto Bekannteren gewidmet: Ferdinand Freiligrath. Die Briefe des Dichters freilich, die auf diesen Blättern mitgeteilt werden, zeichnen sich nicht gerade durch bedeutsamen Inhalt aus, desto anmutiger und fesselnder aber weiß ihr Empfänger darin persönliche Erinnerungen zwischen ihre Zeilen zu ranken, idyllische Bildchen aus Freiligraths Londoner Häuslichkeit, bewegte Episoden aus dem damaligen Londoner Gesellschaftsleben um sie herum zu pflanzen und die leichten Sommerfäden lustiger oder ernster Associationen darüber flattern zu lassen. Die letzten Seiten der Erinnerungen geleiten den deutschen Sänger aus seinem englischen Exil noch wieder zurück in seine geliebte, nie vergessene deutsche Heimat; mit einem Blick auf den köstlichen Spätherbst, der der Freiligrathschen Dichtung in den Jahren 1870/71 noch vergönnt war, schließen die Aufzeichnungen.

Da gerade von Freiligrath die Rede, sei hier auf eine kleine Schrift hingewiesen, die seiner Übersetzerthätigkeit die verdiente litterarhistorische Würdigung zu teil werden läßt. Dr. Kurt Richter, ein Schüler des Breslauer Litterarhistorikers Max Koch, hat in seiner erweiterten Dissertation, die in die Munckerschen „Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte“ Aufnahme gefunden (Berlin, Alex. Duncker; Preis 2,70 Mk.), **Ferdinand Freiligrath als Übersetzer** geschildert. Im Mittelpunkte der Untersuchung steht Freiligraths Verhältnis zu Victor Hugo, der den Deutschen auch in stofflicher, formeller und stilistischer Hinsicht vielfach beeinflußt hat. Innerlich ferner geblieben sind ihm die englischen Dichtungen, obgleich er gerade von diesen einzelne meisterhaft eingedeutscht hat. Der Schlußabschnitt giebt eine Vergleichung Freiligraths mit Geibel und dem so früh verschiedenen Schweizer Heinrich Leuthold, woraus sich lehrreiche Erkenntnisse für Freiligraths dichterische Eigenart ergeben.

Zu einem streitbaren Hefte vereinigt liegen jetzt die **Drei Reden** vor, die Hermann Sudermann wider die drohende Lex Heinze und zur Gründung des Goethe-Bundes in Berlin und München gehalten hat (Stuttgart, J. G. Cotta). Es steht manches darin, was auch nach vorläufig abgewandter Gefahr Beachtung und Beherzigung verdient. Der Reinertrag der Schrift (Preis 50 Pf.) ist für den Goethe-Bund bestimmt.

Enge Verwandtschaft mit dieser Sudermannschen Schrift zeigt Ernst Gystrows Broschüre **Der Katholicismus und die moderne Dichtung** (Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag; 1,50 Mk.). Sie verdankt ihre Entstehung dem durch Schell und Veremundus (Karl Muth) entfachten Streit über die sogenannte „Inferiorität des Katholicismus“, strebt aber in Auseinandersetzungen über die litterarischen Plänkeleien des Tagesfeuilletonismus hinaus auf einen Standpunkt der Betrachtung, der die Gegensätze von höherer und umfassenderer kulturgeschichtlicher Warte sieht. Von „Objektivität“ freilich ist dabei keine Rede: Gystrow ist vielmehr von der Rückständigkeit des Katholicismus in allen litterarischen Dingen überzeugt, sucht diese nun aber als eine notwendige Folge aus dem Gegensatz zwischen Katholicismus und moderner Weltanschauung zu erweisen. Zu diesem Zwecke untersucht er insbesondere die philosophischen Grundlagen der modernen Dichtung, fügt in etwas lockerem Zusammenhange ein Kapitel über die Marienlyrik und eins über Dickens und den Humor hinzu — um immer wieder sein Ceterum censeo von der litterarisch-philosophischen Inferiorität des Katholicismus zu wiederholen. Es ist in das Buch ein reichhaltiges Material von litterarischen, philosophischen und naturwissenschaftlichen Kenntnissen verbaut, aber als Ganzes würde die Schrift an Wert gewinnen, wenn sie an ihren Stoff voraussetzungsloser heranträte und ihre Untersuchungen mit größerer historischer Ruhe und Vollständigkeit führen könnte.

Eine auf bester wissenschaftlicher Grundlage aufgebaute kritische Biographie **Voltaires** (Leipzig, O. R. Reisland) haben wir seit kurzem dem Gelehrtenfleiße einer jungen Dame zu danken, deren philologische Arbeiten schon während ihrer Studienzeit Aufsehen erregten. Dr. Käthe Schirrmacher, die Verfasserin, geht aber in ihrem Ehrgeiz weiter: nicht nur ein gelehrtes Werk, sondern auch ein Kunstwerk der Darstellung wollte sie uns geben, und so ist nun ihr „Voltaire“ jenen bei uns gewiß nicht zahlreichen Büchern beizuzählen, die ihrer sauren Mühe Frucht in einer Schale darreichen, die an sich durch die Sorgfalt und Ebenmäßigkeit ihrer Form entzückt. Lebensgang und geistige Entwickelung des Schriftstellers sind geistvoll ineinander verarbeitet, seine kulturgeschichtliche Bedeutung scharf und überzeugend aus seinem Charakter und seiner Begabung abgeleitet. Dabei hält sich das Buch von aller billigen Verherrlichung fern, versucht dafür aber desto inniger und gerechter aus dem Geist der Zeit heraus zu urteilen. So ergiebt es sich von selbst, daß sich an vielen Stellen das Lebensbild des Einzelnen zu einem kulturgeschichtlichen Charakterbilde seines Jahrhunderts erweitert und daß auf diesem Hintergrunde die Silhouetten zahlreicher Zeitgenossen auftauchen, die mit ihm in persönliche oder geistige Berührung getreten sind. Oft haben sich männliche, vor allem so scharf ausgeprägte Charaktere, wie Voltaire einer war, auch von den besten weiblichen Händen eine Versimpelung und „Popularisierung“ gefallen lassen müssen, die ihnen in der Wertschätzung der Nachwelt üble Dienste thaten — hier zeigt sich die Kraft der weiblichen Feder dem Gegenstande einmal völlig gewachsen. Dem gediegen ausgestatteten Werke hat die Verlagshandlung eine ganze Galerie zeitgenössischer Bildnisse mit auf den Weg gegeben, welche die Lebendigkeit der Darstellung dankenswert unterstützen.

Der italienischen Litteratur haben kürzlich Berthold Wiese und Erasmo Pèrcopo eine volkstümliche, vom Bibliographischen Institut mit zahlreichen authentischen Abbildungen versehene Darstellung gewidmet, die den Ansprüchen der großen

gebildeten Allgemeinheit vollkommen genügt und die deshalb an dieser Stelle auch bereits gebührend gewürdigt ist. Da das Werk aber in einem mittelstarken Bande die gesamte italienische Litteratur von der sizilianischen Dichterschule des dreizehnten Jahrhunderts an bis auf Gabriele d'Annunzio umfaßt, so wird natürlich derjenige, der sich über einzelne Epochen eingehender unterrichten möchte, manches darin vermissen. Insbesondere das achtzehnte Jahrhundert durfte wohl eine besondere ausführlichere Darstellung beanspruchen, zumal da Hettner in seinem genialen Werke seine Aufgabe mit der Charakteristik der deutschen, englischen und französischen Litteratur für gelöst betrachtet zu haben scheint. Markus Landau, der Verfasser des gelehrten litterarischen Handbuches über die Quellen des Boccaccio, hat nun diese schwierige Aufgabe in einem Werke zu lösen unternommen, das ausschließlich der **Geschichte der italienischen Litteratur im achtzehnten Jahrhundert** (Berlin, Emil Felber; 12 Mk.) gewidmet ist, sich aber keineswegs damit begnügt, die Litteratur im engeren Sinne für sich allein zu betrachten, sondern — wie das eigentlich jede gründliche, tiefergehende Litteraturgeschichte müßte — auch die Religion, Philosophie, Naturforschung, Geschichtschreibung, Nationalökonomie, Rechts- und Staatswissenschaft, Kunstgeschichte, Ästhetik, Poetik und Kritik gebührend berücksichtigt. Man fürchte auch nicht, hier nur eine Sammlung von Schriftstellerbiographien und bibliographischen Daten zu erhalten — das Buch will vielmehr darstellen, wie der Geist jener Zeit und der Volkscharakter in ihrer gegenseitigen Wirkung in der Litteratur zum Ausdruck kamen. Über das Allgemeine ist freilich das Biographisch-Individuelle nirgends vernachlässigt. Charakteristiken wie die von Gozzi, Goldoni, Alfieri, Metastasio sind Musterstücke ihrer Art. Vor allem in dem litterarischen Bildnis Goldonis zieht die Schärfe der Kritik, die Weite des Blicks und die Sicherheit der Linienführung immer wieder an. Der Stil ist fließend, klar, frei und ledig von allem gelehrten Ballast. F. D.

Sehr beachtenswert ist eine Schrift über **Palermo** und die Kultur in Sicilien, aus dem Italienischen des Giorgio Arcoleo übersetzt (Dresden, Carl Reißner). Der ganze Reiz, der darin liegt, die Kultur eines Landes zu schildern, das, so lange es bestand, eine seltsame Mischung von Rassen, Einflüssen und Idealen zeigte, ist hier voll ausgekostet. Das Buch ist knapp, aber überaus reich. Das griechische, das normannische, das italienische Sicilien werden als üppige Bilder aufgerollt von einem Manne, der die Zeichen der Zeit zu lesen versteht, die Geschichte als Lehrmeisterin nimmt und von einem warmen Lokalpatriotismus beseelt ist. Er darf alles Lehrhafte fernhalten, weil eine fast dichterische innere Anschauung in ihm lebt, die die Lektüre seines Buches zu einem erlesenen Genuß macht.

Ein anderes Kulturbuch: **Paris** von George Riat, in der deutschen Ausgabe bei E. A. Seemann, Leipzig, mit zahlreichen, meist guten Bildern. Es ist eine Übersicht über die Geschichte des Bauens, Malens, Bildhauens in Paris, die als Handbuch gerade jetzt gewiß manchem willkommen sein wird. Etwas Besonderes in Anschauung und Erfassung der Gegenstände zu bieten, wofür hier ja reichlich Gelegenheit war, scheint dem Verfasser fern gelegen zu haben. Der archivarische Stil des Buches wird durch die ungeschickte Übersetzung nicht gerade gemildert. B.

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. — Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten.
Redaktion unter Verantwortung von Dr. Adolf Glaser in Berlin und Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen sind zu richten an:
die Redaktion von Westermanns Illustrierten Deutschen Monatsheften in Braunschweig.

Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte. Zu Bie: Die Wand und ihre künstlerische Behandlung.

Fontainebleau: Thürmalerei von Boucher. „Der Sommer“.
Aus der Salle du conseil, Stil Louis XV.

Onkel Sonnenschein.

Ein Tagebuch
herausgegeben von
Peter Rosegger.

(Nachdruck ist untersagt.)

Ach, die reizenden Zeitgenossen! Wie barmherzig sie einem ins Gesicht lügen. „Vortrefflich sehen Sie aus. In der That, Sie sehen — unberufen — viel besser aus als das letzte Mal! Kein Vergleich!“

Danke schön für die freundliche Erinnerung. Weiß zwar ohnehin, daß ich krank bin.

Mein gütiger Arzt pflegte immer zu sagen: „Schwächliche und kränkliche Leute werden älter als starkgesunde, weil sie auf ihre Gesundheit nicht sündigen.“ Seit einiger Zeit bringt er den Trost in anderer Form. „Bei gewissenhafter Diät läßt sich immer noch ein Weilchen gewinnen.“

Wie alt ich bin? Just in den besten Jahren. In den *besten*! Ich spüre es in allen Gliedern. Mindestens fünfzig Jahre hätte ich noch auf dem Kerbholz, wenn's der Ewigkeit-Herr nicht übers Knie abbricht und ein Kreuzl draus macht, zum Aufstecken am Hügel. Aber mein eigener Adam will mir untreu werden. Ich hätte ihn zu sehr vernachlässigt, hätte es allfort mit der Seele gehalten. Wenn die Seele lustig sein wollte, habe der Leib Wein trinken müssen und den Katzenjammer bestreiten; wenn der Seele ums Lieben war oder ums Hassen, habe sie Feuer in den Leib geworfen, daß er sich verzehrte. Und wenn sie, diese herrische Seele, in langen Nächten ihre närrischen Gedankenfäden spann und wob, mußte der arme Leib dabei hocken, zusammengekauert, schlafdurstig und gebrochen. Man möge nur einmal andere, etwa vierfüßige Leiber betrachten, die ließen sich derlei Knechtungen nicht gefallen, die stampften mit ihren vier Pfoten das bißchen Seele einfach in den Dreck — basta. Aber, so opponiert der Leib weiter, nun wäre seine Geduld zur Rüste, er wolle zusperren vor Thorschluß, und ich könnte mit der obdachlosen Seele gerade einmal davonfliegen, in den Himmel hinauf zu den so begeistert besungenen Göttern oder — anderswohin.

Jeden Tag mehrmals deutet er mir das an, der unliebenswürdig gewordene Körper. Ich glaube, es ist sein Ernst. Zum Satan, mir ist aber die Sache nicht gleichgültig. Ich bin noch nicht satt und ich mag die fragenden Blicke meiner Kinder, das heimliche Flennen meines Weibes nicht aushalten. Was hilft's? Ich will ins klare kommen.

Muß es sein, na, Dagobert, dann fangen wir langsam an, einzupacken. Morgen will ich meinen Arzt an der Gurgel packen: Blut oder Wahrheit! Der soll mir nicht auskneifen. Heute will ich mich noch der lieben Unwissenheit freuen. Sie macht ja glücklich, sagt man. Wenn ich dem Spiegel glauben wollte! Diese Grobiane mit dem blutleeren Quecksilberrücken zeigen ja allemal um mindestens fünfundzwanzig Prozent zu jämmerlich.

* *
*

Sapperlot, Dagobert, was ist denn das für eine Aufführung? Siebenschläfer! Schickt es sich auch, am Tage der Urteilsverkündung so sorglos zu schlafen? — Mehr als Sterben kann mir nicht leicht passieren. Das dürfte abends mein letzter Gedanke gewesen sein. Das wäre schon gar schön, wenn dieses Leben mit seinen täglichen zehn Plagen kein Ende hätte! Da müßten alle Wissenschaften und anderen kulturellen Kräfte schnell zusammenhalten, um einen ausgiebigen Tod zu erfinden. Das wäre die größte Errungenschaft des Jahrhunderts, dem Erfinder würden an allen Orten prachtvolle Denkmäler erbaut werden, und die künftigen Kalender würden eine Zeitrechnung einführen: „Seit der Erfindung des Todes so und so viel Jahre.“

Meinem Doktor Balsam hätte es wohl zuzutrauen sein mögen, wenn ihm nicht Kain zuvorgekommen wäre. Er macht sich ein Vergnügen daraus, den Patienten, die ihn darum fragen, zu versichern: „Lieber Freund, ich kann Ihnen zu Ihrer vollsten Beruhigung mitteilen, daß Sie keine drei Monat mehr leben!“ Und er hält Wort! Mir ist kein Fall bekannt, daß ein Kranker sich gestattet hätte, das Maximum zu überschreiten. Und zu diesem verläßlichen Mann will ich nun gehen. Wenn er auch heute wieder Hypochonder zu mir sagen sollte, dann schreibe ich mich von jetzt ab: Dagobert Hypochonder, und ein Manupropria dazu, so groß wie der Schweif eines Lindwurms.

* *
*

Ich war schon bei ihm. Ich komme schon zurück. Ich weiß es schon.

Im Vorzimmer habe ich eine volle Stunde warten müssen. Da gab es genügend Zeit zum Sichausschnaufen von der Treppe, die nicht weniger als dreizehn Stufen hat. Meine Mitwartenden hatten es alle so dringend, hineinzukommen und gesund zu werden. „Bitte,“ habe ich gesagt, „will schon warten.“ Diese Wartezimmer der Ärzte! Jodoformduft, schwellende Sammetsessel und Spucknapf daneben. Und Teppiche, daß sich die Bakterien passabel einnisten können. Alles luftdicht verschlossen, natürlich, weil die lieben Kranken kein offenes Fenster vertragen können und es vorziehen, die ausgeatmete Luft der Mitkranken in sich zu saugen, als den frischen freien Tageshauch zu trinken. Ob das Ordinationszimmer wohl allemal so viel gut macht, als das Wartezimmer schadet? Auf dem runden Tisch lagen illustrierte Zeitschriften herum, abgegriffen und schmutzig, auch ein alter Jahrgang der „Fliegenden Blätter“ war vorhanden. Da kann man sich ja unterhalten. Hätte mich auch. „Guten Morgen!“ sagten seine Schergen, als sie in die Zelle traten, um den Delinquenten zum Galgen zu führen. — Sah der freundliche Doktor Balsam, als er die Thür öffnete, meine werte Person und bedeutete den übrigen höflich, er müsse mit mir die Reihenfolge stören, denn ich wäre nicht in der Lage zu warten.

Im Ordinationszimmer mußte ich mich auf das rote Sofa setzen. Der Doktor steht hoch, stramm vor mir da, stemmt den Arm in die Seite, strotzt vor Behagen. Man sieht es, wieviel Gesundheit der zu vergeben hat. Dann setzt er sich mir gegenüber, legt seine wulstige Hand auf meine abgezehrte und sagt: „Es steht ja recht leidlich, nicht wahr?“

Ich entziehe ihm die Hand, klammere die Finger ineinander und beginne mein banges Anliegen vorzubringen: „Doktor! Ich will auf die Polizei, wo die gefundenen Sachen abgegeben werden. Ich habe meine Geduld verloren. Schon zwei Jahre lang so krank sein —“ Da versagte der Atem.

„Sind Sie denn wieder so gelaufen?“ fragt er mit aller erheuchelten Einfalt.

„Sie müssen mich heute noch einmal untersuchen, Doktor, und zwar gründlich. Ich glaube — mit mir ist's aus.“

„Ei, warum nicht gar!“ lacht er auf.

„Ich will es nun gerade einmal wissen, wie es steht. Ich will mein Haus bestellen."

„Das soll jeder bestellen und jederzeit bestellt haben. Sie sagten mir doch, daß Sie schon vor Jahren, in gesunden Tagen, das Testament gemacht haben."

„Sapperlot ja! Ein Mann mit regelmäßiger Frau, dito Kindern wird viel Testament machen! Dahin stünde nichts mehr im Wege, Doktor. Allein die Familie — sie will vorbereitet sein. Und mich wird die Wahrheit nur stärken, so wie mich die Ungewißheit lahm gemacht hat und noch verrückt machen würde. Helfen können Sie mir nicht, Herr. Alles, was Sie mir thun können, was ich von Ihnen verlange: Prüfen Sie nochmals genau meinen Zustand und sagen mir, wie es steht."

Er fühlt mir den Puls. Es pocht sein eigenes Blut an den Fingerspitzen. „Sie sind heute etwas aufgeregt. Das Fieber ist mäßig. Entkleiden Sie einmal den Oberkörper."

Und dann beginnt er das bekannte Spiel. Er klopft an der Brust und horcht. Er klopft am Schlüsselbein, hinter den Achseln, an den Seitenrippen, legt seine bebartete Wange dran und horcht. Kein Wort sagt er. An einzelne Stellen legt er neuerdings sein Blatt und klopft. Ein Mehlsack kann nicht tonloser sein. Er befiehlt, tief Atem zu holen, und legt wieder sein kaltes Ohr an. Dann richtet er sich auf und sagt: „Na!" Sonst nichts. Bei der gebückten Stellung ist ihm das Blut ins Gesicht gekommen.

„Wie steht's?" frage ich wohl etwas kleinlaut.

„Ich kann nur wiederholen, daß Sie sehr achtgeben müssen."

„Geben Sie mir Monate? Wochen?"

Da sagt der Doktor: „Und wenn jetzt der gesundeste Mensch vor mich tritt und will wissen, wieviel Lebenszeit ich ihm gebe, so sage ich: ‚Herr, nicht einen Tag. Das menschliche Leben ist wie ein Schatten, heißt es in der Schrift.'"

„Um Bibelsprüche zu hören, geht man nicht zum Arzt."

„Allerdings muß ich Ihnen sagen, Herr Dagobert, daß Ihr Übel in ein neues Stadium getreten ist. Doch wenn es nicht weiter greift — Um ein, zwei Wochen, gottlob, handelt es sich noch nicht."

„Also um Monate?"

Er schweigt.

„Ich danke Ihnen, Doktor. Eine größere Deutlichkeit will ich Ihnen ersparen. Sie können sehen, daß mein Puls nicht anders geht wie vor einigen Minuten."

Jetzt springt er über auf den Buchbinder Artor. „Sie wissen, daß der Mann an einem schweren Herzleiden laboriert. Wenn er in vierundzwanzig Stunden noch lebt, so hat die medizinische Wissenschaft einen beispiellosen Erfolg zu verzeichnen. Vierundzwanzig Stunden, sage ich! Dagegen werden Sie noch ein Methusalemalter erreichen."

Mit diesem Trost war die Ordination geschlossen.

Den Heimweg trat ich durch die Gärten an. Der Herbstsonnentag schlief über den gilbenden Bäumen, von welchen manches Blatt träumerisch niedertänzelte auf die Astern.

Nur noch Monate.

In meinem Leben nie hatte ich mich so leicht getragen als auf diesem Gang. Ich fühlte keinen Körper mehr, es war, als ob ich ihn beim Arzt vergessen hätte. Ein paar Bekannte, die mir begegneten, schauten durch mich in die leere Luft, ich glaube, einer ist sogar mitten durch mich hindurchgeschritten und hat über die Gelsen geschimpft. — Wie ich um die Straßenecke komme, ist in der Wohnung des Buchbinders Artor ein seltsamer Lärm. Thüren gehen auf und zu, und mehrere Kinder weinen laut und so kläglich, daß mir übel wird. Er ist tot, der Vater, der Ernährer. — Nur noch Monate, Dagobert, und auch aus deinem Hause wird ein solches Weinen dringen.

Die Stufen zu meiner Wohnung hinauf erinnerten mich wohl daran, wieviel Erde noch an meiner Seele klebt. Im Zimmer helle Klänge. Das Goldköpfel griff in die Saiten und sang: „Holder Mai, du lieber Knabe!" Der größere Junge kauerte über dem Buch: „Mythologie der Hellenen". Der Kleinste, der mit Mutters Schere aus Papier just einen Altar schnitzte, ließ das Spiel und packte mich jubelnd am Bein, dem zitternden, wankenden. Gepfropft voll ist die Welt vor Schönheit und Freude ... Mein Weib kam mir ruhig entgegen, aber ihr forschender Blick! Diese stumme, flehende Frage — sie ging mir durch Mark und Bein.

„Es ist wie im Juli,“ sagte ich, dabei fröstelte mir. „Konrad, höre, Maikäfer bin ich keiner!“ Denn der Kleine wollte mir vor Vergnügen über meine Heimkehr das Bein ausreißen.

* * *

Der Tag war vorüber. Schon im Bette liegend, verglich ich den Morgen und den Abend — das Nichtwissen und das Wissen. Jetzt erst. Jetzt erst. — Meine Leutchen schliefen in der Nebenstube. Mein Herz rang mit dem abscheulichsten Schmerze, der je seinen Zahn zerfleischend in mein Wesen geschlagen hat. — Sterben müssen! So früh, so lebensdurstig noch. Für immer und ewig von Weib und Kind gerissen. — Und unschuldig! Was hatte ich denn gethan, als gelebt? — Wenn ein Mensch den anderen tötet, da durchglüht es die ganze Gesellschaft, und sie rastet nimmer, bis Gerechtigkeit gewaltet hat. Die Richter zittern vor der Möglichkeit eines Irrtums, vor einem Justizmord schreit die ganze Menschheit auf, als wäre sie ins Herz getroffen. Und ein Wesen mit demselben Rechtssinn wird langsam, bei vollem Bewußtsein hingemordet, und fromme Leute nennen das Ratschluß Gottes. Nennen es so, ist ihnen völlig recht und mucksen nicht unter dem Beile der grausamen Henkerin Natur. Man sollte doch lieber das Frommsein lernen anstatt andere Künste. — Die Fäuste wollte ich aufmachen und die Hände zum Gebet zusammenlegen; aber sie krampften sich wieder zur Faust.

Gegen Mitternacht kam der Brustkrampf. Qualvoll — Stunde um Stunde. Aller Trutz, alle Liebe war dahin, das ganze Leben bestand nur aus einem Wunsch: tot zu sein.

* * *

Durch die Fenster schien der Mond und legte seinen Silberäther auf das Bildnis meines Großvaters. Das hub leise an zu sprechen: „Du sollst nicht trotzig sein, Kind, der treue Gott ist's, der mit einer Laterne dir den letzten Weg erhellt, während andere, die sorglos hintanzen, plötzlich in die Grube stürzen. Du wirst nicht auf fremden Wegen zusammenbrechen, sondern im Kreise der Deinen einschlafen, du wirst nicht erst lebenssatt und seelenleer sterben, nachdem du schon lange die Leiche in dir herumgetragen. Das Beste hast du gelebt, die sonnige Jugend, die fruchtbare Manneszeit. Um dich vor dem Greisenalter zu retten, führt er dich hinüber so sachte und sanft, wie du jeden Abend entschlummerst. Und noch Gelegenheit zu haben, mit Ruhe und Bedacht zu schlichten und zu ordnen, den Verbleibenden manches ratende Wort zu geben, manches Herzensgeheimnis zu enthüllen. Dich beängstigt kein möglicher Verlust, dich erregt kein Gewinn. Im müden Körper Seelenfrieden. Sei doch dankbar, Kind.“

Also du meinst, Großpapa, daß ich mir aus dem Sterben ein Vergnügen machen soll. Gut. Ich werde frühen Feierabend halten und vom Sofa aus den Meinen behaglich zusehen. Arbeitet, sorget, kümmert euch, kränket euch — ich thue nicht mehr mit, ich habe jetzt ein wichtigeres Geschäft und bitte, mich nicht zu inkommodieren. Ich will bequem sterben.

* * *

Diesen Gesellen muß ich mir einmal recht angelegentlich in die Seele prägen, damit er im nächsten Leben gleich herzunehmen ist. Denn auch der Bildhauer muß in mein Inventar der Ewigkeit. Also halte still, Roderich Steinschnabel, alter Kerl mit den schwarzen Moseslocken und dem zweischweifigen Paulusbart! Das lebenglühende Gesicht mit den breiten Wangenknochen, auf denen immer die zwei glänzenden Scheibchen einer Freude sind. Wenn bei deiner Mutter Tod damals die hellen Tropfen nicht herabgerieselt wären, man hätte die Miene für ein seliges Lachen halten müssen. So vergnügt blüht es um die stattliche Nase und auf der breiten Stirn und um die buschigen Brauen, die wie zwei kühngeschwungene Bärte wuchern. Und dieser immer sprühende Phosphor des Auges! Wenn die Seele losbricht und das ungefüge, oft unklare Wort nicht ausreicht, so spricht er mit seinen Augenflammen, dieser glühende Mensch. Zwei italienische Blutstropfen hat er in sich und eine heidnische Seele. Alles ist gut, lautet sein Bekenntnis, mit Ausnahme von zwei Dingen. Die Steine des Anstoßes sind ihm die fabrikmäßig erzeugten Grabobelisken auf unseren Friedhöfen, und

kein Märtyrer kann schwerer an seinem Kreuze tragen, als mein Steinschnabel an den gußeisernen Grabkreuzen trägt. In seinem Skizzenbuche keimt es immer, in seiner Werkstatt wachsen die weißen, heiteren Marmorgestalten, und sein Lebenszweck besteht darin, unsere Friedhöfe mit Schönheit zu schmücken.

„Denke dir, Dagobert!" kommt er heute lachend zu mir herein, „die Baronin hat meine Psyche abgelehnt. Sie wolle mir die Arbeit vergüten, habe sich aber entschlossen, auf die Familiengruft ein Ecce-Homo-Bild stellen zu lassen. O Freund, wie anbetungswürdig groß ist doch die Dummheit!"

„Die Psyche wird wohl noch Anwert finden," will ich ihn trösten.

„Zum Beispiel?"

„Zum Beispiel der Buchbinder Artor. Der wird ja doch auch bißchen ein Grabmal haben wollen."

„Der Artor? Ist er denn gestorben?"

„Gestern mittag."

Steinschnabel schüttelt das große mähnige Haupt und sagt nachdenklich: „Merkwürdig, was es doch für Leute giebt. Gestern mittag ist er gestorben, und heute morgen sitzt er am offenen Fenster und putzt seine Brillen."

„Ich sage dir, gestern mittag ist er gestorben.

„Und ich sage dir, heute morgen putzte er seine Brillen!"

„Dann ist dieser Mensch pflichtvergessen. Der Arzt hatte ihm keinen Tag mehr gegeben."

„Dann ist der Arzt ein Schmutzian. Die Tage reichen für alle, und jeder nehme sich ihrer, soviel er tragen kann."

„Nein, ich hatte doch die Kinder weinen gehört, gestern, als er gestorben war."

„Dieses Geheimnis will ich dir offenbaren," sagt Steinschnabel. „Denn das Heulen ist auch anderen aufgefallen. Der Älteste hatte Geburtstag und bekam von der Frau Godl Lebkuchen. Die Hauskatze scheint dem Ältesten wohlgewogen zu sein, wollte den Festtag auch mitfeiern und fraß die Lebkuchen auf. Wie dann die Kinder feiern gehen wollten und nichts mehr da war, haben sie geheult, man kann's ihnen nicht verdenken."

Muß gestehen, dieses Ereignis hat mich angenehm berührt. Den Lebkuchen will ich ersetzen, und Doktor Balsam irrt sich hoffentlich öfter.

„Wie weit bist du denn mit deiner Psyche?"

„Sie kraucht bereits aus der Puppe hervor."

„Kraucht sie?"

„In einem Monat kann sie flügge sein."

„Schon? — Höre, Steinschnabelchen, vielleicht machen wir zwei ein Geschäft mitsammen. Wir sprechen noch davon."

Denn es trat Frau Radegunde ein, mein flachsblondes Gespons mit dem hellen Rundgesicht und dem taubengrauen Kleid. Mein Weib und Steinschnabel sind wie Tag und Nacht. Ein bewölkter Tag und eine sternhelle Nacht. Denn Radegunde ist vielfach bewölkt; wettert's nicht, so regnet's, und regnet's nicht, so tröpfelt's. Wenn sie bisweilen auf zwei Tage zu ihrem alten Vater verreist, so halten es die Kinder und ich wie die Mäuse, wenn die Katz nicht daheim ist, da ist alles erlaubt. Das heißt, auf einer gewissen Ordnung bestehe ich. Wenn zum Beispiel bei Tisch der Konrad oder einer der anderen in die Suppenschüssel steigen will, so muß er vorher Strümpfe und Schuhe ausziehen, daß sie nicht naß werden. Aber nur am ersten Tage geht's so fidel her, am zweiten zählen wir schon sehnsüchtig die Stunden, bis sie heimkommt. Sogar die Dienstmagd wird nervös, wenn sie ein paar Tage die gnädige Frau nicht greinen hört. Der Wind treibt eben die Mühle, und wenn ich allein die Herrschaft führe, so ist nach acht Tagen das ganze Haus korrumpiert. Viel zu gut wäre ich, sagen die Leute; Radegunde weiß das besser — zu bequem bin ich, zu gleichgültig, zu patschig, kurz, um es mit einem einzigen allgemein verständlichen Worte auszudrücken — zu faul. Schleifen soll's, aber treten wolle ich nicht; dieses Sprichwort hat sie vom Scherenschleifer, sowie sie überhaupt gern drastische Bilder aus dem Leben nimmt, um mich zu kennzeichnen. — Nun, das alles war einmal, ist aber leider nicht mehr. Umwölkt ist die flachsblonde Kleine freilich noch, aber es donnert nicht mehr. Wie wenn es leise tauen thäte am nebelichten Frühlingstag, so ist es. So still traurig, so liebreich mit mir, daß einem angst und bange wird. Ich fürchte, sie weiß alles, ahnt es vielleicht schon länger als ich, wie es mit mir steht. Na, die soll mich erst kennen lernen! Ich mach's wie der Buchbinder und lasse mich von kei

nem Doktor Balsam, oder er möge heißen wie immer, auf den Kirchhof komplimentieren.

Steinschnabel war langsam von der Bank aufgestanden und hatte ihr mit leuchtendem Aug entgegengelacht. Sie sagte nur: „So viel sprechen soll er nicht.“ Da gab mir der Freund einen erklecklichen Händedruck, grüßte die Frau mit einem leichten Scherzwort und ging weg.

* * *

Sie hat recht, ich spreche zu viel. Wenn sie mein Tagebuch zu Gesicht bekäme, dann wäre es auch dran, daß ich zu viel schreibe. Was bliebe mir schließlich übrig, als zu singen! Sie brummt, wenn ich einmal einen Vierzeiler summe, merke aber, daß es ihr heimlich wohlthut. Und vollends scherzen! Sonst ist sie doch ein Feind von Kindereien bei Erwachsenen. Sie denkt wohl, je schlechter der Witz, je besser das Befinden. Und lacht und kraut mir mit zarten Fingern das Haar und lobt mich, daß ich ein liebes Kalb sei und ist so dankbar, daß ich wohler bin.

Ich hab sie getäuscht auf muntere Art,
Das Klagen mir, ihnen die Thränen erspart.
Ich habe des Lebens buntes Panier
Noch einmal entfacht mit froher Begier.
Doch in den Nächten, einsam und still,
Da hab ich beweint mein verwegenes Spiel.
Wie warm mein Leben, wie kalt das Grab —

An dieser Stelle hat sie mir das Büchlein richtig abgefangen, nachdem sie vorher mein Geheimnis Zeile für Zeile über die Achsel her gelesen. Dann ist eins geweint worden.

Also auch das nicht. Ja, womit soll man sich denn eigentlich die Zeit vertreiben? — Kaum ein paar Monate noch, und die Zeit sich nicht zu vertreiben wissen. Welch ein Unglück, wenn Doktor Balsam mir hundert Jahre verschrieben hätte!

Doch eine recht lange Zeit gab's, da ich unseres Herrgotts Spaß nicht verstanden habe. Das Leben, ich hatte es schrecklich ernst genommen. Mit grausamer Wichtigmacherei habe ich die kindischen Pläsierchen genossen oder ihnen nachgejagt, schwitzend und keuchend. Konrad, kleiner, mit deinem Seifenblasenspiel betreibst du ein viel vernünftigeres und sachlicheres Lebensglück, als ich es gethan. Denn du plagst dich nicht dabei, freuest dich redlich an den bunten Kugeln, weißt, daß es Seifenblasen sind, und freuest dich sogar, wenn sie zerplatzen. „Wenn ihr nicht werdet wie die Kindlein!“

Ja, ja, bibelfest, das bin ich. Der Mensch braucht notwendig wie das Stück Brot einen Herrgott, dem er die Schuld geben kann, wenn er selber dumm ist. Freilich ist es einem gescheiten Herrgott schwer zu verzeihen, wenn er dumme Menschen erschafft — ich hätte, meint der Bildhauer, nämlich gerade noch so viel Religion, daß sie knapp ausreicht, um Gott zu lästern.

Die Stimmungen fliegen wie die Wolken im Herbstwind. Und schwankende Rohre, sagt Steinschnabel, brechen nicht. Jetzt frostiger Schatten, jetzt wieder Sonnenschein. Und wenn nur die Schmerzen schlummern, will man schon jauchzen vor lauter Wohlbefinden. Das Kranksein, so empfinde ich's in diesem Augenblick, hat auch sein Gutes. Mancher genießt das Leben nur halb, solange er es ganz hat, und genießt es erst ganz, wenn er's nur mehr halb besitzt.

Eben läuten die Glocken für den Buchbinder. Diesmal ist es nicht die Katze, diesmal ist es der Tod. Doch schön, wenn man sich auf einen Arzt verlassen kann.

Und mich will er auch schon fort haben, der liebe Doktor Balsam. Die Riviera, meint er, oder wenigstens Arco am Gardasee. Den Winter über. Da habe ich ihm heute bedeutet: „Gelehrter Herr! Wenn Ihr keine anderen Anekdoten mehr wisset, als wie man einmal einen Todkranken in die Fremde geschleppt hat, damit er dort in einem Hotelzimmer unter Kellnerfräcken ruhig versterben kann, dann — mit Verstattung — seid Ihr mir nicht mehr ergötzlich genug.“

Ich hätte ihm noch gern mehr und Erklecklicheres gesagt, da setzte sein Verbündeter ein, der Brustkrampf, und erstickte die Sachen, die ihm vermeint gewesen.

Später unterhielt ich mich mit Radegunde über das merkwürdige Begräbnis des Kommerzienrates. Und unser kleiner Konrad setzte sich seine größesten Augen ein — der will sie sicherlich wieder nachahmen, die erhabene Feierlichkeit. — Hundert Leute in auswendiger Trauer, die „Pompfunebre“ mit dem Leichenwagen aus Sammet und Spiegelglas, sechs Rappen daran mit Silberbeschlag, auf den Rappen sechs schwarze Reiter, mit Silber betreßt, die hohe Geistlichkeit im Trauer-

ornat. Beflorte Sänger und Musikanten, drei Kranzwagen und was eben alles dazu gehört, um einem Kommerzienrat ins Grab hinein das Kompliment zu machen. Nur eine Kleinigkeit fehlte. Aus Versehen war an einer Bahnstation der Waggon abgekoppelt worden, in dem der Sarg stand, und so hat sich zu dem feierlichen Begräbnis die Leiche nicht eingefunden. Der Herr Rat hatte nämlich auch die Mode mitgemacht, nach Italien sterben zu gehen, wie man dahin seine Hochzeitsreise thut, und so hatte er nun auf dem Rückweg den Anschluß versäumt.

„Ist es euch ein Vergnügen, dann können wir's auch so machen.“

Radegunde gab mir eins — ein ganz Leichtes — auf die Wange und kramte am Nähtisch herum. Da merkte ich, wie die Sterbenden unbarmherzig sind. Es wird schwer halten, mit ihr das Notwendige zu besprechen. Da wird Steinschnabel mitthun müssen.

* *
*

Was dies Leben mir beschieden,
Es war gut, ich bin's zufrieden.
Könnt ich eines noch erwerben:
Nur daheim, daheim zu sterben.
Nicht auf fernen Wanderswegen
Möcht ich mich zur Ruhe legen,
Nirgends auf der ganzen Erde
Als daheim am eigenen Herde.
Vor des Todes grausen Schrecken
Will ich nimmer mich verstecken,
Wenn aus Augen, schmerzbefeuchtet,
Liebe mir zu Bette leuchtet,
Wenn die Meinen mich umgeben,
Atmend mein entschwindend Leben,
Und aus gottergebnem Sterben
Meines Herzens Frieden erben.

„Das gefällt mir recht gut,“ sagte Steinschnabel, als ich ihm dieses Gedicht zu lesen gegeben, „nur in der achten Zeile hapert's, da hast du eine Silbe zu viel gespendet.“

Ich war nachgerade empört. Erst später kam es mir, daß er mit der Versmesserei die Rührung wird haben verbergen wollen. Denn dieser Schwächling kann keine Traurigkeit vertragen. Und ich? Ich weiß mir oft gar nichts Lustigeres, als traurig zu sein.

* *
*

Bisweilen sieht man in der Nacht mehr als am Tage. Sie kommen alle, die Gedanken, denen lebensfrohe Leute auszuweichen pflegen, und die Bekannten, die vor uns schlafen gegangen sind. Sie machen ihre Einladung. Frau Hofrat muß auch jetzt noch ihre Schleppe haben und zerrt das Bahrtuch nach, und mit dem Japanesischen fächelt sie gar kokett, dabei mit Recht ihr Antlitz verdeckend. Und draußen auf dem dämmernden Meere gleiten die unzähligen Schifflein der ewigen Dunkelheit zu.

O Nacht, du heilige Urwesenheit! Wenn Gottes zornige Hand einst die Ampeln vom Himmelsgewölbe reißt, was vor allen Lichtern war, wird nach allen Lichtern sein — die Nacht. Der schlaflose Kranke in dunkler Stube hat Gelegenheit, sich bei Zeiten mit ihr vertraut zu machen.

* *
*

Allerseelen! Ich bin auf den Friedhof gefahren zu meinem Grabe. Vom Eingange die Ecke links. Heute wildes Gekräute, vom Reif welk gesengt, wie gekocht auf der Erde liegend. Wenn wieder Allerseelen kommt, wird hier ein schönes Blumenbeetlein sein, in blauen Glastulpen brennende Kerzen. Davor kniet eine junge, schwarzgekleidete Frau, mit schwarz behandschuhter Hand ein weißes Tüchlein ins Gesicht pressend. — Dann kommen die Kinder, daß sie auch ein Vaterunser beten sollen. Mit munteren Augen und frischen Wangen denken sie dabei an Roß und Wagen, an Taschenfeitel und Mundharmoniken und an die Weidengerten, die sie sich auf dem Heimweg schneiden werden. — Ob die Seele nicht hinüberspringen könnte vom modernden Leib auf den leblustigen Knaben? Vielleicht. Fliegt nicht auch der Vogel, wenn der Baum umgehauen wird, auf einen anderen über. Wahrscheinlich stehe ich dann selbst an meinem Grabe und denke: da unten ruht mein Vater.

Wie es auch sei, am besten, daß es nicht nach Menschenwitz und Menschenwillen geht — da wäre es sicherlich verfahren.

* *
*

Heute bin ich zum Steinschnabel in die Werkstatt gefahren. Denn die Nacht war wieder schlimm gewesen, aber ich will die

Plagen nicht immer aufschreiben, sie graben sich schon selber ein. Das stete Sandbrünnlein in der Uhr rieselt ganz zart, und doch schüttert davor mein ganzer Leib, als stünde er an einem donnernden Wasserfall.

Die Hammerschläge der Steinmetze klingen, und ich stehe mitten im Olymp. Die weißen Göttergestalten ringsum warten nur auf ein schönheitsfrohes Geschlecht, um herauszutreten ins Leben, in die Kirchen und Tempel, auf die Straßen und Friedhöfe. In einem besonderen, lichten Raum mit Glaswänden arbeitet der Meister. Er hat den grauen Linnenkittel an und das weiße Käppchen auf, unter welchem zu allen Seiten das Löwengelock hervorquillt, grau vor Gipsstaub. Er steht an seiner Psyche, der Mädchengestalt mit den Schmetterlingsflügeln. Alle Sprödigkeit des Materials ist überwunden, in leuchtender Schönheit, zart und schmiegsam schwebt sie, man glaubt Wärme aus diesen Gliedern hervorströmen zu fühlen.

„Ich brauche sie nur zu küssen," sagt Steinschnabel, „und sie ist lebendig."

Er wurde bei dieser geplanten Lebenserweckung leider gestört. Obschon die Steinmetze im Vorraum laut riefen, der Meister sei augenblicklich nicht zu sprechen, trippelte es doch herein, das Blondlockel. Ein kleines Herrchen war's, die nagelneuen gestreiften Hosen an den Knöcheln waren aufgestülpt, aus den kurzen Hemdärmeln standen weit die steifen Manschetten mit mächtigen Perlmutterknöpfen hervor, der hohe Hemdkragen schraubte den kleinen, wohl rasierten Kopf empor. Auf dem Näschen ritt ein goldener Zwicker. Das ganze eckige Kerlchen schaukelte ein wenig. Mit seitlings gehobenem und rechtwinklig gekrümmtem Arm reichte er die Hand und näselte: „'n Tag, Meister, 'n Tag!" Und dann begann er Spreu zu sprechen, kurzgehackten, spießigen Spreu. Das Korn darin war, daß er ein schönes, sinnreiches Grabmal wünsche für seine verstorbene Schwiegermama. Er denke sich aufs Grab schwarze Marmorplatte, weißes Hautrelief — lebensgroßes Totengerippe mit Hippe und Sanduhr.

„Kolossal sinnig, nicht wahr?"

„Für Frau Schwiegermama. Gewiß," spottete mein Steinschnabel, und sein Auge blinzelte unter dem Busch. „Gut, will die Arbeit besorgen. Der Stein soll wohl recht schwer sein?"

„He, he. Charmante Dame gewesen," lächelte der Herr. Damit war das Geschäft abgemacht.

Als das Gigerl davon war, sagte ich zum Meister: „Mensch, wie kannst du eine solche Arbeit übernehmen?"

„Ich habe sie ja nicht übernommen," lachte Steinschnabel. „Dieses lebensgroße Totengerippe werden meine Lehrjungen herstellen."

Die „charmante Dame" hatte dem Herrn Schwiegersohn nämlich eine halbe Million hinterlassen. Nicht jede Schwiegermama ist so liebenswürdig. Doch begreift man, daß auf solch ein Grab nicht etwas taugt, das durch einen Kuß lebendig wird.

„Schnabel," sagte ich endlich, „weil wir schon bei Sanduhr und Hippe sind, ich komme heute mit einem großen Anliegen zu dir. Die Sache — du gestattest schon, daß ich mich auf den Balken setze und an die Wand lehne," denn mir war zum Umsinken. „Die Sache ist die. Ich habe, wie du weißt, drei Kinder."

Er zählte lustig an den Fingern ab: „Richard — Konrad — Frida. Es stimmt."

„Nun höre. Ich thue nicht lange um, Freund. Meine Kinder werden einen Vormund brauchen. Wen soll ich mir denken für den Beschützer meiner Familie? Es kann kein anderer sein als du."

Er hatte sich mir gegenüber gesetzt, trommelte mit den Fingern auf dem Balken, schaute mich an und sagte: „So, so! Hm, hm!" Und setzte ruhig und leise bei: „Wann erwartest du denn schon?"

Diese Bemerkung in dieser Form machte mich verwirrt, da verbesserte er sich rasch: „Ah, ja so! Ich bin zerstreut. Dachte an Gevatterbitten."

An die Mauer hingesunken, trocknete ich mir mit dem Taschentuch die feuchte Stirn: „Du siehst ja, wie es mit mir steht."

Er faßte meine Hand. Das Feuer seines Auges glühte warm auf mich her. „Dagobert, wenn es dich beruhigt. Wo du mich brauchen kannst im Leben oder im Tod, ich stehe zu deiner Verfügung. Hast du aber in dieser von dir bemerkten Angelegenheit mit deiner Frau gesprochen? Ich meine, ob

es ihr wohl recht sein würde? Mir scheint nämlich, und du mußt es ja auch schon wahr gethan haben, daß der Bildhauer Steinschnabel nicht ihr besonderer Günstling ist."

„Ach Gott, Roderich, du kennst ja ihre Art. Allerdings, der Sache wegen gesprochen habe ich mit ihr noch nicht. Wenn ich vom Sterben rede, da hält sie mir nicht stand, da zankt sie, daß man Gott nicht versuchen solle, und behauptet, daß ich sie weit überleben würde. Wenn sie wüßte, was mir der Arzt gesagt hat! Glaubt ihr denn, ich hätte nicht den Drang, mich darüber auszusprechen? Ihr müßt es doch so gut wie ich selbst merken, was es bei mir geschlagen hat. Was soll denn diese verdammte Vertuscherei! Verneint mein Leiden, wenn ihr könnt, mir ist's recht, ich lebe gern. Gott weiß es. Und wenn ihr das nicht könnt! Laßt mich die furchtbare Wahrheit doch nicht allein tragen!"

Weil ich keuchend und mit gerungenen Händen vor ihm niedersinke, so richtet er mich erschrocken auf: „Um Gottes willen, Dagobert, welche Erregung! Deine lebhafte Phantasie —"

„Laß die Phantasie. Höre, was Doktor Balsam gesagt hat. Er that's auf mein Bitten, nach einer gewissenhaften Diagnose. Weißt du, was er gesagt hat? Daß ich nach zwei Monaten sterben muß."

„Das hätte er dir gesagt?"

„Der eine Monat ist schon vorüber."

„Verzeihe, lieber Freund," sprach hierauf Steinschnabel, „so redet kein Arzt zum Kranken. Er mag gesagt haben, daß dein Leiden noch monatelang dauern kann, daß es überhaupt schwer heilbar sei, ja daß man unter Umständen gefaßt sein müsse, schon in wenigen Monaten das Los aller Erdenkinder —"

„Und ist das nicht genug? Ist es nicht genug, wenn der Arzt so zum Kranken spricht? Ein Thor, der's nicht versteht."

„Übrigens," sagte der Bildhauer und legte seine Hand auf die meinige. „Es ist ja nicht zu leugnen, daß du krank bist. Aber ist denn noch nie ein Schwerkranker gesund worden? Hat sich noch nie ein Arzt geirrt?"

„Darum," war mein Geständnis, „habe ich die letzte Hoffnung auch noch nicht aufgegeben. Ohne jeden Funken von Hoffnung lebt selbst der Resignierteste nicht einen Tag. Weil es aber weitaus wahrscheinlicher ist, daß mein Leiden den gewöhnlichen Verlauf nimmt, so muß ich eben mein Haus bestellen. Und du sollst mich beruhigen und sagen, daß du im Fall meines Todes die Vormundschaft über meine drei Kinder übernimmst."

Er drückte mir frisch die Hände: „Abgemacht." —

Es ist ja nicht zu leugnen, daß du krank bist. Auch der Schnabel sagt's. Schwerkranke, die im Bette liegen, das ist in Ordnung. Aber Schwerkranke, die umherwandeln wie ein Schatten ohne Mann, das sind Gespenster.

Allerlei muß der Mensch lernen, seines Fortkommens wegen, warum nicht auch die Kunst zu sterben. Der richtige Kursus dauert achtzig oder neunzig Jahre lang. Dann kann man's und schickt sich willig drein. Mancher Arme, Verlassene kann es schon früher, obschon es für ihn auf Erden immer noch zu hoffen gebe, während beim blasierten Reichen alles aus ist. Nicht leben können und nicht sterben wollen — daß muß eine Hundeexistenz sein. Ich hätte noch so viel zu gute gehabt.

Und immer solche Gedanken! Seltsam, daß bei einer Aufbahrung das Vorzimmer unheimlicher ist als der Raum, wo die Leiche liegt. Und daß an einem Toten die Kleider das grauenhafteste sind. Also das Drum und Dran.

In meiner Kindheit machte es mir den größten Spaß, Gestorbene anzuschauen und Leichenbegängnisse mitzumachen. Die Totenschädel auf dem Traueraltare lachen so lustig. — Das ist die göttliche Einfalt des Kindes. Später ist man „tief gerührt" oder gar „erschüttert". Und man jammert sich in eine flotte Desperation hinein, die eher ein Vergnügen als ein Leid genannt werden könnte. Es kommt nicht selten vor, daß Fernerstehenden ein Todesfall viel ungeheuerlicher erscheint als den nächsten Angehörigen. Und daß sie sich dann ordentlich wundern, diese in ruhiger Gelassenheit zu finden. — Wo also ist die Schrecknis des Todes, wenn nicht in nächster Nähe?

„O Tod!" rief jener Pfarrer aus bei der Leichenrede, „o Tod, wo ist dein Stachel?" Ein Handwerksbursche, der sich hinter dem

Strauche barg, antwortete: „Lassen Sie das, Hochwürden. Wir brauchen es nicht zu wissen.“

* *
*

Es ist Winterszeit, und ich komme rasch zur Tiefe. Der Gang durch die drei Zimmer bedeutet eine Fußreise, vor deren Antritt ich das Testament machen würde, wenn es nicht schon geschehen wäre. Die Füße wollen den Körper nicht mehr tragen, und er ist doch so leicht geworden. Schwer ist nur das Herz.

* *
*

Wenn ich des Morgens erwache, fällt mein Blick auf das marmorne Haupt meines geliebten Friedrich Schiller, den ich mir nicht als Greis denken kann. Wer jung stirbt, hinterläßt der Welt ein ewiges Bild der Jugend.

Mein Sterbezimmer hat mir die Radegunde schon vorwegs ausgestattet mit schönen Bildwerken, mit grünen Blatt- und Nadelsträuchern, mit frischen Blumen.

„Mitten im Dezember ein Garten, der auf die Bahre wartet.“ Das Wort muß mir entschlüpft sein, denn nun brach das Wetter los. — Ob ich denn alles mißdeuten müsse? Dieweilen sie mir das Zimmer angenehm machen wolle, glaube man, sie bereite schon auf den Tod vor? Ob sie denn noch nicht genug gepeinigt sei? — Und weinte zum Herzbrechen. — Da habe ich zu mir gesagt: Schlechter Kerl! Thut sie nicht alles, daß dir wohl sei, daß du getröstet seiest? Fällt nicht durch die Fenster Luft und Sonnenschein, aber so, daß mein Haupt beschützt bleibt? Rückt sie mir nicht täglich hundertmal die Kissen, die Sessel zurecht? Stehen nicht beständig Labsale bereit? Kommt eine Zeitung, ein Buch unaufgeschnitten auf den Tisch? Verliert sich ein Sacktuch, ohne daß ein anderes schon bereit ist? Und trällert sie, die sonst so ernste, nicht ein heiteres Liedel, während sie vielleicht aufschreien möchte vor Bange? — Und du? Du wirst nicht müde, sie zu quälen mit deinen Todesphantasien. Hast du nicht in niedrigsten Volksschichten Familienväter gesehen, die sterbend noch die Ihrigen beruhigen und trösten und bis zum letzten Atemzug leugnen, daß sie sterben. Jämmerlicher Mitleidshascher! Wo du froh sein solltest, daß dein tapferes Weib nicht mit Klagen, vielmehr mit stetem Sorgen und Wohlthun ihr Mitleid beweist!

Heute. Sie meint, ich schlafe, rückt mir leise die Klingel nahe und entfernt sich auf Zehenspitzen ins Nebenzimmer zu ihrem Nähtisch. Aber ich wache und rufe: „Gunde!“

Sofort ist sie am Bette.

„Wo sind die Kinder?“

„Richard und Frida sind in der Schule,“ berichtet sie.

„Und Konrad?“

„Der? Ich weiß nicht. Ich glaube, im Stöckel ist er.“

Das Stöckel ist eine Art Gartenhaus und Rumpelkammer, wo Geräte aufbewahrt sind und alte Gewandtruhen stehen.

„Was macht er im Stöckel? Er wird sich erkälten.“

„Weißt du, er ist ein guter, dummer Junge. Von der Kirche hat er's —“

Da klingelt es. Ein angenehmer Besuch. Der Steuerbote. Er bringt eine Vorladung. Es sei im Einbekenntnis wieder einmal was nicht in Ordnung. Möglich! Ich habe bei dem letzten Einbekenntnis gleich die Betriebskosten des kommenden Jahres abgezogen, fünfhundert Kronen fürs Begräbnis. Daran haben die Herren natürlich wieder was auszusetzen.

„Frau,“ sage ich nachher. „Ich werde den Steinschnabel bitten müssen, daß er für mich den Gang macht.“

Weil sie darauf nichts sagt, sondern sachte mein Gewand herrichtet, falls ich das Aufstehen versuchen wolle, so fahre ich fort: „Sage mir einmal, Gunde, hast du gegen den Schnabel etwas?“

Die Hosen über den Arm gelegt, steht sie da und schaut mich an. „Ich? Gegen den Bildhauer? Wie meinst du das?“

„Ich meine, weil wir ihn noch öfter zu brauchen haben werden. Ein herzensguter Mensch. Man kann sich auf ihn verlassen. Man kann ihm schon was anvertrauen. Ich sage dir, Gunde, der Schnabel ist ein braver Kerl, durch und durch!“

Fast betroffen antwortet sie: „Mein Gott, das hat ja niemand bestritten.“

„Siehe, das freut mich, Weib, daß du nichts gegen ihn hast. Ich meine, daß er

dir nicht zuwider ist. Möglich, daß wir ihn vielfach brauchen werden. Wenn's mit mir noch lange so fortgeht — es dürften uns auch Veränderungen nicht ganz unvorbereitet treffen. Wenn ich einem meine Familie anvertrauen wollte, so wäre es der Schnabel."

„Nun gut," sagte sie, „wenn du stirbst, so soll Steinschnabel der Kinder Vormund sein." Und ging zur Thür hinaus.

Hart und kalt wie Eisen hat mich das Wort getroffen. Aber ich habe es doch selber hervorgelockt. Kranke sind Egoisten, aber solche, die nicht mehr wissen, was sie wollen.

* *
*

Weil der kleine Konrad heute wieder im Stöckel war, so wollte ich doch einmal sehen, was er dort treibt. Das muß ein besonderes Kinderspiel sein! Eine Beschäftigung, die ihn den Frost nicht fühlen läßt.

In den großen Filzpatschen und dem langen Schlafrock aus Wolle, den mir meine Gunde genäht hat, siffelte ich hinüber.

Unterwegs im Hof begegnet mir Richard, der gerade aus dem Gymnasium kommt, bei meinem Anblick hinter der Ecke abbiegen will, endlich aber doch auf mich zugeht. Er hat ein krebsrotes Gesicht und reibt mit der Faust an den Augen herum. Er getraue sich nicht zur Mutter, sie werde ihm das Mittagsmahl entziehen und Strafaufgaben verordnen. Denn er habe wieder einen Censurschein bekommen.

Wacker, Junge! Nur gesunde und aufgeweckte Knaben bekommen Censurscheine. Aus einem fleißigen Schüler ist noch selten ein bedeutender Mann geworden. Genies waren stets leichtsinnige Studenten. Nur so fort, junger Mann! — Just laut ausgerufen habe ich diese pädagogischen Grundsätze nicht, aber gedacht habe ich sie mit aller Redlichkeit. „Gieb her den Wisch!" sage ich und stecke ihn in die Tasche. „Ich werde ihn schon unterschreiben."

Er hüpft munter davon, und ich habe ihm wieder einen Tag der seligen Jugendzeit gerettet. Im Griechischen hatte der Junge das Malheur. Daß doch ein siebenfaches Blitz-Kreuz-Donnerwetter dieses verdammte Griechisch einmal aus unseren Schulen hinausfege!

Über die Schulnot der Kinder habe ich mich ja immer getröstet. Die Schwerlernenden sind gewöhnlich selbständige Naturen, für äußere Einflüsse wenig empfänglich. Leute, die mit der Theorie nicht viel anzufangen wissen, sind die eigentlichen Thatmenschen. Ich glaube, Richard ist beim unrichtigen Thor hinein. Er gehört in die Realschule.

Steinschnabel wollte sogar, daß dem Knaben, nachdem ihm schon einmal das Leben geschenkt worden sei, auch die Jugend geschenkt würde. Man soll, ist seine Meinung, die zwölfjährigen Knaben in den Wald hinausjagen, wo sie sich selber ihre Nahrung und ihre Felle erjagen müßten. Dabei würden sie tüchtiger als auf allen papierenen Hochschulen und wüßten, was Leben heißt. Das wird nicht wahr sein. Ich bin ein ganz papierener Mensch und weiß doch, was Leben heißt. Allerdings erst, seit es zu sterben heißt.

Wie glücklich ist doch noch der Konrad in seinem achten Lebensjahre! Aber im Stöckel ist es mäuschenstill. Ganz leise öffne ich ein wenig die Thür, um zu gucken, worin denn der Knabe so vertieft sein könne. Nun, da habe ich's gesehen und bin starr geworden. An der Wand über der alten Truhe hängt eine Blechpfanne. Sie wird meinen Vorfahren die Schmalznocken geröstet haben, ist aber jetzt vom Rost zerfressen. Auf dem schuppigen Boden dieser Pfanne ist mit Kreide eine Figur gezeichnet, eine Art Dreieck mit zwei Ringlein an der oberen Ecke. In den Ringlein Punkte, Augen, Nase und Mund darstellend, und das Ganze eine Kopie der Maria mit dem Christkind von Mariazell. Auf der Truhe an beiden Seiten der Pfanne zwei brennende Kerzen. Zwischen denselben ist noch ein mit dem Sacktüchlein verhülltes Geheimnis. Und davor steht mein Konrad im Priesterornat aus Goldpapier. Die Arme leicht ausgestreckt, murmelt er Gebete. Tief versunken in seiner Andacht. — Jetzt hob er sein verzücktes Auge zur Pfanne empor, jetzt machte er eine tiefe Kniebeugung, jetzt zog er feierlich das Sacktüchlein weg, und was enthüllt dastand — es war die Pfefferbüchse von der Küche. Als dieses geschehen war, faltete der kleine Celebrant die Händchen und sprach leise und langsam: „Heilige Maria, Mutter Gottes!

Lasse uns unseren lieben Vater wieder gesund werden!“

Da wäre ich wohl am liebsten hingestürzt und hätte ihn an mein Herz gerissen. Nein. Leise habe ich die Thür wieder angelehnt, dann bin ich niedergekniet im Schnee, und wie der Knabe drinnen für den Vater die Messe las, so hat hier der Vater ein Gebet gethan zu dem allmächtigen Gott für das liebe Kind.

* * *

Es ist doch eigentlich merkwürdig, daß der eine stirbt und der andere leben bleibt. Dieser sieht jenen daliegen, eiszapfenkalt auf dem Schragen und frißt sein Heu mit demselben Appetit als früher, so lange noch ihrer zwei waren. Die Liebe, wenn eine vorhanden ist, thut einen Schrei, im übrigen getröstet er sich und denkt auf seinen Vorteil. Täglich Todesnachrichten, Leichenzüge, links und rechts sinken sie hin, die Bekannten — der Überlebende trottet seine gewohnten Wege und bleibt trotz aller Lieb und Treu der windige Kleinigkeitskrämer.

Das alte Ehepaar im dritten Stock. Sie hatten doch achtundvierzig Jahre lang füreinander gelebt. Er ringt mit dem Tode, die Frau hockt weinend daneben, muß zuschauen bei seinem Sterben und kann nicht helfen. Sie hatten stets ihre gemeinsame Liebe und ihr gesondertes Geld im Kasten. Nun labt sie ihn mit Essig, betet laut und merkt, daß sein Leib sich krampft und sein Auge starr wird. Sie eilt zur Lade um das Sterbelicht, da kommt ihr zufällig sein Kassenschlüssel in die Hand. Da ist er, denkt sie, für alle Fälle, und verbirgt ihn in ihrer Tasche. Dann krampft sie ihm das Kerzenlicht zwischen die Finger und horcht, ob er noch atmet. Als es aus seinen Mundwinkeln hervorschäumt, stockt ihr Gebet. Dann fährt sie mit dem Tuch über sein Antlitz, da sind auch gleich die Augenlider zu. Aber siehe — er schöpft noch Atem. Sie betet laut. Sie horcht. Nichts mehr. Sie huscht eilig zu seiner Kasse. Die Leiche ist noch nicht kalt, so nahen die Notare. Der Staat wie die Familie haschen mit gleicher Gier nach dem Glücksfall, und eins sucht das andere zu überlisten. Ist es gut bestellt, dann kommt die pompöse Trauer. Er war so gut, sie sind ihm so dankbar und können sich verlassen auf den Tod, der keinen wieder aufwachen läßt. Nein, ein solches Totsein möchte ich nicht erleben.

Der Himmel hat mich vor dem Unangenehmsten behütet — als reicher Mann zu sterben. Es muß eine wahre Kalamität sein, das, was man mit Sorgen erworben, mit Schmerzen geliebt hat, von dem man weiß Gott was für Freude und Lust erhofft hat, auf einmal fremden Klauen überlassen zu müssen. Vor dem letzten Beraubtwerden schützt keine Polizei. Und nicht zu wissen, ob die klagenden Hinterbliebenen Freudenthränen weinen oder Trauerthränen lachen. Bei den Armen geht es redlicher her, wird geweint, so ist es echt, wird gelacht, so ist es auch echt — und der im Sarg ist still vergnügt.

Wenn man nur schon so weit wäre! Wenn bloß einmal das mit dem Schnabel in Ordnung ist!

Mein Testament. Es sind herzensgute Worte drin, und doch — und doch — Ziffern wären besser. Gott und der Schnabel, die werden's schon machen.

* * *

In der Jugend studiert man Erwachsene, um klug zu werden. Im späteren Leben studiert man Kinder, um glücklich zu werden. Mein Siechtum giebt mir Muße, von der Einfalt Weisheit zu lernen. Wenn das Kind eines zerbrochenen Spielzeuges wegen weint, so können wir lachen. Das ist Überlegenheit. Wenn die Flammen auf unseren Dachfirsten prasseln, so jubeln die Kinder. Das ist auch Überlegenheit. Werdet wie die Kinder! Und steht es nicht irgendwo geschrieben, daß der Umgang mit Kindern gesund machen kann? Die Welt bedarf Männer, das Haus Kinder und der Sterbende lechzt nach einem Jungbrunnen.

In gesunden Tagen habe ich an meinen Kindern viel gesündigt. Die Kleinen wollten zu mir. „Kinder, ich habe keine Zeit!“ Sie wollten mit mir spielen. „So laßt mich doch, es kommt Besuch!“ Sie bitten, daß ich ihnen Märchen erzähle. „Aber Rangen, ihr seht ja, daß ich schreibe!“ Immer für Fremde, nie für die, deren Kreis noch so

klein ist, die niemanden haben als Vater und Mutter. Auf den Abend werden sie vertröstet. Sie bestehen darauf mit hartnäckiger Sehnsucht. Der Abend kommt. „Ich bin müde, und ihr gehört ins Bett! Am Sonntage wollen wir miteinander spazieren gehen.“ Sie ergeben sich betrübt, zählen die Stunden bis zum Sonntag, bauen so zuversichtlich auf das Versprechen, als ob sie noch nie enttäuscht worden wären. Am Sonntage wird man von Bekannten zu einem Essen geladen und sagt zu. So betrügst du das Kind um dich und dich um das Kind. Man kann unter einem Dache wohnen und doch durch mehr als ein Weltmeer voneinander getrennt sein. Schicke deinen Sohn nach Australien, und du wirst die Bande, die dich an ihn knüpfen, inniger fühlen, als wenn euch eine zolldicke Zimmerthür trennt. Freilich ist die Thür nur dünn, aber sie geht nicht auf. Eltern sind ihren Kindern lange nicht immer so treu, als sie glauben. Auf einmal sind diese erwachsen, und jetzt geht das Verwundern an über das Entfremdetsein der Kinder und daß es überhaupt keine Kinder mehr gebe. Aber man ist durch Erfahrung klüger geworden, und wenn sich der Segen wiederholt, wenn die Enkel kommen: mit diesen erst lebt man das Glück der Kindheit. Weil ich darauf nicht warten kann, so will ich's vorweg nehmen.

Mein Konrad wird ein ewiges Kind sein, er wird mit weißen Haaren als Kind sterben. Weil er so schön Messelesen kann, so habe ich ihn gefragt, ob er nicht Pfarrer werden wolle?

„Nein.“

„Weshalb nicht?“

„Weil Pfarrer nicht heiraten dürfen.“

Na nu! Weht der Wind von daher schon.

„Ja, Konrad, denkst du schon ans Heiraten?“

„Jawohl, Vater! Ich weiß mir eine.“

„Nu! Das möchte ich aber schon auch wissen.“

„Rate einmal! Eine Frau ist's. Du kennst sie.“

„Nun?“

„Die Großmutter.“

„So, so! Na, denn ja meinetwegen.“

Dieser kleine Lebemann hat aber ein strenges Gewissen. So sagte er einmal, nachdem er lange still neben mir gesessen war: „Vater, können auch Halsbinden boshaft sein?“

„Daß ich nicht wüßte.“

„Dann schäme ich mich.“

„Weshalb?“

„Zornig bin ich gestern gewesen. Die arme Halsbinde habe ich zerrissen, weil sie sich nicht knöpfen ließ.“

Einmal wollte ich ihn des Christkindes wegen aufklären, das bekanntlich den Weihnachtsbaum anzündet. Er soll die Wahrheit mit Umschreibung wissen. „Junge! Das Christkind persönlich geht eigentlich nicht umher, braven Kindern den Weihnachtsbaum anzuzünden, es überträgt dieses Geschäft auf die Eltern, und seine Gaben reicht es durch die Elternliebe.“

„Durch die Elternlüge,“ sagte er leise nach.

Das war mir gerade wieder einmal genug.

Auf dem Platze vor unserem Fenster steht ein lebensgroßes Kruzifix. Da kommt jeden Tag ein armes altes Weib und küßt die Füße des Gekreuzigten. Richard, der den aufgeklärten Humanismus bereits mit Löffeln frißt, entrüstet sich über das alte Weib. „Die soll lieber Menschen liebhaben anstatt Holz!“

„Aber von der läßt sich doch kein Mensch küssen!“ rief Konrad. Denn er selber war einmal gerade mit knapper Not entkommen. Bei einem Zuspruch um Almosen hatte sie den Knaben gesehen, und mit dem schrillen Ausruf: „Aber, ist das ein schöner, lieber junger Herr!“ torkelte sie auf ihn zu. Er kroch hinter die Treppe und ging den ganzen Tag nicht hervor.

Ein anderes Mal — nein, das war Richard, als wir vor Jahren den Ritt ins Gebirge machten. Sein Esel trottete schwerfällig dahin über das Gestein. Da bemerkte ich, daß der kleine Reiter immer die Hände unter dem Sattel hatte, als wollte er denselben heben.

„Was machst du da?“

„Ich helfe dem Esel tragen.“

Nachher, als der Esel den rücksichtsvollen Rittersmann abwarf, prügelte er ihn.

Frida, das Mädel, ist stets die kleine würdige Schwester. Sie bemuttert die Knaben, brummt mit ihnen; ist andererseits

wieder bereit, die Sünden der Brüder auf sich zu nehmen, wenn ein Strafgericht droht.

Von meiner Seite droht selten eins. Selbst als vor einigen Tagen die Gebrüder Dagobert gemeinsam eine Katze totwürgten, empfand ich zwar das Bestialische dieser That, polterte auch einige Flüche und Sittenregeln hervor, aber eigentlich zornig konnte ich nicht werden. Manchmal lechze ich nach einem jener Zornausbrüche, die in früherer Zeit mich oft so sehr erleichtert und erfrischt haben. Aber es glüht nichts mehr.

Radegunde jagte die Katzenmörder dreimal ums Haus herum, warf ihnen dann einen alten Handkorb nach, in dem sie das Tier zum Abdecker tragen sollten. Sie weigerten sich, es zu thun, sie vermochten, eingestandenermaßen, ihr Opfer nicht anzusehen, ein richtiges Verbrecherschauern ging über ihre Rücken.

„Ihr bösartigen Buben!“ rief die Mutter ihnen zu, „als Merks werdet ihr mir drei Wochen lang täglich um diese Stunde ein Vaterunser beten!“

„Für die Katz?!“ rief Steinschnabel dazwischen, der dem Auftritt beiwohnte. „Darf ich mich in den Handel mischen?“

„Und ob! Du bist ja künftig der Erzieher.“

„Ihr werdet die Jungen doch nicht mit dem Gebet des Herrn strafen wollen! — Laßt mich machen!“

Er rief die Knaben vor. Und welch eine Miene! Das Sonnenleuchten seiner Augen wurde zu förmlichen Blitzen, die jeden Augenblick einschlagen konnten. „Warum habt ihr das arme Tier getötet?“

Sie schwiegen, ließen die Köpfe hängen. Sie wüßten nicht warum.

„Böse Buben! Zur Strafe werdet ihr eine ganze Woche lang das Vaterunser nicht in den Mund nehmen. Verstanden, das?“

Sie huben an zu brüllen. Konrad, der gewohnt war, allemal vor dem Schlafengehen mit frommer Innigkeit das Vaterunser zu beten, kniete nieder: „Lieber Onkel, verzeihe uns!“

Der Onkel wandte sich mit strenger Miene ab. Und dann zu uns: „Auch die Alten können sich's merken und es gelegentlich ihrem Beichtvater erzählen.“

* * *

Also ist es, daß mir die Krankheit meine Kinder näher führt. Aber mein Zustand scheint ihnen selbstverständlich, und sie haben keine Traurigkeit.

Gestern kam Onkel Steinschnabel — jetzt ist er natürlich schon immer der Onkel — und brachte dem Konrad ein sonderbares Spielzeug mit. Eine Sanduhr. Bei einem Antiquitätenhändler soll er sie erstanden haben, er bedurfte sie als Modell zur Sanduhr am Denkmal für jene „charmante Dame“. Das Ding hat sehr zierlich geschnitzte Säulchen aus Elfenbein und zwei Glastrichter, die mit den engen Ausmündungen aneinander stehen, so daß der feine, gelbe Sand, der im oberen Trichter ist, durch den engen Hals in den unteren läuft. Der Knabe hatte das laternenförmige Ding, das an allen acht Ecken mit niedlichen elfenbeinernen Totenschädelchen geziert ist, auf den Tisch gestellt und betrachtete den lebendigen Sand. Oben am Rande wie in der Tiefe rieseln die Körnchen ineinander, unversiegbar rinnt das dünne trockene Brünnlein hinab, und kaum merkt man, daß im oberen Trichter der Sand in sich zusammensinkt, während der im unteren sachte ansteigt.

„Wie lange denn, Onkel?“ fragte der Knabe.

„Bis abends neun Uhr ist's abgelaufen,“ antwortete Steinschnabel. Durch Mark und Bein ging mir sein Wort.

„Und dann?“ fragte der Knabe.

„Das sollst du sehen,“ sagte der Schnabel. Die Kleinen umkreisen ihn jubelnd, geben aber doch immer ein bißchen acht, daß das Sonnenleuchten seines Auges nicht plötzlich zum Blitze wird. Dieses helle, ewig frohe Auge durchleuchtet gleichsam die ganze Wohnung, bis ins Gemach der Frau hinein. Er spielt mit den Kindern, als ob er selbst eins wäre, und was ihnen an Schabernack nicht einfällt, das fällt ihm ein. Sind sie müde vom Tollen, so setzen sie sich zusammen, und er erzählt ihnen Märchen oder drollige Schwänklein, daß alle wie die hellen Glöcklein lachen. Selbst Gunde, die ernsthafte, läßt bisweilen ihre Hand mit der Nähnadel auf dem Knie ruhen und betrachtet die Gruppe mit Wohlgefallen. Mit dem Schnabel spricht sie wenig und er mit ihr nicht viel, aber manchmal schauen sie sich doch offen an, wenn

auch sehr kurz, nur so blitzartig. Mich dünkt immer, zwischen ihnen ist noch nicht ganz das treuherzige Vertrauen, wie es zwischen Freunden sein soll.

Ich bringe an diesem Tage etwas in Anregung.

Meine Gestalt richte ich auf, soweit es noch gehen will, so stelle ich mich vor ihn hin.

„Schnabel, sieh mich an. Glaubst du denn nicht, daß sich der Dagobert noch rechtzeitig um ein bißchen Unsterblichkeit umsehen soll?“

„Aber versteht sich, wozu ist man denn Philosoph!“

„Nun also. Warum zögerst du denn immer noch, mir einen Antrag zu machen? Wenn so ein Kerl schon in Fleisch und Knochen nicht halten will, so stellen wir ihn einfach aus Stein her.“

„Wirklich?“ lachte er mich an. „Wäre es dir angenehm? Wird es dich nicht zu sehr ermüden? Wir können ja ganz kurze Sitzungen halten, und jeden zweiten Tag.“

„Gedenke der Sanduhr! Spute dich.“

„Wir wollen uns vortrefflich dabei unterhalten.“

„Na, weißt du, der Unterhaltung wegen gerade nicht, so gut du dich auf Kurzweil verstehst. Man sollte dich ja geradezu einsperren, du lieber Zeitvertreiber und Lebensverkürzer! Doch in dem Fall ist's anders. Wenn einer weiß, die Witze sollen nur verhüten, daß die Visage des Modells nicht ganz in Apathie versumpft, dann zündet das Feuerwerk nicht.“

„Das ist abzuwarten. In der nächsten Woche beginnt die Schöpfung. Gott nahm für den Mann die Rippe der Eva. Material zweiter Güte. Wir wollen es mit Carrara-Marmor versuchen.“

„Sage mir, Vertrauter, hast du einen größeren Vorrat von dieser Gattung Geist? — dann lieber nicht. Wisse, allzuviel Spiritus ist Kranken nicht zuträglich.“

„Und schon gar, wenn es Fusel ist, nicht wahr? Na, Freund, du sollst nur nahrhaftes Getränk haben. Milch, wie ein Säugling an der Mutterbrust. Kind, altes, launenhaftes! Zeige deinem himmlischen Vater nur noch einmal ein frohes Gesicht.“ Er nahm meinen Kopf zwischen seine Hände, von Aug zu Aug ging ein Strahl, der mein ganzes Wesen warm durchrieselte.

„Sei doch wieder einmal ein ganzer Mensch!“ sprach er weiter, „erhebe dein Herz, und das Schicksal hat keine Macht über dich. Schau doch. Ob es Glück oder Unglück um dich giebt, das kommt auf dich selber an. Nach dem, wie du bist, gestaltet sich dein Geschick. Gewöhne dir doch einmal das Wünschen ab und die Ungeduld nach der Gesundheit. Verzichte gelassen auf sie, vielleicht hast du sie dann.“

„Mir schwillt das Herz bei deinen Worten!“ rief ich entzückt aus.

„Das soll's aber nicht. Schwellen soll's nicht. Ich gedenke dir eine leidenschaftslose Heiterkeit ins Gesicht zu meißeln, dann sollst einmal sehen, was du für ein Bursche bist.“

Beim Abendessen ging's wieder gemütlich zu. Ich fühlte mich wohler als gewöhnlich, mein Weib legte mir das beste Stück Kalbsbraten auf den Teller und bat den Onkel, sich selber zu bedienen. Die Knaben stritten lustig über Raben. Richard behauptete, die Raben wären schwarz, Konrad versicherte, sie seien weiß. Der Schnabel schlichtete den Streit, Konrad habe recht, denn es gebe auch weiße Raben. Richard hätte übrigens auch nicht ganz unrecht, weil die schwarzen Raben in der Mehrzahl seien.

Plötzlich wandelte mich eine Ohnmacht an; mein Weib bettete mich auf das Sofa und hielt mir ein in Weinessig getauchtes Tuch vor die Nase.

„Onkel!“ rief Konrad, „die Sanduhr ist abgelaufen.“

Auf dem Schranke stand sie, wie ein Laternlein anzusehen, in dem kein Licht ist. Der obere Trichter war leer, der untere voll. — Aller Augen schauten hin, Konrads blickten erwartungsvoll auf den Onkel.

„Ist sie abgelaufen?“ sagte dieser.

„Ja, Onkel, sie ist abgelaufen.“

„Na, dann macht man's immer so.“

Und stülpte die Sanduhr über, daß der volle Trichter oben war und das dünne trockene Brünnlein sachte begann, nach unten zu rieseln.

* *
*

Zu blöde ist das. Über das Christfest habe ich heute weinen müssen — daß es so glückselig ist. Ja, mein Gott, wenn man auch in diesem Fall weint! Wann kommt

man dann überhaupt zum Lachen! So nervös wäre ich! sagen sie. Was heißt das? Ist dann nicht auch ein morscher Strick nervös?

„O Weihnacht und kein Kind im Haus!“ sang vor etlichen Tagen der Schnabel. In lustiger Melodie sang er es, aber die Stimme hatte einen Trauerschleier um.

„Kinder! Es sind ihrer ja im Hause!“ sprach ich. „Du weißt doch, wohin du gehörst am Weihnachtsfeste!“ So ist er bei uns gewesen. Gunde war nicht sonderlich davon erbaut, sie möchte solche Feste allemal „ohne Zeugen“ begehen, aber dann fällt's immer ein wenig herb hausbacken aus. Onkel Sonnenschein zerstreut die Wolken.

In solchen Tagen kommt alles wieder, was man je an solchen Tagen gesündigt hat. Die größte Weihnachtstugend, hatte ich immer geglaubt, bestünde im Geben. Thatsächlich besteht sie im Nehmen. In der Kunst, recht und liebreich und dankbar zu nehmen. Mein ganzes Herz legte ich in die Geschenke für mein Weib, und was sie gab, das war mir oft fast peinlich, weil ich nicht an ihre Liebe, sondern an ihre Opfer dachte. Heute mache ich das besser. Ich schenke nicht viel, lasse mich aber tapfer beschenken, und das macht meine Gunde froh und heiter, auch ohne den Onkel Sonnenschein.

Mein Nachbar, der alte Banquier Golding, hatte wieder seinen Anfall von Schenkwut. Zu Weihnachten pflegt er seinen Bekannten Körbe von Naschwaren, Spielwaren und Nippsachen ins Haus zu schicken. In hastiger Erregtheit bindet er schon tagelang vorher Packete, windet Fläschen in Stroh und nagelt Kisten. Am Vorabend beschäftigt er neun Dienstmänner zum Austragen. Ist das Fest vorüber, dann hockt er sich zu seinen Geschäftsbüchern, rechnet und knausert, und seine Seele sitzt wieder ein ganzes Jahr lang im Arrest — der Wertheimerkasse. Meinen Leuten hat der Edle diesmal ein Fäßchen Heringe geschickt und mir ein Paar benagelte Bergschuhe mit Rucksack und Eispickel. — Der Witz ist gut, aber — das Fleisch ist schwach.

Einst hatte ich halb Europa durchwandert mit meinem Haselstock, den ich mir als Student am Fuße der Wartburg geschnitten. Heute dient dieser Stock noch dazu, daß ich ein Kerzchen dran binde und mit ihm den Christbaum anzünde. Während solcher Thätigkeit begann der Christbaum sachte zu tanzen, das Zimmer begann zu tanzen — später fand ich mich liegend auf dem Fußteppich, Haupt und Kleider feucht von dem Wasser, das sie mir an den Leib gegossen hatten. Gunde labte mich wie immer mit Essig, Roderich löste mir die Schuhe von den Füßen, in schweigendem Verständnis waren sie eins, mir zu helfen. Die Kinder standen schluchzend umher und wimmerten: „Mein Vater! Mein Vater!“

Und das ist dies Jahr ihre Christbaumfreude gewesen.

Der Doktor ist geholt worden und hat mich wieder einmal gründlich untersucht, auch Herz und Nieren durchforscht. Gundes und des Bildhauers Augen hingen an seinem Munde, aber er hat nichts gesagt. Auf die Bemerkung meiner Frau, daß ich einmal Verlangen nach Früchtebrot geäußert hätte und ob sie mir unter Umständen davon geben dürfe, antwortete er fast barsch: „Ich bitt Sie, Frau. Geben Sie ihm alles, was er wünscht!“

* * *

Am Tage der unschuldigen Kinder ist der Volkssitte entsprechend früh am Morgen Konrad an mein Bett gekommen, hat mit einem Birkenrutlein auf meine Decke losgeschlagen unter dem hell lachenden Ruf: „Kindel auf! Kindel auf! — Frisch und g'sund! Frisch und g'sund!“

Ich wüßte auf Erden keinen Schlag, der so süß wäre als des lieben Kindes Rutenstreich an diesem Lostage. Und ich wüßte keinen furchtbareren Schicksalsschlag als den nach Vater oder Mutter geführten Schlag eines ruchlosen Kindes.

* * *

Aus meiner Lade habe ich heute alte, heilige Sachen hervorgeholt. Das Myrtensträußchen vom Hochzeitstage. Das knistert, so dürr ist es. Wie fange ich es nur an, daß sie mir dieses Kleinod in den Sarg mitgeben? Ich fürchte mich vor der großen Einsamkeit im Grabe und möchte einen Segen bei mir haben. Aber man darf ja nicht ein

Zu Tille: Goethes Faust in der modernen deutschen Kunst.

August von Kreling: Osterspaziergang, 1876
(Nach einer Photographie aus dem Verlage von Friedrich Bruckmann in München.)

Wort davon sprechen. Alle stecken ihren Kopf in den Sand und lassen mich allein mit meinem Sterben.

Ich will wieder einmal meinen letzten Willen schreiben.

Schreiben und immer schreiben! Das zagende Wort, sonst habe ich ja nichts mehr. Und Sterbende sollen bekennen und beichten.

* * *

Meiner Tage habe ich noch keinen toten König gesehen. Auch keinen toten Bettler. Nur tote Menschen. Ich kann nicht fassen, weshalb der eine Mensch ohne weiteres und der andere mit aller Umständlichkeit ins Grab geworfen wird. Mir ist es unfaßbar, daß der heilige Menschenleib dessen, der im Leben angesehen war, mit kindischem Takt entehrt werden muß. Vor der Majestät des Todes ist aller Prunk kurzweg lächerlich. Oder wäre es gerade der passende Abschluß für das Possenspiel des Weltlebens? Wenn der Tod nur auch einen Spaß verstünde!

Ich will für meine werte Person das Begräbnisprogramm aufstellen und selbiges an die Kasse kleben, damit sie es gleich finden.

Da liegt auf kaltem Bett die Lehmgestalt, die aus dem Menschen eine Sache geworden ist. Lasset mir, ihr fremden Herandringlinge, mit eurer täppischen Hand, mit eurem vorwitzigen Auge die Hülle unberührt! — Sie waschen das Antlitz und strählen das Haar, denn es ist der hohe Festtag gekommen. Vielleicht weht die abgeschiedene Seele, bevor sie den Flug weiter nimmt durch die Ewigkeiten, noch ein Weilchen ums Ruhebett und schaut verwundert die Gestalt an, in der sie gehaust hat. Manches Menschenantlitz ist in den ersten Stunden des Todes schöner, als es im Leben gewesen. Der Abschiedskuß der Seele.

Drei Tage lang sei der Leib noch im Lichte, damit denen, die in Liebe und Nachsicht ihn gewohnt waren, das Entschwinden nicht zu plötzlich sei. Die ihm gut gewesen, sollen es noch einmal empfinden; die ihm nicht gut gewesen, sollen an dem friedlichen Schläfer sehen, daß es auch so gut ist.

Das Schweigen des Toten! Nichts ist so beredt. Aber seine ganze Weltanschauung heißt: Mir ist alles eins. Nicht einmal Bahre und Grab kümmern ihn was, das sind Angelegenheiten der Überlebenden, die sie sich einrichten mögen nach ihrem Belieben. Je persönlicher dieses Belieben, je unabhängiger von Brauch und Sitte — desto echter.

Die starre Gestalt in ein dunkles Gemach legen, zu Häupten eine Ampel anzünden und ein paar Kerzen und ihr ein einfaches Kreuz in die Hand geben. Das Sterben ist als eine religiöse Handlung zu betrachten, als ein Opfer seiner selbst dem Ewigen. Dann auf die Brust den Myrtenzweig. Sind Blumen da, so sollen sie nicht gebrochen, sollen lebendig sein. Was macht ein Toter mit toten Pflanzen? Erdreich will Lebendiges hegen.

Mit Heftigkeit lehne ich ab den Metallsarg, die gewölbte Gruft. Kein Kerker soll mich absperren vom Leben der frischen fruchtbaren Erde, die ein Anrecht auf mich hat, wie ich auf sie. Was sagte doch letzthin der Schnabel, als er mit Lehm umthat? „Wir wollen miteinander ja noch vieles schaffen, wir wollen die Zukunft noch überraschen mit dem, was wir können, die Erde und ich, der Wille!" Ein Sarg aus Fichtenholz, nicht angestrichen, denn die Farbe „konserviert", das heißt in diesem Falle, sie hält lange tot, was tot ist. Ich will aber baldigst wieder anfangen. Am nettesten wäre es, den Leib bloß in Leinwand gewickelt der Erde zu übergeben.

Des Leichenbegängnisses wegen bin ich unbescheiden. Nicht von Tieren will ich gezogen werden, vielmehr von Menschen getragen. Auf zwei Bahrstangen, die auf den Schultern der Männer liegen. Kranzspenden verbeten. Grünzeug und buntes Bänderwerk in Haufen nachschleppen? Nein. Es ist ja wahr, was Roderich sagt, daß der Mensch, wenn er sein Innerstes heben will, zur Blume greift, eine Blume der Braut, eine Blume dem Toten. Allein die Vielheit des Straußes heißt Laub und die Vielheit der Blume heißt Heu. Ich habe Leichenzüge gesehen, deren Kränze ein kleines bürgerliches Vermögen ausgemacht haben. Und rechts und links am prunkvollen Toten darben Lebendige. Wenn jenen Armen, deren fleißige Hände vielleicht die Kränze wanden, noch der Ertrag zukäme! Nein, er kommt den Krämern zu gute. Das Kränzeunwesen

ist eine der dümmsten Sitten und grenzt in seiner jetzigen Unwahrhaftigkeit schon beinahe an — nein, ich will's nicht sagen.

Die Prunkgewinde, deren Schleifen stets mit dem Namen der Spender geschmückt sind, zeigen aller Welt, wer sich um die Trauer auch was kosten lassen kann. Kurz, ich hasse die Kränze, ich hasse sie aus Liebe zum Kranz, in der Masse erstickt das Symbol, nur der eine Kranz auf dem Sarge, von den Nächsten hingelegt, nimmt Weihe an. Was die blutige Liebe thut, um sich zu genügen — Gott sei davor, daß ich es tadle!

Und nun die letzte Station: das Grab. Wem wird vor der Erde grauen — vor sich selber! Sagte das nicht Onkel Sonnenschein? Also intime Beziehungen. Ein tiefes eigenes Grab ohne Kündigungsfrist. Der Hügel ein Garten. Hier beginnt das Reich der Kränze, der lebendigen. In frischen Halmen gedenke ich wieder heraufzukommen, durch die Blume will ich zu Weib und Kindern sprechen: Auferstehung von den Toten, ewiges Leben.

* * *

Gesagt ist es ganz hübsch.

Doch im Halm, in der Blume fortzuleben, oder in einem Schmetterling, einem Vogel, oder im Tau, oder im Lehm — nein, das wäre mir zu lumpig. Mir schwant eine ganz andere Offenbarung, und wenn ich jetzt sehr gescheut philosophieren werde, so brauchst du, mein lieber Steinschnabel, mich deshalb nicht gleich für verrückt zu halten. In schlaflosen Nächten, wo das Tiktak der Uhr gleichsam mit unaufhörlichen Schritten von einer Ewigkeit zur anderen geht, da kommt's. Schon an der Pforte des Jenseits stehend, möchte man doch gern ein wenig durchs Schlüsselloch gucken — aber der Schlüssel steckt von innen. Da thut man ein übriges und — spinnt. In Spiel und Ernst spinnt man weiter und verstrickt sich sachte in das Hirngespinst, daß es schließlich ist, als hätte die Seele, die arme, ein Hemd aus Spinnweben an.

Wohlan! — Was ich heute schreibe, es wird morgen belächelt, übermorgen vergessen, nach hundert Jahren unverständlich, nach tausend Jahren selbstverständlich sein.

Es ist mir nicht möglich, das Leben zu lassen, es ist nicht möglich. Das ewige Sein, ich gebe es nicht hin, und müßte ich die Zukunft mit der Vergangenheit ausfüllen. Daß ich's nur sage: Unser Leben wird sich wiederholen. Denn der Wahn, daß wir just und eben jetzt ein Eintagsfliegenleben hätten, ist zu dumm. Ich bin, und das ist mir der allersicherste Beweis, daß ich war und sein werde. Daß wir täglich Leute um uns geboren werden und hinsterben sehen, beweist nichts, sie sind eine Erscheinung, sie kamen nach unserer Wahrnehmung her und gingen wieder fort. Das werden auch wir anderen so erscheinen, als wenn wir kämen und gingen. Als moderner kritischer Geist glaube ich nur das, was ich weiß und erfahren habe. Vom Geborenwerden weiß ich nichts, das Sterben habe ich nicht erfahren. So muß ich wohl immer sein. Nicht wahr, ich bin verrückt, wie ein Philosoph, oder philosophiere wie ein Verrückter!

Plaudern kann man ja davon, wir haben reichlich Zeit dazu, wir Bürger der Ewigkeit. Es kommt dicker: ich will ewig sein, ohne alt zu werden, ohne die Kette von Ursache und Wirkung bewußt fortschleppen zu müssen.

Seit Kindheit weiß ich, daß uns der liebe Gott einen Himmel bereitet hat. Der wird unsinnig schön sein! Weil man aber nicht weiß wie und wo und wann, so ist das beängstigend. Und weil der Bauer nichts ißt als das, was er schon kennt, so möchte ich einen Himmel haben, den ich schon gewohnt bin. Und so werde ich den lieben Gott, wenn er just einmal in guter Laune ist, bitten: Herr! Willst du mir schon recht gut sein, so gieb mir mein Leben wieder, das zu Ende will. Laß mich mein altes Leben noch einmal durchmachen. Nicht etwa, weil ich's besser machen wollte ein zweites Mal, sondern, weil's mir gerade so gefällt, wie es war und ist. Geht's oben an den Rand, so fange ich wieder unten an. Und allemal so herum. Gieb mir's ganz genau wieder, wie es war, als ob es photographiert und phonographiert und stenographiert wäre, mit allen Örtlichkeiten, Menschen, Freuden und Plagen, Dulden und Thaten, Tugenden und Sünden. Die Sünden vergiß mir nicht, sie haben auch ihr Gutes! Ich will nichts vermissen, nicht das rotblumige Tuch am Busen meiner Mutter, das ich beiseite schob, wenn's zu trinken gab; nicht das blaue

Kinderkittelchen mit den weißen Sternen; nicht das thönerne Milchschüßlein mit den gemalten Spiralringen; nicht ein einziges Bein vom roten Pferde, dem hölzernen, außer bis ich es selber kaputt mache; nicht ein Härchen von meinem ersten Bartanflug, an jedem hing ein Himmelreich. Alles, alles wieder, in derselben Reihenfolge, mit derselben Entwickelung in mir und weit ringsum. Es werde, wie's gewesen ist. Amen.

Nun mag es ja sein, daß der liebe Gott wundershalber nicht anders wie ein vernünftiger Mensch antwortet: „Aber Kind, was für Mucken! Soll ich deinetwegen die ganze Welt zurückschrauben um so und so viele Jahre? Soll ich alle Toten wieder erwecken, daß sie dein Gefolge seien? Soll ich den alten Zeitgeist wieder einführen, den sie unter vielen Plackereien endlich losgebracht haben? Nein, ein solcher Reaktionär ist der Alte doch nicht."

Und wenn wir zwei beide schon einmal so im gemütlichen Gespräch wären miteinander, so würde ich nun bescheidentlich entgegnen: „Herr und Vater! Wie du jetzt gesprochen, das ist dein Ernst nicht. Es ist sicher nur ein liebenswürdiger Spott auf die menschliche Naseweisheit. Denn so klug reden nur die thörichten Menschen. Wozu wärest du der Allmächtige, der alles kann! Und schließlich — an der Welt brauchst du ja gar nichts zu ändern, lasse in Gottesnamen alles, wie es ist, nur gieb mir die Vorstellung, als ob alles so wäre, wie ich es will. Nur ein Rädchen im Gehirn berühre mit deinem Finger, und es ist."

Darauf wird der Herr mir wahrscheinlich auf die Achsel klopfen und sagen: „Laß das gut sein. Wie es zu machen ist, das weiß ich schon selber. Gehe jetzt an dein Tagewerk, wir sprechen noch davon."

* * *

O, so lebensdurstig, so lebensdurstig! Dieses Sein, das die vom Doktor Balsam gezogene Grenze bereits überschritten hat, auf Wucherzinsen möchte ich es anlegen im altrenommierten Bankhause Ewigkeit.

Der Winter geht zu Ende, und ich atme noch. Beim Buchbinder hat er sich auch geirrt, endlich aber doch recht behalten. Der Buchbinder wiederholt vielleicht just anderswo sein Leben, und ich springe morgen über oder schnappe über.

Ach, Santa Maria! Wenn ich nur einmal noch einen Lebenswandel führen könnte, wie es Gott gefällig ist — nämlich auf zwei Füßen.

Vor ein paar Tagen sind wir ausgefahren, um frische Gottesluft zu schnappen. Die Felder liegen noch im Schnee, die Straßen sind grundlos, von oben scheint die Sonne, und auf den Fichtenwipfeln, die scharf und klar in den blauen Himmel hineinstehen, singen die Finken. In zwei Bettdecken hat meine Gunde mich eingeschlagen, um Hals und Kopf noch ein Wollentuch gewickelt, so daß nur Nase und Augen ein bißchen hervorgucken können. Sie sitzt neben mir und wendet keinen Blick von dem alten Wickelkinde. Gegenüber der Schnabel, immer der gleiche frohe Bursche, warmherzig, schalkhaft, ihre Sorgen, die er heimlich teilt, zerstreuend. Wie schwer er die Cigarre entbehrt an meiner Seite! Wie tapfer er auf das Glas Wein verzichtet, das ich als Temperenzler abgeschafft habe. Er ist sonst einer, der's nicht verschmäht — durchaus nicht. Im vorigen Jahre, noch bestrebt, andere zu retten und selig zu machen, habe ich denn mal auch diesem Lebemann etwas Moralisches versetzen wollen. Wir begegneten damals im Walde einem alten Holzknecht mit roten Wangen und weißem Haar. Voll frischen Schwunges klob er Scheiter; aus seinem lebhaften Auge blickte so viel Gesundheit und Nüchternheit, daß ich ihn schier meinem Freunde Schnabel als leuchtendes Beispiel aufstellen wollte.

„Immer fleißig?" sprach ich den Mann an.

„Passiert."

„Wie alt seid Ihr nur?"

„Rat einmal."

„Ich geb Euch sechzig."

„Ich nehm sie nicht. Um zwanzig Jahre zu wenig."

„Daß Ihr bei Eurem hohen Alter noch so bei Kraft seid!"

„Passiert."

„Saget uns doch einmal, Vetter, wie Ihr immer gelebt habt?"

Er zuckte die Achseln, denn er wußte keine Antwort.

„Daß Ihr noch so frisch und rüstig seid und so alt geworden, was thut Ihr denn?"

„Ich? Was ich thu, daß ich so alt geworden bin? Saufen thu ich!“

Man kann sich's denken, wie schadenfroh der Schnabel aufgelacht hat darüber, daß der Mäßigkeitsapostel ein so schiefes Beispiel erwischt.

Erst später hat es sich herausgestellt, was der Alte unter „saufen“ verstand. Wenn in der Gegend der Typhus drohte oder die Cholera oder die Blattern grassierten, da ging der Mann her und soff. Nämlich, er trank Wachholderbranntwein als Schutzmittel gegen Ansteckung. Vor einem lukullischen Bildhauer möchte ich aber doch keinen Waldsohn mehr fragen, wie er lebt.

Ich halte was auf die Mäßigkeit, besonders seit mir nichts mehr schmecken will. —

Von der Spazierfahrt heimgekehrt, mußten mich zwei Dienstmänner aufs Zimmer tragen, so sehr hatte mich die freie Luft angegriffen. Dann merkte ich aber, wie hinter der Thür Gunde in ihr Tuch schluchzt und wie der Schnabel neben ihr steht und zu trösten sucht. Heute ist's doch wieder so weit, daß wir miteinander ein Terzett gelacht haben, weil der Schnabel aus einer Kartoffel den Doktor Balsam modelliert hatte.

Mit meinem Porträtsitzen ist's nichts. Sie haben mir sogar den Spiegel aus dem Zimmer genommen unter dem Vorwand, es müsse der Rahmen einmal frisch vergoldet werden. Der eigentliche Grund — ich kann mir ihn schon denken.

Wir haben eine alte Magd im Hause, die seit gestern über heftiges Magenleiden klagt, daß sie gar nichts mehr essen könne. Doktor Balsam fand sofort, daß sie an einer Halsentzündung litt, und stellte es sich heraus, daß die Person den Schlund für den Magen hielt. Unter diesem Dafürhalten ist sie achtundfünfzig Jahre alt geworden. Der Schnabel meint, sie hätte es auch jetzt nicht notwendig zu erfahren gebraucht, wie die Sache steht. Der Mensch müsse anständigerweise wohl einen Magen haben, brauche aber nicht zu wissen, wo er sitzt.

* *
*

Immer und überall die schlimmsten Zeichen! Gestern war mein Geburtstag — der siebenunddreißigste; ist viel für meine Gesundheit gethan worden. Als ich mit Gunde anstieß, zerbrach mein Glas, so daß der rote Wein sich über das Tischtuch hin ergoß.

„Hurra, Kindstaufe!“ rief der Schnabel. Frau Gunde war blaß geworden.

„Und du mach mit deinem dummen Krimskram in den Winkel!“ schrie sie dem Konrad zu. Dieser spielte nämlich mit der Sanduhr.

* *
*

Muß schon ein paar Jahr her sein, daß wir, Steinschnabel und ich, eines Tages in unserer Stadtpfarrkirche gestanden haben, um die Marienstatue aus dem dreizehnten Jahrhundert zu betrachten. In der Kirche saßen Andächtige und summten ein Gebet.

„Was ist denn das?“ fragte Steinschnabel.

„Das ist eine Litanei.“

„Aber sie beten immer: Vom jähen und unversehenen Tode erlöse uns, o Herr!“

„Ja, ja, so lautet's.“

„Mensch, das ist ja falsch!“ sagte er fast laut. „Den jähen und unversehenen Tod beschere uns, o Herr! muß es heißen.“

Wenn einer in Leiden und Angst so dahinsiecht, sich und anderen zur Qual, da denkt man daran.

* *
*

Der arme Kranke, er ruht auf weichen Kissen. Seine Lieben hegen und pflegen die müden Glieder in nimmerrastender, zarter Sorgfalt und scheuchen bangende Schatten munter davon und haben milde, schmeichelnde Worte — frohen Trost für dich und sich. Und plötzlich rollt zwischen Kirchhofskreuzen, von kundigen Armen stummer Männer rasch gesenkt, der Sarg zur Tiefe. Und hüllenlos in furchtbarer Wahrheit steht die kalte, unerbittliche, dämonische Herrlichkeit Natur ...

Rhythmisch wiegend waren diese Klänge durch mein Haupt gezogen während des Schlafes. Dann war ich aufgewacht. Im Nebenzimmer gingen geschäftige Schritte auf und ab. Das ist was Besonderes. Ich klingele. Gunde kommt herein und versichert, es sei nichts. Da bin ich schon auf den Beinen und eile ins Zimmer der Kinder. Liegt ausgestreckt der kleine Konrad, stahlblau im Gesicht, starr der Blick — ringt

furchtbar nach Atem, an den Lippen Schaum. Die Magd läuft mit warmen Tüchern herbei, murmelt: „Es wird gleich besser, es wird gleich besser!" Und mit dem gleichen Atemstoß ruft sie alle Heiligen an. Ich werf mich in die Kleider, laufe die Treppe hinab, hinaus in die regnende Nacht — zum Arzt. Der erschrickt nicht wenig und jagt mich nach Hause. Mein Gott, jetzt fällt mir ein: Ich bin ja selber krank!

Nach zwei Stunden war bei dem Knaben der schreckliche Krampf vorüber. Er schlummerte, ich rang zornig mit dem Doktor, der mich mit Gewalt an mein Bett schleppte. Ich war nicht müde, in der lebhaften Bethätigung für das Kind hatte ich Erquickung gefunden. Erst auf die Versicherung, daß es bei dem Jungen nichts als ein Stimmritzenkrampf gewesen und die Gefahr völlig vorüber sei, habe ich mich beruhigen können.

Am Morgen hatte ich ein paar Stunden länger geschlafen als sonst. Wenn es noch eine Ordnung gebe auf der Welt, so müßte ich jetzt tot sein. Aber es giebt keine Ordnung mehr. Doktor Balsam ist arg erbost. „Solche Patienten habe ich schon gar gern," soll er bei einem Nachbar über mich gesagt haben. „Da begehen sie mutwillig einen Selbstmord, und der Arzt soll sie wieder von den Toten auferwecken."

* * *

Vier Tage seit der Schreckensnacht, und ich lebe immer noch. Ich schlage wieder einmal in einem pathologischen Werke nach, was hätte geschehen können. Regelmäßigerweise hätte ich an einem Herzkrampf zusammenstürzen müssen. Es ist ein sehr interessantes Buch, ich finde alle meine Krankheitserscheinungen drin: die Brustkrämpfe, den abnormen Herzschlag, die schreckliche Abmagerung, die Verdauungsschwäche, den Schwindel, die Appetitlosigkeit, die Unruhe im Schlafe, das Blutbrechen, die enorme Erschöpfung, kurzum, mein ganzes Todesarsenal ist in dem gelehrtem Werke genau beschrieben. Nur die Ursache, weshalb ich an meinem Excesse nicht gestorben bin, steht nicht drin. Und gerade das ist das Unheimliche.

Nun, so will ich weiter hangen und bangen und mich vertraut machen mit dem Unabwendbaren. Es wird doch auch im gestorbenen Zustande auszuhalten sein, mutmaßt der Schnabel. Wer weiß, warum die Totenschädel alle lachen!

* * *

In guten Tagen denkt man selten daran, daß sie mit schlimmen bezahlt werden müssen. Bevor du zum Festschmause gehst, wähle dir einen Arzt. Wähle klug, nimm einen erster Güte. Nur ein guter Mensch kann ein guter Arzt sein! Dieses Wort sprach einer der berühmtesten von ihnen.

Ich möchte gern dankbar sein und den Ärzten, die mir schon so viele Ratschläge erteilt haben, auch ein paar geben.

Der Kranke sucht beim Arzt vor allem persönliche Teilnahme. Der Arzt soll ihn geduldig ausreden lassen, und für diese wohlthätige Geduld darf er — ich gestatte es — Honorar einstecken. Bei den Verordnungen braucht er nicht gerade allemal der Buchwissenschaft das erste Wort zu lassen, er darf manchmal auch seinen oder anderer Hausverstand zum Konsilium laden.

Kranken, die Medizin wünschen, soll sie verschrieben werden. Der Glaube wirkt auch hier das Wunder. Oft bittet der Kranke um volle Aufrichtigkeit. Aber! Nur die größten Verbrecher dürfen zum Tode verurteilt werden. An mir hat Doktor Balsam einen Justizmord begangen. Junge Ärzte leiden an der Gier nach Operationen. Zwei Stunden von hier lebt ein Mann, dem das Bein abgeschnitten werden sollte. Das erste und das zweite Mal ließ er die Doktoren mit ihren Messern nicht vor, als sie, in höchster Besorgnis, die Sache könne mit einer allgemeinen Blutvergiftung enden, das dritte Mal kamen, war der Kranke geflohen und zwar — zu Fuß! Die meisten Patienten sind undankbar. Geht's gut, thut's Gott oder ihre eigene Umsicht; geht's schlecht, ist der Arzt schuld. Es giebt auch Ärzte, die den Spieß umdrehen.

Manchem Arzt wird nachgesagt, daß er hauptsächlich auf Gelderwerb ausgehe. Das glaube ich nicht. Wer wird deswegen in die Tiefen des menschlichen Elends steigen und sein ganzes Leben darin zubringen! Nein, dahin schickt ihn die Liebe. Wenn

er auch abgestumpft ist gegen das Leiden und oft gleichgültig erscheint — es ist die starke, opferfähige Liebe. Mancher Arzt bringt — anstatt Honorar zu nehmen — Geld mit ins Haus des armen Kranken.

Arm, aber angebetet von dem Volke. Mein Doktor Balsam ist just kein solcher Popularitätshascher.

Wöchentlich ein paarmal kommt er zu mir, stets sorgfältig rasiert, in guter Laune und in weißer Weste. Er setzt sich breit und behaglich zu mir, prüft die Temperatur, erklärt, wie man Zwiebeltunke bereitet, weshalb die ungarischen Kornpreise steigen und erzählt dann Witze aus der „Jugend“. Nebenbei schreibt er manchmal ein paar lateinische Worte auf, für die Apotheke. Von mir ist weiter nicht die Rede.

* *
*

Mein Vater sah einmal einen armen Sünder zum Hochgericht fahren. Der hatte schwarze Handschuhe angezogen und um seinen Hut einen Trauerflor gewunden. Ordentlich in Feststimmung schien der arme Teufel zu sein. War er doch jetzt einmal der Mann des Tages. Bin ich nicht derselbe Tropf mit meiner geistigen Trauertoilette?

Der Frühling ist da. Wie soll ich mich zu ihm verhalten? Ich empfinde keine Betrübnis und keine Freude, bin völlig stumpf. Vielleicht läßt mich der Herrgott so dumm werden, daß ich vom Sterben nichts merke.

Das wäre recht gescheit.

* *
*

Wenn das Sterben nur nicht gerade das letzte wäre, was einem passieren muß! Wenn nach demselben nur noch ein bißchen was käme, sei es eine Stunde Liebesglück, sei es ein frohes Lied, sei es ein Ausblick von der Bergeshöhe, sei es ein frischer Freundschaftstrunk, nur etwas als Lohn für ein tapferes Sterben, nur eins, das nicht mehr unter dem Siegel des Todes steht.

„Ja,“ fragte mich auf solche Klage der Freund, „bist denn du nicht bei den Göttern geladen im Elysium?“

Vielleicht wird das Sterben nicht schmerzlich sein. Schmerz ist nur ein Zeichen von Lebenskraft. Gefühllosigkeit, Bewußtlosigkeit — tot. Na nu, jetzt weiß ich, weshalb mir der Lenz nicht mehr fühlbar ist.

Aber — Sterbende haben ihre Launen. Mancher will, daß die Hinterbleibenden hübsch gesittig zu seinem letzten Segen niederknien. Mancher macht in der letzten Stunde noch das Programm fürs Begräbnis und bestimmt seine Gewandung, in der er die große Reise antreten will. Sie möchten nach ihrem Tode gern noch eine Weile mitspielen und es anderen aufnutzen, was ihnen selber nicht gelang. In Krimdorf drüben starb einer, der des lieben Himmels wegen seinem Töchterchen das Versprechen abnahm, ins Kloster zu gehen. Nun hat das Mädchen mit der Erfüllung so lange gewartet, bis die Liebe kam. Es muß den Schwur brechen oder ins Elend wandern. Und das hat der liebende Vater auf dem Sterbebett gethan.

* *
*

Ich glaube schon darum, daß es zu Ende ist, weil ich mich bereits nach allen Seiten hin ausgestreckt habe. Es giebt nichts Erhabenes, und es giebt nichts Niederträchtiges, das ich nicht gedacht und gefühlt hätte. Ich bin in der Gesinnung ein Heiliger gewesen und im Leben ein Erzschelm. An einen Beichtvater werde ich noch denken müssen. Hat man die lateinischen Rezepte hinter sich, dann kommen die lateinischen Gebete. Lateinische Küche, lateinische Kirche — deutscher Michel!

* *
*

Meine Krankenstube ist eine Künstlerwerkstatt. Da ich mich für die Reproduktion leider nicht mehr eigne, so ist Radegunde herbeigeholt worden. Da hilft kein Sträuben, sie wird in Lehm gemodelt, später in Gips gegossen, damit ich — spaßen sie — ein Andenken hätte, wenn sie einmal gestorben sein würde.

Ich solle hübsch daneben sitzen, meint der Schnabel, und zusehen bei dem Kunststück, wie man eine bewegsame Hausfrau festbannt. Ich hatte das in der That nicht für möglich gehalten, aber dem Schwerenöter gelingt's. Es zuckt ihr wohl in den Gliedern, wenn draußen die Knaben poltern oder die

Magd schreit. Sie kneift die Lippen zusammen, das ist jedoch dem Schnabel nicht recht. Sie wirft den Kopf und schupft die Achseln, das ist ihm auch nicht recht. Sie grollt über das gottlose Dasitzen, wo das Haus voll Arbeit sei, das macht ihm gar nichts, denn sie sitzt doch. „Auf ein Andenken, wenn sie nimmer sein wird.“ Kindereien!

Ich habe diese Sitzungen hauptsächlich veranstaltet, damit die beiden sich ein wenig aneinander gewöhnen. Denn sie trutzt wirklich manchmal mit ihm. Seine heitere Geduld mit ihr scheint grenzenlos, könnte aber doch einmal ein Ende nehmen, und damit wäre die Vormundschaft in Frage gestellt.

Sogar schon an der halbfertigen Büste sieht man's, was meine Gunde eigentlich für einen klassischen Kopf hat. Dieser Hals und diese Nasenlinie und diese leicht vorgeschwungene Oberlippe! Man sieht sich solche Dinge, in denen so viel Seele liegt, vereinzelt zu selten an. Der Schnabel legt sein Löwenhaupt einmal nach der einen, dann nach der anderen Seite hin und betrachtet das Werk fast mit Begierde, und aus seinen Augen sprüht heißes Leben auf das kalte Thongebilde, daß mich manchmal dünkt, es müsse die Augen niederschlagen. So sind die Künstler, alles Wirkliche wird ihnen erst bedeutsam, wenn es in Kunst übergeht.

Zum Andenken, wenn sie nimmer sein wird! Der dumme Gedanke ließ mich heute nicht schlafen. Er ist wie ein wildes Tier, das in friedliche Gefilde einbricht. Er ist nicht zu fassen. Daß sie mir vorangehen könnte! O Herrgott, bin ich ein Egoist! Was ich nicht ertragen kann, soll sie ertragen! Immer nur denke ich an mein Sterben, nie an ihr Leid. Jetzt erst, o Jesus Christus, sehe ich die ganze Gräßlichkeit dessen, was uns bevorsteht. Wenn sie mich so lieb hat als ich sie — o mein Gott! o mein Gott!

* * *

Ist es nicht merkwürdig, daß man einen Menschen als fahlen Lehm oder braune Erde ansehen kann, ohne wahnsinnig zu werden? Ein junger Mann stand auf dem Kirchhof, hatte in der Hand schwarze Erde und rieb sie zwischen den Fingerspitzen. Erde, gewöhnliche Erde, nichts weiter.

„Nichts weiter?“ bemerkt der Schnabel. „Mein Lieber, es scheint, du weißt nicht, was Erde ist!“

* * *

Läuft heute Konrad zur Thür herein und sagt, er hätte mich lieb und mir zuliebe just die ganze Schüssel Reisbrei ausgegessen. Und der Onkel habe gesagt, nun werde er groß, viel größer wie ein Baum, so groß, daß man ihn auf einen Zwirnknäuel haspeln müsse, um ihn zur Thür hereinzubringen.

„Laß die Possen und gehe!“ sagte ich. Will allein sein, muß nachdenken, was Erde ist. — Das junge Leben weise ich von mir, der Tod bleibt neben mir stehen.

* * *

In vergangener Nacht träumte mir, ich hätte Speckklöße mit Sauerkraut gegessen. Als ich erwachte, lag mir die Kost so sehr im Magen, daß „doppelkohlensaures Natron“ genommen werden mußte. „Schnabel!“ sage ich, „wenn man im Traum sich den Magen verderben kann, dann stehe ich für nichts.“

„Freilich!“ lacht er, „nimm im Traum doch einmal eine Handvoll Dukaten aus der Kiste und sieh beim Erwachen nach, ob du sie in der Hand hast. Und du willst die Freuden dieses Lebens mit hinübernehmen in ein anderes?“

* * *

Während Konrad heute seinem Unterricht im Rechnen oblag, ging ich im Garten umher und sah, worin der Junge vorher unterbrochen worden war.

Am Raine unter dem Birnbaum war in der Erde ein Loch ausgewühlt. Auf dem Kieswege dahin war der Kondukt aufgestellt. Vorne Mutters grüner Kaffeetopf, in welchem mit aufragenden Spießen eine Tischgabel stak. Hinter demselben das neue Paar Schuhe Konrads. Diesem reihten sich an die Kalblederschuhe Fridas und die Stiefeletten Richards. Dann Onkel Sonnenscheins Bierkrug, dessen Henkel mit einem schwarzen Florfetzlein behangen war. Hernach der hölzerne Fußschemel, der sonst unter Mutters Nähtisch steht. Darauf lag das rote Kopfkissen Fridas, und auf diesem war etwas

Längliches und Eckiges gebettet und mit einem blauen Sacktüchlein zugedeckt. Hinter solchem Katafalk kamen meine großen Röhrenstiefel, dann Mutters Hausschuhe und ganz hinten die Filzpatschen der Magd. Und das alles stand in einer Reihe auf dem Kieswege des Gartens.

Also ein Leichenzug! Hm, hm! — So, so! — Wer ist dir denn gestorben, Konrad, wenn man fragen darf? — Meine Frage bestand darin, daß ich das blaue Sacktüchlein mit zwei Fingern an der Ecke faßte und es aufhob.

Die Sanduhr! — Die Sanduhr ist tot. Da lag sie auf dem Bahrkissen. Einer der Trichter in Scherben, Zeit und Ewigkeit ausgeronnen.

„Wenn die Kinder so spielen, da nimmt's nachher allemal einen!" sagte das alte Moidele, dieweilen es scheuern ging.

„Es nimmt einen!" Natürlich nimmt's einen, das Moidle, einen Waschlappen, wenn es die Zuber scheuern soll!

* * *

Heute früh ist Doktor Balsam gestorben. Plötzlich, während des Ankleidens. Der starke, lebensfrische Mann, der für ein Jahrhundert gebaut schien. Der immer so behaglich saß an meinem Krankenlager und der mir bloß — ein paar Monate gegeben hat.

Wann war denn das?

* * *

Als sie vom Begräbnis kamen, drückte der Schnabel mir munter die Hand. Just, als wollte er gratulieren.

Nachher wankte ich auf den Friedhof zu meinem Doktor Balsam. Weiß nicht recht, war's der Abschieds- oder Antrittsbesuch. Dabei sah ich, daß der Friedhof ein anderer wird. Er belebt sich mit leuchtenden Marmorgestalten. Teils sind sie aus klassischer und germanischer Mythe, teils aus dem christlichen Himmel. Der Blick wendet sich ab von den düsteren, schauerlichen Bildern des Jammers und des Todes, und auf den Grabstätten stehen künstlerische Sinnbilder von Auferstehung, Leben und Freude. Besonders rührte mich ein schöner, weißer Engel, der mit einem Arm gegen den Himmel weist, mit dem anderen sich beugend anschickt, den Gruftdeckel zu öffnen. Statt des Kreuzes sieht man den Auferstandenen, oder die Erweckung des Lazarus, oder ein Sinnbild aus den Offenbarungen. Auf der Ruhestätte eines jungen Mannes schläft ein bildschöner Jüngling, bewacht von Genien, die ihren Finger an den Mund legen, gleichsam als solle der Schläfer aus seinem süßen Frieden nicht geweckt werden. Der Friedhof wird ein Ort des frohen Glaubens und der tröstenden Liebe. Und das thut mein frohgemuter Bruder Sonnenschein!

Auf diesem Friedhofswege habe ich auch etwas anderes erlebt, das aufgeschrieben werden muß.

An der Totenkammer vorüberschreitend, hörte ich drinnen laut sprechen und lachen. Die Fensterecke ist gerade so tief, daß ich gucken konnte. Saßen in der Kammer der Totengräber und der Stephan Eschbaumer, pensionierter und jubilierter Stadtschreiber. Zwischen sich hatten sie die schwarzangestrichene Tragbahre und auf derselben ein Brett liegen. Und das war der Tisch, auf dem sie Karten spielten. Dem Totengräber schien es aber an Lust zu fehlen, er ließ die ausgeworfenen Blätter vor sich liegen, stemmte den Ellbogen an und den Kopf auf die Faust, klöpfelte mit den Fingern der anderen Hand und sagte nachdenklich: „Um den Mann thut's mir leid. Er hat mir viele Kunden zugeführt!" Dann lachte er auf. Von wem nur die Rede sein mochte!

Der Eschbaumer strich seinen langen weißen Bart, starrte wie traumversunken vor sich hin und gröhlte plötzlich auf: „Es ist zum Lachen!" Wie durch dasselbe aufgeschreckt, fuhr er empor und sagte: „Beinlkramer, weißt! Zum Karteln haben wir jetzt zwei beide keinen Löffel. Ich bin eigentlich wegen etwas anderem zu dir gekommen."

Der Totengräber raffte die Blätter zusammen.

„Du," sagte der Stadtschreiber, „steht es nicht geschrieben, der Tod ist der Sold der Sünde"

„Mir scheint."

„Aber Narr, von diesem Sold kann ja keiner leben!"

„Da hast recht."

„Du hast's gut, Lochschaufler, bei dir wird's alleweil größer, je mehr du wegnimmst. Sei so gut, schaufle meiner Alten auch eins aus."

„Deiner Alten? Deiner Alten, sagst du?"

„Willst du den heiligen Leib anschauen? Die Seel ist schon ausgeflogen — heut bei der Nacht."

Einem Totengräber ist das sonst nichts Besonderes. „Witwer bist du, Eschbaumer!" rief er, „aber das ist, aber das ist!"

„Ja, das ist," antwortete der Stadtschreiber gelassen. „Achtundzwanzig Jahre haben wir die Ehefreuden miteinander gelitten. Ich hab in dieser langen Zeit, wenn ich zur heiligen Beicht gegangen, nicht ein einziges Mal mein Gewissen zu erforschen gebraucht; sie hat mir jeden lieben Tag alle meine Sünden vorgehalten."

„Na, und hast du sie nicht —?" sagte der Totengräber und machte eine scharfe Bewegung mit dem Arm.

„Nur im ersten Jahr," antwortete der andere verständnisvoll. „Ist aber nichts. Dem Weibe schlägt man allemal drei Feiertage und sich selber drei Fasttage. Na, und thut man nichts, so heißt es: Mann, ich bin dir gleichgültig. Widersprechen thun sie schon allemal, nur ein Wunder, daß sie beim Altar ja sagen."

„Von Engeln ist halt kein Menschenverstand zu erwarten," lachte der Totengräber.

„Engel meinst, Beinlkramer! Und ich hab immer gedacht, die Weiber wären unsterblich, weil sie keinen Geist aufgeben können. Und jetzt ist sie doch dahin. So sanft und lieb ist sie gewesen in letzter Zeit, daß ich gesagt hab: Brigitta, bei dir ist was nicht in Richtigkeit. Und heut nacht auf einmal — Na, sie wird jetzt in die Erden wollen, sonst macht sie mir wieder andere Geschichten. Also, sei so gut, alter Maulwurf." —

Das habe ich ihnen abgelauscht und mich baß gewundert über die merkwürdige Leichenrede. Stark säuerlich soll sie ja gewesen sein, die kleine Frau des Stadtschreibers, und so hat er sich stets mit einer lustigen Philosophie getröstet. Diesmal ist's ihm aber allem Anschein nach nicht ernst damit. Er soll nicht essen und nicht schlafen können und will mit dem Cynismus nur seine Traurigkeit herumkriegen.

Umgekehrt wie bei anderen, die sich bei Todesfällen die Traurigkeit auswendig hinaufhängen, so viel nur Platz hat, krampfhaft und oft erzwungen jegliche Zerstreuung meiden, gerade wo sie manche am nötigsten hätten. Trauer auf Termin. Ist das halbe Jahr aus — die Flore weg, ist das Jahr aus — ein großer Ball.

Ich möchte im Herzen der Meinigen weiterleben, aber nicht als traurige Gestalt.

Jetzt stirbt der Balsam, und ich lebe noch. Es ist doch komisch!

* * *

Nur einmal noch den Frühling erleben! So weinte ich auf vor wenigen Monaten. Er kam und — rührte mich nicht. Der Sommer ist da, alles leuchtet und blüht, unendlich flutet das Leben. In mir bleibt es kalt. Das ist ja schon gestorben sein! möchte man glauben, wenn nicht anderseits jeder lebhafte Schritt im Vorhause, jeder frische Ausruf eines Kindes, jedes Hundegebell auf der Gasse mich in Aufregung versetzte. Wenn ausgefahren wird, darf nie ein Kind mit, weil jede lebhafte Bewegung desselben mich in Schreck versetzt, es falle aus dem Wagen. Jedes helle Lachen ist mir zuwider, jeder leichte, noch so harmlose Widerspruch versetzt mich in Unmut, zum Aufbrausen ist mir; doch anstatt des kräftigen Zornausbruches sinkt allemal alles wieder ohnmächtig zusammen. Fahre ich mit Steinschnabel allein, so sehne ich mich nach Gunde, und fahre ich mit dieser, so finde ich es unerträglich ohne den Schnabel. Der, wenn er mit mir allein fährt, läßt den Wagen manchmal beim Forsthause halten, und wir steigen auf den Hochanger. Er schleppt mich am Arm, und aus seinem breiten, geröteten Antlitz lacht eitel Freude, wenn's passabel geht. Gesprochen wird dabei wenig, wir dürfen uns nur ansehen, um zu wissen, was wir meinen. In seinem Auge Wohlwollen, Lust, Übermut; in dem meinen —?

Der Hochanger ist im Halbrund umstanden von alten, verwitterten Tannen. Sie ragen mit ihrem dunklen Gezacke und ihren grauen Bärten in das lautere Himmelsblau. Nach der anderen Seite hin ist der kahle Abhang. Im weiten Kessel liegt die Stadt

mit ihrem zarten Rauchschleier. Die Seitenthäler führen ins Waldgebirge, das im sommerlichen Äther schlummert, herüberschweigend aus der Ferne. Und doch alles so lebendig und vogelsangdurchklungen.

So sind wir auch gestern wieder gesessen da oben. Über junges Gras das Wollentuch gebreitet, und die warme Sonne auf uns nieder. Im Schatten fröstelt mich. Auch mein Schnabel streckt sich lieber im Lichte aus, legt sich gern hin und öffnet Weste und Hemd, um sich die Sonne so recht ans Herz glühen zu lassen. Davon kommt die Wärme und die Sonnenheiterkeit dieses Menschen. Auch gestern legte er sich so hin und sagte, ich möchte wie er die Brust aufthun und doch einmal den Himmel hineinlachen lassen.

„O Freund," antworte ich traurig, „bei mir vergeht ihm das Lachen. In mir wird's nimmer warm!"

Er schweigt. Erst nach einer Weile, da sitzt er ein wenig auf, wendet sich zu mir und sagt mit veränderter Stimme: „Dagobert, laß das. Du treibst deinen Totentanz jetzt schon zu weit. — Ich will dir von einem Kameraden erzählen, den ich in Rom kennen gelernt hatte. Wenn du jedoch hier auf dem stillen Anger ein wenig schlafen willst, so ist es noch besser. Du magst dabei nach Belieben den Mund aufthun, damit einmal ordentliche Luft in deine Lunge rinnt. Daß dir keine Eidechsen und Lindwürmer hineinkriechen, will ich getreulich wachen."

Darauf meine Antwort: „Ich werde noch schlafen genug. Erzähle mir von deinem Kameraden in Rom."

„Giuseppe Cypresso habe ich ihn genannt, und das hörte er nicht ungern. Der hatte an sich eine Guitarre hängen, die nahm er vor, kniff die Saiten, schlug sein schwarzes Auge auf und sang vom Sterben. Er blühte wie eine Pfingstrose so üppig und hatte Backen wie Kaiseräpfel, so derb und rot, und sang vom Sterben. Elegien hatte er gedichtet, voller Sehnsucht nach Ruhe und Grab, und in seiner keckften Burschenlaune hob er das Glas und stieß mit Freund Hein an: Auf Brüderschaft, alter Schelm! Er besuchte Sterbende und sah ihnen zu, er wachte bei Toten und schaute sie an, fast vergnügt. Den Friedhof nannte er das letzte Eden, weit wertvoller als das erste, das wir verloren hätten. Wenn andere vor dem Tode schauerten, lächelte er überlegen: Was wollt ihr? Der Tod ist die größte Gnade, die der Himmel dem Menschen gegeben."

„Wenn diese schönen Worte auf mich zielen sollten, erspare dir sie, Schnabel, ich bin längst resigniert."

Er fährt ruhig fort: „Als mein Giuseppe Cypresso im dreißigsten Lebensjahre war, zeigten sich bei ihm die ersten Spuren eines Brustleidens. — Das ist die gerade Straße, sagte er gelassen. Doch war die Straße lang, viele Stufen des Leidens hatte er durchzumachen bis zu jener, wo er in schlaflosen Nächten mit wunder Brust nach Atem rang. Hatte er Luft, so sprach er vom Sterben. Er testierte, er ordnete sein Begräbnis an und kam sich als Mittelpunkt der Feier gar interessant vor. Die Ärzte meinten, das sei nicht wohlgethan, sich solchen Phantasien hinzugeben, so schlimm stehe es nicht, und Wille und Mut zum Leben sei die halbe Genesung. Nein, er blieb bei seiner Lieblingsbeschäftigung und vertrieb sich in den schlaflosen Nächten die Zeit damit, sich kalt und starr auf der Bahre zu sehen, den schlanken Leichnam mit dem schönen blassen Gesicht; die Umstehenden schluchzen zu hören, hinter seinem eigenen Sarge einherzugehen und sein dumpfes Hinabrollen zu vernehmen. Er setzte sich einen schönen Denkstein mit tiefsinniger Inschrift, er bepflanzte das Grab mit Rosen und ließ jeden Abend eine liebe Maid, die früher spröde gewesen, hinausgehen und an seinem Grabe weinen. — Aber er starb nicht, und er genas auch nicht. Eines Tages bestellte er sich beim Tischler den Sarg, genau nach der Länge seines Körpers. Er ließ ihn in seine Wohnung schaffen, zog das schwarze Gewand an und legte sich hinein. Die Hände über der Brust gekreuzt, die Augen geschlossen — aber nur halb, so daß er zwischen den Wimpern durch noch in den schiefhängenden Wandspiegel blicken konnte."

„Und hat ihn der Herr nicht mit dem plötzlichen Tode bestraft?"

„Nein," sagt Steinschnabel. „Wenn auf Dummheit die Todesstrafe stünde, da trete mancher Kluge nicht zwei Paar Stiefel zu Schanden. Mein Cypresso lebte noch Jahre.

Da setzte sein Leiden plötzlich von neuem und ganz seltsamlich ein. Der Arzt untersuchte ihn genau und machte ein bedenkliches Gesicht. Giuseppe bat ihn mit schwacher Stimme, kein Hehl zu machen, er blicke dem Tode ruhig ins Auge. So sagte der Arzt: Ich weiß es, lieber Herr, Sie sind Philosoph und erwarten das, was uns allen bevorsteht, mit Würde. Wenn Sie vielleicht eine letzte Angelegenheit zu ordnen haben — thun Sie's heute!"

„Nun?" In so großer Spannung, daß ich mich aufsetzen muß. Das Herz pocht bis an den Hals herauf. Mein Erzähler sieht völlig verändert aus, die Mähne sträubt sich, aus den Augen geht ein mondlicher Glanz.

„Giuseppo Cypresso — als er so den Arzt vernommen — ist totenblaß geworden. Auf der Stirn große, kalte Tropfen. Taumelt in die Ecke und wimmert: Sterben?! — Wirklich sterben? Nein, das ist nicht möglich. — Das ist Unsinn, Doktor! Bin oft schon viel kränker gewesen als jetzt, solche Leute werden alt. Ich will nicht sterben, helfen Sie mir! Irren kann man ja, selbst der beste Arzt. Prüfen Sie mich noch einmal, strenge, strenge, Sie werden finden, daß ich gesund bin — fast gesund. Sehen Sie, Herr! Fühlen Sie mich doch einmal ordentlich an! — Wir alle erschraken ob seiner fast rasenden Verzweiflung. Dagobert, dann ist er nach Hause gekommen, hat zu essen verlangt, zu trinken. Ein Rekonvalescent habe Hunger! Und während des Essens — ich bin dabei gewesen, Dagobert — Soll ich noch sagen, was geschehen ist?"

„Nicht nötig, Roderich."

„Na — dann sage ich's eben nicht."

— — — — — — — — — — — — — —

Wenn dieser Schnabel einmal ernsthaft wird, dann ist er wirklich unangenehm. Seinen Cypresso habe ich in Verdacht, daß er nur für mich gelebt hat und gestorben ist. Mit dem Tode so lange kokettieren, spielen, als man sich vor ihm sicher fühlt; dann aber, wenn er plötzlich brutal in Sicht kommt — Pfui! Ich will gesund werden.

* *

Heute sammelte ich diese Blätter. Und bei ihrer Durchsicht scheint es, als wäre ich zuweilen noch leidender gewesen als jetzt. Was sind das stellenweise für hypokratische Schriftzüge! Die Hand geht nun sicherer, der gekrümmte Rücken droht nicht zu brechen; innerlich jedoch ist mir ekelhafter als je. Der Gleichmut der Ergebung ist dahin. Ich will gesund sein und bin's nicht. Die fliehende Seele wird festgehalten an den Strängen des Fleisches, hat sich durch die Befreiungsversuche nur verwundet, zerrissen, aber nicht gerettet. Leben wollen, das ist zu wenig. Was will ich denn sonst? Ich weiß nicht was. Ich bin unausstehlich. Mein Weib erträgt meine Launen und schweigt, meine Kinder nahen mir nicht mehr so häufig als sonst. Nur wenn Onkel Sonnenschein da ist, kommen sie heran und entfalten ihre Blüten, wie am Maimorgen die Margariten.

Aber selbst der Schnabel ist anders. Er plaudert nicht mehr so harmlos wie sonst, nur sein Angesicht lacht, und aus seinen Nachtaugen leuchtet der ewige Tag, sprüht Freude ob allem, was ihn umgiebt, Wohlwollen für alle, die ihm nahe sind. Mir scheint, daß er auch mit Gunde endlich auf gutem Fuße steht und sie mit ihm. Obschon ... Ich weiß nicht ...

In seinem Berufe hat er einen Sieg errungen. Ein Teil der Presse und mit ihr des Volkes hatte sich lange ablehnend verhalten gegen seine klassische Richtung, die das Kreuz verdrängen wolle, um heitere Bilder oder freventlich gar weltliche Gestalten an seinen Platz zu stellen. Als dieser „Heide" aber trotzdem aufkam, als seine Gestalten sachte einzogen in Kunsttempel, Kapellen und Kirchen, als sie auf öffentlichen Plätzen standen, an Brunnen und Brücken und auf den Grüften, und als die Menschen sich daran erfreuten und erbauten und stolz darauf waren, wenn Fremde ihren Meister lobten — da schwieg jene Partei und begann gelegentlich selbst Bestellungen zu machen bei dem fröhlichen Heiden, der Licht aus dem Steine schlug, so wie es aus seinem Auge blitzte.

Und nicht allein seine Gebilde bewundern die Leute, auch schon seine Person. Angesehene Häuser suchen ihn in ihre Kreise zu ziehen; er hat dafür stets ein frohsinniges Dankwort, einen festen Händedruck, geht aber — zu Dagobert. Weil er noch Junggeselle ist, so suchen sie für ihn Bräute, fin-

den ihrer auch in allerbester Gesellschaft — schöne, reiche, liebenswürdige Jungfrauen. Er scheint aber nur die Schönheit zu sehen, die seinem Meißel aus dem Marmor entgegensteigt. Ein Modell mag noch so reizend sein, er verliebt sich erst in die Gestalt, wenn sie in weißem Steine vor ihm steht. Kunstliebende Damen, die seine Werkstatt bisweilen besuchen, finden, daß er schon graue Locken und grauen Bart hat. Sie ahnen nicht, wie jung er sein kann. Nein — er sollte heiraten.

* *
*

Der Rahmen meines Zimmerspiegels ist hergestellt, er ist sehr schön geworden. Die Glastafel dunkelt klar wie ein Bergsee. Das beste daran aber ist der Kerl, der mir daraus entgegenschaut. Fast mußte ich ihn anrufen, wie vortrefflich er aussehe. In der That — unberufen — viel besser als das letzte Mal. Kein Vergleich! — Ich hielt zurück, wohl wissend, daß leidende Menschen es nicht gern haben, wenn man ihnen Wohlbefinden nachsagt, von dem sie nichts spüren.

Neben dem Spiegel steht ein anderes Bild. Es war mir immer klar gewesen, daß meine Gunde schön ist. Aber daß sie so schön ist, das sehe ich erst jetzt an ihrer Marmorbüste.

„Man braucht ihr nur einen Kuß zu geben, und sie wird lebendig!" sagte der Schnabel und legte seinen Arm um den schlanken Hals der Büste. Ich stieß ihn zurück.

Und jetzt ist mir lebhaft darum zu thun, daß dieses Bildnis ein Seitenstück bekomme. Ein rechtmäßiges ...

* *
*

Und deshalb haben die Sitzungen heute begonnen.

Eine Stunde vorher hatte er den schweren feuchten Lehm um das Gerüste gebaut mit emsiger Hand, und als ich dazu kam, war Dagobert fast schon zu erkennen. Ich muß doch wohl in ihm drinnen sein, weil er mich aus sich, aus dem Gedächtnisse geformt hat. Ob er denn bei Gunde das auch so gemacht hat?

Und dann begann das Fliegen seines leuchtenden Auges zwischen meinem Haupte und der Thonbüste und das flinke Graben, Streichen und Staupen seines Griffels, seiner Finger, die, kaum den Thon berührend, einen charakteristischen Zug um den anderen hervorriefen. Dabei that er heitere Bemerkungen und manch ernsthaftes Sprüchlein über allerlei, so daß es war, als brauche er an seine Arbeit gar nicht zu denken, als vollziehe sich die Schöpfung ganz von selbst.

„Halte dich nur gut, Dagobert," sagte er. „Dieses Bild wird dich überleben und deine Tugenden oder Unarten beim Sitzen in die spätesten Zeiten tragen."

Da fiel mir ein, daß ich wohl eine Bestimmung würde treffen müssen, welchem der Meinen die Büste gehören soll, wenn sie sich einmal zerstreuen.

„Triff keine," sagte der Schnabel, „außer etwa die, daß der Stein in vier Stücke zerschlagen werden soll —"

Den Schnabel verstehe ich auch, wenn er seine Sätze nicht zu Ende spricht. Drei der Lieben zu kränken, um eines zu bevorzugen! Dieser große Gerechtigkeitssinn in ihm, mit ewigem Frohmute verklärt, macht ja den ganzen herrlichen Kerl aus.

„Roderich," sage ich, aber nicht ganz unbefangen, „zu den wenigen klugen Thaten meines Lebens gehört deine Ernennung zum Generalbevollmächtigten für meine Familie."

Er hält einen Augenblick still mit seinem Griffel, legt mir einen forschenden Blick zu und beginnt wieder zu modeln. Er ist just bei der Nase.

„Es bleibt also dabei?" sagt er leichthin und thut mit seinem Griffel an den Nüstern herum. „Dagobert. Ich muß dir doch einmal etwas erzählen."

Sein Auge drang nicht so ins Innere wie sonst, wenn er mir ins Gesicht schaut, es blieb äußerlich an der Form haften. Da ward mir plötzlich mein Doppelwesen bewußt: der Leib ist ihm eine Sache, nur die Seele ist ihm der Mensch, mit dem er spricht, um ihn hervorzuholen und in den Thon zu bannen.

„Schnabel," sage ich, „daher ist es kein Wunder, daß man beim Modellsitzen so geistlos wird, um nicht zu sagen leblos. Wenn du so die Seele nimmst. Denn ich bin vor

Erschöpfung dem Tode nahe. Deine Absicht, mich mit Geplauder zu konservieren, macht die Sache nur noch schlechter."

„Na," lachte er, „wenn es schon so schlecht ist, wollen wir's gut sein lassen — für heute. Morgen will ich dir eine Geschichte erzählen, die dich ergötzen wird."

* * *

Nun, und heute? Es war ein Regentag. Die Kinder beim Lernen, Gunde in der Wäschekammer.

Jetzt schreibe ich. Aber merkwürdig! Meine Hand ist so fest und ruhig wie seit lange nicht. Ach Gott, war das ein Tag! War das ein Tag!

„Heute will ich mit dem Mund ins reine kommen," hatte mein Bildhauer gesagt.

„Das heißt, ich soll den Mund halten," gab ich noch launig bei.

„Bitte, das habe ich nicht gesagt. Wenn du jedoch die Gehörwerkzeuge ein wenig gebrauchen willst, so ist es zweckmäßig, denn ich muß dir eine Geschichte erzählen. — Nicht wahr, du bist so gut und hebst den Kopf ein klein bißchen höher. So, gut. — Wenn wir ein halbes Stündchen ungestört bleiben, so ist es mir recht. Wir haben heute die wichtigste und die schwierigste Partie."

Nachdem er den Thürschlüssel von innen umgedreht und den Fenstervorhang vollends in die Höhe gezogen hatte, begann er zu arbeiten und gleichzeitig zu erzählen.

„Es war einmal —"

„Ah, die Geschichte kenne ich."

„Um so besser. Alten Bekannten begegnet man bisweilen gern. — Es war also einmal ein alter Bekannter. Auch so einer wie der Cypresso und doch anders. Er siffelte noch so ein bißchen herum, sein Arzt hatte ihm das Leben abgesprochen. — Gelt, Dagobert, du thust mir den Gefallen und lässest den Kopf nicht so hängen. Es quatscht mir den Unterkiefer zu breit. — Nun, daß ich fortfahre. So benutzte der kranke Mann das Restchen Zeit, um sich allerhand Gedanken zu machen, wovon etliche ein bißchen krause waren. Er begann sich bei noch lebendigem Leibe einzubalsamieren und bestellte als braver Familienvater einen Gerhab für Frau und Kind. Nun war dieser Gerhab in spe ein Rappelkopf. Anfangs wollte er sich durchaus nicht drein finden, später jedoch — Aber ich muß dich schon wieder plagen. Der Kopf ist jetzt zu hoch. Ein bißchen tiefer, bitte ich. So, gut. — Er war nämlich, ist zu sagen, ein guter Freund des Kranken. Das Hinsiechen und die Traurigkeit gingen ihm zu Herzen. Zuerst, wie gesagt, wollte er nicht, durchaus nicht, allein der Kranke ließ nicht ab und that alles, um den Freund ans Haus zu fesseln. Die Frau wollte auch nicht. Der Mensch war ihr zuwider wegen seiner beständigen Heiterkeit, dieweilen ihr weh ums Herz war. Doch das änderte sich. Weil sie in eine immer tiefere Betrübnis sank, so haben sich die beiden bisweilen zusammengesetzt und gemeinsame Trauer gehalten um den Freund und Gatten. Das mußte natürlich heimlich geschehen. Und bei solcher Heimlichkeit begann — ganz unvermerkt anfangs, allmählich jedoch — Es wurde natürlich abgewiesen. — Dieses Weib, ich sage es dir ... Und er ist auch kein ... Sie huben an, voreinander sich zu fürchten. Denn die Gefahr ... Ich weiß nicht, ob ... Kurz und gut, oder vielmehr — lang und schlecht —"

Jetzt bin ich aufgesprungen: „Ich glaube, er lebt zu lang, der alte Bekannte!"

„Noch mehr, Dagobert, er wird gesund. Und wird keine geringe Mühe haben, die Frau und den Gerhab, die er anfangs so schwer zusammengebracht hat, wieder auseinander zu bringen."

Mir stockt der Atem in der Brust. Und kann nur noch sagen: „Also, das ist's! Also, das ist's! Und darum muß ich fort!"

Ich taumele zur Thür, reiße sie auf. Dann — dunkel. Wie ich wieder zu mir komme, ist er nicht mehr im Zimmer. — Jetzt ruhig Blut, denke ich, und gehe hinaus gegen die Wäschekammer. Mich wundert es unterwegs, daß ich auf einmal so ruhig gehen kann, da doch alles in mir kocht zum Übersprudeln, zum Zerplatzen. Dieser unerhörte Verrat! — Nur ruhig Blut. — Ich schleiche an die Kammerthür und drücke die Klinke. Die weicht nicht. Die Thür verschlossen. Ich lege mein Ohr an. Flüstern. Eine weibliche Stimme — und eine andere.

Was wird nun geschehen? Jetzt wird der Onkel Sonnenschein erschlagen. Eine so süße,

grause Wut habe ich in meinem Leben noch nicht gehabt als in diesem Augenblick. Meine Glieder sind leicht wie Flügel. Feuerfunken muß ich gesprüht haben, sie tanzten mir vor den Augen. Im Hofe steht ein Holzstock mit eisernem Amboß, auf dem der Gärtner die Sicheln zu dängeln pflegt. Diesen erfasse ich mit beiden Händen, stürze gegen die Kammerthür. Mit einem Schwung hebe ich das schwere Gerät zum Schlag. Die Thür springt in Scherben auseinander. Ein Schreckschrei der Gunde. Am Wäschetisch steht sie, und neben ihr — sei tapfer und schreibe es nur hin, du alter Thor. Schäme dich nicht fürs Wort, schreib es nur hin! — neben ihr steht der Junge — der Richard.

Lieber Leser! Ich spreche nämlich zu mir selber, der ich wahrscheinlich nach vierzig oder fünfzig Jahren diese Blätter lesen werde. Also lieber Leser, du willst wissen, wie das kam? Das kam so: Der Gymnasiast war mit einem zerrissenen Beinkleid nach Hause gekommen, und weil das kein Censurschein ist, so hatte er bei der Mutter Zuflucht genommen, die hinter verschlossener Thür den Schaden schlichtete. — Diese rasche Erkenntnis hat mir jedoch nichts geholfen, in der nächsten Minute wußte es die ganze Nachbarschaft, daß der halbverrückte Dagobert vollends übergeschnappt sei.

Mag ja sein — einen Schnapper hat's gemacht.

* *
*

Was habe ich seit fünf Tagen versucht, geleistet und gelacht! Und nicht geglaubt und doch erlebt! Hell zum Aufkreischen wäre es bei solch beispiellosem Schicksalswirbel! Daß ein glühender Zorn fressenden Rost aus dem Leibe brennen kann, soll ja wohl vorkommen können. Die Ärzte bringen es bei einem Kranken allerdings häufig bloß zu einem schleichenden Ärger. Ein weit größeres Wunder ist's, wenn man durch eine gewaltige Dummheit — gescheit wird.

Ich schließe mein Tagebuch. Weiß mir nun Besseres.

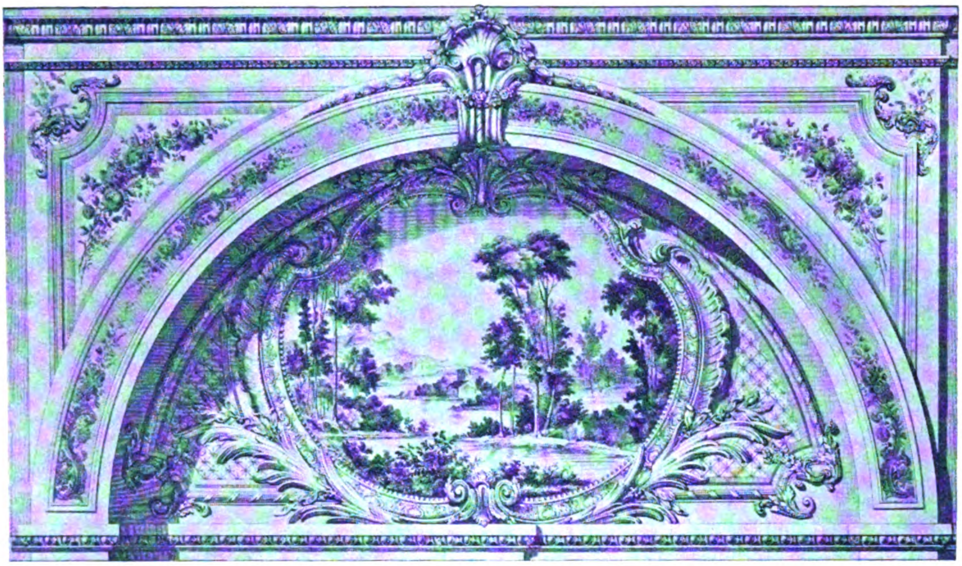
Es ist auf einmal ganz anders wie sonst. Als ob in einer jahrelang verschlossenen Kammer plötzlich die Fenster aufgerissen worden wären. Frische Luft, frische, kühle Luft. Wenn nun auch noch Sonnenschein hereinkommt!

Ein Brief, der heute mit dem Eilboten abgeschickt wurde, hat folgenden Wortlaut:

Lieber Freund Roderich Steinschnabel!

Mache dir zu wissen, daß ich, Gott sei Dank, so weit gesund bin — und zwar seit fünf Tagen, da ich den Onkel Sonnenschein töten wollte. Aus welchem Grunde immer du mich eifersüchtig gemacht hast — es ist dir gelungen. Die Wut, die so groß war, daß sie kein Mensch beschreiben könnte. Gerettet, geheilt! Ein Sturm, der die faulen Dünste hinweggefegt. Wie wohl mir nachher gewesen, gar nicht zu sagen. So gut wie in diesen Nächten habe ich seit meiner Jugend nicht mehr geschlafen. Die höchste Zeit. Es ist ja immerhin möglich, daß du dieses Weib liebst, wer's nicht thäte, wäre ein siebenfacher Esel. Doch wenn Untreue dabei im Spiele wäre, hättest du mir's sicher nicht auf die Nase gebunden. Jetzt auf einmal kann ich klar denken.

Verzeihe mir, daß ich so krank gewesen bin. Die Wolke ist vorüber. Komm zu uns, du unentbehrlicher Kamerad, du heller Sonnenschein meines Hauses. Liebe die Meinen, wie du willst. Dagobert sitzt wieder fest im Sattel. Amen.



Fontainebleau: Supraporte aus der Salle du conseil, Stil Louis XV.

Die Wand und ihre künstlerische Behandlung.

Von

Oskar Bie.

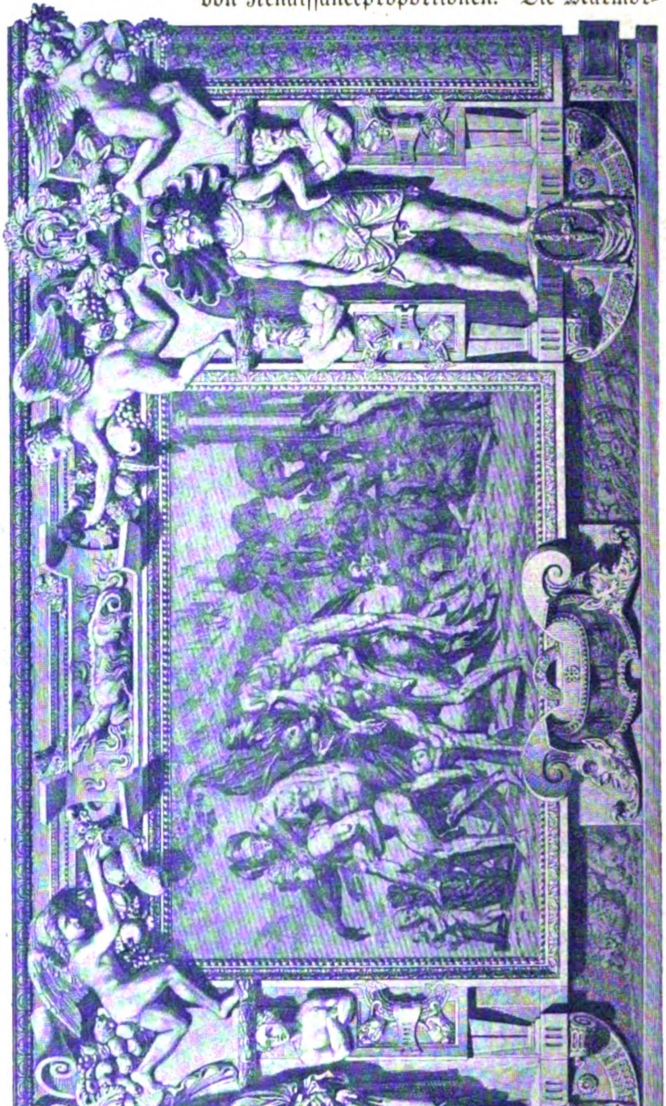
II. (Nachdruck ist untersagt.)

Raffaels Schüler sind in diesen Dingen hauptsächlich Giovanni da Udine, Perin del Vaga und Giulio Romano. Auf Udine werden die leider arg zerstörten, aber selbst als Ruine noch so schwärmerisch verehrten Dekorationen der Villa Madama bei Rom zurückgeführt. Ein üppiges Rankenwerk, an den Pfeilern, selbst den ganz breiten Flächen, zwischen den Statuennischen, an den Friesen, in die Decke hinein, ist hier das Charakteristische. Ein Pflanzenwerk, das laubenartig alle Flächen füllt. Grotesken treten etwas zurück, Rahmenornamente sind fast nur an der Decke. Ein außerordentliches Stilgefühl spricht sich darin aus. Die Ranken werden nach oben leichter, hangende Ähren wachsen heraus, Sternblumen, Akazienblätter werden herangezogen. Die Farben der Renaissancedekoration, so reich sie sonst sind, erscheinen hier in delikatester Abtönung. Die Beziehung der Wand zur Decke ist wunderbar gelöst. Ein schönes Gewölbe mit roten, grün gerahmten Bogenfeldern am Fries, mit eleganten Genienscenen, richtigen eingefaßten Bildern dazwischen, Guirlanden und Blumenspielen, weißen Stucknereiden auf rotem Grund ist die genialste Deckenlösung, ganz deutlich als Ausklang der Wand behandelt, mit perpendikulären Ansichten, ein klingendes Zeltdach über laubbewachsenen Spalieren.

In der Farnesinavilla entwirft Udine die schönen Guirlanden, mit denen die Rippen bemalt sind, zwischen denen Raffaels Psychescenen spielen. Mit Perin del Vaga schmückt er den Saal der Päpste im Vatikan, der heute die Einleitung zu den Borgiazimmern bildet: ein cinquecentistisches Entree zu den alten Wundern des Quattrocento. Perin del Vaga seinerseits bringt diese Kunst nach Genua, wo luxuriöse Paläste ihre Wände mit den übermütigen Groteskenkleidern und allen Metamorphosen dieser Dekoration behängen. Im Palazzo Doria über den Wandfresken der Helden des Hauses, um den

Gigantenkampf treffen wir seine Rahmen mit Fruchtschnüren, seine Greifen mit Guirlanden, die Trophäenfriese und Statuettenkameen. Perino etabliert beinahe eine Dekorationsfabrik. Auch in die Kirchen, die ja nirgends weltlicher sind als in Italien, dringt ohne jede Gene die Groteske. Römische Kapellen bekennen sich dazu, und in der Certosa von Pavia fühlt sich Johannes sehr wohl zwischen den Festons und Amoretten.

Giulio Romano verleugnet die Dekorationsschule selbst in seiner eigenen Umgebung nicht. In Mantua gab es zwei berühmte Künstlerhäuser, das alte des Mantegna, das er sich selbst gebaut und ausgemalt hatte, und das neue vielbewunderte des Giulio, voll von Antiken, innen und außen bemalt und stucchiert, Häuser zweier ausgesprochen dekorativen Künstler, die zuerst die Reize des modernen Ateliers gezeigt haben mögen. Giulio ist der Dekorateur der strahlenden Mantuaner Paläste. Sein Hauptwerk wird draußen der Palazzo del Tè, wo von den großen Sälen bis zu den intimen Grotten trotz der breiten Fresken ihm genug Raum bleibt für seine ornamentalen Wünsche: wieder schöne breite Flächen mit Vegetabilien, zwischen denen ein kleines Bild sitzt, sehr wirksam immer das geknickte Langblatt, sein Lieblingsmotiv, und die ganze große Menge der animalischen Wesen, die man rankenfähig nennen könnte. Der Palazzo Ducale drin in der Stadt, an dem er mitarbeitete, ist ein Muster von Renaissanceproportionen. Die Marmor-



Aus der Galerie François' I. in Fontainebleau.

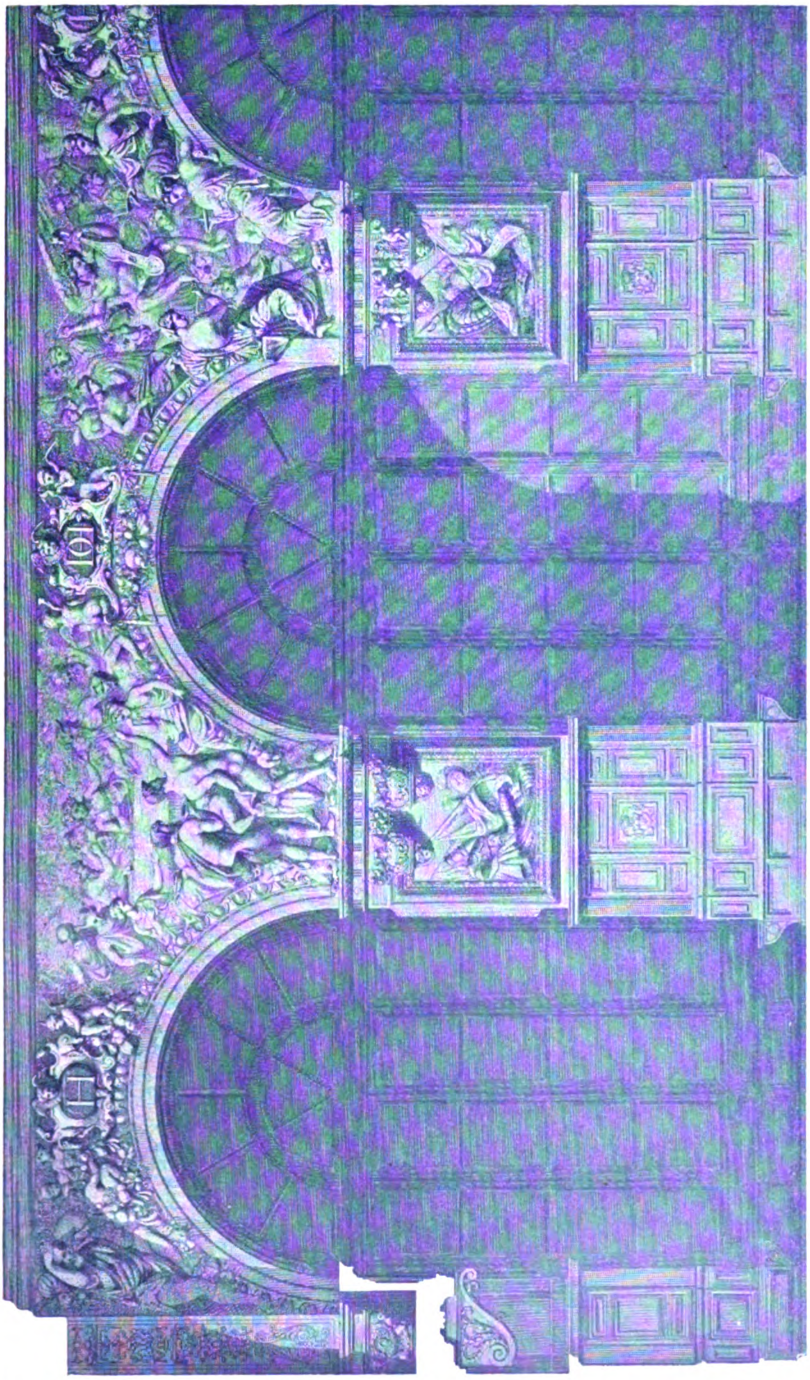
halle mit ihren Figurennischen, die von einem rhythmischen Echo umgeben sind und von Pfeilern gerahmt, die wieder in die Decke

Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte.

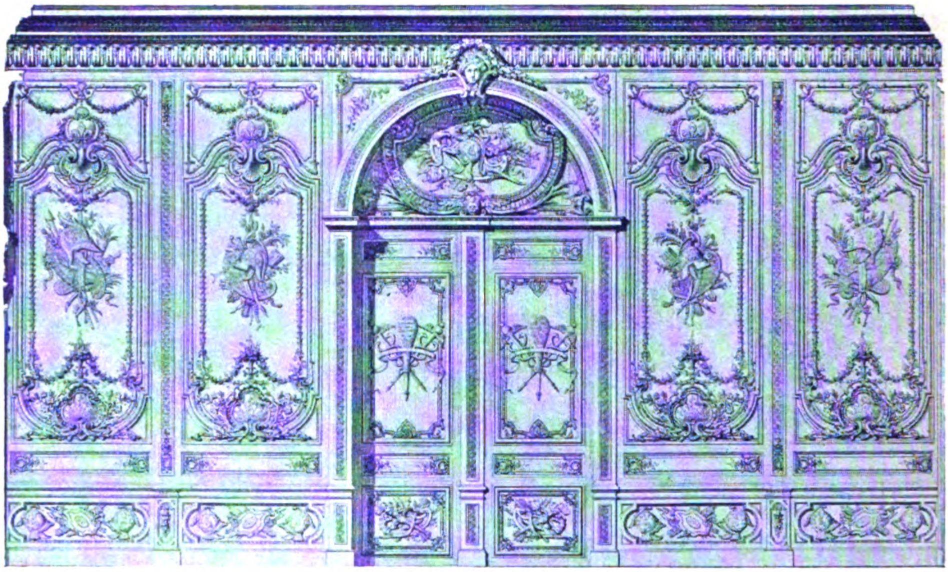
Zu Bie: Die Wand und ihre künstlerische Behandlung.

Fontainebleau: Aus dem Salon Louis' XIII.

sich fortsetzen, ist eine Disposition von so genialer innerer zwingender Einheit, daß man sie mit dem glücklichsten Sonett vergleichen könnte. Füllungen sind ein einfaches Rankenwerk, gern um einen Mittelstamm, auch um Mäander. In der kleinen Loggia zeigt der Sockel Spaliere mit Wein, die Mittelfelder breitgezogene Grotesken mit Rauten, Schnüren, Vorhängen, Figuren, Laubgängen und den anderen beliebten Requisiten. Aus dem Renaissancepfeiler entwickelt sich das Panneau, breit und festlich,



Fontainebleau: Galerie Henri II.



Fontainebleau: Salle du trone, Stil Louis XIV.

das Grundmotiv der Dekoration in der Folgezeit.

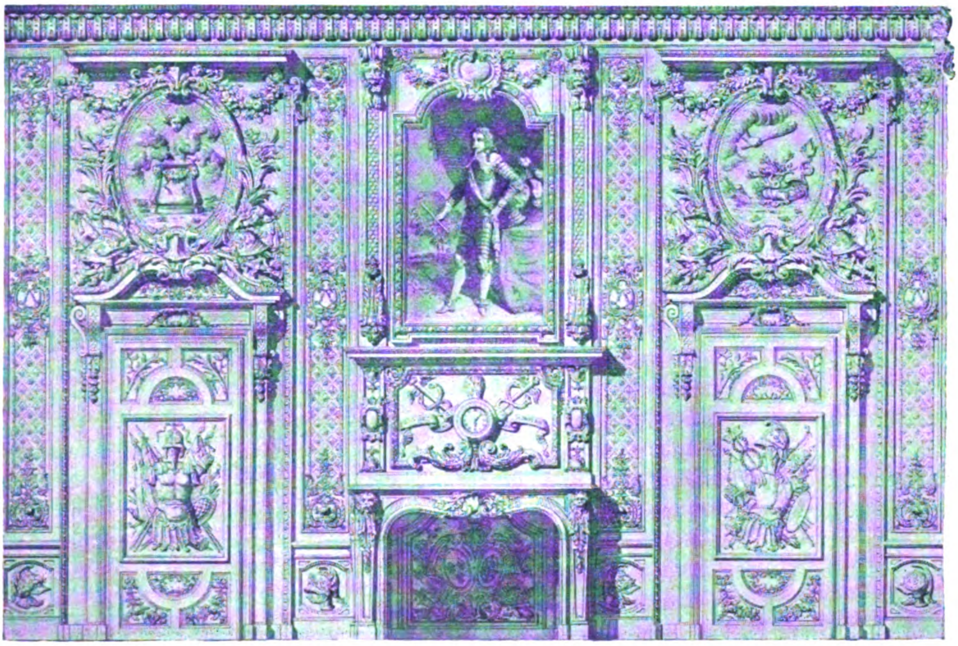
In wenigen Jahrzehnten wird durch diese Arbeiten Raffaels und seiner Schüler das System der Hochrenaissance-Dekoration ausgebildet, das eine der glänzendsten Kunsteinheiten dieser Epoche darstellt. Rippen und Stützen, das konstruktive Gerüst, verschwinden unter dem schimmernden Kleide. Vertäfelungen, Inkrustationsmotive, Intarsien, Rankenspaliere sind der Sockel. Stoffe, Gobelins, historische Fresken und die leichten Spiele der Grotesken sind die Mittelflächen zwischen den Thüren, Fenstern, Pilastern, Nischen, Kaminen. Rahmenwerk, krystallförmig aneinander aufwachsend, zieht sich über die Friese, Vouten und Eckpendentifs in die Decke, wo Gemälde oder Stuckreliefs um ornamentale Wappenfelder sich gruppieren. Alle Materialien, alle Farbennuancen, alle technischen Formen, alle denkbaren Inhalte werden zu dem grandiosen Spiel der Illusion befohlen. Von Haus zu Haus, von Stadt zu Stadt pflanzt sich diese Manier fort, die Paläste Roms bekennen sich dazu wie diejenigen von Genua und Florenz und Venedig. Das Riesennetz der Renaissance umspannt einheitlich die ganze italienische Welt.

Und von Italien geht das System weiter. Es verändert sich nach Ländern, nach Sitten, nach Stilen. Aber seine Herkunft verleugnet es nie. Es ist für uns nur ein Fortpflanzen, nachdem wir die Geburt dieser Wandanschauung aus der italienischen Renaissance kennen gelernt haben. Es läuft nun tausend Wege, die kaum übersehbar sind. Wir wollen es bequemerweise an einem einzigen Bau in Frankreich verfolgen, dem Lande, das für diese Fragen nun bald das wichtigste werden sollte. Es giebt dort ein Schloß, an dem Generationen und Generationen fortgebaut haben, indem jede ihre Art an den Wänden ihrer Epoche verzeichnete: Fontainebleau.

* * *

Die Gegend von Fontainebleau taucht im elften Jahrhundert bei alten Schriftstellern auf. Man kennt den großen Wald, la forêt de Bière, eine der eigentümlichsten Landschaften Frankreichs, der der ganzen Gegend Charakter und Namen giebt. Unter Louis VII., im Jahre 1137, tritt auch das Schloß urkundlich auf: das palatium apud Fontem Bleaudi. Der König wohnt dort mit seinen Offizieren, und da seine Regierung in diesem Jahre beginnt, so muß er es von den Vorfahren schon ererbt haben: ein Jagd- und Fischereischloß mit den nötigen zeitgemäßen Befestigungen, von denen genügend Reste heute noch bei dem einen der Schloßhöfe, dem cour ovale, zu besehen sind.

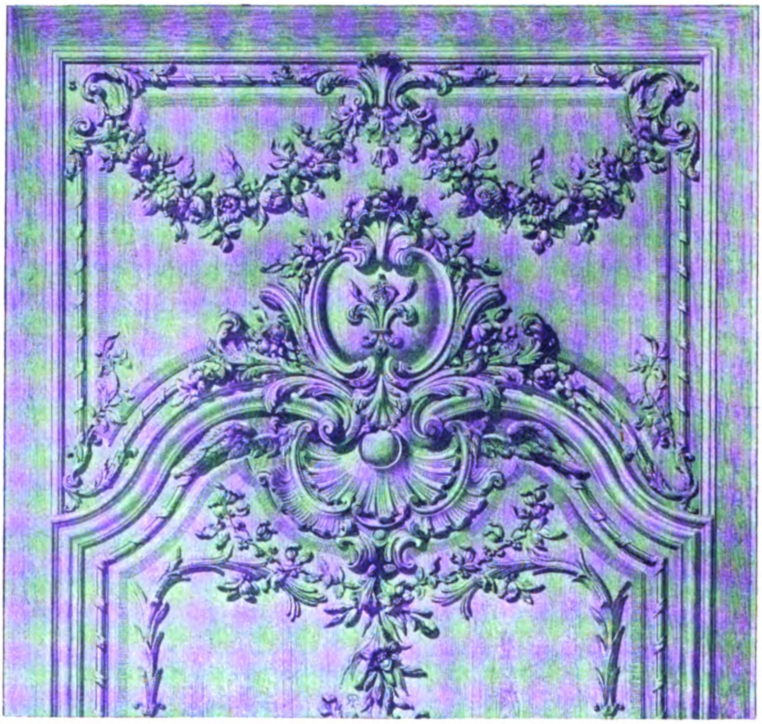
Das Schloß beginnt in der Kunstgeschichte seine Rolle zu spielen unter dem großen Franz I. zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts. Franz I. war von einer grenzenlosen Rührigkeit auch in Kunstdingen. Die heimischen gotischen Traditionen genügten ihm nicht, die heimischen bescheidenen Künstler passen ihm nicht. Er blickt nach Italien hinüber, wo die Kunst ihre unerhörten Thaten vollbringt. Er hat den Mut und Ehrgeiz, einen Lionardo da Vinci, einen Andrea del Sarto, einen Benvenuto Cellini an seinen Hof zu berufen. Aber man kann sich erklären, warum für ihn und für die Künstler dabei nichts herauskam. Er war ein Triumphgeist, kein Kunstkenner. Er brauchte dekorative Kunst, keine Genies. Ornamentale und epigonische Naturen konnten sich ihm besser unterordnen. So kehrten die Großen nach Italien heim, und die Kleinen kamen herüber. Er hatte beschlossen, die Galerie, den Langsaal, der vom Hofe du cheval blanc nach dem ovalen Hofe hinüberführt (von der alten Burg aus hatte sich allmählich das Schloß nach anderen Seiten erweitert, immer einstöckig um neue Höfe herum), mit Dekorationen zu versehen, die alles Italienische in Schatten stellen sollten. Dem Maler Rosso, einem Michelangelo-Epigonen, gab er den Auftrag. In Italien hätte Rosso eine recht klägliche Rolle gespielt, hier in Fontainebleau hatte er jungfräulichen Boden, er schuf Dekorationen, die an Pracht in Europa ihresgleichen suchten und sich geradezu an Einfällen überstürzten, und er malte Bilder an die Wände, die die bizarrsten Allegorien bedeuteten, die ein Mensch damals ersinnen konnte, heute vielfach unverständlich. Gegen die vornehmen Wände Italiens, gegen die geschmackvollen Bilder italienischer Zimmer bedeuten die Wände der Galerie François' I. eine Protzenkunst, die die Tradition nicht recht zu verarbeiten weiß, während sie doch auch das Neue noch nicht klar entfalten kann. Seltsame Mischungen von Schule und Dilettantismus, Reichtum und Unfähigkeit. Es spiegelt sich in ihnen ein Staat wieder, der mit Ruhmsucht in die Weltgeschichte eintritt, aber noch vollkommen von jener feinen Geschmackskultur gemieden ist, die dann gerade Frankreichs größter Stolz werden sollte.



Fontainebleau: Salle du trone, Stil Louis XIV.

Es befinden sich jetzt vierzehn Bilder an den Wänden der Galerie François' I. Davon ist die Nymphe de Fontainebleau eine moderne Arbeit von Couderc und Allaux.

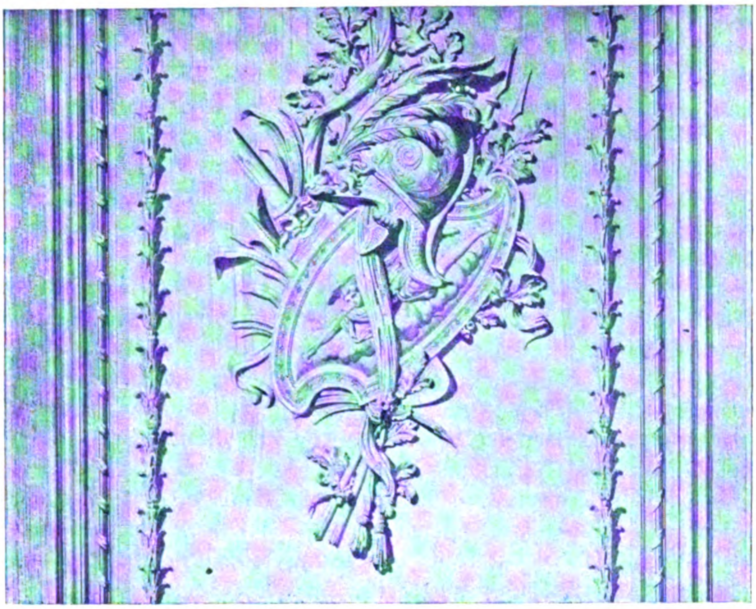
Das vierte Bild rechts, die Danae, ist nicht von Rosso, sondern nach Primaticcios Entwurf ausgeführt. Alle Bilder sind mehrfach restauriert. Sie stecken in einem verwirrend reichen ornamentalen System von Figuren, Kartuschen, Emblemen, Ranken. Auf den Bildern tummeln sich allegorische Gestalten und Tiere, um irgendwelche Anspielungen auf Thaten oder Erlebnisse von Franz I. mit möglichster Heftigkeit zu versinnbildlichen. Heroische Menschen, Nachkommen der Michelangeloschen Sixtina-Familien, bringen Opfer an Altären, die weißbärtige Priester bewachen. Ein Riesenelefant mit dem Lilienwappen der Valois und der Initiale des Königs zeigt sich zwischen Kriegern vor weiten Palastterrassen. Städte werden zerstört, und starke Muskelmenschen tragen ihre Väter aus dem Getümmel. Wütende Seegefechte finden statt, und die Ertrinkenden reißen an den Kähnen, Centauren lehren junge achilleische Helden schwimmen, fechten und Lanzen werfen vor weißen alten Statuen. Venus steigt ins Bad, die den Amor gezüchtigt hat, daß Grazien und Amoretten ihre Klage erheben. Laster und Tugenden, der König mit dem Granatapfel, Kleobis und Biton, die Jugendquelle, Kampf der Centauren und Lapithen — es ist ein Sammelwerk mythologisch-allegorischer Begriffe, wie sie die Phantasie damaliger Zeit erfüllte, halb Dekoration, halb Anspielung, eine mythologische Verklärung von Thatsachen, in der sich die Bildung der Jahrhunderte gefiel, die die Antike als eine pathetische Arabeske auffaßten.

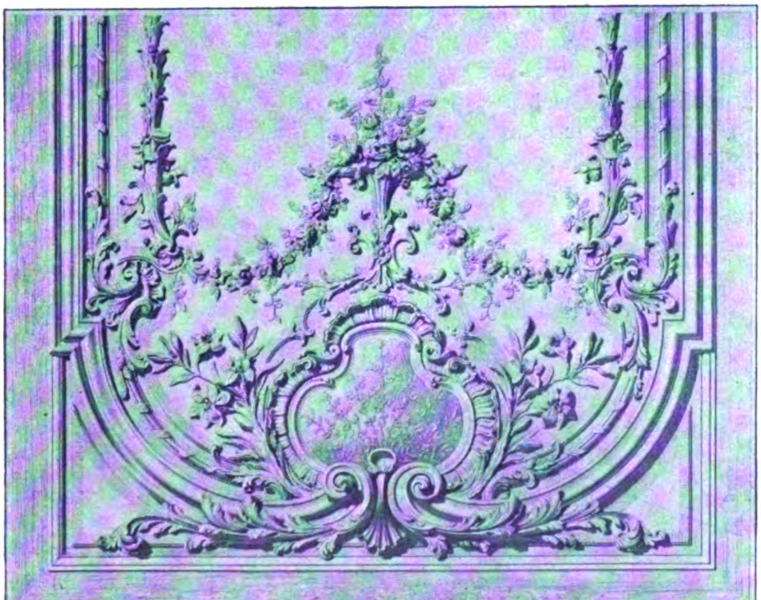


Fontainebleau: ein Panneau Louis' XIV., oberer Teil.

Die Bilder sind von einer tektonischen, vegetabilischen, figürlichen Ornamentik eingefaßt, die kein Fleckchen unbesetzt läßt und sich nicht zu halten weiß in Füllungen und Verknüpfungen. Wie nirgends gleichzeitig in Italien, wird der Künstler zu den extremsten Folgerungen aus der Renaissance getrieben, er wagt Durchschneidungen und Vermischungen von barocker Wildheit, freilich größtenteils systemlos und dem bloßen Triebe folgend, die Flächen zu decken und Licht und Schatten zu vervielfältigen. Säulennischen, auch vertiefte, Rankenpfeiler, Fruchtschnüre, Akanthuskonsolen, Kartuschen, die Wappentiere und -Buchstaben des Königs, blasende Putten, deren phantastische Trompeten zu Ornamenten werden, geflügelte Genien, die auf den Bildecken balancieren, Hermen, welche die Arme auf Balustraden verschränken, Muschel-Halbkuppeln, Masken oder Fruchtknoten als Guirlandenhalter, drei weibliche Oberkörper, die aus Masken als Hermen hervorwachsen und Fruchtkörbe tragen, Eroten als männliche Kanephoren in Pfeilerlücken, andere Eroten, die sich balgen oder Dinge treiben, die erst durch spätere Hoffitten ver-

pönt wurden — dazu eine Unzahl von Figuren, oft in phantastischer Tracht, von Emblemen und kleinen Reliefs, die zur Sphäre des Hauptbildes gehören —, stets wieder veränderte und neu kombinierte Ornamente, deren überreiches Bänder- und Kartuschenwerk dieselbe direktionslose Wildheit zeigt wie die Bewegungen der Menschen, welche den Geist Michelangelos krampfhaft darzustellen sich bemühen. Man vergleiche damit die Fabelwesen und Embleme der üppigen Holzschnitzereien an den Portalen, die tragenden weiblichen Greife, deren Brüste auf den Sockelplatten liegen, die Schalmeien und Zinken, die Bockskeulen und Stierschädel, die unzähligen F-Schilde, die Salamander als Tiere Franz' I., die seine Lilien im Munde tragen, die ewigen Abwechselungen des Rankenspiels und die stets veränderten Formen, die das Wappentier auf den Mittelkartuschen sich giebt. Es ist eine beispiellose Fülle von interessanten Einzelheiten, die bildende Hand ist von einer unermüdlichen Elasticität, aber die große ordnende Kultur entbehren wir, wie wir sie in dem leidenschaftlichen und wilden Zeitalter dieses Königs entbehren müssen, wo die barocke That des sieghaften Augenblickes sich noch nicht in das große System des Barocken einordnet.


Fontainebleau: ein Panneau Louis' XIV., mittlerer Teil.


Fontainebleau: ein Panneau Louis' XIV., unterer Teil.

Der Regierung Franz' I. folgt die politisch schwache Zeit Heinrichs II., die keine krampfhaften Energien

kennt, sondern den kostspieligen Luxus fördert, das Wohlleben bevorzugt. Der König liebt die Damen und die Turniere. Katharina von Medici ist seine Gemahlin, Diana von Poitiers seine Maitresse. Den Namen Heinrichs II. hat die prächtige Galerie südlich vom ovalen Hof erhalten: Galerie Henri II., von der man weit über die Gärten blickt. Ihr Bau entstammt noch den Entwürfen von Franz I., aber die Dekoration ist von Heinrich II. endgültig in die überlieferte Form gebracht worden, wobei natürlich auch mehrfache Restaurationen späterer Zeit zu berücksichtigen sind — sie machen eine Kontrolle oft schwierig. Die Bilder sind von Primaticcio und Niccolo dell' Abbate ausgeführt. Die Schule Giulio Romanos ist in ihnen, die heitere, freie und lichte Auffassung mythologischer Scenen, wie sie Raffael in seinen römischen Villenfresken geschaffen hatte. Hier spielt keine Politik hinein, die Verquickung geschichtlicher und phantastischer Vorstellungen, wie sie später noch Rubens in seinem Maria Medici-Cyklus übt, weicht willig der reinen Dekoration.

Auch im einzelnen hält sich diese Dekoration von allen gefährlichen Regungen fern, sie ist durch und durch rhythmisch und kultiviert. Die Architektur selbst empfahl den Rhythmus. An den Längsseiten stehen große Arkaden, deren Pfeiler- und Bogenflächen zu schmücken waren. Über die Bogenflächen bis zum Gesims hinauf, immer halb in die Pfeiler einsinkend, also durchaus nach den raffaelischen Mustern, wimmeln Götterfiguren, bei allerlei mythologischen Scenen beschäftigt, die eine freie Entfaltung der Körperschönheit (fast in Lebensgröße) empfehlen. Die bevorzugten Gestalten finden sich in den Pfeilerlünetten zusammen. An der Spitze der Bogen teilt die Göttergruppen jedesmal ein gemaltes Puttenpaar, das eine gern mit Hermenauswüchsen geschmückte Kartusche hält, auf der abwechselnd die Lettern Heinrichs und seiner Diana stehen. Die Arkadenpfeiler selbst sind skulpiert. Unten ein vertäfelter Sockel. Darüber ein Rahmen mit wechselnden Trophäenbildern, aus denen die Konsolen des großen Gemälderandes aufsteigen. Diese Konsolen sind der einzige wunde Punkt der Dekoration. Sie sind unmotiviert dick und ohne Empfindung aufgeklebt. Sie zeigen paarweise Tiere, Sirenen oder Putten um Blattwerk gruppiert. Wenn zwei Sirenen oder Putten in der Mitte zusammenstoßen, haben sie nur einen Kopf.

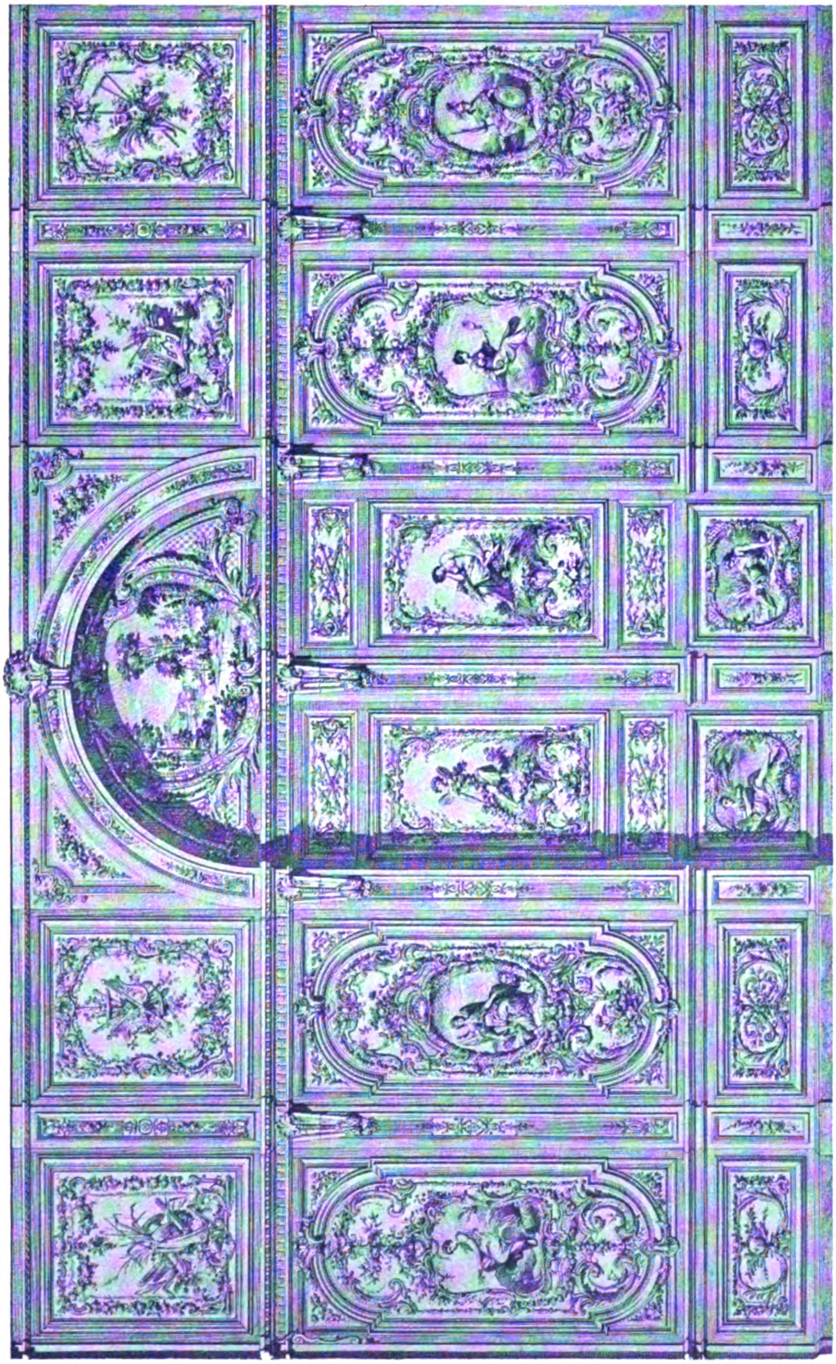
Von den Schmalseiten der Galerie Henri II. zeigt die eine eine wohlangeordnete Tribüne (Balkon) mit großem Gemälde darüber und elegantem Tafelwerk darunter. Zwischen den Trägern des Balkons sind wirksame Buschhelme gemalt. Ein wunderbar geschmackvolles Detail ist die seitliche Reliefierung dieser Träger.

Die andere Schmalseite nimmt die glänzende Entfaltung eines Kamins ein, der als zweistöckiger Aufbau in einer großen Voute steht, feierlich wie ein italienisches Grab. Seine Konstruktion, ein Pilasterbau auf dorischem Stockwerk, ist von feinstem Renaissancegefühl, die Ornamentik ist eine sehr delikate Verbindung von Rankenwerk und Wappenzeichen, den Initialen H und D, Lilien und Halbmonden, den Signaturen von Heinrich und Diana.

Eine tiefe Kluft liegt zwischen der Dekoration der Galerien François' I. und Henri II. Dort eine maßlose Prachtliebe, ein unstillbares Füllungsbedürfnis, in den Bildern viel Denken, in den Ornamenten viel künstlicher Schwung und viel laute Gebärde, so daß sie der Laie auf den ersten Blick für Barockwerke halten muß. Tausend neue Dinge werden versucht, keines wird systematisch begriffen, keine Proportion wird empfunden. Es ist Genie darin, aber keine Kultur. Bei Henri II. ist Akademikertum, Schule, aber auch Geschmack. Die Proportion der Wand wird im Großen gefühlt. Die für Franz I. charakteristischen schwächlichen Sockel verschwinden. Die Wände haben hohe Schultern und gute Maße. Ihre Füllung ist reiner italienischer Import, aber durchempfunden in künstlerischem Verständnis.

Fontainebleau unter den folgenden Königen, ohne zu pausieren, tritt ein wenig zurück. Das Interesse lenkt sich nach Paris, auf die Paläste des Louvre und Luxembourg. Wir finden uns wieder unter Louis XIII. in Fontainebleau ein. Wir betrachten die Zimmer, welche vom Aufenthalt des gefangenen Papstes Pius VII. (1812) den Namen Appartements du Pape erhielten. Von Franz I. noch erbaut, haben sie von

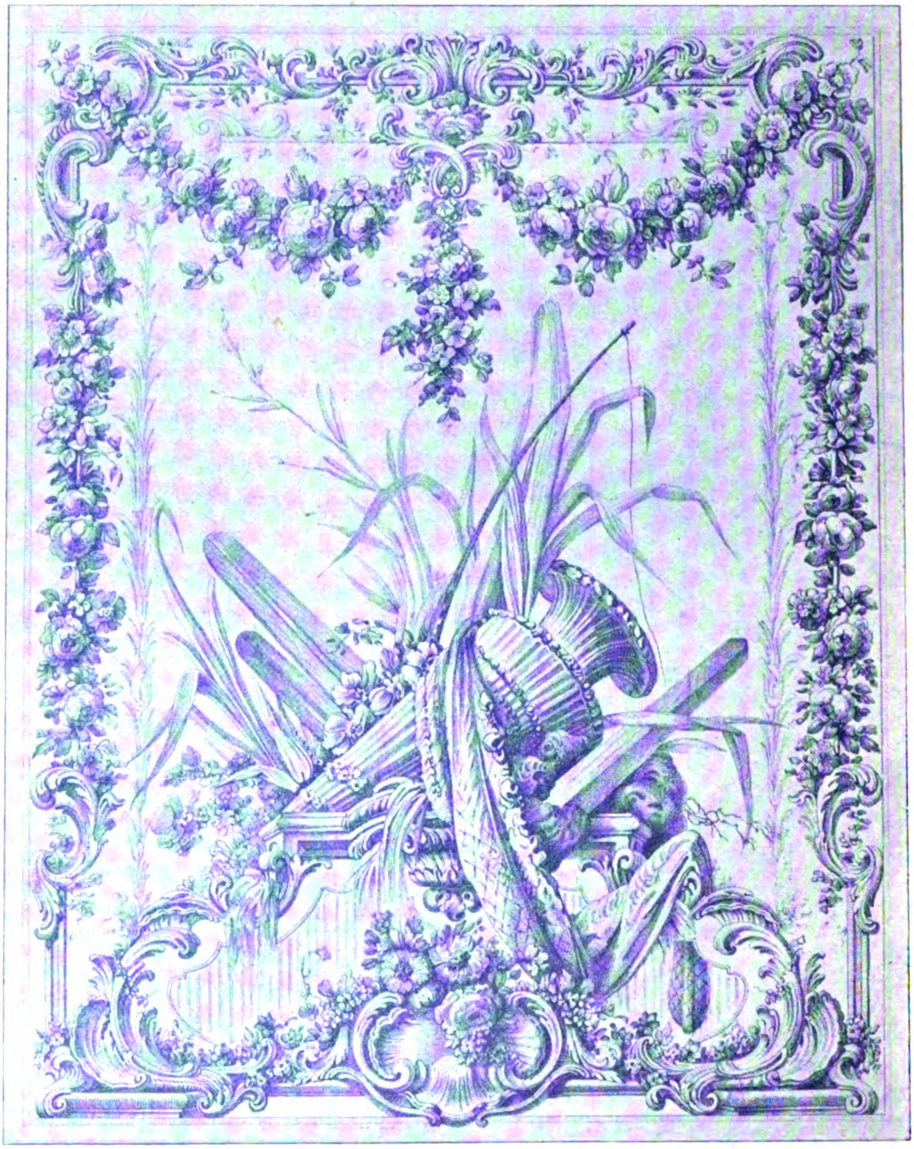
Heinrich II., Charles IX., auch Ludwig XIV. ihre Ausschmückung erfahren, hauptsächlich wurden sie benutzt von den Königinnen-Müttern Katharina von Medici und Anna von Österreich, nach denen sie früher die Appartements des Reines mères hießen.



Fontainebleau: Salle du conseil, Stil Louis XV.

Anna von Österreich und ihr Gemahl Louis XIII. haben ihren Dekorationscharakter bestimmt; zusammengestellt mit anderen Resten des Louis XIII.-Stiles in diesem Schlosse geben sie ein ausreichendes Bild des ornamentalen Empfindens. Die früh-

barocken Wände eines Franz I. und die großzügigen Renaissancewände Heinrichs II. werden abgelöst durch eine schimmernde leichte Eleganz, die sich zwar aus den Groteskenmotiven des Cinquecento ihre Vorbilder holt, aber doch mehr im französischen Charakter aufzugehen scheint, so daß wir zum erstenmal einen völlig ungestörten harmonischen Eindruck eines Dekorationssystems in Fontainebleau erhalten. Ein einheitliches Rahmenwerk füllt Wände und Thüren, mit zahlreichen Goldauflagen, Kränze und Eierstäbe und Herzblattkymatien, die als Rahmen auf marmoriertem Grunde stehen und zierliche bunte Guirlanden und Ranken einschließen, in denen graziöse Figuren leicht dekorativ beschäftigt sind. Es sind nicht mehr die wilden, gliederverrenkenden und beineverschlingenden muskulösen Akrobaten der Galerie François' I., sondern anmutige Pariser Mädchen und Kinder, die harmlose allegorische Spiele treiben oder dekorative Statuen nachahmen, sich gern rhythmisch gruppieren, Blütenzweige oder Trompeten oder



Fontainebleau: Aus der Salle du conseil, Stil Louis XV.

Bogen tragen und das seligste Leben dieser Schmuckexistenzen führen. Dazwischen sind in den leichten Rankenarchitekturen der langen Felder Kameenstücke oder Terracottaplatten hineingesetzt, über den Thüren begegnet uns auch ein Gemälde, die Figur der Königin Anna, eine ländliche Erscheinung mit dem Kranz im Haar und dem Füllhorn zur Seite. Die Heraldik und ihre ornamentale Verwendung tritt hier zurück,

Fontainebleau: Thürmalerei, Zeit Louis XV.

nur auf dem in derselben Art disponierten Plafond begegnet hin und wieder das verschlungene Monogramm mit L und A A, Louis XIII. und Anne d'Autriche.

Aus den heraldischen Motiven lassen sich die Dekorationen Fontainebleaus am sichersten datieren. Sie spielen eine sehr wichtige Rolle im ganzen Ornamentationssystem von dem F, dem Salamander, der geschlossenen Krone Franz' I. an (die er den „kaiserlichen" Kronen von Heinrich VIII. und Karl V. nachmachte), über die H und D und Lilien und Halbmonde von Heinrich II. und seiner Diana, die er selbst am Plafond einer kirchlichen Tribüne in der Saturninkapelle verwendete, zu den Doppellinienisceptern Heinrichs IV. und den M's der Maria Medici und endlich den L palmé's (mit Palmwedel) von Louis XIII. In der zum Schloß gehörigen prächtigen Chapelle de la Sainte-Trinité, die, von Franz I. angelegt, bis zu Louis XIII. fortgebaut und -geschmückt wird, hat jede Epoche in solchen, übrigens durchaus wechselnd angewendeten Heraldikmotiven ihre Datierung hinterlassen. Zwei Jahre vor seinem Tode berief Heinrich IV. Fréminet zur Dekoration. Er schuf einen Plafond, in dem die satteste Pracht der Renaissance lebt. Die Entwickelung der Wand fällt dagegen nicht ab. Im Obergeschoß unter diesem reichen Plafond tritt zunächst etwas Ruhe ein. Unten aber, wo eine glänzende Reihe von Kapellenthüren sich öffnet, ist in den Pfeiler-, Lünetten- und Architravfüllungen in einem großen Stil gearbeitet, der mit monumentalem Rhythmus seine Ornamente verteilt, ohne die Sorgfalt ihrer Ausführung nur im geringsten zu vernachlässigen.

Ludwig XIV. hinterließ in Fontainebleau die Umgebung seiner politischen und privaten Unternehmungen. Hier spielten Liebesaffairen, so spielerische, daß derselbe Dichter die Herzensergüsse von Ihm und Ihr gleichzeitig besorgte, hier fanden die officiellen Huldigungen Spaniens und des Papstes

statt, hier gab es Hochzeiten, Ballette, Gartenmusiken und Feuerwerke, hier erlebten Molière, Racine, Corneille einige ihrer Premieren. Es ist noch der Louis XIV. der jungen Zeit, nicht der Weltherrscher von Versailles, wo die dicke Pracht des Barocken und die majestätische Willkür über die Wände gebreitet sind. Die Salle du trone ist der wichtigste Rest seiner Dekorationsepoche, obwohl hier Napoleon I. sehr eingreifende Änderungen gemacht hat: vor allem, indem er statt eines Riesenbettes einen Riesenthron hineinsetzte. Trotz der Empireeinrichtung sind noch einige Stücke aus Ludwigs XIV. Zeit geblieben: zwei Konsolen zwischen den Fenstern und die Krone aus Bergkrystall, von der die Galeriediener, die alle Preise wissen, schmunzelnd erzählen, sie würde auf 200000 Franken geschätzt. Die Faltenstühle hat Louis XVI. beigetragen. In Weiß und Gold erstrahlt das Zimmer. Das Weiß ist nuanciert: an den Borten ziemlich dunkelgrau, unter den Gesimsen blauweiß, in den Panneaus rein weiß, durch das Alter ein wenig gelb patiniert. Auch das Gold hat seine Nuancen: die Waffenornamente in Goldgelb, Blätter und Palmen in Grüngold, einige Details in Weißgold. Das Goldgelb ist auf roten Grund gelegt, der bisweilen in leuchtender Wärme durchscheint. Dazu der Kamin in violettem gescheckteni Marmor mit Bronzeverzierung — ein echtes Louis XIV.-Stück. Kann man sich eine vornehmere koloristische Wirkung vorstellen? Der Spiegel zwischen den Fenstern, mit Schnitzereien verziert, die anderen sorgsamen und überaus geschmackvollen Schnitzereien an den Panneaus, alle aus Eichenholz, vervollständigen den eleganten Eindruck. Thür und Fenster werden immer willkommener in das Dekorationssystem einbezogen. Die allzu weiten Flächen kommen nun etwas außer Geschmack. Der Kamin mit starken Konsolen, darüber ein Reliefpostament, auf diesem ein Porträt, zu beiden Seiten Thüren, über diesen reich gerahmte Wappenbilder — damit ist fast eine ganze Wand gefüllt. Mit dem Spiegel zieht ein neues dankbares und charakterisches Motiv ein. Die moderne illusionärste Durchbrechung der Wand, indem sich das Zimmer in sich selbst wiederholt, indem es automatisch seine Architektur und seine Menschen auf den Wänden verdoppelt. Wenn jemals die Menschen, die aus den Wänden sich heraussehnten, dabei eitle Träume hatten, so haben sie für diese Eitelkeit im Spiegel das schönste Material gefunden. Die Wände verschwinden nicht nur unter der Dekoration, sie verdoppeln sie. Die Wände führen nicht nur in ferne Regionen der Phantasie, sie zeigen den Menschen dabei auch ihr Gesicht und ihren Gang. Sie strahlen leise aus, wo kein Licht war, sie lachen, wo es nichts zu lachen gab, sie werfen sich vis-à-vis mit unversiegbarer Laune bis in die Unendlichkeit die Proportionen des Zimmers zu, die immer kleiner und kleiner sich ineinander fügen, um mit diesem ewigen übermütigen Ballspiel des Lichtes den armen Menschen schließlich so zu necken, daß er sich nach hundert Seiten zu verbeugen scheint, wenn er sich vor sich selbst verbeugt.

In den Dekorationen, die Louis XIV. in Fontainebleau hinterließ, zeigt sich das Barocke in seiner liebenswürdigsten Form. Man erkennt es deutlich an der starken Betonung aller Eckmotive, aller Verknüpfungsgegenden, aller Gliederzusammenstöße, in denen dieser Stil seine Kraft vereinigt im Gegensatz zu der gleichmäßigeren Rahmenanschauung der Renaissance. Die liebevolle Behandlung aller Voluten und Konsolen, der ungeheure Nachdruck, mit dem bildmäßige Felder eingefaßt werden, die Feierlichkeit, mit der ein Bauglied zur Fortsetzung Atem holt, zeigt den veränderten Zeitstil. Aber als ob durch die Nähe der guten italienischen Überlieferung der Geschmack vor einer gar zu wilden Ausladung zurückgehalten worden wäre, sucht man vergeblich die üppige Verkröpfung und starke Versäulung, in denen sich sonst Wände dieser Epoche gefallen. Es bleibt ein bescheidener Flächenstil, eine ungestörte Überleitung der Louis XIII.'schen Grotesken zum Rokoko. Das Groteskenmotiv selbst findet allerdings ornamental keine Gelegenheit. Niemals hat die Heraldik so stark die Motive der Details bestimmt wie auf diesen Wänden des vierzehnten Ludwig, wo Monogramme, Emblemenstücke und Wappenblumen von den Sockeln bis in die Friese, über Thüren, Kamine, Rahmen, Pilaster sich ausbreiten und beinahe zu gelehrt ausgefallen

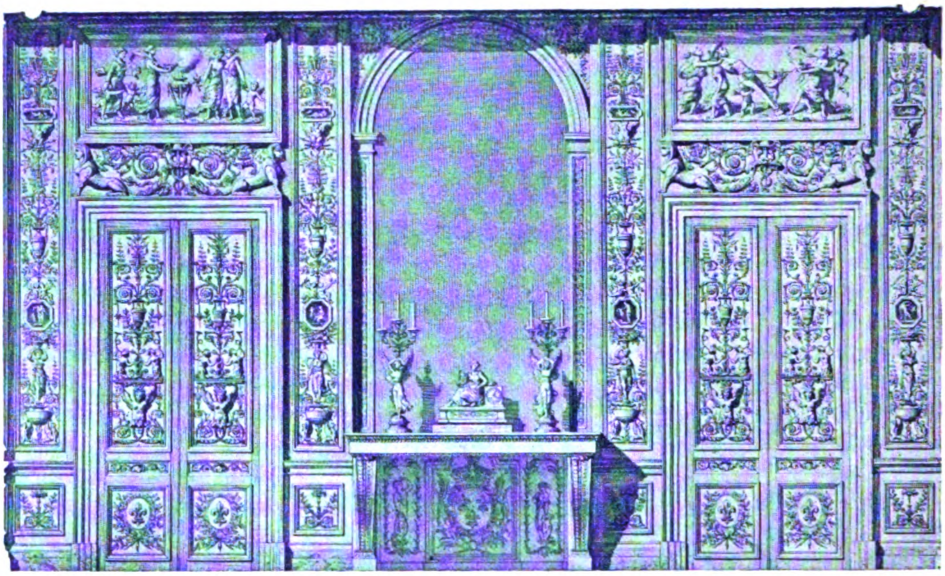
wären, wenn sie nicht mit so großem Geschmack und Taktgefühl ihr lebendiges System entwickelten. Von schöngeschwungenen Blumenguirlanden umspielt, deren Ausführung von unsagbarer Delikatesse ist, scheinen sie das Dokument eines sprühenden selbstbewußten Geistes, wie die Majestät, von ihren Nymphen umgeben.

Die Majestät verliert sich, und die Nymphen beginnen zu herrschen. In der Salle du conseil, die Ludwig XV. mit der Dekoration seiner Epoche prägte, treten die Monogramme und Wappen fast ganz beiseite, und die Blumen und Amoretten triumphieren als Alleinherrscher. Fontainebleau wird eine Art Sommerschloß und Schloß einer sommerlichen Zeit, deren Embleme die Blumen sind. Man träumt sich in Paradiese von matten blauen und rosafarbenen Stoffen, und während man auf Causeusen schäkert, verliert sich das Auge in die Blumenbauten, die die Farbe und Form der Natur wahren, einer Natur, welche man anbetet, wie Unnatürliche zu ihr beten müssen. Die Grazie und der Chic streichen mit ihren sammetweichen Händen über die tiefen Gegensätze, die nebeneinander schlummern, wie alles schlummert. Boucher, der die süßesten Tränke für diesen Schlummer zu bereiten weiß, wird berufen, die Dekoration des Saales zu besorgen. Wieder sind die alten Allegorien, die so oft auf die Leute in den Zimmern herabzusehen hatten, zu ihrem Amte bereit. Aber es sind nicht mehr die starren Lehrerinnen des Pinturricchio, nicht mehr die majestätischen Prophetinnen Raffaels, es sind schwärmerische Courtisanen, und die Amoretten besorgen ihnen alles Attributenwesen, Amoretten, die sich purzeln und übertanzen, nackt im Sommer und Winter. Ob Gewerbe, ob Jahreszeiten, ob Elemente, in jedem Stande werfen diese allegorischen Personen ihre liebeskranken Blicke sich zu, deren Spiel durch den Saal schwirrt wie leuchtende Kugeln. An der Decke, inmitten der Panneaus, in den Thürfüllungen haben sie sich niedergelassen, ohne viel den Kopf sich und anderen zu zerbrechen, rein dekorative Existenzen. Und oben an der Thür leuchtet eine passende Landschaft auf sie herab, oder einige überflüssige Attribute haben sich zu einem schönen Stillleben-Tableau zusammengefunden. Alles scheint Glück und Frieden zu atmen.

Fontainebleau: Aus dem Cabinet de la Reine, Stil Louis XVI.

Die Panneau-Einleitung, die schon den Wänden von Louis XIV. ihre charakteristische Behaglichkeit giebt, wird beibehalten. Die Pilaster schrumpfen noch mehr zusammen, nur durch die Einziehungen der Thüren unterbrochen, reiht sich Fläche an Fläche, eine Galerie dekorativer Einheiten. Sockel, Mitte und Fries setzen sich in routinierten schönen Verhältnissen ab, Rahmen sitzt in Rahmen, und je näher dem Mittelbild, desto eleganter und souveräner löst er sich in Umspielungen auf, die nun nicht mehr bloß die netzbesponnenen Ecken, sondern alle vier Seiten lächelnd ahnen lassen.

Ludwig XVI. baut eine Halbkreisnische in der Salle du conseil und ziert die an-



Fontainebleau: Salon des jeux, Stil Louis XVI.

liegenden Kabinette. Immer noch beherrscht das Panneau die Physiognomie der Wand, aber die Rahmen werden leichter und leichter, und die Blumen breiten sich zu weitgezogenen Sträuchen mit langen Stengeln, mit einigen trockenen Ästen, mit distinguierten Einzelblättern, fast in japanischer Feinheit. Vögel, wie in Japan, ruhen auf den Zweigen, strecken ihre Hälse nach den Stauden oder umkreisen die Spitzen der im Blumenarrangement hangenden Köcher und Violinen.

Das Boudoir der Marie Antoinette, der Salon des jeux de la Reine und die Chambre à coucher de la Reine geben den Louis XVI.-Stil in voller Reinheit. Die Rahmen der Panneaus werden graziöse Gestelle, an denen sich leichte Ranken in Windungen emporschlängeln, oder sie fallen ganz fort. Ein leichter Staudenbau, wie früher ein Halmbau, erinnert an ihre Vergangenheit — der Inhalt des Panneaus braucht keine Einfassung mehr, wie einst in der Renaissance füllt er mit einem grotesken Aufbau die Flächen, die wieder gern die frühere schmale Eleganz der Pilaster zeigen. Das Panneau entwickelt sich zum Pfeiler zurück. Aber das Kunstgefühl im Detail läßt nach, die Felder, mit den Grotesken rechts und links vom Kamin aufsteigend und oben durch antikisierende breite Reliefs abgeschlossen, beginnen monoton zu werden und vor der eigenen Armut zu bangen.

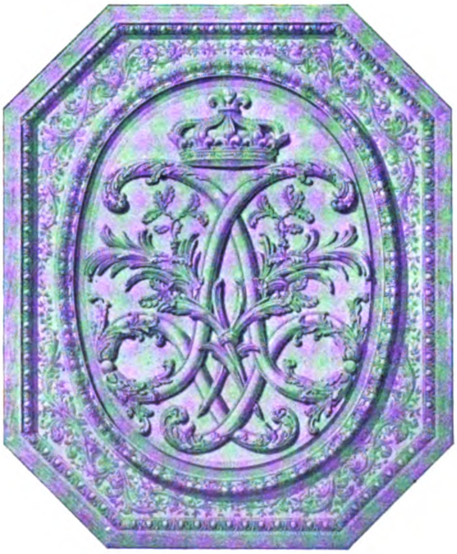
Die Groteske hat in der Zeit der Régence noch eine letzte humoristische Nachblüte erlebt. Jean Bérain verstand sie nach dem Zeitgeschmack umzumodeln, er bog die Linien und ließ die Architekturen fliegen. Er hob das Graziöse noch einmal mit letzter Kraftanstrengung in die Sphäre momentaner Laune. Gillot und Watteau setzen den Stil fort, und ihr dekorativer Sinn gestattet ihnen, wirklich eine neue Note in die Groteskentradition zu bringen: diese luftigen Hallen aus Schilf gebaut, die hangenden Blätter als schnelle Dekorationen, die monströsen Kraniche mit Hinterbeinen und menschlichen Köpfen, die nach einem Geflügel-Stillleben die Zunge strecken, die Affen und Hunde, die Libellen, die Vögel: die Maler werfen diese Dinge für Wand- und Thürfüllungen mit leichter Hand auf das Papier, und die Handzeichnung bewahrt ihnen vielleicht einen augenblicklichen Reiz, der in der Ausführung verschwindet. Gillot und die Seinen haben entzückende Dinge in solchen Entwürfen sich erdacht. Es war der letzte Atemzug der Renaissancedekoration.

Über Fontainebleau ziehen ernste Zeiten herauf. Unter Louis XV. noch sah man dort die denkwürdige Premiere der Rousseauschen Oper Devin de village, deren rau-

schenden Triumph der Autor in seinen Confessions selbst so lebendig schildert. Rousseau floh am nächsten Morgen das Schloß, um seine Kunst nicht zur Sklavin des Königs zu machen. Jetzt an der Tafel Louis XVI. findet man genug Männer von nicht königlichem Blut, die man zur Erheiterung heranzieht wie die Grotesken an den Wänden. Die Stuckfriese in Weiß auf Gold, die Thüren mit Gold auf Mahagoni, die Möbel und Wandstoffe in gewirkter Seide, die bemalten Spiegel über weißen Kaminen, alle die Kommoden und Lampenträger und Ecken, deren Meister sich stolz darauf verzeichnet haben, erwarten zitternd den Anbruch des neuen Jahrhunderts. Ihre Farben werden fahl, ihre Zieraten schüchtern, und durch die Figuren geht eine zage Scheu, die die Gesten der Antike annimmt. In der weiten Welt, von Dresden bis Petersburg, von Sanssouci bis Nymphenburg, hat man die Sitten und Kostüme, die Zieraten der Wände und die Anmut der Gemälde, die Frankreich aus der italienischen Renaissance fortgebildet hatte, übernommen und nachgeahmt. Jetzt diktierte dasselbe Frankreich der Alten Welt auch das Ende.

Der Papst, der Herr der Christenheit, saß gefangen in Fontainebleau, und dann saß sein weltlicher Herr, der Kaiser, selbst dort gefangen und dankte ab vor dem versammelten Europa. Es waren die letzten weltgeschichtlichen Ereignisse, die in diesem ereignisreichen Schlosse vor sich gingen. Die Revolution hatte die Reste des Rokoko halb vertilgt. Eine schnelle Empireeinrichtung bevölkerte die Säle. Einfache Streifen an den Wänden mit einigen Figuren, einigen Puttenreliefs, Porträts und Vasen und wenigen bescheidenen Schleifen sahen den letzten Weltenkaiser seine Abdankung unterzeichnen. Die Blumen und Vögel, die putzigen Tiere und die schwärmenden Grotesken, die Musik der Rahmenschwingungen sind vergessen. Was Louis Philipp in Fontainebleau einrichtete, war die Galerie des assiettes, Porzellanteller „mit Ansicht“, die in das Getäfel eingelassen waren — wirklich eine bürgerliche Idee. Fontainebleau wird wieder Jagdschloß wie dereinst: das zweite Empire feiert einige Feste dort wie dereinst. Indessen wird renoviert, studiert und kopiert, alles in einen anständigen kunstgeschichtlichen Zustand gebracht. Fontainebleau ist ein Museum geworden.

(Ein Schlußaufsatz folgt.)



Über den

willkürlichen Scheintod indischer Fakirs.

Von

Richard Garbe.

(Nachdruck ist untersagt.)

Im Frühjahr 1896 berichteten die Zeitungen von zwei indischen Fakirs, die auf der Millenniums-Ausstellung in Budapest sich abwechselnd gegenseitig in hypnotischen Schlaf versenkten und nach acht bis vierzehn Tagen wieder erweckten. Der jeweilig Schlafende war in einem gläsernen Sarg für das Publikum zu sehen. Diese beiden Inder wurden beobachtet von dem Pester Anthropologen Professor Aurel von Török und von dem Wiener Neurologen Professor Benedikt. Über die Wägungen und Messungen der Körpertemperatur, des Pulsschlags und der Atmung, die Török im Mai 1896 an den beiden Fakirs vorgenommen hat, findet sich ein Bericht im „Korrespondenzblatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte", Jahrgang 1896, S. 49, 50. In diesem Aufsatz macht Török mit Bezug auf die mitgeteilten Beobachtungen die vorsichtige Bemerkung, daß hier von einer streng wissenschaftlichen und kontrollierenden Aufsicht nicht die Rede sein könne, da eine öffentliche Ausstellung weder der geeignete Ort noch der geeignete Zeitpunkt für streng wissenschaftliche Untersuchungen sei. Wie sehr diese Einschränkung berechtigt war, ergab sich bald nach dieser Veröffentlichung aus der Thatsache, daß die beiden Fakirs als Schwindler entlarvt wurden — oder vielmehr zunächst der eine von ihnen, der sich gerade schlafend in dem Glassarge befand. Ein paar Herren, denen der ganze Vorgang unglaublich erschien, versteckten sich eines Abends in dem Raum, in dem der gläserne Sarg stand, und sahen nach einigen Stunden in der Nacht, wie sich der Sargdeckel hob und der angeblich scheintote Fakir aufstand, um sich an einem Kuchen und an einer Flasche Milch gütlich zu thun. Unverzüglich sprangen sie hervor und packten den Fakir, und damit hatten die beiden Inder ihre Rolle in Budapest ausgespielt. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat der entlarvte Fakir regelmäßig in der Nacht Nahrung zu sich genommen; aber wir müssen doch annehmen, daß er sich darauf für nahezu vierundzwanzig Stunden durch Autohypnose zu betäuben pflegte; denn daß derjenige der beiden Inder, der gerade an der Reihe war, am Tage im Zustand der Starre im Sarge lag, ist ja durch die untersuchenden Ärzte in Budapest festgestellt worden. Immerhin ist durch die beiden Leute, die anstatt eines hypnotischen Schlafs von der Dauer eines Tages einen sieben- oder vierzehntägigen produzieren wollten, ein so evidenter Betrug ausgeübt worden, daß es nicht wunder nehmen konnte, wenn daraufhin in weiten Kreisen sich die Überzeugung verbreitete, es handele sich bei der vielbesprochenen Fähigkeit der indischen Fakirs, eine oder mehrere Wochen in kataleptischem Zustand dazuliegen, überhaupt um einen Schwindel. Dieser Verdacht ist nun aber keineswegs berechtigt, da wir sichere Zeugnisse für das Gegenteil haben. Die Fähigkeit gewisser indischer Fakirs, die Lebensthätigkeit für längere Zeit auszusetzen und sich sogar in diesem Zustand zeitweilig

begraben zu lassen, ohne dadurch an Leben und Gesundheit Schaden zu nehmen, diese Fähigkeit ist durch Vorgänge bewiesen, deren Zeugen ganz unverdächtige hohe englische Beamte und Offiziere gewesen sind. Wer historische Dokumente richtig zu bewerten versteht, kann in diesem Falle einen Zweifel nicht hegen. Obwohl nun die betreffenden Zeugnisse von einem Manne wie James Braid, dem europäischen Entdecker des Hypnotismus, auf Grund sorgfältigster Nachforschung zusammengestellt und in seiner Schrift „Observations on trance or human hybernation" (London und Edinburgh, 1850) publiziert worden sind, und obwohl diese Abhandlung von W. Preyer in seiner deutschen Ausgabe von Braids ausgewählten Schriften unter dem Titel „Der Hypnotismus" (Berlin, Gebr. Paetel, 1882) dem deutschen Publikum bequem zugänglich gemacht ist, so sind doch die merkwürdigen Thatsachen auffallend wenig bekannt geworden; ja, ich habe mit Überraschung erfahren, daß selbst angesehene Mediziner von ihnen keine Ahnung haben. Deshalb erscheint es mir angebracht, den Gegenstand eingehend in dieser Zeitschrift zu behandeln und auseinanderzusetzen, in welchen kulturhistorischen Zusammenhang die Beobachtungen hineingehören. Die phantastischen Darstellungen, die in neuerer Zeit von Mystikern und anderen kritiklosen Leuten dem Experiment des Scheintods bei den Fakirs als einer übernatürlichen, mit den Mitteln der Wissenschaft nicht zu erklärenden Erscheinung gewidmet worden sind, lasse ich natürlich unberücksichtigt; wohl aber benutze ich mit Dankbarkeit den vortrefflichen Beitrag, den Professor Ernst Kuhn in München mir über diesen Gegenstand für meine Darstellung des Yoga-Systems im Grundriß der indo-arischen Philologie und Altertumskunde (Bd. III, Heft 4, S. 47, 48) freundlichst geliefert hat.

Zunächst muß ich bemerken, daß wir diejenigen Inder, um die es sich hier handelt, nicht Fakirs, sondern Yogins zu nennen haben. Das Wort Fakir ist ein arabisches, das durch Vermittelung des Persischen in den Wortschatz der modernen indischen Sprachen gelangt ist; es bedeutet eigentlich „arm" und bezeichnet den mohammedanischen Asketen. In dem Falle, der uns hier beschäftigt, handelt es sich aber nicht um Mohammedaner, sondern ausschließlich um Hindus; und die Asketen der Hindus führen die Bezeichnung Yogin (Nominativ Yogî). Das Wort ist abgeleitet von Yoga. Yoga bezeichnet im weiteren Sinne ein altes vorbuddhistisches philosophisches System, auf das ich hier nicht näher eingehen kann und zu dessen Charakterisierung ich nur anführen will, daß es die absolute Verschiedenheit von Geist und Materie lehrt. In der scharfen Erkenntnis dieser Verschiedenheit sieht das System das Mittel zur Erlösung, d. h. zur Erlösung im indischen Sinne: zur Befreiung von der Notwendigkeit, nach dem Tode immer wieder aufs neue eine irdische Existenz zu durchlaufen, kurz zur Erreichung der ewigen Ruhe. Im Laufe der Zeit ist an die Stelle dieses negativen Endziels die Vereinigung mit Gott getreten. Im engeren Sinne bezeichnet Yoga die körperliche und geistige Trainierung, durch die der Mensch dahin gelangt, sein Denken unter Abwendung von allen anderen Dingen fest und unverrückt auf einen Punkt zu konzentrieren: d. h. entweder auf das eigene innerste Selbst oder (in späterer Zeit) auf die Gottheit oder noch auf andere Dinge. Die Yoga-Praxis ist im System genau beschrieben und besteht in einer Reihe von zu durchlaufenden Stadien. Es spielen dabei allerhand Körperhaltungen eine Rolle, ferner das Zählen der Aus- und Einatmungen, namentlich aber das Aussetzen des Atems, das Fixieren des Blickes auf einen bestimmten Punkt — auf die Nasenspitze, auf den Nabel — u. s. w. Das Endresultat dieser Yoga-Praxis ist das Versinken in Bewußtlosigkeit, der sogenannte Yoga-Schlaf, der als eine Vorstufe der Erlösung gilt, namentlich in dem Falle, daß in dem Yoga-Schlaf das Leben erlischt. Daß nun dieser Yoga-Schlaf, der natürlich bei den Indern als eine höchst wunderbare Erscheinung angesehen wird, nichts anderes ist als der hypnotische Schlaf, darauf brauche ich wohl kaum ausdrücklich hinzuweisen. In der That findet sich in den Yoga-Texten eine ganze Reihe hypnosigener Methoden beschrieben, die sich zu jeder Zeit als wirksam bewiesen haben. Unter dem Namen trâṭaka z. B. empfehlen jüngere, aber auf alter Tradition beruhende Yoga-Texte das

Fixieren eines kleinen Gegenstandes mit starren Blicken, bis die Augen anfangen zu thränen; und als Wirkung derartiger Übungen wird angegeben, daß der Körper so steif wie ein Stück Holz, d. h. kataleptisch werde. Eine Methode, die bei dem später zu besprechenden künstlichen Scheintod der Yogins von besonderer Bedeutung zu sein scheint, ist die sogenannte khecarî (sprich c wie tsch). Sie besteht darin, daß man die künstlich verlängerte Zunge umgebogen in die Rachenhöhle steckt und dazu den Blick unverwandt auf die Stelle zwischen den Augenbrauen richtet. Auch bei uns ist ja in neuerer Zeit beobachtet worden, daß das beharrliche Aufwärtsrichten der Augäpfel in einer gewissen Schielstellung das Eintreten des hypnotischen Schlafes befördert.

Bei der Ausübung der Yoga-Praxis soll der Yogin, bevor die vollkommene Bewußtlosigkeit eintritt, im Inneren seines Körpers (im Herzen, im Halse, zwischen den Augenbrauen und an anderen Stellen) verschiedene Töne hören, und zwar nach der Reihe die des Meeresrauschens, des Donners, einer Trommel, einer Muschel, einer Glocke, eines Rohres, einer Laute und einer Biene. Es ist nicht zu bezweifeln, daß infolge von Autosuggestion solche Töne wirklich gehört wurden; und man darf wohl mit derselben Sicherheit annehmen, daß heute ein geübter Hypnotiseur durch Suggestion bei empfänglichen Individuen solche Tonempfindungen in genau derselben Reihenfolge hervorrufen kann, wie der Yoga-Text sie angiebt.*

Die richtig und andauernd geübte Yoga-Praxis hat nach indischer Anschauung therapeutische Wirkungen und auch sonst mancherlei Erfolge; besonders aber verschafft sie nach allgemeinem Glauben dem Menschen die in der indischen Litteratur oft erwähnten Wunderkräfte. Wenn die Verfasser der Yoga-Texte diese übernatürlichen Kräfte in Aussicht stellen, so darf man nicht vergessen, daß es sich um Männer handelt, die ihre Aufgabe, das schließliche Erreichen des höchsten Ziels zu fördern, sehr ernst nahmen; eine bewußte Täuschung ist sicherlich nicht von ihnen beabsichtigt gewesen. Sie haben eben einfach die Überzeugung der Yogins zum Ausdruck gebracht, die sich durch Suggestion im hypnotischen Zustand im Besitz solcher Kräfte befunden zu haben glaubten. Diese angeblichen wunderbaren Kräfte sind ja zum Teil dieselben, welche unsere Somnambulen zu besitzen meinen. Ich will nur einige der vielfach aufgezählten Kräfte nennen: die Fähigkeit, sich unendlich klein oder unsichtbar zu machen; sich ins Ungeheure zu vergrößern und auch an das Entfernteste heranzureichen, z. B. an den Mond mit der Fingerspitze; sich durch den bloßen Willen überallhin zu versetzen. Ferner wird erwähnt eine solche Steigerung der Sinnesschärfe, daß die entlegensten, auch durch dazwischenliegende Wände oder dergleichen abgetrennten Dinge, sowie auch die Vorgänge im Inneren anderer Menschen sinnlich wahrgenommen werden (Gedankenlesen); die Kenntnis der Vergangenheit und Zukunft, namentlich der eigenen Todesstunde; die Fähigkeit, Verstorbene erscheinen zu lassen und mit ihnen zu verkehren, und anderes mehr. Von der Gewinnung dieser Wunderkräfte durch die Yoga-Praxis sind selbst die aufgeklärtesten Brahmanen noch heute felsenfest überzeugt. Daß solche Kräfte von Yogins nicht öffentlich bethätigt werden, wird durch die Vorbedingung zu ihrer Erreichung, nämlich durch die absolute Gleichgültigkeit der Yogins gegen die Dinge dieser Welt, erklärt. Einer meiner Lehrmeister in Benares, der Brahmane Mohanlâl — einer der klügsten und vortrefflichsten Inder, die ich kennen gelernt habe — teilte mir im Anfang des Jahres 1887 mit, daß er sich nach Beendigung unserer gemeinsamen Arbeit mit allem Eifer der Yoga-Praxis widmen werde; und er versprach mir mit vollem Ernst, sobald er in den Besitz der bekannten Wunderkräfte gelangt sei, mich in dem damaligen Orte meiner Wirksamkeit, in Königsberg, zu besuchen, d. h. sich durch die Kraft seines Willens in meine dortige Studierstube zu versetzen. Leider habe ich den guten Mohanlâl nicht beim Wort nehmen können, weil er wenige Wochen nach meiner Abreise aus Benares dort an der Cholera gestorben ist.

Wenn nun Yogins infolge der Ausübung der Yoga-Praxis in Hypnose und Katalepsie verfielen, so hielt das Volk sie begreiflicher-

* Vgl. Hermann Walter, Übersetzung der Haṭhayogapradîpikâ (München 1893), S. XXVIII, XXIX.

Wilhelm von Kaulbach: Gretchen, 1859.

(Nach einer Photographie aus dem Verlage von Friedrich Bruckmann in München.)

weise zunächst für tot; und wenn die Yogins nachher wieder zum Leben erwachten, so wurden sie in ebenso begreiflicher Weise mit der größten Ehrfurcht behandelt und als Heilige betrachtet. Das gefiel natürlich den Yogins — die Eitelkeit ist eine der hervorstechendsten nationalen Eigentümlichkeiten der Inder —, und so werden denn manche unter ihnen die Erreichung des höchsten Zieles zunächst vertagt haben. Es war ja immer noch Zeit, durch scharfe Unterscheidung von Geist und Materie und die anderen vorgeschriebenen Mittel die Fesseln der Metempsychose zu sprengen. Einstweilen also werden manche Yogins danach gestrebt haben, durch fortschreitende Vervollkommnung der hypnosigenen Methoden und durch Verlängerung des kataleptischen Zustandes in den Geruch immer größerer Heiligkeit und Wunderkraft zu gelangen. Auf diese Weise wurde meiner Meinung nach die Katalepsie oder Lethargie — die Namengebung ist wohl belanglos — in Indien zu einer Art Sport oder Kunstfertigkeit. Eine andere, aber ganz unwahrscheinliche Erklärung dieser Thatsache finde ich bei Braid, Hypnotismus S. 60, 61. Braid nimmt auf Grund einer persischen Quelle an, daß erkrankte Yogins, um der gewöhnlichen Angst der Auflösung zu entgehen, sich in einen hypnotischen Zustand versetzten und in dieser Verfassung ihrem Grabe, dem endlichen Ruheplatz auf Erden, übergeben ließen. „Nun erscheint es mir,“ sagt Braid, „nicht unwahrscheinlich, daß irgend ein Zufall ihnen die Thatsache enthüllt hat, daß einige von den so Begrabenen nach ihrer Ausgrabung wieder ins Leben zurückgerufen werden konnten, als bei einem zufälligen Ausgraben der Leiche eines unter solchen Umständen Beerdigten die frische Luft Atmung und Kreislauf wiederherstellte; und als diese Thatsache beobachtet worden, mochte sie andere ermutigen, zu versuchen, wie weit sie es wohl dabei bringen könnten, besonders da sie es als ein neues und überraschendes Zeugnis für den göttlichen Ursprung und die gewaltigere Macht ihres Glaubens allen anderen gegenüber verwerten konnten.“ Dieser ganze Erklärungsversuch ist schon deshalb nicht glaublich, weil die bei den Hindus übliche Bestattungsart nicht das Begraben, sondern das Verbrennen ist.

Aus dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts — in den Cérémonies et coutumes religieuses des peuples idolatres II, 1, S. 8 (Amsterdam 1728) — haben wir einen Bericht über indische Asketen, die sich abwechselnd in ein Grab begaben und neun oder zehn Tage lang in ihm verblieben, ohne ihre Stellung zu verändern und ohne Speise oder Trank zu sich zu nehmen. „Licht und Luft empfingen sie nur durch ein ganz kleines Loch.“ Diese letzte Notiz ist von besonderer Wichtigkeit, weil es sich ihr zufolge bei diesen Nachrichten zwar um ein Vergraben von Yogins handelt, aber um ein Vergraben, bei dem für eine, wenn auch geringe, Luftzufuhr gesorgt war. Nun aber komme ich zu dem eigentlichen Gegenstand meiner Ausführungen, zu dem wirklichen Lebendigbegraben, d. h. zu der Thatsache, daß ein Yogin in einem Sack oder in einer verschlossenen Kiste sich in der Erde vergraben lassen konnte, ohne irgendwelche Vorrichtung, die ihn mit Luft versorgte. Die Schriften der Spiritisten und Theosophen über diesen Punkt suchen die Vorstellung zu erwecken, daß dieser Vorgang in Indien ganz geläufig sei. Dem gegenüber hat Professor Ernst Kuhn an dem oben (S. 751) erwähnten Orte mit unanfechtbarer Sicherheit dargethan, daß alle Berichte über diese auffallende Erscheinung auf die ungewöhnlichen Leistungen eines einzigen Mannes zurückgehen, der sich Ende der zwanziger und in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts zu wiederholten Malen gegen gute Bezahlung in der Râjputânâ, in Lahore, einmal auch im eigentlichen Hindustan begraben ließ. Es war das der Yogin Haridâs, ein Mann, der es infolge besonderer Beanlagung durch lang andauernde mühsame Trainierung dahin gebracht hatte, die an den Yogins beobachtete Katalepsie auf ein ganz abnormes Maß zu steigern. Diesem Mann war es gelungen, die Lebensthätigkeit bis zu vierzig Tagen auszusetzen und so lange unter dem Erdboden zu verharren. Ich wiederhole, daß vor Haridâs kein Fall von wirklichem Eingraben beobachtet ist, und daß ebensowenig aus späterer Zeit, nach 1837, ein derartiger Fall hat konstatiert werden können. Man hat seitdem in Indien, namentlich im Nordwesten

der Halbinsel, woher Haridâs stammte, vergeblich nach einem Manne mit der gleichen Fähigkeit geforscht. Von Haridâs selbst aber ist das wiederholte Begraben so gut beglaubigt, daß ein Zweifel daran nicht bestehen kann. Taschenspielerei ist nach Lage der Dinge ganz ausgeschlossen, abgesehen davon, daß nach meinen Erfahrungen die Inder den Ruhm, geschickte Taschenspieler zu sein, durchaus nicht verdienen.

Vier Fälle beschreibt Braid a. a. O. S. 46 ff. Dort wird der Name des beerdigten und wieder zum Leben erweckten Yogin nicht genannt; es wird nur von dem „Fakir, der sich lebendig begraben lassen könne", gesprochen. Aber aus einer anderen, weiter unten zu erwähnenden Beschreibung des von Braid an erster Stelle berichteten Falles ergiebt sich der Name des Haridâs und einiges über sein Leben. In den vier von Braid beschriebenen Fällen hat Haridâs je drei, zehn, dreißig und vierzig Tage im Grabe zugebracht.*

Der zuletzt erzählte Fall bei Braid, in dem es sich nur um drei Tage handelt, hat eine ganz besondere Bewandtnis. Es war im Jahre 1828 in Concon, als der englische Major, der das Kommando der militärischen Station hatte, eines Tages von einem eingeborenen Justizbeamten, einem Brahmanen, aufgesucht wurde, der für „einen seiner heiligen Landsleute" um die Erlaubnis bat, sich für neun Tage innerhalb des militärischen Kordons lebendig begraben lassen zu dürfen. Nach längerem Widerstreben und auf Grund wiederholter Bitten — denn der heilige Mann legte großes Gewicht darauf, „innerhalb des militärischen Gebiets die Probe machen zu dürfen, da er dadurch besseren Beweis liefere, daß kein Betrug unterliefe, als wenn er sie wo anders ausführe" — giebt der Major seine Zustimmung dazu, erklärt aber zugleich, daß er die erforderlichen Maßregeln treffen werde, um jede Täuschung zu verhüten. Darauf wird der „heilige Mann" auf offenem Felde in Anwesenheit von etwa tausend Indern ohne Sarg, in eine Decke aus Kamelshaar eingewickelt, drei bis vier Fuß tief in einem Grabe, das auf gewöhnliche Weise gegraben und von dem üblichen Umfang war, bestattet. Eine Wache von Mohammedanern wurde neben dem Grabe aufgestellt mit dem Befehl, jede Annäherung an das Grab zu verhindern; und diese Wache, die alle zwei Stunden abgelöst wurde, befolgte den Befehl so strikt, daß sie keinem der verhaßten Hindus erlaubte, „einen Brocken des geweihten Bodens zu nehmen, der den heiligen Mann bedeckte" (eine nach ihrer Meinung unschätzbare Gabe). In einiger Entfernung aber wachten zahlreiche Hindus ängstlich darüber, daß die als Posten aufgestellten Mohammedaner ihrem heiligen Bruder keinen Streich spielten. Es diente also die starke religiöse Antipathie der beiden Parteien als das beste Mittel, um jeden Betrug zu verhindern. So vergingen drei Tage. Da kommt dem Major, als ihm am Abend gemeldet wird, der Posten sei abgelöst und bei dem Grabe alles in Ordnung, der Gedanke, daß der zu erwartende Tod des lebendig begrabenen Mannes für ihn selbst sehr unangenehme Folgen haben könne. In der Angst, seine Stellung zu verlieren und als Mitschuldiger an dem Tode eines Menschen gerichtlich belangt zu werden, giebt er den Befehl zu sofortiger Ausgrabung. Der Brahmane, der seine Erlaubnis zur Eingrabung des Heiligen erwirkt hatte, kommt und sucht den Major zu beruhigen: der Heilige sei schon oft in derselben Weise beerdigt worden, ohne Schaden zu nehmen; und er bittet den Offizier inständigst, die verabredeten neun Tage zu warten. Dieser aber lehnt das ab und eilt in beständig wachsender Angst zu Pferde auf das Feld hinaus. Unter

* Der damalige Minister des Maharadscha Randschit Singh von Lahore, Radscha Dhyân Singh mit Namen, erzählte (bei Honigberger, „Früchte aus dem Morgenlande" S. 137), daß er den Mann in Dschemu im Gebirge vier Monate hindurch unter der Erde gehalten habe und daß er ihm am Tage des Vergrabens den Bart habe abscheren lassen; bei der Ausgrabung und Wiederbelebung sei ihm das Kinn ebenso glatt gewesen wie am Tage des Vergrabens. Diese beiden Angaben, sowohl die Zeitdauer als die Bartgeschichte, halte ich für eine Erfindung. Was über diese Vorgänge nur von Eingeborenen berichtet worden ist, hat für denjenigen, der die Unglaubwürdigkeit der heutigen Inder kennt, keinen Wert. Wir müssen uns lediglich an die Nachrichten der hohen englischen Beamten und Offiziere halten, die Zeugen der Vorgänge gewesen sind. Aus diesem Grunde lasse ich auch die Mitteilungen in N. C. Pauls Treatise on the Yoga Philosophy (Benares 1851, dritte Auflage Bombay 1888) unberücksichtigt. Der Verfasser war ein Eingeborener, Navina Chandra Pâla, der gesucht hat, sich durch Europäisierung seines Namens den Anschein eines Engländers zu geben.

Anwesenheit einer ungeheuren Menschenmenge wird der Grabhügel abgetragen und zum Entsetzen des Majors der Begrabene kalt und steif herausgeholt. Nachdem der Major sich durch Betasten von dem Zustand des Körpers überzeugt hatte, zweifelte er nicht mehr an seinem Unglück. Da traten zwei Schüler des Begrabenen hinzu und rieben ihm mit einer Salbe Kopf, Augen, Hände und Füße, namentlich aber die Herzgegend ein. Eine Viertelstunde lang schien dieses Frottieren erfolglos; dann aber wurden Lebenszeichen bemerkbar, und etwa nach einer Stunde war der Wiedererwachte im Besitz seiner körperlichen und geistigen Fähigkeiten und nahm die Ehrfurchtsbezeigungen und Geschenke der Hindus in Empfang, während der Major glückselig darüber, daß seine Befürchtungen grundlos gewesen waren, den Platz verließ.

Die Beschreibung einer anderen Eingrabung des Haridâs findet sich im „Calcutta Medical Journal" von 1835, das mir aber nicht zugänglich war. Am ausführlichsten und lehrreichsten ist die Beschreibung des ersten Falles bei Braid, nach dem Bericht des Sir Claude Wade, des damaligen britischen Residenten am Hofe des Maharadscha Randschit Singh von Lahore. Dieser Fall datiert aus dem Jahre 1837, der eben erzählte aus dem Jahre 1828; und es ist von Interesse, daß Haridâs sich in diesen neun Jahren so vervollkommnet hatte, daß er sich nunmehr nicht nur neun, sondern vierzig Tage ins Grab legen konnte. Es verdient besonders bemerkt zu werden, daß der Maharadscha von Lahore durchaus ungläubig war, als der heilige Mann sich bei ihm meldete und sich auf sechs Wochen begraben lassen wollte, und daß durch alle nur denkbaren Vorsichtsmaßregeln der Möglichkeit eines Betrugs vorgebeugt wurde. Da hier gerade die Einzelheiten von Belang sind, so bleibt mir nichts anderes übrig, als denjenigen Teil des Wadeschen Berichtes, auf den es ankommt, dem Wortlaut nach anzuführen.

Sir Claude Wade schreibt über die Ausgrabung des vor vierzig Tagen Bestatteten an Dr. Braid folgendes: „Als der bestimmte Zeitpunkt herannahte, begleitete ich auf seine Einladung den Runjeet (= Randschit) Singh zu dem Fleck, wo der Fakir begraben worden war. Es war das ein viereckiges Gebäude, eine sogenannte Barra durra, in der Mitte eines der Gärten, welche den Palast in Lahore umgeben, ringsum mit einer Veranda versehen und mit einem mittleren geschlossenen Raume. Als wir ankamen, stieg Runjeet Singh, der bei dieser Gelegenheit von seinem ganzen Hofe begleitet war, vom Elefanten und bat mich, mit ihm zusammen das Gebäude zu untersuchen, damit er die Überzeugung hätte, daß es genau so verschlossen wäre, wie er es verlassen. Wir fanden, daß an jeder der vier Seiten eine Thür gewesen war, von denen drei vollständig zugemauert worden waren; an der vierten Seite befand sich eine feste Thür, die bis auf ein mit dem Privatsiegel Runjeet Singhs in dessen Gegenwart versiegeltes Schloß mit Lehm verdeckt worden war, als der Fakir begraben wurde. In der That bot diese äußere Fläche des Gebäudes keine Öffnung, durch welche Luft zudringen konnte, noch irgend eine Verbindung mit der Außenwelt, durch welche der Fakir Nahrung hätte erhalten können. Ich kann noch hinzufügen, daß die Mauern, welche die Thüren schlossen, keinerlei Zeichen boten, daß sie kürzlich geöffnet oder auch nur verändert worden wären.

„Runjeet Singh erkannte den Siegelabdruck als den von ihm angelegten, und da er bezüglich des Erfolges ebenso skeptisch war, wie es nur irgend ein Europäer sein konnte, so hatte er, um so viel als irgend möglich Betrug zu verhüten, zwei Kompagnien seiner persönlichen Eskorte nahe an das Gebäude gelegt. Von diesen mußten vier Posten, die zweistündlich abgelöst wurden, Tag und Nacht das Gebäude gegen einen Einbruch bewachen. Zugleich befahl er einem der höchsten Beamten seines Hofes, von Zeit zu Zeit den Platz zu revidieren und darüber an ihn direkt zu berichten, während das Petschaft, dessen Abdruck das Schlüsselloch schloß, von ihm oder seinem Minister aufbewahrt wurde. Letzterer empfing auch jeden Morgen und Abend den Rapport des wachhabenden Offiziers.

„Nachdem wir genügend untersucht hatten, setzten wir uns in die Veranda, gegenüber

der Thür, während einige Leute aus dem Gefolge Runjeet Singhs die Lehmwand einrissen und einer seiner Beamten das Siegel brach und das Vorlegeschloß öffnete. Nach Öffnung der Thür sah man in einen dunklen Raum. Runjeet Singh und ich selbst begaben uns in denselben zusammen mit dem Diener des Fakirs, und nachdem ein Licht beschafft worden war, stiegen wir in eine Art Nische etwa drei Fuß unter der Bodenfläche des Raumes. In dieser stand aufrecht ein hölzerner Kasten mit Deckel etwa vier englische Fuß lang und drei breit, welcher den Fakir enthielt. Der Deckel war gleichfalls durch ein Vorlegeschloß und dasselbe Siegel wie die Außenthür geschlossen. Als wir ihn öffneten, sahen wir eine menschliche Gestalt in einem weißen Leinensack, der über den Kopf derselben zugebunden war. Hierauf wurden Salutschüsse abgegeben, und die Menge drängte sich an die Thür, um das seltsame Schauspiel zu sehen. Als ihre Neugier befriedigt worden, griff der Diener des Fakirs in den Kasten und nahm die Gestalt heraus, schloß den Kastendeckel und lehnte sie in derselben hockenden Stellung, wie sie im Kasten (gleich einem indischen Götzenbild) gelegen hatte, mit dem Rücken gegen den Deckel.

„Runjeet Singh und ich stiegen dann in die Aushöhlung, welche so klein war, daß wir nur auf dem Boden gegenüber dem Körper sitzen konnten und denselben mit Hand und Kinn berührten.

„Darauf goß der Diener warmes Wasser über die Gestalt; da ich aber beabsichtigte, etwaige Betrügereien zu entdecken, so schlug ich dem Runjeet Singh vor, den Sack zu öffnen und den Körper genau anzusehen, bevor etwaige Wiedererweckungsversuche gemacht würden. Ich that dies und muß hier bemerken, daß der Sack, als wir ihn zuerst gewahr wurden, schimmelig aussah, wie einer, der einige Zeit vergraben gewesen ist. Arme und Beine der Gestalt waren runzelig und steif, der Kopf ruhte auf einer Schulter, wie bei einer Leiche. Ich bat meinen mich begleitenden Arzt, auch hinabzusteigen und den Körper zu untersuchen; er that es und konnte weder in der Herzgegend noch an den Schläfen noch am Arm den Puls fühlen. Doch waren die dem Gehirn entsprechenden Kopfteile wärmer als der andere Teil des Körpers.*

„Darauf begann der Diener ihn aufs neue mit heißem Wasser zu baden und streckte allmählich Arme und Beine aus der starren Stellung, in welcher sie sich befanden, während Runjeet Singh noch das rechte und ich das linke Bein nahmen, um durch Reiben sie wieder gebrauchsfähig zu machen. Inzwischen legte der Diener einen etwa zollstarken heißen Weizenteig auf den Scheitel, ein Vorgang, den er zwei- bis dreimal wiederholte; dann entfernte er aus den Ohren und den Nasenlöchern die Baumwolle und das Wachs, womit dieselben geschlossen waren, und öffnete mit großer Anstrengung, indem er eine Messerspitze zwischen die Zähne schob, den Mund, und während er mit der linken Hand die Kiefer voneinander trennte, zog er mit der rechten die Zunge vor, welche mehrfach in ihre aufwärts gekrümmte Stellung zurückfuhr, wobei sie den Schlund verschloß.

„Dann rieb er auf die Augenlider ghee, d. h. zerlassene Butter, einige Sekunden lang, bis er sie öffnen konnte. Das Auge erschien bewegungslos und glanzlos. Als der Teig zum drittenmal auf den Scheitel gelegt worden war, wurde der Körper konvulsivisch bewegt, die Nüstern wurden aufgeblasen und die Glieder begannen eine natürliche Fülle anzunehmen; der Puls war immer noch kaum fühlbar. Der Diener legte etwas zerflossene Butter auf die Zunge und ließ sie vom Fakir verschlucken. Wenige Minuten später traten die Augäpfel hervor und erhielten eine natürliche Farbe, und der Fakir, der erkannte, daß Runjeet Singh dicht neben ihm saß, sagte kaum verständlich in leisen Grabestönen: „Glaubst du mir nun?“ Runjeet Singh bejahte die Frage und bekleidete den Fakir mit einem Perlenhalsband, prachtvollen goldenen Armbändern und einem Ehrenkleid aus Seide, Musselin und Shawlstoff, wie es gewöhnlich von indischen Fürsten hervorragenden Personen verliehen wird.

„Vom Augenblicke an, wo der Kasten geöffnet wurde, bis der Fakir die Stimme

* Sollte nicht diese Wärme „über dem Gehirn“ die Folge der Übergießung mit warmem Wasser sein, welches den Teil zumeist erwärmte, mit dem es zuerst in Berührung kam? J. Braid.

wiederfand, konnte kaum eine halbe Stunde verflossen sein, und abermals nach einer halben Stunde sprach der Fakir mit mir und seiner Umgebung, wenn auch mit schwacher Stimme wie ein Kranker; und dann verließen wir ihn, überzeugt, daß kein Betrug noch Täuschung in dem Vorgang untergelaufen war, dessen Augenzeugen wir gewesen."*

Zu dieser genauen Beschreibung lassen sich einige wichtige Ergänzungen beibringen aus Honigbergers etwas wunderlichem Buche „Früchte aus dem Morgenlande" (Wien 1851) S. 136 ff. Johann Martin Honigberger, ein aus Siebenbürgen stammender Arzt, wurde in seinem an Abenteuern reichen Leben nach Lahore verschlagen, wo er als Leibarzt des Maharadscha Randschit Singh und seiner Nachfolger so schätzbare Dienste leistete, daß ihm die englische Regierung bei seiner Heimkehr eine Pension bewilligte. Während der merkwürdigen, soeben berichteten Vorgänge am Hofe des Randschit Singh befand sich Honigberger gerade vorübergehend in Europa. Als er im Jahre 1839 nach Lahore zurückkehrte, wurde ihm von dem englischen General Ventura und anderen glaubwürdigen Personen das erstaunliche Experiment berichtet, dessen Zeugen sie während seiner Abwesenheit gewesen waren. Auch bei Honigberger steht, daß sich unter den bei der Ausgrabung des Yogin anwesenden Engländern, die zum Teil aus der Nachbarschaft eingetroffen waren, ein Arzt befunden hatte, offenbar der von Sir Claude Wade erwähnte Arzt der britischen politischen Mission. Honigberger hat auf Tafel VII eine Abbildung des Haridâs beigegeben, nach einem — wie versichert wird — sehr gut getroffenen Porträt, das Honigberger von einem Hauptmann Gardner erhalten hatte; und auf diesem Bilde erscheint der indische Kunst- oder Gewohnheitssterber als ein ganz vergnügtes Menschenkind. Der Bericht Honigbergers über die Eingrabung und Wiederbelebung des Haridâs ist neuerdings in der Einleitung zu einer kleinen indischen Publikation, einer Ausgabe und englischen Übersetzung der Gheraṇḍa Saṃhitâ (Bombay 1895), wiederholt worden — auch das eben erwähnte Bild des Haridâs ist dort vorgedruckt — und zwar nach der englischen Ausgabe von Honigbergers Buch, die unter dem Titel „Thirty-five years in the East" (London 1852) erschienen ist.

Nach Honigbergers Darstellung, die hauptsächlich auf das Zeugnis des Generals Ventura gegründet ist, waren die folgenden Vorbereitungen des Haridâs zu seiner Eingrabung bemerkenswert. Als Haridâs anfing, sich für seinen sonderbaren Beruf zu trainieren, löste er sich das Zungenbändchen, wie das auch andere Yogins zu thun pflegen, und führte durch beständiges Ziehen und Bestreichen mit bestimmten Stoffen eine Verlängerung seiner Zunge herbei. Dadurch kam er in die Lage, die Zunge zurückzuklappen, in den Rachenraum zu stecken und diesen zu verschließen, sobald er den Wunsch hatte, die Atmung einzustellen. Das Atemanhalten gilt in allen Yoga-Texten als eine Hauptsache bei der Yoga-Praxis; Jahre werden darauf verwendet, um das Einhalten des Atems für immer längere Zeit zu erlernen.* Dies muß auch Haridâs zu großer Fertigkeit gebracht haben, bevor er das eben erwähnte Experiment mit der Zunge machte.

Was nun die unmittelbaren Vorbereitungen zur Beerdigung betrifft, so nahm Hari-

* Bei einem späteren Begräbnis ebendesselben Fakirs wurde außer allen schon erwähnten Vorsichtsmaßregeln, nachdem der Kasten verschlossen und versiegelt in die Aushöhlung gebracht worden war, noch Erde in letztere hineingeworfen und ringsherum festgestampft, so daß sie vollständig den Kasten umgab und ihn überdeckte; dann wurde Gerste darüber gesät, und immer blieb eine Wache auf dem Felde. Mehr noch, zweimal während der Dauer des Begräbnisses ließ Runjeet Singh den Körper ausgraben, und man fand ihn stets in derselben Haltung vor, wie er begraben worden, und, wie es schien, vollständig leblos. Nach Beendidung dieses so langen Begrabenseins wachte der Fakir unter der üblichen Behandlung wieder auf.

B. (S. 51 Anm.)

* Vgl. die Mitteilungen im Dabistân, einem persischen Werke über die religiösen Sekten Indiens, bei Braid, Hypnotismus S. 45. Ebendaselbst S. 127 finde ich die folgende interessante Bemerkung: „Dabei entwickelt sich infolge des Fixierens der Aufmerksamkeit, nach anhaltendem Anstarren eines an sich gleichgültigen Gegenstandes, in auffälliger Weise ein Zustand, der volle Beachtung verdient und dessen Eintritt ich hervorrufe, wenn er nicht spontan erfolgt, nämlich die Unterdrückung der Respiration. Der Einfluß der Unterdrückung der Respiration auf den Sauerstoffgehalt des Blutes und die Behinderung der Ausscheidung von Kohlensäure spielen ohne Zweifel eine wichtige Rolle, indem sie leichte organische Veränderungen zur Folge haben, durch welche der Zustand des Hypnotismus . . . zuerst eingeleitet wird."

das einige Tage vorher ein Abführmittel und genoß während der nächsten Tage nichts als Milch. Am Tage des Vergrabens verschluckte er langsam einen drei Finger breiten und über dreißig Ellen langen Streifen Leinwand und zog ihn dann wieder aus dem Halse heraus. Diese Prozedur hatte den Zweck, den Magen von allen fremden Stoffen zu säubern. Darauf setzte sich Haridâs bis an die Achselhöhlen in ein mit Wasser gefülltes Gefäß und zog durch ein Röhrchen Wasser in den Darm ein, um diesen zu reinigen. Nachdem dies geschehen, verstopfte Haridâs alle Körperöffnungen mit Stöpseln aus einem aromatischen Wachs, steckte die Zunge umgeklappt in der vorhin beschriebenen Weise in den Rachenraum, kreuzte die Arme über der Brust und entschlief. Dies alles ging in Gegenwart einer großen Volksmenge vor sich. Haridâs machte nun den Eindruck eines Toten. Er wurde in das leinene Tuch, auf dem er gesessen hatte, eingewickelt und dieses zusammengebunden und mit dem Siegel Randschit Singhs, des Maharadscha, versehen. Dann wurde der Körper in eine Kiste gelegt, an welcher der Maharadscha selbst ein starkes Vorlegeschloß befestigte. Die Eingrabung dieser Kiste, die Bewachung des das Grab umgebenden Gewölbes durch militärische Posten, die Ausgrabung am vierzigsten Tage und die Wiederbelebung des kalten und starren Körpers wird von Honigberger in derselben Weise wie von Sir Claude Wade erzählt. Die beiden Berichterstatter sind vollkommen unabhängig voneinander; Honigberger hat den weit klareren und verständiger geschriebenen Wadeschen Bericht nicht gekannt, den Braid ein Jahr vor dem Erscheinen von Honigbergers Buch veröffentlicht hatte, also zu einer Zeit, als dieses Buch sicher schon im Manuskript fertig, wahrscheinlich zum Teil schon gedruckt war.

In Honigbergers Darstellung der Wiederbelebung des Haridâs ist noch eine Einzelheit erwähnt, die wohl kaum etwas Besonderes zu bedeuten hat. Nachdem die Zunge in ihre normale Lage gebracht und die Wachsstöpsel aus den Ohren gezogen waren, wurde dem Haridâs Luft in den Hals und in die Ohren eingeblasen, und dadurch wurden die Wachsstöpsel aus der Nase mit Geräusch herausgetrieben. Dies wurde von den Eingeborenen als das erste Zeichen der Rückkehr zum Leben betrachtet.

Aus den Vorbereitungen, die Haridâs zu seiner Eingrabung durch Verstopfung der Luftwege getroffen hat, ergiebt sich, daß er selbst von der vollkommenen Einstellung der Atmung während der Zeit der kataleptischen Starre überzeugt war. Damit befand er sich im Irrtum; denn das völlige Aufhören der Respiration für so lange Zeit hätte das Ende des Lebens bedeutet. Von einem medizinischen Kollegen wird mir freundlichst mitgeteilt, daß eine derartige Verstopfung der Luftwege, wie sie von Haridâs berichtet wird, nicht dicht genug schließt, um nicht doch etwas Luft durchzulassen — abgesehen davon, daß es nicht bloß eine Atmung durch die Respirationsorgane, sondern auch durch die Haut giebt; und ferner, daß durch drei bis vier Fuß Erde noch so viel Luft in einen verschlossenen Kasten dringt, als zur Erhaltung des auf das mindeste Maß herabgesetzten Lebens, der sogenannten vita minima, erforderlich ist.

W. Preyer, „Über die Erforschung des Lebens“ (Jena 1873) S. 28 ff., erwähnt die erstaunlichen Leistungen, von denen ich hier handle, im Zusammenhang mit der Thatsache, daß Pflanzensamen der verschiedensten Art, die viele Jahre, Jahrhunderte oder Jahrtausende lang trocken aufbewahrt worden sind, anfangen zu keimen, wenn sie ins Wasser oder in die Erde gebracht werden; daß ebenso niedrig organisierte Tiere (Bärtierchen u. s. w.), die sehr lange Zeit vertrocknet ohne jeden Stoffwechsel daliegen, unter günstigen Bedingungen wieder aufleben; und daß völlig eingefrorene Frösche und Fische nach langsamem Auftauen wieder zu ganz normalem Leben erwachen. Aber Preyer bemerkt dazu, es sei die Frage, ob der Zustand der begrabenen Yogins nicht eher eine dem Winterschlaf der Säugetiere ähnliche Lethargie als einen wirklichen vollkommenen Stillstand des Stoffwechsels, wie bei den gefrorenen Tieren und den trockenen Infusorien und Arktiskoiden, darstelle. Diese Frage ist sicher zu bejahen,* und schon

* Sie wird wie von Preyer so auch von Max Verworn offen gelassen, der in seiner „Allgemeinen Physiologie“ (Jena 1895) S. 190 ff. die Erschei-

Braid hat die Katalepsie der Yogins nicht nur mit dem Winterschlaf der Tiere verglichen, sondern geradezu den Ausdruck human hybernation, „Winterschlaf des Menschen“, gebraucht. Die beiden Zustände dürfen indessen zwar als ähnlich, aber nicht als gleichartig betrachtet werden aus folgenden zwei Gründen, die sofort in die Augen springen. Erstens tritt der tierische Winterschlaf unwillkürlich ein, während der Scheintod von den Yogins willkürlich herbeigeführt wird. Zweitens ist der Winterschlaf hauptsächlich durch die Kälte bedingt, da dieser Zustand bei den Tieren, die unter normalen Verhältnissen beim Eintritt der kalten Zeit in ihn versinken, durch den Aufenthalt in höherer Temperatur vermieden wird, und da man die im Winterschlaf liegenden Tiere jederzeit durch künstliche Wärme erwecken kann. Die Temperaturverhältnisse kommen nun bei der Katalepsie der Yogins entweder gar nicht in Betracht oder doch in ganz anderer Weise; insofern nämlich, als nach der Meinung meines medizinischen Beraters das Experiment des Lebendigbegrabens für Haridâs nicht in unserem Klima ausführbar gewesen wäre, sondern nur in einem heißen Lande wie Indien, wo der durchglühte Erdboden dem starren Körper des Begrabenen dasjenige Maß von Wärme zuführte, welches zur Erhaltung des Lebens unter so abnormen Umständen erforderlich war.* Andererseits aber hat der künstliche Scheintod der Yogins mit dem Winterschlaf der Tiere folgende wichtige Merkmale gemeinsam: die außerordentliche Herabsetzung und Verlangsamung der Respiration und des Pulsschlags, sowie den Verbrauch des Fettes und der sonstigen Gewebe. So bedauerlich es ist, daß mit Haridâs vor und nach der Vergrabung keine genauen Wägungen vorgenommen sind, so läßt sich doch mit unbedingter Sicherheit behaupten, daß Haridâs während der Zeit der kataleptischen Starre in Übereinstimmung mit den in Winterschlaf verfallenden Tieren von seinen Geweben gezehrt hat, und daß der Scheintod unmerklich in wirklichen Tod übergegangen wäre, wenn der Mann seine Gewebe vollständig aufgebraucht hätte. Vierzig Tage sind die längste beglaubigte Zeitdauer, die Haridâs unter der Erde zugebracht hat, und es ist wohl anzunehmen, daß er damit an der Grenze seiner Leistungsfähigkeit angelangt war. Es beweist gar nichts, daß Haridâs selbst das Vertrauen gehabt hat, ein weit längeres Begräbnis aushalten zu können. Im Jahre 1835 waren zwei englische Offiziere, Leutnant Boileau und Leutnant Trevelyan, Zeugen einer Eingrabung des Haridâs für dreißig Tage. Nach der Wiederbelebung des Begrabenen fiel sein stark eingesunkener Bauch auf — eine Analogie zu der bekannten Thatsache, daß die aus dem Winterschlaf erwachenden Tiere regelmäßig sehr abgemagert sind; auch zeigte Haridâs damals eine große Schwäche, sagte aber doch ohne Verzug zu den englischen Offizieren: sie könnten ihn, wenn es ihnen gefiele, gleich wieder auf ein volles Jahr begraben. Wäre dieses Experiment gemacht worden, so hätte es ganz gewiß zum Tode des Experimentators geführt.

Fragen wir nun, welche Mittel Haridâs zu seiner Betäubung angewendet hat. Hauptsächlich wird hier ein Vorgang in Betracht kommen, den der Wiener Kliniker L. Schrötter an einer Stelle beschreibt, auf die Ernst Kuhn seine Fachgenossen aufmerksam gemacht hat. Schrötter sagt nämlich in H. von Ziemssens „Handbuch der speciellen Pathologie und Therapie“ VI[2] 311, in dem Abschnitt über Störungen der Herzmotilität: „Das Kunststück der indischen Hexenmeister, die Herzkontraktion willkürlich zu verlangsamen, ist jetzt gelöst, nachdem Donders gezeigt hat, daß er durch willkürliche Kontrak-

nungen des willkürlichen Scheintodes unter Anführung der von Sir Claude Wade berichteten Eingrabung des indischen Fakirs und des Falles des Obersten Townsend (s. Näheres S. 760) bespricht. Und doch ist die Frage entschieden durch die an Haridâs bei einer Ausgrabung beobachtete (und weiter unten erwähnte) starke Abmagerung; denn aus ihr geht hervor, daß während des Begrabenseins der Stoffwechsel nicht still gestanden, sondern — wenn auch in sehr vermindertem Maße — angedauert hat.

* In demselben Sinne hat sich auch W. B. Carpenter geäußert. „On the psychology of belief“, Contemporary Review Vol. XXIII (Dez. 1873), p. 134: „And that such a state [of 'suspended animation' or 'apparent death'] might be maintained in India under the circumstances described, for a much longer period than in this country, may be fairly attributed to the warmth of the tropical soil; which will prevent any considerable reduction of the temperature of the body buried in it, notwithstanding the almost entire suspension of its internal heat-producing operations.“

tionen der vom Accessorius versorgten Halsmuskeln das Herz zum Stillstand bringen kann, indem mit der Reizung jener Muskeläste des Nerven auch gleichzeitig seine Herzäste angeregt werden.“ In dieser Weise ist gewiß das Experiment des Oberst Townsend zu erklären, das seiner Zeit Aufsehen erregt hat und sowohl von Braid, Hypnotismus S. 44, als auch von W. B. Carpenter, „Contemporary Review“ Vol. XXIII (Dec. 1873) p. 135,* behandelt worden ist. Die den besprochenen Kunststücken der indischen Yogins analoge Leistung des Oberst Townsend, von dem man sagte, daß er nach Belieben sterben könne, d. h. aufhören könne zu atmen, ist einmal von drei Ärzten gleichzeitig beobachtet worden. Es heißt darüber bei Braid nach dem Bericht des Dr. Cheyne, eines seiner Zeit in Dublin hochangesehenen Arztes, folgendermaßen: „Er (Townsend) drang so sehr in uns, den Versuch einmal anzusehen, daß wir schließlich nachgeben mußten. Alle drei fühlten wir erst den Puls; er war deutlich fühlbar, obwohl schwach und fadenförmig, und sein Herz schlug normal. Er legte sich auf den Rücken zurecht und verharrte einige Zeit regungslos in dieser Lage. Ich hielt seine rechte Hand, Dr. Baynard legte seine Hand aufs Herz, und Herr Skrine hielt ihm einen reinen Spiegel vor den Mund. Ich fand, daß die Spannung des Pulses allmählich abnahm, bis ich schließlich auch bei sorgfältigster Prüfung und bei vorsichtigstem Tasten keinen mehr fühlte. Dr. Baynard konnte nicht die geringste Herzkontraktion fühlen, und Herr Skrine sah keine Spur von Atemzügen auf dem breiten Spiegel, den er ihm vor den Mund hielt. Dann untersuchte jeder von uns nacheinander Arm, Herz und Atem, konnte aber selbst bei der sorgfältigsten Untersuchung auch nicht das leiseste Lebenszeichen an ihm finden. Wir diskutierten lange, so gut wir es vermochten, diese überraschende Erscheinung. Als wir aber fanden, daß er immer noch in demselben Zustande verharrte, schlossen wir, daß er doch den Versuch zu weit geführt habe, und waren schließlich überzeugt, daß er wirklich tot sei, und wollten ihn nun verlassen. So verging eine halbe Stunde. Gegen neun Uhr früh (es war im Herbst), als wir weggehen wollten, bemerkten wir einige Bewegungen an der Leiche und fanden bei genauerer Beobachtung, daß Puls und Herzbewegung allmählich zurückkehrten. Er begann zu atmen und leise zu sprechen. Wir waren alle auf das äußerste über diesen unerwarteten Wechsel erstaunt und gingen nach einiger Unterhaltung mit ihm und untereinander von dannen, von allen Einzelheiten des Vorgangs zwar völlig überzeugt, aber ganz erstaunt und überrascht und nicht im stande, eine vernünftige Erklärung dafür zu geben.“ Wie mir versichert wird, besitzt jedoch die heutige medizinische Wissenschaft die Mittel, um in einem solchen Fall die auf ein Minimum herabgesetzte Respiration und Herzthätigkeit als vorhanden zu erkennen.

Wenn sich auch aus dem Fall des Oberst Townsend ergiebt, daß die in Indien beobachtete, willkürlich herbeigeführte Katalepsie auch in Europa vorkommt, so bleibt doch immer noch die Frage zu beantworten, mit welchen Mitteln die Zunft der indischen Yogins und namentlich Haridâs die außerordentliche Verlängerung des kataleptischen Zustands zuwege gebracht hat, und ob etwa dabei die Rassenverschiedenheit von Bedeutung ist. Es läßt sich wohl annehmen, daß Haridâs noch ein Geheimnis besessen hat, und daß er jedesmal ein starkes Narkotikon zu sich nahm, bevor er die Zunge in den Rachenraum steckte und sich in Katalepsie versetzte. Schon mehrfach ist die Vermutung geäußert worden, daß ein Präparat aus indischem Hanf in Anwendung gebracht sei; Ernst Kuhn hat neuerdings diese Vermutung durch eine Reihe von Gründen gestützt und zugleich wahrscheinlich gemacht, daß die Wirkung des Hanfpräparats durch Zusammensetzung mit Stechapfel und Bilsenkraut für die Zwecke der Yogins gesteigert wurde.

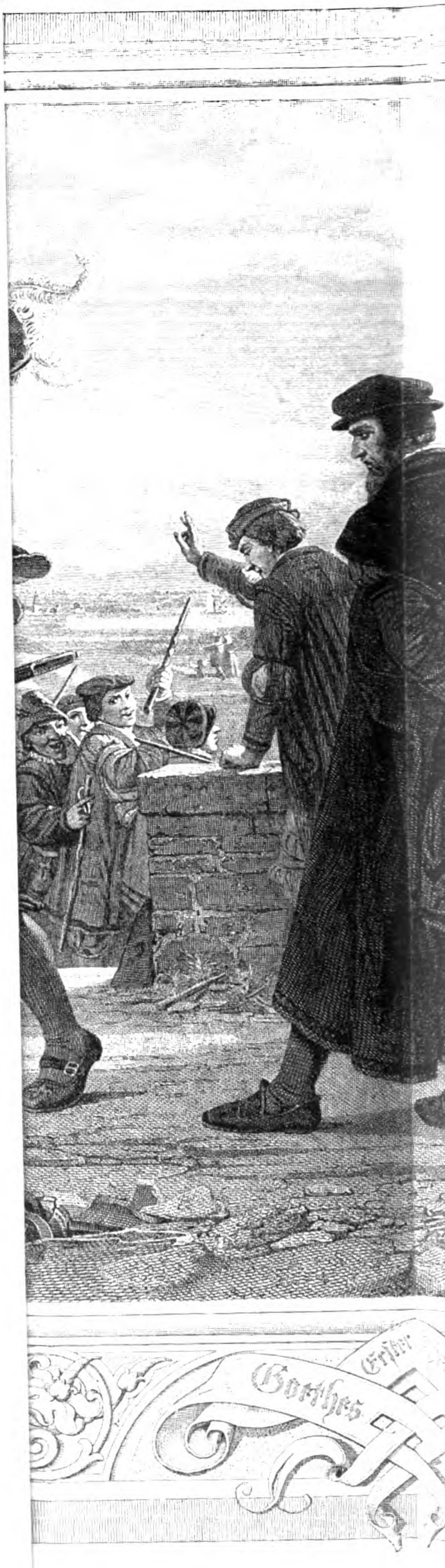
Da Haridâs jedenfalls eine physiologisch abnorme Persönlichkeit gewesen ist, so sind vielleicht auch die dürftigen Nachrichten, die Honigberger über sein Leben mitteilt, von einigem Interesse. Haridâs war in der Gegend von Karnâl geboren und führte ein

---

* Dort heißt es: „. . . the standard case of Colonel Townsend, which no medical authority has ever ventured to call in question, so high was the authority of Dr. Cheyne, the eminent physician by whom it was recorded.“

schließlich
nd woll-
ing eine
früh es
wollten,
an der
Beobach-
allmäh-
ren und
auf das
Wechsel
nterhal-
pannen,
s zwar
d über-
ünftige
r ver-
medi-
einem
herab-
t als

bereit
eob-
ersie
doch
, mit
: N-
usser-
schen
ob
von
men,
essen
Mar-
ze in
epsie
tung
s in-
sei-
tung
und
Wir
mer-
: im
e.
gicht
sind
, die
ven
der
ein



tto Schwerdgeburth: Spazier

(Nach einem Kupferstich von N. Ba

…th: Spaziergang vor dem Thore, 1864.
…upferstich von A. Berthelmeß, Kölnischer Kunstverein.)

Wanderleben, seitdem er seinen Lebensberuf entdeckt hatte. Die Verehrung, deren er sich in Lahore auf dem Gipfel seines Ruhmes als Heiliger erfreute, muß ihm zu Kopfe gestiegen sein; denn sein Lebenswandel fing dort an, solchen Anstoß zu erregen, daß der Maharadscha Randschit Singh mit dem Gedanken umging, ihn des Landes zu verweisen. Der „heilige Mann“ kam diesem Befehl zuvor, indem er sich freiwillig entfernte — aber nicht allein, sondern mit der Frau eines anderen. Es ging bis dahin das Gerücht, Haridâs sei ein Eunuch oder ein Zwitter. Die Thatsache nun, daß er mit einer jungen Frau entwich, wurde als ein Beweis dafür angesehen, daß jenes Gerücht unbegründet sei. Haridâs starb bald nach seiner Flucht „in allem Ernste“ im Gebirge und wurde nach der Sitte des Landes verbrannt.

Eine Legende berichtet (bei Honigberger S. 140), daß vor dreihundert Jahren in Amritsar ein Yogin sitzend unter der Erde vergraben gefunden worden sei, nebst einer Anweisung, wie man ihn wieder ins Leben bringen könne. Nach seinem Erwachen habe dieser Yogin Ereignisse aus seinem früheren Leben berichtet, die sich auf Verhältnisse vor hundert Jahren bezogen. Das ist natürlich nur eine Legende, wie sich ähnliche zur Genüge auch bei anderen Völkern finden, und hat nichts zu thun mit den außergewöhnlichen Leistungen des Haridâs, von denen hier wohl in hinreichender Ausführlichkeit gehandelt worden ist. Ich bezweifle nicht, daß einige meiner Leser die mitgeteilten Thatsachen einfach bestreiten und sich dabei für sehr kritisch und scharfsinnig halten werden. Diese angenehme Empfindung sei ihnen von Herzen gegönnt. Als James Braid vor nunmehr fünfzig Jahren seinen berühmten Aufsatz über den hier erörterten Gegenstand veröffentlichte, da sprach der verdiente Mann (Hypnotismus S. 81) mit der überlegenen Ruhe, die einem seiner Sache sicheren Gelehrten so wohl ansteht, die folgenden Sätze aus, die noch heute gelten und immer gelten werden: „Ich weiß wohl, daß es bei uns wie anderswo noch in letzter Zeit Leute gab, welche ... glaubten die Behauptung aufstellen zu können, daß alle diese von den Fakirs abgelegten Proben nur indische Taschenspielerkunststücke seien; und diese werden auch nun, um nicht nachgeben zu müssen, bei ihrem ersten Urteil stehen bleiben. Ich kenne die menschliche Natur zu gut, als daß ich erwarten könnte, daß solche Leute jemals bekennen würden, eines Besseren belehrt worden zu sein, auch wenn man ihnen alle nur denkbaren Beweise anführen wollte, ja selbst wenn sie Augenzeugen der Vorgänge sein könnten ... Unbegrenzte Zweifelsucht ist ebenso das Kind einer geistigen Beschränktheit wie unbedingte Leichtgläubigkeit.“

Goethes Faust in der modernen deutschen Kunst.

Von
Alexander Tille.

(Nachdruck ist untersagt.)

Zwei große Epochen lassen sich in der Geschichte der modernen Faustillustration unterscheiden. Die erste schließt mit dem Tode Goethes, dem Drucke des zweiten Teiles Faust und Moritz Retzschs Bildern zu diesem, die seinem Erscheinen auf dem Fuße folgten. Es ist die Zeit der Versuche. Die verschiedensten, widersprechendsten Auffassungen stehen sich da gegenüber. Faust der Philister und Faust der Geck, Faust der Professor und Faust der Abenteurer; Mephisto der grinsende Faun und Mephisto der gemütliche Halunke; Gretchen das unschuldige Kind im halblangen Röckchen und Gretchen die sittsame Stadtjungfrau. Die bunte Mischung dieser Gestalten giebt kaleidoskopartige Bilder in immer neuer überraschender Gruppierung. Es fehlt ein Stil. Noch hat die Nation keine ihr gemeinsame Auffassung von ihrer größten Nationaldichtung. Noch steht sie vielen Teilen derselben ratlos gegenüber. Und wo ausländische Faustbilder in die deutsche Faustwelt hineinragen wie bei Delacroix, da entstehen gar wunderliche Ungereimtheiten. Da tritt der schwindsüchtige Abenteurer Faust neben ein Gretchen aus der Halbwelt, und über den Gemächern Marthes liegt die schwüle Atmosphäre des verrufenen Hauses. Da treten Gestalten auf, die wir ohne die Unterschrift niemals wieder erkennen würden, und selbst wo die mächtige Phantasie des fremden Künstlers uns fortreißt, auf dem Hexentanzplatz und dem Zauberritt, da trägt sie uns in eine Welt so fremd wie die Menschen, die sich in ihr bewegen; und ihre Schöpfungen erscheinen uns ganz unvereinbar mit dem süß sentimentalen Kreise, in dem uns die deutsche Taschenbuchillustration das deutsche Gretchen und ihren Schatz zeigt, dem die Geliebte den Bart zaust. Es ist die Zeit, in der das Interesse an Goethes Faust im Werden ist, die Zeit, die noch nicht den zweiten Teil und seinen Abschluß kennt, sich noch in allerlei kühnen Vermutungen über Fausts letztes Schicksal ergeht und eben deswegen noch keine feste Stellung dem Helden gegenüber einnehmen kann. Die Zeichner, die Bilder zum Faust entwerfen, sind alle zunächst Männer, die sich von der wunderbaren Dichtung besonders angezogen fühlen und sie dem Auge zu gestalten versuchen, auch wenn ihre künstlerische Gestaltungskraft nicht mit ihrer Liebe zu der Tragödie gleichen Schritt hält. Es sind meist Dilettanten oder angehende Berufskünstler, die sich an die Aufgabe wagen. Peter Cornelius ist der einzige große deutsche Name unter ihnen; aber auch dessen Faustbilder gehören seiner Jugend an; erst sie haben seinen Ruhm als Zeichner begründet. Und es sind nur Zeichnungen mit leichten Schatten, keine Gemälde in großem Stil. Die Größe des Entwurfes ist in ihnen nicht zu verkennen. Vielleicht ist es bei Cornelius unausgebildetem Farbensinn und unvollkommener Maltechnik ihnen nur vorteilhaft gewesen, daß er sie nicht anspruchsvoller ausgeführt hat. Immerhin aber bleibt es eine seltsame Thatsache, daß sich unter den mehreren Hunderten von Bildern zum Faust, die in Goethes Lebenszeit fallen, kein einziges Ölgemälde befindet, das

den großen Stoff auch in großer Form behandelt, ja, daß die meisten früheren Bilder zu unserm Faust ernstlich unter den Unvollkommenheiten der zeitgenössischen Technik, namentlich in der Lithographie leiden.

Wie ganz anders die modernen Bilder zum Faust! Sie führen mit einem Schlage hinauf auf die Höhen der Technik, ja sind zum großen Teil mit den allervollkommensten Mitteln moderner Farben- und Vervielfältigungskunst hergestellt. Sie durchbrechen mit einem Schlage die begrenzten Schranken der unvollständigen Fausterfassung und schwingen sich empor zu dem freien Gipfel künstlerischer Bemeisterung des Ganzen. Es ist kein Zufall, daß gleich der erste Künstler, der es unternimmt, den ganzen Faust zu illustrieren, gerade darauf allen Nachdruck legt. Dieser Zug mußte es sein, den er in allen älteren Faustbildern vermißte. Und wenn er auch bis heute der einzige geblieben ist, der es seit Retzsch unternommen hat, den zweiten Teil zu gestalten, so hat er doch im ersten Teile viele würdige Nachfolger gefunden.

Engelbert Seibertz ist es, der der modernen Faustillustration die Bahn gebrochen, ähnlich wie Otto Devrient auf der Bühne zuerst den vollen Schaugehalt des Faust dem Publikum erschlossen hat. Wie Devrient auf seiner sogenannten Mysterienbühne mit ihren drei Bühnenstufen weit buntere Bilder zeigen kann als das gewöhnliche Theater, so hat Seibertz im Arabeskenrahmen ein ähnliches Mittel für die Bildkunst gefunden, eine größere Anzahl Auftritte dem Blicke als Ganzes zu bieten und zugleich zu einander in Beziehung zu setzen, und er benutzt dieses Mittel mit großem Verständnis für die Dichtung und mit feinem Kunstgeschmack. Allerdings war er hierin nicht ganz originell. Schon 1832 war Karl Harnisch mit Arabesken zu Goethes Faust ihm vorausgegangen. Bei einer Dichtung, in der das Wunderbare eine solche Rolle spielt wie beim Faust, da schafft dies der Einbildungskraft einen weiteren Spielraum, als die nüchterne Wirklichkeit gestattet, die ängstlich mit Zeit und Raum rechnen muß, und da muß eine solche Methode einen besonderen Reiz besitzen und ganz zu ihrem Rechte kommen. Nicht auf den ersten Anlauf hat sich Seibertz dieses Kunstmittel erobert, sondern es ist die Frucht jahrelanger Arbeit. Von 1843 an, wo er den schlafenden Faust zeichnete, bis 1851, wo er die letzten sechs Platten zum zweiten Teil schuf, hat er sich damit gemüht. Die Arbeit am ersten Teil erstreckt sich über sechs Jahre, und die zeitliche Ordnung der Bilder bezeichnet fast genau auch die Ordnung nach ihrer Vollendung. Auf den ersten Bildern drängen sich zu viele Einzelheiten, die den Mittelpunkt der Handlung beeinträchtigen, dann halten sich Hauptpersonen und Nebenwerk eine Zeitlang die Wage, bis sich's schließlich aus all den Nebelformen zu festen, kräftigen Gestalten formt und die Hauptfiguren klar, scharf und groß aus dem Hintergrunde heraustreten.

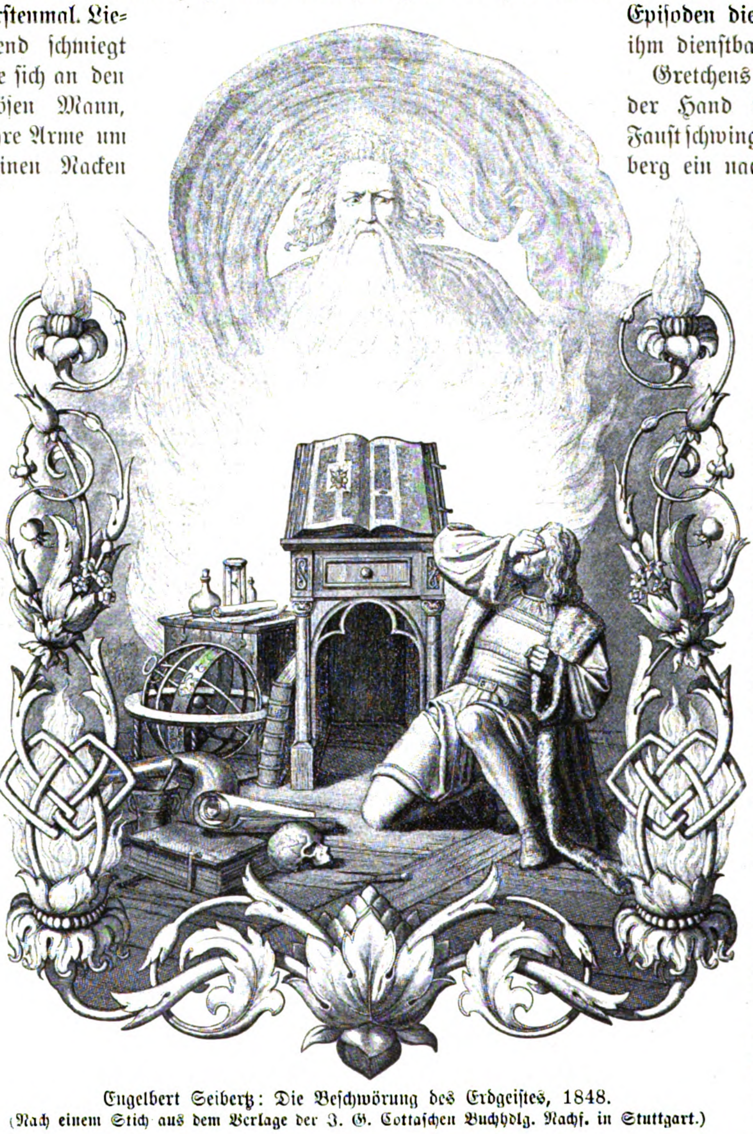
Dichte Nebelwolken umgeben das kleine Medaillon, in dem der greise Faust sitzt, ein Buch auf den Knien, seinen Arm auf die Stuhllehne gestützt, brütend, mit Augen, aus denen die Verzweiflung an aller menschlichen Erkenntnis spricht. Aber droben ballt sich dieser Nebel zu wirklichen Wolken, und über die Wolken spannt sich ein Regenbogen, und auf dem Regenbogen sitzt Gott Vater in mittelalterlichem Priestergewande und schaut halb mitleidig auf die Verbeugung des Bösen. Ringsumher Engel, und über ihm jene geflügelten Kinderköpfe, die aus der christlichen Kunst des italienischen Mittelalters bekannt sind.

Blumen und Flammen, beide aufstrebend, umrahmen die Erscheinung des Erdgeistes, vor deren Glanz Faust ins Knie sinkt, seine Linke geballt, weil er die Geisterhelle nicht ertragen kann. Auf dem Pulte liegt das magische Werk aufgeschlagen, ringsumher stehen Bücher und Geräte. Es ist der Übermensch, der vor dem Übermenschlichen niedersinkt.

Auf dem Hügel im Abendscheine steht Faust und ruft sehnend aus: „O wäre doch ein Zaubermantel mein!" während schon der zauberhafte Pudel naht. Von weichlinigen Frauengestalten wird er in wollüstige Träume gewiegt. Dem Teufel streckt er zum Vertrage die Hand entgegen. Auf dem Fasse entfliegt er mit Mephisto Auerbachs Keller, von dessen Gewölbe die Weinreben mit Traubenfülle herniedernicken. In der Hexenküche hebt er entzückt die Hand nach dem schönen Mäd-

chenbilde im Zauberspiegel, das ihn ganz vergessen macht, in welch hexenhafter Umgebung er sich befindet. Hat er doch den Verjüngungstrank im Leibe.

Der Kuß in der Gartenlaube unter Blättern und Rosen zeigt uns Gretchen zum erstenmal. Liebend schmiegt sie sich an den bösen Mann, ihre Arme um seinen Nacken



Engelbert Seibertz: Die Beschwörung des Erdgeistes, 1848.
(Nach einem Stich aus dem Verlage der J. G. Cottaschen Buchhdlg. Nachf. in Stuttgart.)

geschlungen, besiegt vom Zauber erster, junger Liebe. Fünf kleine Vignetten ringsherum. Hier bietet der Gelehrte dem kleinen Bürgermädchen auf der Straße den Arm; dort zeigt das glückselige Gretchen Frau Marthe ihren Reichtum; da zupft sie sinnend und zaudernd die Sternblume; drüben plaudert Mephisto frivol mit dem alten Weibe über seine Herzensbedürfnisse; und drunten giebt's ein heißes, wildes Umarmen in weichen Kissen zu nächtlicher Stunde. Wie der Kuß im Gartenhäuschen den Höhepunkt der Gretchentragödie bildet, so steht er hier in der Mitte, und all die anderen Episoden dieser Episode sind ihm dienstbar gemacht.

Gretchens Bruder fällt von der Hand ihres Geliebten. Faust schwingt auf dem Blocksberg ein nacktes Hexchen im Tanze, schilt Mephisto ein Ungeheuer und saust mit ihm auf Zauberpferden durch die Nacht.

Dornen und Disteln wachsen um den Gewölbebogen des Kerkers, in welchem Gretchen auf ihren Knien betet. Faust stürzt auf sie zu, um sie zu befreien. Aber der Teufel reißt ihn zurück, und ein Engel sperrt ihm den Weg nach vorwärts mit dem Schwerte, während er Gretchen die Krone der Seligen aufs Haupt drückt.

Ist der Arabeskenrahmen mit seiner freien Fähigkeit zur Verzweigung schon beim ersten Teile Faust ein Vorteil für den Künstler, so noch mehr beim zweiten Teile, in dem nicht mehr das herkömmliche Wunderbare, sondern die subjektive Willkür die Hauptrolle spielt. Hier fand Goethe selbst alles zu den Sinnen sprechend und erwartete die gewaltigste Bühnenwirkung. Die Nachwelt hat diese Ansicht nicht ganz geteilt,

aber man braucht nur Seibertz' Bilder zu betrachten, um zu sehen, was für große Aufgaben für den Künstler auch hier verborgen liegen.

Seit Gretchens Tode ist einige Zeit dahingegangen. Faust hat seinen Seelenfrieden wiedergefunden und schläft im Waldesschatten am grünen Hang, von Sylphen umgeben. Im Osten dämmert es, und die Sylphen fliehen.

Auf dem nächsten Bilde hat Faust bereits vollbracht, was Mephisto nicht zu vollbringen vermochte. Er ist zu den Müttern hinabgestiegen und hat den verhängnisvollen Dreifuß heraufgeholt. Unten sitzen die Mütter,

> Göttinnen thronend hehr in Einsamkeit,
> Um sie kein Ort, noch weniger eine Zeit.

Sie sitzen im düsteren Dunkel. Ein Rahmen von Eiszapfen umgiebt sie, während aus zwei platzenden Bomben Rauch aufsteigt, deren Krach die Vorführung am Kaiserhofe zu raschem Ende bringt. Da sind die Vasallen versammelt, und auf der Bühne stehen Paris und Helena, er von den Männern und sie von den Frauen gar nicht so hübsch gefunden. Helena küßt den schlummernden Paris, und Faust faßt sich seufzend ans Haupt, während sein Freund aus der Hölle ihn vergeblich vom Souffleurkasten aus zu beruhigen sucht. Aber Faust ist vor einer Helena nicht zu halten. Er stürzt auf sie zu. Da wendet der Zauberschlüssel seine Gewalt gegen ihn, und er fällt zu Boden,

Engelbert Seibertz: Faust erblindet vom Hauche der Sorge, 1851.
(Nach einem Stich aus dem Verlage der J. G. Cottaschen Buchhdlg. Nachf. in Stuttgart.)

während ein Donnerschlag das Haus erdröhnen macht.

Ein einziger Pfeiler trägt die Enden zweier gotischer Bogen und teilt Fausts Haus in zwei Teile. In dem einen liegt der noch immer erschöpfte Faust auf seinem Bett, von griechischer Schönheit träumend. Mephisto aber schaut um den Pfeiler in das

Friedrich Pecht: Helena, 1862.
(Nach einem Stich aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig.)

es zur klassischen Walpurgisnacht durch die Luft nach dem oberen Peneios, wo sich Greife und Ameisen, Sirenen und Nymphen, Arimaspen und Sphinxe und all die anderen Wesen der griechischen Mythenwelt versammeln. Auf einem unteren Bilde finden sich Faust und Chiron. Faust reitet auf dem Centauren, der ihn gerade durch den Peneios zum Olymp getragen hat. Vor ihm liegt der Tempel, aus dem Manto hervorschreitet:

> Blick auf, hier steht bedeutend nah
> Im Mondenschein der ew'ge Tempel da!

Nun öffnet sich der Glanz der mittelalterlichen

andere Gemach, in dem Wagner auf seinem Schemel sitzt, eine Brille auf der Nase, einen Blasebalg in der Hand und das Auge starr auf eine Phiole gerichtet, in der sich eben ein künstliches Menschlein entwickelt. Sein dummschlaues Gesicht hat nicht seinesgleichen. Jeder der beiden Bogen trägt ein Medaillon. In dem einen hält Mephisto das Füchslein aus dem ersten Teile zum Narren, und in dem anderen verweist der nunmehrige Baccalaureus, jetzt ein Anhänger von Fichtes Subjektivismus, den Teufel aus dem Reiche der Wirklichkeit. Mephisto aber sitzt auf einem Stuhle und schämt sich, daß es ihn nicht giebt.

Unter der Führung des Homunkulus geht

Burg. Helena wird auf Fausts Schloß empfangen. Eben ist der Zug der Griechinnen angekommen. Faust schreitet im Festgewande die Treppe hinab. An seiner Seite kniet der Thorwächter Lynkeus, der, betroffen von Helenas strahlender Schönheit, den nahenden Zug anzumelden vergessen hat. Er ist in Ketten. Faust bietet Helena die Hand und giebt ihr Vollmacht, den ungehorsamen Knecht zu strafen. Sie aber hört seine Entschuldigungen und läßt ihn frei. Am Fuße des Bildes sitzen zwei Sphinxe und eine Moira und sinnen über das Rätsel, was der Auftritt wohl bedeuten mag.

Das folgende Bild ist von hoher Schönheit. Helena sitzt auf Fausts Knien, ihre

Schenkel mit leichtem Gewande bedeckt. Auf ihrem Knie, zwischen beiden Eltern, steht Euphorion in kindlicher Schönheit. Eine Rosenlaube sendet rings ihre Zweige empor, und auf ihren Ranken stehen Genien des Liedes und der Liebe. Es ist der Frieden der Liebe, die sich genug gethan. Kein heißer Blick brennt in den Augen der beiden Eltern, um beim Zusammentreffen sich zum Blitze zu entzünden. Sie denken nicht mehr an neue Umarmungen, sondern schauen beide in stiller Freude auf ihr Kind, die Verkörperung ihrer Liebe.

Faust ist wieder mit dem Kaiser in Beziehung getreten. Er hat ihm die Schlacht gewonnen und ist mit dem Meeresstrande des Reiches belehnt worden. Dort herrscht er, und dort naht ihm zum zweitenmal das Alter. Am Strande steht er mit Mephisto und den drei Gewaltigen. Lynkeus, der Wächter, singt von Faust: „Dich grüßt das Glück zur steten Zeit!“ Aber das Glöcklein der nahen Kapelle stört die Freude des Einsiedlers am Besitz.

Es ist Mitternacht. Vier graue Weiber erscheinen. Mangel, Schuld, Not und Sorge sind ihre Namen. Drei vermögen nicht Eingang zu finden. Nur die Sorge schlüpft durchs Thor. Er sendet sie fort. Aber sie haucht ihn an, und er erblindet.

Auf dem nächsten Bilde hat Faust bereits das verhängnisvolle Wort gesprochen. In dem Bewußtsein, kommenden Geschlechtern weite Strecken Landes zum Wohnsitze eröffnet zu haben, hat er ausgerufen:

Solch ein Gewimmel möcht ich sehn,
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn.
Zum Augenblicke dürft ich sagen:
Verweile doch, du bist so schön!
Es kann die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Äonen untergehn.
Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Genieß ich jetzt den höchsten Augenblick.

August von Kreling: Gretchen am Fenster, 1875.
(Nach einer Photographie aus dem Verlage von Friedrich Bruckmann in München.)

Damit ist eingetreten, was er verredet hatte. Er hat auf Erden Befriedigung gefunden, und damit hat seine letzte Stunde geschlagen.

Die Uhr steht still — steht still! Sie schweigt wie Mitternacht,
Der Zeiger fällt — er fällt, es ist vollbracht!

Vom thatlosen Grübeln in allen Wissenschaften, vom wilden Genuß im Kreise froher Gesellen und vom süßen Kosen der Liebe in Gretchens Armen, vom Leben am Hofe der Großen, vom Weilen im Reiche altgriechischer Kunst und vom Gedränge der Schlachten ist Faust nur immer unbefriedigter heimgekommen. Erst im treuen Dienste seines Volkes, im rastlosen Schaffen zum Wohle kommender Geschlechter in fleißiger Kolonisationsarbeit am Meeresstrande, in der Arbeit im Dienste eines unerfüllten Ideales hat Faust das gefunden, was seines Herzens innerstes Sehnen befriedigte. Aus dem Grübler ist im Laufe eines doppellangen Lebens ein Mann der That geworden. Goethes Zeitgenossen haben diese Idee nicht verstanden, und ein halbes Menschenalter über seinen Tod hinaus hat es gewährt, bis sie klar in wenigen Köpfen tagte, weil das Jahrhundert eben auf dem Wege war, dieselbe Wandlung vom Denken zur That zu erfahren. Diese Köpfe waren die von Engelbert Seibertz und Wilh. von Kaulbach, und durch sie hat die ganze Faustgestalt der modernen Kunst einen neuen Charakter bekommen. Wohl hatte die philiströse Faustgestalt von Cornelius schon durch Retzsch eine wesentliche Hebung erfahren und war durch den sogenannten Radziwillschen Bildercyklus zum Typus des geistigen Dulders durchgebildet worden, dem ein leichter Christusanflug in Haartracht und Bartschnitt ein ver-

Alexander Liezen-Mayer: Gretchen am Brunnen.
(Nach einem Stich aus dem Verlage von Theodor Stroefer in München.)

Gabriel Max: Faust und Margareta, 1877.
(Nach einer Photographie aus dem Verlage von Franz Hanfstaengl in München.)

trautes und doch nicht ganz bekanntes Antlitz gab, dessen blasse Züge in einem dunklen Rahmen lagen. Aber erst durch Seibertz ist diese Gestalt auf Anregung Kaulbachs hin zum starken Manne der That umgebildet worden, dem wir die Kolonisation weiter Landstriche zutrauen, zum stattlichen, großen Manne mit ragendem Heldenkörper und starker Faust, gegen deren Druck auch der Teufel beim Handschlag nicht unempfindlich bleibt. Erst Seibertz hat den rabenhaarigen Christuskopf des Berliner Faust ins Blonde, Germanische übersetzt, ihn dadurch seiner deutschen Abkunft zurückerobert und ihn wirklich zum geistigen Nationalheros des deutschen Stammes gestempelt. Damit beginnt das Werk der modernen Kunst an der Faustgestalt, und nach ihm sinkt der Held unseres größten Nationaldramas nie mehr auf die Stufen herab, auf denen ihn die älteren Bilder zeigen, mögen sie ihn nun als Philister oder als Abenteurer, als Pedanten oder als Melancholiker darstellen. Im Anfang trägt Seibertz' Faust wohl die Falten des Denkers auf der Stirn; nachher tilgt sie ihm die Verjüngung. Auch diese Faustauffassung fiel Seibertz nicht in den Schoß. Auch sie ist erarbeitet. Entwickelt sie sich doch auf seinen Bildern erst vor unseren Augen. In seinem Mephisto knüpft er an den älteren Mephisto von Karl Schulz an. Aber er bildet auch diese lange Figur mit dem mageren Gesicht, dem dünnen Schnurrbart und spärlichem Spitzbart aufs glücklichste fort. Goethe hatte im Mephisto den Schalk betont und von ihm als von einem bis zur Ruchlosigkeit vollendeten Weltmanne gesprochen. Diesen sucht man freilich auf den Faustbildern der Goethezeit vergeblich. Als der Bruder der Königin Luise am Berliner Hofe diese Rolle gab, mag diese Auffassung wohl zum erstenmal zu ihrem Rechte gekommen sein. Aber erst Seibertz hat in der Kunst den Teufel Kavalier geschaffen, der auf die landläufigen geschwänzten Teufel wie auf den Teufelpöbel herabschaut, den Herrn von, zu und auf Teufel, der auf der Kadettenschule seinen

Schnurrbart aufwärts zu drehen gelernt und dann die Welt gesehen hat, dem es ganz unnatürlich erscheint, ein hübsches Mädel nicht sofort um die schlanke Hüfte zu fassen, und der sich beleidigt fühlt, wenn nicht auch die Hexe den Zauber seiner Unwiderstehlichkeit empfindet.

Engelbert Seibertz hat in seiner Faustauffassung einen Nachfolger gehabt, der zu noch höherem Ruhme gelangt ist und der in der Faustillustration zugleich sein Vorgänger war. Wilh. von Kaulbach war ein Schüler des ersten Großkünstlers unter den Faustillustratoren, Peters von Cornelius. Er arbeitete unter ihm in Düsseldorf und folgte ihm dann nach München. So stand er mit der ersten Epoche der Faustillustration in unmittelbarer Beziehung, und es war kein Wunder, wenn er sie zunächst nur fortsetzte, als er noch in den zwanziger Jahren seines Lebens für die erste Cottasche illustrierte Goetheausgabe von 1836 die Beschwörungsscene aus Faust für den Stahlstich schuf, und dann für die Galerie zu Goethes sämtlichen Werken von 1841 drei weitere Zeichnungen dazu gab. Die endgültige Ausführung dieser letzten drei Bilder als große Ölgemälde fällt aber erst fast zwanzig Jahre später, nachdem 1854 die Seibertzschen Stahlstiche in der großen Cottaschen Faustausgabe erschienen waren. Sie hatten offenbar Kaulbach zur erneuten Beschäftigung mit dem Faustsoff angeregt. Seit seinen italienischen Farbenstudien waren Pinsel und Ölfarbe sein Reich geworden, und mit diesen Mitteln begann er jetzt die Faustgestalten, wie sie seiner Phantasie vorschwebten, neu zu verkörpern. Er gab nur neu mit dem Pinsel, was er schon einmal mit dem Stifte gegeben hatte. Aber er gab es reifer, vollendeter. Gretchens Kirchgang, Gretchen vor der Mater Dolorosa und Helena, das sind seine drei Bilder. Von allen Faustbildern sind sie vielleicht am weitesten verbreitet. Durch die Photographie und den Stich sind sie in alle Welt getragen worden, während Kaulbachs erstes Faustbild der Vergessenheit anheimgefallen ist. Fausts Gestalt hat auf ihnen noch einen ritterlicheren Zug bekommen als bei Seibertz. Der blondlockige Germane mit rötlichem Barte tritt in ihnen noch stärker hervor. Aber der Nachdruck liegt doch auf den Frauengestalten. Es ist Kaulbachs Gretchen, das die Welt bezaubert hat: das züchtige Mädchen, das mit dem Brevier in der Hand zur Kirchthür schreitet, während sie aus dem Hintergrunde von den verlangenden Blicken des Mannes verfolgt wird, und das bezaubernde Weib, das verzweifelnd vor dem Muttergottesbilde die Hände ringt, während seitwärts am Brunnen ihre Freundinnen die Zunge üben. Zu ihr gesellt sich Helena. Ein Kuß von einem Gretchen soll tausend Helenas wert sein, aber Kaulbach hat selbst die Schönste der Griechinnen, die sonst oft bloß eine tote Abstraktion bleibt, zu vollem Leben erweckt. Und zu was für einem Leben! Das Bild ist wie ein Gegenstück zu Seibertz' Stahlstich, der die gleiche Scene darstellt. Dort war es ein friedlich stilles Elternglück — hier ist es ein heißes Umarmen, durstig nach der Lust der Liebe. Zwischen Rosen und Trauben unter den Bäumen des Südens sitzt das Liebespaar Faust und Helena. Es ist nicht das jugendliche Pärchen des ersten Teiles, das, zum erstenmal von der Liebe berührt, sich noch halb der kleinen Liebkosungen schämt, die es austauscht, und, obwohl jeden Augenblick mit stärkerer Gewalt zu einander gezogen, doch nur langsam der Allmacht jener Anziehung nachgiebt, sondern ein leidenschaftliches Ehepaar in enger Umschlingung. Helena hat ihre vollen weißen Arme innig um den Nacken des Geliebten geschlungen und preßt ihn an ihre schwellende Brust. Fausts Linke liegt auf ihrem schimmernden Nacken, und ein heißer Kuß vereinigt sie, während Euphorion, mit der Leier in der Hand, sich von seiner Mutter Knien aufwärts schwingt in die Lüfte.

Jetzt war der Faustsoff für die neuere deutsche Kunst erobert, und im Fluge folgten Bilder auf Bilder. Friedrich Pecht war mit seinen fünf Einzelgestalten zum Faust nicht sehr glücklich. Nur bei Wagner ist er bis zu einer persönlichen Charakterisierung vorgedrungen. Seine marmorschöne Helena teilt mit dem Marmor die Kälte. Otto Schwerdgeburths Osterspaziergang ist, in dem Barthelmeßschen Stiche fast noch verschönert, bis heute die Krone aller Osterspaziergänge geblieben, während W. Lindenschmit und A. Schrödter sich um

Eduard Grützner: Auerbachs Keller.
(Nach einer Photographie aus dem Verlage von Franz Hanfstaengl in München.)

vor allem dadurch, daß er Hauptgestalten und Nebenwerk scharf unterscheidet. Bei Cornelius steht beides, unsere Aufmerksamkeit in gleichem Maße beanspruchend, im Vordergrunde. Kreling stellt allein die Figuren dahin. Cornelius hatte seine historische Treue auch auf die Unbedeutendheit der Gesichter seiner Helden ausgedehnt. Kreling nimmt unbedenklich die großen Typen, die die neuere Kunst herausgearbeitet hatte, in all ihrer Größe herüber. Ja, der Bildhauer in ihm prägt sie, seinen Zwecken

den ersten Preis für Auerbachs Keller streiten. Da begann August von Kreling, der kräftigste Veredler des deutschen Kunstgewerbes und Vorkämpfer verfeinerter Reproduktions-Methoden, mit seinem großen Faustcyklus, der sich nicht nur auf einem tiefem Studium des Gedichtes, sondern auch auf den bisher durch die Faustillustration gesammelten Erfahrungen aufbaute. Zunächst greift er in gewissem Sinne auf Cornelius zurück. Gleich ihm betont er die reiche Fülle historischer Einzelheiten, auf deren Ausarbeitung er denselben Fleiß verwendet wie sein Vorbild. Zugleich aber greift er weit über Cornelius hinaus. Nicht nur darin, daß seine Trachten und sein Hausrat, seine Zimmer und seine Straßenbilder geschichtlich weit treuer sind, sondern entsprechend, noch monumentaler aus und erreicht damit einen ähnlichen Eindruck wie Seibertz. Nur füllt er den Hintergrund, den dieser nur mit Arabesken zu füllen vermochte, mit Gegenständen der wirklichen Welt aus, und zum Teil mit außerordentlichem Glück. Beim Osterspaziergange, wo eine Volksgruppe im Vordergrunde steht, nehmen Faust und sein Famulus dennoch eine hochragende Stellung unter Waldeswipfeln ein, die ihnen einen Überblick über die altersgrauen Stadtgiebel mit ihren altnürnberger Erinnerungen gewährt, während sich bei Cornelius das Gelehrtenpaar, die Burschen und Mädchen mit Stadtthor und Zugbrücke zu einer einzigen Masse zusammenballen. Faust selbst ist in eine Umgebung hineingestellt, wie sie auch die beste

Bühne nicht treuer geben und nicht vollendeter anordnen kann. Er selbst ist nicht der starke Mann der That, wie ihn Seibertz als das Ideal von Körperkraft gezeichnet hat, aber seine Gestalt ist eher noch höher gereckt. Er hat einen edleren, denkerhafteren Zug bekommen, der verdeutschte Christuskopf der modernen Faustüberlieferung aber ist mit großem Glück benutzt. Das Denkerprofil, die hohe Stirn mit dem zurückweichenden Haar, glaubt man schon oft gesehen zu haben, und doch sind diese Züge einem neu. Der stattliche Vollbart des edlen Greises im Anfange und der längere und vollere Bart des verjüngten Faust läßt auf den ersten Blick das Christushafte der Erscheinung zurücktreten; aber je länger der Blick auf den Bildern weilt, desto mehr lockt er diesen Zug wieder heraus.

Von allen Faustillustrationen, welche die deutsche Kunst besitzt, schließen sich die Krelings am engsten den Einzelheiten von Goethes Gedanken an. Mag immerhin auch ein gutes Stück Geheimniskrämerei darin stecken, ein loses Spiel mit verborgenen Symbolen und geheimen Beziehungen, die der Durchschnittsbetrachter niemals entdecken wird, so kann man doch kaum behaupten, daß dies bei einer Dichtung wie Faust grundsätzlich nicht am Platze sei. Überdies ist auch der Geist des Ganzen glücklich erfaßt. Krelings Faustbilder sind das reife Werk eines tüchtigen Künstlers. Als er sie schuf, war er bereits Direktor der Kunstschule zu Nürnberg und sollte eben zum Direktor der Berliner Akademie der Künste gewonnen werden. Sein Tod hat die Vollendung des ganzen Bilderkreises verhindert. Der Aufbruch zum Mantelflug und die Kerkerscene sind halb vollendet geblieben.

Am Fenster des Studiergemaches lehnt eine edle Greisengestalt, den Blick auf den Totenschädel gerichtet, der in Lampenbeleuchtung auf dem Tische steht. Von wunderbaren Frauengestalten wird dieser Mann, in dessen Brust die Lust am Weibe noch keineswegs erstorben ist, in Schlaf gegaukelt. Die Hexenküche ist eine ganze Welt für sich, von der sich die leidenschaftlich beschwörende Hexe und der in die Betrachtung des Zauberspiegels versunkene Faust in ganz verschiedener Weise abheben. Da kommt das fromme Kind Gretchen aus der Kirche und taucht ihre Hand ehrfurchtsvoll ins Weihwasser, um sich zu bekreuzigen. Dort tritt Faust im Abendscheine in Marthes Garten, von Gretchen in schüchterner Spannung erwartet. Im Kusse unterm Laubdache finden sich beide Herzen. Dann geht es abwärts. Wie Gretchen, vom Spinnrad weggewandt, sehnsüchtig verwirrt zum Fenster hinausstarrt, wie sie vor den Augen neugieriger Kirchgänger mit hochschwellender Brust zur Mater Dolorosa fleht und dann in wahnsinnigem Schmerz an Valentins Leiche zusammenbricht, das sind drei Bilder, die niemand ohne Ergriffenheit sehen wird. Gretchens Erscheinung in der Walpurgisnacht, Gretchen vom Kerkermeister mit geschlossenen Händen die Treppe hinab in ihre Zelle geleitet und Gretchen von Engeln vor Faust und Mephisto geschützt, diese drei Gemälde schließen den Kreis.

Ein neuer Anstoß zur Faustillustration geht von dem Begründer der modernen Maltechnik, Karl v. Piloty, aus, der seit 1856 an der Münchener Kunstakademie wirkte. Er selbst hat allerdings kein Faustbild geschaffen, aber vier von seinen Schülern sind durch die Behandlung des Faststoffes in glänzender Farbenwirkung berühmt geworden: Alexander Liezen-Mayer, der kürzlich verstorbene, Gabriel Max, Hans Makart und Eduard Grützner. Ihre Arbeit am Faust ist eine grundverschiedene. Nur das Band der Farbe und Technik hält sie zusammen.

Liezen-Mayers Faustbilder werden immer neben denen Krelings genannt, weil die Schöpfungen beider in großen illustrierten Prachtausgaben des Faust erschienen sind. Aber im übrigen hält es fast schwer, einen Vergleichungspunkt zwischen ihnen zu finden. Liezen-Mayers Beschäftigung mit dem Faustgegenstande hat zu zwei verschiedenen Gruppen von Bildern geführt. Da sind zuerst die großen Gemälde, die 1877 als kleine Holzschnitte in der Groteschen Diamantausgabe des Faust erschienen. Da sind ferner die dreizehn Kupferstiche, die, wahre Meisterwerke moderner Reproduktionstechnik, den Ströferschen Prachtfaust schmücken. Dazu kommen dann noch zwei Großbilder, die als Gegenstücke gedacht sind, und die aus einem eigenen Konflikt entsprungen sind, in

Karl Becker: Faust und Margarete, 1885.
(Nach einem Lichtdruck aus dem Verlage der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

den Liezen-Mayer mit seinem Stoffe geraten war.

Wie der Faustcyklus des Franzosen Ary Scheffer ihm selbst unerwartet zu einem Gretchencyklus geworden war, so ist es auch mit Liezen-Mayers Kupferstichen. Elf von den dreizehn Blättern sind der Gretchentragödie gewidmet, und wie Kaulbachs Faustbilder, so verdanken auch sie ihren Ruhm ihren Frauengestalten. Das sinnige, minnige Mädchen mit den niedergeschlagenen Augen und dem süßen Gesichtchen ist ihre Hauptanziehung. Andererseits hat die Bühnenerscheinung Gretchens auf manche der Bilder einen starken Einfluß ausgeübt. Das schüchterne, gegen den Geliebten fast demütige Mädchen, das mit unbegrenzter Hingabe zu Faust aufschaut wie zu einer Gestalt aus einem höheren Dasein, entspricht nicht mehr dem Idealbilde des Weibes im Zeitalter der Frauenbewegung. Größere, edlere Gestalten, festere Selbständigkeit, vornehmes,

gewisses Aufsichselbstruhen, wie selbstbewußtes Geben sind an die Stelle jener Eigenschaften getreten, die die letzte Jahrhundertscheide am Weibe pries; und wenn eine Dichtung im Volksbewußtsein lebendig bleiben will, dann muß sie sich nicht scheuen, eine solche Entwickelung mitzumachen. Fausts Beziehungen zu der Kleinbürgerstochter sind unseren Tagen ein Verhältnis unter seinem Stande, und wenn das Gretchen im Bewußtsein der Zeit nicht eine Stufe tiefer sinken soll, dann muß eben dieses Bewußtsein sie eine Stufe höher emporheben. Anderenfalls entsteht ein jäher Abgrund zwischen dem größten Denker seiner Tage und dem unbedeutenden Mädchen aus dem Volke, der für unser Gefühl unüberbrückbar wird. Seine Folge könnte nur sein, daß für unser poetisches Empfinden die Gestalt eines Gretchens ganz verloren ginge. Und gerade sie ihm zu retten, ist Liezen-Mayers Streben. Wie das geschehen könne, dafür erhielt er schon von der Bühne einen Wink, zum Teil von Gounods Oper Faust, zum Teil von Goethes Tragödie. Die schöne Sängerin und Schauspielerin mit schwellender Brust und verführerischer Hüftlinie will sich auch in der Gretchenrolle vorteilhaft als Weib zeigen. Da das Kostüm für sie herkömmlich festgelegt ist, so greift sie zu Sammet und Seide, um noch etwas „ewiger Weibliches“ aus sich zu machen. Dieser Zug mußte Liezen-Mayer auch aus einem technischen Grunde ansprechen. Ein Meister im Malen von Sammet- und Seidenfalten, konnte er sich nur schwer den Genuß versagen, auf seinen Bildern in schweren Stoffen zu wühlen. So malt er ein Gretchen am Spinnrade im schweren schwarzen Sammetkleide. Endlich aber ist er sich des Zwiespaltes bewußt geworden und hat ihn innerlich überwunden, indem er ihn in zwei großen Gemälden verkörperte und ihm so in der bildenden Kunst ein Denkmal setzte. „Faust und Gretchen“ und „Faust und Margarete“ stellt er einander gegenüber. Dort schmiegt sich im Mondenschein selig hingegeben ein liebendes Mädchen innig an den Geliebten, der mit ihr durch Marthes Garten schreitet; hier wandelt im Parke die vornehme Dame, die zwischen Büschen wohl einmal ihrem Begleiter gestattet, ihre Hand förmlich an seine Lippen zu führen, die aber zu wohl erzogen ist, sich weiter zu vergessen.

Auch **Gabriel Max** ist ein Schüler Pilotys. Auch er hat den Pinsel und den Stift gebraucht, um die Faustgestalten seiner Phantasie zu verkörpern. Auch er hat die Faustwelt zu modernisieren gesucht, um sie uns menschlich näher zu bringen. Aber in ganz anderer Weise als Liezen-Mayer! Vor allem galt es ihm, das Wunderbare der Dichtung aus seinen Bildern fortzubannen. Der Pferdefuß des Mephisto, das kabbalistische Zauberwerk, die Welt des Übernatürlichen, das alles sollte fallen. Was als notwendig bleiben mußte, sollte unter die Rubrik des mechanisch-physikalischen Experimentes gebracht werden. Zwei volle Jahre mühte sich Gabriel Max mit einem faustischen Riesencyklus auf dieser Grundlage. Über vierzig Skizzen entwarf er während einer Krankheit im Winter 1866/67. Aber er hat nur einen kleinen Teil ausgeführt. Mephisto in Fausts Kleidern ist eine Porträtstudie von eigenartiger Gewalt, auf deren Gesicht die Worte geschrieben stehen: „Verachte nur Vernunft und Wissenschaft!“ Gretchen vor der Mater Dolorosa ist ein verzweifeltes verführtes modernes Mädchen aus dem kleinen Bürgerstande, dessen um die Schulter gelegter Shawl ganz dem typischen Gretchengewande der Überlieferung zuwiderläuft, wenn er sich auch auf der französischen Bühne wiederfindet. Faust und auch Margarete im Gefängnis sind vielleicht in der Kleidung noch stärker modernisiert und in der Wiedergabe seelischer Erschütterung noch ergreifender. Max' übrige Faustgemälde, wie die grandiose Gretchenerscheinung der Walpurgisnacht, sind nicht in Gestalt von Photographien zugänglich. Aber von seinen Skizzen hat er zehn in Holzschnitten veröffentlicht, die mit Glück die Technik der Radierung nachahmen. Im Anfang steht der hohe Denker inmitten seines Bücherheimes vor der Giftphiole, und dann kniet er betend am Fenster im Morgenlicht, während der Frührotschein über die Türme und Dächer der Stadt fliegt. Der Schwerpunkt der Bilderreihe aber liegt auf den fünf Schnitten, die in die unheimlich grauenvolle Welt des Faust führen, ohne eigentlich zu dem Übersinnlichen ihre Zuflucht zu nehmen.

Es ist, als dröhnte ein einziger Schrei aus diesen Darstellungen. Faust im matten Lampenschein in seiner Welt, die eine Welt heißt und doch keine lebendige Welt ist, läßt seinen Ton schon deutlich anklingen. Faust in der letzten Leidenschaft der Anstrengung, den Erdgeist mit Menschenkraft zu zwingen, ruft ihn ohnmächtig wiederhallend den leeren Wänden zu. Die wüstnackte Frauengestalt, die Faust auf Mephistos Geheiß in heiße Träume lullt, während er sich eben kühl vermessen, den Teufel in seiner Macht zu haben, giebt ihm die üppig langgezogene Färbung eines Wollustseufzers. Die nackte Hexe, der der Staatsmantel, wohl zur Faltenmasse zusammen gerafft, im Rücken hängt und nur im Moment der höchsten Erregung, von Feuer und Wind gepeitscht, um die Schenkel schlägt, schreit ihn als Kriegsruf gegen die Vernunft, grell, gellend, mit dem letzten Verzweiflungslaut eines Ertrinkenden hinaus in die Nacht, und auf dem Bilde der Gretchenerscheinung der Walpurgisnacht ist es, als gellte er dröhnend wieder aus der Welt des Todes, des Grabes und des Gerichtes.

Ludwig von Hofmann: Gretchen im Kerker, 1888.
(Nach einer Photographie aus dem Verlage der Photographischen Union in München.)

Hans Makart hat sich mit seiner berauschenden Farbenkunst und seiner Neigung zu bezaubernden Frauengestalten zweimal am Fauststoff versucht, mit einem Gretchen vor der Mater Dolorosa und einem Gretchen im Kerker. Aber die Bewältigung dieser Aufgabe lag jenseits der Grenzen seiner Kunst. Sein schönes, wehmütig-schwärmerisches Gretchen mit den thränenumflorten Augen, das in die Luft starrt, statt sich dem Muttergottesbilde hinzugeben, ist nicht die Gestalt des Mädchens aus Goethes Faust, die wir lieb haben, und das griechische Weib, diese wahnsinnige Iphigenie mit all ihrer Hoheit, die Faust im Gefängnis umschlingt, ist es ebensowenig.

Da lugt der Schalk zum erstenmal herein in die moderne Faustwelt. Ed. Grützner

mit seinem Gefolge von weinfröhlichen Klosterbrüdern in der Welt eines Faust! Er hat sich dafür aber auch seine Stoffe mit besonderer Feinheit ausgesucht. Da ist zunächst Mephistos Porträt, das nicht lacht und nicht weint, ein Charakterkopf und doch auch eine Fratze. Alsdann kommt Auerbachs Keller. Faust und sein verdächtiger Begleiter kommen eben die Treppe herab. Unten aber jubelt hinter dem Tische ein dickes Weinfaß von einem feuchtfröhlichen Gesellen und schwingt sein Seidel. Wie könnte für Grützner auch ein anderer Bursche als Brander mit dem Rattenliede die Hauptperson sein! Sein drittes Bild zeigt Mephisto hinter den Coulissen, aber nicht Mephisto den Teufel, wie er Unheil brütet, sondern Mephisto den Schauspieler, den Komiker, wie er in der Theatergarderobe mit einer Tänzerin schäkert.

Paul Konewka: Mephisto, das Flohlied singend.
(Nach einem Original aus dem Verlage von Amsler u. Ruthardt in Berlin.)

Zu Grützner gesellt sich der Schalk Konewka mit seinen Faustsilhouetten. Er war kein Schüler Pilotys, hat auch nie malen gelernt und auch nie bildhauen. Er war überhaupt kein Schüler. Er war nur er selbst. Dafür konnte er aber auch etwas, was andere nicht können. Nämlich Silhouetten schneiden. Das fing er schon mit sechs Jahren an und vervollkommnete es bis zur höchsten Vollendung. Den Osterspaziergang schnitt er für einen Lampenschirm. Und man kann fragen, ob bei Schwerdgeburth oder bei Konewka die Einzelgestalten schärfer charakterisiert sind. Dann kamen seine zwölf Einzelblätter zum Faust, die neben dem Sommernachtstraum und den Stuttgarter Bilderbogen sein Hauptwerk geblieben sind. So bunt die Fülle der Gestalten auf dem Osterspaziergang, so knapp bemessen sind die Figuren auf den Blättern zum Faust. Natürlich schießen die komisch humoristischen Figuren den Vogel ab. Wagner und Mephisto sind einzig in ihrer Art. Umblüht von Grün und Blumen steckt der Pedant Wagner seine Nase in ein altes Pergament und liest unter innerlicher Zustimmung:

> Man sieht sich bald an Wald und Feldern satt,
> Des Vogels Fittich werd ich nie beneiden;
> Wie anders tragen uns die Geistesfreuden
> Von Buch zu Buch, von Blatt zu Blatt!

Auf welchem Blatt Mephisto am vollendetsten ist, darüber kann man streiten. Aber nur zwei Blätter kämpfen um den Vorzug. Da sitzt Mephisto in Auerbachs Keller auf der Stuhllehne und singt:

> Es war einmal ein König,
> Der hatt' einen großen Floh!

Er singt's zu eigener Befriedigung und begleitet wohlgefällig die Pointen mit den Fingern der linken Hand. Er ist nicht bloß

Paul Konewka: Mephisto und der Schüler.
(Nach einem Original aus dem Verlage von Amsler u. Ruthardt in Berlin.)

gelungen, er ist kostbar! Dort stolziert er einher als Galan von Frau Marthe Schwerdt-

Alexander Liezen-Mayer: Faust bei Gretchen im Kerker.

(Nach einem Stich aus dem Verlage von Theodor Stroefer in München.)

lein, die Degenscheide rückwärts hinausgestreckt, den Hut in der Hand und offenen Hohn in dem Gesichte. Sein gesträubtes Haar ist so gut gekämmt, daß man zwischen den einzelnen Haaren hindurchsehen kann. Es ist etwas in diesen Silhouetten, was in keinem anderen Faustcyklus steckt. So eng Konewkas Begabung war, so groß war er in ihr. Goethe hatte einst gemeint, Cornelius habe in seinen Faustbildern alles zu ernst, zu schwer genommen. In Seibertz' galantem Mephisto steckt ein Anflug zu dem Konewkas, der sich in seiner Rolle als Verhöhner alles dessen, was den Menschen lieb ist, so unendlich wohl fühlt. Von den Modernsten ist ihm höchstens Sascha Schneider mit seinen grotesken Versuchen nahe gekommen. Aber er wirkt durch das Barocke in Zeichnung und Auffassung, nicht durch humoristische Charakteristik.

Wenn etwas die moderne deutsche Faustillustration kennzeichnet, dann ist es das Eindringen der Künstler in den geistigen Gehalt der Fausttragödie. Mit Staunen bemerkt der Kritiker, wie genau manche von diesen Malern ihren Faust kennen. Goethe hätte an dieser Wiedergabe von tausend kleinen poetischen Einzelheiten durch Bilder und Stift seine helle Freude gehabt. Von der Bühne haben die Zeichner den Eindruck bekommen, daß der Faust doch eine große einheitliche Dichtung ist, und daher halten sie sich bei ihrer Stoffwahl immer fester und fester an die Höhepunkte der Handlung. Sie sind aber auch Kinder ihrer eigenen Tage und lassen sich vom Geiste ihrer Zeit zum Teil so stark leiten, daß gewisse Darstellungen wie der Osterspaziergang, Auerbachs Keller, Gretchen bei Marthe, die eine Wiedergabe eines breiteren Stückes Leben ermöglichen, immer mehr in den Vordergrund treten, während einst die Gretchen am Spinnrad und vor der Mater Dolorosa unbestritten das Feld beherrschten. Es entsteht ein neuer breiter Strom der Überlieferung in der Faustillustration, die nach vierhundertjährigem Leben der Sage reicher und reiner quillt als jemals. Denn der Sage selbst ist durch unseren größten Dichter eine neue Quellenöffnung geschaffen worden, aus der modernes Leben, Denken, Lieben und Leiden fließt.

Fatum.

Novelle
von
Hildegard von Hippel.

(Nachdruck ist untersagt.)

Die Wasserheilanstalt des Doktor Herder hatte Ruf durch ihre landschaftliche Schönheit. Hoch oben, im Herzen des Thüringer Waldes, lag sie auf einem der rötlichen Porphyrfelsen, dessen charakteristische Abstufungen geschickt zu üppigen Parkanlagen umgewandelt waren. Auf der Terrasse, vor dem malerischen Badehause, standen im Sommer schlanke Palmen und runde Lorbeerbäume, dazwischen blühten in Kübeln Oleander und Azaleen. Doppelt kräftig hob sich von diesem südlichen Zauber der nordische Bergwald mit dem schmucken Anstaltsgebäude ab.

Es war die letzte Station der Eisenbahn, aber bis zu dem Sanatorium hinauf hörte man ihren Pfiff nicht, dort oben war es still und friedlich, dort herrschte der grüne Wald und blühte die blaue Blume Einsamkeit.

Am Rand des Hochwaldes, fast begraben unter seinen Zweigen, lag eine halb zerfallene Wassermühle; davor stand eine gut erhaltene Bank.

Auf dieser Bank hatte Goethe gesessen. Ein Täfelchen mit einem seiner Thüringer Verse bezeugte es. Und wenige Schritte weiter, der schmale Steg dort über den Mühlbach, den war er einst gegangen.

Kletterte man nun gar hinauf bis zu dem Pavillon auf der Höhe des Berges, so sah man grün eingebettet das liebliche Städtchen Ilmenau unter sich liegen, und wer danach war und feine Ohren besaß, für den klang es vom Gickelhahn her leise durch die Luft:

> Über allen Gipfeln ist Ruh,
> In allen Wipfeln spürest du
> Kaum einen Hauch ...

Das giebt jener Gegend dort so holden Zauber. Er hat sie geweiht. Die Felsen, die Bäume, sie haben ihn gekannt; sie atmen sein Wesen, seine Seele, so daß man sich ihm dort so geheimnisvoll nahe fühlt und seines Geistes wird.

An einem Maimorgen in aller Herrgottsfrühe saß dort oben auf der Terrasse eine junge Frau. Sie war krank oder krank gewesen, das sah man an dem blassen Gesicht, den großen, blauumränderten Augen und den schlanken, weißen Händen, von denen der Trauring bei jeder Bewegung abzugleiten drohte. Sie mußte, wenn sie gesund

war, sehr schön sein. Sie hatte köstliche Augen — tiefbraun, strahlend und doch so eigentümlich traurig. Dazu ein feines, etwas hochmütiges Gesicht mit einem bezaubernd lieblichen Mund. Noch waren die Lippen zu farblos — „wie zwei blasse Korallen", dachte der Doktor, wenn er sie von seinem Fenster aus beobachtete; aber ein Hauch von Röte lag doch schon wieder auf ihrem Gesicht und gab dem Arzt die Hoffnung zurück, die er in den ersten acht Tagen fast aufgegeben hatte.

Sie machte ihm viel zu schaffen, die blasse, junge Frau! Tag für Tag beobachtete er sie vom Fenster seines Sprechzimmers aus, und Tag für Tag lag sie in derselben Stellung in ihrem Korbsessel und sah reglos über die stille Waldwiese hin. Dem Doktor war derlei bei seinen anderen Patienten nicht oft vorgekommen; er war gewöhnt, Ruhe zu predigen, nicht sie zu verbieten.

Und dabei schlug der Puls dieses jungen Geschöpfes heiß und fiebrig, fast immer einen halben Takt zu rasch, und geistige Indolenz war es gewiß nicht, die diese krankhafte Sucht, sich abzuschließen, erklärbar machte. Denn nachmittags sah er sie mit genau derselben Hartnäckigkeit stundenlang lesen. Er ging einmal hinüber, um es ihr zu verbieten, und fand sie mit Thränen in den Augen über einem Band Maeterlinck. Als er aber ein paar verständnisvolle eingehende Bemerkungen über das Buch machte, sah sie kalt und abweisend weg. Da zog er sich verletzt zurück, nur aber um seinen ärztlichen Pflichten um so gewissenhafter nachzukommen.

„Behalten Sie sie auch ein wenig im Auge!" sagte er zu dem Unterarzt. „Gerade solche stillen, sanften Naturen, das sind unergründliche Wasser."

Der Unterarzt war ein dickes, behagliches Männchen mit wenig intelligentem Gesicht, auf dem stets ein breites, zufriedenes Lachen lag. Neben der elastischen, feingliederigen Gestalt des Leiters nahm er sich doppelt komisch aus, und er hatte sich längst darin gefunden, die Zielscheibe allerhand loser Ausfälle seiner Patienten zu sein.

Dem Chefarzt durfte man mit solchen Sachen nicht kommen. Er bemerkte alles. Seine Anordnungen, die kurz und klar waren, wurden widerstandslos befolgt, und der Blick seiner kühlen, durchdringenden Augen hielt alle die hysterischen Modedämchen, die alljährlich zu ihm pilgerten, in Schach. Dabei waren diese Augen schön — echte, tiefe Denkeraugen, die wirklichem Leid gegenüber einen hinreißenden Ausdruck von Güte annehmen konnten. Für gewöhnlich freilich liebte er es, den Spötter hervorzukehren; ja, es kam ihm auch wohl nicht auf eine gewagte Bemerkung an, die ihn in den Ruf eines Cynikers brachte. Er hatte als Arzt zu tief gesehen. Ihm machte es Spaß, in der Welt, in der so viel Humbug mit schönen Worten und Gefühlen getrieben wird, schon der Abwechselung halber, ein wenig als Scheusal zu gelten. Es geschah dies aus einer gewissen Herbigkeit und Schamhaftigkeit des Gefühls heraus, denn seine Seele war weich und fast zu eindrucksfähig.

Die fremde junge Frau aber sah nur sein spöttisches Lächeln und fühlte den kühlen, inquisitorischen Blick, und so kamen sie nicht zusammen. Sie war fast verletzend zurückhaltend gegen ihn.

Seit zehn Tagen war sie da. Appetit und Aussehen hatte sich in dieser Zeit gehoben; das war aber auch das einzige, was an Fortschritten zu verzeichnen war. Man konnte sie nicht dazu bewegen, an der gemeinsamen Mittagstafel teilzunehmen, wie sie überhaupt die Berührung mit Menschen vermied, trotz aller Bitten und Vorstellungen des Arztes.

In den ersten Tagen hatte er darüber gelächelt und es für eine Marotte gehalten, lediglich aufs Interessantmachen hinauslaufend.

Täglich erwartete er sie in seinem Sprechzimmer, und täglich wartete er vergeblich. Mein Gott, da waren noch ganz andere gewesen, deren Widerstand seine abwartende überlegene Liebenswürdigkeit schließlich besiegt hatte! Er dachte an die Berliner Gräfin im vorigen Jahr, deren anmaßender Hochmut für alle Gäste der Pension unerträglich wurde.

Er blieb immer ritterlich, er hatte für all die modernen „Unverstandenen" ein gutes Wort. Für ihn waren sie arme, nervöse, geistig unmündige Seelchen, denen er als Arzt nach bestem Wissen zu helfen hatte. Und er half gern! Seine Seele besaß noch

so viel Schwungkraft, so viel Begeisterungsfähigkeit, kein Leiden war ihm unbedeutend genug, er spürte ihm nach und suchte es bei der Wurzel zu fassen. So kränkte es ihn doppelt empfindlich, daß die Patientin, die ihn am meisten interessierte und ihm obendrein noch warm empfohlen war, so wenig Vertrauen zeigte.

Er kannte den flüchtigen Umriß ihrer Lebensgeschichte. Sie war die Frau eines seiner Kollegen, eines berühmten Augenarztes, und besaß einen acht- bis neunjährigen Jungen. Sie mußte sehr jung geheiratet haben, denn er gab ihr nicht mehr als sechsundzwanzig Jahre.

Ihr Mann hatte sie in einem kurzen, sehr verbindlich gehaltenen Schreiben angemeldet. Er teilte dem Arzt mit, seine Frau sei sehr zart, habe soeben ein schleichendes Nervenfieber überstanden, und er würde sehr glücklich sein, wenn sie dieses sonderbar in sich gekehrte Wesen ablegte, das übrigens nicht erst eine Folge der Krankheit sei, sondern sich schon vorher allmählich eingestellt habe.

Das war alles, und daraufhin sollte er sie behandeln. Er sah voraus, daß, wenn das so weiterginge, er keine großen Erfolge erzielen würde. Denn sie schien weder seiner noch sonst irgend eines Menschen zu bedürfen. Sie antwortete immer fein und verbindlich auf seine Fragen, aber immer ausweichend. Nie machte sie eine persönliche Bemerkung, nie klagte sie. Und doch war sie soeben erst hart an jenem dunklen Lande vorübergeglitten, aus dem es keine Wiederkehr giebt, und die Spuren jener Schattenhand lagen noch mit ergreifender Deutlichkeit auf ihr.

Gedankenvoll ging der Doktor den hellbeschienenen Kiesweg hinunter auf die junge Frau zu, die allein auf der Terrasse saß. Als er dicht neben ihr stand, sah er, daß sie schlief. Er ging sogleich zurück und ließ sich von dem Zimmermädchen aus dem Kurhause eine Decke bringen, mit der er sie sorgfältig zudeckte. Dann setzte er sich ihr gegenüber und beobachtete sie. Es war morgenstill und friedlich um sie herum, irgendwo im Walde sang eine Amsel. Auf dem Tisch vor ihr lag ein angefangener Brief mit ihren Initialen J. v. R. — Irene von Rhontal. Ohne zu wollen, von einem inneren Drange getrieben, ihr zu helfen, sie zu ergründen, las er die Zeilen.

Mein geliebter Bubi!

Ich sitze wieder wie alle Morgen auf der Terrasse, deren rotes Gestein wie flüssiges Feuer in der Morgensonne glüht. Du müßtest das sehen, du würdest deine Freude daran haben. Denke dir, unter mir auf der Wiese blüht es ganz bunt von lauter Blumen, ähnliche Blumen, wie wir sie zusammen im vorigen Jahr in Großmutters Garten pflückten. Um die Wiese herum stehen hohe, hohe Berge, wie du sie noch nie in deinem Leben gesehen hast. An einem Baum, mitten in dem schönen, saftigen Wiesengras sind zwei Ziegen angebunden, eine kleine und eine große; und die große stößt jeden, der vorübergeht. Nur ein kleiner famoser Junge, so ein Junge wie du, der nimmt es mit ihr auf! Er ist so flink und gewandt! Er packt sie fest an den Hörnern, läßt sich ein paarmal herumschwenken, und dann steht sie ganz sanft und ganz ruhig und läßt sich von ihm streicheln. Ich glaube, du bezwängst sie auch!

Einen Pony giebt es hier ebenfalls, und ich würde dir schon einen Sattel kaufen, wenn du kämest.

Liebes Kind, warum hast du meinen letzten Brief nicht beantwortet? Sind sie dort nicht gut zu dir? Schreibe mir das! Gießen sie dir noch nachts Wasser in dein Bett? Mein Herzenskind, du brauchst nicht angst zu haben, daß ich das dem Papa petzen werde und der sich dann bei deinem Stubenältesten beschwert. Kein Mensch soll es je erfahren — aber — schreibe es mir! Und wo schläfst du denn in einer solchen Nacht, wenn dein Bett ganz naß ist? Liebes Kind, bis Michaeli sind es nun noch zwei Monate — dann kommst du auf sechs Wochen. Und dann kommst du Weihnachten wieder, aber da nur auf vierzehn Tage. Wollen wir nicht im Herbst wieder zur Großmama gehen, oder möchtest du lieber hierher?

Denke dir, unten auf der Wiese stehen lauter Kuhblumen. Die weißen Flocken segeln durch die Luft und setzen sich mir auf mein Kleid und in mein Haar, und wenn ich puste, dann tanzen sie. Weißt du noch? wie unsere Watte auf dem großen Eßtisch!

Geht das Rechnen jetzt besser? Gieb dir nur rechte Mühe, damit Papa mit dem Zeugnis zufrieden ist. Du weißt: das Leben ist ernst — sagt er immer. Addiere doch so, wie ich es dir gezeigt habe; sobald du erst das große Einmaleins fest im Kopfe hast, wird es gleich viel besser gehen. Ich würde es mir täglich einmal hersagen!

Du schreibst, du frierst so leicht, weil ihr nachts nur eine Decke haben dürft. Geht es nicht, daß du heimlich etwas von deinen Sachen anbehältst? Es ist nicht gesund, im Schlafe zu frieren, und du kannst ja nichts dafür, daß du weniger kräftig bist als die anderen. Das ist keine Schande.

Bis hierhin war der Doktor gekommen; da rührte sich die Schläferin.

Eigentümlich bewegt stand er auf und trat hinter ihren Stuhl. War es das? Aber das war doch ganz unmöglich! Sie konnte es sich doch nicht so zu Herzen nehmen, daß man ihr den Jungen in das Kadettenkorps gesteckt hatte? Das passierte doch Tausenden von Müttern. Freilich — es war der Einzige, und es war ein neunjähriges Kind — aber nein! Er schüttelte den Kopf und sah sie an.

Und doch — dieser Ton verhaltener Qual und verhaltener Liebe in dem Briefe!

Zum erstenmal bemerkte er, wie rührend kindlich noch ihr Gesicht war, trotzdem der herbe, abweisende Zug um den Mund auch im Schlafe nicht verschwand.

Ich leide, verriet dieser Mund. Aber lieber will ich sterben, als euch, die ihr mein Leid nicht versteht, es klagen.

Und auch der Doktor, der sich doch so gern für einen Kenner der weiblichen Psyche hielt, griff daneben und verstand sie nicht. Der vielgesuchte Nervenarzt war eben schon gar zu sehr auf die Absonderlichkeiten und Geschraubtheiten der weiblichen Seele gestimmt, ihre echten Naturlaute überhörte er.

Die junge Frau war indessen völlig erwacht. Sie richtete sich auf, und bemerkend, daß jemand hinter ihr stand, sah sie sich um.

Er grüßte sie leicht errötend. „Sie waren eingeschlafen, gnädige Frau; das ist nicht gut in der Morgenkühle."

Sie sah zerstreut an ihm vorüber. „Mir macht es nichts, Herr Doktor!"

Er lächelte spöttisch. „Natürlich nicht — Sie sind ja so gesund!"

Ohne daß er es wollte war der ironische Ton wieder da. Immer wieder nahm er sich vor, diesen Ton gerade ihr gegenüber zu vermeiden, und immer wieder reizte gerade sie ihn dazu.

„Vielleicht ist es gerade das, wodurch ich auffalle," sagte sie kurz und erhob sich.

Er drückte sie leicht in den Sessel zurück. „Verzeihung, gnädige Frau, wir wollen uns hier in keine Wortgefechte einlassen; mir liegt jetzt in erster Linie daran, daß Sie den Aufenthalt bei mir richtig ausnutzen."

„Nach meiner Auffassung — oder nach der Ihren, Herr Doktor?"

„Selbstverständlich nach der meinen!" antwortete er gemessen.

Sie kreuzte gelassen die Hände in dem Schoß und sah zu ihm auf. Dabei trug ihr Gesicht wieder jenes verbindliche zerstreute Lächeln, das ihre konventionelle Umgebung ihr eingegraben zu haben schien und das so wenig zu ihrem stolzen Gesicht paßte.

Ihn ärgerte dieses Lächeln ganz besonders, denn sie hatte es für alle, für die Badefrau, für die Gäste, für die Hühner und Hunde und auch für ihn.

„Was also wünschen Sie, daß ich thue?" fragte sie liebenswürdig.

Er sah sie traurig an. Er fühlte, sie wollte ihm wieder entgleiten, er würde auch heute nicht zum Ziele kommen. „Ich möchte Sie so gern dem Leben wieder mehr zuwenden, gnädige Frau! Fühlen Sie denn gar nicht, daß mein Interesse an Ihnen ehrlich und uneigennützig ist? Warum setzen Sie mir diesen dauernden passiven Widerstand entgegen, der Ihnen schadet und mich entmutigt?"

„Kann man denn einen Arzt entmutigen?" fragte sie mit ihrer weichen, ein wenig spöttischen Stimme, „die Herren Doktoren sind doch so vortrefflich in ihrer Allwissenheit!"

Er sah sie groß an. „Soll das Hohn sein, gnädige Frau?"

Sie hob die Achseln. „Haben Sie nie das Gefühl eines anderen verhöhnt?"

„Ich glaube nicht," sagte er kalt.

Zum erstenmal flog etwas wie Interesse über ihr Gesicht. „Vielleicht nur wissentlich nicht?"

„Nein, auch unwissentlich nicht. Denn mir ist heilig, was allen guten Menschen heilig ist.“

In ihrem Gesicht zuckte es blitzartig auf. Gleich darauf trug es wieder den alten verträumten Ausdruck.

Aber dieser Augenblick hatte genügt, um alle seine Vorstellungen von ihrer Apathie und Leidenschaftslosigkeit über den Haufen zu werfen Er beugte sich zu ihr nieder. „Glauben Sie, daß Sie allein leiden?“ fragte er milde.

Jede andere seiner Patientinnen wäre gerührt worden durch diesen Ton. Sie aber blickte gelassen über die Goethebank jenseits der blühenden Wiese hinweg und sagte: „Ich leide ja gar nicht!“

Er sah ihre übergroßen, glänzenden Augen, unter denen blaue Schatten lagen, er sah ihre zarten, durchsichtigen Hände, ihre ganze feine, zerbrechliche Gestalt.

„Aber andere leiden!“

„Kann ich ihnen helfen?“ fragte sie müde.

„O sicher,“ sagte er.

„Wie denn, Herr Doktor?“

„Dem Platze gegenüber, den Sie bei Tisch einnehmen sollten, sitzt ein junger, vornehmer Russe. Er ist mir sympathisch geworden und doppelt traurig berührt es mich daher, daß ich ihm so wenig helfen kann. Denn er hat Anlage zur Schwindsucht, ohne deswegen ein hoffnungsloser Fall zu sein. Er könnte gerettet werden, wenn es einer verstünde, ihn aus seiner Apathie herauszureißen, ihn ein wenig mehr dem Leben zuzuwenden. Dazu gehört allerdings eine feine, weiche Hand, so eine Hand, die es versteht, den Grundton in seiner Seele wieder zum Klingen zu bringen, erst die Terz, dann die Quint, bis es einen vollen schönen Accord giebt.“

„Glauben Sie, daß ich das kann?“

„O sicher!“ erwiderte er freundlich. „Sie sagten einmal, daß Sie das Brahmssche Requiem lieben. Darin kommt eine Stelle vor: Ich will euch trösten, wie euch eine Mutter tröstet. An dieser Stelle ist die Musik am schönsten. So trösten, wie da gemeint ist, das kann nur eine Frau. Versuchen Sie es einmal!“

Sie sah mit seltsam vertieftem Ausdruck in sein Gesicht. „Mir ist bange,“ sagte sie, „ich glaube nicht, daß mir von den Menschen Gutes kommt.“

„Das soll es auch diesmal nicht. Sie sollen Gutes geben! Dieser junge Mensch braucht nichts als ein wenig Glauben, ein wenig Freude. Hat er die, so erhält er die Elasticität seiner Jahre zurück, und damit ist für ihn alles gewonnen. Er sieht jetzt alles grau in grau, er hält die Welt für von Grund aus verdorben. Er ist eine unfruchtbare Grüblernatur, ein Tolstoj-Anhänger. Das Heil der Welt liegt aber nicht in der Selbstvernichtung, es liegt in der Freude!“

Er schwieg, und sie strich mechanisch über den Tisch, auf dem noch der Brief an ihr Kind lag. Vom Walde her klang der Gesang der Amsel und glitt der süße Duft der Frühlingsblumen. Über ihnen platzten mit leisem Knall die braunen Hüllen der Kastanienknospen und fielen in ihren Schoß. Mit ernstem Lächeln hielt er ihr eines der kleinen glänzenden Dingelchen entgegen.

Sie sah ihn stumm an. „Ist das die Freude?“ fragte sie endlich.

„Gewiß! Das ist ein kleiner Teil von ihr. Und die Amsel dort, und die Ziegen auf der Wiese, und die braune, nickende Aglei am Bach — sie gehören auch dazu. Und auch Sie und ich und die Worte, die wir jetzt wechseln.“

Sie erhob sich rasch, nahm den Brief an ihr Kind an sich und ging dem Hause zu. Er sah, daß sie weinte.

Er ließ sie ruhig gehen.

Wenn jemand in diesem Augenblick in sein Gesicht gesehen hätte, dem hätte man später die bösesten Sachen von ihm erzählen können — er hätte sie nie geglaubt.

* * *

Die Patienten des Sanatoriums waren in einiger Aufregung. Man hatte wenig gegessen und viel geflüstert bei Tisch, denn die schöne fremde Frau war plötzlich beim Mittagessen erschienen. In einem einfachen blauen Tuchkleide, ein paar Schlüsselblumen an der Brust, so war sie ganz ruhig durch den großen Saal auf ihren Platz zugegangen, als habe sie immer dort gesessen.

Sie hatte mit ihrem Nachbar zur Rechten und mit der Nachbarin zur Linken ein

paar Worte geplaudert, ganz so wie alle anderen Menschen, und außer dem jungen Russen, der beharrlich seine dunklen Augen auf den Teller gesenkt ließ, hatte keiner den Blick von ihr gewandt. Denn sie sah entzückend aus in ihrer blassen, blonden Schönheit.

Und von nun ab kam sie täglich. Den übrigen Teil des Tages sah man sie nach wie vor wenig, aber bei Tisch erschien sie stets heiter und nahm teil an den kleinen Freuden und Leiden des Anstaltlebens.

Mit dem jungen Russen hatte sie bisher nichts gesprochen, ihr Verkehr war auf eine höfliche Verbeugung beim Kommen und Gehen beschränkt geblieben.

Sie hatte sich das „Helfen" leichter vorgestellt. Einmal versuchte sie eine freundliche Bemerkung, er hatte aber nur mit einem leichten Neigen des Kopfes darauf geantwortet. Er war eine feine, sympathische Erscheinung, der man auf den ersten Blick die ausgezeichnete Erziehung ansah. In seinen schön geschnittenen slavischen Augen lag jedoch eine so hoffnungslose Teilnahmlosigkeit, daß die Erholungsbedürftigen um ihn herum, die selbst der Aufmunterung und der Anregung bedurften, gar nicht erst den Versuch machten, ihn in ihren Kreis zu ziehen.

So war er immer allein. Sie sah ihn stundenlang im Lesezimmer liegen, eine Cigarette nach der anderen rauchend, oder in schlaffer Haltung langsam durch den Wald gehen. Und er sollte doch nicht rauchen und sollte sich auch gerade halten! Bei Tisch verzehrte er gedankenlos aus dem vor ihm stehenden Brotkorbe eine Semmel nach der anderen, und wenn die guten kräftigen Gerichte aufgetragen wurden, war er meistens satt.

Ihr Muttergefühl sträubte sich gegen diese Unvernunft! Und als er am dritten Tage wieder mit dem Semmelessen beginnen wollte, legte sie kurz entschlossen ihre Hand auf das Brot und sagte lächelnd: „Bitte, essen Sie lieber Fleisch und Gemüse — das ist doch viel nahrhafter!"

Er sah sie groß an, mit einem so hilflosen Blick, daß sie lachen mußte. „Pardon!" murmelte er.

Und von da ab wurden sie Freunde.

Er machte ihr viel zu schaffen.

Zuerst mußte sie ihm das sinnlose Cigarettenrauchen abgewöhnen. Sie war ganz entsetzt, als er ihr gestand, daß er vierzig bis fünfzig täglich rauche. „Aus Zerstreutheit," sagte er, „und dann ... ich mag nicht denken!"

„Das sagen Sie — ein Soldat! Ist das tapfer?"

Er streckte die Hände flach aus, wie immer, wenn er ratlos war. „Ich kann die Gedanken nicht anders bekämpfen!"

„Und warum sind die Gedanken so, daß sie bekämpft werden müssen?" fragte sie milde.

„Ich weiß es nicht!"

Der Doktor stand am Fenster seines Arbeitszimmers und sah die beiden vorübergehen. Er trat zurück — und wieder überflog sein Gesicht jener schöne Ausdruck.

Befriedigt lächelte er vor sich hin: Nun werden sie sich schon gegenseitig zur Vernunft bringen! dachte er.

* * *

Die Tage vergingen; der Frühling wurde immer schöner. An Irene und den jungen russischen Offizier hatte sich noch ein verheirateter Gutsbesitzer aus Baden und ein junges Mädchen aus Erfurt angeschlossen; die vier bildeten eine fast unzertrennliche Gesellschaft. Der Gutsbesitzer war ein behaglicher, jovialer Herr, der außer für Irene nur noch für den Klettersport Interesse hatte. Da die anderen Patienten für größere Touren nicht zu haben waren, so hatte er um die Erlaubnis gebeten, sich dem Kleeblatt anschließen zu dürfen, und war gern aufgenommen worden.

Das junge Mädchen, die Tochter eines Oberstleutnants, war ein zigeunerhaft reizendes Geschöpf. Sie hatte schwarze, nicht zu bändigende Locken und Augen, die wie Perlmutter glänzten. Die schönheitsdurstige Irene war ganz bezaubert von ihrer wilden Grazie. Dabei sang sie wie ein Vogel bergan und bergab und brachte es fertig, in einem Atem zu lachen und zu weinen, sowie die klügsten und die dümmsten Dinge zu sagen, letztere allerdings reichlicher. Die ernste Irene und der melancholische Russe

standen diesem Wirbelwind ganz ratlos gegenüber, der Gutsbesitzer amüsierte sich köstlich über sie.

Sie trank auf den gemeinsamen Ausflügen ungeniert aus Irenes Weinglas, wenn das ihre leer war; sie aß dem Gutsbesitzer seine Forelle weg, die er sich bestellt hatte, und that das alles mit so viel übermütiger Anmut, daß man ihr nicht böse sein konnte. Nur an Dimitri Iwanowitsch wagte sie sich nicht recht heran. Er hatte eine eigene Art sie anzusehen, so kühl und kritisch, daß es ihr unbehaglich war. „Er hat mir fürs erste noch zu gefährliche Augen," gestand sie seufzend Irene.

Abends saßen die vier zusammen an einem der zierlich gedeckten Tische auf der Terrasse. Es gab gewöhnlich ein schmackhaft zubereitetes warmes Gericht, Milch, Brot und Obst. Dazu ging hinter den Bergen die Sonne unter und tauchte die ohnehin schöne Landschaft in zauberhafte Farben. Die Bienen taumelten über die Wiese, die Käfer brummten, immer betäubender wurde der Duft der Blumen. Unter den nächtlichen Schatten der Tannen, dort wo die zerfallene Mühle stand, war es, als schritte eine hohe Gestalt ... Dann schwiegen die vier.

Und aus solcher Stimmung heraus geschah es, daß der Russe eines Abends leise begann:

„Ach, ich bin des Treibens müde,
Was soll all der Schmerz und Lust.
Süßer Friede! —
Komm, ach komm in meine Brust!"

Alle sahen ihn an. Es lag eine ergreifende Sehnsucht in seinem blassen Gesicht.

„Sie kennen unseren Goethe?" fragte Irene freudig.

„Ich hatte eine deutsche Mutter, gnädige Frau! Und dann — stellen Sie uns Russen doch nicht ein solches Armutszeugnis aus!"

„Er ist mir zu gewaltig — er erdrückt mich!" schwirrte die kleine Erfurterin dazwischen.

„Das glaube ich!" lachte der Gutsbesitzer. „Wissen Sie, meine Herrschaften, wer ebenfalls in den Ton dieser Landschaft hineinpaßt und wer auch mehr von dem gnädigen Fräulein verstanden werden wird — Heinrich Seidel! Diese köstliche Genügsamkeit, die Feiertagsstimmung und den feinen schalkigen Humor, das macht ihm in unserer vergeligen, unzufriedenen Zeit niemand nach. Hören Sie nur einmal:

„Das kleine braune Hummelchen, das macht ein Frühlingsbummelchen
Durch diese schöne Welt,
Es kneipt an allen Blümchen, das liebe Ungetümchen,
Und hat doch gar kein Geld."

„Das bin ja ich! Das bin ja ich!" rief die kleine Sonja und klatschte in die Hände.

Selbst Iwanowitsch mußte lachen, so reizend sah sie in diesem Augenblick aus.

„Geld habe ich gar nichts, und braun bin ich auch! Also, meine Herrschaften ich bitt mir von heut ab den Hummelchennamen aus!"

„Und das Kneipen an allen Blümchen — stimmt ebenfalls," schloß vergnügt der Gutsbesitzer, der Naschhaftigkeit der Kleinen gedenkend. Sie drohte ihm entrüstet mit dem Finger.

„Wenn wir nun aber von jetzt ab Hummelchen sein wollen," begann der Russe in seiner träumerischen Art, „dann müssen wir die gnädige Frau zum Oberhummelchen erwählen! Stehen wir also auf und schwören wir der Hummelkönigin Vasallentreue und Gehorsam für alle Zeit!"

Der Gutsbesitzer ließ sich sogleich auf ein Knie nieder und erhob die Hand.

„Wir schwören!" sagten alle drei.

Die braune Sonja sprang auf und holte Feldblumen; damit bekränzten sie ihre Königin.

Irene ließ mit weichem, scheuem Lächeln alles über sich ergehen. Träumte sie? War das die Jugend? Die Blumen lagen in ihrem blonden Haar, und alles sah sie bewundernd an.

„O, wie schön ist das hier!" rief begeistert die kleine Sonja.

„Still, still!" bat der Russe. „So etwas darf man nicht sagen, Fräulein, sonst fliegt es fort. Das Leid hat einen leisen Schlaf, wecken Sie es nicht auf."

Irene sah ihn an. Ohne es zu wissen, hafteten ihre Augen ineinander.

Woher weißt du das? fragte der eine. O, das weiß ich schon lange, lange, sagte der andere.

Der Doktor ging am Tisch vorüber.

„Meine Herrschaften, es ist Schlafenszeit!“ mahnte er in seiner freundlichen, jeden Widerspruch ausschließenden Weise.

Man erhob sich, schüttelte sich die Hände, und jedes suchte sein Zimmer auf.

* * *

„Wie haben Sie geschlafen?“ fragte Irene am anderen Morgen das Hummelchen II.

„Ich schlafe jetzt ausgezeichnet! So traumlos und fest,“ sagte Dimitri dankend, „seit meinen Kinderjahren kannte ich das nicht mehr.“

„Ich schlafe jetzt auch viel besser,“ gestand sie lächelnd, „es muß an der Luft hier liegen.“

Er nickte zustimmend.

„Das Hummelchen I, Fräulein Sonja, schlug vor, wir wollten am Nachmittag einen größeren Spaziergang über die Goethemühle und den Sonneberg machen. Ich habe den Weg bereits aufgezeichnet. Wir werden einen schönen Blick auf den Inselsberg haben. Ist es Ihnen recht, gnädige Frau?“

„O sehr,“ sagte sie.

Sie gingen den Parkweg hinunter bis zu einer eisernen Thür, die auf die Wiesen hinaus führte. Als die Pforte nicht nachgab, sprang Dimitri gewandt über das hohe Gitter und stieß sie von außen auf. Irene, die ein blaßblaues Kaschmirkleid und einen großen Florentiner Strohhut trug, sah rosig und mädchenhaft aus.

Die Aufgabe, die sie übernommen hatte, und die ihr der Doktor, der feine Seelenkenner, fast gewaltsam hatte aufdrängen müssen, begann ihr immer tiefere Befriedigung zu schaffen. Das schönste Geschenk für uns Menschen ist, Einfluß haben, das, was unsere Seelen bewegt an Großem und Hohem, auf andere übertragen dürfen. Und Irene fühlte, sie gewann auf diesen abseits gehenden, müden, feinfädigen Menschen Einfluß zum Guten.

„Sie werden jetzt immer gesünder,“ sagte sie, über seine kleine Heldenthat befriedigt, „das kommt, weil Sie weniger rauchen.“

„Das kommt, weil ich keine bösen Gedanken mehr habe, gnädige Frau!“

„Und warum hatten Sie böse Gedanken?“

Er hob die Achseln und sah mit seinen traurigen, träumerischen Augen an ihr vorüber.

„Ich weiß es nicht!“

Sie schüttelte mißbilligend den Kopf.

„Denken Sie nicht schlecht von mir,“ bat er. „Ich begreife manches jetzt selbst nicht mehr. Mein ganzes früheres Leben kommt mir hier vor wie ein böser Traum.“

„Warum wehrten Sie sich nicht gegen Gedanken, die Sie quälten?“ fragte Irene sanft.

Der alte Zug düsterer Freudlosigkeit überfiel ihn. „Wenn man sich krank fühlt, kann man sich schlecht wehren, gnädige Frau. Und dann — wogegen sollte ich mich wehren? Es ist das Hergebrachte und Gebräuchliche in der Welt, das mich so traurig und mutlos macht. Wer dagegen kämpft, den lachen sie aus.“

Sie sah ihn groß an. „Fürchten Sie sich so vor dem Auslachen?“

Er streckte wieder in seiner Weise die am Körper hängenden Hände flach aus.

„Wenn ich ehrlich sein soll — ja!“ sagte er mit Überwindung. „Der Fluch der Lächerlichkeit ist der stärkste Faktor in unserer sogenannten guten Gesellschaft. Er verhindert uns oft an einem guten Wort oder einer befreienden That. Es heißt dann sofort: Was will der Kerl? — Lächerlich! — Anders sein wie wir? — Verrückt! — Was untersteht er sich?“

Sie sah nachdenklich vor sich hin.

„Ich weiß ja nicht,“ fuhr er in seiner accentuierten, schleppenden Sprechweise fort, „ob hier in Deutschland die Zustände ebenso sind als bei uns. Bei uns ist jeder dritte Mensch, soweit er zu den Denkenden rechnet, Nihilist oder Melancholiker.“

Sie waren an der Goethebank angekommen, und Irene, die noch leicht ermüdete, setzte sich.

„Da wird man denn allmählich müde!“ fuhr er fort. „Man fragt sich, wozu Gutes thun, wozu ankämpfen gegen das Verlogene, Alberne unserer gesellschaftlichen Zustände. Der einzelne ist ja so machtlos. Er wird erdrückt, überschrien, verlacht von der robusten, trägen Masse.“

Er wirbelte den Spazierstock ein paarmal durch die Luft, griff in seine Tasche und begann, gedankenlos eine Cigarette zu drehen.

Sanft legte sie ihm die Hand auf den Arm. Er sah in ihre mahnenden Augen, und zornig, sein Versprechen so schnell vergessen zu haben, nahm er die edelsteinverzierte, wappengeschmückte Dose und schleuderte sie in den Bach. Streichhölzer und ein Paket Tabak folgten nach.

Kopfschüttelnd sah sie ihn an.

„So bin ich!“ sagte er.

„So sind Sie nicht!“ antwortete sie. „So bilden Sie sich ein zu sein! Sie sagen, der einzelne Mensch vermag nichts. Ich sage, der einzelne Mensch vermag alles! Mein Leib vermodert, meine Worte, meine Thaten aber, mein in Thaten umgesetztes Leben, das ist ewig! Sehen Sie heute einen Menschen in den Fluß springen, der sein Leben einsetzte zur Rettung eines anderen, Sie werden morgen, wenn sich die Gelegenheit bietet, genau so handeln. Nichts ist ansteckender als das Beispiel! Wenn das mehr bedacht würde, unterbliebe viel Trauriges im Leben. Nehmen Sie den Fall, es erzählt Ihnen jemand in größerer Gesellschaft eine schlüpfrige Geschichte. Lachen Sie darüber, so thun Sie in diesem Augenblick Böses von einer Tragweite, die Sie kaum übersehen. Denn um Sie herum sitzen vielleicht unverdorbene, treuherzige Jungen, Jungen, die bis dahin nicht gewöhnt waren, über Schamloses zu lachen. Von dem Augenblick aber werden sie nicht nur dieselbe Frivolität dulden, sondern auch nachmachen. Erscheint sie ihnen doch von dann ab als nichts Ungewöhnliches mehr! Stehen Sie aber auf und protestieren Sie, so thun Sie in dem Augenblick, ohne es zu wissen, etwas Göttliches. Denn Sie senken den Keim des Guten in menschliche Herzen.“

Er hatte sie mit seinen wundervollen Augen unverwandt angesehen.

„Ich glaube, ich werde es von heute ab können!“ sagte er freudig.

Sie nickte ihm zu. „Das freut mich für Sie, denn nur, wenn wir bewußt, das heißt: als brave Kämpfer leben, leben wir, glaube ich, richtig.“

Sie schwiegen beide und sahen still über die Wiese hin, auf der der Mittagszauber brütete.

Wie sonderbar, dachte sie, ich erstarke an seiner Schwäche!

Wellen von Duft gingen über sie hin, die Bienen surrten, die Glockenblumen nickten, goldene Lichter flogen von Baum zu Baum. Über beide kam es wie Feiertagsfriede. Ihnen war zu Mute, als würden sie gesegnet.

Dimitri brach zuerst das Schweigen. Er wandte ihr seine großen Augen zu. „Was Sie vorhin über das Beispiel sagten, hat mich deshalb so bewegt, weil ich seine Wichtigkeit am eigenen Leibe erfahren habe.“ Er wurde tiefernst. „Haben Sie ein Kind, so glauben Sie mir — lassen Sie es nicht einen Tag aus den Augen, achten Sie auf seinen Umgang, lesen Sie seine Bücher! Was auch gesagt werden mag, ein Kind gehört in den Schoß der Familie!“

Er wandte sich ab und sah versonnen den Waldweg hinunter; so bemerkte er nicht, wie blaß sie plötzlich geworden war.

„Zwischen sechzehn und neunzehn Jahren, das ist eine gefährliche Zeit! Ich weiß nicht, woran es liegt, daß gerade sie am allerunbehütetsten ist! Die Väter scheinen es vergessen zu haben, wie ihnen damals zu Mute war. Und das kocht und brodelt dann in so einem jungen Kerl, und er steht ahnend vor noch verschlossenen Pforten. Und gerade dann brauchten wir eine starke Hand, eine Hand, die das Gefühl der Verantwortlichkeit in uns weckt, einen Menschen, der es versteht, uns mit Ehrfurcht vor der Heiligkeit der Natur zu erfüllen.“

Er stand auf und griff in die Tasche, in der er seine Cigaretten aufzubewahren pflegte. „Ich bin ja noch besser fortgekommen als mancher andere,“ fuhr er mit mattem Lächeln fort, „denn eine instinktive Scheu gegen alles Gemeine bewahrte mich vor vielem. Aber auch bei mir ist alles geschehen, um mir diese Scheu zu nehmen, und auch mir wurde die Phantasie verdorben. Meine Mutter ging auf Bälle; mein Vater war ein hoher Offizier. Von meiner Mutter weiß ich es also, warum sie keine Zeit zu meiner Erziehung hatte, von meinem Vater weiß ich es nicht. Vielleicht hatte er zu aufreibenden Dienst. Verstehen Sie nun, warum ich so geworden bin, verbraucht mit neunundzwanzig Jahren, freudlos, ohne die Freude gekannt zu haben?“ Er wandte sich nach ihr um und machte eine hastige, ungeschickte Bewegung.

Sie weinte bitterlich.

Er beugte sich zu ihr nieder; er hätte sich peinigen können, solche Vorwürfe machte er sich. „Ich elender Egoist, ich habe Sie gequält!“

Sie schüttelte den Kopf und weinte weiter, angstvoll, fassungslos. Oben vom Berge herunter klang ein Jodler. Es war Sonja und der Gutsbesitzer, die den Fahrweg herabkamen. Irene erhob sich.

„Kommen Sie,“ sagte sie, nach Selbstbeherrschung ringend. „Ich mag jetzt niemanden sehen. — Ich sage Ihnen alles einmal später, fragen Sie mich heute nicht!“

Sie gingen einen schmalen, tannenbewachsenen Fußweg hinunter, der nach dem Sanatorium führte.

Aus der Nachmittagspartie wurde diesmal nichts.

* * *

Bei Tisch ging es sehr heiter zu. Zwar berührten Irene und der Russe kaum die Speisen, und der Doktor, der alles bemerkte, sah ein paarmal prüfend zu den beiden hinüber. Dimitri hatte seine roten Flecke wieder, und Irene war auffallend blaß. Hummelchen I und III waren um so lustiger. Es war am Tage vorher ein junger Dresdener Maler angekommen, der sich eifrig um Sonja bemühte, und nur ein ganz feiner Beobachter hätte bemerkt, daß die Champagnerheiterkeit der kleinen Erfurterin etwas Übertriebenes hatte.

Sie setzte dem Dresdener Herrn in ihrer übersprudelnden Art die Hummelchenverhältnisse auseinander, und er bat mit Humor, als Brummer in den Verband aufgenommen zu werden und mitfliegen zu dürfen.

„So einfach geht das nicht,“ erklärte sie wichtig. „Zuerst Ihre Qualifikation, mein Herr! Dann geheime Versammlung und als the last but not the least die gnädige Erlaubnis des Oberhummelchens.“ Sie wies auf Irene, die kalt und teilnahmlos dem aufmerksamen Blick des Malers begegnete.

Er neigte sich der braunen Sonja zu. „Für diese Art kühler Blonden habe ich nicht viel Verständnis,“ flüsterte er leise.

Sie hielt keck seinem bewundernden Blick stand. „Das thäte mir leid, denn dann würde, fürchte ich, nichts aus unserer Freundschaft. Ich verehre die feine, anmutige Frau von Rhontal sehr.“

„Verehren will ich sie auch!“ erklärte er lächelnd. Er hatte das „verehren“ eigentümlich betont. — —

Am Nachmittag saß Irene auf ihrem Balkon und schrieb an ihren Jungen. Da brachte das Mädchen einen Brief herein, er war vom Gutsbesitzer und der kleinen Sonja.

„Hummelchen I und III,“ hieß es darin, „bitten um Urlaub zu einem Ausfluge. Sie wollen den Charakter des Dresdener Brummers ergründen. Ausführlicher Bericht folgt! Punkt acht Uhr melden wir uns gehorsamst wieder zur Stelle. Sonja — Sassen.“

Irene schrieb mit ihrer festen, feinen Handschrift „gewährt“ darunter und ließ durch das Mädchen den Herrschaften viel Vergnügen wünschen. Sie sah bald darauf die drei, wie sie Tücher schwenkend und vergnügt über den Goethesteg zogen, und winkte ihnen mit der Hand nach, dann war sie wieder allein. Sie setzte sich an den Schreibtisch und begann, sich von neuem in ihren Brief zu vertiefen, da klopfte es.

Der Doktor trat herein. „Wie geht es, gnädige Frau?“ fragte er, sich einen Stuhl heranziehend.

„Ausgezeichnet!“ erwiderte sie in ihrer alten Weise. Er sah sie forschend an. „Ist das Ihr Kind?“ fragte er, auf das Bild eines etwa achtjährigen Knaben deutend, das er bisher noch nie in ihrem Zimmer gesehen hatte.

Sie warf ihm einen schnellen scheuen Blick zu. „Ja!“ sagte sie.

Er betrachtete aufmerksam die Photographie. Sie stellte ein schlankes, blondes Jungchen im Matrosenkittel dar, das Irenes große, vergeistigte, eigentümlich nachdenkliche Augen hatte.

„Hat das das Kind gezeichnet?“ fragte er, auf eine unbeholfen ausgeführte, aber fein erfaßte kleine Landschaft deutend, die neben dem Bilde stand.

Irene nickte.

„Man traut es ihm schon zu!“ fuhr der Doktor prüfend fort, „so ein feines, helles Künstlergesicht wie er hat. Aber zart scheint er zu sein. Was soll er denn mal werden, gnädige Frau?“

Irene reichte ihm mit abgewandtem Gesicht ein zweites Bild hinüber. Es stellte dasselbe Kind in Kadettenuniform dar.

„Soldat!" sagte sie.

Der Doktor streifte sie mit einem schnellen Blick. Laut und bedauernd sagte er: „Und darum haben Sie ihn jetzt schon in das Korps gethan? Das Kind ist doch kaum neun Jahre?"

Irene antwortete nicht. Der Doktor aber war zähe.

„Wenn viele Kinder in einer Familie sind und obendrein die Tradition mitspricht, verstehe ich die Korpserziehung, aber bei dem einzigen begreife ich sie offengestanden nicht recht."

Irene schwieg beharrlich.

„Das Kind muß doch dort auf das beste Gut, den Familiensinn, sehr früh verzichten lernen."

Irene erhob sich. „Fräulein Sonja und der russische Herr möchten gern in den nächsten Tagen einen Ausflug auf den Inselsberg machen." Sie schloß die Bilder wieder in den Schreibtisch. „Sie haben doch nichts dagegen, wenn ich die Herrschaften begleite, Herr Doktor?"

Er musterte sie, ohne eine Miene zu verziehen. „Das kommt ganz auf Ihr Befinden an, gnädige Frau. Sie haben in den letzten Wochen gute Fortschritte gemacht, heute bin ich weniger zufrieden. Gehen Sie jetzt noch eine Stunde spazieren, die Luft ist schön, Sie sehen angegriffen aus!" Er erhob sich ebenfalls und verabschiedete sich. So eine eigensinnige Frau, so eine unglaublich eigensinnige Frau! dachte er kopfschüttelnd.

In seiner Privatwohnung angelangt, holte er noch einmal den Brief ihres Mannes hervor und las ihn aufmerksam durch. Es klang etwas Ungeduldiges, Gereiztes durch die Zeilen, das er beim ersten Lesen nicht bemerkt hatte.

Sie wollen sich wahrscheinlich nicht verstehen, diese beiden! dachte er. Er vergegenwärtigte sich die Gestalt des Professors, dessen ruhige, vornehme Art ihn durchaus angenehm berührt hatte. Dem Doktor erschien er fast etwas zu mustergültig, zu eisig korrekt.

Diese Herren Specialisten! dachte er unmutig, das kennt man! Immer nur auf das eine dressiert, wie die Gans auf die Leber! Die Leber wird ja ausgezeichnet, aber das übrige verkümmert und bleibt obendrein Gans!

So viel wußte er bestimmt: Irene sprach nie von ihrem Gatten; in ihrem Zimmer stand kein Bild von ihm. Und so tief war das Interesse schon, das er für diese zarte, charaktervolle Frau gefaßt hatte, daß er darüber unterrichtet war, wie selten sie ihm schrieb. Und doch war diese Ehe aus Liebe geschlossen worden!

Er konnte auch eigensinnig sein, der gute Doktor, und sein schöner Eigensinn wuchs mit den Schwierigkeiten. Er wollte dieser Frau nun einmal helfen! Mein Gott, er hatte Zeit und Kräfte an das Gesunden von Menschen verwandt, die keinen Schuß Pulver wert waren und deren Freundschaftsbezeigungen ihm degradierend erschienen. Und diesem stolzen, prächtigen Geschöpf sollte nicht geholfen werden können! Ihm waren viele Menschenexemplare durch die Hände gegangen, keines hatte ihn bisher so andauernd interessiert. Wie klug war diese Frau, wie ging sie den Dingen auf den Grund, und wie fein war ihr Verständnis. Sie war so maßvoll in allem und doch so liebedurchlodert! So voll träumerischer Güte, eine echte Germanin, und doch so strahlend, so hellasfreudig. Mehr solcher Frauen, dachte der Doktor, und die Roheit der Welt ertrinkt in Rosenduft!

* *
*

Es war Abend. Irene hatte sich bei Tisch mit Kopfschmerzen entschuldigen lassen und saß lesend auf ihrem Zimmer. Unten auf der Wiese mähten die Bauern das erste Gras, und der köstliche Duft flutete zu der offenen Balkonthür herein. Violette Schleier hingen in den Porphyrfelsen und senkten sich in die dunklen Tannen, langsam ging hinter dem Walde der Vollmond auf.

Im Sanatorium wurde es allmählich hell, Zimmer an Zimmer. Zuletzt leuchtete es bei dem jungen Russen auf, der Irene gerade gegenüber im anderen Flügel wohnte. Irene sah hinüber, und es fiel ihr wie ein Vorwurf auf das Herz, daß sie sich so wenig heute um ihren Pflegebefohlenen bekümmert hatte.

Wenn der Doktor wüßte, wie egoistisch ich immer noch bin, dachte sie mit mattem Lächeln. Sie senkte den Kopf auf ihr Buch. „Es ist der menschlichen Seele wichtiger, den Wert eines Glückes zu kennen, als es zu genießen," las sie; und weiter: „Glücklichsein, das ist, die Ungeduld nach dem Glücke hinter sich haben." Tief nachdenklich sah sie vor sich hin.

Da klopfte es, und das Zimmermädchen vermutend, rief sie, ohne sich umzusehen: „Herein!"

Plötzlich fühlte sie sich umschlungen, und ein thränenüberströmtes Gesichtchen lehnte sich an ihre Wange.

„Aber Sonja, Liebling, was ist Ihnen?" fragte Irene erschrocken.

Das junge Mädchen kniete vor ihr nieder und barg den Kopf in ihren Schoß. „Ich wollte, ich wäre tot!" sagte es leidenschaftlich.

Irene strich ihr leise beruhigend über die Locken.

„Ich liebe ihn so," murmelte die kleine Sonja, „und er sieht mich kaum an! Nie habe ich für einen Mann etwas Ähnliches gefühlt!" Sie hob das verweinte Gesicht zu der jungen Frau auf. „Sprechen Sie doch für mich, erzählen Sie ihm Gutes von mir! O, ich weiß sicher, dann würde er sich für mich interessieren!"

Irene war zu sehr überrascht, um sogleich antworten zu können, ihrem feinen herben Empfinden war es unbegreiflich, daß man zu einer Fremden über derlei Dinge sprechen konnte. Zugleich aber empfand sie ein ihr unerklärliches Mitleid mit der Kleinen und den herzlichen Wunsch, ihr zu helfen. „Wie ist das nur so schnell gekommen?" sagte sie halblaut.

Sonja sprang auf. „Das fragen Sie mich? Never loved who loved not at first sight! So geht es auch mir!" Um ihren Mund zuckte schon wieder ein Lächeln. „Sehen Sie ihn doch nur an, haben Sie jemals schon wundervollere Augen gesehen, so leidenschaftlich und doch so ernst, so kritisch und doch so impulsiv! Glauben Sie nur, der paßt für mich! Ich könnte keinen Philister zum Mann nehmen, bisher aber haben mich immer nur Philister haben wollen, allenfalls noch einmal einer von Papas Leutnants, die aber sind wieder zu arm für mich."

Irene schüttelte den Kopf. „Er ist eine schwere, schwere, tiefe Natur. Ich glaube nicht, daß er Sie auf die Dauer amüsieren würde."

Sonja warf sich wild über das Bett der jungen Frau. „Weil ich ein paar leichtsinnige Bemerkungen mache, zweifeln Sie an mir! Will ich einen Mann zum Amüsieren? Ich liebe ihn, und o Gott, warum bin ich zu Ihnen gekommen, wenn Sie mir doch nicht helfen wollen!?"

Blaß und ratlos sah Irene auf sie nieder. „Was ich thun kann, will ich gern für Sie thun!" sagte sie leise. „Denken Sie denn gar nicht daran, daß er krank ist, nervös, überarbeitet, zerquält durch ein überfeines Empfinden? Wollen Sie ihm nicht erst zum Gesunden, zum Frohsinn verhelfen? Sehen Sie doch nur, wie zart und gut der Doktor zu uns allen ist, wie er denen, die die Hoffnung verloren haben und den Glauben an das Gute, durch sein bloßes Dasein beweist, wie viel Gutes noch in der Welt ist. Wollen Sie das nicht auch versuchen?"

„Ich will, daß er mich liebt!" sagte die braune Sonja trotzig, „gäbe es Liebestränke, ich mischte sie ihm in seinen Wein!"

„Sie sind kindisch!" verwies sie Irene streng. „Ein Kind genügt diesem Mann nicht zur Lebensgefährtin."

„Forschen Sie ihn wenigstens aus, wie er über mich denkt!" bat Sonja demütig, „das kann Ihnen doch nicht zu viel werden!"

„Mir wird nichts zu viel, wenn ich die Überzeugung habe, wirklich zu helfen," antwortete Irene ruhig.

Nebenan klopfte es vernehmlich an die Wand.

„Um Gottes willen, man hört uns, wir sind nicht leise genug," flüsterte Irene erschrocken. Sie hob das junge Mädchen auf. „Gehen Sie jetzt auf Ihr Zimmer und schlafen Sie ruhig, ich verspreche Ihnen, alles, was in meinen Kräften liegt, zu thun."

Sonja gehorchte und schlüpfte hinaus.

Irene schloß die Thür hinter ihr ab und löschte das Licht. Herzklopfend stand sie noch lange Zeit im Zimmer und horchte auf die Geräusche im Hause, die allmählich verstummten. Der plötzliche Überfall nach allem Vorausgegangenen war ihr doch zu viel gewor-

den, und sie fühlte unruhig, wie wenig widerstandsfähig ihre Nerven noch waren. Irgendwo schlug es elf Uhr. Dann entschloß sie sich, zu Bett zu gehen. Als sie das Fenster schloß, sah sie in dem gegenüberliegenden Flügel im Zimmer des jungen Russen noch Licht, und ihr war es, als bewegte sich sein Schatten gleichmäßig hinter den Stores auf und nieder.

Und er hat mir doch gesagt, dachte sie schon im Einschlafen begriffen, er habe jetzt traumlose, ungestörte Nächte!

Es mochte drei Uhr sein. Da erwachte sie plötzlich ohne eine erkennbare Ursache. Sie richtete sich unruhig in ihrem Bette auf, alles um sie herum erschien ihr geheimnisvoll. Das Mondlicht lag bläulich auf ihrer Decke und spielte über die Gegenstände in ihrem Zimmer. Sie sah geradeswegs in die zauberhafte Landschaft hinein. Dunkel zusammengedrängt stand der Wald, aber auf der Wiese da wallte und wogte es seltsam durcheinander, weiße Schleiergestalten, die um die Goethemühle herum ein graziöses Menuett zu tanzen schienen. Schweigend und finster lagen ringsherum die Berge, und dunkel lag auch das Haus.

Nur aus dem Zimmer des Russen leuchtete noch immer das einsame Licht, und sein Schatten bewegte sich unaufhörlich hinter der Gardine auf und nieder.

* *
*

Am anderen Tage fand einer der verabredeten größeren Ausflüge statt. Das Wetter war köstlich und brachte von vornherein die nötige Feiertagsstimmung mit sich. Der Dresdener „Brummer" hatte es vorgezogen, daheim zu bleiben: er müsse malen, erklärte er. So flogen die vier Hummelchen denn allein bergan und waren es wohl zufrieden. Die Herren hatten einen bequemen viersitzigen Wagen besorgt, den sie mit Guirlanden von Schlüsselblumen und Veilchen ausschmücken ließen. So wurde es eine echte Frühlingsfahrt.

Sobald der Weg zu steil anstieg, ging die kleine Gesellschaft neben dem Wagen her, um den Pferden die Last zu erleichtern; die nickten dafür dankend mit den Köpfen, wieherten und fraßen Irene den Zucker aus der Hand. Man fuhr eine richtige Waldstraße entlang; rechts und links blühte es in den Chausseegräben, wie es nur in Thüringer Chausseegräben blühen kann. Sternblümchen, Löwenzahn, Erdbeerblüte und die schlanke Aglei mit ihrem feinen braunen Köpfchen. Ein leuchtend grüner Moosteppich mit mächtigen Farnwedeln zog sich unter den Bäumen hin; man sah recht, wie wohl sich die knorrigen Eichen und die hohen Buchen in dem Boden fühlten. Sie überschatteten den Weg mit ihren grünen Zweigen, und die liebe Sonne warf wunderlich schillernde Lichter über die gewöhnlichsten Dinge, so daß selbst die Steine Leben bekamen. Wie durch einen Dom fuhr der Wagen dahin.

Unter ihnen im Thal lag das Dorf mit seinen drei Wasserheilanstalten, von denen das Hummelchen III, der Gutsbesitzer, der sie der Reihe nach durchprobiert hatte, die ergötzlichsten Dinge zu erzählen wußte.

In der einen, die streng nach Kneippscher Vorschrift dirigiert würde, habe der Arzt wahre Hünenkräfte, und da er das Massieren seiner Opfer selbst übernommen hatte, pflegten diese ihm anstatt des kranken das gesunde Glied hinzuhalten. Natürlich verließen sie trotzdem geheilt das Sanatorium.

Irene lachte hell auf, und Dimitri strahlte.

„Ach," sagte die kleine Sonja, „was mir hier gleich in den ersten Tagen passiert ist, das übertrifft Ihre Erzählung bei weitem. Ich hatte einen Morgenspaziergang gemacht und setzte mich ermüdet auf die Bank unterhalb der Goethemühle. Nach einer Weile kam ein magerer Herr auf mich zu, mit wehendem Shlips, langen Haaren und betrübten blauen Augen. Er setzte sich zu mir und fragte mich: ob ich auch aus einer Anstalt sei. — Ich bejahte und nannte den Namen unseres Doktors.

„,Ich bin von Küster,' sagte er, auf das Sanatorium südlich des Berges deutend.

„Ich nickte höflich und rückte zugleich etwas von ihm fort.

„,Sind Sie verheiratet?' fragte er mich.

„Ich bejahte. Ich bejahe grundsätzlich solche Fragen.

„,Sind Sie glücklich?' fragte er immer in demselben wehmütigen Tone weiter.

„Ich bejahte abermals.

„‚Nun, haben Sie nur Geduld!‘ schloß er aufstehend, ‚Sie werden auch noch unglücklich werden!‘

„Sprach's, klopfte mich tröstend auf die Schulter und verschwand. Was sagen Sie nun, meine Herrschaften?“

Die vier lachten herzlich, und es wurde verabredet, auf den Heiligen mit dem wehenden Shlips und den betrübten Augen zu fahnden.

Unterdessen war man auf der ersten Haltestelle angelangt, ein einsames Gebirgsdorf auf der Höhe des Berges. Dort wurde das Mittagsessen eingenommen.

Wieder hatten die Herren für Blumenschmuck gesorgt, so daß die kleine Wirtshaustafel, die nach telegraphischer Anweisung auf der Veranda gedeckt war, gar verlockend aussah. Irenes Stuhl wurde außerdem noch mit Tannen und blühenden Rosen umkränzt.

„Das ist eine Prinzessin!“ raunte der Gutsbesitzer in geheimnisvollem Tone der dicken Wirtin zu und deutete auf die mädchenhafte Irene. „Sie werden gut angeschrieben, wenn Sie für das Beste sorgen!“

Die Frau ließ sich das nicht zweimal sagen. Sie tischte Forellen mit frischer Butter auf, danach mußte eine ihrer Puten daran glauben. Durch das Dorf aber lief wie Schnellfeuer die Kunde: eine Prinzessin sei oben, blond, braunäugig, in weißseidenem Kleide und goldgelbem Strohhut. Und als die vier beim Champagner angekommen waren, garnierten sich nach und nach die Verandafenster mit plattgedrückten Nasen und Näschen, und man hörte Ausrufe ehrlicher Bewunderung.

Irene konnte sich das Aufsehen nicht erklären, das sie machten; fragte sie aber eines ihrer Hummelchen danach, so lächelten diese nur pfiffig.

Man kletterte auf den Turm, der am Ende des Dorfes stand, und der alte Invalide, der sich in aller Eile seinen Sonntagsstaat mit dem Eisernen Kreuz umgethan hatte, ließ es sich durchaus nicht nehmen, einen bequemen Stuhl für Irene hinaufzuschaffen.

Später stand er mit glänzenden Augen salutierend am Wagen und beteuerte immer wieder, wie gut preußisch er sei, erst drüben auf dem Inselsberg fange das Koburg-Gothaische an!

Dimitri, dessen feine, zurückhaltende und doch etwas herrische Art ganz gut in den Rahmen eines fürstlichen Begleiters paßte, ließ dem Alten ein reiches Trinkgeld in die Mütze gleiten, dann beugte er sich vor, warf eine Handvoll Silbergeld unter die gaffenden Kleinen und rief in befehlendem Tone: „Los!“

Und unter dem Jubel der Kinder fuhren sie von dannen.

„Aber, was heißt das, sind wir verhext?“ fragte Irene lächelnd, „das ist ja heut wie im Märchen. Überall Tischlein deck dich, überall glänzender Empfang.“

„Und überall Huldigung der Hummelkönigin,“ schloß der Gutsbesitzer vergnügt. „Und das schönste ist, heut glaube ich an keinen Neid der Götter! An einem solchen Tage können sie uns nichts anhaben! Sehen Sie, meine Herrschaften, dort drüben, - das ist der Oberhof, auf dem unsere Kaiserin vor Jahren einmal mit ihren Jungen war. Rechts davon erhebt sich die Krone Thüringens, der grüne Inselsberg. Dort haben die Freytagschen Ahnen gehaust, das ist das Land des Ingo und Ingraban. Meine Jungen heißen nämlich auch so, und wenn ich sie auf der Straße rufe, drehen sich die Leute nach uns um.“ Er lachte behaglich und summte vor sich hin: „Noch ist die blühende, goldene Zeit, noch sind die Tage der Rosen.“

Irene fiel mit ihrer weichen Stimme ein, und auch Sonja sang glockenhell mit. Der süße Schall zog über die Tannen hin, die schon so viel Menschenfreude gesehen hatten, bis zu dem Inselsberge; dort kehrte er um und kam leise verhallend als Echo zurück — „Noch sind die Tage der Rosen.“

Oben auf dem Inselsberg trank man Kaffee, staunte die beiden Wirtshäuser an, von denen das eine in Kurhessen, das andere in Koburg-Gotha liegt, und erquickte sich an der prächtigen Aussicht. So weit man sah: bewaldete Berge, dazwischen rotdachige Dörfer, goldgelbe Felder, blühende Obstbäume, bergan und bergab kletternd; tief, tief unter ihnen die Ebene in Dunst gehüllt.

„Dort ist die Wartburg!“ rief Irene und deutete auf die stolze Glaubensfeste, deren Türme und Zinnen aus der Ferne herübergrüßten.

„Kann man den Venusberg sehen?“ fragte Sonja neugierig.

Der Gutsbesitzer zeigte ihr einen kahlen, baumlosen Berg, von dem sie sehr enttäuscht war.

„Dort soll Frau Venus wohnen?“

„Drinnen ist's um so schöner!“ tröstete er. „Der Dresdener ‚Brummer‘ hat schon erklärt, er wolle den Eingang einmal suchen. Wollen Sie ihm nicht dabei helfen?“

Sonja rümpfte das Näschen. „Hummeln lassen sich mit Brummern nicht ein!“ erklärte sie ungnädig. „Sie wollten mir doch hier auf dem Inselsberge eine alte Höhle zeigen. Wo ist denn die, Herr Hummel III?“

Er deutete auf einen Abhang zu ihren Füßen, den sie nun beide miteinander einträchtiglich hinabwanderten.

Irene und der junge Offizier blieben allein zurück. Beide schwiegen und sahen in die stille Bergwelt um sich herum. Irene hatte sich auf den Rand eines alten Brunnens gesetzt, dessen Wasser dunkel zu ihr heraufschimmerte. Aus den Steinritzen quoll überall das saftige, grüne Moos, und wo es der Raum zuließ, blühte die zierliche blaue Campanula. Flinke Eidechsen mit blanken Märchenaugen kamen und verschwanden, und Irene sah glücklich lächelnd dem sommerlichen Treiben zu.

Dimitri setzte sich auf einen der großen Steine, die überall verstreut herumlagen, und kreuzte nach seiner Gewohnheit die Hände über dem Knie. Eine feine Falte stand auf seiner Stirn.

„Warum sind Sie so nachdenklich, liebes Unterhummelchen?“ fragte sie mit ihrer weichen, tröstenden Stimme.

„Ich weiß es nicht,“ sagte er grübelnd. „Mir ist, als schwebe eine dunkle, geheimnisvolle Macht über meinem Leben, die ich nicht abwenden kann.“

„Auch heute, wo es so schön ist?“

„Gerade heute am stärksten. Seit Jahren habe ich mich nicht mehr rein freuen können, jetzt kann ich es wieder! Aber es ist eine scheue Freude, an deren Dauer ich nicht recht glaube.“

„So werfen Sie die Angst und die Scheu hier in diesen tiefen Brunnen,“ sagte Irene herzlich. „Bei anderen möchte ich den Leichtsinn verhindern, Ihnen möchte ich ihn predigen. So ein recht herzhafter, fröhlicher, leichter Sinn, der will auch gelernt werden! Es giebt einen wüsten, freudlosen Leichtsinn, der zieht die Menschen hinunter, aber der echte, der lachende, der pfeifend auf den Krimskrams des Lebens über Bergeshöhen geht, den hat nur die Freude geboren. Und auf die Freude, da dürfen Sie mir nichts sagen. Wenn ihr mehr in unserem Leben zu ihrem Rechte verholfen würde, da wäre vieles besser! Wir haben einen deutschen Dichter, Liliencron heißt er, und er ist mein Liebling, der sagt:

Meinen Jungen im Arm, in der Faust den Pflug
Und ein fröhlich Herz, und das ist genug.
Frei will ich sein!

Dessen echte, unbekümmerte Lebenatur wünschte ich Ihnen!“

„Ich wollte, ich hätte Sie zur Mutter gehabt,“ sagte Dimitri ernst.

Sie schüttelte den Kopf, und eine feine Röte ging über ihr Gesicht; sie dachte des gestrigen Gespräches und ihrer Selbstsucht.

Schweigend sah er über das blühende Land.

Sie betrachtete ihn prüfend. Sein edles, blasses Gesicht trug noch den versonnenen Ausdruck, aber es war gebräunter, die Augen lebhafter geworden. Seine Haltung wurde von Tag zu Tag straffer, elastischer. Er machte den Eindruck eines Erwachenden, der sich plötzlich des Lebens bewußt wird, noch aber seine Kräfte nicht recht zu gebrauchen weiß.

Irene sah ihn so gern lachen. Sein ernstes, kalt scheinendes Gesicht bekam dadurch etwas ungemein Reizvolles. So oft sie nur konnte, brachte sie ihn dazu.

„Verstehen Sie Wagner?“ fragte er halblaut von seinem Stein aus.

„Wie kommen Sie darauf?“

Er sah zu dem Venusberge hinüber, dem die Abendsonne eine Goldkrone aufgesetzt hatte. „Tannhäuser“ — sagte er.

„Wie sich doch die Gegensätze berühren!“ Irene lächelte träumerisch. „Zuerst Ingo und Ingraban und nun Tannhäuser, und beide umschließt derselbe grüne Wald. Ja, ich liebe Wagner, wennschon ich keiner seiner fanatischen Parteigänger bin. Sein vollstes Verständnis erschließt uns aber erst die Leidensfähigkeit. Wenigstens ist es mir mit

Westermanns Illustrierte Deutsche Monat

dem Parsifal so ergangen. ‚Durch Mitleid wissend‘ — wie tief ist das!“

Dimitri nickte. „Mich packt der Tannhäuser am meisten. Das ist der alte Kampf des Sinnlichen mit dem Übersinnlichen, der uns unser Leben lang nicht los läßt.“ Er bückte sich und warf ein paar Steine den Abhang hinunter. „Unser Sehnen nach dem Sieg ist vergeblich; vergeblich der Versuch, sich zu dem Hohenliede aufzuschwingen. Wir unterliegen immer! Das ist das Ergreifende am Tannhäuser, er ist so echt menschlich. Es giebt in der Welt kein reines Glück.“

„O doch!“ sagte Irene, und ihre Augen strahlten.

Nie war ihre Schönheit ihm sieghafter, anbetungswürdiger erschienen als in diesem Augenblick. Glaube nur! baten ihre Augen und sprach ihr Mund: Glaube nur!

Und halblaut sang sie über den Brunnen hin:

„Laß zu dem Glauben dich bekehren,
Es giebt ein Glück — ein Glück, das ohne Reu!“

Er aber schüttelte hartnäckig und verbissen den Kopf: „Daran eben glaube ich nicht!“

„Und wenn ich Ihnen nun sage, daß ich unser Zusammensein schon als ein solches empfinde, ungläubiger Thomas, auch dann nicht?“

Er wandte sich schroff ab. Etwas Heißes stieg in ihm auf, etwas, das er seit seinen Kinderjahren nicht mehr gekannt hatte. Er hätte sich ihr zu Füßen werfen mögen, aber er wagte es nicht, er fühlte sich nicht rein genug dazu. Zornig und hilflos kämpfte er gegen die übermächtige Bewegung. „Sie halten mich für besser, als ich bin,“ murmelte er finster, „vertrauen Sie mir ja nicht!“

„O doch!“ sagte sie fast übermütig. „Sie wissen ja schon, daß ich Sie besser kenne als Sie sich selbst.“

Er zuckte die Achseln.

„Denken Sie,“ sagte sie mit ihrer stillen strahlenden Heiterkeit. „Denken Sie, Sie wären verzaubert durch einen garstigen Drachen, und der Doktor und ich, wir wollten Sie nun erlösen. Der Drache, das ist Ihre kranke Phantasie, Ihre Freudlosigkeit, Ihre fruchtlose Selbstquälerei! Die Erlösung — nun, das ist eben die Freude! Versuchen Sie es nur einmal, freuen Sie sich zuerst selbst, und dann machen Sie andere froh, und Ihr Leben hat wieder Zweck und Ziel.“

„Nie,“ sagte er, „nie bin ich mir in meinem Leben so klein und gedemütigt vorgekommen wie in diesem Augenblick. Aber vielleicht“ — in seinen Augen leuchtete es wie Hoffnung auf — „es kann ja sein — wächst aus dieser Demut der rechte Stolz.“

„O bitte,“ bat sie ernst, „sprechen Sie mir gegenüber nicht von Demut. Wie häßlich ist das, einen Menschen demütigen! Davon darf doch zwischen uns beiden nicht die Rede sein. Ich denke, wir sind wie zwei gute Kameraden, die ein Stück Weges zusammengehen wollen und vertrauungsvoll ihre gegenseitigen Erfahrungen austauschen. So lernt einer vom anderen — wollen wir es nicht so zusammen halten?“

„Ich glaube, Sie erlösen mich wirklich!“ sagte er, und über seinem Gesicht lag ein Abglanz jener Schönheit, die vorhin das ihre verklärte.

„Also! lieber Kamerad!“ sagte sie aufatmend, „hat man je schon etwas so Eigensinniges gesehen?“

Und sie schüttelten sich die Hände und sahen sich fröhlich, wie zwei Kinder, in die Augen. Um sie herum lag der Thüringer Sommerzauber und wiegte sie in Glückssicherheit, so daß sie zum erstenmal die Furcht der Seligen vergaßen. „Still! still! daß wir das Glück nicht schrecken, das scheue Kind, ewig zur Flucht bereit!“

* *
*

Sie machten sich beide zur Höhle auf, um die anderen zu suchen.

„Was ich im Verkehr mit Ihnen als ein besonderes Glück empfinde,“ begann Dimitri, als sie wanderten, „das ist Ihr Verständnis! Was man anderen gegenüber noch lange erklären und verteidigen müßte, erfassen Sie sofort, noch ehe es ganz ausgesprochen ist. Und nicht nur das — Sie knüpfen auch daran an und sagen mir Neues, an das ich selbst noch gar nicht gedacht hatte.“

„Aber das geht mir bei Ihnen ja gerade so!“ sagte Irene erfreut. „Und doch fühle ich, daß noch ein ganzer Berg von Unausgesprochenem zwischen uns liegt!“

Er nickte voll Eifer. „Nicht wahr! — Jedesmal, wenn Sie fort sind, fiel mir ein: das und das wolltest du ihr noch sagen! Aber es ist merkwürdig, sobald ich bei Ihnen bin, ist alles vergessen.“

„Wir wollen es uns das nächste Mal aufschreiben,“ tröstete sie. „Was möchten Sie denn nun zuerst von mir wissen?“

„Warum Sie gestern so traurig waren!“

„Weil ich mein Kind nicht bei mir habe,“ sagte sie einfach.

„Sie haben ein Kind?“ fragte er erstaunt.

„Ja, einen neunjährigen Knaben!“

„Und man hat ihn Ihnen fortgenommen?“

„Man hat ihn ins Kadettenkorps gethan!“

„Aber das ist ja —!“ sagte er scharf.

Sie blieb stehen und sah ihn an. „Es wird wohl unrecht sein, daß ich so empfinde, aber Sie haben mir eben sehr wohl gethan! Und da wir doch einmal darüber sprechen müssen, so geschieht es am besten heute, denn ich habe heute so viel frohe Kraft in mir, daß ich selbst darüber, glaube ich, ruhig sprechen kann. Mein Mann meinte also, ich verzöge das Kind zu sehr; es ist sehr zart, und mein Mann wünschte es abzuhärten. Außerdem vernachlässigte ich meine gesellschaftlichen Pflichten und, wie mein Mann behauptete, auch ihn, über das Kind. So gab er es in das Korps.“

Dimitri schüttelte den Kopf. „Ich glaube nicht, daß Sie ein Kind verziehen, und dann mit dem Abhärten — jeder verträgt das Abhärten nicht!“

„Nein, jeder verträgt es nicht!“ Wie sie das sagte ...

„Ich zum Beispiel nicht! Ich habe mir in einer ähnlichen Erziehungsanstalt, in der, nebenbei gesagt, meine Kinderseele nach Liebe geschrien hat, meine Anlage zur Schwindsucht geholt!“

Sie sah ihn mit großen erschreckten Augen an.

Er lenkte sofort ein. „Es sind in Rußland wahrscheinlich viel ungünstigere Verhältnisse als hier. Aber trotz alledem, ich holte mir das Kind zurück! Lassen Sie sich doch nicht unnütz quälen!“

In ihrem Gesicht kämpfte eine große hoffnungslose Traurigkeit mit dem Abglanz der vorigen Freude. „Wissen Sie,“ sagte sie ganz leise, „worunter ich am meisten leide? Sie werden vielleicht darüber lachen, aber es ist doch nun einmal so. Seine kleine Seele entgleitet dort mir, er ist nun gar nicht mehr recht mein Kind! Wenn er in den Ferien heimkommt, dann ist etwas so Wunderliches zwischen uns — etwas, was sich nicht greifen läßt — eben das Korps! Ich lebe ja nicht mehr mit ihm! Er hat Freunde, die ich nicht kenne, Kleider, die ich ihm nicht genäht habe, Bücher, die ich nicht aussuchte, und wenn ich ihn nach etwas, das mich interessiert, frage, so sagt er: ‚Mutter, das verstehst du nicht,‘ oder gar: ‚Darüber dürfen wir nicht sprechen!‘ Und sehen Sie — dann könnte ich mich auf den Boden werfen vor Weh. Sie verstehen das wohl nicht; es ist gewiß sehr kindisch,“ sagte sie fast flüsternd.

„Ich verstehe das, und es ist durchaus nicht kindisch,“ antwortete er tiefernst.

„Und dann bin ich darüber krank geworden, und wäre ich daheim geblieben, so wäre ich sicher daran gestorben!“ Sie sagte das alles in derselben einfachen, rührenden Weise. „Und sehen Sie, darum möchte ich Ihnen die Hände drücken, weil Sie so gut zu mir sind und mich darin verstehen. Denn den anderen durfte ich gar nicht damit kommen, dann lachten sie.“

„Wer sind denn diese ‚anderen‘?“

„O, alle! Meine Freundinnen, unsere Verwandten. Viele von ihnen haben ja auch ihre Kinder weggeben müssen, aber ich weiß nicht, ihnen hat es nicht viel ausgemacht! Sie sagen, daß ich das nicht verwinden kann, das sei überspannt und krankhaft, und mein Mann wurde zuletzt ganz ungeduldig.“

„Ich will Ihnen einmal etwas sagen,“ sagte Dimitri mit starker Stimme, „die anderen, Ihre guten Freunde, das sind die Überspannten und Kranken, Sie aber empfinden natürlich und sind somit die Gesunde!“

Sie sah ihn glücklich an. „Sehen Sie, wieviel Sie mir geben! Und dabei sagen Sie immer, Sie seien arm und hätten nichts. Sie wissen gar nicht, wie reich Sie sind!“

„Ja,“ antwortete er, „das macht, weil ich mir selbst jetzt wie erlöst vorkomme; da sind alle guten Kräfte, die vorhin gebunden lagen, thätig und frei!“

„Das macht unsere schöne Kameradschaft!“ sagte sie, und die alte Freude breitete sich über ihr Gesicht.

„Es ist zum erstenmal, daß ich an derlei glaube," antwortete er träumerisch, „glaube ich aber, so bin ich zähe!"

Vom Wagen her riefen Sassen und Sonja und drängten zur Abfahrt.

„Haben Sie mit ihm gesprochen?" flüsterte Sonja der jungen Frau beim Einsteigen zu.

Das hatte Irene ganz vergessen. Sie wollte ihm ja auch noch eine Frau verschaffen!

„Nein," sagte sie reuevoll. „Es ging vorhin leider nicht, denn er berührte ein ganz anderes Thema, aber nachher komme ich sicher noch darauf zurück."

Die Kleine weigerte sich, neben Frau von Rhontal zu sitzen, wohl weil sie hoffte, auf diese Weise an Dimitris Seite zu kommen, aber der junge Russe nahm den nun leer gewordenen Platz neben Irene ein. Der Rückweg war stiller als die Hinfahrt, aber ebenso schön. Man fuhr zuerst den Kamm des Berges entlang und sah den Vollmond hinter dem Walde aufgehen; auf den Wiesen stand in Rudeln das Wild, und in der Ferne lachte der Kuckuck. Der wundervolle Zauber der Sommernacht bereitete sich vor. Stern an Stern leuchtete an dem schwarzblauen Himmel auf, und der Mond warf seine silbernen Schleier über die Holzstöße am Wege, über Busch und Baum.

Nichts giebt dem menschlichen Herzen traumhafteren Frieden als eine Sommernacht mit ihrem Sternenhimmel — das fühlten auch die vier. Ihre Ausgelassenheit war dahin, aber auch ihr Kummer war ihnen genommen. Schweigend gaben sich ihre Seelen dem Zauber des Augenblickes hin.

Man fuhr an stillen Wassern vorbei, in denen sich die Sterne badeten. Strich der Nachtwind darüber hin, so begannen sie zu tanzen, und es schien dann, als wollten sie ihre stummen, feierlichen Brüder dort oben necken.

Im Walde war es ganz dunkel, Glühkäfer schwebten unter den Bäumen hin, und undeutlich schimmerte vor dem Wagen die weiße Chaussee. Da lehnte sich Irene, die bis dahin den Arm auf den Wagenschlag gestützt hatte, in die Kissen zurück, und ungewollt von beiden lag sekundenlang Dimitris Arm um ihren Leib. Beide zuckten zusammen; Irene machte eine schwache Bewegung, so, als wollte sie sich aufrichten, vermochte es aber nicht. Sie fühlte den wilden Schlag ihres Herzens bis zum Halse hinauf, etwas Übermächtiges, Unerklärliches durchschauerte sie. Ihr war, als hörte sie wie aus weiter Ferne die Stimmen der anderen.

„Wollen wir nicht aussteigen?" fragte sie mit verändert klingender Stimme.

Man kam ihrem Wunsche gern nach und ging die paar Schritte an den Waldsee hinunter.

Auch hier lag die große, feierliche Stille, vor der selbst die Schwatzhaftigkeit der kleinen Sonja verstummte.

Es ging steil bergab, und die Herren stützten die Damen, während der Wagen langsam vorausfuhr. Glühkäfer erhellten den Weg, und die braune Sonja fing einen nach dem anderen und setzte sie in ihr dunkles Haar.

„Warum gehen Sie so selten mit Fräulein Sonja?" fragte Irene, Dimitris Hand kaum berührend.

„Ganz, wie Sie befehlen!" antwortete er förmlich.

„Ich glaube, sie ist wertvoller, als es zuerst den Anschein hat, und es muß sie auf die Dauer verletzen, daß Sie sich gar nicht um sie kümmern."

Er verbeugte sich schweigend.

„Versuchen Sie es nur einmal, sie kennen zu lernen!" Irene sprach hastig. „Es würde mich interessieren, Ihr Urteil über das junge Mädchen zu hören!"

„Fräulein Sonja," rief Dimitri den Vorausgehenden zu, „warum gehen Sie eigentlich nie mit mir?" Er wandte sich ihr zu. „O, wie reizend sehen Sie aus! So dachte ich mir Titania, die Elfenkönigin!"

Sonja wurde purpurrot. „Warum verspotten Sie mich?" fragte sie ärgerlich.

Er gesellte sich zu ihr und legte beteuernd die Hand aufs Herz. „Sehe ich nach Spott aus?"

„Ihnen traue ich alles zu!" sagte das junge Mädchen.

„Ob es gut ist, das junge Volk allein vor uns zu lassen?" flüsterte der Gutsbesitzer. „Die Kleine hat den ganzen Tag kein Auge von ihm verwandt."

„Sonja ist siebenundzwanzig Jahre alt," sagte Irene kalt, „da pflegt ein Mensch für sich einstehen zu können."

„So meine ich das nicht, verehrtes Oberhummelchen," lächelte der Gutsbesitzer, „aber mir thut das nette Mädel leid! Jetzt vergißt sie wohl noch — man muß ihr aber nicht gerade Gelegenheit geben, sich noch mehr die Flügel zu verbrennen."

„Nun, vielleicht wird etwas aus der Sache!" sagte Irene, das Thema abbrechend.

„Erzählen Sie mir, bitte, einmal etwas von Ihren Kindern — wie erziehen Sie sie?" frug sie ihn.

„Mit Strenge, hinter der die Liebe steht," ging er vergnügt auf das angeschlagene Thema ein. „Wild sein dürfen sie, soviel sie wollen, das zu verbieten halte ich für puren Egoismus der Erwachsenen."

„Es sind wohl sehr gesunde Kinder?"

„O ja, danke!" Er lachte. „Von der Möbelausstattung meiner Frau ist nicht viel mehr ganz."

„Würden Sie Ihre Kinder jemals aus dem Hause thun?" fragte sie unvermittelt.

„Um Gottes willen, gnädige Frau, wie kommen Sie darauf?"

„Nun — zum Beispiel ins Kadettenkorps. Die Mannszucht soll dort so ausgezeichnet sein."

„Kinder brauchen Mutterzucht, keine Mannszucht. Das fängt mit achtzehn Jahren früh genug an. Im übrigen habe ich gar nichts gegen die Korpserziehung in manchen Fällen, durchaus nichts. Soldatensöhne aus kinderreichen Familien, Halbwaisen sind dort vorzüglich aufgehoben, vorzüglich, gnädige Frau — natürlich bleibt es immer ein Notbehelf!"

Um Irenes Mund zuckte es bitter. „Sie scheinen gar nicht zu wissen, wie überspannt und sentimental Ihre Ansichten sind!" sagte sie.

Er sah erstaunt in ihre schönen, traurigen Augen. Zum erstenmal war sie ihm ein Rätsel. Warum ist sie nur heute so sprunghaft und launisch? dachte er. „Wollen wir dem Pärchen vor uns einmal eine Überraschung bereiten?" ging er auf ein anderes Thema über. „Ich weiß hier eine steil bergab führende, wenig bekannte Treppe. Wenn wir sie benutzen, sind wir in zehn Minuten vor dem Sanatorium, während die beiden Herrschaften vor uns noch mindestens eine halbe Stunde zu gehen haben. Ihr Erstaunen wird groß sein, wenn sie uns, die sie weit hinter sich wähnen, unten schon vorfinden. Wollen wir?"

Irene war es zufrieden. Er führte sie vorsichtig die schmale Treppe hinunter, die rechts und links von blühendem Schlehdorn eingefaßt war. Sorgfältig räumte er ihr allzu vorwitzige Zweige aus dem Wege. Unter ihnen blitzten die Lichter des Sanatoriums auf.

„Das war ein schöner Tag!" sagte er aufatmend, als sie auf der Chaussee angelangt waren.

„Die beiden Herren haben für das Beste, die Stimmung, gesorgt," dankte Irene. „Wie reizend war überall das blumengeschmückte Tischlein deck dich!"

Er verbeugte sich in seiner ritterlichen Art. „Eine recht geringe Abschlagszahlung für das, was wir erhielten, gnädige Frau! Sie haben die Gabe, allen, die mit Ihnen in Berührung kommen, gute Gedanken zu geben, und gute Gedanken machen froh und leicht! Ich werde noch lange wie auf Federn gehen in Erinnerung an diese Zeit!"

Wieder glitt dieses eigentümliche bittere Lächeln über ihr Gesicht. Er sah es nicht, denn er beugte sich über die Hand, die sie ihm reichte, und zog sie ehrerbietig an die Lippen.

„Wissen Sie, warum ich Sie am meisten beneide? Um Ihre heitere Gelassenheit! Sie sind eine Natur im Goethischen Sinne. Wo hätten Sie sonst diese Reife bei Ihren sechsundzwanzig Jahren her? Ich bin jetzt mit vierzig noch nicht so weit!"

Irene lachte hell auf. „Sehen Sie, das macht meine Herzenskälte!" sagte sie spottend. „Haben Sie nicht gehört, wie neulich bei Tisch der Dresdener Herr von der ‚kühlen Blonden' sprach."

Und wieder sah er sie an. Es war etwas in ihrem Ton, das er nicht kannte und das ihm nicht in ihr Wesen hineinzupassen schien. Sie besaß jene seltene geheime Schönheit, die nicht jeder begriff, eine Schönheit, die verlockt und beruhigt zugleich, eine Schönheit, die man nicht vergessen kann. Sauve qui peut! dachte der Gutsbesitzer.

Sonja und Dimitri wurden auf der Chaussee sichtbar, sie blieben öfters stehen und sahen den Weg zurück.

„Hierher!“ rief der Gutsbesitzer und winkte mit dem Taschentuch.

Beide kamen eilig näher.

„Sind die Hummelchen geflogen?“ fragte Dimitri erstaunt, und er sagte das so drollig, daß alle lachten.

Am Park kam ihnen der Doktor entgegen. „Es ist elf Uhr, meine Herrschaften! Ich bitte, ein anderes Mal pünktlicher zu sein!“

„Es ist Juni, Herr Doktor, ich bitte, uns nicht in den Winter zu versetzen!“ lachte Irene.

Ihre Augen strahlten, ihre Wangen glühten.

Kopfschüttelnd sah ihr der Arzt nach, wie sie leichtfüßig dem Hause zuschritt.

* * *

In der Nacht wurde der Arzt zu einer Kranken ins Dorf gerufen. Er kam zu spät; er konnte nur noch der Sterbenden die Augen zudrücken und die Hinterbliebenen trösten. Es war die blutjunge Frau des Lehrers. Er kannte sie noch aus der Mädchenzeit — so ein dralles, herausfordernd lustiges Ding. Und nun ausgelöscht — gestorben im ersten Wochenbett.

Das war wieder das Medusengesicht des Lebens, Rätsel über Rätsel! Er ging durch die Nacht heim; das Dorf schlief. Es war eine Sommernacht von beunruhigender Schönheit. Daheim trat er still, ohne Licht anzuzünden, an sein Fenster und sog tief die warme, berückende Luft ein.

Ihm kam es jedesmal hart an, wenn er erfahren mußte, daß sein Wissen Stückwerk sei.

Vom Dorfkirchturm schlug es ein Uhr, da trat er plötzlich in sein Zimmer zurück und blieb beobachtend hinter der Gardine stehen. Drüben aus Irenes Zimmer leuchtete ein matter Lichtschein, und er sah die junge Frau, ihm abgewandt, am Fenster stehen.

Er folgte der Richtung ihrer Augen und beugte sich unwillkürlich weiter vor. Auf dem Balkon vor dem Zimmer des jungen Russen stand eine dunkle Gestalt und blickte unbeweglich zu Irenes Fenster hinüber. Leise zog der Doktor die Gardinen zu und setzte sich auf sein Sofa.

Und zum zweitenmal mußte er erfahren, daß sein Wissen Stückwerk war und daß sein bestes Wollen durchkreuzt wurde durch die unberechenbare Macht des Schicksals.

* * *

In Irenes Verkehr mit dem jungen Russen war eine Wandlung eingetreten, die den anderen entging, sich aber den beiden um so fühlbarer machte. Ein reizbarer Ton hatte sich, keiner wußte wie, in ihre junge Freundschaft geschlichen, der dem harmlosesten Wort geheime Spitzen verlieh. Man saß wie sonst abends im Mondenschein auf der Terrasse und lachte wie sonst. Aber das Lachen hatte etwas Verdecktes, Gewaltsames, und die Scherzworte klangen nicht mehr so aus der Seele heraus, so froh. Auf den Spaziergängen ging Irene mit dem Gutsbesitzer, und der brave Herr Hummel III, der jetzt selber glaubte, daß „etwas aus der Sache würde“, ließ es sich gern gefallen.

Denn Sonja und Dimitri schienen unzertrennlich zu sein. Er erwies ihr tausend kleine Aufmerksamkeiten, die er sonst Irene erwiesen hatte, er begleitete sie auf dem Klavier, wenn sie sang, und pflückte ihr die roten Beeren der Ebereschen für ihr schwarzes Haar.

Irene beachtete die beiden kaum, und wenn Dimitri dann und wann einmal auf den Spaziergängen zurücksah, so erblickte er sie stets im eifrigen Gespräch mit ihrem Begleiter. Dieser wurde Irene immer sympathischer. Er war eine prächtige, kerndeutsche Natur, der Gutsbesitzer, gutmütig, grundehrlich und von jener echten Noblesse und Ritterlichkeit, die den Herren der vorigen Generation einmal eigen war. Für ihn existierte die Welt nur so, wie er sie durch seine rosige Brille sah, und sein Optimismus wirkte auch ansteckend auf seine Umgebung. Der ärgerlichsten Sache wußte er eine komische Seite abzugewinnen, und gerade sein Humor war es, der in dieser etwas kritischen Zeit die Hummelchen zusammenhielt. Denn auch die kleine Sonja schien sich in einem nervösen Übergangsstadium zu befinden und war eine drollige Mischung von Kopf- und Herzweh.

Abends schlich sie meist noch auf Irenes

Zimmer und erzählte dieser haarklein, wie weit sie mit dem Russen sei.

„Er ist so schrecklich verschlossen in Bezug auf sich!" meinte sie, „aber er scheint es sehr gern zu hören, wenn ich plaudere. Da lacht er immer! Ist das wohl ein gutes Zeichen?"

„Ein sehr gutes!" sagte Irene.

„Und neulich abends, als es so glitscherig war nach dem Regen, da bot er mir den Arm, und ich glaube sicher, er hätte sich erklärt, wenn Sie uns nicht gerade in dem Augenblick herangerufen hätten."

„O, das thut mir leid!" bedauerte Irene.

„Ich habe Mama schon etwas davon geschrieben," berichtete die kleine Diplomatin, „sie will in der nächsten Woche herkommen, das macht einen besseren Eindruck!"

Irene nickte. „Dann bin ich nicht mehr da!"

Sonja hatte es überhört. Sie warf die Arme in die Luft. „Ach, gerade Rußland! Das ist so himmlisch exotisch! Na, überhaupt — ich glaube, ich würde sterben, wenn ich nun nicht bald heiratete!"

„Nun," sagte Irene mit seltsam klingender Stimme, „das denke ich mir für ein Mädchen wie Sie recht einfach! Warum heiraten Sie zum Beispiel nicht den Dresdener Maler?"

„Der Russe ist besser!" antwortete die Kleine pfiffig. Sie warf Irene ein paar lustige Kußhände zu und verschwand, denn nebenan klopfte es schon wieder vernehmlich.

Irene sah ihr mit starren Augen nach. Und zu der habe ich ihm geraten! dachte sie.

Als Irene am Nachmittag darauf in des Doktors Sprechstunde ging, sah sie beim Eintritt in das Zimmer ein Couvert mit der Handschrift ihres Mannes auf des Arztes Schreibtisch liegen. Der Doktor legte im Vorbeigehen ein Buch darüber, aber sie wußte, sie hatte recht gesehen.

„Führen Sie Briefwechsel mit meinem Manne?" fragte sie beklommen.

„Ihr Herr Gemahl erkundigt sich dann und wann nach Ihrem Befinden," sagte der Doktor obenhin.

Sie ging, nachdem er sie so sorgfältig wie gewöhnlich elektrisiert hatte, in das Musikzimmer hinüber: Warum mag er so ernst zu mir sein? fragte sie sich grübelnd.

Aus dem Musikzimmer klang Sonjas helle Stimme. Dimitri begleitete sie, und bis in den Eßsaal hinein hörte man ihr lustiges Geplauder.

Irene trat ein und setzte sich grüßend an den Tisch, an dem schon der Maler und der Gutsbesitzer saßen.

> Was mich beängstigt bei Tag und bei Nacht
> Zu sehr, als daß ich's beschriebe,
> Was mich so fromm, so selig macht,
> Sie sagen, es sei die Liebe!

sang gefühlvoll die kleine Sonja.

Der Gutsbesitzer warf Irene einen bezeichnenden Blick zu.

Sie nickte lächelnd. „Schon perfekt?" fragte sie.

Er machte eine vielsagende Handbewegung.

„Singen Sie doch noch einmal ‚La Foletta'," bat der Maler hinter Sonjas Stuhl tretend.

Sie nickte ihm zu und begann trällernd das Liedchen.

„Wie wäre es mit einer Partie Halma?" fragte der Gutsbesitzer und schob Irene die Figuren hin.

Irene stellte auf.

„Schwarz oder weiß, gnädige Frau?"

„Schwarz."

„Schwarz fängt an!"

Irene that einen Zug.

> Du lachst vielleicht und magst dich weiden,

sang Sonja,

> Ja weiden, an meinen Leiden!
> Doch hüte dich, daß einst die Zeiten
> Dir nicht dasselbe Los bereiten!

„O Verzeihung!" sagte Irene und stellte die umgeworfenen Figuren wieder auf.

> Oft ist in Täuschung befangen,
> Wer lachend angefangen ...

„Gnädige Frau, Sie kommen!" mahnte Sassen.

„Entzückend!" rief der Maler und beugte sich zum rosigen Ohr der Sängerin herab.

Dimitri ging an das Fenster und sah hinaus.

„Ich werde es dem Doktor sagen," rief der Gutsbesitzer gutmütig, „daß Sie sich so erhitzt an das offene Fenster stellen!"

Der Russe zuckte die Achseln.

„Fräulein Sonja, leiden Sie das?"

„Hummelchen II, gehen Sie vom Fenster weg!" befahl Sonja lachend.

Er salutierte und kam zu dem Tisch hinüber.

„Mein Gott, sind Sie nicht wohl?" Der Gutsbesitzer stand auf und trat auf Dimitri zu, der sehr bleich aussah.

„Ganz wohl!" lächelte der Russe.

Irene warf ihm einen flüchtigen Blick zu. „Was wollen Sie nur, Herr von Sassen? er sieht ja prächtig aus! Man kann ihn doch nicht in Watte wickeln!" Und spöttisch summte sie Sonjas Liedchen vor sich hin:

> Was mich so bleich, so traurig macht,
> Sie sagen, es sei die Liebe!

Er sah sie an. Dann drehte er sich um und ging hinaus.

„Ich glaube, Sie haben ihn gekränkt!" sagte der Gutsbesitzer bedauernd.

Irene hob nachlässig die Schultern. „Mein Gott, wie kann man immer wissen, was diese jungen Herren beleidigt!"

Und wieder leuchtete nachts das einsame Licht von Haus zu Haus.

* *
*

Am Tage darauf hatte der Maler gebeten, den Damen sein neuestes Bild zeigen zu dürfen. Man war mit Freuden darauf eingegangen. Auch der Doktor schloß sich der kleinen Karawane an, die bis unter das Dach des Badehauses stieg, denn dort hatte sich der Dresdener „Brummer" sein Atelier eingerichtet. Kleine hübsche Skizzen aus der Umgegend hingen an den Wänden, und eine große Staffelei stand, den Eintretenden abgewandt, am Fenster.

Der Künstler war damit beschäftigt, sein Bild in die rechte Beleuchtung zu rücken, wobei er sich von Sonja helfen ließ. Er war in den letzten Tagen kaum zu den Mahlzeiten heruntergekommen, so fleißig hatte er gearbeitet.

„Wenn mich mal die Stimmung packt, das muß ausgenutzt werden!" entschuldigte er sich bei dem Doktor, der ihm Vorhaltungen machte. Sein Gesicht glühte vor Eifer und Künstlerstolz.

„Bitte, meine Herrschaften, noch dürfen Sie nicht hersehen! Ich rufe dann schon, es ist gleich so weit."

Er dämpfte das grell hereinflutende Mittagslicht, schraubte die Staffelei etwas höher und stellte einen blaßblauen Rhododendron-Strauch seitlich neben das Bild.

Irene, Dimitri und der Doktor standen am Fenster, und der Doktor beschrieb ihnen einen Waldweg zu einem in der Nähe liegenden Aussichtsturm. „Goethe ist denselben Weg gegangen," schloß er.

„Wie schade, daß ich die Partie nicht mehr mitmachen kann," sagte Irene in bedauerndem Tone. „Ich muß Ende der Woche an die Heimkehr denken, der Ärztetag ist in Aussicht, und da treten mancherlei gesellschaftliche Verpflichtungen an uns heran."

„Sobald schon?" fragte der Doktor. „Wie traurig, wir werden Sie alle sehr vermissen! Ich freue mich wenigstens, daß Ihnen der Aufenthalt doch noch zum Schluß von Nutzen war."

Irene nickte ihm lächelnd zu. „Ich habe Ihnen wohl sehr viele Mühe gemacht, lieber Herr Doktor?"

Sein ernstes Gesicht erhellte sich. „Nun, wie man es nehmen will, gnädige Frau!"

Irene streifte Dimitri mit einem flüchtigen Blick. Er sah sie starr mit weitgeöffneten Augen an.

„Meine Herrschaften — jetzt ist's Zeit!" rief der Maler einladend.

Der Doktor bot Irene den Arm, und man ging zu dem Bilde hinüber. Es stellte das Märchen vom Froschkönig dar und zwar in dem Augenblick, als die Königstochter, die reizend in ihrem herben Mädchentrotz erfaßt war, dem draußen harrenden Frosch verächtlich den Eintritt in ihr Zimmer verweigert.

„Das war in jener Zeit, wo das Wünschen noch geholfen hat," erklärte der Maler. „Und später verwandelte sich dann der Frosch in einen jungen Königssohn."

Sonja entzifferte neugierig den Vers, der in der Ecke des Bildes stand und las ihn vor.

> Königstochter, jüngste, mach mir auf,
> Weißt du nicht, was gestern
> Du zu mir gesagt
> Bei dem kühlen Brunnenwasser?
> Königstochter, jüngste,
> Mach mir auf!

„Warum sollte sie ihm denn aufmachen?" fragte Sonja, die das Märchen nicht kannte.

„Er hatte ihr ein goldenes Spielzeug, an dem ihr Herz sehr hing, aus dem tiefen

Brunnen geholt, und sie versprach zur Belohnung dafür, ihn fortan wie ihren lieben Gesellen zu halten. Sie glaubte, er sei nur ein dummer Frosch, mit dem man seine Kurzweil treiben könnte und dem man nicht Wort zu halten brauchte, und sie wußte nicht, daß er eine lebendige Seele besaß!" Der Maler sah Sonja tief in die Augen. „So kam der verwunschene Frosch am anderen Morgen, erinnerte an ihr freiwillig gegebenes Versprechen und begehrte Einlaß."

„Und erhielt ihn?"

„Gewiß! Die Prinzessin zwar wollte zuerst nicht, aber ihr Vater sagte streng: ‚Wer dir in der Not beigestanden hat und wessen Leid du dir hast klagen lassen, den darf man hernach nicht verachten!' So mußte sie ihn mit an ihr goldenes Tischlein nehmen und ihm aus ihrem Tellerchen zu essen geben."

„Und wie er sich dann in einen Königssohn verwandelte, wurde sie da seine Königin?"

„Nun natürlich!" sagte der Maler lächelnd, „wen man erlöst hat, den darf man doch hernach nicht verlassen!" —

Man stand noch lange plaudernd vor dem Bilde. Als aber der Doktor sich nach Irene umsah, war sie verschwunden.

* *
*

Der Sonnabend, der Tag von Irenes Abreise, war da. Sie wollte den Abendschnellzug benutzen, der gegen elf Uhr in Leipzig war. Ihre Koffer standen gepackt, Papiere lagen herum, das Zimmer trug schon den frostigen, unwohnlichen Eindruck des Verlassenwerdens. Sie stand in einem dunkeln Alpakakleide, das ihrer schlanken Gestalt etwas Königliches verlieh, an ihrem Schreibtische und gab dem Mädchen die letzten Aufträge. Ihr Gesicht war marmorkalt und marmorschön.

Unten im Park über den grellbeschienenen Kiesweg gingen Sassen und Dimitri vorüber, sie hörte bis zu sich herauf das breite, behagliche Lachen des Gutsbesitzers.

Dimitris Gesicht trug wieder die alte ungesunde, bleiche Farbe, er rauchte eine Cigarette nach der anderen, und sie spürte den feinen, aromatischen Duft bis in ihr Zimmer. In ihrem stolzen, kalten Gesicht zuckte keine Muskel.

Die beiden Herren gingen durch die Anlagen hindurch, am Badehause vorüber, dem Dorfe zu.

„Sie schwenkte halt ein wenig zu rasch und offenkundig mit ihrer Gunst auf denjenigen ein, den sie in Aussicht nahm. Ich verstehe schon, daß das leicht ernüchtert," sagte der Gutsbesitzer.

„Aber ich bitte Sie," verteidigte Dimitri ritterlich die kleine Sonja, „sie ist **nur** ein offenherziger Charakter! Mein Gott, jeder Commis will einmal Prinzipal, jeder Leutnant Hauptmann werden. Ich finde nichts dabei, daß sie heiraten will. Ich für meine Person habe nur die unbegreifliche Eitelkeit, nicht ‚ein Mann', sondern ‚der Mann' sein zu wollen."

„Der Maler hat diese unbegreifliche Eitelkeit gottlob nicht!" lachte der Gutsbesitzer.

Irene sah den beiden Herren nach, wie sie plaudernd den Weg zum Dorfe hinunterschritten. Als sie eine Viertelstunde vom Sanatorium entfernt waren, drehte sie sich plötzlich um und verließ das Zimmer.

Sie ging den langen Korridor hinunter bis über die Treppe zum Badehause, von hier aus verband eine Wandelhalle den Teil des Gebäudes mit dem Seitenflügel. Sie ging die Wandelhalle hinunter. Um sie her war alles leer und still, die Patienten befanden sich meist auf Nachmittagsausflügen. Unaufhaltsam schritt sie vorwärts. Nun war sie drüben. Sie stieg die Treppe hinauf und traf oben im Korridor auf das Zimmermädchen.

„Für Juli haben sich Verwandte von mir angesagt, ich möchte ein größeres Zimmer mit Balkon für die Damen besichtigen, wollen Sie mir, bitte, eins aufschließen."

„Das trifft sich gut, gnädige Frau! Die besten Zimmer hier hat der russische Herr Baron, und der ist gerade fortgegangen. Darf ich bitten!" sagte sie vorangehend und das Zimmer öffnend.

Irene trat auf die Schwelle und schloß die Thür hinter sich. Sie befand sich in Dimitris Zimmer. Sie horchte auf den sich entfernenden Schritt des Mädchens, ihre großen, sehnsuchtskranken Augen gingen über die Gegenstände in dem dämmerigen Gemach

hinweg. Wie eine Schlafwandelnde zog es sie vorwärts. Ihre Hände glitten über die Lehnen der Stühle hin, wie liebkosend, ihre Augen suchten den Balkon. Dort — an jenem Pfeiler hatte er Nacht für Nacht gestanden.

Nun stand sie auf der Schwelle zum Schlafzimmer. Peinlich ordentlich sah es darin aus. Elegante Toilettengegenstände lagen auf einem runden Tisch, davor eine große, ledergepreßte Briefmappe. Und auch über diese Briefmappe hin glitt ihre schmale liebkosende Hand.

Nur über dem Bett lag die Decke in Unordnung, und man sah, daß dort kurz zuvor jemand unruhig gelegen haben mußte.

Wie ein krankes Kind — leise, ganz leise vor Sehnsucht wimmernd, sank Irene vor dem Bette nieder und küßte scheu und inbrünstig die Stelle, wo der liebe Kopf den deutlich sichtbaren Eindruck hinterlassen hatte. Dann verbarg sie ihr Gesicht in den Händen und weinte bitterlich.

Sie überhörte das Öffnen der Thür, sie sah nicht die wie erstarrte Männergestalt.

Dann kniete jemand neben ihr.

„So kommst du zu mir — so schleichst du dich heimlich in mein Zimmer“ — er schüttelte wie in irrer Seligkeit ihre Hände — „und alles das, weil du mich hassest!“

Über ihr Gesicht ging fahle Blässe. Sie lehnte den Kopf an den Pfosten des Bettes und wurde ohnmächtig.

Seine tiefsten, qualvollsten Seelenlaute weckten sie. „Mein alles, mein Weib, wenn du stirbst, so sterbe ich auch — Komm zu dir!“

Sie sah ihn starr an.

„Hörst du mich jetzt? Weißt du, wo wir sind? — Sie dürfen uns hier nicht finden! Steh auf, geh jetzt in dein Zimmer und ordne alles, und dann kommst du mit mir.“

Immer noch starrte sie ihn an.

„Ich bringe dich zu meiner Mutter, ich bringe dich, wohin du willst. Magst du meine kalte Heimat nicht — ich baue dir ein Nest an den blauen Fluten der Adria — Irene, Geliebte, sprich ein Wort!“

Todtraurig sah sie ihn an.

„Dort werden wir beide gesunden! Schüttle nicht den Kopf — wir werden es! — Was willst du daheim, in deinem goldenen Käfig? Komm mit mir!“

Seine Augen bettelten, sein Mund befahl, es war eine lodernde Kraft in ihm, die sie nie an ihm gekannt hatte.

Und sie dachte ihrer furchtbaren Einsamkeit, und sie dachte des Kindes, das man ihr genommen hatte, und wilder Trotz überkam sie: Wozu dorthin zurückkehren?

Und wieder fragte er mit seinem unbeschreiblichen Lächeln: „Warum küssest du denn mein Bett, wenn du mich hassest —?“

Da war es mit ihrer Kraft vorbei. „Ich komme!“ sagte sie tonlos.

Sie besprachen das Notwendige. Sie solle erst morgen fahren und dann zu Verwandten gehen, um von dort aus alles zu erledigen. Er wolle sich inzwischen Nachurlaub erwirken, seinen Abschied einreichen und seine beiden Güter verkaufen. Sobald sie frei war, wollten sie nach dem Süden gehen. Wie ein rauschender Strom gingen seine Worte über Irene hin, sie versprach alles. „Also du fährst morgen zu deinen Verwandten nach Frankfurt, von dort aus hole ich dich ab,“ war sein Letztes.

Sie ging den langen Korridor wieder zurück, die Wandelhalle entlang, wie eine Schlafwandelnde.

Die Dämmerung brach herein, und vor ihrer Thür begegnete ihr der Hausdiener.

„Das Gepäck ist schon auf dem Bahnhofe, gnädige Frau,“ meldete er.

Mag es dort bleiben bis morgen! dachte sie. Sie öffnete die Thür und trat ein. Mitten im Zimmer stand der Doktor. Sie sah ihn mit fiebernden Augen an. „Ich fahre erst morgen, Herr Doktor!“ sagte sie.

Er zog ihren Arm durch den seinen. „Darf ich Sie noch einmal auf mein Zimmer bitten, gnädige Frau?“

Sie ging mit ihm. Sie bemerkte es kaum, daß er nicht zu seiner Wohnung hinüberging, sondern durch eine Seitenthür hindurch den Weg zum Bahnhofe einschlug. Erst als sie den gellenden Pfiff der Eisenbahn hörte, kam sie zu sich.

„Wohin wollen Sie — ich fahre nicht! Ich fahre erst morgen! Lassen Sie uns umkehren.“

Er sah sie tiefernst an. „Das wird Ihrem Kinde leid thun!“ sagte er.

„Meinem Kinde, meinem Kinde!“ stammelte sie.

„Ja, der kleine Kerl erwartet Sie heute abend auf dem Bahnhofe; Ihr Herr Gemahl hat ihn wieder ins Haus genommen!"

Sie zog ihren Arm aus dem seinen und lehnte sich taumelnd an den Zaun am Wege. „Das ist Ihr Werk!" sagte sie außer sich.

Wie eine Mutter so zart und vorsichtig nahm er wieder ihren Arm. „Kommen Sie, seien Sie tapfer, der Zug wartet nicht!"

Willenlos ließ sie sich fortziehen, in einem tobenden Kampf zwischen Qual und Glück.

Der Wartesaal war voller Menschen, man drängte und schob hastig durcheinander.

„Geben Sie mir einen Bogen und ein Couvert," bat sie mit entfärbten Lippen.

Traurig schob er ihr das Gewünschte hin; sie setzte sich an einen alleinstehenden Tisch dicht neben das Fenster.

Aber die kostbaren Minuten verrannen, und ihre zitternden Finger schrieben nichts. Draußen liefen die Gepäckträger auf und ab und schrien durcheinander. Kleine Mädchen boten den Abfahrenden Gebirgssträuße an, und der Kellner schob sich mit seinem Biertablett durch die Menschen.

„Einsteigen nach Erfurt — Jena — Leipzig!" rief der Schaffner zur Thür hinein.

Draußen donnerte der Zug in die Halle.

„Gnädige Frau!" mahnte der Doktor.

Sie beugte sich über das Papier, das naß war von ihren Thränen.

Es giebt ein Glück, ein Glück, das ohne Reu —! Irene.

Sie faltete den Bogen und steckte ihn in das Couvert; dann stand sie draußen.

Der Doktor hob sie in ein leeres Coupé. „Leben Sie wohl!" sagte er.

Sie streckte ihm den Brief hin. „Geben Sie das —" sie kam nicht weiter, sie brachte den Namen nicht über die zuckenden Lippen.

Er umschloß ihre Hand mit festem Druck. „Dem Baron Dimitri. — Verlassen Sie sich darauf, gnädige Frau!"

Krampfhaft umfaßte sie seine Hand. Er beugte sich nieder und küßte zweimal ernst und ehrfurchtsvoll die ihre.

„Abfahren!" rief der Stationsvorsteher.

Totenbleich und völlig erschöpft sank Irene in die Kissen zurück. Noch einmal winkte der Doktor grüßend, dann drehten sich die Räder, und es war alles vorüber. — —

Nach fünfstündiger Fahrt, die sie wie von bleiernem Schlaf umfangen verbracht hatte, lief der Zug in die Halle des Thüringer Bahnhofes in Leipzig ein. Irene erhob sich — es war die erste Bewegung, die sie seit der Abfahrt machte — und trat an das Fenster.

Auf dem Perron unter den vielen Menschen stand ein kleiner Junge. Er hatte einen blauen Sammetkittel an, in seiner Hand hielt er einen roten Rosenstrauß, und seine Augen leuchteten. „Mama!" rief er, die helle Stimme mächtig anstrengend — und noch einmal jauchzend: „Mama!"

* * *

An einem Sommertage im vorigen Jahre machte ich von Ilmenau aufwärts eine Tagestour durch die Thüringer Wälder. Der mir befreundete Arzt einer der dortigen Heilanstalten begleitete mich und war stolz darauf, sein schönes Heimatland im besten Lichte zeigen zu dürfen. Wir hatten einen der Porphyrfelsen erklommen, auf dessen Höhe ein Pavillon stand, köstliche Aussicht gewährend. Es war einer von jenen Tagen, an denen uns das Leid der Welt wie ein thörichtes Ammenmärchen erscheint, erfunden, um uns gruseln zu machen. Die fernsten Fernen schienen greifbar nahe, die Sonne lachte so hell, und die Thäler unter uns waren mit Glockenklang angefüllt. Denn es war Sonntag.

Da fiel mir auf dem kleinen Felsen uns gegenüber ein schlanker Obelisk auf, welcher aus den dunklen Tannen in tiefer Waldeinsamkeit aufragte. Fragend deutete ich darauf hin.

Des Doktors eben noch so heiteres Gesicht wurde ernst. „Dort liegt ein junger Russe begraben!" sagte er trübe. „Seine Angehörigen ehrten seinen letzten Wunsch und schickten ihm noch im vorigen Jahr den kostbaren Stein. Ich ließ ihn dann dort aufstellen."

„Wollen wir nicht einmal hinübergehen?" bat ich, seltsam angezogen. Nach einer halben Stunde hatten wir die Stelle erreicht. Ich war überrascht von der Schwermut und

Schönheit des Ortes. Eine kleine Waldwiese, die schlanke Buchen wie ein Tempel umstanden — mitten darin der Hügel. Am Kopfende das Denkmal, auf dem die Abendsonne lag. Ein paar Birken streiften mit ihren zitternden, schimmernden Fingern darüber hin, und weiße Kuhblumenflocken umsegelten es — sonst bewegungslose Stille.

Mühsam entzifferte ich die russischen Buchstaben.

„Er hat sich vor zwei Sommern an dieser Stelle erschossen,“ sagte der Doktor. „Es ist eine von jenen Geschichten, die uns Ärzten den Beruf verleiden können!“

Aufmerksam sah ich ihn an. Sein klares, charaktervolles Gesicht war wie von Schwermut verschattet. „Warum?“ fragte ich.

Er zuckte die Achseln. „Vor vier Jahren war er zum erstenmal hier. Er erlebte in dem Sommer eine traurige Geschichte. Ich dachte, ich würde ihn nie wiedersehen; doch schon im Frühling darauf kam er wieder und bezog sein altes Zimmer. Und dann hatte er sich eines Morgens erschossen. — Vielleicht war es die grenzenlose Trivialität und Roheit des Lebens, die ihn in den Tod trieb, denn er war einer von jenen, die es zu zermalmen pflegt — vielleicht etwas anderes. Sie wissen ja: ‚Die Teufel nennen es Höllenleid, die Menschen nennen es Liebe.‘“ Er seufzte und wandte sich ab.

Ich legte still meinen Waldblumenstrauß auf das Grab, und die Augen vor der Sonne schirmend, sah ich in das fruchtbare, schöne Land. Unter uns stürmte ein Bach zu Thal, und mir war es, als hörte ich aus seinem Rauschen das uralte Wiegenlied der Nornen, das sie der Menschheit von Anbeginn sangen — geheimnisvoll — erbarmungslos. In den Bäumen schwatzten und lärmten die Stare, rosige Wolken segelten durch die Luft. Ungeduldig knallte drunten auf der weißen Chaussee unser Kutscher mit der Peitsche.

„Wir müssen weiter!“ sagte der Doktor.

Da riß ich mich los.

Wir stiegen langsam bergab, und unterwegs erzählte mir der Arzt den Rest der traurigen Geschichte.

„Ich habe das Beste gewollt — ob ich recht that — es giebt Stunden, in denen ich daran zweifle.“

Von neuem ging die tiefe Schwermut über sein Gesicht.

Fern, schon in Dämmerung getaucht, grüßte das Städtchen Ilmenau herüber, und vom Gickelhahn her wehte es leise durch die Luft:

> Die Vögelein schweigen im Walde —
> Warte nur, balde
> Ruhest du auch.

Und wieder hörte ich aus dem Nebel am Bach den geheimnisvollen Gesang der Nornen.

Aus zwei Jahrhunderten deutscher Schauspielkunst.

Von

Felix Hollaender.

II.

(Nachdruck ist untersagt.)

Wir kehren zu Meister Döbbelin und der Berliner Bühne zurück und tragen nach, daß er es war, der Schröder nach Berlin zu einem Gastspiel gebracht hatte. Schröders Erfolg ist Döbbelin* bald unheimlich geworden, denn als der berühmte Gast 1780 das zweite Mal in Berlin auftrat, brach der Direktor kurzerhand das Gastspiel ab; er fürchtete, der Enthusiasmus des Publikums könnte ihm gefährlich werden, es könnte Vergleiche anstellen, die allzusehr zu seinen Ungunsten ausfallen würden. Aber der gute Mann hatte seine Selbstherrlichkeit als Theaterfürst denn doch ein wenig überschätzt. Die braven Berliner machten eines Abends einen Höllenspektakel im Theater. Döbbelin erschien totenbleich auf der Bühne. Aus dem allgemeinen Tumult dringt der eine Ruf: „Schröder, Schröder!“ gellend an sein Ohr. Als Döbbelin sich endlich Gehör verschafft, erklärt er in einer seiner grotesken Anstandsreden, daß er für ein neues Auftreten Schröders Sorge tragen werde. Eine ähnliche Scene hat sich in Berlin unter seiner Direktion noch ein zweites Mal ereignet; die nämlichen Excesse, der nämliche Ausgang.

Diesmal galt der energische Protest der Berliner gegen Döbbelins Eifersucht einem Schauspieler, der in den nächsten Jahren das künstlerische Interesse am stärksten in Anspruch nimmt. Es war dies Ferdinand Fleck, der, wie wir bereits erwähnt haben, 1779 nach Hamburg ging, um während eines kurzen und doch für seine künstlerische Laufbahn bedeutungsvollen Zeitraumes sich Schröders Leitung zu unterziehen. Er wird der Star des Berliner Theaters. Er hat in dem nämlichen Jahre seine Theatercarriere begonnen wie Iffland. Hatte dieser den großen Ekhof als Lehrmeister gehabt, so hatte er unter Schröders genialer Leitung die Erkenntnisse und die Errungenschaften der neuen Schauspielkunst in sich aufgenommen. Dennoch würde man fehlgehen, wenn man diesen merkwürdigen, immer von der Inspiration des Augenblicks abhängigen Künstler als einen direkten Schüler der großen Meister hinstellen wollte. „Er kam auf die Bühne und fühlte sich bei den ersten Schritten auf den Brettern wie zu Hause,“ sagt Meyer in seiner Schröder-Biographie. Es ist sicher, daß Fleck ohne die beiden großen Vorbilder, die eine Unsumme von künstlerischer Arbeit für ihn geleistet hatten, die ihm glänzende und fertige Resultate der Kunst übermittelten, nicht einen so schnellen Siegeslauf genommen hätte. Er stellt in gewissem Sinne eine Synthese von Ekhof

* Die in diesen Artikel aufgenommenen Porträts und Rollenbilder Ifflands, Flecks und der Bethmann (Unzelmann) verdanken wir der theatergeschichtlichen Sammlung des Herrn Gotthilf Weisstein in Berlin, während für den ersten Teil des Aufsatzes (Juliheft) die Bildnisse von Schröder und Brockmann dem Prachtwerk „Die Theater Wiens“ (Verlag der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien) entnommen und mit gütiger Erlaubnis der Gesellschaft hier zum Abdruck gebracht sind. Außerdem haben wir für freundliche Hergabe von Illustrationsvorlagen zu danken der Königlichen Bibliothek in Berlin, der Stadtbibliothek in Hamburg und dem K. K. Burgtheater in Wien.

Die Redaktion.

und Schröder dar und ist andererseits von einer Selbständigkeit und Eigenart, die aller Regeln spottet; er gehört zu den ganz gro-

Nach einem Stich aus dem Gothaischen Theater-Kalender auf das Jahr 1779.

ßen Künstlern, die eigentlich niemals Lehrer und Führer in der Schauspielkunst geworden sind. Mit ihren Fehlern und Vorzügen stellen sie glänzende Individualitäten dar; für den Schauspieler, der sie nachahmt, sind sie schlechterdings gefährlich. Ihre starken Persönlichkeiten reißen das Publikum kritiklos hin; selbst ihre Bizarrerien können zu erleuchteten Momenten werden, weil ihre Darstellungen jedesmal Neuschöpfungen gleichen, und weil sie in die Dichtung dank einem genialen Instinkt wie in einen unergründlichen, geheimnisvollen Schacht steigen, aus dem sie ungeahnten Reichtum emporfördern. Wenn zu solchen überschwenglichen Naturen ein gleichgeartetes dichterisches Temperament sich gesellt, so kann wohl eine Rauschstimmung erzeugt werden, vor der alle künstlerischen Bedenken schweigen müssen; indessen folgt auf jeden Rausch ein böser Kater. So überragend derartige Schauspieler für sich betrachtet erscheinen, in dem gleichen Maße vermögen sie bei ihren Kunstgenossen und Hörern den Sinn für die letzten und tiefsten Aufgaben der Schauspielkunst zu verflüchtigen, deren Endziel es immer ist, großartiger Lebenswahrheit zum Ausdruck zu verhelfen.

In die Epoche Flecks fällt Schillers Auftreten als Dramatiker. War Ekhof der große Lessingdarsteller, hatte Schröder sich und der Mitwelt den Shakespeare entdeckt, so löste der Dichter der „Räuber“ das überwältigende Pathos Ferdinand Flecks aus. Bei aller seiner Größe ist Schiller für die Schauspielerei eine Gefahr gewesen. Wir folgen Goethischer Erkenntnis, wenn wir sagen, daß er allzu häufig an die Stelle psychologischer Motive den Affekt stellt. Es war ein Glück für Flecks Entwickelungsgang, daß Shakespeare im deutschen Repertoire festen Fuß gefaßt hatte, und so gering Iffland und Schröder und Kotzebue in ihrer Banalität als litterarische Schriftsteller von uns gewertet werden — in ihrer bürgerlichen Nüchternheit boten sie wenigstens für die Schauspielerei zu Schillers himmelhoch jauchzendem Idealismus ein gewisses Gegengewicht. Denn neben Schiller waren sie die Theaterdichter der Zeit, ja, wir wissen, daß Iffland und der viel gefährlichere Kotzebue im Spielplan die erste Stelle einnahmen.

Ein Urteil Tieks über Fleck lautet: „Fleck war schlank, nicht groß, aber von schönem Ebenmaß, hatte braune Augen, deren Feuer

Karoline Doebbelin.
Nach einem Stich aus dem Gothaischen Theater-Kalender auf das Jahr 1779.

durch Sanftmut gemildert war, fein gezogene Brauen, edle Stirn und Nase; sein Kopf

hatte in der Jugend Ähnlichkeit mit dem Apollo. Auch in einem ganz schwachen Stücke klang jedes Wort aus seinem Munde wie die Begeisterung des edelsten Dichters; sein Organ war von der Reinheit einer Glocke und so reich an vollen, klaren Tönen in der Tiefe wie in der Höhe, daß nur derjenige mir glauben wird, der ihn gekannt hat. Sein Ton, in der Tiefe wie Metall klingend, konnte in verhaltener Wut wie Donner rollen und in losgelassener Leidenschaft mit dem Löwen brüllen. Der Tragiker, für den Shakespeare dichtete, muß nach meiner Ansicht viel von Flecks Vortrag und Darstellung gehabt haben. Sah man ihn in einer dieser großen Dichtungen auftreten, so umleuchtete ihn etwas Überirdisches, ein unsichtbares Grauen ging mit ihm, und jeder Ton, jeder Blick ging durch unser Herz. Wer seinen Othello sah, hat etwas Großes erlebt. In „Macbeth“ mag ihn Schröder übertroffen haben, denn den ersten Akt gab er nicht bedeutend genug, den zweiten schwach, aber vom dritten an war er unvergleichlich, und groß im fünften. Viele der Schillerschen Charaktere waren ganz für ihn gedichtet; aber der Triumph seiner Größe war, so groß er auch in vielem sein mochte, der Räuber Moor. Die Wildheit war mit so rührender Zartheit gemischt, daß ohne Zweifel der Dichter bei diesem Anblick selbst über seine Schöpfung hätte erstaunen müssen.“ Fleck wurde in verhältnismäßig kurzer Zeit die Zugkraft des Berliner Theaters, das nach Friedrich des Großen Tode im französischen Komödiantenhause am Gendarmenmarkt seinen Sitz aufgeschlagen hatte. Den französischen Komödianten hatte der große Fritz bereits 1778 den Laufpaß gegeben. Sein Nachfolger Friedrich Wilhelm II. ließ das Haus renovieren, übergab es Döbbelin und seiner Truppe und unterstützte diesen außerdem noch mit einem jährlichen Zuschuß von 6000 Thalern, den er seiner Privatschatulle entnahm. Damit ist das königliche Nationaltheater begründet, das am 5. Dez. 1786 mit feierlichem Pomp in Anwesenheit des Hofes eröffnet wurde.

Als König Friedrich Wilhelm II. an diesem denkwürdigen Abend das Theater betritt, wird er mit allgemeinem Händeklatschen und dem lauten Ruf: „Es lebe der König!“ empfangen. Den feierlichen Prolog hatte der Hof- und Theaterdichter Ramler verfaßt. Theophil Döbbelin ist zu unerhörten Ehren emporgestiegen. Des Königs Hilfe war zur rechten Stunde gekommen, denn Döbbelin hatte sich in großer materieller Bedrängnis befunden. Auch sonst war seine Lage vor des Königs Eintreten oft schwierig und gefährdet gewesen. Wie viele Reden mußte er an seine Hörer richten, um ihre Entrüstung zu besänftigen. Freilich, die Berliner von damals beurteilten nicht nur die künstlerischen Leistungen der Schauspieler, sondern auch ihre Lebensführung. Als Döbbelins feurige Tochter Karoline, die eine sehr begabte Schauspielerin war, infolge eines langjährigen Verhältnisses zum zweitenmal einem Kinde das Leben gab, wurde sie bei ihrem ersten Auftreten mit derartigem Tumult und Zischen empfangen, daß sie verstört und erschreckt sofort hinter die Coulisse verschwand. Nun erscheint Döbbelin in tiefer Erregung, kaum seiner selbst Herr, auf der Scene. „Geschätztes, gnädiges Publikum, Tugend kann straucheln!“ ruft er zitternd ins Parkett, und die Berliner antworten schlagfertig: „Aber nicht zweimal!“

Es war nur ein kurzes Glück, das Döbbelin beschieden war; er sollte nicht allzulange die Höhenluft königlicher Gunst genießen. Ein Jahr später schon setzte der König eine Generaldirektion ein, in der die Professoren Ramler und Engel das ausschlaggebende Wort zu sprechen hatten. Ramler war Hof- und Prologdichter und korrigierte die Verse der aufzuführenden Stücke, Engel dagegen, der bis dahin die Primaner des Joachimsthaler Gymnasiums unterwiesen hatte, und der gleichzeitig Lehrer des Kronprinzen war, führte die Oberdirektion. Döbbelins Stellung wird unhaltbar; Engel wird Generaldirektor, Fleck wird in die Direktion des Nationaltheaters mit aufgenommen. Die Direktion Engels ist nicht gerade erfreulich zu nennen. Der gelehrte Mann bringt den Litteraturgrößen kein rechtes Verständnis entgegen. Shakespeare, Lessing, Goethe stehen im Schatten, Iffland und Kotzebue sind die Götter, denen er opfert. Das denkwürdige Ereignis dieser Direktion ist die Einführung Kotzebues, dessen Rührdrama „Menschenhaß und Reue“ er am 26. Juni 1789 herausbrachte. Der beispiellose Erfolg dieses Stückes

ist bekannt. Es ist psychologisch interessant, daß gerade ein ästhetisierender Kritiker, ein Mann der Wissenschaft und des guten Geschmacks die litterarische Geschmacklosigkeit in einer Zeit des höchsten litterarischen Aufschwungs einbürgern konnte. Indessen hat auch er gewisse Verdienste, die nicht ganz unerwähnt bleiben sollen. Als ein unbedingter Anhänger Ekhofs suchte er der Natürlichkeitsrichtung Geltung zu verschaffen, und da auch Fleck trotz seiner Eigenart in der Richtung Ekhof-Schröder das Heil unserer Schauspielkunst erblickte, so entwickelte sich immer mehr ein schlichtes und natürliches Zusammenspiel, soweit dies bei Flecks überstarkem Temperament und seiner überragenden Persönlichkeit nur immer möglich war.

In dieser Zeit hatte Fleck bereits die schauspielerischen Ehren mit einer Darstellerin zu teilen, die in der Gunst des Berliner Publikums mit jeder neuen Rolle stieg. Es war dies Friederike Unzelmann, die später unter dem Namen Bethmann alle Herzen gefangen nahm und nach den Berichten glaubwürdiger Zeugen von einer solchen Anmut und Innigkeit, von einer solchen Universalität als Darstellerin gewesen ist, daß man sie schlechthin als ein schauspielerisches Phänomen bezeichnen muß. Als siebzehnjähriges Mädchen hatte sie gleichzeitig mit Iffland und Fleck die Bühne betreten. Die Vielseitigkeit der Bethmann kannte keine Grenzen; sie trat in der Oper, im Lustspiel, in der Tragödie auf, sang die schwierigsten Koloraturpartien, war von einem herzgewinnenden Humor und erschütternd im Ausdruck der Tragik. Varnhagen von Ense und Rahel sprechen von ihr nur in den Ausdrücken der höchsten Begeisterung. Von der „Lady Macbeth" bis zur Posse und Operette hat sich ihr umfassendes Talent bethätigt. Heinrich Laube, der noch die letzten Theaterhabitués aus dieser Zeit gekannt hat, erzählt in seinem „Norddeutschen Theater", wie der Enthusiasmus dieser alten Herren das Andenken der Bethmann vergoldet hat. Nach diesem Berichte ist sie einfach und wahrhaftig gewesen bei voller Fähigkeit zum Charakterisieren; sie war naiv und zärtlich, sentimental und tragisch.

Die Gagenverhältnisse sind inzwischen bedeutend gestiegen. Berlin zählt ungefähr 165000 Einwohner. Fleck hat ein Einkommen von fünfzehnhundert Thalern und ein Extrahonorar als Regisseur von fünfhundert Thalern; die Bethmann, damals noch Frau Unzelmann, erreicht eine Gage von tausend Thalern. Der Theaterbesuch ist sehr rege, der König hält ein wachsames Auge über alle Vorgänge; die Bühne wird ein Faktor im Leben der preußischen Residenzstadt.

Das Regiment des Professors Engel aber wird bald abgelöst. Er wird sehr ungnädig vom König entlassen. Fleck und Ramler bekommen für ein kurzes Interregnum die Zügel in die Hände; der kommende Mann aber, den der König mit aller Energie zu gewinnen sucht, ist niemand anders als Iffland, die Hauptstütze des Mannheimer Hoftheaters. Im November des Jahres 1796 tritt er im Königlichen Nationaltheater als Gast auf, wird von den Berlinern außerordentlich gefeiert, und im Dezember des nämlichen Jahres unterzeichnet er den Kontrakt, der ihm fast unumschränkte Machtbefugnisse als Direktor des Berliner Theaters zugesteht.

* * *

Mit Ifflands Auftreten in Berlin und seinem Wirken an der Seite Flecks hat die Ekhof-Schrödersche Schauspielrichtung offiziell in Berlin ihren Einzug gehalten. Ifflands ganze Direktion basiert auf diesen beiden Männern. Als ein Neues bringt er in die Schauspielerei nur eine gewisse Kultur und jene feineren Gesten und Formen, in denen er als Sohn aus gutem Hause seinen beiden großen Vorgängern überlegen war.

Er war für die Theologie bestimmt gewesen, hatte aber schon in seiner frühesten Jugend bedeutende Theatereindrücke auf sich wirken lassen und eine leidenschaftliche Neigung für die Bühne gefaßt. Im elterlichen Hause nahm man den regsten Anteil an der Litteratur und dem Theater. Eines Tages, es war im Jahre 1767, kommt sein Vater ganz berauscht von einer Aufführung der „Miß Sara Sampson" — die Seilersche Gesellschaft gastierte gerade in Hannover — nach Hause und beschließt, daß alle seine Kinder dies merkwürdige Stück sehen sollten. In seiner Schrift „Über meine theatralische Laufbahn" sagt Iffland von diesem

Abend: „Ich bin in Thränen zerflossen während der Vorstellung. Ekhof als Mellefont, die Hensel als Sara überwältigten meine Seele. Ich war ganz aufgelöst; der Vorhang sank herab; ich konnte nicht aufstehen; ich weinte laut und wollte nicht von der Stelle. Von diesem Augenblick an ward mir der Schauplatz eine Schule der Weisheit, der schönen Empfindung.“ In dieser etwas pathetischen Sprache schildert er den größten und stärksten Theatereindruck, den seine Jugend ihm gegeben. Wir gehen nicht fehl, wenn wir sagen, daß dieser Abend für Ifflands Leben entscheidend wurde. Er quält von nun ab seine ganze Umgebung mit seiner Theatermanie. Er tritt vor die Geschwister, die Spielkameraden, das Dienstpersonal als Schauspieler. Dann kommt eine kurze Epoche, wo er feierliche Predigten hält und die alten Tanten und Basen voll freudiger Rührung schon ein großes Kirchenlicht in ihm sehen möchten. Aber der Theaterrausch beginnt von neuem, als Schröder mit seiner Truppe, in der auch Brockmann sich befindet, nach Hannover kommt. „Ich war nicht mehr meiner mächtig,“ berichtet Iffland; „das Genie des großen Schröder und seiner Stiefschwester fachte die Glut für die Schauspielkunst zur hellen Flamme an.“

Friederike Bethmann (Unzelmann). 1806.

Gleichzeitig aber empfindet er mit ganzer Stärke den Konflikt, in den seine Neigung ihn bringt. Er weiß, daß man im bürgerlichen Hause seiner Eltern ihn für einen Vagabunden halten würde, wenn er von seinen innersten Wünschen laut sprechen wollte. Aber schließlich vermag er seine Leidenschaft nicht mehr zu zügeln und begiebt sich mit kargem Beutel nach Gotha, wo Ekhof, wie wir wissen, das Theater leitete. Er hatte sich eine große Rede zurecht gelegt, aber beim Anblick des Meisters brach er in Thränen aus. Ekhof reichte ihm die Hand. „Durch alle Glieder fuhr mir die Weihe,“ heißt es salbungsvoll in der „Theatralischen Laufbahn“, und dankbar fährt Iffland dann fort: „Ekhofs Fürsorge entschied meine Anstellung; ich danke es ihm ewig. Am 15. März 1777 habe ich am Hoftheater in Gotha zum erstenmal die Bühne betreten.“

An Ekhofs Muster, an der Seite so großer Talente wie Beil und Beck entwickelte sich sein Talent. Als nach Ekhofs Tode das Gothaer Hoftheater aufgelöst wurde und der Freiherr von Dalberg, der später so berühmt gewordene Intendant der Mannheimer Bühne, fast das gesamte Personal engagierte, da war der einzige, welcher zuerst ablehnte, Iffland. Ihn zog es mächtig nach Hamburg zu Schröder, der für ihn das höchste in der Schauspielkunst bedeutete und nach Ekhofs Tode der einzige, der größte unter den deutschen Darstellern war. Ein Zufall oder, richtiger gesagt, die Stimmung eines Frühlingstages, dessen ganzer Zauber auf der Wartburg Iffland weich und melancholisch stimmte und ihn den Abschied von den alten Genossen schmerzlich empfinden ließ, bewog ihn, den festgefaßten Plan aufzugeben und ebenfalls den Kontrakt nach Mannheim zu unterzeichnen. Die Direktion in Mannheim führte damals Seiler, den wir von der Hamburger Entreprise her noch im Gedächtnis haben. Wir haben auch bereits erwähnt, daß er inzwischen die Hensel geheiratet hatte. Iffland stand nur noch kurze Zeit unter Seilers Direktion; ein Theaterskandal nötigte Seiler sehr bald, Mannheim zu verlassen. Dalberg führte nunmehr eine Art von Regiekollegium ein, das von den Schauspielern gewählt wurde. In Sitzungen, die alle vierzehn Tage stattfanden, wurden alle Theaterfragen erörtert, die Leistungen der Schauspieler kritisiert und diese Kritiken den einzelnen Mitgliedern versiegelt zugestellt. Iffland kommt bald zu Stellung und Ansehen

Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte. Zu Hollaender: Aus zwei Jahrhunderten 2c.

Sophie Schröder.

Nach dem Gemälde in der Ehrengalerie des Wiener Burgtheaters.

als Schauspieler, als Regisseur, als Theaterdichter. Er wird die rechte Hand des Barons von Dalberg und erhält hier seine künstlerische Erziehung und Reife.

Große und bedeutsame Momente fallen in seine Mannheimer Zeit. Das erste denkwürdige Ereignis, das Iffland in seinem inneren Erleben packte und rüttelte, war Schröders Mannheimer Gastspiel. „Die Freude der Stadt war groß, größer die unserige; allein nichts glich der Sehnsucht, womit ich ihn erwartete. Ich war eben krank und durfte das Zimmer nicht verlassen. Ich beneidete jeden, der ihn zuerst sehen konnte. Er hatte die Güte, mich zu besuchen; ich zitterte vor Freude; ich konnte kaum reden; niemals hat die Weihe des Papstes einen Gläubigen in eine höhere Schwärmerei versetzen können, als die war, wozu mich seine mir dargereichte Hand erhob. Er war es, er selbst! Er, den ich so oft bewundert hatte; der meine Gefühle mit sich fortgestürmt hatte, wohin er wollte; in dessen Tempel ich das glühendste Gefühl für die Kunst empfangen, genährt hatte; dem ich gefolgt, in den Weg gegangen war wie ein Liebhaber seiner Geliebten! Ich konnte mir sagen — Schröder weiß von mir; er kam zu mir, er reichte mir die Hand! Ich war außer mir. Ich konnte nicht schlafen. Ich achtete nicht meiner Gesundheit, noch meines Arztes. Ich ging zu ihm, umlagerte ihn, hing an seinen Blicken. Er trat auf in der ganzen Kraft, Eigenheit und Vollendung seines Genius. Dies hatte noch niemand gesehen, empfunden, und so hatte auch ich ihn nicht gesehen noch empfunden. War es ein Wunder bei diesem Gefühl von ihm, daß ich, wenn ich neben ihm auftreten mußte, nur Worte hersagen, Hände bewegen, kommen und gehen konnte.“

Joh. Friedr. Ferd. Fleck.

In seiner tiefen Bewunderung für Schröder empfindet Iffland es doppelt schmerzlich, daß sein großer Kollege sein eigenes Talent nicht gerade hoch anzuschlagen scheint und den humorvollen Beil ihm vorzieht. Dennoch ist sein Gefühl für Schröder dadurch niemals schwächer geworden. Aber nach der Abreise des genialen Mannes fühlt er eine gähnende Leere in sich. Erst als er selbst zum Stücke-Schreiber wird, beruhigt sich seine aufgeregte Seele. Das Jahr 1782 bringt eine Theater-Sensation ersten Ranges: Schillers „Räuber“ erscheinen auf der Mannheimer Hofbühne und reißen Publikum, Darsteller und Statisten zu endlosem Jubel fort. Aber einen noch größeren Enthusiasmus als Schiller entfesselt Iffland selbst mit einem kleinen Festspiel, das er zu Ehren der Vermählung des Pfalzgrafen Maximilian mit der Prinzessin Auguste von Darmstadt verfaßt hatte. Der Patriotismus der Pfälzer kommt zum stärksten Ausbruch; das Theater gleicht einer bewegten Volksversammlung; das Haus Ifflands wird nach der Vorstellung umringt. Menschen aus allen Ständen weinten, wie er erzählt, an seiner Brust Freudenthränen.

Iffland wird bald ein maßgebender Faktor im Kunstleben Mannheims. Als Schauspieler arbeitet er in Gemeinschaft mit seinen Kollegen Beck und Beil nach der edelsten Auffassung an seiner Entwickelung; das Ekhof-

Schrödersche Ideal wird hoch und heilig gehalten; alle künstlerische Selbstbeherrschung wird auf die Schlichtheit des Ausdrucks angewandt; es wird zum Evangelium der Schauspielkunst gemacht, nur der Sache zu dienen und nicht durch Mätzchen und Kniffe einen äußerlichen Beifall sich zu erschwindeln. Die Abgänge von der Bühne werden von diesen drei ehrlichen Darstellern besonders diskret behandelt, denn man will durch diese Selbstzucht den Geschmack des Publikums leiten und erziehen.

Nach Iffland und Schiller hält auch Kotzebue seinen Einzug im Hoftheater. Er wird als Dramatiker Iffland ein gefährlicher Konkurrent. Indessen Ifflands Feder findet nicht nur den Beifall des großen Publikums, auch Fürsten und Höfe nehmen sie in Anspruch; er wird der Festspieldichter par excellence.

Mittlerweile spitzten sich die politischen Verhältnisse immer mehr zu. Die französische Revolution war ausgebrochen und hatte eine Menge von Emigranten nach Deutschland, zumal in die Pfalz verschlagen. Die politische Erregung teilte sich dem Theaterleben mit; von der Bühne herab wurde durch eine etwas unbesonnene Ansprache Ifflands für Ludwig XVI. Partei genommen. Inzwischen bricht im Jahre 1792 der fruchtlose Krieg gegen Frankreich aus, der Friedrich Wilhelm II. seine Besitzungen auf dem linken Rheinufer kostete. Französische Heerhaufen erscheinen vor Mannheim, eine Besatzung zieht in die Stadt, die von der einen Seite durch die Franzosen eingeschlossen wird. Alle Lustbarkeiten verstummen, das Theater steht leer und verlassen da. Es tritt sogar der kritische Moment ein, wo Iffland beauftragt wird, den Mitgliedern der Mannheimer Hofbühne ihre sofortige Entlassung mitzuteilen. Durch eine äußerst geschickte und kluge Taktik weiß er diesen Beschluß der Regierung aufzuhalten und rückgängig zu machen, und seinem unermüdlichen Eifer ist es zu danken, daß in diesen Unglückstagen das Mannheimer Hoftheater nicht nach allen Richtungen zerstob, vielmehr nach sechs Wochen wieder eröffnet werden konnte, denn in einer Situation, die immer verhängnisvoller wurde — es war bereits der Generalkasse befohlen worden, keine Zahlungen mehr an das Theater zu leisten — und auch Mannheims Existenz geradezu aufs Spiel setzte, behielt Iffland noch den Kopf oben. Während die Stadt von den Franzosen bereits bombardiert wurde, sorgte er noch für die Rettung der Theatergarderobe, der Dekorationen und der Bibliothek. Es ist eine Zeit von Kummer und Sorgen, die schließlich mit der Einnahme von Mannheim endet. Der Intendant Dalberg wird vom Kurfürsten nach München berufen und Iffland die Leitung des Theaters übertragen. Alle kurfürstlichen Kassen werden in Beschlag genommen, von Mannheim wird eine schwere Kontribution gefordert. Und unter diesen Verhältnissen muß Iffland vor der kaiserlichen Armee mit seinen Kollegen Komödie spielen. In einer Zeit der höchsten Wirren sucht er die Fäden zusammenzuhalten, um

Friederike Bethmann und Iffland in dessen Schauspiel „Die Hausfreunde“.

die Mannheimer Hofbühne, die im Theaterleben jetzt eine führende Stellung einnimmt, vor dem Untergang zu bewahren. Sein ganzes organisatorisches Talent entwickelt sich in dieser Zeit tragischer Konflikte und schier unüberwindlicher Schwierigkeiten auf das glänzendste. Er glaubt sich ehrlich den Dank und die Anerkennung des abwesenden Intendanten erworben zu haben; statt dessen wird er von Dalberg bei seiner Rückkehr mit Kälte und Tadel empfangen. Die früheren herzlichen Beziehungen zu seinem Chef hatten aufgehört; die freudige Anerkennung Dalbergs hatte sich nach Ifflands Bekenntnis in Förmlichkeit und Mißtrauen umgewandelt.

In dieser Lage befand sich Iffland, als man ihn von Berlin aus zum Gastspiel einlud und ihm alsdann die Direktion des Nationaltheaters unter großartigen Bedingungen anbot. Iffland nahm an trotz der offenbaren Verstimmung Dalbergs, der in ihm beinahe einen wort- und kontraktbrüchigen Mann sah, und so finden wir im Jahre 1796 sein überragendes Talent als Schauspieler, Regisseur, Organisator im Dienste des Berliner Nationaltheaters.

Die Verhältnisse lagen hier ganz eigenartig. Die Zwischenregierungen hatten die Disciplin gelockert; die Schauspieler hatten in den letzten zehn Jahren im Grunde ohne einheitliche Leitung gespielt. War schon Döbbelins Direktion in der letzten Zeit herzlich unbedeutend gewesen, so vermochten Engel und Ramler noch weniger die Zügel in starken, festen Händen zu halten. Aber auf der anderen Seite hatte sich die neue Schauspielrichtung bereits durchgesetzt. Ihre Entwickelung haben wir gezeigt, und Ifflands Berufung nach Berlin erscheint beinahe als eine historische Bedingung und Notwendigkeit. Er schließt die Kette, die sich von Ring zu Ring langsam und folgerichtig gebildet hat. Er ist der rechte Mann zur rechten Stunde. Er braucht den Acker nur zu bestellen, der in jahrelanger Arbeit aufgeworfen, gelockert und vorbereitet ist. Er kommt nach Berlin als ein Mann, der in leitender Stellung sich bewährt hat und als Schauspieler und Bühnenschriftsteller Autorität besitzt. Er imponiert durch die Summe von Erfahrung und Geschmack, die er sich erworben hat, er überragt seine Kollegen an Bildung und Kenntnissen, er ist ausgezeichnet durch die persönliche Bekanntschaft mit Goethe und Schiller, denen er während eines Weimarer

Schattenriß aus dem Gothaischen Theater-Kalender auf das Jahr 1779

Gastspiels nahe getreten war; daneben besitzt er angenehme Formen und neben einer zielbewußten Energie ein ehrliches Wohlwollen für den geringsten seiner Standesgenossen; und trotz aller Kultur, die ihm von Hause aus eingeprägt worden oder die er sich angeeignet hat, ist er von ganzem Herzen Schauspieler und fühlt sich als solcher. Er findet zwei so ausgezeichnete Talente wie Fleck und die Bethmann vor, um die sich tüchtige Kräfte gruppieren. Fleck kommt ihm neidlos und herzlich entgegen; Iffland selbst schreibt darüber: „Fern von Kleinlichkeit, offen und wahr, habe ich an dem Künstler vom ersten Rang, dem Vertrauten der Wahrheit und Natur — an Herrn Fleck, einen Mitarbeiter, dessen Freundschaft und Biedersinn das alte Märchen widerlegt, daß zwei Künstler mit gleicher Wärme für die Kunst auf einer Bahn nicht in Frieden wandeln könnten.“ Dies Urteil gewinnt an Bedeutung, wenn man nur an den künstlerischen Gegensatz dieser beiden Naturen denkt.

Iffland war die personifizierte Pflichttreue; in seinem künstlerischen Glaubensbekenntnis stand der Satz obenan, sich unter keinen

Umständen in seiner Bethätigung als Schauspieler von Launen und Äußerlichkeiten beeinflussen zu lassen. Spielte er vor leerem Hause, so verdoppelte er seinen Eifer und mühte sich, besonders gut zu spielen. Ganz anders Fleck, der von seinem Temperament vollkommen abhängig war. War er nicht bei Laune, so sprach er gedanken- und stimmungslos seinen Part herunter und hinterließ bei dem, der ihn zum erstenmal in einer solchen Verfassung sah, den Eindruck eines untergeordneten Schauspielers. Die Berliner kannten ihn nach dieser Richtung ganz genau; es war zu einer stehenden Redensart geworden, daß man es nie vorher wissen konnte, ob man „den kleinen oder den großen Fleck" sehen würde, und in der „Chronik von Berlin oder Berlinische Merkwürdigkeiten" heißt es lakonisch: „Fleck hatte keine Laune", oder: „Wenn Fleck nicht will, so will er nicht." Einmal hat freilich das Berliner Publikum gegen diese Willkür einer genialen Schauspielernatur Front gemacht. Fleck trat als Karl Moor auf und schien sich um das Publikum überhaupt nicht zu kümmern. Die Berliner werden unruhig und fangen zu murren an. Fleck ändert weder Ton noch Haltung. Da geht durch das ganze Haus ein Sturm des Unwillens; man zischt und scharrt und unterbricht die Vorstellung. Fleck tritt mit verschränkten Armen dicht vor die Rampen und sieht mit seinen leuchtenden Augen über das Parkett hin. Das Publikum ist von diesem Blicke wie gebannt, und in der etwas schwülstigen Sprache und Ausdrucksform der damaligen Zeit äußert sich ein Augenzeuge, der Atem sei ihm vor diesem Blick vergangen, der Staub im Hause müsse gezittert haben. Als Fleck das Spiel wieder begann, war er wie verwandelt; die Wirkung war hinreißend, der Abend für jeden der Anwesenden ein unerhörtes künstlerisches Ereignis.

An der Seite dieses Mannes beginnt Iffland seine Direktion, und im Verein mit Fleck gründet er nach berühmtem Muster eine Theaterschule, um dem Berliner Theater einen künstlerischen Nachwuchs zu erziehen. Daß es zwischen zwei so entgegengesetzten Naturen zu Reibungen kam, ist selbstverständlich; aber Ifflands überlegene Klugheit und höfische Erziehung wußte dieser Schwierigkeiten immer Herr zu werden. Das ganze Streben des neuen Direktors zielte darauf hin, glänzende Gesamtaufführungen zu schaffen. Das bürgerliche Schauspiel und Lustspiel wurde in dieser Zeit in Berlin meisterhaft gespielt, natürlich, ohne nüchtern zu werden, stimmungsvoll, ohne in Sentimentalität zu verfallen. Beherrschte auch die Kunst, die in den Niederungen eines banalen Geschmacks emporgewuchert war, das Repertoire, so war Iffland doch andererseits bemüht, der großartigen Litteratur dieser Tage Rechnung zu tragen. Er machte seine schuldige Reverenz vor Goethe und Schiller, wenn er auch im Innern seiner Seele Schillerschen Überschwang gefährlich für die Schauspielkunst hielt und das mühsam errungene Princip der Natürlichkeit durch den Schillerschen Vers bedroht sah. Die Schauspieler haben unter seiner Leitung mit vollem Bewußtsein den jambischen Rhythmus umgestoßen, indem sie von der Ansicht ausgingen, daß der Vers, wenn er der natürlichen und zwanglosen Rede widerstrebte, für die Bühne geradezu verderblich sei. Diese Schauspieler, die sich mühsam die Wahrheit des Ausdrucks erkämpft hatten, empfanden deutlich die Schäden, die das Schillersche Drama ihrer Kunst schuf. Die Bethmann hatte sich ein ganz einfaches Princip zurecht gelegt: sie ließ sich ihre Rollen wie Prosa ohne Absatz der Verse aufschreiben, um, soweit es anging, die natürliche Art der Rede durchzuführen.

Man hat sich über diese Methode oft lustig gemacht; heute erkennen wir, daß ein genialer Instinkt und schauspielerischer Selbsterhaltungstrieb diese Künstlerin und ihre Kollegen leitete. Man war nicht gewillt, selbst für ein dichterisches Genie wie Schiller alle Erkenntnisse und Errungenschaften der Schauspielkunst preiszugeben. Schiller selbst hat die Empfindungen der Schauspieler gelegentlich geteilt. Er hat Humboldts Rat ernsthaft in Erwägung gezogen, den Wallenstein in Prosa zu schreiben. Und in einem Briefe an Körner vom Jahre 1801 finden sich die denkwürdigen Worte: „Der Jambe vermehrt die theatralische Wirkung nicht, und oft geniert er den Ausdruck." Die Revolte der Schauspieler war also innerlich begründet, und Iffland folgte nur seinen großen Vorbildern Lessing, Ekhof, Schröder, wenn er

gegen den neuen Stil, den Goethe und Schiller in Weimar anbahnten, Protest erhob. Das Berliner Experiment, Schillersche Dramen in den Rahmen der Natürlichkeit zu spannen, um sie mit der Entwickelung der Schauspielkunst in Einklang zu bringen, erregte freilich des Dichters Unwillen.

Im Februar 1799, wenige Wochen nach der Aufführung in Weimar, kommen die „Piccolomini“ unter der sorgfältigen Leitung Ifflands in Berlin heraus. Im Mai folgt „Wallensteins Tod“. Fleck feiert als Friedländer seinen letzten und größten Triumph. Sein impulsives Wesen kommt auf der einen Seite dem Schillerschen Pathos entgegen, auf der anderen wird es eingeschränkt durch seine Eigenart und durch die vorbildliche Richtung, welche sein Talent gehabt hatte. Indem Iffland Fleck den Wallenstein überließ, obwohl Schiller ausdrücklich gewünscht hatte, daß er selbst den Friedländer kreierte, bewies er, daß sein ganzes Streben frei von persönlichem Kult einzig auf die Sache, der er diente, gerichtet war. In dem nämlichen Jahre, wo der neue Direktor den Wallenstein so glänzend herausgebracht hatte, führte er eine Neuerung ein, die für unsere Bühne bedeutungsvoll werden sollte. War Shakespeare bisher in mangelhaften Prosaübersetzungen und, was noch viel schlimmer, in Bearbeitungen, die den Sinn der Dichtung oft verstümmelten, auf der Bühne erschienen, so brach Iffland mit diesem Schlendrian. Er bringt den „Hamlet“ in Schlegels Übersetzung und läßt Schröders Bearbeitung brevi manu fallen. Ein unerhört kühnes Unterfangen in damaliger Zeit! Für diese That hat Schlegel ihm ein Denkmal gesetzt, indem er die Worte schrieb, er habe diese Separatausgabe des „Hamlet“ deshalb veranstaltet, weil eine der ersten Bühnen Deutschlands unter der einsichtsvollen Leitung eines von dem großen Sinn der Dichtung durchdrungenen Künstlers die Aufführung wagen wollte.

August Wilhelm Iffland.
Kupferstich von A Karcher nach Zeichnung von M. Klotz (1795).

Inzwischen erscheinen auch die neuen Schillerschen Dramen auf der Scene und finden den lauten Beifall des Publikums, während die Kritik sich streng, beinahe ablehnend der Schillerschen Muse gegenüber verhält. Goethes „Egmont“ gelangt zur Aufführung, ohne indessen durchzudringen. Heinrich v. Kleist wandelt auf einsamen Wegen; der preußische Offizier und glühendste Patriot findet auch in Berlin, wo ein talentloser Wiener Dramatiker Namens Collin beinahe aufdringlich protegiert wurde, keine Heimstätte. Sein „Käthchen von Heilbronn“ sandte ihm Iffland mit den Worten zurück, er könne sich von dem Stücke ohne eine gänzliche Umarbeitung einen Erfolg auf der Bühne nicht versprechen. Das Repertoire wird beherrscht von Iffland und noch mehr von Kotzebue. Der Einfluß des letzteren beginnt bereits den guten Geschmack der Schauspieler zu unterminieren. Wenn der Dichter auf die niedrigsten Instinkte des Publikums spekuliert, so zwingt er dem Schauspieler die nämliche Rolle auf. Die banale Rührseligkeit und flache Äußerlichkeit Kotzebues sollte zum Verfall der Schauspielkunst, die sich an Lessing und Shakespeare emporgerichtet hatte,

nicht wenig beitragen. Das vernichtende Urteil über Kotzebue ist nicht erst in unseren Tagen gefällt worden. Iffland kann sich der Zeitströmung nicht entziehen, aber er ist doch andererseits immer darauf bedacht, das litterarische Prestige hochzuhalten. Er schielt aufmerksam nach Weimar hinüber und sucht Goethes Anregungen als Theaterdirektor zu folgen. Er bringt Voltaire und Corneille zur Geltung und verpflanzt nicht gerade zum Heile der heimischen Kunst die französische Tragödie großen Stils auf die Berliner Bühne.

Aber können wir Iffland wirklich ernstlich zürnen, wenn er sich unter der Autorität Goethes langsam von dem Lessingschen Wege entfernt? Können wir es einem Theaterdirektor übelnehmen, wenn er der Zeitströmung Rechnung trägt? Er selbst schätzt sein eigenes dichterisches Schaffen sehr gering ein, aber er kennt als Theaterpfiffikus den Geschmack des großen Publikums, und er weiß, daß in der Küche des Theaters auch grobe Kost gekocht werden muß, daß der litterarische Feingeschmack nur bei einer Minorität ist, von deren Gnaden die lebendige Bühne nicht existieren kann. Er versagt sich auch nicht den litterarischen Experimenten; er entdeckt Zacharias Werner, dessen Lutherfestspiel „Weihe der Kraft“ am 11. Juni 1806 in Scene geht. Auch das dramatische Gedicht „Jon“ nach Euripides von Wilhelm Schlegel, das, wie aus einem Briefe Ifflands an den Verfasser hervorgeht, Goethe und Humboldt vorübergehend zugeschrieben wurde — das Werk war ohne Nennung des Autors erschienen —, bringt er zur Aufführung.

Von diesem Zeitpunkt an treten in Ifflands Wirken unüberwindliche Schwierigkeiten. Die Franzosenzeit beginnt. Das Berliner Nationaltheater steht nach den unglückseligen Ereignissen drei Jahre unter französischer Kommandantur. Iffland arbeitet mit Aufreibung seiner Kräfte. Die Franzosen wünschen vornehmlich Ballett und Oper, und so geht die Entwickelung des Schauspiels merklich zurück. Dennoch ist Ifflands ganzes Streben auch in diesen schweren Tagen darauf gerichtet, wirklicher Kunst zum Ausdruck zu verhelfen. 1807 bringt er Zacharias Werners „Söhne des Thals“, 1809 Schillers Bearbeitung des „Macbeth“ und 1810 Schlegels Übertragung des „Kaufmanns von Venedig“. Die Übersetzung von Shakespeares „Coriolan“, der 1811 auf der Bühne erscheint, rührt nicht von Schlegel her, ist vielmehr eine freie Zurechtstutzung von einem gewissen Falk. Im nämlichen Jahre kommt Goethes „Tasso“ heraus. Dies ist die letzte bedeutsame Aufführung Ifflands. Als Regisseur und Erzieher bildet er eine ganze Reihe von schauspielerischen Talenten heran. Unter seiner Leitung entwickelt sich Lemm, unter ihm beginnt Auguste Düring, die später als Madame Stich und dann als Auguste Crelinger die Erbschaft der Bethmann antrat. Aber auch der Schauspieler Rebenstein dankt ihm seine künstlerische Ausbildung. Kurz vor seinem Tode hat Iffland noch an einen Ersatz seiner eigenen Person als Schauspieler ernsthaft gedacht. Er war es, der Ludwig Devrient engagierte.

Die letzten Jahre seiner Direktionsthätigkeit waren durch den Drang und Zwang der Verhältnisse weniger wirksam gewesen. Auch als Darsteller verfiel er mit zunehmendem Alter in Manier, da er seine beschränkten künstlerischen Mittel, die mehr durch klugen Verstand als durch ein starkes Naturell getragen wurden, gewaltsam emporschrauben wollte. Die edlen Vorsätze der Jugend waren vergessen. Ein auf seinen Ruhm eifersüchtiger Künstler schrak vor keinen Konsequenzen zurück, um den Beifall des Publikums zu ergattern und die Scene zu beherrschen. So entwickelte sich in ihm allmählich ein Virtuose, der keine Mätzchen und Übertreibungen scheute. Iffland selbst empfand innerlich seinen Abfall, und als eines Tages der alte Schröder in einer Loge der Vorstellung beiwohnte, zwang er sich zum Erstaunen aller die größte Mäßigung auf. Und auf die Frage eines Kollegen, warum er gerade heute seinem Humor solche Zügel anlege, deutete Iffland auf Schröders Loge und gab die charakteristische Antwort: „Die hohe Obrigkeit ist auf dem Posten.“

Dennoch ist das Resultat seiner Thätigkeit ein glänzendes. Im Jahre 1802 war das französische Komödienhaus geschlossen und das neue von Langhans am Gendarmenmarkt erbaute königliche Nationaltheater eröffnet worden. In diesen Räumen hat Iffland ein Ensemble großgezogen, den Grund zu

einem Zusammenspiel gelegt, von dem seine Nachfolger noch lange zehren sollten. An all den erprobten Lehren und Grundsätzen, denen er schon in den vorhergehenden Jahren als Berliner Theaterdirektor Geltung verschafft hatte, hielt er auch im neuen Hause unerschütterlich fest. Er setzte es durch, daß sich die Schauspieler im allgemeinen nach seinen Theorien, nicht nach seinem Beispiel richteten. Am 22. September 1814 stirbt er nach einem arbeitsvollen Leben, das er aufopfernd in den Dienst seiner Kunst gestellt hatte. In der schlimmsten Franzosenzeit und unter den widrigsten Verhältnissen hat er, frei von fremden Einflüssen, das theatralische Leben Berlins gestaltet, wie denn überhaupt merkwürdigerweise gerade in wilden Kriegsepochen unsere Bühne ihren höchsten Aufschwung genommen hat.

Iffland als Franz Moor in Schillers „Räubern“.
Akt I, Scene 1: „Warum mußte die Natur mir diese Bürde von Häßlichkeit auflegen?“

In der Persönlichkeit und Wirkung Ifflands hatte sich die Lessing-Ekhof-Schrödersche Richtung in Berlin durchgesetzt. In einer verhältnismäßig kurzen Zeit waren wir zu einer specifisch deutschen Schauspielkunst gelangt. Die Deutschen, denen man im allgemeinen die Anlage zum Komödienspielen abzusprechen geneigt ist, hatten unter der Assistenz eines genialen Dramaturgen ihren innersten Beruf zu dieser Kunst nicht nur entdeckt, sondern auch großartige Beweise ihres Könnens erbracht. Die historische Linie dieser Entwickelung zeigte zur Evidenz, daß wir von Haus aus auch in der Schauspielerei die führende Stellung gehabt haben, daß Norddeutsche es waren, die das Wiener Theater begründeten. Als Schröder nach Paris kam und die französischen Schauspieler kennen lernte, konnte er in seiner Überzeugung, daß die deutsche Schauspielkunst sich zu einer eminenten Eigenart durchgerungen hatte und in der Schlichtheit ihres Stils mustergültig war, nicht irre werden. Mit welcher Bitterkeit mußte ein Mann wie er es empfinden, daß seine ganze Lebensarbeit durch die Macht litterarischer Geister aufgelöst werden würde, daß Schillers Individualität seine und seiner Vorgänger Erkenntnisse und Resultate einfach über den Haufen rennen würde. Er fühlte in einem dunklen Grimme, daß die deutsche Volksseele, hingerissen von Schillers dithyrambischen Predigten und idealem Schwunge, die Kultur, deren Träger er gewesen, leichtsinnig über Bord werfen würde. Der Schauspieler begriff nicht ganz den Rausch des deutschen Publikums, das verschwenderisch ein mühsam erworbenes Vermögen in alle Winde streute. Iffland dachte seiner ganzen Tradition nach ähnlich wie sein Vorbild. Er suchte auf der einen Seite das Schrödersche Erbe treu zu verwalten, andererseits erkannte er wohl Schillers überlegenes Genie an und die Unmöglichkeit, einer so mächtigen Zeitströmung mit vollkommener Ablehnung entgegenzutreten. Er schloß also jenen klugen Kompromiß, der noch einmal alle Errungenschaften der neuen Schauspielkunst in ein helles Licht rückte und gleichzeitig ihrem Untergang Thore und Thüren öffnete. Es ist, will man eine Formel

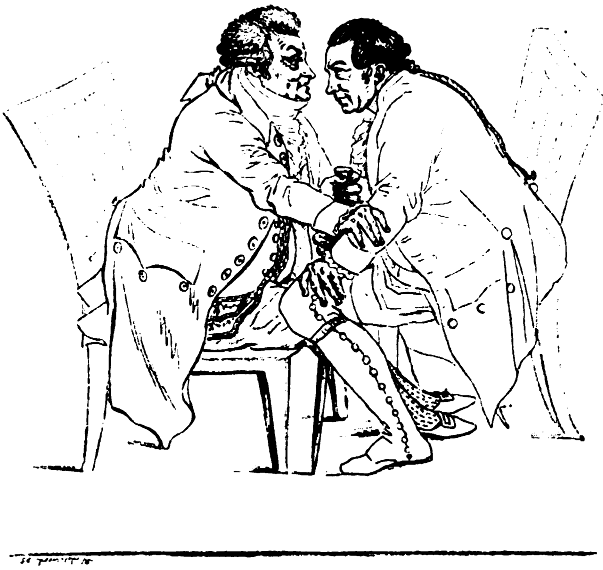
finden, eine tragische Ironie, daß Deutschland zu jener Zeit Reichtümer aus seinem unergründlichen Schoße emporförderte, die sich gegenseitig befehdeten. Es kann darüber heute kein Zweifel mehr herrschen, daß Goethe und Schiller ahnungslos an Lessing vorübergeschritten sind. Wenn Schiller seiner Natur und seinem Schaffen nach in bewußten Gegensatz zur modernen Bühne trat, von ihrem Wirklichkeitssinn sich abgestoßen fühlte und sich willig dem Banne jener unglückseligen Theaterauffassung hingab, deren Urheber Goethe ist, so begreifen wir das. Wir verstehen die Zeilen, die er gelegentlich einer Berliner Aufführung der „Maria Stuart" an Körner richtete: „Die Bethmann spielt die Maria mit Zartheit und mit großem Verstande; ihre Deklamation ist schön und sinnvoll, aber man möchte ihr noch etwas mehr Schwung und einen mehr tragischen Stil wünschen. Das Vorurteil des beliebten Natürlichen beherrscht sie noch zu sehr, ihr Vortrag nähert sich dem Konversationston, und alles wurde mir zu wirklich in ihrem Munde. Das ist Ifflands Schule, und es mag in Berlin allgemeiner Ton sein." Bei Goethe liegt das Problem viel schwieriger. Wir wissen, daß Goethe Schillers pathetische Art nicht mochte, daß er in Schillerschen Dramen schmerzlich psychologisches Motivieren vermißte, und wir können es nicht begreifen, daß dieser Finder und Aufspürer der letzten Zusammenhänge und Rätsel in der Natur, die er wie kein anderer verstand, im Gegensatz nicht nur zu seiner dramatischen, sondern zu seiner ganzen dichterischen Produktion bezüglich der Gesetze der Darstellung in Manier und Künstelei verfiel.

Goethe ist zu groß, als daß er irgend etwas einbüßte, wenn man sich heute mit seinen Schwächen auseinandersetzt. Man kann nicht mehr leugnen, daß er für das lebendige Theater mit seinen Maximen und Theorien geradezu ein Hemmnis geworden ist. Er bedeutet eine Reaktion gegen Schröder und Lessing; er hat den sogenannten Weimarer Stil geschaffen, der für die deutsche Bühne verhängnisvoll wurde. Das richtige Sprechen des Verses, das getragene Pathos, der äußere Anstand, die Kunst der Rede waren seine Postulate; er stellte den kategorischen Satz auf: „Die Schauspieler sollen nicht aus mißverstandener Natürlichkeit untereinander spielen, als wenn kein dritter dabei wäre." Gerade die Umkehrung dieses Satzes war die Formel gewesen, zu der seine Vorgänger gekommen waren. Goethes Theaterpedanterie schrak vor keiner noch so lächerlichen Folgerung zurück. Eine starke Opposition machte sich schon zu Goethes Lebzeiten geltend; im Jahre 1808 erschien die gehar-

Iffland als Dr. Flappert im „Argwöhnischen Liebhaber".

nischte Schrift eines Anonymus unter dem Titel: „Saat von Goethe gesät, dem Tage der Garben zu reifen.“ Sie greift in unerhört scharfer Weise des Meisters Theaterführung an. In einer Satire, die oft giftig ist und in ihrer frechen Respektlosigkeit weit über das Ziel schießt, wird Goethes Regiment verhöhnt. Im Kern aber ist diese Kritik zweifelsohne berechtigt. Sie kehrte immer wieder und führte schließlich zur absoluten Verurteilung des weimarischen Stils. Es ist nicht zu viel gesagt, daß die Berliner Schauspieler um ihre Existenz kämpften, wenn sie sich gegen Weimar auflehnten. Heinrich von Kleist, der Dichter, der Schillers allzusehr in Gedanken, Wort und Vers schwelgender Kunst ein Gegengewicht hätte bieten und die Schauspielkunst nach der Seite der Charakteristik hin weiter hätte entwickeln können, wurde nicht gehört. Ein halbes Jahrhundert hatte man dazu gebraucht, um auf der Bühne Charaktere fest und sicher zu zeichnen. Kaum daß man diese Entwickelungsstufe erklommen hatte, setzt von Weimar aus die große Reaktion ein. Aber wie das vom Meer bedrohte Land nur langsam weicht, bis es von der Flut ganz hinweggetragen wird, so wehrt sich jede Kultur gegen den auf sie gerichteten Ansturm, und erst allmählich bröckelt sie ab, um schließlich immer mehr zu verfallen und zu versinken. Unter Iffland, wie wir bereits hervorgehoben haben, beginnt schon leise der Verfall. Ein so geistreicher und hellseherischer Kenner des Theaters, wie Ludwig Tieck, macht auf die Gefahren dieses Deklamationsstils aufmerksam, ohne daß das Publikum auf den Mahner hört.

Wir werden sehen, wie in den kommenden Epochen unsere Hofbühne von den Resten jener königlichen Mahlzeit lebt, die Ekhof, Schröder und noch Iffland zubereitet hatten. Glanzvolle Einzeldarsteller treten in die Erscheinung, die große Tradition wirkt nach; aber der treue Geist Schröders verflüchtigt sich immer mehr und mehr in das Reich der Schatten. Dazu kommt, daß sehr bald das Regime der Hoftheaterintendanten beginnt, daß die künstlerische Leitung der königlichen Bühne in die Hände adeliger Dilettanten kommt, die trotz edlen Wollens (wir denken hierbei besonders an den Grafen Brühl) als Persönlichkeiten nicht stark genug sind, um den Verfall der Hofbühne aufzuhalten.


Iffland als Dr. Klappert im „Argwöhnischen Liebhaber“.

Einem späteren Schlußaufsatze mag es vorbehalten bleiben, in großen Zügen die historische Entwickelung der Dinge zu geben. Wir werden dann mühelos erkennen, daß das Auftreten der Meininger Truppe, deren künstlerische Leistungen in ganz Deutschland die denkbar größten Wirkungen hervorriefen ebenso wie die Gründung des „Deutschen Theaters“ in Berlin psychologisch und wirtschaftlich aus dem Verfall der Berliner Hofbühne zu erklären sind.

Sprachliche Versteinerungen.

Von

Otto Behaghel.

(Nachdruck ist untersagt.)

Der heutige Zustand der Erdoberfläche ist das Ergebnis von Erscheinungen, die den allerverschiedensten Zeiten angehören, die durch Tausende und Zehntausende von Jahren getrennt sind. Nicht selten vermögen wir Niederschläge jüngsten Alters, Bildungen der Sedimentärschichten und trotziges Urgestein mit einem Blick zu erfassen. Nicht anders liegen in unserer heutigen Sprache Gebilde nebeneinander, deren Ursprung bald nur wenige Jahrhunderte zurückgeht, bald in graue Vorzeit hinaufreicht, Wörter, die erst der gestrige Tag geschaffen, und solche, die bereits das indogermanische Urvolk besessen hat, Fähigkeiten, die uns die Dichter des achtzehnten Jahrhunderts erworben haben, und solche, ohne die die deutsche Sprache überhaupt nicht gedacht werden kann. Was die Vorzeit gezeugt und die Stürme der Sprachgeschichte bis auf uns haben fortdauern lassen, das ist zumeist noch vollkommen frisch und lebensfähig. Es giebt aber auch Erscheinungen, die den Versteinerungen der Geologie sich einigermaßen vergleichen lassen, die nur von altem Leben Zeugnis ablegen, die unter den heutigen Bedingungen des sprachlichen Daseins sich nicht hätten bilden können. Ich lege dem geneigten Leser einige Proben solcher Überbleibsel vor, die darthun, daß gewisse Arten und Spielarten in älterer Zeit wirklich gelebt haben, während sie heute nur noch im Muschelkalk, in Bernsteineinschlüssen sich vorfinden.

Mein erster Kasten beherbergt Funde von Wörtern, die heute nur noch in ganz bestimmten einzelnen Fällen auftreten, während sie früher ein vollständiges Formensystem entfaltet haben. Oberste Schublade: Hauptwörter. Eine erhebliche Anzahl von älteren Wörtern mit abstrakter Bedeutung ist nur noch in einzelnen Casus, in einzelnen Redensarten erhalten: mit Fug, mit gutem Fug, mit Fug und Recht; kein Hehl machen aus etwas; in die Irre, in der Irre gehen; auf der Kippe stehen, auf die Kippe stellen; aus der Klemme, in der Klemme, in die Klemme; eine Lache aufschlagen; in die Quere; zur Rüste gehen; zur Schau stellen, tragen (aber in Brautschau, Heerschau ohne weitere Beschränkung); ein Schwall von Worten; im Schwange gehen, sein; zum Tort, einem einen Tort anthun; zu Schutz und Trutz (Trutz auch in der Zusammensetzung Trutzbündnis); damit hat's noch gute Weile, Eile mit Weile, gut Ding will Weile haben. Die Formel: in Saus und Braus enthält gleich zwei sonst nicht vorkommende Wörter; desgleichen: zu Nutz und Frommen, wo indes Nutz nur eine ältere Form des Wortes Nutzen darstellt. Man sieht, es sind ganz wenige Fälle des Nominativs und Accusativs, zumeist Verbindungen mit einer Präposition.

Alte Bezeichnungen sinnlicher Erscheinungen sind heute zum Teil noch im Bilde verwandt: der Deut, den wir nicht um etwas geben, und das Scherflein, das wir beisteuern, sind ursprünglich kleine Geldmünzen gewesen, und das Lauffeuer, mit dem die Verbreitung einer Nachricht ver-

glichen wird, erinnert an den älteren Brauch, ein Feuerwerk aus der Entfernung anzuzünden durch einen hingestreuten Streifen Pulvers, dessen Teile rasch nacheinander aufflammen. Sonst haben sich alte Wörter mit konkreter Bedeutung nicht selten in Zusammensetzungen erhalten. So steckt z. B. in Bräutigam ein uraltes Wort gomo der Mann, verwandt mit lateinisch homo; Wind, das in Windhund, Windspiel vorliegt, hat früher für sich allein schon dasselbe bedeutet, was heute die Zusammensetzung besagt. Lind in Lindwurm ist ein altes Wort für Schlange, das ja auch in Sigelinde, Teufelinde erscheint, wie überhaupt in Personennamen ein ganzer Schatz von alten Bezeichnungen verborgen ist.

Ziemlich selten sind Beiwörter solcher Versteinerung verfallen. Das alte Adjektiv heil, das auch noch heutige Mundarten kennen, lebt fort in der adverbialen Wendung mit heiler Haut. Zwei alte Wörter zugleich bietet die Formel gäng und gäb; gleich gebaut ist die andere: null und nichtig. Wahnsinn und Wahnwitz haben mit Wahn von Hause aus nichts zu thun; sie enthalten im ersten Glied ein altes Adjektiv und bedeuten eigentlich: leerer Sinn, leerer Witz. Ebenso steckt in Weihnachten ein altes Beiwort wih mit der Bedeutung heilig, von dem unser Zeitwort weihen abgeleitet ist.

Beim Zeitwort ist nur die Erscheinung etwas häufiger, daß in Beiwörtern der heutigen Sprache Participia Präteriti der älteren Zeit fortleben, während alle übrigen Formen ausgestorben sind. So bezeugt das Adjektiv eigen ein altes Verbum eigan besitzen, gedunsen das Verbum dinsen ziehen, dehnen; verlegen gehört zu dem älteren Ausdruck der mittelhochdeutschen Zeit: sich verliegen, d. h. durch zu langes Liegen erschlaffen, für die ritterliche Thätigkeit unbrauchbar werden. Dazu kommen einige Infinitive: sein Bewenden haben, sich nicht lumpen lassen; das alte Zeitwort wesan = sein liegt vor in das Wesen und in den Adjektiven abwesend, anwesend. Endlich ein einzelnes Beispiel einer flektierten Form: wie er leibt und lebt.

In meinem zweiten Kasten lagern Funde, die äußerlich dem Beschauer gar nichts Absonderliches darbieten. Wenn man sie aber chemisch untersucht, auf ihren Gehalt prüft, so lassen sie Bedeutungen erkennen, die für gewöhnlich diesen Wörtern nicht mehr anhaften. Derartige Wörter erscheinen namentlich in Zusammensetzungen. Unser Wort Ding hat einmal die Bedeutung Gericht gehabt; sie liegt noch heute vor in dingfest machen. Wie Fuß gleichzeitig einen Körperteil und ein Längenmaß bedeutet, so hat Elle einmal den Vorderarm bezeichnet; die Stelle, wo dieser sich biegt, ist der Ellenbogen. Geiz besagt uns heute nur den Wunsch, den Besitz festzuhalten; in der älteren Sprache war darin das Verlangen ausgedrückt, sich in Besitz zu bringen, daher heute noch der Ehrgeiz. Leichnam bedeutet ursprünglich den Körper überhaupt, den lebenden wie den toten. Wenn jemand jetzt erklärt, daß er seines Leichnams pflegen wolle, so ist das nicht Fortdauer des älteren weiteren Gebrauchs, sondern scherzhafte Verwertung des heutigen engeren. Wohl aber liegt Altes vor in Fronleichnam, das einfach den Leib des Herrn bezeichnet. Hiobspost bewahrt einen Rest des Zustandes, wo Post auch so viel wie Nachricht bedeutete. Schnurrbart enthält ein altes Wort Schnurre, Schnauze, das wir sonst nur im Sinne von scherzhafter Erzählung kennen. Witz hat noch im achtzehnten Jahrhundert so viel wie Verstand bedeutet, daher Aberwitz, Mutterwitz, Wahnwitz (= leerer Verstand). Brief wird in der älteren Sprache auch im Sinn von Urkunde verwandt; so erklären sich unsere Zusammensetzungen wie Adelsbrief, Frachtbrief, Kaufbrief, die Ableitung verbriefen, aber auch die Formel Brief und Siegel. Derartige zweigliedrige Ausdrücke haben auch sonst einige alte Bedeutungen festgehalten: Grund und Boden, Dach und Fach, wo Fach ursprünglich den Sinn von Wand hatte, Hülle und Fülle, wo Hülle die Kleidung, Fülle die Nahrung bezeichnete.

Der präpositionale Ausdruck sich ins Mittel legen birgt die alte sinnliche Bedeutung des Wortes Mittel: wer zwischen zweien vermittelt, begiebt sich in die Mitte zwischen ihnen. Daß die Steuer und das Steuer in Verwandtschaft stehen, begreift man, wenn man die ältere allgemei-

nere Bedeutung kennt: Hilfe, Unterstützung; sie erklärt zugleich die Redensart: zur Steuer der Wahrheit.

Das Beiwort und das Zeitwort gewähren wiederum nur wenig Belege. Barfuß zeigt die sinnliche Grundbedeutung von bar: so viel wie entblößt, während das allein stehende Adjektiv nur in übertragenem Sinn vorkommt: bar Geld, barer Unsinn, der Ehre bar. Eitel Freude, eitel Gold, lediglich Freude, lediglich Gold, gewährt eine früher häufige Bedeutung; so ist auch Eitelfritz ursprünglich nur jemand, der bloß Fritz heißt, während andere Träger des Namens Fritz unterscheidende Beinamen führten. Wildfremd erinnert daran, daß im Mittelhochdeutschen wild schon für sich allein so viel wie seltsam, fremd bedeutete. — anhaben hat in der älteren Sprache so viel bedeutet wie angreifen, daher die Redensart: einem etwas anhaben können. Feierabend bieten zeigt, daß vor Zeiten auch das einfache bieten die Bedeutung haben konnte, die sich später auf die Zusammensetzung gebieten zurückgezogen hat.

Unsere fragenden Fürwörter und Umstandswörter haben von Uranfang an zugleich unbestimmte Bedeutung besessen, so daß z. B. wer so viel besagte wie jemand, wo so viel als an einer bestimmten Stelle. Das setzt sich in den Mundarten noch fort, wo man sagen kann: merkst du was? wo welche so viel wie einige heißt. Aber auch in der Schriftsprache in den Verbindungen irgendwann, irgendwo, wie in der Formel dann und wann. Bevor aber die Aufgabe erhielt, einen Gegensatz auszudrücken, hat es den Sinn von wiederum gehabt, der sich noch erhalten hat in abermals, in der Wendung tausend und abertausend. Nun hat ursprünglich lediglich Beziehung auf den gegenwärtigen Augenblick gehabt: nun und in Ewigkeit, nun und immerdar; das geschieht nun und nimmer enthielt von Hause aus einen Gegensatz: das geschieht jetzt noch dies eine Mal, aber in Zukunft nimmer.

In einem dritten Kasten endlich ruhen Gebilde, zu deren Erklärung die heutigen chemischen und physikalischen Eigenschaften der Wörter nicht genügen, die vielmehr Erzeugnisse von anders gearteten Kräften der Vergangenheit sind. Heute gilt im allgemeinen die Regel, daß von Hauptwörtern mit abstrakter Bedeutung keine Mehrzahl gebildet wird; Reste älterer Freiheit sind die Ausdrücke in Ängsten, zu Gunsten, von Nöten, zu Schanden kommen oder machen, sich zu schulden kommen lassen, von statten gehen, zu statten kommen. Es wäre nicht möglich, für arme Leute zu sagen Arm oder für große Menschen Groß; aber in der zweigliedrigen Formel heißt es: arm und reich, groß und klein, durch dick und dünn. Wenn heute ein Beiwort vor das Hauptwort tritt, so bedarf es einmal der Begleitung des Geschlechtswortes, sodann einer Beugungssilbe: nur in der Anrede kann der Artikel entbehrt werden: lieber Freund. Erstarrte Ausnahmen sind z. B. wer da? Gutfreund; halbpart; lieb Kind bei jemand sein. Überhaupt kann in den meisten Fällen das Hauptwort heute des Artikels nicht entraten; es heißt das Schwert oder ein Schwert, der Mann, ein Mann. Trotzdem wird gesagt: Leier und Schwert, Mann und Maus, Stock und Stein. Das Fürwort man ist nichts anderes als das Hauptwort (der) Mann, das im Sinn einer Vielheit gebraucht wurde; jemand, niemand geht zurück auf je (ein) Mann, nie (ein) Mann; dagegen in der Wendung: Not an Mann hat der Artikel nicht gefehlt, sondern er ist versteckt in dem Schlußlaut des Vorwortes: an'n Mann. Das Vorwort zu kennt heute nur noch zwei Arten der Verwendung: es steht auf die Frage wo? bei Ortsbezeichnungen: zu Berlin, zu Straßburg, und auf die Frage wohin? bei Zeitwörtern der Bewegung: er geht zur Thür, kommt zur Ruhe. Aber er ist zufrieden ist eigentlich: er ist zu Frieden, d. h. im Frieden, und man hofft zu Gott. Wo steckt das Subjekt in dem Satze: hier war seines Bleibens nicht? so fragt bedenklich der Schulmeister. Es gab eine Zeit, wo das Wort nicht ein Hauptwort war, entstanden aus nie (ein) wicht, nie ein Ding; so mußte seine Ergänzung im Genitiv stehen. Auf die gleiche Weise hängt die Redensart viel Aufhebens, viel Wesens machen mit dem Umstand

zusammen, daß viel in älterer Zeit lediglich substantivisch gewesen ist.

Wie kommen denn nun solche Versteinerungen zu stande? Wer die einzelnen Beispiele überblickt, wird gewahr, daß es zumeist ganz bestimmte Bedingungen sind, unter denen sich das Alte erhalten hat. Eine große Rolle spielt die zweigliedrige Formel, in der sinnverwandte oder sich ergänzende Wörter zur Einheit zusammengefaßt werden, wie Dach und Fach, Saus und Braus, gäng und gäbe, dann und wann, leibt und lebt. Noch mehr hat die Zusammensetzung mit anderen Wörtern schützend gewirkt; sodann die Verbindung mit Präpositionen in stehenden Wendungen — man vergleiche in die Irre, zu Gunsten, von Nöten —; und schließlich sprichwörtliche Redensarten: lieb Kind bei jemand sein, zu Gott hoffen u. s. w. Eingekapselt, eingehüllt in die feste Masse dieser höheren Einheiten hat manches Alte sich den zerstörenden Mächten entziehen können, denen das Wort für sich allein rettungslos verfallen ist. Allerdings, in manchen Fällen ist die Einschließung in die Formel, die feste Redewendung nicht der zufällige Anlaß, sondern das beinahe mit Bewußtsein gewählte Mittel zur Rettung gewesen. Ausdrücke wie Dach und Fach, Fug und Recht, Grund und Boden, Nutz und Frommen, null und nichtig, leibt und lebt, Lindwurm, Windhund, wildfremd lassen erkennen, daß man das unverständlich und somit lebensschwach Werdende wieder lebensfähig gemacht hat, indem man ihm eine Erläuterung hinzufügte, eine Stütze beigab. Und zwar nimmt die Erläuterung in der Mehrzahl der Fälle die zweite Stelle ein, wird dem zu Erklärenden nachgesetzt, ganz natürlichem Bedürfnis entsprechend: das Klare durch das Dunkle zu erweitern, zu ergänzen, wird sich kaum Anlaß ergeben.

Daß aber Wörter überhaupt ihre Bedeutung ändern, daß ihre Fähigkeit, in den Satz sich einzufügen, sich wandelt, daß sie schließlich ganz vergehen, das kommt von jenem Kampfe des Daseins, der auch im Leben der Sprache unablässig sich vollzieht: die Wörter passen sich immer besser an an die Bedingungen der Rede, an alte und neue Aufgaben, oder sie sterben ab, weil sie keine Aufgabe mehr zu erfüllen haben oder den gestellten Anforderungen nicht mehr gewachsen sind, wenigstens nicht so gut vielleicht als andere begünstigtere Kämpfer.

Höchst merkwürdig ist, daß es Erscheinungen giebt, die unseren Versteinerungen ähnlich sehen wie ein Ei dem anderen und doch ganz anders zu beurteilen sind: sie sind nicht erstarrte Reste, sondern stehen gebliebene Anfänge, die sich nicht zu reicherem Leben entfaltet haben. Freier und Fuß, Kind und Bein sind nur in der präpositionalen Redewendung zur Einheit zusammengefaßt worden: auf Freiersfüßen, von Kindesbeinen. Schick ist nur für eine bestimmte Wendung — Schick haben — von schicken abgeleitet, ebenso klipp nur für die Verbindung mit klar gebildet von einem Zeitwort klippen, das seinerseits wieder nur zur Ergänzung von klappen geschaffen ist. Das aus dem Französischen entlehnte frank ist beschränkt geblieben auf seine Krücke, das Wort frei, brach nur bei liegen adjektivisch empfunden, geschöpft aus dem Substantiv die Brache. Ein sonderbares Adverbium enthält der Ausdruck kreuz und quer. Das ist so zu stande gekommen. Ganz in der Ordnung war die Redeweise: ins Kreuz und in die Quere. Statt in die Quere konnte aber auch quer gesagt werden; nach diesem Vorbild hat man neben ins Kreuz ein Adverbium kreuz als gleichwertig geschaffen. Lediglich die Neigung für den formelhaften Reim hat zu raten ein thaten erzeugt und im Sprichwort ein seltsames neues Substantiv: Kaufleute Laufleute.

Marie von Ebner-Eschenbach.

Zum 13. September 1900.

Von

Erich Schmidt.

(Nachdruck ist untersagt.)

Wenn die verehrte Dichterin an ihrem siebzigsten Geburtstag die lange gesegnete Lebensbahn überschaut, Verlust und Gewinn dieses von wenigen äußeren Wechselfällen betroffenen Daseins im milden Abendlicht abwägend, wenn vielstimmige Grüße von nah und fern ihr sagen, wie dankbar und freudig das Fest in allen Ländern deutscher Zunge mitgefeiert wird, dann mag sie lächelnd das alte Bekenntnis ihrer liebenswürdigsten Doppelgängerin, der „Generalin", wiederholen (Erzählungen 2, 331):

„Man lasse mich mit frühen Triumphen ungeschoren, sie sind nicht selten die Vorboten späterer Niederlagen. Wer vermag sich von der im raschen, glücklichen Schwung der Jugend erreichten Höhe noch höher emporzuschnellen? Meistens bleibt es bei dem glorreichen Anfang, und was nachkommt, ist ein Sinken, wenn's nicht gar ein Stürzen ist. Da lob ich mir mein bescheidenes Streben, das mich allerdings nicht auf die Höhe, aber doch auf eine Anhöhe geführt hat."

Erst seit den siebziger Jahren liegt der Ertrag dieser Ernten weiteren Kreisen offen. Es war eine Glückszeit für die deutsche Novelle, da Meister wie Paul Heyse, der auch unserer Jubilarin herzlich die Bahn brechen half, in voller Schöpferkraft ausschritten, Storm zu größeren und tieferen Gebilden sich im Anhauch des Alters fortentwickelte, C. F. Meyer mit seltener Spätreife geschichtliches Metall blank ausprägte, Gottfried Keller nach langem Stocken im zweiten Safte stand, Fontane noch sein eigenstes Können und damit eine starke Resonanz gewann. Damals drang auch diese österreichische Dichterin, nicht mit überraschenden oder gar ein Modebedürfnis sensationell befriedigenden Gaben, langsam und um so nachhaltiger hervor. Eine stille Frau, die unseres Lebens Mitte schon erreicht und ihr heißes Werben um die reizendste, doch sprödeste Dichtgattung, das Drama, unerwidert gesehen hatte. Was dahinter liegt, soll uns laut willkommener Botschaft ein berufener Landsmann, Anton Bettelheim, bald nahe rücken; einstweilen wissen wir von diesen Zuständen „vor der Schrift" nur durch gelegentliche kurze Mitteilungen der Dichterin selbst, zumal durch ihren wunderhübschen Beitrag zu dem Sammelbande „Mein Erstlingswerk". Der zarten sächsischen Mutter früh beraubt, wuchs die kleine Gräfin Marie Dubsky auf dem mährischen Schlosse Zdislavič heran, betreut von ihrem militärisch strammen und behaglichen Vater und einer zweiten liebreichen, kunstsinnigen Stiefmutter. Sie heiratete, erst achtzehnjährig, einen Vetter, der es dann allgemach als Genieoffizier, Naturforscher und Techniker zu hohen Ehren gebracht und sich schließlich sogar selbst in Novellen versucht hat, der aber zunächst wohl der Idealwelt seiner geliebten jungen Frau einen kräftigen Wirklichkeitssinn entgegenrückte, nicht störend, sondern ergänzend. Von Wien ging es auf ganze zehn Jahre in das kleine mährische Klosterbruck. Die Ehe blieb kinderlos; doch „die Kinderlose hat die meisten Kinder," sagt Marie von

Ebner, die das Tantentum als ernste Erzieherin und bewundernde Humoristin zur Meisterschaft ausbildete. Die Muße gehörte schon größtenteils der Litteratur, dem umfassenden und durchdringenden Genuß ihrer deutschen und fremdem Schätze, dem Durst nach eigener Produktion. Aus Klosterbruck schauten damals zwei sehr verschiedene Menschenkinder ehrgeizig nach dem Burgtheater hin: Joseph Weilen, der dann manchmal diese heißen Bretter betrat, und die Baronin, die schon als blutjunge Komtesse in der Loge des lieben engen Hauses von künftigem Shakespearetum geträumt hatte. Ich bedaure lebhaft, keins von den älteren großen Dramen zu kennen: sie mögen sehr bühnenfremd und vieles darin nach Technik, Motiven, Gefühls- und Gedankengängen unreif oder angelernt sein, aber es muß darin ein persönliches Wollen, sicher auch mindestens ein Stück eigenen Könnens liegen, das uns in seiner „Werdelust schaffender Freude" fesselte. 1860 kam „Maria von Schottland. Von M. v. Eschenbach" in Karlsruhe zur Aufführung. Eduard Devrient glaubte ein durchschlagendes Talent entdeckt zu haben — sogar unsere selten erquicklichen Schillerpreis-Akten bezeugen das — und schickte diese junge Maria Stuart auch in das Shakespeare-Studio Otto Ludwigs, dessen eigenen Gestalten sie verwandt sei. Der kranke Grübler widmete nun dem Neuling, der ihm gar nicht so zugehörig vorkam, aber sein selbständiges heißes Ringen um eine lodernde Maria vor Schillers Einsatz und gegen Schillers Stil schürte, eine große geistvolle Abhandlung. Da wird dem „Herrn von Eschenbach" für seine „Synthesis von Scribe und Schiller" nichts geschenkt, sondern nur Rhetorik, eiskalte Corneillische Rhetorik, Bretterspräche, das Geschick einer „kunstreichen Effektmausefalle" zugestanden. Das verwerfende Urteil wird triftig sein, und bei dem Konventionellen einer wenn auch nicht allerersten Erstlingsarbeit hat der Verdacht bloßer Mache dies strenge, durch seine Shakespeare-Brille schauende Auge geschärft. Der Aufsatz Otto Ludwigs kam erst 1891 ans Licht (Werke, herausgegeben von A. Stern und E. Schmidt 5, 374—406); er hat die Bewunderung der Frau von Ebner für den Schöpfer des „Erbförsters" und der „Makkabäer" nur erhöht. Dreißig Jahre früher, meint sie, würde sie die Kur mit dem Versprechen bezahlt haben: sie wolle es nicht wieder thun. Solche Meisterworte, nicht Gift, sondern Arznei, können wahrhaftige Seelen befreien; äußere Mißerfolge, Lauheit, überlegenes Lächeln der flachen Umgebung können es nicht. Die Nachbarn sagten: das Dichten greift Sie zu sehr an, liebe Baronin; andere haben gewiß auch von adeligem Dilettantismus getuschelt, denn aristokratischer Stand erleichtert ja den Sieg in Kunst und Wissenschaft keineswegs, sondern erschwert ihn durch begründetes und viel mehr unbegründetes Vorurteil.

„Es giebt kein Pförtchen, das zu schriftstellerischem Ruhm führen kann, an das ich nicht gepocht hätte." Lange blieb jedes verschlossen. Eine Zeit bitterer Schmerzen; doch Frau von Ebner hat im Leben wie in der Kunst gelernt mit dem Leid zu ringen, bis es sie segnet gleich dem Engel des Herrn. Aus jener Krise heraus muß die Erzählung „Ein Spätgeborener" entsprungen sein, die schon von innerer Freiheit zeugt, denn hier wird nicht unter durchsichtiger Maske der wohlfeile Selbstbetrug ausgeboten, in so schlechten verderbten Zeitläuften finde das echte, wahre, schöne Drama kein Gehör mehr. Die entschiedene Wendung zur Epik vollzog sich, wenn auch der schottischen Maria noch eine französische, Marie Roland, folgte mit religiösen Trieben, die uns heut im klaren Schein der späteren Hauptwerke gar fremd vorkommen; ich weiß davon aber nur durch den Essay eines Wiener Schriftstellers. Der dramatische Drang hat sich dann, von Laube begünstigt, flüchtiger zum Lustspiel gewandt, kleine Novellen in Brief- oder selbst Postkartenmonologen gestaltet oder ausgeschnitzelt, und ein wohlgepflegtes Zwitterchen „Ohne Liebe" gewann schließlich jenen Fünfaktern den Erfolg ab; es wurde sogar auf der Freien Bühne nach einem höchst bedenklichen Wagnis kredenzt als Tasse Thee zur Niederschlagung des Alkohols.

Bei einer Dilettantenaufführung der „Veilchen" im gastlichen und kunstfrohen Hause Gerold in Wien, als zum Schluß unsere hübschen Partnerinnen ihre Sträußchen alle einer feinen zurückhaltenden Dame huldigend überreichten, hab ich Frau von Ebner ge-

sehen; leider war das erste zugleich das letzte Mal. 1863 für immer in die Hauptstadt zurückgekehrt, führte sie während meiner fünf Wiener Jahre ein leises Leben, das man nicht zu stören wagte trotz all der gerade damals schwellenden Bewunderung. Sie blieb der in Österreich so verhängnisvoll abgeschlossenen hohen Aristokratie fern, nahm überhaupt an Geselligkeit nur den winzigsten Anteil und fand ihr Genügen in einem ganz engen und kleinen Kreis erlesener Frauen. Norddeutscher Bildungsdünkel, dem wir eine naive nicht verbildete Unbildung weit vorziehen, hat von dem Geistesleben der Österreicherinnen meist eine falsche, mindestens sehr einseitige Vorstellung — vor diesem Zirkel mußte jedermann den Hut ziehen: da war, um nur Abgeschiedene zu nennen, Grillparzers Freundin Frau von Littrow, die kluge und höchst energische Vertrauteste unserer Dichterin Frau von Fleischl, da war vom Alter gebeugt, aber noch mit der starken Spur großer Schönheit, temperamentvoll, beredt, offenherzig bis zur Schroffheit die Lyrikerin Betty Paoli, der Frau von Ebner einen wunderschönen Nachruf gewidmet hat. Und was diese Damen besonders ehrt: sie bildeten nicht etwa ein Paoli- und Ebner-Konventikel zur Ruhmesversicherung, sondern sie schworen auf den Satz, die größte deutsche Dichterin der Gegenwart heiße Luise von François. Ich habe in der sehr bescheidenen Weißenfelser Mansarde vernommen, welche Fülle von Neigung mit Aufmerksamkeiten, wie nur liebende Frauen sie erweisen können, der Einsamen tiefbeglückend von Wien her zugeströmt ist. Edelfrauen im reinsten Sinn, die Preußin und die Mährin, deren Nekrolog von der „letzten Reckenburgerin“ beteuert: einem solchen an Scott mahnenden Urwald von Baumriesen gegenüber komme sie selbst sich wie eine Ziergärtnerin vor.

Dem Fräulein von François ist ein großer Wurf gelungen. Frau von Ebner hat langsam ihre Fülle geschürft. Wie weit ist doch die Bahn von der mehrere Generationen umspannenden, uneinheitlichen und mit einem recht sinnig-minnigen Röschen behafteten Magdgeschichte „Božena“, trotz sehr gelungenen Einzelheiten und dem sittlichen Granitboden, zu der von einer starken Hand zusammengeballten, im knappsten Raum vergangenes, gegenwärtiges, künftiges Menschenschicksal darstellenden „Totenwacht“! Überwunden ist hier die Neigung, mehr Worte zu machen als nötig, der auch die gescheitesten Schriftstellerinnen — man denke an George Eliot — leicht verfallen und die man sich ja, wenn es gute Worte sind, lieber gefallen läßt als eine zu enge Packung. Schauen wir zurück auf ältere Treffer wie „Lotti, die Uhrmacherin“, so bleibt der Eindruck eines gewissen Überschwanges auch nach Seiten der Aufopferung; wir freuen uns dann, in der gleichfalls noch nicht zu novellistischer Schlankheit gediehenen Erzählung „Wieder die Alte“ unter den viel genauer umrissenen Gestalten der aus Liebesdienst und schroffer Herbheit gemischten Baronin zu begegnen. Jene „Lotti“ zeigt aber schon einen sicheren Detailsinn und ein die letzte Mühe nicht scheuendes künstlerisches Gewissen, das nicht bloß scherzweise mit der von Frau Marie Ebner selbst ausgeübten unromantischen Uhrmacherei, dieser sauberen Pünktlichkeit, in Zusammenhang gebracht werden darf. Sie rühmt die kleinen Uhrmachersleute, denen ihr Handwerk eine Kunst ist, gegenüber dem großstädtischen Modedichter, der seine Kunst schnellfertig als ein gewinnbringendes Handwerk betreibt.

Als die reife Frau sich tapfer die künstlerische „Demut“ erobert und die Erkenntnis gewonnen hatte, es gebe heutzutage nur noch schüchterne Meister, da, ihres Vermögens, ihrer Pflichten, auch ihrer Grenzen bewußt, entfaltete sie den Schatz, den wir jetzt so dankbar genießen. Diese Poesie geht nicht auf Reisen, sondern verbleibt in den beiden Hemisphären, der deutschen und der slavischen, die Marie Ebner ja von ihrer Kindheit her völlig kennt. Sie wendet sich, außer Resten des achtzehnten Jahrhunderts, niemals in die Vorzeit, sondern weilt in der Gegenwart. Land und Stadt sind gleich gesuchte Schauplätze, Adel und niederes Volk halten einander die Wage. Katholisches spielt eine große Rolle bis empor zu den in „Glaubenslos“ geschürzten und frei entwirrten Konflikten; Jüdisches findet humanen Ausdruck. Die Aristokratie wird hier natürlich von einer Standesgenossin geschildert, die nach dem französischen Wort in der salle à manger, nicht bloß in der cuisine sitzt.

alles Äußere durchaus beherrscht, die Arten und Unarten intim geprüft hat, Licht und Schatten billig verteilt, die verschiedensten Grade etwa des Hochmuts abzutönen weiß, von der boshaft geistreichen alten Jungfer zur harmlosen Douairière, von Strebern oder Unterhaltungsmenschen zu rührenden altmodischen Greisen sich wendet und einer ernsten Komteß Paula das arme leere Sportskomtessel Muschi mit Meisterstrichen gegenüberstellt. Wer vergäße die Donquixotischen Freiherrn von Gemperlein, den feudalen und den liberalen, beide verunglückte Heiratskandidaten, beide Quer- und Hitzköpfe, beide grundgut! Das ist echter Humor. Nie läßt sich der künstlerische und gemütliche Takt der Dichterin zur Karikatur verführen, obwohl sie neben dem goldigen Humor auch eine ganz entschiedene, bei Frauen seltene, doch jetzt stärker gedeihende Gabe der Komik besitzt, während doch sehr berühmte Meister oft den Hampelmann nach Lust seine Glieder haben verrenken lassen. Sie ist diskret in ihrer österreichischen Färbung des Gesprächs, was gerade heute bei der mundartlichen Hochflut besonders wertvoll scheint als Beweis, daß man eben mit sparsameren Mitteln mehr erreicht, und sie stuft dies von den Schloßgebietern durch Übergänge bis zu den kleinsten Häuslern ab, läßt wohl auch einmal die alte Erdbeerfrau im selbständigen Gedicht reinen Dialekt reden. „Der Hochmut ist ein plebejisches Laster,“ sagt Frau von Ebner. Ihr geläutertes Noblesse oblige sollte wohl in der abgebrochenen Erzählung „Ein Edelmann“ zuerst nach verschiedenen Seiten auseinandergesetzt werden, und sie sah vielleicht, daß sie nicht zu tendenziös, aber zu direkt gestaltend, nicht genug „einfleischend“ nach O. Ludwigs Wort begonnen hatte. Nun giebt es in ihren Werken Kleines und Großes, Strenges und scheinbar nur Spielendes vollauf aus diesen Kreisen. Die Geschichte „Er laßt die Hand küssen“ bis hin zu dem letzten stereotypen Satz des grinsenden Lakaien, den Kontrast zwischen verlogener Pastoraltändelei da oben und äußerster Brutalität nach unten konnte nur eine Frau schaffen, die als kleines Kind die ihrer toten Mutter treu anhangenden Gutsleute so lieb gewann, doch den harten „Burggrafen“, den Fronvogt, haßte und beim Anblick eines geprügelten Mannes von sinnloser Wut befallen ward. Da lachten alle, selbst der eben erst unter den Hieben Zusammengebrochene! In dem kleinen Köpfchen aber mag schon die Frage gedämmert haben: ist hier denn gar keine Menschenwürde? Seither wuchs in ihr ein heiliges Mitleid, das sich nach und nach ethisch und künstlerisch klärte, das im Meisterstück „Krambambuli“ den Seelenkampf eines Hundes, im „Vorzugsschüler“ die Leiden eines schwachen Schulknaben wiedergiebt und den größten Triumph feiert, wenn der Roman „Das Gemeindekind“ den Pavel Holub durch alle Mißhandlung und alle Feindschaft gegen sich selbst hindurch zum Frieden führt. Keine Spur von Zimperlichkeit beirrt die Arbeit an der harten Aufgabe, auch an das Gemeinste des Dorflebens Hand zu legen und die menschliche Bestie loszulassen: „O, die Menschen, die Menschen! man muß sie lieben — und will ja — aber manchmal graut einem, es graut einem sogar sehr oft.“

Diese Frau sieht die Welt, wie anmutig sie auch ein Stillleben zu schildern weiß, nicht im rosenfarbigen Licht der Idylle. Sie hat ihren Blick nie von dem Häßlichen abgekehrt, als dürfe es für sie nicht dasein. Sie geht der Schuld nach, der groben und der feinen. Ihre Sittenlehre wehrt vor allem dem Egoismus und begegnet sich darin mit den größten Ethikern älterer und neuerer Zeit. Goethes Spruch „Vor allem keinen Menschen hassen“ ist auch ihre Losung, ihr Weckruf zur Güte, nicht zur Gutmütigkeit, wie man sie oberflächlich faßt. Eine Parabel stellt die Güte als die Stärkste, Unverwundbarste hin; ein Aphorismus lautet: „Wie weise muß man sein, um immer gut zu sein.“ Wenn Goethes Poesie betont, daß reine Menschlichkeit alle menschlichen Gebrechen heile, und wenn Goethe Unsühnbares ablehnt, so hat auch die Überzeugung der Frau von Ebner darin immer tiefer Wurzel geschlagen und hat diese Sühnbarkeit, fern von allem Klösterlichen, von träger Reue, von jähem Selbstmord, verbunden mit einem thätigen Lebensideal. Nur die thätige Güte hat Wert, nur thätige Selbstüberwindung überwindet den Streit im eigenen Busen, den Kampf mit der Menschheit, den Hader

mit Gott und Welt. Das lesen wir aus den „Aphorismen", die nicht paradox blenden, sondern den letzten Ring einer Gedankenkette geben sollen; wir lesen es aus dem Eheroman „Unsühnbar" ...

Ich könnte lang so fortfahren, und der Dank, der Gruß möchte wohl zu einer moralisierenden Festpredigt werden; gar nicht nach dem Sinne der Jubilarin, die uns nicht unmittelbar belehren und sittigen will, aber mit ihren starken Accenten und ihren leisen Tönen zum ewigen Frieden unendlich mehr beiträgt als eine eitle Missionarin mit allem Geschnatter durch Europa. Güte ohne Verweichlichung, Mitleid ohne Sentimentalität, Menschenliebe ohne Schönfärberei, und dazu jener Humor, der etwa vom stillen Edelmut des „Oversberg" durch Vortrag und Zwischenbemerkungen jede Gefahr einer matten Eintönigkeit fern hält. Und „Der Muff" — wie oft hab ich ihn seit der ersten, manchmal wiederholten Andacht im Hause Curtius zum Besten gegeben: das Abenteuer der Generalin, die einer fröstelnden Greisin ihren Muff schenkt, dadurch in schwierige Verhöre bei dem Gatten und der Kammerfrau kommt, von der Beschenkten, durch dies Geschenk jedoch des Diebstahls Bezichtigten ausgeschimpft wird, die aber nie aufhören wird, der „verwerflichsten Form des Egoismus" zu opfern. Du wirst noch wie der heilige Martin nach Hause kommen, mit halbem Mantel, brummt der General; sie entgegnet: der sei ihr Vorbild nicht, hoffentlich habe er vorher schon das Wams verschenkt, sonst sei es unfaßbar, daß er einem Armen nicht den ganzen Mantel gegönnt —. „Du bist unverbesserlich, Gattin. — Gottlob!"

So schauen wir denn heute mit der Dichterin in eine Welt, über der sich kein wolkenloser blauer Himmel wölbt, sondern auch schwere Gewitter hangen, aber der Sonnenschein der Güte, die vergoldenden Strahlen des Humors gewinnen es den schwülen Finsternissen ab. Und auf jener „Anhöhe" sei zum Schlusse noch ein mit dem vorhin citierten Worte der Bescheidenheit (im neuen und im altdeutschen Sinne) reimendes Geständnis eingeprägt:

„Es dauert lang, ehe der Phantast, der meinte, nur auf dem Bergesgipfel werde er frei atmen können, sich zu dessen Füßen in einem Hüttlein einrichtet und darin seinen Frieden findet. — In meiner Jugend war ich überzeugt, ich müsse eine große Dichterin werden, und jetzt ist mein Herz von Glück und Dank erfüllt, wenn es mir gelingt, eine lesbare Geschichte niederzuschreiben."

Was rauschet und flüstert mein uralter Baum?
— Er rauschet und flüstert schwermütig im Traum:
O daß ich so Viele — das gehet mir nah —
Erwachsen, erblühen — verwelken auch sah!

Marie Ebner-Eschenbach.

Litterarische Rundschau.

Goethe und seine Welt läßt sich durch kein Jubiläum erschöpfen. Kaum daß man nach der schwellenden Flut von Litteratur, die vor nunmehr einem Jahre, bei Gelegenheit der hundertfünfzigjährigen Geburtstagsfeier, seine weiten Ufer bespülte, eine merkliche Ebbe spürte! Das diesjährige **Goethe-Jahrbuch** (XXI. Bd., hrsg. von Ludwig Geiger; Frankfurt a. M., Litterarische Anstalt, Rütten u. Loening) bringt sogar Früchte, wie sie sonst nur auserlesene Jahrgänge bescheren. So begegnen wir gleich an erster Stelle unter den „Neuen Mitteilungen" einem stimmungsvollen Gedächtnisartikel Bernhard Suphans auf Ulrike von Levetzow, der holden Toten des vergangenen Jahres. Und daran an schließt sich eine kleine Anzahl von Briefen Goethes an Ulrike und ihre Mutter, die jene pietätvoll bewahrt und bereits vor dreizehn Jahren der unvergeßlichen Schutzherrin des Goethe-Schiller-Archivs „zu Füßen gelegt hatte", die aber natürlich vor dem Tode der Adressatin nicht wohl in die Öffentlichkeit gehörten. Mit Wehmut, aber ohne jede Bitternis erfreuen wir uns nun an diesen späten Zeugen später Liebe. Es ist wahr: ein schöneres Denkmal und Ehrengedächtnis, als dieses selbstgestiftete, könnte niemand der Verblichenen aufrichten. Denn diese Briefe bedeuten und bezeugen eine bis zu den letzten Erdentagen „unwandelbar" bewahrte Neigung. Dem liebesschmerzlichen Begehren, dem mit Einsatz der Lebenskraft erkämpften Entsagen folgt die ruhige, dankbare, beseligende Erinnerung. Aber der Verzicht begründete für den Liebenden nur ein Eigentum in höherem Sinne, und er erringt, was köstlicher ist als irdischer Besitz, jenes seligen Wunsches Erfüllung:

> Bleibe mir, du vielgeliebtes Bild,
> Vollkommen, ewig jung und ewig gleich! ...

Nächst diesem Schatze aus dem Weimarer Dichter-Archiv verdient wohl die kurze Mitteilung hervorgehoben zu werden, in der uns Alois Brandl mit zwei Falstaff-Fragmenten Goethes bekannt macht, dramatischen Bruchstücken, die von einem bisher ganz unbekannten Dramenplan Goethes Zeugnis ablegen. Aber auch die übrigen Beiträge sind reich an neuen biographischen und litterarhistorischen Aufschlüssen, ob nun Karl Schüddekopf über Goethes Teilnahme an den Anfängen der Monumenta Germaniae berichtet, Julius Wahle einen Brief Goethes an Karl August abdruckt, Heinrich Funck sechs Briefe Lavaters an Goethes Eltern mitteilt oder die „Miscellen" ihre kleinen Blumen, kleinen Blätter ausstreuen. Besonders angelegen sein lassen hat sich der Herausgeber in diesem Bande die Abhandlungen, die früher so oft den Vorwurf der allzu großen Fachgelehrsamkeit haben hören müssen. Diesmal wird dieser Tadel verstummen müssen; den kleineren philologischen Arbeiten **Düntzers**, Seufferts und anderer halten Malwida von Meysenburgs fromm eindringende „Betrachtungen über Goethes Leben" und **Wilhelm** Münchs allgemein beherzigenswerter **Aufsatz** „Goethe und die Schule" reichlich die Wage. Der Anhang bringt auch bereits die letzte Festrede der Goethe-Gesellschaft, **Rudolf Euckens** klar durchdachten und fein abgerundeten Vortrag über „Goethe und die Philosophie". Dem Bande ist — was wir schließlich nicht vergessen wollen — eine Abbildung des Doppelporträts Ulrikes und Berthas von Levetzow von Marie Krafft beigefügt.

Bei Goethe zu Gaste (Leipzig, Georg Wigand) lädt uns auch Karl Theodor **Gaedertz**, der findige Berliner Bibliothekar, und obwohl er selbst seine neuen Mitteilungen aus dem Goethischen Freundes- und Gesellschaftskreise nur als ein „Schwänchen" zum 150. Geburtstage des Dichters bezeichnet, enthält der stattliche, mit zahlreichen Abbildungen und Faksimiles geschmückte Band doch mancherlei sehr Interessantes und Anmutendes. Gern erinnern wir uns dabei, daß Goethe selbst mit seinem Lieblingsausdruck „Schwänchen" eine Sammlung von allerlei schönen Dingen zu meinen pflegte, die, jedes für sich vielleicht von geringerem Wert, doch durch ihre Zusammenstellung dem Nachtisch Wert und Würze geben. Der Leser findet da in buntem Durcheinander neue Mitteilungen über Minchen Herzlieb, denen wohl alles an Konterfeis beigegeben ist, was von dem Jenaer „Maikind" bisher bekannt geworden, ferner Goethe-Erinnerungen von Alwine Frommann, allerlei zeitge-

nössische Frauenbriefe über Goethe und seinen
Freundeskreis, Briefe von und an Goethes „Ur-
freund“ Knebel aus den Jahren 1772 bis 1832,
Goethe-Briefe aus der Königl. Bibliothek in
Berlin und zum Schluß endlich noch eine bunte
Schüssel von Kleinigkeiten und leider auch —
Kleinlichkeiten, die dem „Schwänchen“ jedoch um
der guten vorausgegangenen Gaben verziehen sein
mögen.

Meistens älteren Datums, aber deshalb nicht
weniger willkommen sind die **Goethe-Forschungen,**
die Woldemar Freiherr von Biedermann,
ein verdienter, würdiger Veteran einer fast schon
zu Grabe getragenen ästhetisch gesinnten Zeit,
zur Feier des Dichter-Jubiläums wie seiner
eigenen achtzigjährigen Geburtstags- und goldenen
Hochzeitsfeier aus älteren Veröffentlichungen sei-
ner fleißigen Feder zusammengestellt hat (Leipzig,
F. W. v. Biedermann). Leider hat es der Zu-
fall gewollt, daß gerade dieser Band von allen,
die der Verfasser bisher erscheinen ließ, der streit-
barste ist und daß eigentlich neues Material,
das wir sonst von dieser Seite immer reichlich
zu empfangen gewärtig sein durften, verhältnis-
mäßig nur spärlich verwandt ist. Sehr viel
eigene feinfühlige Beobachtung enthalten dafür
die Aufsätze über „Hagedorn als Vorbild Goethes“
und „Goethes produktive Kritik“, womit des
Dichters siegreiche Gestaltung von poetischen
Stoffen gemeint ist, die er in der Weltlitteratur
bereits dichterisch behandelt vorfand, die gerade
deshalb aber seine überlegene Kraft erst recht
herausforderten („Miß Sara Sampson“: „Stella“;
„Iphigenie“; „Luise“: „Hermann und Doro-
thea“). Im einzelnen freilich wird man auch
hier recht viele Fragezeichen zu machen haben,
dafür aber auch keine Seite ohne wertvolle Be-
lehrung lesen. Auf Hieb und Stich geht es
vollends in dem Aufsatz „Goethes Unterredung
mit Napoleon“, und was der Verfasser „Ge-
dächtnisirrtümer Goethes“ nennt, ist man an
mehr als einer Stelle versucht, auf ein anderes
passives Subjekt zu beziehen. Das Beste steht
zuletzt. Eine Abhandlung wie die über „Goethe
und das Schrifttum Chinas“ gehört zu dem Ge-
lehrtesten und — was leider nicht immer ver-
eint! — Lehrreichsten, was über diesen schwierigen
Stoff geschrieben, und die Beigabe, eine Unter-
suchung über die Entwickelung unserer dichterischen
Formen (Reim, Kehrreim, Assonanz u. s. w.),
strotzt von einer Belesenheit, die staunenerregend
ist. — Außer einigen aus Goethes Kreisen stam-
menden Bildnissen hat der Verleger des Buches,
der Sohn des Verfassers, auch ein vorzügliches,
lebendiges Porträt des Achtzigjährigen beigefügt,
aus dem ein gerader Sinn und ein reger Geist
nicht ohne herzgewinnende Liebenswürdigkeit zu
dem Beschauer redet.

Um zwei Jubilare zugleich weiß Bernhard
Suphan, der immer rege Direktor des Goethe-
Schiller-Archivs in Weimar, sein artiges Kränz-
chen zu schlingen, indem er Paul Heyse zum sieb-
zigsten Geburtstage **Allerlei Zierliches von der alten**
Excellenz zueignet, die natürlich niemand anders
als Goethe ist. (Mit dem Faksimile einer Goe-
thischen Handschrift; Berlin, Weidmannsche Buch-
handlung.)

Zierlich Denken und süß Erinnern
Ist das Leben im tiefsten Innern —

getreu diesem Goethischen Weisheitsspruche, der
heute fast altmodisch anmutet, versenkt sich der
homo gratiosus mit Grazie in allerlei holde
Erinnerungen, wie sie der klassische Ort und die
geweihte Stätte seiner Thätigkeit aus alten Blät-
tern zu guter Stunde ihm erweckt. Überall aber
streckt schließlich Wort und Begriff „zierlich“ in
seinen mannigfachen Schattierungen und Spiel-
arten sein zartes Köpfchen vor. Allerliebste,
sinnige Verschen und Sprüchlein werden dabei
ans Licht gefördert, und jedesmal enthüllt sich
ein neuer Zug von Anmut des Denkens und
Grazie des Herzens an der „alten Excellenz“;
das Ganze sprudelt von prächtiger Laune und
heiterer Lebenserfassung und wird Freude brin-
gen, wo es auch einkehrt.

In Suphans „zierlichem“ Heftchen wird neben
manchem anderen Dank, den der Geber so „zier-
lich“ zu sagen weiß, auch C. A. H. (diese Ab-
kürzungen, sind die auch noch zierlich?) Burk-
hardts gedacht, der uns Goethes Unterhaltungen
mit dem Kanzler von Müller zugänglich gemacht
hat. „Schon dafür,“ heißt es, „mußte ihm,
unserem rüstigen, reisigen litterarischen Nestor,
wenn er seinen siebzigsten Geburtstag begeht, in
allen Ehren und Züchten eine ‚zierliche‘ Feier
veranstaltet werden.“ Nun, das ist gewiß ge-
schehen, in poculis gewiß ebenso trefflich wie
in litteris. An diesem geistigen Gelage kön-
nen jetzt auch die teilnehmen, die am 6. Juli
fern von Weimar waren. Ein volles Dutzend
seiner Freunde und Verehrer von fern und nah
haben sich zur Glückwunschkette zusammengeschlossen
und in einem gehaltvollen Bande **Freundesgaben**
für Carl August Hugo Burkhardt zum 70. Geburts-
tage (6. Juli 1900) dargebracht (Weimar, Herm.
Böhlaus Nachf.; 5 Mk.). Natürlich sitzt auch hier
die festliche Tafelrunde sub rosa der „alten
Excellenz“. So teilt Paul von Bojanowski
aus dem Archiv der Großherzoglichen Bibliothek
in Weimar einen Brief Goethes über Oken mit,
steuert Sandvoß einige Anmerkungen zu Goe-
thes Sprachbehandlung bei, giebt August Sauer
kleine Beiträge zu Goethes Gesprächen, veröffent-
licht Erich Schmidt zwei Briefe Bettinas u. s. w.
Doch andere ziehen den Kreis weiter: über die
litterarischen und freiheitlichen Bestrebungen deut-
scher Gymnasiasten um das Jahr 1830, über
die früheste Jugenderziehung des Großherzogs
Karl August von Sachsen-Weimar, über Wielands
Gelegenheitsgedichte und die historische Bedeutung
von Klopstocks Messias finden wir fesselnde Ab-
handlungen. Der Schlußabschnitt giebt eine bi-
bliographische Übersicht über die Werke, Abhand-
lungen, Aufsätze und Ausgaben des gefeierten
Jubilars.

Es ist ein Verdienst der vorjährigen Jubiläums-
feier, daß sie nicht bloß mancherlei wertvolles

Neues ans Licht gebracht, sondern auch vom „guten Alten“ manches wieder zu frischem Leben erweckt hat. In erster Reihe zählen wir dazu den Festvortrag über **Goethes Iphigenie**, den Kuno Fischer vor langen Jahren auf der dritten Weimarer Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft hielt. Er gehört längst zu den klassischen Interpretationsschriften unserer Litteratur, und deshalb begrüßen wir es mit Freuden, daß der Verfasser gerade mit diesem kleinen, aber um so gehaltvolleren Büchlein die Reihe seiner „Goethe-Schriften“ einleitet (Heidelberg, Karl Winters Universitätsbuchhandlung; dritte, durchgesehene Auflage; geh. 1,80 Mk.). Man weiß, wie es sich diese Schrift zur Hauptaufgabe macht, den religiösen Charakter der Goethischen Dichtung näher zu beleuchten; so wirkt sie denn auch heute noch mit der ganzen Weihe einer festlich hochgestimmten Feierrede.

Dieser älteren Schwester stellt sich würdig an die Seite die jüngste der Fischerschen Goetheschriften: seine Festrede über **Goethe und Heidelberg**, die er zur städtischen Goethefeier aus Anlaß des 150. Geburtstages am 29. Oktober vorigen Jahres hielt (2. Aufl.; Heidelberg, Karl Winters Universitätsbuchhandlung; geh. 1 Mk.). Von zwei denkwürdigen, mit pietätvollen Gedächtnistafeln geschmückten Stätten der schönen Neckarstadt geht der Redner aus; sie liefern ihm die beiden Achsen, um die sich das Thema seiner Rede dreht. An einem schmalen, am Markt gelegenen Hause steht zu lesen: „Aus diesem Hause seiner mütterlichen Freundin Dorothea Delph reiste Goethe, der Einladung Karl Augusts folgend, den 4. November 1775 nach Weimar.“ Im englischen Garten des Heidelberger Schlosses findet sich die zweite Inschrift: „An diesem Orte weilte mit Vorliebe Goethe, sinnend und dichtend, in den Herbsttagen 1814 und 1815.“ Dementsprechend steht im Mittelpunkt des ersten Teils dieser anmutigen Schrift das in Goethes Lebensgang so bedeutungsvolle Jahr 1775, das Zenithjahr seiner Sturm- und Drangzeit. In schlichter, aber nur desto beredterer Darstellung hat Fischer die eigentümliche Stimmung dieser Goethischen Entwickelungsperiode vor uns lebendig zu machen gewußt: reizvoll gezeichnet ist auf diesem Hintergrunde besonders die Silhouette der alten Heidelberger Handelsjungfer Delph, der eigentlichen Verlobungsstifterin zwischen Goethe und Elisabeth Schönemann, die auch nach der Auflösung dieses kurzen Liebesbundes alsbald wieder geschäftig war, neue zärtliche Bande für ihren jungen Freund zu schürzen. Kunstinteressen lockten Goethe im Jahre 1814 nach Heidelberg: er wollte die berühmte altdeutsche Gemäldesammlung der Gebrüder Boisserée sehen, und an ihrem Anblick wurde ihm wiederum ein Stück seiner Jugend lebendig. Und mit ihr erwachte in dem Sechsundsechzigjährigen noch einmal die Liebe, die Liebe zu der lieblichen Marianne Willemer, dieser leuchtenden Frauengestalt, die mit der Heidelberger Epoche des Jahres 1815 im Leben Goethes dichterisch so unauflöslich verknüpft ist wie mit dem „Westöstlichen Diwan“, dem köstlichen Musengeschenk der Weisheit und Liebe:

> Du beschämst wie Morgenröte
> Jener Gipfel ernste Wand,
> Und noch einmal fühlet Goethe
> Frühlingshauch und Sommenbrand.

Diese Worte charakterisieren in der bündigsten und bedeutsamsten Weise Goethes letzten Aufenthalt in Heidelberg.

Mit einer nur ihm verliehenen, innerlich gesättigten Plastik und Fülle hat Erich Schmidt bei der Goethe-Feier Frankfurts im vergangenen Jahre Goethes Verhältnis zu Frankfurt dargestellt (Frankfurt a. M., Gebrüder Knauer); ein gut Teil breiter und ausführlicher behandelt einen Teil desselben Themas jetzt Elisabeth Mentzel in ihrer Schrift **Der Frankfurter Goethe** (Frankfurt a. M., Litterar. Anstalt, Rütten u. Loening; 1 Mk.). Ihre Absicht war dabei, jenes lebensvolle Bild, das Goethe in „Dichtung und Wahrheit“ von seinem Werdegange bis zur Abreise nach Weimar entwirft, auf Grund des mitgeteilten Materials zu ergänzen, zu beleuchten und vielleicht auch, wo dem greisen Goethe die Erinnerung versagte oder das künstlerische Gefühl ihn zur Abrundung drängte, etwas anders zurechtzurücken! Zugleich aber lenkte die patriotische Verfasserin auch das Verlangen, den genius loci der Vaterstadt zu feiern und an seinen vermeintlichen starken Einfluß auf Goethes Schaffen und Wirken wieder einmal zu erinnern. So hebt sie denn gleich mit einer Verteidigungsrede des wiederholt als „eng und altmodisch“ gescholtenen Frankfurt an, und man darf sagen: dieses glühende Rot des Eifers steht ihr nicht schlecht. So schildert sie uns das Frankfurt in Goethes Kindheit, entwirft auf diesem Hintergrunde von neuem die Bilder des Elternpaares, wobei wir die Verfasserin in der Beurteilung des Vaters auf den Pfaden der Felicie Ewart sehen, die ja jüngst den Herrn Rat so lebhaft in Schutz genommen hat, schildert uns den Zwanzigjährigen in seiner Mansarde über fremden Büchern und eigenen Dichtungen, dann als Dichter des „Götz“ und des „Werther“ und inmitten eines regen Freundeskreises, bis ihn der Ruf des jungen Herzogs von Weimar an die Ilm entführte. Goethes spätere Beziehungen, die übrigens Ludwig Geiger in seinem Buche „Goethe in Frankfurt a. M. 1797“ (Frankfurt a. M., Litterarische Anstalt, Rütten u. Loening, 1899) sämtlich wenigstens gestreift hat, hat Elisabeth Mentzel nicht weiter verfolgt; das jetzt so freundlich anmutende Bild würde sich sonst doch etwas getrübt haben.

Einem Frankfurter Jugendfreunde Goethes, **Friedrich Maximilian Klinger**, hat Emil Neubürger eine gutgemeinte populäre Lebensgeschichte gewidmet (Frankfurt a. M., Reinhold Mahlau), die zwar auf alle litterarische Selbständigkeit verzichtet und sich eng an Riegers treffliche Biographie anschließt, die aber, leichter, behender und billiger als jene, vielleicht doch

recht wohl am Platze ist, das Bild des „treuen, festen, derben Kerls“ im Gedächtnis der Nachwelt einigermaßen lebendig zu erhalten. Wenn ich nicht irre, unterhält der Verfasser nahe Beziehungen zur russischen Gesellschaft; leider aber haben ihm diese, was man vielleicht erwarten mochte, keine neuen Aufschlüsse über Klingers erste Petersburger Jahre eingetragen.

Im allgemeinen, heißt es in Kuno Fischers Schrift über „Goethe und Heidelberg“, war „die zünftige, oft ideenfeindliche Gelehrsamkeit, welche Goethe auf den Universitäten thronen sah, gar nicht nach seinem Sinn.“ Trotzdem hat es Edward Schröder, selbst ein wohlbestallter Professor an den Ufern der Lahn, unternommen, zur letzten akademischen Feier des Kaisergeburtstages über das Thema **Goethe und die Professoren** zu sprechen (Marburger akademische Reden; Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhdlg.). Geistvoll und umsichtig hat er des Dichters eigene Beziehungen, freundliche wie feindliche, zu zeitgenössischen offiziellen Vertretern der Wissenschaft dargestellt, seine Rede dann aber gipfeln lassen in einer Würdigung der fortschreitenden neidlosen Erkenntnis und Wertung, die Goethes Erscheinung bei den nachfolgenden Professorengeschlechtern gefunden hat.

Auf neue, eigenartige Weise dient dem Goethischen Genius eine kleine Schrift von Dr. Wilhelm Bode. Sie betitelt sich: **Meine Religion; mein politischer Glaube, zwei vertrauliche Reden von J. W. von Goethe** (Berlin, E. S. Mittler u. Sohn; geh. 1 Mk., geb. 1,75 Mk.) und stellt die Äußerungen des Dichters über diese Dinge aus zahlreichen Briefen und Gesprächen Satz für Satz und scheinbar auch stilistisch so lückenlos zusammen, daß das Ganze in der That wie ein geschlossenes Mosaikbild anmuten muß. Im ersten Augenblick ist man vielleicht versucht, diese Klauberei ernstlich zu schelten; wenn man sich aber gegenwärtig hält, wie viele herrliche Aussprüche in dieser Verkettung erst aus ihrem Dunkel erlöst und wirklich — was sie doch alle sollten! — in den weiten Kreisen des Volkes in lebendigen Umlauf kommen, so versöhnt man sich allgemach mit dem Unternehmen und spendet der redlichen Absicht und dem behenden Geschick williges Lob. Am schwersten wird dabei zu verschmerzen sein, daß bei Bodes Verfahren ganz Goethes Entwickelung verwischt wird, die für den Tieferblickenden gerade das Reizvollste an ihm ist. Denn der Nachweis der Quellen, den der Mosaikkünstler zu Schluß seines Buches gegeben hat, lehrt uns, daß hier eigentlich nur der alte Goethe zu Worte kommt. Beide Reden muß man sich in den letzten sieben Lebensjahren des Meisters gehalten denken, die erste etwa 1830, die zweite 1825. Eine dritte Rede über Dichtung und andere Kunst soll demnächst folgen, ebenso ein Büchlein, in dem Goethes Lebenskunst geschildert werden soll.

Wenn wir im Zusammenhange mit Goethe die Politik nennen hören, so denken wir wohl immer zuerst an die größte und gewaltigste politische Persönlichkeit, die ihre Schatten auf seinen Weg warf, von der er selbst einen so außerordentlich starken Eindruck empfing, daß er an einer vaterländischen Befreiung aus seinen Pranken resigniert verzweifelte: an Napoleon. Mit aller nur wünschenswerten Ausführlichkeit und Sorgfalt hat neuerdings Andreas Fischer die Berührungen beider Großen in einem eigenen, anderthalbhundert Seiten starken Buche geschildert (**Goethe und Napoleon.** Frauenfeld, J. Hubers Verlag). Äußerst geistvoll und gründlich hat der Verfasser sich namentlich nachzuweisen bemüht, weshalb und wodurch Goethe von Napoleon so außerordentlich angezogen werden mußte: die Bewunderung des überlegenen Individuums, der selbstherrlichen Macht des Einzelnen und die Abneigung gegen alles rein Ideologische und Systematische oder gar Massenartige hatte den Dichter des „Faust“ für die Aufnahme des Phänomens „Napoleon“ gleichsam prädestiniert. Beide mußten sich treffen, auch wenn sie sich noch so lebhaft dagegen gesträubt hätten, wie sich Goethe mit Schiller schließlich treffen mußte. Napoleon galt dem Einsamen von Weimar gleichsam als die Verkörperung des von ihm damals gerade so über alles geschätzten aristokratischen Princips in der Natur; wir bedauern schmerzlich, daß ihm die Augen nicht aufgingen für den patriotisch-demokratischen Trieb, der sich um dieselbe Zeit so „bewußt und groß“ in seinem Volke regte und bewährte, begreifen aber ohne unnütze Klagen auch die entgegengesetzte Entwickelung und wissen es dem Verfasser Dank, daß er uns diese in all ihren Einzelheiten so genau und innerlich hat kennen lehren.

Erfreulich ist, daß das vorjährige Jubiläum neben den zahlreichen Einzelstudien zu Goethes Leben und Werken auch eine ganze Reihe von Gesamtbetrachtungen seiner menschlichen und künstlerischen Persönlichkeit gezeitigt hat, vor allem solche, die sie im Spiegel der Gegenwart betrachten. Zunächst für reifere Schüler, dann aber auch für weitere gebildete Kreise hat Alfred Biese **Goethes Bedeutung für die Gegenwart** in einem ansprechenden, warmherzigen Vortrage erörtert, den er durch Hinzufügung einer seiner zahlreichen Studien über die Naturpoesie (diesmal in Goethes „Werther“ und seiner Lyrik) zu einem besonderen Hefte gestaltet hat (Neuwied und Leipzig, Heusers Verlag); kraftvoller und gehaltreicher, unmittelbarer und lebendiger hat Friedrich Kauffmann das Gesamtbild des Menschen in einem auf der Itzehoer Goethefeier gehaltenen Vortrage hingestellt (**Goethe.** Itzehoe, Theodor Brodersen). — In fünfter Auflage sind neu erschienen die Vorträge, die Dr. Otto Vilmar vor einem Kreise christlicher Freunde vor vierzig Jahren **Zum Verständnis Goethes** hielt (Marburg, N. G. Elwert). Hier ist wohl das beste vereinigt, was vom rein christlichen Standpunkte über den „großen Heiden“, um Heines keckes Wort zu gebrauchen, gesagt werden kann. Wer Vilmars, des Vaters, Litteraturgeschichte in all ihren Vorzügen und Schwächen kennt, weiß

auch dieses Buch zu werten. In seinem Mittelpunkte steht Goethes Lyrik und Goethes Faust; was insbesondere über diesen gesagt wird, mutet uns moderne Menschen manchmal gewiß sonderbar an, dann aber stoßen wir doch auch wieder auf eine so freie, sonnige und liebenswürdige Auffassung und Auslegung, daß wir manche Engherzigkeit dafür gern in den Kauf nehmen. Von pfäffischer Unduldsamkeit, wie sie die diesjährigen Reichstagsverhandlungen gezeitigt haben, findet sich in dem ehrlichen Buche nichts. — Wie solchen Angriffen und Verkleinerungen in den letzten Monaten wiederholt, so ist jetzt auch denen die verdiente Abfertigung zu teil geworden, die Goethes Genie durchaus zu einem pathologischen stempeln möchten. **Er — pathologisch?** fragt höhnisch Georg Hirth in einer kleinen Broschüre (München, G. Hirths Verlag; Preis 50 Pf.), die das Wesen des Genies als ein durchaus gesundes feiert und in ihren tapferen, schlagfertigen Hieben auf die ganze Dekadenz- und Entartungstheorie eine herzerquickende Gabe zur Goethefeier darstellt.

Und nun komme ich zu einem der eigenartigsten und selbständigsten Bücher, die je den Namen Goethe auf ihren Schild geschrieben haben. (Leipzig u. Berlin, Georg Heinr. Meyer; geh. 2 Mk.) Das Buch von Rudolf Huch: **Mehr Goethe!** hat ja inzwischen seinen breiten Weg in die deutsche Leserwelt gefunden, es bedarf also der Empfehlung kaum noch; sonst würde ich es zunächst einmal, bevor ich mich irgendwie kritisch mit ihm beschäftige, allen ohne Ausnahme aufs angelegentlichste empfehlen müssen. Denn gelesen zu werden verdient es, nicht am wenigsten von denen, die vielleicht am meisten dadurch choquiert werden. Es ist ein frisches, mutiges und gesundes Buch, das aus seinem Herzen keine Mördergrube macht, keck und dreist, ohne viel gelehrten Ballast im Schulsack, mitten in die Dinge hineinspringt und alle graue Theorie zum Teufel jagt. Es kämpft für den Inhalt anstatt der leeren Form, für die Seele anstatt der körperlichen Hülle, für das Gefühl anstatt der äußeren Zeichen, und es hat recht, wenn es für diesen heiligen Kampf Goethe, dem es immer und überall um das leibhaftige Leben der Dinge zu thun war, zum Schutzpatron aufruft. In Goethe sieht Huch das Allheilmittel für alle Schwächen und Schäden unserer Zeit, für alle vermeintlichen Verbohrtheiten unserer Wissenschaft, für alle Verschrobenheiten unserer Kunst. „Goethe war es, vor dessen hellem Auge das Grübelwesen verflog wie ein nächtlicher Nebel vor der Morgensonne ... ‚Hinaus ins Feld, ins Freie, wo wir hingehören‘.“ Aus dieser gesunden Empfindung heraus findet Huch auch schöne und große Worte über Bismarck und die Gestalt, in der er bei der Nachwelt weiterleben wird. Auch Luther und Wagner werden warmherzig gepriesen; und neben diesen vaterländischen Heroen feiert er gelegentlich wohl auch kleinere deutsche Geister: Gottfried Keller insbesondere ist des Verfassers Liebling. Er nennt ihn einen Meister, der sich unmittelbar an Goethe herangebildet hat, und den über die Achsel anzusehen sich selbst die Moderne nicht recht getraut. Die „Moderne“ — da steht das Wort, bei dessen bloßem Klang Huch wütend wird wie der Stier beim Anblick des roten Tuches. Wenn man nur wüßte, was das für ein grausiges Ungetüm ist, diese „Moderne“! Einst, zu Anfang der achtziger, meinetwegen auch noch zu Ende der achtziger Jahre, da bedeutete sie ein Programm, eine Standarte, um die sich die vereinzelten Elemente einer unklar ringenden, nach neuem Inhalt und neuen Formen drängenden litterarischen Generation zu scharen suchten; doch war es auch damals nur eine notdürftige Wortkrücke, die gern beiseite warf, wer durch das etikettierte Gehäuse hindurchdrang auf den Kern der Sache und fand, daß auch hier, wie bei allen menschlichen Bewegungen, die scheinbare, mysteriöse Allgemeinheit aus so und so vielen höchstpersönlichen Individuen bestand, die nur sich selber gleich waren. Heute vollends, wo der Weizen sich von der Spreu gesondert hat, ist diese „Moderne“ ein Popanz geworden, mit dem man höchstens noch die Kinder schreckt. Für Huch aber ist sie ein furchtbarer Balg, ausgestopft mit dem wüstesten Gewürm und Geziefer: klein und groß, alt und jung, nah und fern, fremd und einheimisch, alles kunterbunt durcheinander! Und erstehen nicht gerade hier die Drachen, die er totzuschlagen wähnt, doppelt und dreifach neu aus dem Blut, das er bei seinem litterarischen Massenmorde verspritzt? Er will das Chinesentum, das theoretische und akademische „Fertigsein“ in die Pfanne hauen, und wird er, sobald er nur einen Hauch der verhaßten „Moderne“ spürt, nicht selber zum Fanatiker der Schablone? Da wettert er in einem Atem gegen Nietzsche, gegen Zola, gegen Maeterlinck, gegen Wildenbruch, gegen Lauff, gegen Ibsen, gegen Fontane, vor allem aber gegen die schauderhafte Dreiheit, die in den entsetzlichsten, schwärzesten Farben gemalt wird: Berlinertum, Überweibertum (Helene Böhlau) und Hauptmanntum! Den Dichter der „Weber“ und des „Fuhrmanns Henschel“ insbesondere beehrt das Buch mit seinem ganz speciellen und ausgesuchtesten Hasse. Wieviel Banausentum und armselige Wortklauberei dabei im Spiele, mögen ein paar Beispiele zeigen. Auf S. 114 u. 115 heißt es: „Vor kurzem veröffentlichten die Zeitungen den Bericht eines Schulgefährten Hauptmanns. Danach waren seine Schulaufsätze schlecht. Nicht etwa phantastisch überladen, anders als die Welt sich in anderen Köpfen malt, sondern im Gegenteil: angefüllt mit halbverstandenen Zeitungsphrasen, die damals gerade in Mode waren. So viel nun auch im Laufe der Jahrtausende der Welt aus der Jugend echter Dichter bekannt geworden ist, niemals ist einer von ihnen ein unselbständiges Echo der Zeitphrasen gewesen.“ Und das genügt dem rückwärts gerichteten Seherblicke Herrn Huchs, Hauptmann allen Beruf zum Dichter abzusprechen! Doch es kommt noch besser. Gleich auf der folgenden Seite des Buches ist von der

Inferiorität des gegenwärtigen Dramas die Rede. Und da heißt es: „Es ist nur wünschenswert(!), wenn sich die urteilsfähige Minorität immer einhelliger von der Bühne abwendet, und dazu tragen sowohl die ‚Weber‘ wie ‚Hannele‘ mit ihren jüngeren Geschwistern viel mehr bei als die unkünstlerischen, aber geistvollen Hirngespinste Ibsens. Possierlich genug ist es, wie immer noch einzelne aus dieser Minorität die Illusion, wir hätten noch große Dramendichter, gewaltsam festhalten, indem sie z. B. mit ernsthaften Gebärden darüber disputieren, ob den Fuhrmann Henschel ein tragisches Verschulden treffe oder nicht. — Mein Gott, der arme Kerl hat sich ja aufgehängt, laßt ihm doch seine Ruhe! (Ein ‚Berliner‘ würde diese Redensart schnodderig nennen.) Bei solchen Erörterungen ist es vorgekommen, daß von zwei Enthusiasten der eine in einer Figur das Urbild menschlicher Gemeinheit erkannt, der andere hingegen nachgewiesen hat, daß der große Wirklichkeitsdichter in ihr seinen eigenen Vater hat schildern wollen — was sich hoffentlich ausschließt.“ Da dieser „andere“ ich bin, so sei ein Wort der Erwiderung gestattet. Mir ist es im Traume nicht eingefallen, zu behaupten, daß Hauptmann in dem Hotelier Siebenhaar seinen eigenen Vater habe „schildern“ wollen; ich habe vielmehr in einer kritischen Studie über den „Fuhrmann Henschel“ nur gezeigt, daß der Dichter den Gastwirt des schlesischen Badeorts, in dem sein Drama spielt, genau in der äußeren Erscheinung seines Vaters, wie wir sie von einer Photographie aus Schlenthers Lebensbeschreibung kennen, vor Augen gehabt, und daß er einige Züge von jener Gestalt des Lebens auf diese seiner poetischen Phantasie übertragen hat — das alles nur um die Einheit von Leben und Dichtung bei Hauptmann, um die Arbeitsweise dieses Dichters zu kennzeichnen, der nur sieht und nicht erfindet, nur aus Erlebnissen herausschöpft und -schafft. Eine ganz sachliche Beobachtung — aber für Huch genügend, um seinem armen Delinquenten, dem er schließlich mit der herablassenden Bezeichnung „hübsches kleines Talent“ den Gnadenstoß erteilt, einen neuen Strick daraus zu drehen! Doch genug der Einzelheiten! Es könnte sonst den Anschein erwecken, als sollte das Buch geflissentlich herabgesetzt werden. Nur gegenüber allzu begeisterten Lobeshymnen in seine gebührenden Grenzen und auf seine gebührende Stufe soll es verwiesen werden. Es ist gewiß ganz heilsam, wenn sich die Provinz mit ihren tüchtigen, unverdorbenen Charaktereigenschaften in einem so eigenwüchsigen, temperament- und geistvollen Vorkämpfer wider die unnatürliche und übertriebene litterarische Vorherrschaft Berlins auflehnt; nur werde um Gottes willen die Reaktion nicht zu weit getrieben: auch die moderne Großstadt hat Lebenselemente in sich, die unserer Gegenwart nötig sind wie das Eisen dem Blut, und wenn man auf die Gefahren sieht, was ist schlimmer: die freie Ungebundenheit einer Großstadt oder die enge Kleingeistigkeit eines Krähwinkels? Zudem: jede Zeit hat ein Recht darauf, sich ihre eigenen Lebensformen zu schaffen — gerade dies Princip der ewig lebendigen Entwickelung ist ganz im Sinne Goethes. — Und nun zum Schluß noch eins! Etwas zum notgedrungenen Schutze dessen, dem das Buch gewidmet ist. Huch schimpft weidlich auf die zunftmäßige Goethephilologie, die der lebendigen Wirkung des Goethischen Geistes weit mehr schade als nütze. Wohl! aber manchem wäre es besser, wenn er etwas mehr von ihr lernte. Auch unserem Verfasser. Dann würde er wissen, daß Goethes zärtliches „Tantchen“ Johanne Fahlmer und nicht Fahlner heißt und daß Goethe in dem angeführten Brief nicht von „Agentrin“, was blanker Unsinn wäre, sondern von „Agentcie“ (Geschäft) spricht. Darum auch Ihnen, Herr Huch: „Mehr Goethe!“ —

Wenig Neues liegt über Goethes „Faust“ vor. Beachtung verdient Elisabeth Mentzels Bearbeitung des **Puppenspiels vom Erzzauberer Doktor Johann Faust** (Frankfurt a. M., Litterarische Anstalt Rütten u. Loening), nach alten Mustern ausgeführt, etwa in der Form, wie es der Knabe Wolfgang in Frankfurt auf der Marionettenbühne gesehen haben muß, nur den modernen Bühnenansprüchen zuliebe einigermaßen umgestaltet. Dazugethan ist ein Vor-, Zwischen- und Nachspiel, darin vornehmlich der Eindruck der Marionettenvorstellung auf den Knaben selbst gezeigt werden soll. Dieser Beitrag zur Urgeschichte des Goethischen „Faust“ ist dem gewidmet, dem er gebührt: Erich Schmidt, dem glücklichen Finder und berufenen Pfleger des sogenannten „Urfaust“. — Im Vorübergehen sei doch auch wieder hingewiesen auf die nicht überall einleuchtende, aber durchweg geistvolle und höchst beachtenswerte Interpretation, die Hermann Türck dem Goethischen Faust im 5. Kapitel („Goethes Selbstdarstellung im Faust“) seines Buches **Der geniale Mensch** gewidmet hat (Berlin, Ferd. Dümmler; 4. Aufl.). — Herzlich überflüssig dagegen zum mindesten erscheint eine andere Faustschrift. Der Versuch Hermann Geists nämlich, von neuem die völlige Einheitlichkeit der Goethischen Faustdichtung zu erweisen, den er in seinem Buche: **Wie führt Goethe sein titanisches Faustproblem, das Bild seines eigenen Lebenskampfes, vollkommen einheitlich durch?** unternimmt (Weimar, Herm. Böhlaus Nachf.; 6 Mk.), muß als vollkommen mißlungen betrachtet werden. Beneidenswert nur, wie souverän sich der neue „Einheitshirt“ über alle, aber auch über alle bisherigen Faustforschungen hinwegzusetzen und die ganze Deduktion rein aus sich und ein paar gelegentlichen und nebensächlichen, keineswegs stichhaltigen Bemerkungen Goethes zu spinnen den Mut hat. Der ganze Faustplan („Aus titanischer Schrankenlosigkeit führt die Vernunft und die ideale Schönheit, d. h. die Wiederherstellung des reinen Menschentums durch die Verschmelzung des modernen Geistes mit der antiken Schönheit, zur Verwirklichung der geistigen und politischen Freiheit“) stand nach Geist bereits dem Straßburger Stürmer und Dränger geschlossen

einheitlich vor dem inneren Auge! Und dieser selbe Dichter, der das ganze Gerippe der Idee so früh in so blanker Formelhaftigkeit vor sich hatte, hat von sich gesagt, es sei nicht seine Art, „poetische Bilder auf die magere Schnur einer einzigen durchgehenden Idee zu reihen!“ — Nach solcher unwissenschaftlichen Rederei greift man „eratmend“ selbst zu Heinrich Düntzers treufleißigen, gewissenhaften und inhalsreichen **Erläuterungen zu Goethes Faust II.** (Leipzig, Ed. Wartigs Verlag, Ernst Hoppe; geh. 2 Mk), die soeben in fünfter, neu bearbeiteter Auflage erschienen sind. Überhaupt: man sollte es nachgerade genug sein lassen an den billigen Schimpfreden auf den greisen, nun bald neunzigjährigen Kölner Gelehrten! Gewiß hat er manchmal durch seine polternde, wenig kollegiale Art den berechtigten Widerspruch der Fachgenossen hervorgerufen und durch die öfters kleinselige Pedanterie seines Betriebes den Argusblicken scheelsüchtiger Gegner der „Goethephilologie“ manche Blöße geboten. Seinen **Beruf als Ausleger** würde man ihm heute nicht bestreiten, auch wenn er sich die fast zweihundert Seiten starke Broschüre darüber erspart hätte (Leipzig, Ed. Wartigs Verlag, Ernst Hoppe). Düntzer hat im Laufe seines arbeitsreichen Lebens so viel Halme und Federn zu dem warmen Neste beigetragen, in dem die Goethe-Forschung heute sitzt, daß es undankbar wäre, über seine menschlichen Schwächen, die Alter und Einsamkeit nicht gemildert haben, diese treuen Kärrnerdienste zu vergessen. Freilich, das Schelten und Schmähen versteht er auch heute noch aus dem FF. Anstatt schlicht und sachlich über Werden und Wachsen seiner Goethe-Arbeit zu erzählen, was durchaus am Platze gewesen wäre, hechelt er alle durch, die nicht wollten wie er: Ritschl, Julian Schmidt, Schöll, Gustav von Loeper und wie sie sonst noch heißen mögen. Mitten zwischen diesem Unkraut des furor philologicus aber blüht auch für die geistige Kulturgeschichte der zwanziger und dreißiger Jahre manch volle schöne Ähre.

Geschmackvoll und feinsinnig, wenn auch wenig selbständig, stellt Thomas Achelis die **Grundzüge der Lyrik Goethes** dar (Bielefeld und Leipzig, Velhagen u. Klasing; Preis geh. 1 Mk.), und zwar hauptsächlich von der ästhetisch-psychologischen Seite. Er wendet sich dabei an die großen Schichten aller Gebildeten, ohne den Ehrgeiz zu haben, auch den Goethekennern noch viel Neues zu sagen. Doch hat er aus Gesprächen, Briefen und sonstigen Prosadokumenten des Dichters mancherlei geschickt und anmutig zu verwenden gewußt, um — wie schon die Kapitelüberschriften andeuten: Natur; Liebe und Freundschaft; Goethes Lebens- und Weltanschauung; Goethes Kunstanschauung — aus der reichlich citierten gebundenen Dichtung das lebensvolle Bild des Dichters selbst zu lösen.

Zur größeren Hälfte Goethe und seinen Werken gewidmet ist auch Otto Harnacks Aufsatzsammlung **Essays und Studien zur Litteraturgeschichte** (Braunschweig, Friedr. Vieweg u. Sohn; 6 Mk.) Der Darmstädter Litteraturgeschichtsprofessor, der Verfasser der „Ästhetik unserer Klassiker“ und einer harmonisch durchgebildeten Schillerbiographie, bleibt auch mit diesen leichter geschürzten Kindern seines Denkens und Forschens den streng klassicistischen Grundsätzen getreu, die er in jenen größeren methodischen Werken gleich charakter- und geistvoll vertreten hat. Solange diese Principien im Gehege der fachwissenschaftlichen Studien bleiben, also in allen Beiträgen, die Goethe und Schiller angehen, verschafft dem Leser diese Ruhe und Abgeschlossenheit der Betrachtungsweise genußvolles Genügen und verstärkt den nachhaltigen reinen Eindruck in ihm nur noch; wo sich aber, wie in den letzten Beiträgen der Sammlung, der Verfasser der modernen Litteratur zuwendet, da wird mancher mit mir diese dogmatische Überzeugungsstrenge als eine Fessel empfinden, die hart und ungerecht ins Fleisch schnürt. Doch wird man Harnack auch hier auf Schritt und Tritt als einen Denker achten müssen, der wirklich etwas zu sagen hat und der überall auf dem festen Grunde einer reifen Lebenserfahrung steht. Unter den Goethe-Aufsätzen zeichnen sich durch Selbständigkeit und Gedankengehalt besonders alle diejenigen aus, die des Dichters Verhältnis zur bildenden Kunst betreffen.

Das Beste und Erquicklichste beim Jubiläum bleibt immer, wenn die Gäste das sichere Gefühl nach Hause tragen können, daß all die Jahre, die über den Jubelgreis dahingerauscht sind, seiner inneren Jugend und geistigen Frische nichts haben rauben können. Diese Überzeugung braucht denn auch heuer den Goethefreunden nicht zu fehlen. Eine stille Stunde vor der allerliebsten, zierlichen und doch handlichen, mit Hans Thomas „Flucht nach Ägypten“ geschmückten Ausgabe, die der inzwischen verstorbene Münchener Musikdirektor Hermann Levi mit Sachkenntnis und Geschmack von **Goethes Gesammelten Erzählungen und Märchen** bei Cotta in Stuttgart hat erscheinen lassen, und dieses unverlorene Wissen ist wieder erneuert. Was bisher ziemlich zerstreut und verborgen stand, kommt nun zu duftendem, leuchtendem Strauß gewunden in edler Vase zu uns — wer hieße es nicht willkommen? Blüht doch der ganze Goethe auch in diesem schmalen Gefäßchen: die fröhliche Anmut des Jünglings, der bedächtige Ernst des Mannes, die ruhige Weisheit des Greises.

F. D.

Wer mit dem Leben Gerhart Hauptmanns vertraut ist, wird wissen, einen wie treuen kameradschaftlichen Helfer der Dichter in seinen Werde- und Entwickelungsjahren an seinem älteren Bruder Karl Hauptmann fand. Ging Gerharts Weg durch die bildende Kunst, so saß dieser zu den Füßen des Züricher Philosophen Avenarius und machte sich bald einen Namen durch phy-

siologische und psychologische Studien, die auch in der wissenschaftlichen Welt Beachtung und Anerkennung ernteten. Daneben aber regte sich früh auch in ihm der dichterische Schaffenstrieb: mehreren feinsinnigen Dramen folgten bald seelenvolle Novellen, die mit zarter Kunst aus dem scheinbar Alltäglichen das Gold des Ewigen zu läutern suchten, in Anschauung und Stil aber weit mehr lyrisch als episch geartet waren. Durch und durch stimmungsseliger Lyriker ist Karl Hauptmann auch in seinem jüngsten Buche, der Skizzen-, Gedicht- und Aperçusammlung **Aus meinem Tagebuche** (Berlin, S. Fischer). Das Werk gehört zu jenen stillen Büchern, die sich nur verwandten Seelen ganz erschließen und eine auserlesene, geweihte Stunde haben wollen, wenn sie innerlich zu ihren Lesern sprechen sollen. Große überraschende und überwältigende Gedanken wird man in diesem weltlichen Andachtbuche nicht finden, dafür aber desto sinnigere Betrachtungen über den Wert des Lebens und Denkens, über Kunst und Wissen, über Schaffen und Leiden, Charakter und Persönlichkeit. Die Gedichte zeichnen sich wieder durch innige Versenkung in das geheime Leben der Natur aus, der sich die schlichte Form wunderbar anschließt: „Erdenweh und Himmelssehnsucht", zusammengehalten durch das Band philosophisch vertieften Denkens.

Nach langer Pause — ihre letzte Arbeit, „Junge Herzen", erschien, wenn wir nicht irren, bereits 1890 — hat sich jetzt die hochbetagte Claire von Glümer novellistisch noch einmal wieder hören lassen. Auch ihre jüngste Erzählung **Es giebt ein Glück** (Berlin, Rich. Eckstein Nachf.; geh. 1 Mk., geb. 1,50 Mk.) gehört nicht gerade zur hohen Kunst, aber es ist eine so herzliche Wärme, Innigkeit des Gefühls und schlichte Natürlichkeit der Empfindung darin, und sie kommt einmal aus so häuslich-deutscher Sphäre, daß man allein dieser Eigenschaften wegen die Gabe mit zu dem Erfreulichsten rechnen darf, das uns die weibliche Familiennovellistik seit langem geschenkt hat. Das Thema, das die Verfasserin hier behandelt, ist im Grunde dasselbe, das Klara Viebig vor einem Jahre in ihrem vielbeachteten Romane „Es lebe die Kunst" ergriff, und auch die letzten Resultate der Erzählungen berühren sich in ihrem gesunden Grundgedanken; aber das Milieu und seine Stimmung sind hier weit schlichter, bürgerlicher und behaglicher, und wenn Regina Ruthardt in dem Konflikt: Weib oder Künstlerin? sich für das erstere entscheidet und die Geborgenheit des häuslichen Lebens an der Seite ihres geliebten Mannes und inmitten ihrer Kinder den Triumphen der Bühne vorzieht, so haben wir im Laufe der Erzählung so viel wohliges Behagen aus dem Glückstreise dieses Hauses geschlürft, daß wir an der Echtheit der Entscheidung gar nicht zu zweifeln wagen. Der gediegen ausgestattete Band weist außer dem Bildnis der Verfasserin eine Reihe von Illustrationen von Franz Triebsch auf.

Ein beachtenswertes novellistisches Erzählertalent tritt uns in Ernst Georgy entgegen, einer Dame, die sich neuerdings außerordentlich erfolgreich mit ihren kecken, aber humorgewürzten „Memoiren einer Berliner Range" neben Stinde angesiedelt hat. Diesmal, in ihrem Roman **Jugendstürme** (Berlin, Rich. Eckstein Nachf.; geh. 1 Mk., geb. 1,50 Mk.; illustriert von E. Rosenstand) treffen wir sie noch auf landläufigeren Pfaden weiblicher Stoffwahl, aber auch hier macht sich schon eine starke Begabung für die Herausarbeitung dramatisch bewegter Höhepunkte der Handlung geltend, eine in nichts mehr die Anfängerin verratende Technik, die alle Saiten ihres Instrumentes mit virtuoser Fertigkeit zu behandeln weiß. In der Auffassung gewisser Lebensverhältnisse verrät sich dafür desto unverkennbarer die Jugendlichkeit der Verfasserin, eine Jugendlichkeit freilich, deren Mangel gerade ihre Leser und Leserinnen vielleicht am schmerzlichsten empfinden würden.

Emil Roland — gleichfalls eine Dame — hat in ihrem Novellenband **Gefühlsklippen** (Berlin, F. Fontane u. Co.; Preis 3 Mk.) gegenüber früheren Leistungen einen bemerkenswerten künstlerischen Aufschwung genommen. Der Stil freilich ist noch immer recht unharmonisch und salopp, Charakteristik und Psychologie dagegen streben mit Erfolg nach Vertiefung. Das weiblichste Thema des Bandes, in der Erzählung „Die Erzieherin" behandelt, liegt der Verfasserin offenbar am besten: die pädagogische Wirkung einer tapferen, klugen und charaktervollen Frau auf einen flatterhaften, oberflächlichen Lebemann ist hier mit einem so eindringlichen Ernst geschildert, daß man fast glauben möchte, die Verfasserin habe mit dieser Geschichte auch für sich selbst einen Standpunkt erklommen, der sie und ihre ungewöhnliche Begabung der niederen Sphäre billiger Unterhaltungsmache ein für allemal enthebt.

Straffer und männlicher als diese beide Damen führt Kurt Freiherr von Reibnitz die Zügel in einer Novellensammlung, die er nach übler Sitte der zufällig an erster Stelle stehenden Erzählung zuliebe **Torso** benannt hat (Berlin, Schuster u. Loeffler). Trotz der herben Wehmut, mit der die vier skizzenhaft gehaltenen Geschichten ausklingen, haben sie gar nichts lyrisch Zerfließendes, ein einziges starkes Gefühl, womöglich konzentriert in einem einzigen beredten Moment, beherrscht das Ganze. Das giebt den Arbeiten eine innere plastische Kraft, die packt und nachhaltigen Eindruck hinterläßt, auch wenn, wie in der rührenden Knabengeschichte „Didi", ein Stoff behandelt wird, dem scheinbar gar nichts Originelles mehr zu entlocken. Als gehaltvolleres Gegenstück steht dieser traurigen Geschichte vom Knabensterben das Schlußstück „Feldeinsamkeit" gegenüber, das mit ergreifender Unmittelbarkeit schildert, wie der Tod mitten im blühenden Leben eine junge Manneskraft dahinmäht. Die Form ist impressionistisch und läßt die Übergänge vermissen; der rein künstlerischen Wirkung thut das kaum Abbruch, der allgemeinen Wirkung wird es andererseits aber schwerlich Vorschub leisten.

Herrscht in der Reibnitzschen Novellensammlung das militärische Stoffgebiet vor, dem man heute überhaupt keine Sprödigkeit gegen die Erzählungskunst mehr nachsagen kann, so ist kürzlich auch dem vielgeplagten und vielverkannten Lehrerstande ein beredter Romananwalt erstanden. Er heißt **Hermann Weger** und hat seine zweibändige eigenartige Erzählung **Die Schulmeister in Berlin** betitelt (Breslau, Eduard Trewendt). Es ist ein Ichroman aus den achtziger Jahren, jener Periode, wo die Kandidaten des höheren Schulwesens zahlreich waren wie Sand am Meer und die Misere des philologisch-pädagogischen Studiums ihren Höhepunkt erreicht hatte. Etwas allzu redselig und umständlich, aber behaglich und in Form und Inhalt mannigfach abwechselnd, macht uns das Buch mit einer Reihe hochachtbarer Vertreter des höheren Lehrerstandes auf Gymnasien, vor allem aber auf preußischen Mädchenschulen bekannt, ohne die Mißgriffe und Schwächen anderer zu verschweigen oder über dem Katheder die Schulbank zu vernachlässigen. Ein langer Zug von Schülerinnentypen wallt an uns vorüber: vom enfant terrible Martha Budna an bis zu jenem lieben Wesen Emma Keßler, das später die treue Gattin des einstigen Lehrers wird. Die ersten Unterrichtsstunden mit ihren Freuden und Leiden werden behandelt, die verschiedenen Erziehungsresultate besprochen, Schulaufführungen, Bewerbungen und Audienzen geschildert, dazwischen allerlei politisch-sociale, pädagogische und allgemein-menschliche Betrachtungen verwoben — genug, für den Lehrerstand hat der Verfasser zweifellos ein Werk geschaffen, das schon seines Stoffes wegen regen Interesses gewiß sein darf.

Wie hier das Schulstuben-, so hat in einem anderen Roman das **Bühnenvölkchen** seine liebenswürdige Verherrlichung gefunden. Unter diesem Titel nämlich hat **Adele Hindermann**, unseren Lesern keine Unbekannte, ein Mittelding zwischen Roman und Novelle erscheinen lassen (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt), das das Reich der Coulissen und die Erfahrungen, die eine junge Sängerin darin macht, vielleicht nur in gar zu rosigem Lichte schildert. Unter den weiblichen Lesern aber wird das Buch schon dieses wunderreichen, rätselvollen Milieus wegen, dessen sich eine ebenso behende wie gefällige Phantasie angenommen hat, seine zahlreiche Gemeinde finden.

Niedersachsen hat in letzter Zeit in der Erzählungslitteratur seine Domäne bedeutend erweitert. Neben **Heinrich Seidel**, dessen bei Cotta nunmehr in den anheimelnden deutschen Lettern erscheinende **Erzählende Schriften** (in 53 Lieferungen zu je 40 Pf.) ihrem Abschluß nahe sind und der uns erst kürzlich wieder durch die allerliebst erzählte Jugendidylle und Robinsonade **Reinhard Flemmings Abenteuer zu Wasser und zu Lande** (Stuttgart, J. G. Cotta), einer wahren Perle aus dem „Jungensparadies“, erfreut hat, sind neuerdings ein paar Namen bekannt geworden, die sich schon durch ihre ersten Gaben einen guten Klang erworben haben. Einer davon ist **Heinrich Sohnrey**, ein erdfrischer, natürlich-beherzter Erzähler aus dem norddeutschen Volksleben, der den Vergleich auch mit den Besten dieses Genres aushält. Uns liegt von ihm eine Sammlung bäuerlicher Liebesgeschichten aus Niedersachsen vor, **Rosmarin und Häckerling** betitelt (Berlin, Georg Heinr. Meyer; 2 Mk.). Sohnrey ist wie Rosegger selbst mitten aus dem Volke hervorgegangen und weiß es deshalb in der ganzen Urwüchsigkeit seiner Stimmungen und Gefühle zu schildern, derb und kräftig, aber doch auch zart und gemütsinnig. Die ergreifendste Erzählung des Bandes, eine Leistung, die manchmal zu tragischer Höhe emporwächst, ist „Die Sünde“, worin geschildert wird, wie eine dämonische Leidenschaft in herbem, trotzigem Bauernherzen mit einem Schlage das häusliche Glück der Ehe zerstört; die lieblichste das Idyll vom „Lorenheinrich“, dem stillen, schweigsamen Vagabunden, der den Dorfleuten nach winterlicher Schnee- und Eiszeit den erlösenden Frühling bringt. Was Sohnrey uns bietet, ist Heimatkunst, die ihre starken Wurzeln in der Landschaft hat, ihre Wipfel aber weit darüber empor in einer Kunst- und Gefühlssphäre wiegt, die diese engen Grenzen nicht mehr kennt.

Ein plattdeutscher, mecklenburgischer Erzähler, der in den Spuren Fritz Reuters wandelt und nun schon zum zweitenmal als Verfasser einer heimatlichen humoristischen Erzählung an die Öffentlichkeit tritt, begegnet uns in **Otto Piper**. Hier ist nichts von jener sentimentalen, im Grunde aber nur desto roheren Mache, die an den Geschichten von Max Blum und anderen den wahren Freund des niedersächsischen Stammes so verstimmt, sondern schlichte, ungekünstelte Natur. Das Original aus dem mecklenburgischen Adel insbesondere, das im Mittelpunkt der Handlung steht, ist augenscheinlich dem wirklichen Leben entnommen: gutmütig-behäbige Lebemänner, wie den Baron Nante, der ein reiches Rittergut durch Kehle und Karte jagt und dann als „Chausseegeldeinnehmer“ von einer knappen Rente den Rest seiner Tage speist, giebt es in Mecklenburg noch heute zu Dutzenden. Auch die Schilderung des ländlichen Milieus ist dem Verfasser vortrefflich gelungen; **In'n Middelkraug** (Wismar, Hinstorffs Verlag; geb. 3 Mk.) — so nennt er seine Geschichte — geht es durchaus „echt“ zu. Im wesentlichen aber arbeitet doch auch dieser Jünger des großen Humoristen mit den matteren Farben der Idylle; die breite Pinselführung und das saftige Kolorit des Meisters sind ihm nicht gegeben. Daß das Büchlein im Familienkreise beim Vorlesen trotzdem viel fröhliches Behagen hervorrufen wird, ist zweifellos. — Ein Zeichner hat Abbildungen dazu geliefert, die in den Figuren nicht immer glücklich ausgefallen sind, im Landschaftlichen dagegen den unverfälschten Duft der niederdeutschen Erde ausströmen.

F. D.

Unter den vielen schönen Gebieten unseres deutschen Vaterlandes sind es noch immer die Thäler des Rheinstromes, denen die Scharen der Naturfreunde zuströmen, wenn der Sonne brennende Glut sie aus den dichten Häusermassen hinaustreibt in die freie Gottesnatur. Allen diesen möchten wir Karl Kollbachs **Rheinisches Wanderbuch,** Bilder aus dem Natur- und Volksleben der Rheinlande (2. Aufl.; zehn Abbildungen, eine Karte; Bonn, E. Strauß), zu anregender Lektüre in die Hand legen. Auf einzelnen Ausflügen von den Quellen des herrlichen Stromes bis zu seinem Mündungsgebiet lernen wir durch liebevolle und lebendige Schilderung die schönen Gegenden des weiten Stromgebietes kennen, manch charakteristischer Zug aus dem Volksleben und -charakter, aus der Tier- und Pflanzenwelt wird uns wiedergegeben. Das Buch erregt in seiner einfachen und doch trefflichen Darstellung in der That den Wunsch zum Besuch der geschilderten Gegenden, wie es für die Bekannten des Vaters Rhein die Erinnerung an die in seinem gastlichen Revier verbrachte Zeit in angenehmer Form wach erhält.

Diejenigen Leser, welche es vorziehen, an dem brandenden Gestade unserer Nordseeküste, insbesondere auf den nordfriesischen Inseln, Erholung von den täglichen Berufspflichten zu suchen, und die dann dort neben den landschaftlich reizvollen Bildern der größeren Inseln auch jene eigenartigen amphibischen Gebilde, die Watten, und die sie krönenden grünen Eilande mit dem empfängnisreichen Blick eines Naturfreundes zu betrachten vermögen, werden gern Notiz von einer kleinen Schrift nehmen, die die erfolgreichen Maßnahmen des Menschen zum Schutz und zur Vergrößerung der Inseln und Festlandsküste gegen die zerstörende Gewalt des Meeres sachkundig darstellt. Der Verfasser, Dr. Eugen Traeger, hat schon vor einigen Jahren in den „Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde" ein anschauliches Bild von den „Halligen der Nordsee" entworfen; sein Buch **Die Rettung der Halligen und die Zukunft der schleswig-holsteinischen Nordseewatten** (mit zehn Abbildungen und Skizzen; Stuttgart, Hobbing u. Büchle) giebt zunächst einen Rückblick über die Maßnahmen von seiten der Regierung zum Schutz der so oft von verheerenden Stürmen heimgesuchten Halligen. Die Konstruktion der Verbindungsdämme sowie der Uferschutzwerke wird erläutert und kritisiert. Gerade die ersteren sind für die Absetzung neuen Landes sowie zum Schutz der Watten und Inseln gegen Sturmfluten von besonderer Wichtigkeit, und daher erfordert die richtige Anlage derselben eine genaue Kenntnis der ganz eigenartigen Verhältnisse des zu- und abströmenden Wassers. Die Landerwerbungen in der Dithmarscher Bucht werden im zweiten Teile besprochen. Die Verhältnisse sind hier ähnlich wie auf den Inseln, nur wirken hier neben der Flut auch die ausmündenden Süßwasserläufe als aufbauender Faktor mit, aber beide nur so lange, bis die Watten mit entblößter Oberfläche an dem Wechsel der Gezeitenströmungen teilnehmen. Jetzt muß der Mensch zu einem ferneren Wachstum der Watten eingreifen, sonst zerstört das Meer wieder, was es selbst aufgebaut hat. Es müssen die Naturkräfte von kluger Menschenhand nur richtig geleitet werden, dann ist auch die stürmische Nordsee ein williger und unermüdlicher Arbeiter an der Vergrößerung und Bereicherung des deutschen Bodens; mit diesem Gedanken schließt die kleine Schrift, die das Interesse und Verständnis für die bis vor kurzem so vernachlässigten Inseln auch in weiteren Kreisen erwecken möge.

Leicht hingeworfene Skizzen und Erinnerungen von einer der jetzt so beliebten Nordlandfahrten sind die **Briefe aus dem hohen Norden,** eine Fahrt nach Spitzbergen mit dem H. A. P. A. G.-Dampfer „Auguste Viktoria" im Juli 1899, von Dr. E. Haffter. (Mit zahlreichen Abbildungen; Frauenfeld, J. Huber.) In leichtem Plauderton schildert der Verfasser die Eindrücke der seiner Heimat oft ähnelnden Naturschönheiten und entwirft ein unterhaltendes Bild von dem Leben des bunt zusammengewürfelten Touristenvolkes an Bord des schönen deutschen Dampfers und bei den kleinen Landausflügen in Norwegen und Island. Reiselustigen mag auch dieses neue Werkchen der Nordlandlitteratur die erwünschte Orientierung bieten.

Eine große Anziehungskraft besitzt natürlich in diesem Jahre Paris, und das lebhafte Interesse, das man allenthalben der Weltausstellung entgegenbringt, hat eine wahre Flut von Führern und Ratgebern für die Besucher der französischen Hauptstadt erzeugt. Unter diesen vielen Werken ist wohl an erster Stelle **Paris und Nordfrankreich** in „Meyers Reisebüchern" zu nennen. (Vierte Auflage; mit zehn Karten und dreißig Plänen; Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.) Ganz abgesehen davon, daß alle Reiseführer des Bibliographischen Instituts mit einer außerordentlichen Genauigkeit und Sorgfalt verfaßt sind, bietet die Durcharbeitung von vier Auflagen volle Gewähr dafür, daß die neue Auflage in jeder Beziehung den Ansprüchen der Besucher von Paris genügen wird. Besonders den Bedürfnissen der Deutschen ist Rechnung getragen worden, so daß der Führer ihnen bei allen Fragen, Zweifeln und Nöten in der französischen Metropole Auskunft erteilt. Die Sehenswürdigkeiten der Stadt und Umgebung sind sorgfältig beschrieben. Sehr dankenswert sind die zahlreichen historischen Angaben, ebenso wird die Erweiterung auf Süd-Belgien vielen Reisenden willkommen sein. An Plänen und Karten ist nicht gekargt, so daß weitere Führer überflüssig werden. Die Ausstellung ist durch Plan und Beschreibung so weit berücksichtigt, wie sie bei Schluß der Redaktion im März dieses Jahres zu übersehen war.

Ganz anders in seiner Art, aber zur vorläufigen Orientierung über Paris und Pariser Leben durchaus geeignet, ist das vortrefflich ausgestattete Buch: **Paris,** illustrierter Führer von K. E.

Schmidt. (Mit 132 Illustrationen und einem Stadtplan; Paris und Leipzig, F. Krüger.) In frischer und fesselnder Weise schildert der Verfasser seine Spaziergänge durch die Seinestadt. Unterstützt wird das Wort durch eine reiche und vorzüglich ausgeführte Illustrierung, die uns ein frisches und lebenswahres Bild von Paris mit seinen interessanten Bauten, dem gewaltigen Verkehr und dem bunten Leben und Treiben auf den Straßen entrollt.

Die Form eines didaktischen Romans wählt der erste Band von Stengels Reise-Bibliothek: R. M. Orlow, **Der Deutsche in Paris 1900** (Dresden und Berlin, Stengel u. Co.). Der Wille zu belehren ist ja sehr lobenswert, aber die Form ist doch etwas recht derb. Die beigefügten ganz gut ausgeführten Ansichtskarten sind das wertvollste und dürften wohl allerdings dem ersten Bedürfnis des Deutschen in Paris entgegenkommen.

Für die Litteratur über unsere Kolonien haben wir wieder neuen wertvollen Zuwachs erhalten. Curt v. François bietet uns in **Deutsch-Südwestafrika**, Geschichte der Kolonisation bis zum Ausbruch des Krieges mit Witbooi (mit vierzehn Kartenskizzen; Berlin, Dietrich Reimer), die bisher beste Darstellung der Geschichte dieses anfangs so stiefmütterlich behandelten Schutzgebietes. Wir erkennen, unter welch unendlichen Schwierigkeiten, an allen Ecken und Enden gefesselt durch Verhaltungsmaßregeln vom grünen Tisch aus, der unermüdlich thätige Offizier fünf lange Jahre den aufreibenden und undankbaren Posten als Führer der Schutztruppe, Reichskommissar und Landeshauptmann innegehalten hat, angefeindet von Kolonialgegnern und übereifrigen Kolonialfreunden. So ist denn die Schrift zunächst eine Verteidigung, und kräftig wehrt der Verfasser Angriffe und Vorwürfe ab, welche besonders in kolonialen Zeitungen und namentlich in v. Bülows Buch über Südwestafrika gegen ihn erhoben waren. Mit dem Beginn des offenen Kampfes gegen Witbooi schließt das Werk, und François läßt damit die Frage unerörtert, wem eigentlich das Verdienst der Niederwerfung Witboois gebührt, ihm oder Leutwein. Es ist außerordentlich erfreulich, daß ein so erprobter „Afrikaner“ wie François nun endlich wieder zur Feder gegriffen hat, und es wäre freudig zu begrüßen, wenn der Verfasser seine langjährigen Erfahrungen bei der Erforschung und Kolonisation des dunklen Erdteils nun auch einem größeren Publikum durch Niederschrift zugänglich machen würde.

Ein Seitenstück zu dem unlängst hier besprochenen Buche vom Grafen Pfeil bildet Dr. B. Hagens Werk **Unter den Papuas**, Beobachtungen und Studien über Land und Leute, Tier- und Pflanzenwelt in Kaiser-Wilhelm-Land. (Mit sechsundvierzig Vollbildern; Wiesbaden, C. W. Kreidel.) Der Verfasser war längere Jahre in Niederländisch-Indien, besonders in Deli thätig, er war also kein Neuling in den Tropen mehr, als er sich der Neu-Guinea-Compagnie als Arzt zur Verfügung stellte, um an der Astrolabe-Bai seine erfolgreichen anthropologischen Studien fortsetzen zu können. Leider gestatteten nun gerade die Berufspflichten dem Forscher nur auf wenigen kleinen Ausflügen das Land, seine Flora und Fauna aus eigener Anschauung kennen zu lernen; desto ausgiebiger war aber das Beobachtungsmaterial, das sich ihm als Arzt und Anthropologen bot. Doch kündigt der Titel ja nicht nur die eigenen Beobachtungen des Verfassers an, sondern auch seine Studien über das, was andere vor ihm veröffentlicht haben, und so besitzen wir in diesem neuen Werke Hagens eine der besten kritisch bearbeiteten zusammenfassenden Darstellungen vom Kaiser-Wilhelm-Land im allgemeinen und der Astrolabe-Bai im besonderen. Einem kurzen Reisebericht folgt ein äußerst interessantes und bemerkenswertes Kapitel über Klima und die Gesundheitsverhältnisse Neu-Guineas. Neu-Guinea ist durchaus kein deutsches Cayenne, ein paar der Hauptmörder wie Beriberi, Cholera und Pest fehlen, auch hat die Malaria dort keinen übermäßig bösartigen Charakter. Wenn die Kolonisation trotzdem Menschenleben genug gekostet hat, so muß man das mehr auf die Anfängerschaft, den Mangel an Erfahrung als auf die Tücke des Klimas setzen. Die Neu-Guinea-Compagnie hat gerade durch das System des Probierens, des ewigen Herumtastens viel gesündigt. Jede Eröffnung einer Station ist ein sanitäres Experiment, und jeder halbkultivierte und wieder verlassene Platz wird zu einem gefährlichen Krankheitsherd. Nur die größte Wildnis oder vollkommene Kultur schützen vor Malaria. Übrigens sprechen die Erfahrungen des Verfassers betreffs der Übertragung der Malaria nicht ausdrücklich für die von Koch verfochtene Moskitotheorie. Weiter wird die eigentümliche, an endemischen Arten verhältnismäßig reiche Pflanzenwelt geschildert. Die Tierwelt ist leider von deutschen Zoologen bisher arg vernachlässigt, was der Verfasser um so mehr bedauert, als er Neu-Guinea für das zoologisch interessanteste Land der Erde hält. Eine in jeder Beziehung gründliche Abhandlung über die Bewohner Neu-Guineas, die Papuas, nimmt schließlich über die Hälfte des Werkes ein. Es wird als feststehend betrachtet, daß die dunklere kraus- oder lockenhaarige Bevölkerung zuerst von Westen über den Malayischen Archipel eingewandert ist; ihr sind erst später die helleren schlichthaarigen Polynesier gefolgt, die aber die von den Papuas besetzten Gebiete nur gestreift haben. Auch in diesem Kapitel sind die Anwohner der Astrolabe-Bai ganz besonders berücksichtigt. Die Ausstattung durch Lichtdrucke ist vortrefflich, sie erleichtert das Verständnis und erhöht den wissenschaftlichen Wert des Werkes noch bedeutend. P. Ocke.

Die Wende des Jahrhunderts hat eine ganze Reihe sogenannter „historischer Rückblicke“ gezeitigt; nur wenigen unter ihnen aber darf man eine solche Beherrschung und Bewältigung des Stoffes nachrühmen wie dem schmalen Buche von Prof. Max Lenz, das er im Anschluß an eine berühmte Abhandlung Rankes **Die großen Mächte** betitelt hat (Berlin, Gebr. Paetel). Dem Verfasser ist es vortrefflich gelungen, aus dem Wust der äußeren Geschehnisse die bestimmenden Triebkräfte und Ideen des scheidenden Jahrhunderts herauszuschälen und uns ihren dramatischen Entwickelungsgang in einer schönen, philosophisch vertieften Sprache darzustellen.

„Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten“ hat Marie von Bunsen die intime Lebensgeschichte genannt, die sie von ihrem Vater, **Georg von Bunsen**, in einem mittelstarken Bande entwirft (Berlin, Wilh. Hertz). Ich kann mir nicht helfen: nach meinem Empfinden hat sie durch diesen Untertitel von vornherein einen falschen Ton in ihre pietätvolle Aufgabe hineingetragen, dessen trotzige, herausfordernde Bitterkeit aus dem „Lager der Sieger“ nicht ohne entsprechende Entgegnung bleiben wird. Und doch waren die ursprünglichen Motive zu ihrer Arbeit so herzlich, schlicht und natürlich. Was ihr Vater war, möchte sie schildern. Kein Typus, wohl aber eine Individualität. Seine gründliche weltmännische Bildung war mit unermüdlicher Güte gepaart, seine ästhetisch=vornehme Beanlagung mit unerschütterlichem Freimut. Diese Verquickung gab seinem äußerlich in den Bahnen des Politikers verlaufenden Lebenswege das eigenartige Gepräge. „Jetzt,“ bekennt die Verfasserin, „wo der Gewaltigste seiner Zeit, eine vulkanische Natur, mit vollendet dialektischer Feder seine machtvolle Anschauung den Abertausenden einprägt, ist es vielleicht richtig, vielleicht notwendig, die Gesinnungen einiger Gegner der herrschenden Weltanschauung zu kennen, sich im Lager der Besiegten umzusehen.“ Da ist also der Sporn, vielleicht sogar der Stachel, der zur Abfassung dieser Tragödie des Vorläufertums getrieben hat, mit aller nur wünschenswerten Offenheit aufgedeckt. An mehr als einer Stelle des Buches hat er die Verfasserin zu einer Polemik getrieben, die kaum recht im Sinne des Gefeierten ist, im Grunde aber baut sich mit diesem Werke doch ein historisch=biographisches Denkmal auf, an dessen individuellem Leben, an dessen Ideenreichtum und Unmittelbarkeit des Empfindens man seine warme Freude haben darf. Es ist zugleich so viel von dem reichen Leben der Zeit aus der politischen, der ästhetischen und besonders der litterarischen Sphäre in diesen weitgespannten, feingeschliffenen Spiegel übergegangen, daß man kaum irgendwo auf eine tote Stelle stößt. Namen wie Adolf Menzel, Graf Strachwitz, Bettina von Arnim, Ernst Moritz Arndt, Dahlmann, Alexander von Humboldt, Ranke, Jakob Bernays u. v. a. ziehen an uns vorüber. Am interessantesten aber sind diejenigen nicht spärlichen Stellen, wo nach Aufzeichnungen und Briefen Begegnungen Bunsens mit der prinzlichen Familie zu Koblenz, Berührungen mit Moltke, Bismarck und anderen einflußreichen Persönlichkeiten geschildert werden. Insbesondere die Charakteristik der Prinzessin Augusta, der späteren ersten deutschen Kaiserin, erfährt wichtige Ergänzungen. Das beste und bleibendste an dem Buche ist jedoch der Eindruck einer in sich harmonischen, in sich ruhenden, reifen Persönlichkeit: „ihr Dasein durchzieht keine sieghafte Durfanfare, wohl aber ein edler Mollaccord — vielleicht klingt dieser nach.“

F. D.

* * *

Festrede zur 500jährigen Geburtsfeier Johannes Gutenbergs, gesprochen in Mainz am 24. Juni 1900 von Albert Köster. (Leipzig, B. G. Teubner. Preis 1.20 Mk.) — Die Aufgabe eines Festredners bei kulturgeschichtlich bedeutsamer Gelegenheit und vor einer Zuhörerschaft, die statt der „Teile in der Hand“ die innere Wesenheit der Dinge, das „geistige Band“ sehen will, gleicht dem Berufe des Sängers, von dem es in Schillers „Graf von Habsburg“ heißt:

> Und wecket der dunklen Gefühle Gewalt,
> Die im Herzen wunderbar schliefen.

Auch von ihm wollen die Zuhörer nicht sowohl Neues und Überraschendes hören, als vielmehr die einzelnen Mosaiksteine des Wissens und Fühlens, die ein jeder im Inneren mitbringt, zu einem geschlossenen, einheitlichen Bilde zusammengefügt sehen, das ihnen dann wie eine befriedigende Lösung und Offenbarung ihrer eigenen bisher noch mehr oder minder unklaren Vorstellungen entgegenleuchtet. Albert Köster, der junge Leipziger Professor, der so früh einen der vornehmsten akademischen Lehrstühle der deutschen Litteraturgeschichte erklommen, hat diese ideale Aufgabe des Festredners mit seiner Mainzer Gutenberg=Rede vortrefflich gelöst. Seine Rede ist getränkt mit allen Ergebnissen der neuesten historisch=litterarischen Forschung über den Vater der deutschen Buchdruckerkunst, und doch sind alle Schlacken fachwissenschaftlicher Gelehrsamkeit von der harmonischen Form so gründlich überwunden, daß Gutenbergs geistiger Charakterkopf zu Schluß wie ein Gebild aus Künstlerhand vor uns steht. Auch in dem weiteren Verfolg der Rede, der die Aufgaben der Buchdruckerkunst in den folgenden Jahrhunderten der deutschen Geschichte schildert, herrscht jene warmherzige, innerliche Auffassung, die uns selbst ferne und fremde Dinge vertraut und nah erscheinen läßt. Als bleibendes Denkmal der Mainzer Feier wird die jetzt gedruckt vorliegende Rede allen Teilnehmern daran, wirklichen wie idealen, eine willkommene Gabe sein.

F. D.

* * *

Gustav Theodor Fechners vielgelesenes **Büchlein vom Leben nach dem Tode** erscheint soeben in vierter Auflage, der ersten nach dem Tode des Verfassers (Hamburg und Leipzig, Leopold

Voß). Die Verlagshandlung hat jetzt für die Ausgabe ein gefälliges Kleinoktav und einen vornehm-schlichten Pergamentband gewählt, so daß sich das Büchlein bei ernsten Gelegenheiten noch mehr als Geschenk eignet. Die in dieser geistreichen Schrift ausgeführte Idee, daß die Geister der Gestorbenen als Individuen in den Lebenden fortexistieren, fließt unmittelbar aus Fechners philosophischer Grundüberzeugung, daß die in Theologie und Naturforschung in gleichem Maße eingebürgerte abstrakte Trennung von Gott und Welt ein Unding sei; wie jene beiden, so verbinden auch das Hier und das Dort gleiche Gesetze. „Wie die Anschauung die Erinnerung vorbereitet und in ihr fortlebt, so geht das irdische Leben in das künftige ein, in ihm fortwirkend und zu höherer Stufe erhoben." Wer Erbauung in der ernsten Form und Methode philosophischen Denkens sucht, dem sei das Büchlein warm empfohlen.

Fechners weitverbreitetes phantasievolles Werk „Nanna oder über das Seelenleben der Pflanzen" hat einst Kurd Laßwitz herausgegeben, wie er später auch der Biograph des Philosophen geworden ist. Inzwischen hat er auf dem Gebiete der transcendentalen Philosophie selber eine rege Thätigkeit entfaltet. Außer dem anregungsreichen Buche „Auf zwei Planeten" verdanken wir ihm neuerdings eine Aufsatzsammlung, Beiträge zum Weltverständnis, die er **Wirklichkeiten** betitelt hat (Berlin, Emil Felber; geh. 5 Mk., geb. 6 Mk.). Die Religion steht im Mittelpunkte dieser Essays; ihr Verhältnis zur Moral, zum Gefühl, zum Bekenntnis, zur Natur wird in scharfsinniger, dabei poetischer und fesselnder Darstellung erörtert. Reich an Beobachtungen und interessanten Schlüssen ist vor allem aber das Kapitel „Unsere Träume", das manchem Widerspruch begegnen, dafür aber im gebildeten Familienkreise um so mehr Anregung und Veranlassung zum Austausch eigener Erfahrungen geben wird.

* * *

Von den „Berner Studien zur Philosophie und ihrer Geschichte", herausgegeben von Dr. Ludwig Stein, Professor an der Universität Bern, liegt uns Band XIX vor: **Das Wesen der Anschauung.** Ein Beitrag zur psychologischen Terminologie von Dr. Ulrich Diem aus St. Gallen. (Bern, Verlag von C. Sturzenegger.) — Ausgehend von dem Kantischen Lehrsatze „Auf welche Art und durch welche Mittel sich auch immer eine Erkenntnis auf Gegenstände beziehen mag, so ist doch diejenige, wodurch sie sich auf dieselben unmittelbar bezieht und worauf alles Denken als Mittel abzweckt, die Anschauung", unternimmt es Verfasser, unter Heranziehung der Aussprüche einer großen Anzahl von Philosophen, Psychologen und Pädagogen, das Wesen der Anschauung zu erläutern und festzustellen und eine einheitliche wissenschaftliche Bedeutung des Begriffes zu erstreben. Am Schlusse seiner eingehenden Darlegung streift der Verfasser, der selbst seit Jahren als Zeichenlehrer thätig ist, den Einfluß der Anschauung und des richtigen Sehenlernens auf den Zeichenunterricht und weist darauf hin, wie nötig gerade in diesem Punkte eine energische, einsichtige Reform wäre. Der vorliegenden Studie soll als zweiter Teil eine Abhandlung über das „Wesen der Anschauung bei Pestalozzi und bei Herbart" folgen, welche die Theorien beider Pädagogen einer kritischen Betrachtung unterziehen und Vorschläge für Verbesserungen und Ergänzungen bringen wird.

Auf wesentlich anderen Gebieten bewegen sich die nachfolgenden drei Neu-Erscheinungen. In seiner Dissertation **Der Urzustand der Menschheit** giebt Th. Maaß, Rektor und Hilfsprediger, eine — wie der Untertitel lautet — religions- und naturwissenschaftliche Studie über die biblischen und kirchlichen Lehren vom Urzustande. Er bietet damit eine interessante Arbeit, interessant auch besonders deswegen, weil darin die verschiedenartigen, oft weit auseinandergehenden Ansichten der Theologen und Philosophen, von den alten Kirchenlehrern bis zu Schleiermacher und Kant, zusammengetragen sind und der Widerstreit der Gedanken zu eigenem Forschen anregt. — Unter dem Gesamtnamen **Vorträge über Nietzsche,** Versuch einer Wiedergabe seiner Gedanken von Ernst Horneffer (Göttingen, Franz Wunder), ist eine Sammlung von Vorträgen herausgegeben worden, die der Verfasser vor einigen Jahren vor gemischter Zuhörerschaft hielt. Das Ziel, das er s. Z. damit verfolgte und das ihn jetzt zu einer Veröffentlichung bewog, erklärt sich ohne weiteren Kommentar. Die einzelnen Abschnitte beherrschen drei Hauptpunkte: Nietzsche, der Philosoph und Prophet — Der Übermensch — Die Umwertung aller Werte. Die Vorträge sind in ihrer ursprünglichen Fassung geblieben und — dem Zweck entsprechend, dem sie einst dienen sollten, nämlich gebildete Laien mit dem Wesen und den Lehren des großen Dichter-Philosophen bekannt zu machen — schlicht gehalten und zum Teil breit ausgesponnen. Sie überliefern uns die Hauptzüge der Nietzscheschen Theorie, auch den Grund, auf welchem sie sich aufbaute, und wollen zu einer gerechten, vorurteilsfreien Betrachtung derselben führen, ein eigenes Urteil über sie erwecken. Obgleich der Verfasser selbst Nietzsche-freundlich gesinnt ist, sucht er sich stets der Objektivität zu befleißigen und nirgends einen bestimmenden Einfluß auszuüben. Die Lehre von der ewigen Wiederkunft ist in den Vorträgen nur gestreift worden, da Verfasser zur Zeit, als er mit ihnen vor die Öffentlichkeit trat, noch nicht tief genug in den Geist derselben hatte eindringen können. Eine Sonderschrift, die in Kürze erscheint, wird sich eingehend und ausschließlich mit diesem Gegenstande beschäftigen. Trotz dieser kleinen Lücke seien die Vorträge dem gebildeten Leser, welcher sich über das Hauptsächlichste der Nietzsche-Lehre unterrichten will, bestens empfohlen. — Gegen den Spiritismus, das Geister- und Hexenwesen zieht Dr. Rudolf Kleinpaul in seinen spiritistischen und antispiritistischen Plaudereien **Modernes Hexenwesen** (Verlag von C. G. Nau-

mann in Leipzig) energisch zu Felde. Er ist sich zwar bewußt, daß er einen Kampf gegen Windmühlen aussicht, wenn er die Welt von einem Jahrhunderte alten, eingewurzelten Aberglauben bekehren will. Dennoch unternimmt er das Wagnis und führt in einer Reihe zwangloser Plaudereien die bekannten Zauberkunststücke der Magier und Fakire, die seltsamen Erscheinungen des mittelalterlichen Hexenwesens, die modernen Wunder des Spiritismus und verwandter Gebiete auf ihren Urgrund zurück, von dem aus sie dann in natürlicher Folge sich vor unserem Auge aufbauen und entwickeln. Die Erklärungen, die Dr. Kleinpaul für die angeführten mystischen Vorgänge giebt, sind dem denkenden Leser im allgemeinen nicht neu. Er weiß, daß die letzteren zum großen Teil auf Einbildungen: Traumgesichten, Suggestion und Autosuggestion, auf Hallucinationen und Illusionen beruhen; immerhin ist es interessant, zu verfolgen, wie der Verfasser an der Hand thatsächlicher Geschehnisse die Mystifikationen aufdeckt, die ganze Generationen in ihrem Bann gehalten haben. Es wäre zu wünschen, daß das Buch die verdiente Verbreitung fände, zumal auch in der Frauenwelt.

M. Dr.

* *
*

Die **Zeitschrift für pädagogische Psychologie,** die vom zweiten Jahrgang ab den Zusatz **und Pathologie** erhält, herausgegeben von Dr. Ferdinand Kemsies, Oberlehrer an der Friedrichs-Werderschen Oberrealschule zu Berlin (Verlag von Hermann Walther, Berlin), hat mit Erscheinen des sechsten Heftes ihren ersten Jahrgang abgeschlossen. Wir haben schon einmal empfehlend auf das Unternehmen hingewiesen, das, seinen Zielen getreu, rüstig vorwärts schreitet und dem Pädagogen sowohl als dem Psychologen manche interessante und dankenswerte Anregung giebt. Jedes Heft enthält drei bis vier größere Abhandlungen und — was besonders hervorzuheben ist — die verschiedenen Sitzungsberichte der psychologischen Vereine zu Berlin, Breslau und München.

Über die **Pädagogischen Monatshefte** (Pedagogical Monthly), Zeitschrift für das deutsch-amerikanische Schulwesen, Organ des nationalen deutsch-amerikanischen Lehrerbundes (Verlag: The Herold Co. 431 to 435 Broadway, Milwaukee, Wis.), läßt sich nach den drei bisher erschienenen Heften noch kein abschließendes Urteil fällen. Jedenfalls aber ist der Gedanke der Herausgeber, eine Art internationalen pädagogischen Meinungsaustausches herbeizuführen, lebhaft anzuerkennen. Er kann sich in seinen Folgen als wirksames Gegengewicht auswachsen zu der Einseitigkeit, welcher der Lehrberuf nur allzu leicht ausgesetzt ist, und viel dazu beitragen, die Ansichten hüben und drüben zu erweitern und zu vertiefen. Die beiden Unterabteilungen der Monatshefte: Korrespondenzen und Umschau, bringen eine gedrängte Übersicht der einschlägigen Vorgänge in allen Kulturländern. Von den Artikeln nennen wir als besonders lesenswert G. M. Richters Aufsatz „Der deutsche Doktortitel in Amerika“ (Heft 3); wir finden hierin die bedauerliche Thatsache erklärt und begründet, daß der deutsche Doktortitel in Amerika mehr und mehr an Ansehen verliert. Als Redacteur der „Pädagogischen Monatshefte“ zeichnet sich Max Griebsch, Lehrer am Nationalen Deutsch-amerikanischen Lehrerseminar, Milwaukee; als Leiter der Abteilung für höheres Schulwesen M. D. Learned, Ph. D., Professor der deutschen Sprache und Litteratur an der Universität von Pennsylvanien, Philadelphia.

M. Dr.

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. — Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten.
Redaktion unter Verantwortung von Dr. Adolf Glaser in Berlin und Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen sind zu richten an:
die Redaktion von Westermanns Illustrierten Deutschen Monatsheften in **Braunschweig.**

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY
BERKELEY

Return to desk from which borrowed.
This book is DUE on the last date stamped below.

26Jan'53VW
JAN 1 3 1953 LU

LIBRARY USE ONLY
MAR 1 0 1989
CIRCULATION DEPT.

RECEIVED BY
MAR 1 0 1989
CIRCULATION DEPT.

OCT 3 0 2001

LD 21-100m-7,'52 (A2528s16) 476

U.C. BERKELEY LIBRARIES
C005247937
910827
1P30
W4
v.88
THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY